Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Karl Ewald Hasse, Hermann Levi, Franz Koppel-Ellfeld.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 71. Bandes.

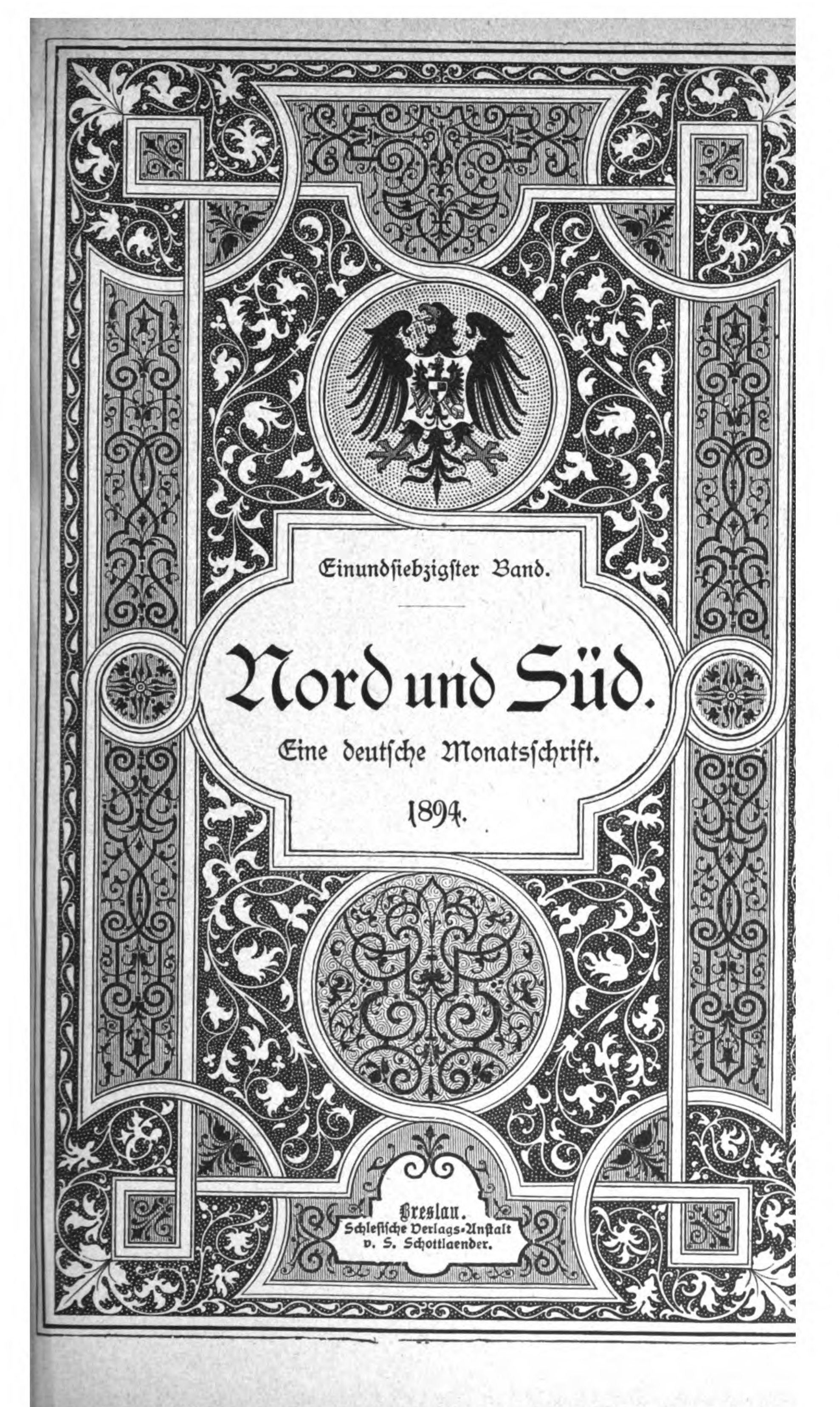
October. — November. — December.

1894.

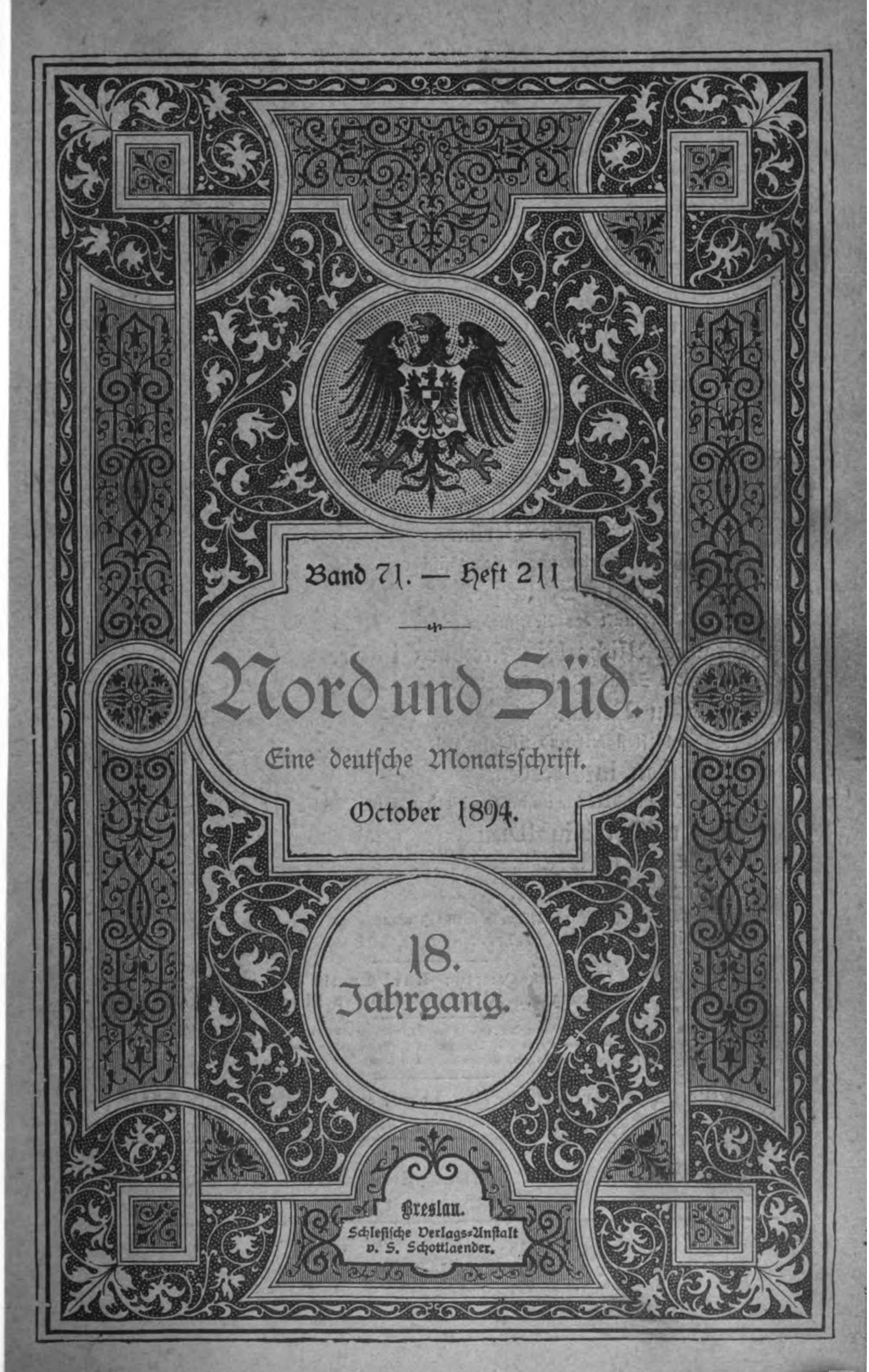
Inhalt des 70. Bandes.

Mit den Portraits von:
Karl Ewald Hasse, Hermann Levi, radirt von Wilhelm Rohr in München, und Franz Koppel-Ellfeld, radirt von Johann Lindner in München.





Einundsiebzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1894.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.


Band 71. — Heft 211
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
October 1894.
18.
Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXI. Band. — October 1894. — Heft 211.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Ewald Hasse.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

October 1894.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Karl Ewald Hasse.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

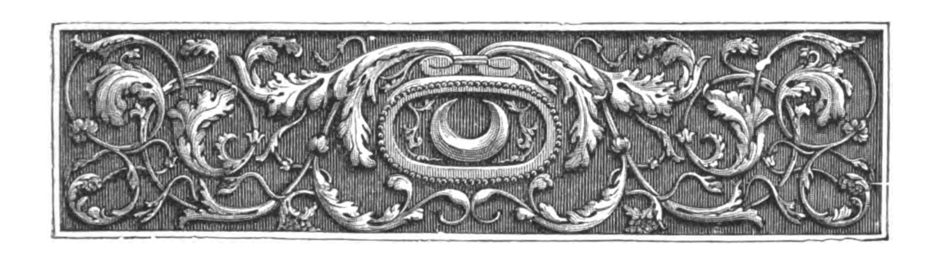
„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von





Die schöne Dschanfedá Hanum und ihre Verfolger.

Eine türkische Geschichte

von

Rudolf Lindau.

— Konstantinopel. —

In Angora lebte vor vielen Jahren ein Mann Namens Junnüß, der für den reichsten Bewohner der Stadt galt, und in dessen Hause alle Reisenden und Wanderer, ob vornehm oder gering, arm oder reich, stets gastfreundliche Aufnahme fanden. Junnüß hatte eine tugendhafte Frau, die er innig liebte, und als diese nach kurzer Krankheit starb, war er bis zum Tode betrübt. Er brach die Handelsbeziehungen ab, die er bis dahin gepflegt hatte, und zog sich so sehr von allem Verkehr mit seinen früheren Freunden und Bekannten zurück, daß er bald nur noch seine beiden Kinder, Osman und Dschanfedá, und den Imam*) einer in der Nähe seines Hauses gelegenen Moschee sah. Osman war ein gottesfürchtiger, kluger Jüngling; von Dschanfedá erzählte man in den Harem, sie sei das schönste Mädchen der Stadt, ja wohl des ganzen Reiches; der Imam war ein häßlicher Mensch von etwa vierzig Jahren, aber von einiger Gelehrsamkeit und großer Klugheit. Er hatte es verstanden, die Freundschaft und das volle Vertrauen Junnüß' zu gewinnen.

Der Imam liebte Dschanfedá, wennschon er sie seit ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Die Haremsberichte über ihre unvergleichliche Schönheit, die durch seine Mutter, welche dem alternden Sohne nicht mißtraute, an seine Ohren gedrungen waren, hatten seinen Verstand getrübt, alle Gottesfurcht in ihm getödtet und maßlose Leidenschaft und Begierde in seinem

*) Priester.

Herzen entfacht. Dschanfedás Bild, wie er es sich nach der Beschreibung seiner Mutter ausmalte, groß, schlank, mit tiefschwarzem Haar, blauen Augen und marmorweißem Antlitz, verfolgte ihn Tag und Nacht, ließ ihn Speise und Trank vergessen, so daß er zum Skelett abmagerte und grausenhaft anzusehen war. Er wußte wohl, daß Junnüß ihm seine Tochter niemals zum Weibe geben würde, da er arm, alt und häßlich war, und wenn er bemerkte, wie die Kinder in der Straße sich erschreckt von ihm abwandten, so erkannte er auch, daß Dschanfedá freiwillig nicht an seiner Seite bleiben würde, aber dennoch sann er unausgesetzt darauf, wie er sich durch List oder Gewalt in den Besitz der schönen Jungfrau setzen könnte. Da kam ihm der Gedanke, daß er damit anfangen müsse, Junnüß und Osman aus Angora zu entfernen, damit Dschanfedá des starken Schutzes ihres Vaters und ihres Bruders beraubt werde. Er benutzte die Traurigkeit, die Junnüß seit dem Tode seiner Frau überfallen hatte, um diesem eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten als das gottgefälligste und deshalb beste Heilmittel gegen seine Schwermuth anzupreisen, und Junnüß, dem das Leben in Angora keine Freude mehr bot, ging sogleich auf den vom Imam angeregten Gedanken ein. Er befahl seinem Sohne Osman, Alles zu einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach Mekka und Medina vorzubereiten, und nach wenigen Tagen schon waren die Beiden reisefertig.

Junnüß hatte einen alten Intendanten, der seit vielen Jahren im Hause nach eigenem Ermessen schaltete und waltete und dort Alles in guter Ordnung hielt, aber Junnüß' Freundschaft für den Imam war größer als sein Vertrauen zu dem ehrlichen Diener, und so stellte er den Imam über einen Verwalter, indem er Jenem eine große Summe Geldes übergab und ihn bat, die Rechnungen zu bezahlen, die der Intendant ihm zur Bestreitung der Unkosten des Haushaltes vorlegen würde. Der Haushofmeister fühlte sich dadurch tief gekränkt, aber er schwieg, wie dies seine Pflicht als Diener war.

Nachdem Junnüß und Osman Angora seit zwei Wochen verlassen hatten, ließ der Imam den Intendanten rufen und befahl ihm, Rechnung über seine Ausgaben während der vergangenen zwei Wochen abzulegen. — Der Verwalter war darüber erstaunt, denn sein Herr hatte niemals Aehnliches von ihm gefordert.

„Ich bedarf Eures Geldes nicht," sagte er. „Ich kann mit dem, was ich besitze, bis zur Rückkehr meines Herrn auskommen."

„Ich sehe wohl," erwiderte der Imam, „daß Du vorziehst, mit meinem Freunde Junnüß abzurechnen, den Du täuschen kannst, weil er blindes Vertrauen zu Dir hat; aber ich vertrete ihn jetzt, und es ist meine Pflicht, darauf zu achten, daß er in seiner Abwesenheit nicht von diebischem Gesinde betrogen werde. Du mußt mir sogleich Rechnung ablegen; verweigerst Du dies, so hast Du das Haus zu verlassen oder ich rufe Dich vor den Kadi."

„Ich fürchte nicht, vor dem Kadi zu erscheinen," sagte der Verwalter, „denn ich habe nichts Unrechtes gethan, und die alten Leute dieser Stadt, in der ich geboren bin und mein Bart weiß geworden ist, kennen mich für einen ehrlichen Mann; auch der Kadi weiß, daß ich es bin; — doch ziehe ich vor, ein Haus zu verlassen, in dem Ihr über mich gestellt worden seid. Ich werde Euch die Schlüssel, die noch in meinem Besitz sind, aushändigen lassen. Was dann noch in Junnüß' Hause geschehen mag, dafür werdet Ihr allein verantwortlich sein."

Als der Imam die Schlüssel in seinen Händen hielt, war er erfreut, denn er wähnte, daß er dem Ziele, nach dem er strebte, nun nahe gerückt sei. — Er bemühte sich zunächst, die Lebensweise Dschanfedás genau kennen zu lernen und benutzte dazu seine arglose alte Mutter. Diese kannte Dschanfedá seit ihrer Geburt, und bei der Freundschaft, die deren Vater mit dem Imam verband, war es natürlich, daß sie ein häufig und gern gesehener Gast im Harem des reichen jungen Mädchens war. Wenn dann die alte Frau nach diesen Besuchen wieder mit ihrem Sohn zusammentraf, so erzählte sie bereitwillig und unaufgefordert Alles, was sie im Laufe des Tages in Gesellschaft der Dschanfedá Hanum erlebt hatte. Nach kurzer Zeit war der Imam mit den regelmäßigen Gewohnheiten des Lebens, das die heimlich Geliebte führte, vollständig vertraut. Auf diese Weise wußte er auch, daß Dschanfedá an schönen Abenden gern in dem großen Garten verweilte, der sich, von hohen Mauern umgeben, hinter dem Hause ihres Vaters ausbreitete. Sie war dabei gewöhnlich von Dilbeer, ihrer Lieblingssklavin begleitet, doch kam es nicht selten vor, daß diese, wenn sie einen Auftrag im Hause auszuführen hatte, die Herrin in dem sicheren Garten allein ließ. Auf seine Kenntnisse dieser Verhältnisse baute nun der Imam den thörichten und frevelhaften Plan, sich der Person Dschanfedás zu bemächtigen. Er schlich sich allabendlich in den Garten, wobei er eine schmale Thür in der Mauer benutzte, die, dem am anderen Ende gelegenen Hause gegenüber, vom Garten unmittelbar in's Freie führte. Er entging somit der Beobachtung des Pförtners, der den Eingang zum Hause bewachte, sowie der zahlreichen Diener und Sklaven, die sich im Hofe und in den daran grenzenden Gebäuden aufhielten. In dem Garten standen viele alte Bäume und verdeckte Lauben, so daß es Jemand, der die Oertlichkeiten so genau kannte wie der Imam, leicht war, sich dort den unaufmerksamen Blicken harmloser Spaziergänger zu entziehen.

Als die Zeit des Vollmondes nahte, erschienen Dschanfedá und Dilbeer jeden Abend im Garten. Die beiden Mädchen setzten sich dann gewöhnlich auf eine breite steinerne Bank, die, etwa in der Mitte des Gartens, unter einer mächtigen Platane angebracht war. Dort hörte man die Nachtigallen schlagen und andere Vögel in Liebesweh rufen und schluchzen, so daß die Herzen derer, die ihnen lauschten, sich mit unbeschreiblichem Sehnen füllten. Schwiegen die Vögel einen Augenblick, so trat sogleich Todtenstille ein, und

die Ruhe unter den duftenden Bäumen, deren Blätter im milden Mondlicht erzitterten, wurde dann so feierlich, daß die Mädchen nur leise zu flüstern wagten oder am liebsten schwiegen.

Dschanfedá und Dilbeer waren in leichten Gewanden gekleidet und gingen unverschleiert, wie im Harem, da sie keines Mannes Blick zu fürchten hatten. Doch wurden sie von Augen, gieriger als die eines hungrigen Wolfes, überwacht. Der Imam, im schwarzen Schatten eines Baumstammes, stand nur wenige Schritte hinter ihnen.

Am vierten Abend erschien Dschanfedá ohne Begleitung und ließ sich auf ihren Lieblingsplatz nieder. Sie trug ein gelbseidenes leichtes Hemde, das bis zu ihren kleinen Füße reichte, in der Mitte durch einen breiten goldenen Reif zusammengehalten war und Arme und Hals frei ließ. Ihr aufgelöstes Haar bedeckte wie ein Mantel aus langen, schwarzen glänzenden Seidenfäden die zart geformten Schultern, den schmalen Nacken, den Rücken und die schlanken Hüften.

Der heiße Athem des Imam flog wie der eines abgehetzten Thieres, sein Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen. Er trat hervor. Dschanfedá fuhr erschreckt in die Höhe und stand kerzengerade, stumm, zitternd, bleich vor ihm. Er hatte die Worte, die er ihr bei der ersten Begegnung sagen wollte, die er sich wohl hundert Mal wiederholt hatte, die das Herz des jungen Mädchens rühren sollten, vergessen. Er konnte nur beide Arme nach ihr ausstrecken und wimmernd murmeln: „Dschanfedá! Dschanfedá!“

Da kam dem geängstigten Mädchen die Stimme zurück. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der wie ein geller Pfiff die Stille der Nacht durchschnitt, und wollte entfliehen. Aber der Imam hatte sie mit seinen knochigen Armen gepackt und zog sie unwiderstehlich an sich. Sie fühlte sich umschlungen, emporgehoben, sie vernahm unheimliches Aechzen, Stöhnen, scheußliche Lippen suchten ihren Mund und fanden ihn, und sie glaubte sich unrettbar verloren, als sie in geringer Entfernung die ängstliche Stimme Dilbeers vernahm:

„Herrin! Herrin! Ich komme!“

„Zu Hilfe! Rette mich! Der Imam!“

Dschanfedá fühlte sich plötzlich frei und sank zu Boden. Fast vergingen ihr die Sinne, aber im nächsten Augenblick hörte sie die weiche Stimme der geliebten Sklavin und fühlte deren sanfte Hände auf Gesicht und Armen:

„Was ist geschehen? Oh, Herrin, was ist geschehen?“ jammerte Dilbeer.

„El hamdu-lillah,“ murmelte Dschanfedá. „Du kamst zur rechten Zeit. Folge mir! Schnell! Hier ist es nicht geheuer.“

Im Lauf erreichten die beiden Mädchen den Harem, und dort erzählte Dschanfedá ihren entsetzten Zuhörerinnen, daß sie von einem Manne überfallen sei, in dem sie den Imam erkannt habe.

„Den Imam? Das Scheusal?“ riefen die Dienerinnen.

„Ja, den Imam, den Freund meines Vaters.“

Als der elende, gottvergessene Imam die Stimme Dilbeers vernommen, da war sein Verstand plötzlich wieder Herr seiner Sinne geworden, und er hatte erkannt, daß sein verbrecherischer Anschlag mißlungen sei. Er war entflohen und, durch die Gartenthür in der Mauer, zu der er den Schlüssel hatte, in's Freie gelangt, vorläufig vor jeder Verfolgung sicher. — Der böse Geist, der sich seiner bemächtigt hatte, flüsterte ihm neue, üble Rathschläge ein. Da er Dschanfedá nicht besitzen konnte, so wollte er sie verderben. — Er begab sich langsam nach Hause. Während des Weges reiften in ihm die schändlichen Pläne, mit denen er sich trug. Seine Mutter erwartete ihn, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Er trat ihr unfreundlich entgegen und sagte: „Weshalb verschwiegt Ihr mir, was im Harem der Tochter meines Freundes Junnüß vorgeht?“

Die alte Frau antwortete: „Ich verstehe Dich nicht. Ich habe Dir nichts Geheimes verschwiegen. Im Harem der Dschanfedá Hanum geht Alles so zu, wie es gute Ordnung und Sitte erheischen.“

„So hat das listige Mädchen auch Euch getäuscht,“ fuhr der Imam fort, und darauf erzählte er seiner erstaunten Mutter, er habe durch geheime Kundschafter, die er angeworben, weil er der Dschanfedá schon seit einiger Zeit mißtraute, in Erfahrung gebracht, daß die pflichtvergessene Tochter seines Freundes im Geheimen ein Liebesverhältniß mit einem Ungläubigen angeknüpft habe und mit diesem zu entfliehen beabsichtige. Es sei ihm soeben gelungen, das verbrecherische Paar zu überraschen. Der Fremdling habe die Flucht ergriffen, und Dschanfedá würde ihm gefolgt sein, hätte er sie nicht gewaltsam zurückgehalten.

„Nun begebt Euch morgen früh zur Dschanfedá Hanum,“ schloß er seinen lügnerischen Bericht, „und sagt ihr, meine Befehle, die ich Namens ihres Vaters ertheilte, wären, sie dürfe den Harem nicht wieder verlassen und bis zur Rückkehr ihres Vaters oder Bruders Niemand, außer ihren Dienerinnen, darin empfangen. Sie sollte nicht versuchen, ungehorsam zu sein, denn ich würde sie im Geheimen auf Schritt und Tritt überwachen lassen. — Nachdem Ihr der Dschanfedá diese Befehle mitgetheilt habt, müßt Ihr Euch sogleich wieder entfernen. Sie wird wahrscheinlich versuchen, mit Euch zu sprechen und ihre Missethat in Abrede zu stellen, dann sollt Ihr sie aber unterbrechen und sagen: ‚Mein Sohn hat mir Alles erzählt, was ich zu wissen brauche.‘ Und ich wünsche, daß Ihr weiter kein Wort sagt, noch ein Wort von ihr anhört, sondern Euch schleunig zu mir zurückbegebt. Ich werde Euch erwarten.“

Die Mutter des Imam sagte: „Niemals hätte ich der Dschanfedá Hanum so viel Schlechtigkeit zugetraut. Sie sieht gut und rein aus, und ich hatte sie immer dafür gehalten.“ Darauf führte sie den Auftrag, den der Sohn ihr gegeben hatte, getreulich aus. —

„Wie nahm Dschanfedá Eure Mittheilung auf?“ fragte der Imam seine Mutter, als diese wieder zurückgekehrt war.

„Sie brach in Thränen aus und sagte: ‚Auch ohne den Befehl Eures Sohnes hätte ich den Harem vor der Rückkehr meines Vaters nicht wieder verlassen. Ich fürchte mich vor dem Abscheulichen. Ich bin jetzt schutzlos; aber sagt ihm, er werde den Zorn meines Vaters kennen lernen.‘ Darauf antwortete ich nach Deinem Wunsche: ‚Mein Sohn hat mir Alles erzählt‘, und entfernte mich sogleich wieder. Es war ein schwerer Gang für mich, denn ich habe Dschanfedá Hanum gleich einer Tochter geliebt.“

„Ihr habt wohl gethan,“ entgegnete der Imam. „Ich danke Euch.“

Darauf schrieb der Imam einen ausführlichen Brief an Junnüß, in dem er die Lügen, die er seiner Mutter bereits aufgetischt hatte, wiederholte und noch weiter ausschmückte und ihm anempfahl, seine Rückkehr nach Angora möglichst zu beschleunigen, damit Dschanfedá nicht Schimpf und Schande über sein Haupt brächte. „Ein verliebtes Mädchen ist schwer zu überwachen,“ schloß er seinen Brief, „und ich weiß nicht, ob meine geringen und unerfahrenen Kräfte dazu genügen werden. Den ersten Liebhaber habe ich verjagt; aber ein zweiter kann auftauchen. Euerer Tochter mißtraue ich, und sie muß wohl sehr listig sein, da es ihr gelungen ist, Euch selbst und auch meine Mutter vollständig über das Sündhafte ihrer Regungen zu täuschen. Daß sie plötzlich züchtig und aufrichtig geworden sein sollte, dazu müßte sie ihre ganze Natur verändern. Das glaube ich nicht: denn wer einmal in den Bergen gewesen ist, ist bedacht, dorthin zurückzukehren.“

Diesen Brief übergab der Imam einem sicheren Boten, dem er große Eile anempfahl und dem es gelang, die Karawane, mit der Junnüß seine Pilgerfahrt angetreten hatte, in der syrischen Wüste zu überholen.

Junnüß las den Brief aufmerksam durch, wozu er lange Zeit gebrauchte; dann reichte er ihn seinem Sohne Osman, der dem Vater seit Ankunft des Boten nicht von der Seite gewichen, weil er begierig war, zu erfahren, welch' wichtige Angelegenheit die Entsendung eines Briefes verursacht haben mochte.

Der unglückliche Vater verharrte eine Nacht und einen Tag, ohne zu sprechen und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und erst kurz vor Morgengrauen des zweiten Tages, als die Karawane zum Weitermarsch aufbrechen wollte, rief er Osman zu sich und befahl ihm, nach Angora zurückzukehren. Er solle dort zuerst den Imam aufsuchen und nachdem dieser die Schuld Dschanfedás bestätigt, die Unwürdige tödten; Alles was sie an Juwelen und kostbaren Gewanden besessen habe, solle vom Imam verkauft und an die Armen der Stadt vertheilt werden, nur den goldenen Gürtel, der von ihrer tugendhaften Mutter herrühre, und den der Vater ihr befohlen habe, niemals abzulegen, solle er ihr abnehmen und ihm zum Zeichen, daß seine Befehle ausgeführt worden sein, zurückbringen.

Osman erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, den Vater milder zu stimmen, und da ihm seine Schwester sehr theuer gewesen war, so trat er mit tiefer Trauer im Herzen den beschwerlichen Rückweg nach Angora an. Auch er hegte jetzt bitteren Groll gegen Dschanfedá, doch würde er, hätte es in seiner Gewalt gestanden, ihres Lebens geschont und sie zur Gefangenschaft in einem entlegenen Theile des Harems verurtheilt haben. Er hatte dies seinem Vater angedeutet, aber der hatte sein Anliegen mit strenger Gebärde stumm zurückgewiesen.

Nach langer Fahrt traf Osman endlich wieder in Angora ein. Unterwegs hatte er seltsame Traumbilder gehabt. Dschanfedá war ihm erschienen und hatte ihn bittend und traurig angesehen: „Glaube mir, glaube dem Lügner nicht; ich bin unschuldig, schone meines Lebens!" Das Bild der unglücklichen Schwester verfolgte ihn auch am Tage, und während er auf dem Rücken seines unhörbar dahinschreitenden, schnellfüßigen Kameels durch schreckliche Einöden zog, vernahm er Dschanfedás weiche Stimme: „Ich bin unschuldig, schone meines Lebens." Seine Traurigkeit wurde immer größer, und er fühlte sich daran erkranken, aber er wußte, daß es ihm oblag, seinem gekränkten Vater ein gehorsamer Sohn zu sein, und der Entschluß, dessen Befehle auszurichten, schwankte nicht in ihm.

Mit finsterem Ernst begrüßte der Imam den Heimgekehrten, und unbewegt vernahm er dessen Botschaft, er käme nach Angora, um Dschanfedá zu tödten, falls sie schuldig sei.

„Sie ist schuldig, schuldig alles dessen, was ich Deinem Vater geschrieben habe. So handle nach seinen Befehlen."

Darauf begab sich Osman nach dem väterlichen Hause und in den Harem zu seiner Schwester. Diese war höchlich erstaunt, ihren Bruder, den sie in Mekka wähnte, plötzlich vor sich zu sehen; aber ihre Verwunderung war keine freudige, sondern gab Unruhe und Beängstigung zu erkennen.

„Was führt Dich jetzt schon nach Angora zurück?" fragte sie. „Dem Vater ist hoffentlich kein Unfall zugestoßen? Du selbst siehst elend und traurig aus."

„Ich fühle mich elend und traurig. Der Vater war nicht krank, als ich ihn verließ. Was mich nach Angora zurückgeführt hat, das werde ich Dir später erzählen. Jetzt mache Dich bereit, mich zu begleiten."

Osman führte seine Schwester, sobald sie Mantel und Schleier angelegt hatte, an das Ufer des Engüri-Su und ging ihr lange Zeit stromaufwärts voran, bis die Beiden eine einsame Stelle erreicht hatten. Dort bedeutete Osman seine Schwester, sich unter einem Baume niederzulassen, dessen Wurzeln in den schnell vorbeischießenden Strome hineingriffen, und vor ihr stehend, mit tiefer Traurigkeit in Stimme und Gebärde, sagte er, er wäre mit dem Auftrag seines Vaters nach Angora gekommen, sie zu tödten, weil sie sich einem Ungläubigen hingegeben und mit diesem zu entfliehen beabsichtigt habe.

Dschanfedá konnte auf diese Anklagen zuerst nur durch Thränen antworten; dann erzählte sie mit zitternder Stimme, was an jenem verhängnißvollen Abend vorgefallen war. Aber Osman war durch den verlogenen Brief des Iman auf die Darstellung seiner Schwester vorbereitet und glaubte ihr nicht. Und je öfter und eindringlicher sie die Betheuerungen ihrer Unschuld wiederholte, je mehr war Osman von ihrer Schuld überzeugt.

„Löse jenen Gürtel und gieb ihn mir," sagte er.

Als er den Reif in der Hand hielt und Dschanfedá emporheben wollte, um sie in den Strom zu stürzen, denn ihr Blut zu vergießen, dazu fehlte ihm die Kraft, zauderte er noch einmal vor dem Vollbringen der furchtbaren Aufgabe, seine eigene Schwester zu tödten; doch kam ihm der Gedanke nicht, seinem Vater ungehorsam zu sein. „Es muß sein!" sagte er vor sich hin. Er nahm Dschanfedá in seine Arme, und seiner Sinne kaum noch mächtig, näherte er sich schwankenden Schrittes dem steilen Ufer. Da vernahm er Dschanfedás Stimme:

„Glaube mir, glaube dem Lügner nicht, ich bin unschuldig, schone meines Lebens."

Osman ließ Dschanfedá aus seinen Armen gleiten und blickte verwirrt um sich. Das waren dieselben Worte, die er im Traume gehört und die während des Rittes durch die Einöden und Wüsteneien von Syrien und Kleinasien so oft an sein Ohr gedrungen waren. War es nicht eine Stimme des Himmels, die er vernommen hatte? Stand nicht im heiligen Koran, daß Allah die Seelen der Schlafenden bei sich aufnimmt?

„Ich will Deines Lebens schonen, Dschanfedá," sagte er kaum hörbar; „Gott wird mir den Ungehorsam gegen meinen Vater verzeihen, da er selbst mir befiehlt, Dich nicht zu tödten."

Darauf versank er in tiefes Nachsinnen, und als er daraus erwachte, berieth er milde und ruhig mit seiner Schwester, was geschehen müsse, um ihr selbst das Leben zu lassen, gleichzeitig aber dem Vater den neuen Schmerz zu ersparen, seinen Sohn als einen Ungehorsamen zu erkennen. Endlich kamen sie überein, dem Vater müsse der Glauben gelassen werden, daß seine Tochter todt sei, und diese solle in ein fernes Land fliehen, so daß er sie niemals wiedersehen würde. Dann übergab ihr Osman eine ansehnliche Summe Geldes, die er noch von der Reise in seinem Gürtel bei sich trug und verabschiedete sich wie ein Bruder von ihr. Sie weinte dabei so bitterlich, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten.

„Du ziehst mit Gott," sagte er endlich. „Was er für Dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen." (Wörtlich: „Du wirst nun lesen, was auf Deiner Stirn eingeschrieben ist.")

In Angora berichtete Osman dem Imam, Dschanfedá sei todt, gönnte sich im vaterlosen Hause einige Tage Rast und schloß sich endlich einer Karawane an, um in Mekka, wie er es mit seinem Vater verabredet hatte, wieder mit diesem zusammenzutreffen. Es kostete ihm große Ueberwindung,

dem Imam nicht zu sagen, daß er ihn für einen Lügner halte, aber er wußte, daß er dadurch den Argwohn seines Vaters erweckt haben würde, und deshalb schwieg er. — Der Imam, der Osman als einen gehorsamen Sohn kannte, schöpfte keinen Verdacht. Das ernste Wesen des Bruders der unglücklichen Dschanfedâ bedurfte für Den, der in Osman den Henker der eigenen Schwester erblickte, keiner Erklärung.

Dschanfedâ schritt inzwischen unverzagt ihres Weges. Sie war dem Tode so nahe gewesen, daß das Geschenk des Lebens allein genügte, ihr junges Herz mit Muth und Hoffnung zu füllen. Und dann: zum ersten Male seit langer Zeit athmete sie frei wieder auf, denn sie hatte niemals gezweifelt, daß der Imam sie mit tödtlichem Haß verfolgen werde. Nun hatte er seine Rache gekühlt, und sie fühlte sich frei von den Verfolgungen des Niederträchtigen. — Gegen Abend erblickte sie auf einer weiten Ebene einen Hirten, der dort seine Schafe weidete. Sie schritt auf ihn zu und stand bald vor einem alten, von den Jahren gebeugten Mann, mit einem milden Antlitz, in dem ein Paar große Augen, hell und klar wie die eines Kindes, freundlich leuchteten. Dschanfedâ begrüßte ihn artig und fragte ihn, ob er ihr nicht den Anzug eines Hirten verschaffen könnte.

„Was willst Du, meine Tochter, mit Manneskleidern anfangen?“ fragte der Hirt.

„Ich will sie meinem Bruder schenken,“ antwortete Dschanfedâ.

„Nun, ich könnte Dir vielleicht helfen,“ fuhr der Hirt fort; „denn ich besitze seit einigen Jahren schon ein neues Gewand, das ich aber noch nicht getragen habe, weil ich damit warten wollte, bis ich einmal nach Angora gehen müßte. Aber das kann noch lange dauern. Wenn Du mir zurückerstatten willst, was ich dafür gegeben habe, so will ich es Dir überlassen.“

Der Hirt nannte eine bescheidene Summe, und Dschanfedâ und er wurden ohne Weiteres handelseinig. Darauf schaffte der Hirt aus dem nahen Zelte einen neuen Anzug aus festem, hellbraunem Tuch herbei, an dem Nichts fehlte — auch die hohe Schäfermütze, Sandalen und Gürtel waren dabei.

Dschanfedâ eilte leichten Herzens damit davon, und als sie bald darauf einen Wald erreicht hatte, verbarg sie dort ihre eigenen Gewänder unter trockenem Laub und abgebrochenen Aesten und kleidete sich von Kopf bis zu Füßen in den neuen Hirtenanzug. Ihre langen Haare band sie in einem festen Knoten auf dem Scheitel zusammen, so daß sie unter der Schäfermütze versteckt werden konnten, und auch die Sandalen wußte sie, wennschon nur mit großer Mühe, für ihre zierlichen Füße einigermaßen passend zu machen. Als sie sich noch den langen, breiten Gürtel um die schlanken Hüften geschlungen, da erschien sie wohl als der anmuthigste Hirtenknabe, den man je gesehen hatte. — Nun eilte sie, so schnell ihre leichten Füße sie tragen konnten, einem Dorfe zu, dessen Minaret sie schon seit geraumer Zeit erblickt hatte und das sie wenige Minuten nach Sonnenuntergang

erreichte. Ein junger Mann, den sie am Brunnen vor dem Dorfe traf, führte sie vor das Haus des reichsten Bewohners des Dorfes, bei dem sie während der Nacht gastfreundliche Aufnahme fand. Am nächsten Morgen zog sie in aller Frühe weiter, verbrachte auch die zweite Nacht unter gastfreiem Dache, und so ging es noch viele Tage fort, bis sie eines Morgens das Meer erreichte, das sie nie zuvor gesehen hatte und dessen Anblick sie mit Bewunderung erfüllte.

Dschanfedâ war sich bewußt, daß ihre Verkleidung eine unvollkommene war, und hatte es während der ersten Tage vermieden, sich in den Dörfern, die sie zu durchziehen hatte, bei hellem Tageslicht zu zeigen. Sie war immer vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hatte erst in der Dämmerungsstunde Aufnahme für die Nacht gesucht. Sie wußte nicht, wohin sie zog, und sie machte sich auch keine Gedanken darüber, was schließlich aus ihr werden würde. Die letzten Worte ihres Bruders: „Du ziehst mit Gott! Was er für Dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen," genügten zu ihrer Beruhigung. Doch betrat sie jedes neue Haus, in dem sie rasten wollte, mit großer Befangenheit, und schon zu verschiedenen Malen hatte sie unter freiem Himmel übernachtet, um nicht genöthigt zu sein, die Gastfreundschaft fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Diese Bedenklichkeiten hatten sie des Wanderns müde gemacht, und als sie sich nun am Meere sah und viele Tagereisen weit von Angora wußte, da beschloß sie, sich in der ersten größeren Stadt, die sie antreffen würde, für einige Zeit niederzulassen. Sie hatte den Geldvorrath, den ihr Bruder ihr mitgegeben, kaum berührt, und konnte der Zukunft für geraume Zeit ohne Sorgen entgegensehen. Ehe ihre Mittel aufgezehrt seien, hoffte sie, Anstellung in einem Harem gefunden zu haben. Es handelte sich für sie jetzt zunächst darum, den Männeranzug, den sie trug, wieder gegen Frauenkleider einzutauschen.

Gegen Abend des Tages, an dem Dschanfedâ an das Meeresufer gelangt war, erblickte sie die alte Stadt Ismid vor sich; aber als sie ermüdet dort angelangt, war es bereits späte Nacht geworden. Sie wagte nicht, sich nach einem Obdach umzusehen, und nachdem sie sich an einem Brunnen mit einem Stück Brod und einigen Datteln, die sie unterwegs gekauft, gelabt hatte, trat sie in einen offenen Garten und ließ sich dort unter einen Baum wieder, wo sie, an den Stamm gelehnt, alsbald in tiefen Schlaf versank.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die ihr auf das Gesicht fielen, weckten sie plötzlich. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie mit Verwunderung, daß sie sich in dem schönsten Garten befand, den sie je gesehen hatte. — Rings umher auf sorgfältig gepflegten Beeten blühten und prangten neben herrlichen Rosen und anderen Blumen fremdartige Gewächse von sonderbaren Formen und erstaunlicher Farbenpracht; die Bäume vom schönsten Grün, hell und dunkel, strotzten von Lebenskraft, einige waren mit lieblichen duftenden Blüthen bedeckt, an anderen hingen schon reifende Früchte, und die Wege und Alleen waren so sauber gehalten, hie und da mit weißen,

rothen und blauen Steinchen gepflastert, daß man hätte glauben können, sie seien mit buntfarbigen Teppichen und Matten bedeckt, um sie dem Fußgänger angenehm und dessen Auge gefällig zu machen. Als die überraschte Dschanfedá auf die andere Seite des mächtigen Baumstammes trat, an dem sie während der Nacht geruht hatte, sah sie zu ihren Füßen ein Bassin aus weißem Marmor, mit krystallhellem Wasser gefüllt, in dem Gold- und Silberfischchen spielten und in das die alten Bäume, die das Becken umstanden, ihre dunklen Schatten warfen; auch sich selbst erblickte Dschanfedá in dem klaren Wasser, und sie vertiefte sich so sehr in die Betrachtung des lieblichen Bildes, das ihr die glatte Fläche wiedergab, daß sie erschreckt auffuhr, als sie plötzlich menschliche Stimmen vernahm. Nun wollte sie entfliehen, aber auf dem Wege, den sie einzuschlagen hatte, um an die weiße Mauer zu gelangen, die sie hinter Bäumen und Gesträuch hervorragen sah, kamen ihr vier Männer mit dunklen Gesichtern, in bunter arabischer Tracht entgegen, von denen ein Jeder ein ruhig dahinschreitendes Pferd an langer Leine führte. Die Männer hatten sie noch nicht erblickt. Sie trat schnell hinter den Baumstamm, der sie ganz verbarg. Die rauhen Stimmen näherten sich, schon glaubte sie langsamen, dumpfen Hufschlag zu vernehmen. Sie hatte als Kind, im Garten ihres Vaters, wie ein Eichkätzchen in den Bäumen gespielt, und ohne sich zu bedenken, klomm sie jetzt in die Höhe, um sich hinter dichten Aesten und Blättern den Blicken der fremden Männer zu entziehen. Bald hatte sie einen sicheren Platz gefunden, und von dort aus erspähte sie nun neugierig, was zu ihren Füßen vorging.

Die Pferde, die mit lang ausgestrecktem Hals an das Becken getreten waren, hatten die Köpfe wieder gehoben und blickten aufmerksam in das Wasser.

„Nun? Seid Ihr nicht durstig? Trinkt!“ hörte Dschanfedá einen der Männer sagen.

Dann traten die Vier an das Wasser; es war rein und ungetrübt, die alten Bäume spiegelten sich darin wie immer, die Männer erkannten nichts Ungewöhnliches. Sie streichelten liebkosend die seidenglatten Hälse der Pferde und sprachen ihnen freundlich, wie Kindern, zu: „Trinkt, Lieblinge, trinkt! Das Wasser ist frisch und rein.“

Aber die Pferde blieben unbeweglich. „Sie sind verhext,“ sagte einer der Araber. „Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß Dschinn zur richtigen Stunde den Trunk verweigert. Und seine drei Brüder thun ein Gleiches. Sie sind verhext.“

Der zweite Araber wurde ungeduldig. „Trink!“ rief er dem Hengste zu, den er an der Leine hielt, und er versuchte, dessen Kopf gewaltsam nach dem Wasser zu ziehen. Aber das Thier warf den stolzen Nacken unwillig in die Höhe und wieherte leise.

Da ließ sich plötzlich in geringer Entfernung vom Baume eine gebieterische Stimme vernehmen. „Was treibt Ihr hier? Weshalb laßt Ihr die Thiere nicht trinken?“

Die Araber warfen sich nieder und berührten mit ihren Stirnen den Erdboden. Dann antwortete der Eine, noch immer in knieender Stellung, den Kopf demüthig gebeugt:

„Oh, Padischah! Die Pferde sind verhext. Sie wollen nicht trinken."

Der Mann mit der gebieterischen Stimme näherte sich gelassen. Er war von hoher Gestalt und edlem Anstand. Auf seinem weißen Gesicht lagerte ein Ausdruck tiefer Ruhe, wie Dschanfedá ihn noch auf keines Menschen Antlitz bemerkt hatte. Jetzt stand er am Rande des Beckens, neben den Pferden und blickte in das Wasser. Das war hell und klar — aber in dem Schatten des Brunnens zeigte sich etwas Fremdartiges: ein großer dunkler Körper.

Der Padischah hob den Kopf, und alsbald entdeckte er Dschanfedá. „Komm herunter," sagte er.

Dschanfedá ließ sich den glatten Stamm hinabgleiten, dabei wurde ihr Beinkleid etwas in die Höhe gestreift, und der Sultan erblickte einen feinen, blendend weißen Knöchel.

Gleich darauf stand Dschanfedá bleich und zitternd vor dem Herrscher. Aber dieser blickte sie freundlich an, und alle Härte war aus der gebieterischen Stimme geschwunden, als er sagte:

„Was thatest Du in dem Baum, wo Dein Schatten meine Pferde erschreckte?"

„Ich hatte dort Obdach gesucht."

„Obdach? Bist Du heimatlos?"

„Ich bin von meinem Vater geflohen, weil er mir zürnte."

„Wie heißt Dein Vater?"

„Junnüß von Angora," antwortete sie unüberlegt.

„Und Du selbst?"

„Behiéh." — Sie hatte sich in dem Augenblick, in dem sie die Frage vernahm, klar gemacht, daß sie nicht versuchen dürfte, den Sultan über ihr Geschlecht zu täuschen; aber ihren wahren Namen wollte sie nicht sagen, aus Furcht, dies könnte sogleich zur Entdeckung ihrer Abkunft führen und sie ihrem Vater verrathen.

Die Pferde hatten inzwischen in langen Zügen ihren Morgentrunk eingesogen, und die Männer wollten sich lautlos entfernen, um sie nun wieder in den Stall zu führen. — Der Sultan wandte den Kopf nach ihnen und sagte nachlässig:

„Eine Sänfte! Hierher!"

Einer der Araber sprang in weiten Sätzen davon, von dem Pferde, das er an der Leine führte, lustig gefolgt.

Dschanfedá oder Behiéh, wie sie von nun an heißen sollte, wurde bald darauf von schwarzen Sklaven in den Harem getragen, der zu dem Jagdschloß von Ismid gehörte. Der Sultan hatte eine besondere Vorliebe für diesen Landsitz, so daß er ihn oftmals, wenn die Regierungsgeschäfte seine Abwesenheit von Stambul gestatteten, auf längere oder kürzere

Zeit besuchte. — Der Großherr, der langsam vorangeschritten war, hatte im Harem bereits seine Befehle gegeben, als Behiéh dort eintraf. Sie wurde von stillen, gewandten Sklavinnen ehrerbietig empfangen und in ein kühles Gemach geführt, aus dem sie eine halbe Stunde später, kostbar geschmückt, wieder hervortrat, um in einem anderen Raume den Besuch des Padischah zu erwarten.

Dschanfedá war in Angora als das schönste Mädchen des Reichs gepriesen worden, und das Urtheil der kleinen Stadt erwies sich nun als richtig. Der Sultan hatte nie etwas Schöneres gesehen, als das junge Mädchen, das mit züchtig zu Boden geschlagenen Lidern vor ihm stand. Als sie auf seine Anrede den Blick zu ihm erhob und er in die tiefen, blauen, reinen Kinderaugen schaute, da entflammte er in nie gekannter Leidenschaft zu dem schönen Wesen und beschloß, es zu seiner Gemahlin zu machen. — Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden noch an demselben Abend statt, und vier Tage später brachten vom Sultan entsandte Boten Hochzeitsgeschenke für die jüngste Gemahlin des Großherrn aus Stambul zurück, die einer Sultanin würdig waren: Kopfreifen, Hals- und Armbänder, Gürtel, Ohr- und Knöchelreifen aus lauterem Golde, mit Diamanten und Perlen verziert, einen mit Edelsteinen besetzten Spiegel, mit Diamanten durchwirkte Schleier, Pantoffeln, mit Perlen gestickt, Stelzenschuhe für's Bad aus Gold mit Juwelen besetzt, und zahlreiche Gewänder aus den kostbarsten Stoffen für alle Tages- und Jahreszeiten. — Der große Reichthum in dem Dschanfedá seither gelebt hatte, kam ihr jetzt ärmlich vor, doch dachte sie mit Wehmuth an ihre freie Jugend im Harem von Angora und an ihre Verwandten, die sie, trotz der grausamen Behandlung, die ihr von ihrem Vater zu Theil geworden war, noch immer zärtlich liebte. Und auch an Dilbeer, ihre Lieblings-Sklavin, dachte sie und hätte sie an Stelle der stummen Frauen gewünscht, die ihre Dienste um sie ohne Freude verrichteten.

Nachdem der Sultan seinen Aufenthalt im Jagdschloß von Jsmid noch um zwei Wochen über seine ursprünglichen Pläne hinaus verlängert hatte, kehrte er nach Stambul zurück, von Behiéh begleitet, für die in einem Theil des Harems von Top-Kapu eine besondere Wohnung mit großer Pracht eingerichtet worden war. Nach einem Jahre genas sie dort eines schönen Knaben, wodurch die Zuneigung des Sultans zu ihr noch vergrößert wurde, so daß sie bald für den größten Liebling des Padischah galt und von den anderen Frauen, die sich durch sie aus dem Herzen des Großherrn gedrängt fühlten, mit Neid und Eifersucht behandelt wurde. Aber Niemand wagte, das zu zeigen, überall begegnete sie freundlichen Blicken und hörte artige Worte, und ihre Sklavinnen, die sie zu Anfang aus Furcht allein aufmerksam bedient hatten, schlossen sich bald in treuer Anhänglichkeit an sie an, weil ihre unvergleichliche Schönheit, ihre Milde und Herzensgüte auf Alle, die das Glück hatten, ihr näher treten zu dürfen, einen unwiderstehlichen Zauber ausübten.

Ein großer Sultan kennt nicht die kleinliche Neugierde gewöhnlicher Menschen. Der Großherr wußte, daß Behiéh schön war, daß sie ihm allein angehörte, er erkannte, daß sie sich des Zusammenseins mit ihm freute, und er lauschte gern ihrer weichen Stimme, wenn sie, ihn einschläfernd, leise sang oder ihm Geschichten aus ihrer Heimat erzählte, die von Urahnen bis zu ihrer Mutter gekommen waren und die diese ihr als Kind und junges Mädchen erzählt hatte. Mehr verlangte der Sultan nicht von Behiéh; es kümmerte ihn nicht zu wissen, woher sie kam. Seit den Fragen, die er bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr an sie gerichtet, hatte er sich nicht wieder nach ihrer Herkunft erkundigt. Sie stammte aus Angora, ihr Vater, der sie schlecht behandelt hatte, führte den Namen Junnüß. Dessen würde sich der Sultan vielleicht noch erinnert haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, daran zu denken — aber er dachte nicht daran. Diese Gleichgiltigkeit des Padischah, die der Großartigkeit seines Charakters entsprang, war nicht etwa von einem Mangel an Theilnahme für die von ihm bevorzugte Gemahlin begleitet, und als er sie eines Tages traurig und nachdenklich fand, fragte er sie, was ihr fehle. Sie antwortete nach einigem Zögern und mit oftmals wiederholtem Dank für das gnädige Wohlwollen, das ihr der Sultan nun seit drei Jahren bezeuge, und für das sie ihm in unverbrüchlicher Treue und Liebe zugethan sei, Heimweh verzehre sie, sie sehne sich danach, ihre Anverwandten, von denen sie seit ihrer Trenung von ihnen nie wieder gehört hätte, einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederzusehen. Der Sultan, der sie von ihrer Traurigkeit heilen wollte, ertheilte ihr die zur Reise nöthige Erlaubniß, wofür sie ihm mit Thränen dankte, und traf Anordnungen, wonach die Sultanin, denn eine solche war sie seit der Geburt ihres Sohnes, die beabsichtigte Reise standesgemäß unternehmen könnte: ein Wagen für sie und den Prinzen, der sie begleiten sollte, zahlreiche andere Wagen für den Leibarzt der Sultanin und für die männliche und weibliche Haremsdienerschaft, die ihr Gefolge bildeten, wurden reisefertig gemacht, und vierzig Soldaten der berittenen Leibwache des Padischah auserlesen, unter dem Befehl eines alten Hauptmanns, für die persönliche Sicherheit der Sultanin und des Prinzen, während des Durchmarsches durch einsame Landstriche, in denen Räuber hausten, Sorge zu tragen. An die Spitze des ganzen Zuges wurde, mit Recht über Leben und Tod während der Fahrt, ein noch junger Wesir gestellt, der sich durch seine Klugheit und anscheinende Treue das volle Vertrauen des Sultans zu erwerben gewußt hatte.

Während der ersten Tage der langsamen Reise ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Die Sultanin saß, allen Anderen, als ihren Dienerinnen, unsichtbar, in verschlossenem Wagen, in dem sie auch ihre Mahlzeiten einnahm und den sie nur verließ, um bei Ankunft in dem Orte, in dem übernachtet werden sollte, dicht verschleiert in den Harem zu treten, in dem Wohnung für sie vorbereitet worden war. Je weiter der Zug in das

Innere Anatoliens vordrang, je drückender wurde die Hitze, schließlich geradezu unerträglich. Der zweijährige Prinz erkrankte. Der herbeigerufene Arzt schrieb das Leiden des Kindes der Hitze zu, die in dem verschlossenen Wagen herrschte, und verordnete, daß während der Mittagszeit an schattigen Stellen gerastet, und daß die Fenster und Vorhänge des Wagens nur während kühler und feuchter Nässe geschlossen, am Tage aber stets offen gelassen werden sollten. Die Sultanin gehorchte diesen Vorschriften unbedenklich, und bald trat Besserung in dem Zustande des kleinen Kranken ein.

Nun saß die Sultanin während des ganzen Tages am offenen Wagenfenster. Der feine Schleier ließ die Züge ihres Antlitzes errathen, und aus der schmalen Oeffnung unterhalb der Stirn blickten ihre großen Augen blauleuchtend hervor. Als der junge Wesir, beim Vorbeireiten an dem langsam dahinrollenden Wagen der Sultanin, diese Augen zum ersten Male erblickte, da hatte sein Herzschlag gestockt, und seitdem verfolgten sie ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht: Liebeswahnsinn, wie er den Imam von Angora zum abscheulichen Verbrecher gemacht hatte, bemächtigte sich seiner und zerstörte seine Vernunft. Sein Sinnen ging fortan nur noch dahin, wie er sich der Person der Sultanin bemächtigen könnte; alles Andere, ja sein Leben, erschien ihm werthlos.

Der Zug hatte bereits den Punkt überschritten, wo sich der Engüri-Su, an dem die Stadt Angora liegt, in den Sakaria ergießt, und das Ziel der Reise konnte in zwei Tagen erreicht werden. Schon zeigten sich die Minarets des Dorfes Istanos, in dem die vorletzte Nacht verbracht werden sollte, als der Wesir Halt zu machen befahl und, unter dem Vorwande, er wolle feststellen, ob in dem armseligen Flecken ein der Sultanin würdiges Unterkommen zu finden sei, dorthin vorausritt. Er kam nach einer Stunde auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse zurück und begab sich zunächst zum Leibarzt der Sultanin, dem er erzählte, in Istanos wütheten die Blattern, namentlich unter den Kindern, und der Ort müsse deshalb umgangen werden. Da aber ein anderes Dorf vor dem nächsten Morgen nicht mehr erreicht werden könnte, so verbliebe nur, Vorrichtungen zu treffen, um die Nacht an dem Platze zu verbringen, auf dem man sich gerade befand. Der Arzt erblickte darin keine Gefahr für die Gesundheit der ihm anvertrauten Sultanin und des Prinzen, und nachdem er einen Rundgang mit dem Wesir unternommen hatte, bezeichnete er für den Wagen, in dem die Sultanin übernachten sollte, eine Stelle, auf die der Wesir ihn aufmerksam gemacht hatte: unter einem vereinzelten Baum, auf einer kleinen Anhöhe, die nur für einen Wagen Platz gewährte.

„Die Luft dürfte dort oben reiner sein, als in der niedrigen Ebene, in der Nähe des Flusses,“ bemerkte der Wesir.

„Ganz richtig,“ bestätigte der Arzt.

Nachdem der Wagen auf den Hügel geführt worden war, wurden die Pferde ausgespannt, damit ihr Scharren und Wiehern am frühen Morgen

die Ruhe der Sultanin nicht störe, und mit den anderen Pferden zusammengebracht, die am Fuße der Anhöhe, in der Nähe der Haremswagen, an langen, in den Boden gerammten eisernen Bolzen festgebunden waren. — Für den Wesir, den Hauptmann und den Leibarzt wurden Zelte aufgeschlagen; die Soldaten waren nicht verwöhnt: sie streckten sich neben ihren abgezäumten und abgesattelten Pferden zur Ruhe nieder.

Der Wesir und der Hauptmann hatten eine Runde um das kleine Lager vollendet und dabei Alles in Ordnung gefunden. Als sie sich trennen wollten, sagte der Wesir:

„Habt Ihr Wachen zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt?"

„Das habe ich, wennschon von keiner Seite Gefahr droht."

„Wo stehen die Posten?" fragte der Wesir weiter.

„Am Fuße des Hügels, zur Rechten und Linken des kaiserlichen Wagens."

„Nun, dann kann der Sultanin und dem Prinzen kein Unfall zustoßen," sagte der Wesir.

„Inschallah! Gott gebe es," entgegnete der Hauptmann.

Es war dunkle Nacht geworden, der Himmel hatte sich mit Gewölk überzogen, die Luft war schwül, rings umher herrschte tiefe Stille. Man vernahm das Plätschern und Rauschen des nahen Engüri-Su. Aus weiter Ferne tönte der klagende Ruf eines Nachtvogels herüber.

Der Wesir bot dem Hauptmann gute Nacht, dieser antwortete mit höflichem Dank; dann verschwand ein Jeder in seinem Zelte.

Einige Stunden später trat der Wesir unhörbaren Schrittes wieder in's Freie. Alles im Lager war in tiefen Schlaf versunken; auch die beiden Schildwachen, die zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt waren, mochten wohl ihrer Pflicht nur unaufmerksam walten, da sie wußten, daß von Außen keine Gefahr drohte, und die einfachen Männer an einen Verräther im Innern des Lagers nicht dachten. Der Himmel war noch immer bewölkt und schien das schwarze Vorhaben des Wesirs begünstigen zu wollen. Er schlich sich auf einer der freien Seiten des Hügels an den Wagen der Sultanin und lauschte dort mit gespannter Aufmerksamkeit. Nirgends ließ sich ein verdächtiger Laut vernehmen. Darauf öffnete der Wesir leise die Wagenthür und beugte den Kopf vorwärts. Alles blieb still. Jetzt vernahm er die ruhigen, tiefen Athemzüge der Behiéh Hanum und ihres Sohnes; und nun trat er in das Innere des Wagens und schloß die Thür behutsam hinter sich wieder zu. — Alles dies war geräuschlos geschehen; doch empfand die Sultanin die Nähe eines fremden Wesens und murmelte kaum hörbar, wie im Traum:

„Seid Ihr es, Herr?"

Aber in demselben Augenblick war sie jählings und schrecklich erweckt, denn eine breite, kräftige Hand hatte sich auf ihren Mund gelegt und drückte ihr Haupt in das weiche Kissen, auf dem es ruhte. Dann vernahm sie die Stimme des Wesir:

„Wenn Ihr den leisesten Laut hervorbringt, um Hilfe herbeizurufen, so ist Euer Kind und so seid Ihr des Todes! Wollt Ihr mich ruhig anhören, so legt als Zeichen Eure Hand auf die meine.“

Sie that so, und er gab ihren Mund wieder frei. Darauf richtete sie sich halb in die Höhe und tastete nach ihrem Kinde. Es lag ruhig schlummernd neben ihr; aber als sie den Versuch machte, es aus der unmittelbaren Nähe des Wesir zu entfernen, da fühlte sie dessen schwere Hand:

„Das Kind bleibt in meiner Gewalt als Unterpfand Eures Schweigens. So lange Ihr Eurem Versprechen treubleibt, droht ihm keine Gefahr. Ihr haltet sein Leben in Euren Händen. — Nun vernehmet meine Worte.“

Er sprach lange und eindringlich auf die Ueberfallene ein. Sie solle mit ihm entfliehen und in einem Lande, wohin die Gewalt des Sultans nicht reichte, sein Weib werden. Er habe Alles zur Flucht vorbereitet. Verweigere sie, mit ihm zu ziehen, so werde sie und ihr Kind und so werde auch er sterben. „Wisse,“ sagte er, „daß ich bereits seit einer Stunde im Wagen bei Dir war, ehe Du aus dem Schlaf erwachtest. Zwei meiner Diener, die in geringer Entfernung von hier vor der Thür lauern, haben mich bei Dir eintreten sehen. Sie können vor dem Sultan bekunden, daß Du mich zur Nachtzeit während einer Stunde in Deiner unbewachten Nähe geduldet hast. — Damit würde Dein Todesurtheil unwiderruflich gesprochen sein, wie stark auch die Zuneigung sein mag, die der Sultan für Dich hegt. Und so hast Du nur die Wahl, mit mir zu ziehen und zu leben — oder zu sterben.“

Der Wesir log, indem er so sprach: Allein war er gekommen, von Niemand gesehen, hatte er die Sultanin überfallen, und diese war sogleich nach seinem Eintritt in den Wagen erwacht. Seine Lügen und Drohungen bezweckten, Behiéh zu erschrecken und in seine Gewalt zu treiben. Was darnach geschehen würde, darüber hatte er sich keine Gedanken bilden können, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das Eine gerichtet: sich der Sultanin zu bemächtigen.

Behiéh nahm jedes seiner Worte in sich auf und sah sich unrettbar verloren, denn daß sie eines qualvollen Todes sterben würde, wenn der Sultan von ihrem nächtlichen Alleinsein mit einem anderen Manne erfahre — das wußte sie — das mußte so sein. Aber so sehr sie auch ihr junges Leben liebte, sie wollte es nicht durch Untreue und Ehrlosigkeit erkaufen. Unbemerkt suchte und fand ihre Hand in der Dunkelheit das Schloß, das die Wagenthür öffnete, und während der Wesir immer eindringlicher auf sie einsprach, abwechselnd flehte und drohte, und in seiner blinden Leidenschaft kaum noch erkennen konnte, was vorging, öffnete sich die Wagenthür plötzlich unter dem Druck der Hand Behiéhs, und diese sprang in's Freie. Ihre weiße Gestalt flog, wie die eines gehetzten Wildes, die Anhöhe hinunter, dem Engüri-Su zu. Der Wesir hörte, wie sie von der Schildwache angerufen wurde; gleich darauf erklang das harte Schwingen einer Bogensaite

und das Schwirren eines fliegenden Pfeiles, und dann vernahm der Wesir deutlich heftiges Aufrauschen des Flusses, wie wenn ein großer schwerer Körper hineingeworfen würde.

Da begann das Kind im Wagen kläglich zu schreien und rief nach seiner Mutter. Der Wesir packte es wüthend am Halse und würgte es, und bedeckte es mit den Kissen und Decken, die auf dem Bette lagen. Das arme gemordete Wesen gab keinen Laut mehr von sich; hätte es noch gelebt, so würden die Kissen, unter denen es begraben war, sein Schreien erstickt haben.

Alles dies war so schnell geschehen, daß der Wesir sein Zelt bereits wieder erreicht hatte, ehe es im Lager unruhig wurde. Nun hörte er die laute Stimme des Hauptmanns, und sogleich, als wäre er plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, trat er vor sein Zelt und fragte gebieterisch, was der Lärm zu bedeuten, wer es gewagt habe, die Nachtruhe der Sultanin zu stören.

Der Hauptmann antwortete kurz: er habe die Schildwache rufen hören, er erwarte die Meldung der aufgestellten Posten. — Der Wesir blieb neben dem Soldaten stehen, wobei er verschiedentlich Zeichen von Ungeduld gab, als die Wachen nicht sogleich erschienen. — Endlich standen diese vor dem Hauptmann.

„Ich war auf meinem Posten," berichtete einer der beiden Soldaten, „als ich plötzlich eine weiße Gestalt, die von der Anhöhe kam, wie im Fluge an mir vorbeihuschen sah. Ich rief sie an, und da sie keine Antwort gab, so sandte ich ihr auf's Gerathewohl einen Pfeil nach. Dann hörte ich, daß sie in's Wasser sprang, und lief an das nahe Ufer; aber es war nichts mehr von ihr zu sehen."

In dem Augenblick erscholl von der Anhöhe wildes Schreien und Klagen: „Die Sultanin und der Prinz sind verschwunden! Oh, über uns Unglückliche! Unsere geliebte Herrin ist uns geraubt!"

Fackeln wurden herbeigebracht. Bei dem gelblichen, schauerlichen Lichte, das sie verbreiteten, sah der Wesir, daß sich das gebräunte Soldatengesicht des Hauptmanns mit fahler Blässe überzogen hatte. Die Beiden erklommen schnellen Schrittes die Anhöhe. — Sie fanden den Wagen von jammernden Sklavinnen umringt. Als sie sich der Thür näherten, ertönte ein geller Schrei des Entsetzens: „Der Prinz! Der Prinz! Der süße Liebling! Ermordet! Ermordet!"

Ein Sklavin stand in der offenen Wagenthür. Sie hielt die weiße Leiche des ermordeten Kindes zwischen ihren zitternden schwarzen Händen und zeigte sie den Umstehenden.

„Erdrosselt . . . seht! erdrosselt haben die Fluchwürdigen ihn!" rief sie und deutete auf die grausigen Merkmale des Mordes, die das Kind um seinen zarten Hals trug.

Auf Befehl des Wesirs wurden nun sämmtliche Soldaten mit Fackeln versehen, um beide Ufer des Flusses sorgfältig abzusuchen. Sie kamen

nach einer Stunde unverrichteter Sache zurück. Nirgends war eine Spur von der Sultanin zu entdecken gewesen.

Der Hauptmann stand mit verschränkten Armen vor dem Wesir und blickte finster zu Boden.

„Glaubt Ihr, daß wir noch etwas thun können, um die Spur der Sultanin zu entdecken?“ fragte der Wesir.

„Die Soldaten müssen, sobald der Tag graut, zu Pferde steigen und die Umgegend absuchen.“

„So gebt die nöthigen Anordnungen.“

Da hob der alte Soldat das gebeugte, schon ergraute Haupt und sagte ruhig, mit fester Stimme: „Ich habe auf dieser Welt keine Anordnungen mehr zu treffen. Die Sultanin und der Prinz waren meiner Obhut anvertraut. Daß ich sie dem Padischah nicht zurückführen kann — ist mein Tod.“ Er zog seinen Dolch, stieß ihn sich mit sicherer Hand tief in die Brust und sank sterbend zu Boden.

Am nächsten Morgen setzte sich der Wesir in eigener Person an die Spitze der Reiter, um in der Umgegend des Lagers nach der Sultanin zu suchen. Er zeigte dabei, wie die Soldaten unter sich bemerkten, die Unerfahrenheit eines Laien, und seine ungeschickten und oberflächlichen Nachforschungen hatten kein anderes Ergebniß, als die von Wald zu Wald und von Dorf zu Dorf gehetzten Garden auf das Aeußerste zu ermüden. Während der darauf folgenden Nacht wurde wieder bivouakirt und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch der Rückmarsch nach Stambul angetreten. Vorher unterhielt sich der Wesir noch längere Zeit in herablassender Weise mit dem Leibarzt der Sultanin, dem er die Ansicht aufzudrängen verstand, die Sultanin müsse in einem Zustand von Geistesstörung ihr Kind erdrosselt und sich selbst darauf ertränkt haben. Der Wesir wußte dies so geschickt als die einzig mögliche, gewissermaßen selbstverständliche Erklärung der Ermordung des Prinzen und des Verschwindens seiner Mutter darzustellen, daß sich der Arzt diese Auffassung vollständig aneignete und dieselbe bald darauf mit so viel gewichtigen wissenschaftlichen Gründen vertrat, als habe er selbst sie entdeckt. Danach wußten denn auch die Diener und Sklavinnen der Sultanin nicht anders, als die Beschwerlichkeiten des Marsches bei starker Hitze, verbunden mit der Sorge um die Gesundheit des Prinzen, hätten bei der Behiéh Hanum ein hitziges Fieber erzeugt, und in dem ersten heftigen Anfall dieser Krankheit sei die Sultanin zur Mörderin an ihrem Kinde und wahrscheinlich auch an sich selbst geworden.

Das Haremsgesinde der Sultanin war der Begleitung des Wesirs nicht würdig. Dieser wählte deshalb die zehn bestberittenen Soldaten der Escorte, die er so schnell vorwärts trieb, daß sechs der Pferde unterwegs liegen blieben, und der Wesir mit nur vier Leuten, die, wie er selbst, auf das Aeußerste erschöpft waren, in wenigen Tagen die weite Strecke zwischen Angora und Stambul zurücklegten. Dort angekommen, ließ sich der Wesir

beim Sultan melden und wurde sogleich von diesem empfangen. Er hatte nicht zu sprechen, um zu berichten, er sei Ueberbringer einer Trauerbotschaft: das erkannte der Großherr sogleich an den abgemagerten Zügen, den fieberhaft glühenden Augen und dem Ausdruck tiefer Trauer, der sich über das Antlitz seines Günstlings gelagert hatte.

Der Wesir erzählte in gedrängter Kürze und wohlüberlegten Worten von den entsetzlichen Vorgängen im Lager von Istanos. Er stellte dabei die Geisteskrankheit der Sultanin nicht mehr als eine unbegründete Vermuthung, sondern als eine feststehende Thatsache hin. Der Sultan entließ ihn mit einer stummen Gebärde und zog sich in seine innersten Gemächer zurück.

Der Tod der geliebten Gemahlin und ihres Sohnes füllte das Herz des Sultans mit tiefer Trauer. Er konnte auf der einsamen Höhe seiner Größe Niemand klagen und seinem schweren Herzen dadurch Erleichterung schaffen, und der stumm getragene Schmerz zehrte an ihm wie ein tödtliches Gift. — Die Heilmittel, die der Hausarzt dagegen anwandte, hatten keinen Erfolg, und nachdem dieser in allen gelehrten Büchern, die zu seiner Verfügung standen, nachgelesen hatte, was zur Linderung von Seelenschmerzen angeordnet werden könnte, bat er den Sultan ehrfurchtsvoll, Zerstreuung zu suchen und zwar durch Reisen. — Der Großherr ging zuerst gleichgiltig, bald darauf jedoch eifrig auf diesen Vorschlag ein. — Er wollte denselben Weg einschlagen, auf dem Behiéh ihre letzte Reise gemacht hatte, die Stelle sehen, wo sie gestorben war, die geschicktesten Baumeister sollten ihn begleiten und Pläne zur Errichtung eines großartigen Grabmals entwerfen. — Der Leibarzt beglückwünschte sich zu dem von ihm gemachten Vorschlage, denn die Lebensgeister des Sultans, die schon dem Erlöschen nahe gewesen waren, flackerten wieder auf.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, der Aufbruch erfolgte an einem günstigen Tage, bei kühlem, klarem Wetter. Im Gefolge des Sultans befand sich derselbe Wesir, der die Sultanin begleitet hatte, denn dieser sollte ihm während der langen Fahrt alle Stellen zeigen, an denen Behiéh Hanum gerastet, und schließlich die Anhöhe, von der aus die Unglückliche sich in den Engüri-Su gestürzt hatte. Dort, die Ebene hoch überragend, aus weiter Entfernung sichtbar, sollte ihr Grabmal errichtet werden.

Der Wesir war der Einzige, der während der Reise beim Sultan vorgelassen wurde, und auch mit diesem sprach der Padischah nur, um sich von ihm zeigen und erklären zu lassen was auf dem Wege mit Behiéh Hanum in Beziehung gebracht werden konnte: im Schatten dieses Baumes hatte sie während der Mittagshitze gerastet und sich gelabt, an jenem Bache Blumen gesammelt, die sie später dem Prinzen geschenkt, dort stand das Haus, in dem sie die Nacht verbracht hatte — und so fort. Im Uebrigen zog der Großherr schweigsam seiner Straße, und Schwermuth lagerte auf seinem Antlitz.

Im Lager vor Istanos verbrachte er vierundzwanzig Stunden unter einem Zelte, das auf der Anhöhe aufgeschlagen war, wo der Wagen gestanden, in dem Behiéh mit ihrem Kinde zum letzten Male lebend geruht hatte. — Dann, ohne sich in Istanos aufzuhalten, das die Sultanin nicht berührt, zog der Sultan nach Angora. Es war seine Absicht, dort einen Wohnsitz zu beziehen, in dem er, während der Errichtung des Grabmals, so lange, wie die Regierungsgeschäfte es gestatteten, leben wollte.

In Angora befand sich derzeit kein öffentliches Gebäude, das dem Sultan sogleich ein Unterkommen nach seinen Gewohnheiten hätte gewähren können. Deshalb wurde das Haus des reichsten Bewohners der Stadt, des Hadschi Junnüß, hinter dem sich ein großer Garten befand, wie ihn der Sultan liebte, ausersehen, um dem Großherrn als vorläufigen Wohnsitz zu dienen; dem Hadschi wurde mitgetheilt, daß ihm die hohe Ehre zu Theil werden würde, seinen Herrn gastfreundlich bewirthen zu dürfen. Er bereitete in kurzer Zeit Alles vor, was dazu nothwendig war, und dies wurde ihm bei seinen großen Reichthümern, und da er stets darauf eingerichtet war, Gäste zu empfangen, nicht schwer.

Der Sultan zeigte sich mit der Aufnahme, die er in Angora fand, zufrieden und ließ seinen Wirth zu sich bescheiden, um ihm dies zu sagen und ihn dadurch zu erfreuen. — „Wie heißt Du?“ redete er ihn an.

Der Hadschi nannte seinen Namen.

„Junnüß?“ wiederholte der Sultan erstaunt. „Wieviel Kinder hast Du?“ fuhr er fort.

„Der Himmel hat mir zwei Kinder geschenkt,“ antwortete Junnüß, „einen Sohn, Osman, der noch am Leben ist und den Gott mir erhalten möge, und eine Tochter Dschanfedá, die vor Jahren gestorben ist.“

Der Sultan fragte nicht weiter; der Hadschi war gerührt durch die Theilnahme an seinen Familienverhältnissen, die der Padischah zu erkennen gegeben hatte.

Am nächsten Tage, kurze Zeit nach Sonnenuntergang, wurde dem Hadschi die Ankunft eines neuen Gastes gemeldet: eines alten Hirten. Junnüß befahl, ihn in üblicher Weise zu laben und für sein Obdach zu sorgen.

Bald darauf kam der Diener zurück, um zu sagen, der Hirt bitte um die Vergünstigung einer Unterredung mit dem Hadschi.

„Er ist willkommen. Laß' ihn eintreten,“ sagte Junnüß.

Bald darauf erschien in der Thür ein alter Mann mit schneeweißem Bart und buschigen weißen Augenbrauen, über dem einen Auge trug er eine Binde, auch das andere schien der Sehkraft zu mangeln, denn es war halb geschlossen. Dies, aber nicht mehr, konnte der Hadschi, bei der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, erkennen. — Der Hirt näherte sich seinem Wirthe unsicheren Schrittes, wobei er seine gebeugte Gestalt auf einen langen Stab stützte, den er in der Hand trug. Der Hadschi bot ihm den

ehrerbietigen Gruß, der dem hohen Alter gebührt, und fragte nach seinem Vorhaben.

„Ich habe erfahren, daß der Sultan in Euerem Hause weilt," antwortete der Hirt mit feiner Stimme, „und daß seine Seele von tiefer Traurigkeit umnachtet ist. Ich weiß eine Geschichte, die ihn zerstreuen und vielleicht von seiner Schwermuth heilen würde . . . Ihr dürft versichert sein, Hadschi, daß ich nicht ohne guten Grund spreche. — Wollt Ihr den Großherrn fragen, ob er mich in Gegenwart seines Wesir anhören will? Auch möchte ich, daß Ihr, sein Wirth, meiner Erzählung beiwohnt, Ihr und Euer Sohn, sowie der Imam dieses Stadtviertels, damit Ihr erkennet, daß ich mich nicht leichtfertig in die durchlauchte Gegenwart des Kalifen gedrängt habe . . . Holt seinen Bescheid, Hadschi, ich bitte Euch darum, und dann kommt zurück und gebt ihn mir. Ich werde Euch, mit Eurer Genehmigung, an dieser Stelle erwarten."

„Wenn mich der Sultan empfangen will, so werde ich Euren Wunsch vortragen," antwortete der Hadschi und entfernte sich. Er kam nach kurzer Zeit zurück und sagte, der Sultan sei geneigt, in einer Stunde die Erzählung des Alten zu hören.

Darauf entgegnete dieser: „So habe ich noch einige unbedeutende Anliegen, denen Ihr Berücksichtigung verschaffen möchtet: der Sultan geruhe anzuordnen, daß, während ich erzähle, Niemand den Saal verläßt. Der Großherr wird diese Bitte eines alten Mannes bewilligen, dem er sich gnädig zeigt, da er seine Erzählung mit anhören will. Dann möchte ich Euch, Hadschi Junnüß, ersuchen, den Saal, in dem ich sprechen soll, nur spärlich zu erleuchten, da meine kranke Augen ein helles Licht nicht ohne Schmerzen ertragen können; und endlich wollt Ihr mich dem Sultan so nahe kommen lassen, wie die schuldige Ehrfurcht vor ihm es gestattet, denn meine Stimme ist schwach und ich wünschte, daß nicht ein Wort von dem, was ich sagen werde, dem Padischah entgehen möge."

„Ihr stellt mehr Bedingungen, als irgend ein Erzähler, dem ich je gelauscht habe," sagte der Hadschi; „aber Ihr scheint von der guten Wirkung Eurer Geschichte überzeugt zu sein, und Ihr seid ein alter Mann. So will ich denn, so weit es in meinen Kräften steht, anordnen, was Ihr verlangt, und auch dem Sultan Euren Wunsch vortragen, daß Niemand, während Ihr sprecht, den Saal verlassen möge."

„Ihr werdet nicht bereuen, mir gefällig gewesen zu sein."

Eine Stunde später wurde der Hirt durch einen matt erleuchteten Saal geführt, an dessen Ende der Sultan auf einem erhöhten Sessel Platz genommen hatte. In geringer Entfernung von den Füßen des Padischah lag ein Teppich, der für den Erzähler bestimmt war, und auf dem sich dieser, nach ehrfurchtsvollem Gruß, niederließ. Hinter ihm befanden sich, außer dem Wesir und einigen Personen und dem Gefolge des Sultans, der Hadschi Junnüß, dessen Sohn Osman und der Imam, der Freund des Hadschi.

Die Ausgangsthür war von zwei Soldaten aus dem Gefolge des Sultans bewacht.“

„Du darfst sprechen,“ sagte der Padischah zu dem Hirten gewandt.

Darauf begann dieser mit feiner, klarer Stimme:

„In einer Stadt Kleinasiens lebte einmal ein unbescholtener und wohlhabender Mann, der eine schöne und tugendhafte Gemahlin, einen Sohn, eine Tochter und einen Freund, den Imam, besaß. Da starb die Frau . . .“

Und nun, im weiteren Verlauf, erzählte der Hirt mit allen Einzelheiten die Geschichte der unglücklichen Dschanfedá — der er aber, sowie den anderen Personen, die in seiner Erzählung auftraten, fremde Namen gab. An die Stelle seiner Erzählung gelangt, wo die Sultanin, vom Wesir zu Tode geängstigt, aus dem Wagen springt, fuhr der Hirt folgendermaßen fort:

„Asiséh“ — unter diesem Namen hatte er Dschanfedá bezeichnet — „hatte soeben das Ufer des Flusses erreicht, als ein Pfeil, dicht an ihr vorbei, in das Wasser flog. Sie wußte, daß er für sie bestimmt gewesen war, und vor Aufregung und Angst kaum noch ihrer Sinne mächtig, sprang sie in das Wasser und gelangte an das jenseitige Ufer, dort lief sie landeinwärts, so schnell ihre Füße sie trugen, ohne zu wissen wohin, bis zum Morgen. Da erblickte sie zu ihren Füßen eine Landschaft, die ihr bekannt erschien, und als ihre suchenden Augen in der Mitte der Ebene einen Hirten erblickten, der dort seine Schafe weidete, da war sie ganz sicher, daß das Schicksal sie wieder an dieselbe Stelle geführt hatte, wo sie vor drei Jahren mit dem Hirten zusammengetroffen war, von dem sie damals einen Anzug gekauft hatte. Sie erinnerte sich des milden Antlitzes und der arglosen, freundlichen Augen des alten Mannes, und sie schritt unverzagt auf ihn zu. Bei irgend Jemand in der Welt, in die sie ausgestoßen war, mußte sie Hilfe suchen und finden, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte, und sie war schnell entschlossen, demselben Mann ihr Vertrauen zu schenken, der ihr bereits einmal einen großen Dienst geleistet hatte.

„Der Schäfer war höchlich erstaunt, als er eine junge Frau vor sich stehen sah, im Nachtgewand, mit goldenen Spangen an den Fußgelenken und kostbaren Ringen in den Ohren. Sie redete ihn sogleich an: ‚Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater? Ihr verkauftet mir vor drei Jahren Euer neues Gewand.‘

„Ein gutes Lächeln zog über sein Gesicht, und er sagte: ‚Ich erkenne Dich wohl, meine Tochter; aber verwunderlich erscheinst Du mir, denn Du siehst aus, als wärst Du von reichem Lager in einen Fluß gesprungen und zu mir gelaufen.‘

„‚Mein Schicksal ist wunderbar und grausam. Ich will Euch anvertrauen, was Ihr davon wissen dürft, und ich hoffe, Ihr werdet mir helfen.‘

„‚Ich bin ein alter und ein armer Mann,‘ antwortete er; ‚aber wenn es Gottes Wille ist, daß ich Dir helfen soll, so will ich Dir gern zu Diensten sein.‘

„Darauf erzählte Asiséh, sie sei von einem mächtigen Pascha überfallen und mit dem Tode bedroht worden und habe sich nur durch Flucht vor ihm retten können.

„‚Warum suchst Du nicht Schutz bei Deinem Gemahl?‘ fragte der Hirt.

„‚Man hat mich bei meinem Gemahl verleumdet, so daß er mich für untreu hält. Auch von ihm droht mir Gefahr, so lange er nicht die Wahrheit kennen gelernt haben wird,‘ antwortete Asiséh.

„‚So möge es Gott gefallen haben, zu bestimmen, daß er die Wahrheit erfährt. Einstweilen magst Du gleich einer Tochter bei mir leben.‘

„Darauf verblieb Asiséh bei dem alten Hirten. Aus dem Erlös des kleinsten ihrer goldenen Ringe kaufte er ein Zelt, das neben dem seinigen aufgeschlagen wurde, und Männerkleider, in denen die von ihm angenommene Tochter die Schafe hüten konnte, ohne von vorüberziehenden Landbewohnern beachtet zu werden. — Asiséh war sehr traurig, denn sie gedachte des geliebten Gemahls, bei dem man sie verleumdet hatte, und des theuren Sohnes, um dessen Schicksal ihr bangte; aber sie war ruhig, denn sie hoffte, den Verfolgungen des falschen Freundes ihres Vaters und des ungetreuen Dieners ihres Herrn für immer entgangen zu sein. — So verflossen drei Monate. Da drang bis in die Einsamkeit, in der sie mit ihrem zweiten Vater lebte, die seltsame Kunde an ihr Ohr, der Sultan selbst käme gezogen, um die Stelle zu besuchen, an der seine Gattin, die er todt wähnte, in geheimnißvoller Weise verschwunden war. — Als Asiséh dies erfuhr, erhellte ein schwacher Hoffnungsschimmer die Nacht ihrer Traurigkeit, und sie bat ihren Vater, den Hirten, zum Sultan zu gehen und diesem die ganze Wahrheit aufzudecken — das that er . . ."

Hier schwieg der Hirt plötzlich, und tiefe Stille trat ein. — Die Erzählung war an zwei Stellen unterbrochen worden. Der Imam und der Wesir hatten, als von dem Ueberfall im Garten und später von dem im Wagen die Rede war, Einer nach dem Anderen versucht, den Saal heimlich zu verlassen. Die Wachen hatten sie zurückgewiesen, und jetzt standen sie, bleich und zitternd, zur Rechten und Linken der Thür, der verdienten Strafe für ihre Missethaten gewärtig. Der Hadschi Junnüß blickte traurig und beschämt zu Boden, auch Osman, sein Sohn, wennschon dessen Augen furchtlos aufgeschlagen waren, schien tief bewegt. Der Sultan allein hatte vollständige Ruhe bewahrt, nur hatte seine Stimme einen sanften, milden Ton, den seine Umgebung nicht kannte, als er den Hirten leise fragte:

„Wie kennst Du diese Geschichte voll trauriger Schicksale und unerhörter Frevelthaten?"

„Weil ich Dschanfedá bin, die Tochter des Hadschi Junnüß, die Schwester Osmans — Behiéh, die Gemahlin des erlauchten Sultans, die Mutter des ermordeten Prinzen — Asiséh, die Tochter des alten Hirten."

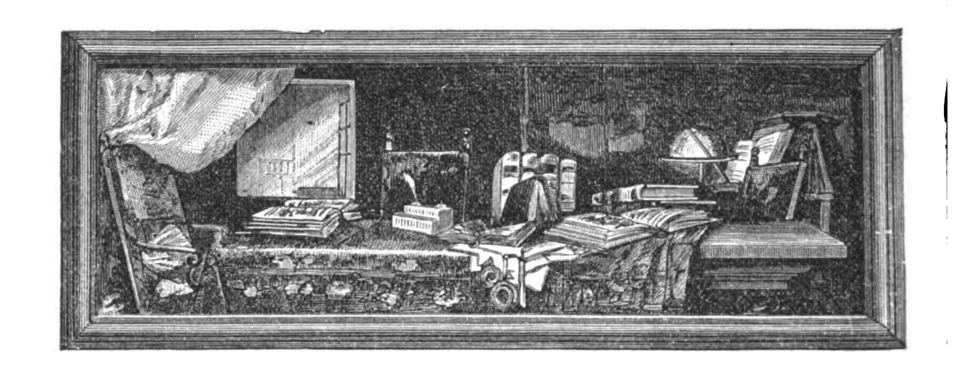
Sie hatte sich dessen, das sie unkenntlich gemacht und entstellt hatte, entledigt und stand jetzt, die jugendliche Gestalt aufgerichtet, vor dem Sultan. Ihre Stimme war weicher und tiefer geworden und zitterte, und die Augen strahlten in feuchtem Schimmer in dem abgehärmten, kleinen Gesichte.

„Das wußte ich," sagte der Sultan, „sobald Du zu sprechen begannst. — Sei willkommen im neuen Leben, in dem Dir Freude und Ruhe werden sollen."

Der Imam und der Wesir wurden am nächsten Tage hingerichtet; dem Hadschi Junnüß wurde seine grausame Härte der Tochter gegenüber verziehen, weil sie seinem tiefgekränkten Ehrgefühl entsprossen war, Osman endlich zog mit dem Sultan nach Stambul und wurde an Stelle des einen der Hingerichteten zum Wesir ernannt.

Dschanfedá lebte noch mehrere Jahre an der Seite des Sultans, dessen Liebling sie blieb; aber die furchtbaren Ereignisse der Nacht im Lager von Istanos und der Tod ihres geliebten einzigen Sohnes nagten an ihrer Gesundheit, und sie starb jung, den Namen einer Sultanin von großer Milde und Güte und von unvergleichlicher Schönheit hinterlassend. — Der Padischah errichtete ihr in der Nähe von Ismid, wo er sie zuerst gesehen hatte, ein herrliches Mausoleum, das Jahrhunderte überdauern sollte, aber bald nach seinem Tode durch ein Erdbeben vernichtet wurde, und von dessen Pracht jetzt nur noch einige zerstreute Marmorblöcke zeugen, die, von Sturm und Wetter aller Schönheit beraubt, einen Theil des öden Platzes bedecken, auf dem vormals die berühmten Gärten des Jagdschlosses von Ismid grünten und blühten.





Karl Ewald Hasse.

Von

Hermann Obst.

— Leipzig. —

Jüngst, am 23. Juni dieses Jahres, ist der Nestor der deutschen Kliniker, Geheimer Hofrath Dr. med. Karl Ewald Hasse, früher ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie an den Universitäten zu Zürich, Heidelberg und Göttingen, in sein fünfundachtzigstes Jahr getreten, nachdem es ihm bereits im vorigen Jahre, am 19. März 1893, vergönnt gewesen ist, in seltener Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes sein sechzigjähriges Jubiläum als Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe zu feiern.

Hasse gehört zu den seltenen Erscheinungen, die kaum noch in der medicinischen Welt zu finden sind. Ihm ist es vergönnt gewesen, einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte der Heilkunst, die große Zeit der Reformation derselben, die im vorigen Jahrhundert begonnen hatte und in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen, in welcher Epoche die Naturwissenschaften, namentlich Anatomie und Physiologie, in ihr zu Ehren gelangten und ihnen ihr Recht zu Theil wurde, ausreifte, wir sagen, Hasse ist es vergönnt gewesen, diese bedeutungsvolle Zeit der Wiedergeburt unserer Wissenschaft mit zu durchleben, und nicht nur zu durchleben, sondern auch thatkräftig und schöpferisch an ihr theilzunehmen, in die Geschichte der Medicin zielbewußt mit einzugreifen, so daß sein Name allezeit mit ihr verknüpft sein wird.

Aber nicht nur in Bezug auf seine Fachwissenschaft ist Hasse heute eine seltene Erscheinung, sondern auch in Bezug auf das allgemeine Geistesleben, indem er regen und innigen Antheil an allen Culturbestrebungen der Zeit genommen hat; namentlich ist er ein eifriger und begeisterter Jünger

der Kunst, der er noch heute mit jugendlichem Feuer huldigt und zwar nach dem Ausspruche Senecas: „Res severa, verum gaudium". Zeugniß hierfür legen seine, leider als Manuscript gedruckten, nur für seine Kinder und nächsten Verwandten, wie für die bevorzugten seiner zahlreichen Schüler und Freunde niedergeschriebenen Erinnerungen aus seinem Leben dar, in denen uns der ganze Hasse als Mensch wie als Gelehrter und Freund der Künste entgegentritt, eine ebenso vornehme wie harmonisch ausgestaltete Natur, deren Wesen ebenso den Verstand befriedigt, wie Herz und Gemüth wohlthuend berührt, eine Natur, die mit dem ihr verliehenen Pfunde redlich gewuchert hat.

Geboren ist Hasse im Jahre 1810, wie schon erwähnt am 23. Juni, zu Dresden, wo sein Vater, Friedrich Christian August Hasse, als Professor der Geschichte und Moral an dem königlichen Kadettenhause zu Dresden angestellt war. Als Gelehrter, Schriftsteller und Mensch, namentlich auch als fein gebildeter Mann, erfreute sich dieser in den weitesten Kreisen eines ausgezeichneten Rufes und war hoch geachtet. Die vorzüglichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, die den Grundzug seines Charakters bildeten, hatten sich auch auf seine Söhne vererbt, von denen der Aelteste nachmals Professor der Theologie, und zwar der Kirchengeschichte, in Bonn, der Jüngere aber unser Ewald Hasse war.

„Donnez-moi la carte d'un pays, sa configuration, son climat ses eaux, ses vents, ses productions naturelles, sa flore, sa zoologie et toute sa géographie physique, et je me flatte de vous dire à peu près, quel sera l'homme de ce pays et quelle place ce pays occupera dans l'histoire," bemerkt Cousin. So kann man auch sagen: zeige mir das Haus der Eltern, die Umgebung, in der die Kinder heranwachsen, und ich will dir sagen, wie sie geartet sind. Wie Flora und Fauna ein Product ihrer Unterlage und ihrer Umgebung sind, wie die Pflanze abhängig ist von dem Boden, auf dem sie wächst, der ihr Nahrung giebt, von dem Himmel, unter dem sie blüht, in dessen Sonnenschein sie gedeiht, von all' den geologischen, topographischen und klimatischen Verhältnissen, von Licht und Luft, von Wind und Wetter, so auch der Mensch von der Scholle Erde, auf der er wandelt. Sie bedingt seinen Charakter, beeinflußt sein Thun und Treiben und bildet das Fundament seiner Stellung in der Geschichte. So wirkt auch das Elternhaus, und diese Wirkung ist in Hasse auf allen seinen Lebenswegen bemerkbar, wie im Knaben und Jüngling, spiegelt sie sich nachmals im gereiften Manne und heute noch in dem würdigen Greise; in gleicher Weise hat das Dresden von damals mit seiner reizenden Natur, ganz besonders aber mit seinen Kunstschätzen, aber auch mit seinen litterarischen Kreisen seine Spuren in ihm nachhaltig hinterlassen.

Die erste Schulbildung erhielt Hasse mit seinem älteren Bruder von einem „strammen, sauberen Unteroffizier" im väterlichen Hause, dann in einem Privatinstitute, weiter in der Neustädter Bürgerschule, um später der „Ehre" theilhaftig zu werden, als Extraner in das Kadettenhaus auf-

genommen zu werden, eine Ehre, die man als eine große werthvolle Vergünstigung ansah, über die aber Hasse später anders zu urtheilen gelernt hat.

Dresden erschien damals, wie Hasse in seinen «Erinnerungen» erzählt, als eine Art Zuflucht für viele Leute, die mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft Schiffbruch gelitten hatten. Franzosen und Franzosenfreunde, auch Italiener fanden sich ein. Bei Hofe waren namentlich die Polen aus dem ehemaligen Großherzogthum Warschau der hilfreichen Theilnahme empfohlen. Im elterlichen Hause und auch sonst kam Hasse vielfach in Berührung mit diesen ausländischen Gästen. Der Umgang mit ihnen trug nicht wenig mit zu der weltmännischen Art seines Benehmens bei, durch die er sich nachmals so vortheilhaft in der Gesellschaft auszeichnete.

Bald nach vollendetem siebzehnten Jahre verließ Hasse nach leidlich bestandenem Maturitäts-Examen — die Erzählungen des Livius, Tacitus und Herodot hatten ihn wohl angezogen, so wie er auch an Ovid und Homer Genuß gefunden hatte, aber er hatte es nur zu einem halbwegen Verständniß dieser Sprachen gebracht, wie er berichtet — die Kadetten-Anstalt, um das medicinische Studium zu beginnen, zuerst in Dresden an der seitdem aufgehobenen medicinisch-chirurgischen Akademie. Jetzt befand er sich im richtigen Fahrwasser, die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, mit Mineralogie, Botanik und Zoologie, mit Physik und Chemie, namentlich aber mit der Anatomie, sagten ihm mehr zu, als die mit den alten Sprachen, die damals den Schülern durch ihre ausschließlich grammatikalische Behandlung nicht weniger verleidet wurden, wie sie es heutzutage noch vielfach werden, leider nicht zum Nutzen der humanistischen Bildung. Die Neigung zur Medicin war auch ein Erbstück, das Hasse von mütterlicher Seite empfangen hatte. Sein Urgroßvater Demiani war praktischer Arzt gewesen und hatte sich, als seinerzeit die Inoculation der wahren Pocken geübt wurde, einen großen Ruf in dieser Richtung erworben. Seine Vorsicht und Sorgfalt bei dieser nicht unbedenklichen und glücklicherweise alsbald durch die Kuhpockenimpfung überflüssig gewordenen Maßnahme war, wie Hasse mittheilt, so anerkannt, daß er an den kurfürstlichen Hof nach Dresden berufen und später, nach glücklich verlaufener Operation, als Leibarzt angestellt wurde. Die medicinische Richtung ging dann auf den Enkel über, und weiter auch auf den Urenkel, unseren Hasse.

Wie sehr ihn aber auch das medicinische Studium anzog und fesselte, so vernachlässigte er doch, dem Antriebe, den er im väterlichen Hause erhielt, folgend, nicht seine allgemeine Bildung, namentlich nach der ästhetischen Seite hin. Ganz besonders war es die Kunst, in welcher Beziehung ihm Dresden reiche Nahrung bot, die pietätvoll gepflegt wurde. In Architektur, in Malerei und Bildnerei fanden sich ja hier unvergleichliche Schätze. So wurde die Antikensammlung im japanischen Palais mit der nöthigen Ehrfurcht vor dem Geiste des Alterthums bewundert, die nachhaltigste Wirkung übte aber die Gemäldegalerie auf den jugendlichen Sinn und auf das jugend-

liche Gemüth aus, eine Wirkung, die bestimmend für die ganze künstlerische Richtung des Mannes geworden ist.

Auch der Litteratur schenkte Hasse seine Aufmerksamkeit und bewegte sich in den schöngeistigen Kreisen Dresdens, die allerdings zum Theil recht philisterhaft angehaucht waren, so eine litterarische Gesellschaft, die unter dem Namen des Liederkreises eine ganze Schaar mehr oder minder kleiner Poeten in sich schloß, und die troß ihrer Harmlosigkeit viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen mußte. Zu nennen sind hier auch die ästhetischen Theestunden einer Persönlichkeit aus der Zeit der süßen Schwärmerei und Freundschafts-Gefühle, der Elise von der Recke, und des Dichters der «Urania», Tiedge, die Beide ihren Lebensabend, umgeben von einem Kreise feingebildeter Menschen, die sich in gleicher Weise durch Schönheit und Güte des Herzens und Geistes auszeichneten, verbrachten. Von nachhaltigerer Wirkung waren aber für Hasse die Eindrücke, die er später von Tieck, dem litterarischen Tyrannen von Dresden, empfing.

Bis in sein zwanzigstes Jahr verblieb Hasse in Dresden und folgte dann 1824 seinem Vater nach Leipzig, der bereits ein Jahr früher zur Uebernahme einer historischen Professur an der Universität dahin übergesiedelt war. In neue, von den Dresdenern wesentlich verschiedene Verhältnisse versetzt, beginnt hier für Hasse ein neuer Lebensabschnitt, sowohl in wissenschaftlicher wie in socialer Beziehung. „Diese Stadt" — so charakterisirt Hasse das damalige Leipzig in seinen «Erinnerungen» — „und ihre Bewohner, der ganze Charakter, das Leben und Treiben daselbst unterschied sich sehr wesentlich von der Dresdener Eigenthümlichkeit. Von Alters her hatte sich das Gemeinwesen ganz eigenartig entwickelt, selbstständig wie in einer Reichsstadt und doch nicht so abgeschlossen. Unabhängiger Sinn war in der Bürgerschaft im Verfolge einer ausgebreiteten und erfolgreichen kaufmännischen Thätigkeit entwickelt worden. Die zu dieser Zeit bereits 420 Jahre alte Universität hatte ebenfalls den Sinn für Kunst und Wissenschaft geweckt und genährt. So war eine weit freiere Strömung, neben feiner Bildung und sicherem Blick in dem gesammten städtischen Leben entstanden. Man fühlte sich ganz anders gegenüber den Dresdnern, auf deren Haltung allerdings eine gewisse Abhängigkeit von dem königlichen Hofe, dem Adel und der höheren Beamtenwelt, endlich auch von der vornehmen und reichen Fremden-Colonie ihre Einwirkung nicht verfehlen konnte." Und weiter bemerkt Hasse: „Ohne Zweifel war Leipzig eine der Hauptstätten des deutschen Lebens und Schaffens. Dabei konnte ein Jeder nach seiner Art und Gefallen seinen Antheil an der Bewegung nehmen oder sich ganz zurückziehen, ohne weiter in Anspruch genommen zu werden."

In der medicinischen Facultät der Universität Leipzig herrschten damals zum Theil noch recht vorsintfluthliche Verhältnisse, obgleich die von Frankreich ausgegangene Wiedergeburt der Heilkunst auch bereits in Deutschland Widerhall zu erwecken begonnen hatte. So lehrte die Naturgeschichte sämmtlicher

drei Reiche noch nach altgewohnter Weise Schwägrichen, indem er fast nur eine trockene Specieskennerei zum Besten gab und aus einer sehr kümmerlichen Sammlung die wichtigsten Gegenstände vorwies. Eine Ausnahme von dieser Versumpfung machte damals einzig und allein der außerordentlich lebendige und geistvolle Anatom und Physiolog Ernst Heinrich Weber, lange Zeit die Zierde der Facultät, bis auch er, wie viele Andere, nicht einsehen wollte, daß der Mensch alt würde und jüngeren Kräften Platz machen müsse. Mit einem seltenen Feuereifer trat Weber der krankhaften naturphilosophischen Richtung jener Tage entgegen und leistete mit höchst bescheidenen, ja geradezu ärmlichen Mitteln Erstaunliches. Wie erfolgreich und fruchtbar als Forscher, so anregend, ja Begeisterung erweckend war er als Lehrer. Obgleich Weber auch im hohen Alter, zu der Zeit, da wir seine Schüler waren, sich die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Jugend bewahrt hatte, wodurch er nicht wenig anziehend wirkte, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er in dieser Zeit den gewaltigen Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr gerecht wurde, zum nicht geringen Nachtheil der damals Medicin Studirenden. So hatte er von den bahnbrechenden Arbeiten eines du Bois-Reymond und Anderer auf dem Gebiete der Nervenphysiologie, die sich bereits allgemeiner Anerkennung und Würdigung zu erfreuen hatten, kaum eine Idee.

Waren nun schon in den theoretischen Fächern der Medicin, mit Ausnahme der von Weber vertretenen, zur Zeit, da Hasse in Leipzig studirte, die Verhältnisse wenig erfreuliche und ermuthigende, so sah es in den praktischen womöglich noch trauriger aus, zu denen nach bestandenem Baccalaureats-Examen übergegangen wurde. „Mit der allgemeinen Pathologie und Therapie wurde begonnen. Da bekam man aber leider,“ so schildert in gerechter Entrüstung über die damaligen, in der medicinischen Facultät herrschenden verrotteten Zustände der sonst so mild und nachsichtig urtheilende Hasse Verhältnisse, unwürdig der berühmten Universität Leipzig, „da bekam man aber leider,“ sagt er, „nur eine trockene unreife Dogmatik, von einer unfruchtbaren Terminologie belastet; namentlich entbehrte die Aetiologie fast jeder wissenschaftlichen Grundlage. Und nun die Arzneimittellehre. Auch hier war wenig von einer physiologischen Anschauung bei der Beurtheilung der Arzneiwirkungen zu spüren,“ und, müssen wir hinzusetzen, noch sehr lange, fast bis auf unsere Tage. „Das Beste,“ fährt er dann fort, „ergab noch die reine Pharmakologie; allein, was die Anwendung der Mittel anlangte, stützte man sich auf die sogenannte Erfahrung und auf phantastische, zum Theil naturphilosophische Voraussetzungen, nur selten vernahm man etwas von experimentellen Nachweisen.“ Es kann da nicht Wunder nehmen, wenn unter solchen Verhältnissen die Homöopathie gläubige Jünger fand. Das gab Veranlassung zu den von Jörg geleiteten Arzneiprüfungen. Dieser ließ seine Zuhörer die verschiedensten Medicamente verschlucken, worauf diese ihm über die beobachteten Wirkungen Bericht erstatten

mußten. So ließ er auch — difficile est satiram non scribere — als Professor der Geburtshilfe von seinen Klinikern die Wirkung des Secale cornutum prüfen, die er nicht anerkennen wollte.

Mit den Zeichen aus dem Pulse war man damals noch nicht viel weiter als von Galens Zeiten her gekommen — die Messung der Körperwärme ging über den Calor mordax kaum hinaus, Percussion und Auscultation, die so wichtigen Hilfsmittel für die Diagnose, die weit und breit anfingen, in der ärztlichen Welt Eroberungen zu machen, bis nach Leipzig waren sie noch nicht gelangt, hier waren sie in jener Zeit noch vollständig böhmische Dörfer.

Ebenso wenig befriedigte Hasse in der speciellen Pathologie der damals so gefeierte Clarus, der durch seine gewichtige Persönlichkeit und seine ganze öffentliche Stellung als die erste medicinische Autorität in Leipzig galt und sich auch als Allmächtiger in der Facultät gerirte. Hasse, obwohl die Schwäche Clarus' als Menschen wie als Gelehrten wohl erkennend, läßt ihm doch alle Gerechtigkeit widerfahren; er nennt ihn einen Mann von Geist und Thatkraft, der seinen Standpunkt mit Gewandtheit und Würde zu vertreten verstand. Den jungen Anfängern imponirte Clarus nicht wenig dadurch, daß er den klinischen Unterricht noch in eleganter lateinischer Sprache ertheilte, bald wurde man aber inne, daß das «Verba facere» nicht selten die thatsächliche Belehrung bedenklich überwucherte. Dabei behandelte Clarus die Medicin noch ganz nach dem Muster der sogenannten Geisteswissenschaften, a priori, für die Thatsachen Lehrsätze aus Vernunftgründen aufstellend und so, anstatt das Gebäude auf einem festen und sicheren Grund zu errichten, anstatt von unten von oben anfangend, gleichsam den Kirchthurm von der Spitze aus bauend. Anfangs ließ sich Hasse zwar durch diese gewandt und eindringlich aus dem Munde gewichtigster Auctorität vorgetragenen Dogmen düpiren, aber schon als Student, obgleich er noch nicht vom Baume der Erkenntniß, der damals seine Früchte in Paris zeitigte, genossen hatte, kamen ihm Zweifel an der Richtigkeit der befolgten Grundsätze, und er wurde bald inne, daß die medicinische Wissenschaft, wie sie von Clarus behandelt wurde, sich auf falscher Fährte befinden müsse. Bereits in jener Zeit begann sich der reformatorische Geist in ihm zu regen, wenn er auch erst während des Pariser Aufenthaltes zum Durchbruch und zur vollen Geltung gelangte und für die ganze weitere Entwickelung Hasses maßgebend wurde.

Als das gelobte Land der Medicin galt damals, und mit vollem Rechte, Frankreich, wo in Paris, wie in einem Brennpunkte, die ersten Kräfte sich vereinigten. Dorthin zu gehen, erhielt Hasse, nachdem er in Leipzig am 19. März 1833 die Würde eines Doctors der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe durch öffentliche Vertheidigung eines Themas aus der vergleichenden Anatomie, über die Gelenke der Articulaten, sich erworben hatte, die väterliche Erlaubniß. Es wurde nun nicht gezögert und im Frühjahr des genannten Jahres die Reise nach Frankreich angetreten.

Der Weg wurde zunächst über Teplitz, Karlsbad und Franzensbad eingeschlagen, um die berühmten böhmischen Bäder kennen zu lernen. Dann ging es über Bamberg nach Würzburg, wo die berühmten medicinischen Anstalten Hasse Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit Leipzig boten. Nicht allenthalben waren die Verhältnisse so schlecht wie in dieser Stadt. Schon früher hatte Hasse bei einem Besuche von Jena gefunden, daß daselbst Manches weit besser war, als in dem „mittelalterlich verknöcherten" Leipzig. Ebenso hatte er in Halle, wo Krukenberg mit vielem Erfolg wirkte, eine viel objectivere Richtung gefunden, als in Leipzig, indem man dort die Herrschaft eigenmächtiger Theorien verschmähte und den Thatsachen unbefangen gegenübertrat.

In Paris eröffnete sich dem jungen Arzte eine neue Welt, sie, die heiß von ihm ersehnte, umfing ihn nun, und mächtig wirkte sie auf ihn ein. Hier fand er, was er suchte, was er bedurfte, reiche Befriedigung im Gewinnen neuer Anschauungen in echt naturwissenschaftlichem Geiste sowohl, wie in der weiteren Ausbildung auf Grund der anatomisch-physiologischen Methode. Aber so großen Eindruck auch Paris in medicinischer Hinsicht auf Hasse machte, so hohe Achtung es ihm einflößte, so nahm er doch das Gesehene, so werthvoll es auch war, nicht so ohne Weiteres als ein Evangelium hin und übte strenge Kritik daran, dabei mit sicherem Blick die Spreu von dem Weizen sondernd. So hatte er sofort den wahren Werth des vielgefeierten Broussais erkannt, die Hohlheit und Leere eines Abenteurers.

Trotz aller Vorzüge, die sie besaß, entging Hasse die Einseitigkeit der französischen Schule nicht. Hier trat bei ihm das folgerichtige Denken der nackten, rohen Erfahrung gegenüber, in welcher Beziehung der Deutsche gegen den Franzosen im Vortheil war, bei dem wiederum die Phantasie überwog. So galt es, die Thatsachen nicht nur hinzunehmen und sie scharfsinnig und geistreich zu deuten, sondern sie auch causal zu verknüpfen. Wenn die »Entzündung« als Grundlage der krankhaften Vorgänge hingestellt wurde, so entging ihm nicht, daß dieselbe oft eine erst ziemlich späte Folge der krankmachenden Ursache ist. Und so kam ihm der Gedanke, daß, so lange man nicht über die specifischen Ursachen der Krankheiten aufgeklärt sei, man sich auf ein unbefangenes Studium der Krankheitsvorgänge und ihres Verlaufes, sowie auf eine genauere Erkenntniß der anatomischen Veränderungen und physiologischen Vorgänge der zunächst ergriffenen Organe und der übrigen Körpertheile beschränken müsse. Hieran hat die Folgezeit die Frage nach der Aetiologie der Krankheiten geknüpft, in deren Beantwortung die Gegenwart so fruchtbringend gewirkt und so Bedeutendes geleistet hat.

Die glückliche Beanlagung des Deutschen bewirkte bei Hasse das, was die Franzosen auszeichnete, die emsige und scharfsinnige Forschung im Einzelnen und die phantasiereiche Ausgestaltung desselben, immer in Beziehung zum Ganzen zu bringen und nicht nur analytisch, sei es mit dem Secirmesser, sei es mit dem Mikroskop oder mit chemischen Reagentien, sondern auch synthetisch thätig zu sein, nicht nur nach Wissen, das sich in einem unersätt-

lichen Heißhunger nach Erfahrung, der unserer Zeit eigen ist, kennzeichnet, sondern auch nach Erkenntniß zu streben, was auch für eine ersprießliche Therapie von Wichtigkeit sein mußte. Nach dieser Richtung war aber von den Franzosen Nichts oder nur Wenig zu lernen; in Bezug auf das therapeutische Handeln herrschte bei ihnen eine große Gleichgiltigkeit und eine ermüdende Einförmigkeit, die das ganze Heilverfahren kennzeichnete.

So wurde Hasse, im Geiste der Reformation wirkend, die von Frankreich ausgegangen war, nachmals mit einer der Hauptbahnbrecher und Bannerträger der neueren von Frankreich ausgegangenen medicinischen Richtung in Deutschland, die er aber hinfort in deutschem Geiste veredelte.

Es ist das unbestrittene Verdienst der Franzosen, das Rad in's Rollen gebracht zu haben; wie auf so vielen Gebieten sind sie auch auf dem der Medicin die Anreger und unsere Lehrmeister gewesen. So viel die Deutschen ihnen aber auch in dieser Beziehung zu danken haben, so sind sie doch nicht die bloßen Nachtreter derselben geworden. Auf der Erfahrung fußend, namentlich die Ergebnisse der pathologischen Anatomie und Physiologie beherzigend, haben die Franzosen die medicinischen Begriffe begründet und festgesetzt, vom Einzelnen zum Einzelnen fortschreitend, verstandesmäßig das Gegebene unterscheidend. Die Deutschen haben sich damit nicht genügen lassen, ihnen verlangte nach der höheren Form des Denkens, nach der Vernunft, die Ideen schafft. Verständig sind die Franzosen wohl sehr, fast übermäßig, erschrecklich verständig, vernünftig selten; nüchtern erfassen sie Alles mit dem Verstande, bringen einen reichen und werthvollen Schatz von Erfahrungen zusammen, den sie kühl begreifen, vermögen aber nicht das Begonnene zum Abschluß, in einer umfassenden Idee zur Darstellung zu bringen, worin erst die schöpferische Kraft des Geistes zum Ausdruck gelangt. Hierin liegt erst der bleibende Werth der Geistesarbeit, das die flüchtige Erscheinung und den Wechsel der Zeit Ueberdauernde. Und wenn die Deutschen in der Schaffung solcher Werthe so Großes geleistet haben, so danken sie Dies der harmonischen Ausbildung der drei Grundformen des Seelenlebens, die sie bewahrt hat, einseitig, nur dem Verstande huldigend, zu „Götzenanbetern einer rein intellectuellen Entwickelung" zu werden, um uns eines Ausdrucks Diltheys zu bedienen, der sehr richtig bemerkt: „Es gereicht zwar einer wissenschaftlichen Untersuchung zum Nachtheil, wenn sie durch irgend ein Gefühl oder einen Zweck gebunden ist, so daß sie nicht unparteiisch und selbstständig verfährt. Jedoch in Wahrheit geht unserem Erkennen und Forschen immer eine Theilnahme des Gefühls, eine Thätigkeit des Willens zur Seite. Wer wollte bestreiten, daß in der Ausbildung von Platos Ideenlehre nicht auch die sittliche Willenskraft und die innige Liebe zum Schönen reichen Antheil gehabt! Die Thatsache, daß der Mensch auch als erkennender doch zugleich fühlend und wollend thätig ist, haben unsere Denker, besonders Hegel und Herbart, nicht genügend gewürdigt." So ist es eine arge Verirrung, wenn Hegel das Sein lediglich im Denken auf-

gehen läßt, und Herbart Lust und Unlust eines lebenswarmen Fühlens und ein kräftiges Streben zu einem Beiwerk unseres Vorstellens, als des einzig Wirklichen, herabdrückt.

So gehört auch Hasse als echter Deutscher zu jenen „verständigen, geistreichen und lebhaften Menschen", von denen Goethe sagt, „daß sie einsehen, daß die Summa unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rund aufgeht, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe." Und wenn auch die Beschäftigung mit der Medicin Hasses Hauptsache, sein Beruf war, so hat er doch nie unterlassen, auch den Ansprüchen des Gemüthes nach Vermögen Rechnung zu tragen. So boten ihm nach dieser Seite hin, wie früher in Dresden, jetzt in Paris die werthvollen Kunstschätze, die hier aufgehäuft sind, reiche Nahrung für Herz und Sinn, die er auch in der Befriedigung der Wanderlust fand, der er schon in der Jugend gern gefröhnt hatte; und wie sie ihn damals trieb, die nähere und fernere Umgebung Dresdens und das sächsische Vaterland zu durchstreifen, so veranlaßte sie ihn auch zu verschiedenen weiteren Ausflügen von Paris. Da wurde eine Ferienreise an die Loire unternommen und ein anderes Mal die Normandie durchwandert, wobei überall den herrlichen Denkmälern der Baukunst besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Im August 1834 kehrte Hasse in's Vaterland zurück, dankbar anerkennend, wie ihn der Aufenthalt in Paris in seinen medicinischen Studien mächtig gefördert, seine Kenntnisse vervollständigt und sein Urtheil gefestigt, zugleich aber auch seinen Gesichtskreis in jeder Hinsicht erweitert hatte. Aber nicht den geraden Weg in die Heimat schlug Hasse ein. Zuvor begab er sich noch nach Wien, das er auf dem Umwege durch Nordtyrol und das Salzkammergut erreichte. In der Kaiserstadt an der Donau begann damals erst die Morgenröthe jener Zeit zu dämmern, die in der Folge so glanzvoll für die medicinische Schule Wiens wurde und ihre befruchtenden Strahlen nach allen Seiten hin aussandte. Rokitansky fing eben an, seine Bedeutung geltend zu machen, während Skoda nur erst seine Studien beendet hatte.

Im Frühjahr 1835 wurde über Prag, wo Hasse mit Oppolzer Freundschaft schloß, in die Heimat zurückgekehrt. Manche verlockende Anerbieten waren ihm gemacht worden, aber er war den Versuchungen, wie verführerisch sie auch waren, immer noch glücklich entronnen. Die akademische Laufbahn war Hasses Ideal, aber es bot sich nicht gleich Gelegenheit dazu. Inzwischen nahm Hasse die Stelle eines ärztlichen Begleiters und Rathgebers des Grafen Gregor Stroganow an, mit dem und dessen Familie er auf Reisen ging, worauf er sich einige Zeit als praktischer Arzt in Dresden niederließ, bis ihn Clarus nach Leipzig in das dortige Jacobs-Hospital berief, wo er ihm die sehr bescheidene Stelle eines Repetenten der medicinischen Klinik anbot. Ohne Bedenken gab Hasse die in letzter Zeit vielversprechenden Aussichten in Dresden und das dortige heitere und anregend gesellige Leben auf, um nunmehr mit allen Kräften auf das ersehnte

Ziel loszugehen, welch anstrengende Thätigkeit und aufopferungsvolle Arbeit es auch erfordern würde. In rosigem Lichte erschien ihm jetzt das Leben, zumal es ihm überraschend schnell gelang, sich im Jahre 1836 in der medicinischen Facultät für das Fach der pathologischen Anatomie habilitiren zu können, obgleich gerade hier die grauenvollsten Verhältnisse herrschten. Die Schilderungen Hasses über diese spotten allen Begriffen, die man heutzutage von derartigen Instituten hat; diese Unzulänglichkeiten waren aber für ihn nur ein Antrieb zu desto energischerer Thätigkeit. Trotz aller Anstrengungen, trotz aller Erfolge gelang es aber Hasse nicht, wie er verdient hätte, außerordentlicher Professor zu werden. Intriguen waren dabei mit im Spiele, an denen es wie damals allerdings auch heute noch nicht an den deutschen Universitäten fehlt. Ein Gesuch Hasses um eine Professur wurde vom Ministerium abschlägig beschieden und zwar auf das Gutachten von Clarus hin, das, charakteristisch für den Menschen und den Mann der Wissenschaft, verdient, tiefer gehängt zu werden, und das dahin ging, daß die pathologische Anatomie durchaus nicht von solcher Bedeutung für die Medicin sei, um einen besonderen Professor dafür anzustellen, daß vielmehr ein Jeder, der die nöthige mechanisch-anatomische Schulung besitze, dafür eintreten könne. So Etwas konnte man noch angesichts des aller Orten eindringlich sich bemerkbar machenden französischen Einflusses, angesichts der Erfolge, die Rokitansky erzielte, angesichts der Thätigkeit Hasses, deren Wirkung offen vor Augen lag, behaupten! Durch Beharrlichkeit erreichte aber Hasse schließlich doch sein Ziel, im Jahre 1839, was ihm besonders deshalb von großem Werthe war, weil er dadurch größere Aussicht auf Berufung an eine auswärtige Universität erhielt. „Auf eine solche“ — bekennt er in seinen «Erinnerungen» — „war meine Hoffnung um so mehr gerichtet, je mehr ich einsehen mußte, daß meine Stellung im Hospitale, Clarus gegenüber, immer unhaltbarer, ja das ganze Verhältniß zu ihm immer peinlicher wurde. Auf seine und der Seinigen persönliche Wünsche hatte ich nicht einzugehen vermocht, und meine wissenschaftlichen Pläne waren ihm gleichgiltig. Bei der Verfolgung derselben und in meiner ferneren akademischen Laufbahn mochte er mir sogar Gegner sein. Einmal, weil meine Richtung der seinigen nicht entsprach, hauptsächlich aber, weil er leider an der bei einflußreichen Professoren so häufigen Monomanie litt, seine leibliche Nachkommenschaft auch zu seiner Nachfolge im Amte machen zu wollen.“

Acht Jahre hatte Hasse in Leipzig gewirkt, als er eine Berufung als Kliniker zunächst nach Dorpat, dann nach Zürich erhielt, welch' letztere er annahm. Eine neue, segensreiche Thätigkeit begann hier für ihn, eine Thätigkeit, die wie in humanitärer und praktischer Beziehung, so auch für die Wissenschaft von Erfolg war, und die nicht nur ihm in jeder Beziehung zusagte, Verstand und Herz in gleicher Weise befriedigte, sondern auch für die Allgemeinheit die schönsten Früchte trug.

Die Thätigkeit, die Hasse als Professor der Pathologie und Therapie sowie als Leiter der medicinischen Kliniken seit 1844 in Zürich, dann weiter seit 1852 an der Universität Heidelberg und endlich seit 1856 in Göttingen entfaltet hat, ist zu sehr rein fachmännischer Art, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten. Hasses Bedeutung auf medicinischem Gebiete liegt vorzugsweise in seinem reformatorischen Wirken, indem er dem für die Naturwissenschaften so verderblichen Dogmatismus, dieser Hydra der Wissenschaftlichkeit, beherzt entgegentrat und ihn mitbezwingen half. Aber nicht minder hervorragend hat er sich auch als Forscher und Lehrer bewährt, namentlich auf dem Gebiete der Circulations- und Respirationsorgane wie des Nervensystems hat er die Wissenschaft gefördert, in welchen Fächern er seinerzeit als eine erste Autorität galt, wie auch seine Werke: „Anatomische Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane“ und „Krankheiten des Nervensystems“, welch' letzteres Buch zwei Auflagen erlebte, während das erstere in's Englische übersetzt wurde, beweisen. Auch als praktischer Arzt hat Hasse außerordentlich segensreich gewirkt, indem er nicht nur medicinischer Berather und Helfer, sondern auch ein warmfühlender Freund war, der die Anforderungen des Herzens denen des Verstandes nicht unterordnete.

Wenn Hasse trotz der wissenschaftlichen Befriedigung, die er in Zürich empfand, trotz der hohen socialen Stellung, die er daselbst einnahm, sich bewegen lassen konnte, die neu gewonnene Heimat, in der es ihm immer so gut ergangen war, die er liebte und in der er sich wohl fühlte, zu verlassen, so war hierfür namentlich das inzwischen in der Limmatstadt eingerissene politische Treiben bedingend. Eine Partei war hier an's Ruder gelangt, die bestrebt war, nur ihre Parteiinteressen zur Geltung zu bringen und diese auch bei der Verwaltung der Universität mitwirken zu lassen, was zu wiederholten Mißstimmungen führte und für Hasse Veranlassung wurde, einen Ruf nach Heidelberg — frühere Berufungen an andere Universitäten hatte er regelmäßig ausgeschlagen — anzunehmen, allerdings nicht leichten Herzens und nach vielem Ueberlegen und Schwanken.

Trat nun Hasse in Heidelberg in einen größeren akademischen Wirkungskreis ein, so gerieth er doch dort, was das Parteitreiben anbelangte, aus dem Regen in die Traufe; die Verhältnisse waren hier noch viel unerquicklichere als in Zürich. Ultramontane, Protestanten, Liberale, Absolutisten und Particularisten, Großdeutsche und die Anhänger Preußens lagen sich hier in den Haaren, von deren Gezänk und Streit auch die Universität nicht unberührt blieb. Auch herrschten in Heidelberg arge Mißstände in der Zusammensetzung der medicinischen Facultät, die ein erfolgreiches Wirken sehr erschwerten und die Freudigkeit an dem Berufe arg verleideten. Hasse griff daher zu, als er im Jahre 1856 einen Ruf nach Göttingen erhielt, obgleich man Alles daran setzte, ihn zum Bleiben zu bewegen und bereit war, nach Möglichkeit seinen Wünschen zu entsprechen. Die unerquicklichen Personalverhältnisse in der Facultät konnten aber in absehbarer Zeit nicht

aus der Welt geschafft werden, und um persönliche Vortheile war es Hasse nicht zu thun, daher gab er dem an ihn ergangenen Rufe an die Georgia Augusta in Göttingen Folge.

Es kann das bei der Gesinnung Hasses und seiner Gemüthsverfassung einigermaßen Wunder nehmen, denn die Verhältnisse waren in jener Zeit in Göttingen auch nicht besonders verlockende. Ueberall, wohin sich Hasse wendete, herrschten reactionäre Zustände. So war es, als er nach Zürich ging, so in Baden, während seines Aufenthaltes in Heidelberg, endlich auch jetzt wieder in Göttingen. König Georg hatte die Verfassung des Landes in ihren wichtigsten Theilen eigenmächtig auf einen überwundenen Standpunkt zurückgeführt und dadurch in der Bevölkerung große Beunruhigung, bei den Liberalen entschiedenen Widerstand hervorgerufen. Auch die Universität, berichtet Hasse, war vorzugsweise in der Opposition. Zwar hatten sich hier die Verhältnisse nicht in dem Maße verschärft, wie im Jahre 1837 unter dem Könige Ernst August, der bekanntlich sieben der angesehensten Professoren absetzte und aus dem Lande verwies, indessen waren auch jetzt zum allerhöchsten Mißfallen die Wahlen der Universität für die Ständeversammlung stets oppositionell ausgefallen. Zugleich verlautete, daß die Universität im Allgemeinen von den einflußreichsten Häuptern im Ministerium und in der Büreaukratie scheel angesehen werde. Es war daher natürlich, daß Hasse mit einigem Mißtrauen den amtlichen und persönlichen Begegnungen entgegensah.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber ungleich günstiger, als Hasse ursprünglich gemuthmaßt hatte, auch trat er durch Krankheitsfälle bei Hofe, zu denen er herbeigerufen wurde, in nähere und dauernde Beziehungen zu diesem, wobei er Gelegenheit hatte, den blinden König, wie die Königin näher kennen zu lernen und zwar ganz besonders im häuslichen Kreise, wo sie sich als Menschen geben durften. Auch hier war der Eindruck, den Hasse empfing, ein ungleich vortheilhafterer, als er geahnt hatte. So entstanden gewisse vertrauliche Beziehungen zum Hofe, die Hasse in den Stand setzten, einen tieferen Blick in den Charakter des oft und viel geschmähten Königs zu thun und ein nicht auf den Schein, sondern auf das Wesen desselben gegründetes Urtheil sowohl über ihn im Allgemeinen, wie insbesondere über seine nicht öffentliche Art und Weise in Haus und Familie abzugeben. „Es liegt mir das Letztere ganz besonders am Herzen" — betont Hasse in seinen, gerade in dieser Beziehung sehr interessanten, weil völlig von den gewöhnlichen Anschauungen abweichenden Erinnerungen — „da ich dem hohen Herrn für sein beständiges gnädiges Wohlwollen Dank schuldig bin. Bisher ist ja der König in der Oeffentlichkeit nur abschätzig besprochen worden, und, bei reichlichem Tadel, hat man ihm nicht einmal mildernde Umstände zuerkannt, ja, es hat sich sogar der wohlfeile Spott der Menge an seine Fersen geheftet. Da scheint es mir Pflicht, auch die vielen Lichtseiten im Verhalten des viel verleumdeten Herrn zum Ausdruck zu bringen.

Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, je weniger ich, wie ich gleich hier erklären muß, an der deutschen Politik des Königs Gefallen gehabt habe und mit einem entschiedenen Vorurtheile gegen ihn seiner Zeit nach Hannover gekommen war."

Ganz besonders offenbarte sich die Liebenswürdigkeit des Königs, wenn er, nach Erledigung der Regierungsgeschäfte, am Abend seine Theegesellschaft aufsuchte, wo er heiter und unbefangen sich einer harmlosen Geselligkeit als ein guter Hausvater hingeben konnte. Den Vorsitz am Theetisch nahm die Königin Marie ein, die Hasse als die wahre Schönheit des ganzen Hofes schildert, eine königliche Gestalt, ihr Antlitz strahlend von Güte und Anmuth, dessen Ausdruck sich auch in der Unterhaltung nicht verleugnete und bei ihrer Umgebung Vertrauen und Verehrung erweckte, wobei Hasse ganz besonders hervorhebt, daß sie, was von anderer Seite ihr sehr unbedacht zum Vorwurf gemacht worden ist, es stets unterlassen habe, Einfluß auf ihres Gemahls öffentliches Wirken auszuüben. Auch wäre ein derartiges Bestreben bei dem Charakter des Königs ganz ohne Erfolg geblieben und hätte nur eine Störung des häuslichen Friedens herbeigeführt. Sie hatte wohl erkannt, daß sie ihre Stellung nicht an der Seite der Minister, sondern in der Familie zu suchen habe.

Wie viel ernste und heitere Dinge auch an den Theeabenden der königlichen Familie verhandelt wurden, wobei die Musik eine große Rolle spielte, so kam doch niemals die Politik oder die öffentlichen Geschäfte zur Sprache. Nur einmal, als gerade Neuwahlen zur Ständeversammlung bevorstanden, gab der König Hasse zu verstehen, daß es sein Wunsch sei, daß die Universität eine «correcte» Wahl treffe, und ersuchte ihn, mit darauf hinzuwirken, was zu thun jedoch Hasse außer Stande zu sein erklärte. Der König wurde darüber allerdings momentan mißgestimmt, ließ es Hasse aber nicht weiter entgelten, so daß dieser noch weiter persona gratissima bei Hofe blieb.

Hasse nennt den König den wirklichen Führer der Regierungsgeschäfte, wobei ihn sein unglaublich treues Gedächtniß unterstützte. Stets war er bereit, den steigenden Bedürfnissen der Universität zu Hilfe zu kommen. Ganz besonders hebt aber Hasse hervor, daß der König Georg wie durch Abstammung, so durch angeborene Anlage und endlich auch durch Erziehung durch und durch Welfe gewesen sei. „Mit dem bekannten hohen Selbstgefühl dieses Geschlechtes," urtheilt Hasse, „verband sich der Stolz des englischen Prinzen und der starre Sinn des niedersächsischen Stammes. Dies und das Bewußtsein einer unleugbar großen Begabung hätte den König wahrscheinlich schon zur Ueberschätzung seiner Machtstellung führen können. Nun kam das Unglück hinzu, das ihn zu einer Zeit des Augenlichtes beraubte, in der die geistige Entwickelung erst recht sich entfaltete. Das lange dauernde Leiden nebst Curen und Operationen fesselte den jungen Prinzen an den beschränkten Kreis des elterlichen Hofes, schloß ihn Jahre lang von der

Außenwelt ab, gab ihm statt klaren Lichtes nächtliches Dunkel, was Alles die bereits vorhandene Neigung zu einer phantasiereichen Auffassung der Verhältnisse noch mehr begünstigen mußte. Was wäre aus dem geistig so begabten Jüngling geworden, wenn er durch einen regen und vielseitigen Verkehr nach außen Charakter und Einsicht hätte durcharbeiten und erweitern können. So aber schwächte sich sein Urtheil über das Maß der Außendinge ab, und er täuschte sich in dieser Richtung um so leichter, je weniger das über ihn gekommene Unheil seine Energie und Thatenlust zu beugen im Stande gewesen war. Sein Ideal fand er in der Größe und Macht des Welfenhauses, sein Vorbild war Heinrich der Löwe, als dessen politischen Erben er sich ansehen mochte. Wie er, nachdem er den Thron bestiegen, keine Mühe scheute, alle Erinnerungen an den Ahnherrn in den Schätzen des Welfenmuseums zu vereinigen, so hat er sich vielleicht auch wohl dem Traume hingegeben, den einstigen Länderbesitz des großen Welfen unter seinem Scepter wieder zu vereinigen. Dagegen war ihm der Gedanke, sich jemals auch nur eines Theiles seiner königlichen Macht zu begeben, wahrscheinlich ganz unfaßbar, höchstens würde er vielleicht ein Verhältniß wie im alten deutschen Kaiserreiche haben über sich ergehen lassen. Daß die romantische Denkweise und das ausgesprochen particularistische Selbstgefühl im ärgsten Widerspruch zu den thatsächlichen Verhältnissen, zu dem Entwickelungsgange der deutschen Geschichte und zu den immer dringender sich geltend machenden idealen Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volkes stand, das wurde dem Könige entweder nicht klar bewußt, oder er beachtete es nicht. Die lebhafte Phantasie des Blinden überwog dessen sonst so scharfe Einsicht. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann durch bloße Ueberredung nicht dazu gebracht werden konnte, sich kleiner machen zu lassen. Seinem tragischen Geschicke mußte er unaufhaltsam verfallen. — In ruhigen Zeiten hätte dieses Alles wenig zu sagen gehabt, allein beim Eintreten schwerer politischer Verwickelungen mußte ein Verkennen der wahren Lage der Dinge die größten Gefahren mit sich bringen. Und als nun das Verhängniß immer näher und deutlicher herantrat, vermochten keine Vorstellungen, die zahlreich und dringend an den König gelangten, seinen festen Willen zu überwinden. Leider hatte er sich auch zu Berathern lauter Männer gewählt, die entweder seine politischen Ansichten wirklich theilten oder sich schweigend unter seinen geistigen Einfluß stellten oder endlich ihren Vortheil darin fanden, den Herrn auf seinen Irrwegen zu begleiten. Freilich wäre er unter allen Umständen unbeugsam geblieben, selbst wenn, wie es die Legende von seinem Ahnherrn, Heinrich dem Löwen, meldet, ein Kaiser vor ihm gekniet hätte."

Nach dieser Schilderung, die uns Hasse von dem Charakter des Königs giebt, wird dessen Verhalten in der Katastrophe von 1866 verständlich. Aber „tout comprendre, c'est tout pardonner," und so wendet ihn auch Hasse seine wehmüthige Theilnahme zu in dem Unglück, das ihm betraf, als er seiner Krone verlustig ging, jedoch, bemerkt er dazu: „mit tiefem

Schmerze mußte man sich abwenden, als er vergaß, daß er ein deutscher Fürst sei und sich mit dem Reichsfeinde in Verbindung setzte."

Auch die persönlichen Beziehungen, die unter den Professoren der Georgia-Augusta herrschten, waren erfreulicher, als es sonst vielfach an den deutschen Universitäten der Fall ist. Hasse hat sich in jeder Beziehung in Göttingen wohl gefühlt, und interessant sind die Porträts, die er mit treffender Charakteristik der wissenschaftlichen Bedeutung von den hervorragenderen Mitgliedern der Universität entwirft, und wenn auch hier wieder die kritische Ader Hasses in den Vordergrund tritt, wie sie in den scharfen prägnanten Zeichnungen zur Geltung gelangt, so hat er diesen ein so feinfühliges Colorit zu geben verstanden, daß er auch hier wieder als Meister künstlerischer Darstellung sich offenbart, wie er auch, in den Ueberlieferungen unserer großen classischen Zeit herangewachsen, in Litteratur wie in der Kunst ein Anhänger derselben, in seinem eigenen Schaffen diese widerspiegelt, während er auf medicinischem Gebiete durchaus nicht ein „Laudator temporis acti" gewesen ist, sondern hier kühn die Leuchte zu dem gewaltigen Umschwung und Aufschwung, den Naturwissenschaften und Heilkunst in unserem Jahrhundert genommen haben und wodurch diesem die Signatur aufgedrückt worden ist, mit vorangetragen hat. Selbst das Alter hat ihn hier, wie dies sonst meist der Fall ist, nicht conservativ, geschweige denn reactionär gemacht, und so bezeichnet er auch Robert Koch, der einst sein Schüler gewesen, als den Bedeutendsten, der aus der Göttinger Schule hervorgegangen sei: „Wir können leider in Göttingen," fügt er Dem hinzu, „uns nicht rühmen, in der von ihm eingeschlagenen Richtung seine Lehrmeister gewesen zu sein. Ich selbst stand am Anfange der sechziger Jahre der Lehre von der Bedeutung der Mikroorganismen noch ziemlich skeptisch gegenüber. Zwar hatte ich von Anfang meiner Lehrthätigkeit an die Forderung einer wohlbegründeten Aetiologie betont und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die bekannten, scharf gezeichneten Krankheiten, insbesondere die ansteckenden, nicht anders als durch eigenartige, specifische Ursachen entstehen könnten. Es schien mir jedoch vorschnell, die Bacterien so ohne Weiteres als das Wesentliche der Entstehung hinzustellen. Die betreffende Theorie zeigte mir noch zu viele Lücken für eine überzeugende Erklärung der gesammten Krankheitsvorgänge. Und nun waren es die ersten schlagenden Beweisführungen Kochs und der Nachweis, daß es die durch die Mikroben erzeugten giftigen Zersetzungsproducte seien, welche die Krankheitserscheinungen hervorrufen, was mich vollständig bekehrte. So kann ich mich nicht den Lehrer, sondern den wohlüberzeugten Schüler Kochs nennen. Was Koch wirklich bedeutet, das ist er ganz durch sich selbst und so unser Aller Lehrer geworden."

Ein seltenes Beispiel unbefangener und freimüthiger Würdigung eines Mannes, der nicht wenig angefeindet worden ist, und über den Viele noch heute beflissen sind, den Stab zu brechen, indem sie nach Art der kleinen Kläffer

die epochemachenden Entdeckungen Kochs angreifen und ein «Danaër-geschenk» für die praktische Medicin nennen.

Im Jahre 1879 hat sich Hasse von der Lehrthätigkeit sowie von der Praxis zurückgezogen und verbringt jetzt ein „otium cum dignitate“ mit derselben Frische des Geistes wie in der Jugend, und wie sie den reifen Mann auszeichnete, der Kunst ergeben und theilnehmend an der geistigen Bewegung und den Ereignissen der Zeit, wenn diese auch mitunter einen herben, nicht besonders erfreulichen Beigeschmack haben. Hasse hat sich den alten Glauben treu bewahrt und hält an ihm fest, daß Wahrheit es allein nicht thue, sondern daß stets die Schönheit mit ihr verbunden sein müsse, und diesen Glauben hat er allzeit in seinem langen, gottbegnadeten Dasein bethätigt, bethätigt in seinem Denken sowohl, wie in seinem Thun, in seiner ganzen öffentlichen wie häuslichen Lebensführung, so daß der heitere, glückliche Lebensabend an der Seite seines „trautesten Freundes und treuesten Pflegers“, seines Schwiegersohnes Dr. med. Hermann Schläger und dessen Familie, uns den Ausspruch Goethes auf's Neue bekräftigt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“





Michael Beer und Eduard von Schenk.

(Ungedruckte Briefe Beers.)

Mitgetheilt von

G. Manz.*)

— Berlin. —

Michael Beer, der Dichter des „Paria" und des „Struensee", der Bruder des berühmten Componisten Meyerbeer und des hervorragenden Astronomen Wilhelm Beer, war eines jener tüchtigen Talente, dem die Mitlebenden reichliche Bewunderung zollten, den aber das Schicksal zu früh aus der Lebensbahn riß, um ihm auch bei der Nachwelt eine immer lebendige Erinnerung zu sichern. Immerhin aber hat er sich bis auf unsere Tage im Spielplane deutscher Bühnen erhalten, und auf's Neue wird man auch seiner Persönlichkeit gedenken beim herannahenden Hundertjahrfest der Geburt Immermanns. Bildet doch der Beer-Immermann'sche Briefwechsel das werthvolle Zeugniß einer Dichterfreundschaft, die im herzlichen und ehrlichen Gedankenaustausch, vor Allem über Kunst und Politik, ihren festen Rückhalt fand. Ueberraschender aber als die Beziehungen des Berliners Beer zu seinem norddeutschen, nur wenige Jahre älteren Landsmann, dem Magdeburger Immermann, ist die innige Freundschaft des Pariadichters mit dem Manne, der ihm nach seinem Tode mit der Herausgabe seiner Werke und seiner Briefe an den Düsseldorfer Poeten ein schönes Denkmal gesetzt hat, mit dem bayerischen Minister Eduard von Schenk. „Dieser war strenger Katholik (1817 vom Protestantismus übergetreten), jener von Geburt Jude, nach Gesinnung Freidenker; dieser geborener Rheinländer, jener echter Berliner; dieser klerikaler Minister, Hofmann, im bayerischen Staatsdienst ergrauend, jener berufsloser Poet, Sohn eines reichen Bankiers,

*) Aus Materialien zu einer Biographie Beers; die Briefe sind mir gütigst zur Verfügung gestellt von Frau Therese von Stachelhausen, geb. von Schenk.

ein wohlhäbiges Reiseleben führend; dieser politisch reactionär, jener durchaus liberal, dieser 38, jener 26 Jahre alt, als sie sich kennen lernten —" so ungefähr habe ich an anderer Stelle die äußeren und inneren Gegensätze der beiden Männer gekennzeichnet. Und trotzdem durfte schließlich der freisinnige Jude den frommen Staatsmann — duzen. Es war vor Allem das beiderseitige Interesse an Poesie, das sie zusammenführte. Beer war besonders ein warmer Bewunderer des in den 20er und 30er Jahren vielgespielten Schenk'schen Trauerspiels „Belisar"; als Brüder in Apoll versöhnten sie sich immer wieder, wenn politische oder religiöse Ansichten zeitweilige Entfremdung hervorriefen.

Den Winter 1826 auf 27 verbrachte Beer in München im stetem Verkehr mit Schenk, der ihn in den ersten Kreisen einführte. Damals beschäftigte sich der Dichter des „Paria", der 1823 mit diesem Einacter seinen ersten großen Bühnenenerfolg erzielt hatte, eingehend mit dem Struenseestoff. Im Sommer begab er sich an den Rhein, nach Bonn, um dort das neue Drama zu fördern. Aus dieser Zeit stammt der erste der ungedruckten Briefe, dem ich die übrigen, nur mit den nothwendigsten Bemerkungen versehen, chronologisch geordnet, folgen lasse. Beer schreibt:

Bonn, den 14ten Septbr. 27.

Obgleich, mein theurer Freund, ein Stillschweigen wie das Ihrige jeder ferneren Mittheilung einen Anstrich von Zudringlichkeit giebt*), so breche ich doch heute einen festen Vorsatz und erscheine lieber zudringlich als daß ich Ihnen die Freude vorenthielte, die Sie gewiß bei Lesung des beiliegenden Briefes empfinden werden. Die Beilage des Briefes wird Ihnen erklären, wie er in meine Hände gekommen ist. Er ist von Goethe, an einen langjährigen vertrauten Freund geschrieben und schildert den Eindruck, den der Besuch des Dichters unter den Königen auf den König der Dichter hervorgebracht hat**). Dieser Eindruck ist so gewaltig und tief eindringend gewesen als die Handlung Ihres herrlichen Königs selbst großartig und herrlich war. Wer König Ludwig so liebt wie Sie, ich habe kein Recht hinzuzusetzen wie ich, dem muß es ungemein anziehend sein zu sehen wie ein Gemüth wie Goethes die größte Ehre, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, empfängt; und eine vertraute Aeußerung darüber gewährt ein wunderbares Interesse. Der Dank, den Goethe unmittelbar, wahrscheinlich auch schriftlich, Ihrem herrlichen König erwiedert hat, kann kein ähnliches Interesse haben, denn die Ehrfurcht tönt doch immer mit, die zu den Ohren der Majestät klingt. — Hier spricht der Freund zum Freunde und mich dünkt es ist der schönste Lohn, der dem Könige für seinen erhabnen Besuch werden könnte, zu vernehmen, was der unbelauschte Goethe darüber geäußert. Deshalb fühle ich einen unwiderstehlichen Reiz, das Vertrauen des Professors D'Alton***), der mir den Brief bei seiner schnellen Abreise anvertraute, ein wenig zu mißbrauchen und ihn Ihnen mitzuteilen, damit Sie auch, wenn es Ihnen passend scheint, ihn zur Kenntnis Ihres edlen Monarchen gelangen lassen können. Ich bin völlig mit mir darüber einig, daß ich dadurch nichts thue, was nicht Goethe und D'Alton billig er-

---

*) Beer hatte seit seiner Abreise bereits zwei Briefe an Schenk geschrieben, die im Beer-Immermann'schen Briefwechsel mit abgedruckt sind.

**) Bezieht sich auf den bekannten Geburtstagsbesuch Ludwigs I. von Bayern bei Goethe.

***) D'Alton, Goethes Freund, war seit 1818 Professor der Archäologie und Kunstgeschichte in Bonn.

scheinen dürfte. — Dürfte ich Sie nun aber auch bitten diese Mittheilung des Briefes nicht weiter auszudehnen und ihn mir so bald es Ihnen möglich ist zurückzusenden. Es ist der Original-Brief, den ich sende; wie immer bei Goethens Briefen ist er von ihm dictirt. Nur die letzte Zeile ist von seiner Hand. Wer möchte unter seinen Papieren ein solches Document, das dem Empfänger so thätig die Freundschaft eines großen Mannes bekundet, gern vermissen? Also lege ich Ihnen die Zurücksendung dringend an's Herz.

Sie haben doch wohl die Exemplare meiner Novelle erhalten*). Auf den Wunsch mehrerer Freunde habe ich mich entschlossen sie nicht unter meinem Namen erscheinen zu lassen und Cotta hat die Freundlichkeit nun diesem Wunsch zu willfahren und das Titel-Blatt umdrucken zu lassen. Also Ihr Exemplar ist ein Geheimniß! Ich sehne mich unendlich nach Nachrichten von Ihnen. Herzliche Grüße an die lieben Ihrigen. Unwandelbar

Ihr

Michael Beer.

Düsseldorf, den 24. Oktober 1827.

Wenige Tage, mein geliebter Freund, nachdem ich meinen unfreundlichen Mahnbrief an Sie geschrieben, erhielt ich Ihr freundliches Schreiben**). Um ihnen zu zeigen, wie vollkommen es mich mit Ihrem Stillschweigen ausgesöhnt hat, schreibe ich Ihnen diese Zeilen aus Ihrer Vaterstadt, die mir ihres heitern Aussehens halber immer lieb war, und mir nun tausendmal mehr ist da sie mir den Freund gegeben, der doch über alles geht, und mir die schönen, wenn auch in der Situation nicht hingehörigen Worte Wallensteins erst recht wahr gemacht hat. Ich werde dem Sänger der Nachtviolen nicht sagen, wo diese Worte stehen. Die Cassiepeja (nicht nach Schillers unhellenischer Orthographie Cassiopeja) leuchtet hin! Doch eh' ich über Freundschaft spreche habe ich meinen letzten etwas herben Brief zu commentieren. Unfriede, Neid und Haß, die Dämonen des ganzen weiten Lebens der Welt, schleichen sich ebenso gut wie in die großen Verhältnisse der Staaten, in die kleineren aller Institute. Es sei Gerichtshof oder Theater, Königs- oder Bauernhof — wo Gleichgestellte zu einem gemeinsamen Zwecke hinwirken sollen, der einzelne aber dennoch seine Interessen in's Auge faßt, da zieht man mit dem Athem irgend ein Gewürm aus Pandoras Büchse in die Brust. Von allen Instituten aber, die traurige Erfahrung mache ich täglich hier, ist keines reicher an solchem Gezücht als eine Universität. Größer als irgendwo sind dort die Spaltungen. Jeder hält den andern des Verrathes, des Spottes und der Intention fähig, daß ihm von seinen Collegen bei den unschuldigsten Handlungen die schändlichsten Motive untergeschoben werden. Aus diesem Grund war D'Alton in einer wahren Verweiflung, daß Nees***) erfahren habe, daß er Goethes Brief einem Dritten anvertraut und dieser Dritte nun einen Gebrauch davon gemacht hatte, den hämische Leute Goethe verrathen und vielleicht dadurch peinlich anregen konnten. Nees ist nun freilich dessen ebenso unfähig als Sie und ich, aber D'Alton ist nicht vortrefflich genug, um zu glauben, daß sich sein Feind, denn dafür hält er Nees, die Gelegenheit würde entgehen lassen, wider ihn bei Goethe, an dessen Gunst ihm viel gelegen ist, zu intriguiren. In einer Verzweiflung, die tragi-komisch schien, mir aber peinlich war, trieb er mich an, Sie um den Brief zu mahnen, und ich mußte mich um so eher bewogen fühlen es zu thun, da ich mir ehrlich gesagt, Ihr Stillschweigen nicht mehr

---

*) Gemeint ist eine Künstlernovelle „Raphaels Schatten", in der, gegen das modische Nazarenerthum gerichtet, eine Lanze für die ewige Mustergiltigkeit der classischen Cinquecentisten gebrochen wird. Abgedruckt in den Ges. Werken.

**) Dieser Mahnbrief ist nicht erhalten und scheint von Schenk vernichtet worden zu sein.

***) C. G. Nees von Esenbeck, Professor der Botanik, seit 1816 in Bonn, stand gleichfalls in freundschaftlicher Beziehung zu Goethe und hat seiner Zeit die Bekanntschaft Beers mit dem Weimarer Altmeister vermittelt.

zu deuten wußte. — Nun ist Alles wieder gut. Ich werde gelegentlich den Brief wieder erhalten, D'Alton ist dadurch, daß der König dessen Sendung wohlaufgenommen, wieder versöhnt, und ich habe die Ueberzeugung wieder gewonnen, die leider etwas zu wanken anfing, daß Sie mir noch der alte sind und daß wir uns ewig verstehen werden, was uns auch immer trennen mag. — Hier bin ich hergereist, um ein längst gegebenes Versprechen gegen Wilhelm Schadow*) zu lösen, den ich auf einige Tage besuchen wollte, um seine neuesten Bilder, und die seiner besseren Schüler zu sehen. Ich denke heute Immermann bei ihm kennen zu lernen. Indessen habe ich schon durch Schadow ein frühes Exemplar seines eben erscheinenden neuen Dramas Hofer, nach Immermanns Titel, „Ein Trauerspiel in Tyrol" erhalten und mit großem Interesse gelesen. Mit allen seinen früheren Sachen, wissen Sie, konnte ich mich nicht mit seinem Genius und seinen Ansichten befreunden. Verzerrte Gestalten, geschmacklose Wahl des Stoffes, unerquicklicher Humor schreckten mich überall ab. Im Trauerspiel v. Tyrol ist mir endlich die Morgenröthe eines großen Talents aufgegangen. Zur Probe sende ich Ihnen eine Scene, die ich von Heinrich**) copiren ließ: Der Herzog v. Danzig hat durch Hofer die Schlacht am Isel verloren. Zu Anfang des dritten Aktes hat der Herzog v. Leuchtenberg den Bericht darüber vernommen. Der Verlust dieser Schlacht erschüttert auf eigen echt tragische Weise den Unerschrockenen.

Jetzt lesen Sie die Scene mit seinem Vertrauten Barraguay. Nachher noch ein paar kritische Worte über das Ganze. Vielleicht schließe ich den Brief nicht eher, bis ich Ihnen auch Etwas über Immermanns Persönlichkeit sagen kann.

(Folgt die copirte Scene.)

d. 29. Oktober 1827.

Erst heute schließe ich diesen Brief, lieber Freund, und thue es um so lieber da ich Ihnen nun sagen kann, daß ich in diesen Tagen fast stündlich mit Immermann (der Rath bei dem hiesigen Landesgericht ist) zusammen war, einen offnen anspruchslosen Mann gefunden und hoffen darf, einen Freund gewonnen zu haben. Seit ich Sie verlassen, fand zwischen mir und einem Dritten kein ähnlicher Gedanken-Austausch statt; da ist alles besprochen worden, Pläne wurden mitgetheilt über das noch unvollendete und das bereits angefangene. Die Brust ging mir wieder auf und ich glaube wir scheiden beide ermuthigter von einander. Immermann ist wie Sie wissen nur die spärliche Anerkennung einiger Kritiker geworden, keines seiner Stücke hat auf der Bühne das Leben gewonnen, das das stumme Kind der Brust erst zu einem athmenden Geschöpf macht. Dies Gefühl hat einen heilsamen Stachel in seiner Seele zurückgelassen, der ihn nicht wie dies bei unedleren Naturen, wie Müllners der Fall wäre, zur Bitterkeit reizt, er spornt ihn nur an die alte Bahn zu verlassen und Hofer ist das erste lebendige Erzeugnis dieses Gefühls. Sie werden eine große Freude an diesem Stück haben. Es ist ein durch und durch gesundes Werk. Ein edles Bild voll scharf gezeichneter und kräftig kolorirter Gestalten. Vielleicht wäre der Ton des Hintergrundes duftiger zu halten gewesen und zugleich deutlicher. Das warme Alpen-Odeur, das uns im Tell entgegenweht, wäre wohl auch auf dem Tyroler Gebirg erquicklich gewesen. Ich sage indeß nicht, daß es durchweg fehlt. — Nur war mir's oft, als wär' es ein großer Gewinn für die Tragödie gewesen, hätte der Himmel dem Dichter vergönnt selbst die Berge zu schauen, von denen nieder die Schützen den Tod auf die Franzosen senden.

Immermann kennt von Ihnen nur die Schluß-Scene des dritten Aktes vom Belisar, (mit der Sie „das kindische Vergnügen" zu einem hohen gesteigert haben). Sie hat ihn auf's innigste bewegt und er hat den Adel und die anmuthige Milde Ihres Talentes

*) Der bekannte Gründer der Düsseldorfer Malerschule, Director der Akademie daselbst.

**) Ein Bruder Beers.

erkannt. Mich hat das ungemein gefreut, denn es giebt nichts schönres als einen neuen Freund für einen alten zu gewinnen, so daß nirgends eine Spaltung des Gefühls zu entstehen braucht.

Von Struensee sage ich Ihnen nichts. Ich bin erst im dritten Akt. Aber ich hoffe Sie sollen mit mir zufrieden sein, wenn wir uns auch etwas später sehn. — Denken Sie, welch ein Gefühl es mir erregt hat, von Immermann zu hören, daß er den Hofer in — drei Wochen gedichtet hat? Schaudern Sie doch auch ein wenig, lieber Schenk. Drei Wochen! Man möchte verzweifeln.

Mit alter unwandelbarer Freundschaft Ihr

Michael Beer."

Bonn 14. Novbr. 1827.

„Als ich von Düsseldorf zurückkam, fand ich Ihren lieben Brief und die Einlage des Goethischen Schreibens. Ich eilte nicht mit der Beantwortung, weil ich Sie schon im Besitz meines Düsseldorfer Briefes wußte und mich, ehrlich gestanden, ein solcher furor poeticus ergriffen hatte, daß ich, und noch bis zu diesem Augenblick, lediglich meinem Dänen lebe und hoffe den Minister noch am Ende des Jahres zu stürzen. Ich arbeite mit allen Kräften daran, weil ich mir doch nur nach der Vollendung meines tragischen Spiels den erheiternden Genuß Ihres Umgangs gönnen darf. — Daß ich über das Schicksal des Goethe-Briefs völlig beruhigt war, werden Sie schon aus meinen Düsseldorfer Zeilen ersehen haben. Es ist nun alles in der besten Ordnung und einige Details dieser Angelegenheit sollen uns zu erbaulichen Gesprächs-Stoffen dienen. —

Die anmuthigen Gaben Ihrer Muse haben mich ungemein erfreut. Besonders hab' ich mich mit dem Sonett befreundet. Es hat mir auf's Neue Ihre Meisterschaft in dieser Form und die Grazie, mit der sich ihr Ihr Genius schmiegt, bewiesen. Sie wissen daß man in der Arbeit eines dramatischen Werkes wenig lyrischer Ergießung bedarf. Was ich darin diesen Sommer geleistet, ist unbedeutend, meist erotischer Art. Aber um Ihre liebe Gabe durch eine ähnliche, wenn auch nicht durch eine gleiche zu erwiedern, sende ich Ihnen ein Gedicht auf das Siebengebirge am Rhein, dessen unbeschreibliche Schönheit mir oft das Herz in diesem Sommer wunderbar erweitert hat. Finden Sie es auch in der Form nicht ganz korrekt (es ist nicht allen gegeben, sie mit solcher Reinheit wie Sie es können zu handhaben) so werden Sie doch trotz Ihrer Satyre auf meinen Liberalismus, mit wahrhaft liberaler Gesinnung darin erkennen, daß es ein wahres, ein ungeheucheltes Gefühl für das Große, nicht für die Großen, in die Seele geflößt hat. Es ist so schön und macht mir Sie so lieb und werth, daß man nie bey Ihnen Gefahr lauft verkannt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob Sie mir zum Druck dieser lyrischen Bagatelle rathen. Sie hat hier viel Freunde gefunden*). Erhalte ich denn nicht auch ein gedrucktes Exemplar Ihrer Kantate auf die Vespermann**). Ich möchte sie gern meiner Mutter und meinen Brüdern senden . . . Ist es Ihr Ernst, lieber Schenk, daß Sie mich fragen ob ich einwillige Hölken den Paria spielen zu lassen? Es steht mir überhaupt nicht zu eine Intendanz zu mahnen sich eines Stückes zu erinnern das ihr Kosten und wie es damals schien dem Publikum sein Mißfallen verursacht hat, — wenn sie es sich aber selbst in's Gedächtniß riefe, so gebührte doch wohl Urban zunächst in München Eßlairs Stelle in dieser Rolle zu vertreten. Sollte dieser die Rolle zu spielen wünschen, so bitte ich Sie Hrn. v. Poißl zu versichern, wenn er, was mir kaum denklich scheint, darüber meine Wünsche vernehmen wollte, daß mir dies die zweckmäßigste Besetzung zu sein scheint. Indeß wird es wohl dazu nicht kommen, denn entre nous soit dit, ich glaube er hat in aller Stille den Paria zu seinem Bruder den Crociato in die Kammer

*) Das Gedicht, eines der schönsten von Beer, ist abgedruckt in den Werken S. 387 ff.

**) Fr. Sigl-Vespermann, Sängerin an der Münchener Hofbühne.

der Vergessenheit gelegt*). Erregt denn die Schechner gleichen Enthusiasmus bey Ihnen wie bey uns? Es ist eine gebührende Anerkennung gegen den Componisten der unübertrefflichen Vestalin, daß Ihr König und Ihr Publikum Spontini so freundlich empfangen hat. Bewahre Sie nur der Himmel vor seiner nähern Bekanntschaft und möge ein günstiges Geschick die Kasse des Theaters und Ihre Ohren vor Alcidor und seiner Schmiede behüten**). — Was Sp.' Zuneigung zu meinem Bruder betrifft, so mögen Sie ihr neunundzwanzigmal weniger trauen als Christus dem Judas trauen durfte. Dieser verrieth doch für die Summe von 30 Silberlingen den Heiland, Spont. würde Meyerbeer um einen halben und wohl auch pour son bon plaisir verrathen. — Die Wahrheit dieser Behauptungen kann ich durch unzählige Beweise bestätigen. — Wir sind hier alle voller Jubel über den Sieg der alliirten Flotte vor Navarin. Ich aber noch ganz besonders darüber, daß ein Theil der östr. mitverbrannt ist. Ich denke ein Funke davon fällt auf M . . . . . ichs Herz***). — Sagen Sie mir nicht ich soll toleranter in politischen Maximen seyn. Das positiv Schlechte hassen heißt nicht anders als mit ganzer Seele lieben. Lassen Sie doch diese Zeilen und meinen Düsseldorfer Brief nicht ganz unbeantwortet. Tausend Grüße den lieben Ihrigen und den Freunden Bellile, Hailbronner, Langer, Lindner, Klenze, Bärmann und wer sich meiner nur irgend noch freundlich erinnert. Herzlichst

Ihr
Michael Beer.

Frankfurt 8. Januar 1828.

Mein theurer Freund! Der Ort dieses Briefes wird Ihnen wohl schon andeuten, daß ich auf dem Wege zu Ihnen bin. Indeß habe ich hier so manches erfahren, das meine ungeduldigen Schritte ein wenig hemmt und ich kann mich nicht entbrechen den Gedanken einer Ueberraschung aufzugeben und diesen Brief als Boten voranzusenden. — Struensee ist seit 14 Tagen fertig, sogar bis auf die für die Darstellung nöthigen Abkürzungen fertig. Ich gestehe Ihnen, daß mich Ihr freilich durch Ihre großen Beschäftigungen leicht erklärliches, aber für mein Gemüth doch nicht ganz zu entschuldigendes Stillschweigen auf meine beiden letzten Briefe, abgehalten hat Ihnen diese für mich in der That erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Ich verband zugleich mit diesem Schweigen die Idee Sie zu überraschen und war selbstisch genug zu glauben, daß meine Ankunft in München meinen Freunden und — bei der großen Armuth neuer tragischer Productionen, da ich ein fertiges Trauerspiel mitbringe, auch der Intendanz nicht unwillkommen sein dürfte. Ich will mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß meine Freunde mich nicht ungern sehen werden, ich kann aber nach dem, was ich hier gehört, nicht zweifeln, daß ich der Intendanz höchst unwillkommen sein werde. Von Mlle Stubenrauch, die ich hier gesprochen, weil ich, das können Sie denken ein großes Interesse habe manches über die bestehenden Verhältnisse bey der Münchener Bühne zu erfahren, namentlich ob ich das vollständige Personal des Schauspiels, das ich durchweg in Struensee beschäftige, vorfinde, ob kein Urlaub mir einen Matador entführt, da habe ich mit Schrecken hören müssen, daß Madame Fries Anfangs März ihre lang projektierte Reise antritt, und gerade dies dürfte doch wohl erst der Zeitpunkt sein, in welchem ich das Stück auf die Bühne bringen könnte, da der Carneval nicht viel früher beendigt seyn wird†). Ob

*) Herr von Poißl war der damalige Intendant, Eßlair erster Held, Urban jugendlicher Held und Liebhaber, Hölken Vertreter zweiter Rollen am Münchener Hoftheater; der Crociato ist ein Jugendwerk Meyerbeers.

**) Spontinis Herrschsucht war ebenso berüchtigt wie der ohrenbetäubende Lärm seiner großen heroischen Opern.

***) Natürlich Metternichs Herz. Die Schlacht bei Navarino war am 20. October 1827. —

†) Frau Fries spielte dann doch in der Première die ränkevolle Königin Juliane und zwar in vorzüglicher Weise.

Madame Fries mir zu Liebe vielleicht acht Tage länger in München bleibt, das will ich dahin gestellt seyn lassen, und es würde wahrscheinlich doch am Ende auf den Eindruck ankommen, den die Rolle, die ich ihr bestimmt, auf sie machen wird. Indeß tritt ein Zweifel bey mir ein, der mich vielleicht bestimmen könnte, das Stück der Münchener Intendance gar nicht anzubieten, sondern meine Anwesenheit in München, die außerdem einen rein wissenschaftlichen Grund hat, da ich für einen neuen Plan Ihre königliche Bibliothek fleißig zu benutzen denke*), blos dazu anzuwenden, Ihren König um die Gnade zu bitten ihm mein Stück in Druck zueignen zu dürfen und überdieß mit Herrn von Cotta wegen des Druckes selbst abzuschließen.

Den einen Zweifel — es sind deren mehrere, — haben Sie mein theurer Freund veranlaßt und Sie mögen selbst urtheilen, welch eine peinliche Empfindung sich meiner bemächtigt hat, als ich ihn erfahren. Im Gespräch mit Mlle Stubenrauch, die mich, was ich anfangs einem Mangel an Welt zuschrieb, sehr precieus empfing, ergab es sich, daß ich gewissermaßen die Veranlassung geworden, daß Mlle St. ihr Engagement in Stuttgart gebrochen hat, da sie behauptete, daß durch mich (gedenken Sie meines Briefes an Sie aus Stuttgart) das Gerücht in München verbreitet worden sei als wolle sie die Stuttgarter Intendanz gar nicht**). Was ich darüber geschrieben ist nichts anderes als was ich in Stuttgart vernommen und ich dachte eine solche Aeußerung an meinen Freund Schenk wohl ungestraft richten zu dürfen. Wer konnte denken, daß eine solche Aeußerung, die in der That für das junge Mädchen ungemein kränkend sein mußte, so verbreitet würde, daß sie ihr zu Ohren kommen mußte. Denken Sie sich meine Situation als mir das mit einer Natürlichkeit, die der jungen Schauspielerin auf der Bühne nicht übel stehen würde, in's Gesicht gesagt wurde. Ich hatte die Wahl vor einer Dame als Verläumder oder als Grobian zu stehen und zog mich so aus der Affaire wie man es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich thut, das heißt, ich blieb eigentlich darin stecken. Ich würde nun an und für sich das Geschichtchen als etwas ganz unbedeutendes betrachten, wenn ich nicht das Vorgefühl hätte, als habe es im Allgemeinen ein Mißwollen gegen mich bei der Intendanz erregt und ich danke dem Himmel eine so unabhängige glückliche Stellung in der Welt, daß Sie mir eine kleine Portion Starrsinn nicht verargen können.

Ich bin [also] gesonnen, falls mir die Münchener Theater-Intendanz nicht mehr wohl will, auch nicht das kleinste Schrittchen zu thun, sie zu versöhnen, und sollte, wozu ich sehr große Hoffnung habe, Struensee troß dieser Hoffnungen nicht in Berlin gegeben werden und somit, wenn es auch in München nicht geschieht, auf lange Jahre (ich hoffe nicht auf immer) für die Darstellung verloren seyn, so will ich das lieber, als ein unwürdiges pater peccavi sagen.

Wie nun aber die Intendanz gegen mich gesonnen sey, das wünschte ich zu erfahren, ehe ich nach München komme. Wünschte es durch Sie zu erfahren, damit ich in München selbst nicht genöthigt wäre, mir selber eine abschlägige Antwort, die nicht anders als unendlich kränkend für mich seyn könnte, zu holen. Meine Bitte geht demnach dahin, und ihre Erfüllung erwarte ich von Ihnen theurer Freund wie ein Pfand Ihrer Freundschaft, die ich wie ein Gut betrachte, das mir kein Mißverständniß und kein Argwohn entwenden kann —: daß Sie die Güte hätten so schnell als möglich nach Empfang dieser Zeilen Herrn Baron Poißl von meiner projektirten Ankunft zu benachrichtigen und ihn zu fragen, ob er, falls ihm meine Tragödie sonst gefällt (die Clausel versteht sich wohl von selbst), nichts dagegen habe sie noch vor der Madame Fries Abreise auf dem Königl: Hoftheater zu geben. Wenn kein anderes Stück für diesen Zeitpunkt vorliegt, so steht der materiellen Möglichkeit nichts im Wege. Auf die Weise wie ich die Rollen vertheilt wünsche, steh ich mit meinem Kopf dafür, daß alle Schauspieler in

---

*) Studien zu einem Drama „Kaiser Albrecht“, das übrigens nicht zur Ausführung kam.

**) Die angedeutete Briefstelle fand sich nicht unter dem mir zur Verfügung gestellten Material.

der gegebenen Zeit ihre Rollen vortrefflich memorieren können. Das Stück enthält 36 Personen und ich setze voraus, daß die Damen Fries, Stubenrauch, Hayn, die Herrn Eßlair, Urban, Vespermann, Hölker, Balke und — Augast als die mir wichtigsten des Stückes um die bestimmte Zeit in München gegenwärtig sind. Ende Januar kann das Stück bequem ausgetheilt werden. Ich würde zu der Darstellung in München einen Prolog schreiben, in welchem ich den Zuschauer auf die politischen Schwächen der Personen aufmerksam machen würde, die in dem Stück selbst vorgeführt werden, und gerade in dem Mangel dessen untergehn, was Baiern besitzt und glücklich macht. Zu welchen poetischen Schönheiten sich diese Idee in der Ausführung pretieren würde, welche großartige Stellung er dem Staate und der Tragödie bezeichnen würde, brauche ich dem Dichter des Belisar nicht zu erläutern. — Ich bitte nur, mein verehrter Freund, daß Sie die Güte hätten, dem Herrn Intendanten noch an demselben Tage, an welchem Sie meinen Brief empfangen, die eben gemachte Frage zu stellen (immer mit der Clausel, daß ihm und den Darstellern das Stück gefiele). Die Antwort darauf erbitte ich mir natürlich noch den folgenden Tag nach Augsburg unter Adresse Michael Beer, poste restante. Ich komme auf jeden Fall nach München, der Intendant mag ja oder nein sagen, aber ich komme nicht eher, wie bis ich weiß, was er gesagt hat. Finde ich keine Antwort von Ihnen in Augsburg, so sehe ich es als eine stille Erwiderung an, die so viel heißt als: wir alle wollen dich nicht mehr . . .

Ich denke, wenn meine Briefe von Hause mir nichts Wichtiges bringen was mich bestimmen könnte nach Berlin zu gehen, den 14. od: 15. in Augsburg einzutreffen. — Giebt mir Ihre Antwort Veranlassung, nach München zu kommen, so bitte ich Sie, die Gefälligkeit zu haben mir vom 16. an zwei Zimmer (wo möglich die, welche die Catalani gehabt hat), bei Havard zu bestellen. Bellile hoffe ich mündlich zu versöhnen, ich werde auch für Therese und Caroline wohl einen Talisman finden, der mich nicht unwillkommen machen wird. —

Finde ich nach einem 24stündigen Aufenthalt in Augsburg Ihre Antwort nicht, so gehe ich ohne Weiteres über Straßburg nach Paris, denn meiner Freunde in München muß ich gewiß sein, sonst komme ich nicht hin. — Entschuldigen Sie den Dinten-Flecken, ich habe eine zu große Scheu vor Copieren. Sonst hätte es dieser äußerst flüchtige Brief wohl verdient. Herzlich wie immer

Ihr
M. B.

Berlin, 21. Juni 1828*).

Nur mit wenigen Worten kann ich Ihnen heute, mein theurer Freund, meine glückliche Ankunft in der hyperästhetischen Residenz anzeigen. Die Familien-Gespräche und unzählige Besuche, die zu machen und zu empfangen sind, nehmen in diesen ersten Tagen so meine Zeit in Anspruch, daß ich Entschuldigung zu finden hoffe, wenn dieser Brief Ihnen nichts bringt als meinen ersten herzlichen Gruß und die feste und treue Versicherung, daß mir, trotzdem ich im Kreise meiner geliebten Verwandten bin, die ich, dem Himmel sei Dank, alle wohl gefunden habe, eine Seele fehlt, die ich, das fühle ich schon längst, da finden muß, wo ich mich heimisch fühlen und verstanden werden soll. Ja, lieber Schenk, schon in den ersten Tagen meiner Ankunft in Berlin sage ich Ihnen, daß ich nach München zurückkehren werde . . . Ich bin, wie ich gewollt, den 19. hier angekommen und würde vergebens versuchen, Ihnen die Freude und Ueberraschung der Meinigen zu schildern. Aber auch ich habe doch einen großen Trost und eine unnennbare Freude empfunden, Mutter und Bruder wieder an's Herz zu drücken . . .**)

*) Zwischen den vorigen und diesen Brief fällt die glänzende Erstaufführung des „Struensee“ (27. März 1828), dem eine solche des für München neuen „Paria“ vorangegangen war. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt an der Isar begab sich Beer im Juni nach Berlin, um von da mit seiner Mutter Spaa aufzusuchen.

**) Es folgt hier eine Reihe von nebensächlichen Mittheilungen und Aufträgen geschäftlicher Art.

Mit dem freimüthigen Bekenntniß, daß ich unausstehlich bin und dem, daß ich Ihr Freund bleibe, so lange Sie der meinige bleiben wollen, schließe ich diese Zeilen. Ich glaube durch die letzte Bedingung die Dauer unserer Freundschaft nicht verkürzt zu haben.

Grüßen Sie doch auch Heine und unsern poetischen gedichtberaubenden (?) Klenze. Ein solcher Freund der Poesie darf ein Poesienräuber sein und es soll mich freuen, wenn er unsern platonischen Platen mit dem Gedanken behält, daß ich ihm diesen hesperisch-hellenischen Blüthen-Duft als ein Andenken zurückgelassen, das er freundlichst (oder ohne Superlativ) freundlich bewahren möge*).

Den 21. Juni,
aus der lybischen Wüste von der großen Oase Albrechts des Bären.

Ihr treuer M. Beer.

Spaa. 19. Aug. 1828.

Obgleich ich, theurer Freund, erst vor einigen Tagen an Sie geschrieben, muß ich Sie heute schon wieder mit wenigen Zeilen behelligen.

Nach langem Kampfe mit mir selbst hat doch das innige unerschütterliche Vertrauen in Ihre Freundschaft zu mir gesiegt und nach Beseitigung mancher kleinen Zweifel und troz der Abrede, die wir genommen, daß Sie meine Dedikation an König Ludwig nicht lesen sollten, sende ich Sie Ihnen doch hierdurch und fordre Ihren Rath und Ihre Meinung**). — Soll und kann sie so bleiben? Ist nichts darin, was den König verletzen könnte? Sollte ich mehr zu seinem persönlichen Lobe sagen? Ist Ihnen überhaupt das Ganze recht gewendet und hätten Sie nicht vielleicht lieber ganz unberührt gelassen, was ich zum Thema der Widmung genommen? Die stylistischen Anforderungen an eine Dedikation sind freilich sehr gering und leicht zu befriedigen; verhehlen Sie mir aber auch nicht, wenn Ihnen in dieser Rücksicht etwas zu verbessern scheint.

Kurz, mein theurer Schenk, rathen Sie mir nach Ihrer besten Einsicht und, vor allem seyen Sie ganz wahr gegen mich und abstrahieren Sie von Ihren eigenen politischen Grundsätzen, indem Sie die meinigen beurtheilen. Doch ich fühle, daß diese Anforderung meinem besten Freunde beleidigend klingen könnte. Vergeben Sie mir und schonen Sie mich nicht, wenn Ihnen vielleicht die ganze Dedikation verwerflich und zu geringfügig scheinen sollte. Ich hoffe in den Anreden nicht gefehlt zu haben. — Sollten Sie die Dedikation, so wie sie ist, billigen, so bitte ich Sie dieselbe gefälligst Herrn v. Cotta sogleich zustellen zu wollen . . . Dem König indessen bitte ich Sie die Dedikation nicht vorher zu zeigen. Sie selbst waren, wie ich mich erinnere, der Meinung, daß dies ganz unziemlich sey. Ueberhaupt dächte ich theurer Freund, Sie ließen keinen Dritten etwas davon wissen. Nur mir verhehlen Sie Ihre innerste Ueberzeugung nicht. — Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, mein theurer Freund, bis dahin unwandelbar

Ihr

treuer Freund

in Eile. Michael Beer.

Wieviel Schenk zur schließlichen Fassung der Struensee-Widmung beigetragen hat, erfahren wir nicht. Die mir vorliegenden Briefe zeigen eine Lücke von drei Jahren, während deren bedeutsame Geschehnisse in das Leben der beiden Freunde eingriffen. Beer lebte um die Wende des Jahr-

*) Beer hatte Heine bei dem einflußreichen Schenk eingeführt, wofür er sich mit der bekannten Struensee-Kritik bedankte. Klenze ist der berühmte Schöpfer der unter Ludwig I. ausgeführten Monumentalbauten. Ueber Beers Verhältniß zu Heine und Platen vgl. den letzten der hier mitgetheilten Briefe. — Ein vor dem nächsten bereits aus Spaa abgesandter Brief ist nicht erhalten.

**) Gemeint sind die als Widmung dem Struensee vorangestellten Prosaworte. Werke S. 287.

zehnts fast ausschließlich in Paris. Wiewohl er in dieser Zeit ein Trauerspiel „Schwert und Hand" und zwei Lustspiele vollendete, trat jedoch sein Interesse an Poesie hinter dem an den weltbewegenden Tagesfragen sehr stark zurück. Mit Wonne sog er den Freiheitsathem der Julirevolution ein und begrüßte die volksbefreiende That mit einer noch handschriftlich erhaltenen jubelnden Hymne an die französische Hauptstadt. Indeß nun Beer im frischen Strome des Liberalismus schwamm und in verschiedenen Dichtungen den schlafenden deutschen Michel beklagte, traf sein klerikaler Freund, der seit 1828 bereits Minister des Innern war, eine Reihe reactionärer Maßregeln gegen die Reformbewegung, die einen scharfen Angriff der Opposition und das schließliche Ausscheiden Schenks aus dem Ministerium zur Folge hatten. Sein König bewahrte ihm jedoch die Gunst und Gnade und ernannte ihn zum Generalcommissär und Regierungspräsidenten mit dem Sitz in Regensburg.

Dahin ist denn der nächste erhaltene Brief Beers gerichtet.

Paris, den 23. Juli 31.

„Meine ersten Zeilen aus Paris, verehrter Freund, sind für Sie, um Ihnen, da ich nicht weiß, ob Sie den Temps in Regenburg halten, eine merkwürdige poetische Correspondenz zu senden, die ich heute darin finde. — Sie enthält einen Angriff Barthélemy's (Verfasser des fils de l'homme) gegen Lamartine und dessen Erwiderung*). Offenbar ist der poetische Sieg auf Seite des Angegriffenen, indeß ist die Anklage der Ehr- und Stellensucht nur schlecht vertheidigt . . . Ich bin erst seit gestern hier und muß eiligst diese Zeilen schließen, um der Séance Royale, die in einer Stunde stattfindet, beizuwohnen. Alles lebt hier in der größten Spannung. Ich habe im Laufe des gestrigen Tages schon wohlinformierte Personen von allen Farben gesprochen. Keiner weiß, was die nächste Stunde bringen kann und wird. Niemand kennt die Kammer und ihre innerste Gesinnung. Soviel scheint gewiß, die Präsidenten-Wahl wird entscheiden, was das jetzige Ministerium zu hoffen hat. Casimir Perier sträubt sich gegen die Wahl Lafittes zu dieser Stelle. Ertrotzt er nicht, daß diese Wahl unterbleibe, so hat die Majorität gesprochen und der König ändert dann sein Ministerium, man zweifelt dann nicht, daß der allgefürchtete Odilon Barrot an's Ruder kommt**). In diesem Falle — doch — peut-être le diable n'est-il pas si noir qu'on le peint. Lassen Sie mich bald hören, daß Sie nicht ganz vergessen haben Ihren treu ergebenen M. B.

Wiederum tritt in dem Briefwechsel eine Pause, diesmal von anderthalb Jahren, ein. Beer blieb bis zu Ende des Jahres 1831 in Paris: zu den ihn so stark interessirenden politischen Vorgängen kamen noch bedeutende künstlerische Erlebnisse, — nämlich die ersten Aufführungen von seines Bruders Oper „Robert der Teufel". Frühjahr 1832 begab er sich nach Berlin, wo am 30. April sein schon ein Jahr zuvor vollendetes Trauerspiel „Schwert und Hand" erstmals dargestellt wurde und nach einem Achtungserfolg mehrere Wiederholungen erlebte. Nach einer Sommerreise am Rhein

---

*) Auguste Barthélemy war Gegner der Bourbonen und der Julidynastie. Der 1829 erschienene „fils de l'homme" ist eine Elegie auf den Herzog von Reichstadt, Napoléons I. Sohn.

**) C. Perier (Vater) war 1831 Minister des Innern; Lafitte gehörte, nachdem er, unzufrieden mit der Politik des Julikönigs, seinen Ministerposten im März 1831 aufgegeben, in der Kammer zur schroffen Opposition, Haupt derselben war eben Odilon-Barrot.

und in Frankreich traf Beer Ende des Jahres 1832 wieder in München ein; von hier aus schrieb er seinem Freunde nach Regensburg folgenden Brief, nach langem Schweigen eine doppelt warme Erwiderung auf die Bitte Schenks, von nun an in ihrem Verkehr das freundschaftliche „Du" zu gebrauchen.

München 23. Dec. 1832.

Wenn ich meiner ersten Empfindung gefolgt wäre, mein geliebter Freund, so hätte ich den liebenswürdigsten aller Briefe unmittelbar nach seinem Empfang beantwortet. Durfte ich ihn doch mit dem herzlichsten Worte schmücken, dessen wir beide zwar, trotz unseres Jahre langen Schweigens nicht bedürfen, um uns ganz zu verstehn. Für unsre Freundschaft ist dies Symbol der innigsten Vertraulichkeit wahrer Luxus. Indeß ich liebe den Luxus. Er macht alles behaglicher und bequemer und so komme ich mit ganzem Herzen meines liebsten Freundes Wunsch entgegen und begrüße ihn mit dem schönen brüderlichen Du. —

Nimm meinen herzlichsten Dank für Deine liebliche Gabe. Ich kannte das edle Gedicht schon längst und habe mich längst auch in der Stille daran erfreut. Denn es Dir selber sagen, wie es mir so wohl gefallen hat, das konnte ich nicht, Du Böser, der mich ein volles Jahr ohne Antwort gelassen.

Wäre das Wetter nur irgend erträglich gewesen, so hätte ich mir zu Weihnachten die Antwort selbst geholt. So aber blickte mich der Himmel finster und ungastlich an und es liegt der liebe Brief vor mir, der mir auch das Schreiben an Dich wieder lieb macht. Mit meiner Antwort zugleich geht ein Päckchen an Dich ab, das, denke ich, gerade zum Weihnachts-Abend in Dein Haus fallen soll, um eine magere Bescherung zu werden. So arm habe ich München noch nie gefunden als diesesmal, und es hat sich auch nichts meinen Blicken dargeboten, das würdig gewesen wäre, Dir gesandt zu werden. So habe ich denn zu einer Sendung, die ich aus Paris empfangen, meine Zuflucht nehmen müssen und so empfängst Du nichts als einen Westenstoff, den man mir als das Neueste rühmt, und der vielleicht im Regensburger Carneval seine Dienste thun könnte. Ich erfülle nur ein gegebenes Versprechen, indem ich Frau von Schenk den vollständigen Klavier-Auszug des Robert le Diable sende, und ich hoffe, daß die Fräulein Therese und Marie die kleinen gestickten nœuds nicht verschmähen werden, die ich für sie beigelegt.

Wie gerne hätte ich Dir eine poetische Gabe gesandt. Aber leider ist mein Portefeuille so leer als mein Kopf und die Poesie hat mir, seit uns das Schicksal getrennt, ein ewiges Lebewohl gesagt. Wäre ich Herkules, so würde ich sagen, daß ich am Scheidewege stände, auf dem Gebiete nämlich, wo ein Weg zur Melpomene und der andre zur Thalia führt. Wenn noch an eine Begeisterung bei mir zu denken ist, so wäre es gewiß eher für die letztere, denn ich fühle etwas von dem in mir, was jetzt das gesammte Publikum der gebildetsten Länder Europas zu fühlen scheint — Abstumpfung nämlich gegen die illusorischen Emotionen der Tragödie, seit uns das Leben selbst so ungeheure giebt.

Struensee wird nicht, wie es früher bestimmt war, den 28ten, sondern erst den 4ten Jänner sein. Bis dahin hofft die zärtliche Juliane in den Armen eines Helden die alte Kraft wieder zu finden, die sie in diesen Tagen verlassen zu haben scheint*). Du hast bereits erfahren, daß ich den Schluß des dritten Aktes nach Deiner mir oft geäußerten Idee geändert und es wird ihm in dieser Szene Gelegenheit zu einem großartigen Benehmen gegeben, das wohl das Interesse für ihn erhöhen wird. Wirkt diese Szene, — so ist die Wirkung Dein Verdienst, denn ich fühle, daß die Ausführung nur schwach das echt dramatische der Idee wiedergegeben.

Die Krone v. Cypern habe ich mit großem Vergnügen gesehn**). Die großen Schönheiten der 3 ersten Akte sind mir doch noch lebendiger als bey der Lektüre ent-

*) Wer und was hiermit gemeint ist, war mir nicht möglich, zu ermitteln.
**) Drama von Schenk.

gegengetreten. Ueber die Haltung des Amalrich in den beiden letzten hätte ich manches einzuwenden. Indeß critique est aisée et l'art est difficile! — Ich habe, das fühle ich besonders nach Schwert und Hand, nicht das Recht immer den schärfsten kritischen Maßstab an fremde Werke zu legen. Besonders nicht an die Deinigen, der von jeher in seiner Kritik meiner Produktionen immer den Nagel auf den Kopf getroffen ....

Hast Du Immermanns Merlin gelesen? Ein wunderliches Gedicht. Willst Du, so sende ich Dir's.

Tausend herzliche Wünsche zum neuen Jahr. Möge es die Welt der Schrecken des scheidenden vergessen machen, uns aber, denke ich, führt es bald zusammen und wir sagen uns dann mündlich wieder, daß wir uns in allen Verhältnissen des Lebens unerschütterlich treue Freunde bleiben wollen. Mit der herzlichsten Liebe

Dein M. B.

München, 4. Febr: 1833.

Herzlichen Dank, mein geliebter Freund, für Deine beiden lieben Briefe. Je schwerer Deine Berufs-Geschäfte auf Dir lasten, um so dankbarer erkenne ich das Opfer, das Du mir gebracht, indem Du Dich Ihnen entziehst, um dem fernen Freund einige Augenblicke zu widmen. Ich hätte Dir meinen Dank für diesen neuen Beweis Deiner Freundschaft schon vor einigen Tagen ausgesprochen, wenn ich nicht von Tag zu Tag gehofft, die fertige Abschrift des neugestalteten Struensee zu erhalten, die ich nebst Immermanns Alexis und Merlin diesen Zeilen beifügen wollte. Indeß währt das zu lange und mein Brief eilt der Sendung voraus. Ich sagte, der neugestaltete Struensee, weil ich das ganze Stück nicht allein auf das Bett des Procrustes gespannt habe, sondern auch manche Veränderungen vorgenommen*). Die erste Dienerscene ist jetzt in Versen, die Volksscene gestrichen, da sie, indem man Str.' Arrestation auf dem Theater sieht, mir keine dramatische Notwendigkeit mehr schien, der Scenenbau des ganzen dritten Aktes verändert — doch Du wirst es selbst lesen und mir freundschaftlichst sagen, ob mir bey den Veränderungen nicht Johann Ballhorn die Feder geführt. Doch genug von mir und meiner abgestandenen Poesie.

Bist Du neugierig zu erfahren, wie wir's diesen Carneval hier treiben? Toll genug, theurer Freund; alles tanzt — nein mehr als dies, alles rast. Morgen rasen die Studenten im Odéon und die bedeutendsten Locken und Scheitel werden herabsteigen zu den Riegelhäubchen und werden vielleicht durch ihre Herablassung nicht an Schönheit gewinnen. An demselben Abend rast der Herr von Sche(etzler) in großartigem Wahnsinn, denn er giebt einen Ball, zu dem er einige wenige Bekannte und sehr viele Unbekannte geladen hat. Mit einem Wort, die Gesellschaft (la société), in deren Gesellschaften er nie gekommen ist, wird seine Gesellschaft bilden. Ich bin einer der aus dem Plebs Erwählten, der auch zu der Ehre einer Einladung gekommen ist — er weiß selbst nicht wie. Und ich werde hingehen, nicht weil ich mich zu amüsieren oder zur moquerie Stoff zu empfangen hoffe, sondern weil ich beobachten will, wie Jeder in dem fremden Saal seine Maske trägt. Für die nächste Woche erwarten wir einen Ball des Herzogs Max, mit dem er sein herrliches Palais eröffnet. Außerdem giebt es Soiréen in den verschiedensten Kreisen und es fehlt nicht, wie Du siehst, an Unterhaltungen, die aber nirgends künstlerischer Natur sind. O nur ein Fünkchen Poesie in allen diesen Festen! Vergebens! Seit Du München verlassen, sind die Musen aus den Salons entflohen und im Theater sind sie dagegen auch nicht zu finden. O dies Theater! Der scheidende Intendant geht klanglos zum Orcus hinab und nichts bleibt von ihm zurück als die Schädelstätte verpfuschter Stücke. Wir haben in dieser Woche den Freischützen erlebt in dem Mlle. Fuchs die Agathe und Mlle. Deisenrieder das Aennchen sangen. Wir haben eine Zauberflöte gehört, in der die 3 Damen mit den 3 Herren um den Preis des

*) Die umgearbeiteten Scenen des Struensee sind abgedruckt in den Werken, S. 521 ff.

Falsch-Singens gerungen. Ich habe ihn in meinem Innern den Damen zuerkannt, das müssen die Genien gemerkt haben, und sie bemühten sich nun, so viel es in ihren Kräften stand, in den letzten Acten ihren schwarzen Colleginnen den Rang abzulaufen. In der Arie der Pamina muß ich gestehn, daß sie ihre Absichten erreichten. Die Tragödie hat dagegen in „Isidor und Olga" einen seltenen Triumph gefeiert*). Mlle. Seeger spielte die russische Gräfin mit einer so nationalen Kälte, daß einige Zuschauer Frostbeulen davon bekamen. Als Gegenstück tyrannte Herr Forst den Wolodomir mit solcher Wahrheit, daß man von Augenblick zu Augenblick die Knute in seiner gestikulationsreichen Hand erwartete. Man kann in der That sagen, es war eine vollendete Darstellung, denn Hölken spielte den jungen Maler mit demselben Anstand, der unsre guten deutschen Jünglinge der Fresken im Hofgarten auszuzeichnen pflegt. — Mit Beschämung erkenne ich, daß ich Dir nichts Neues schreibe, und Du kennst die alte Misère genau genug, um daß ich nicht fürchten müßte, daß ihre weitere Beschreibung Dir als höchst überflüssig erscheine. — Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in München nicht eben viel neue Bekanntschaft gemacht. Die einzige, die einer Erwähnung gegen Dich verdient, ist die des Grafen Platen. Er hat ein fast unnahbares Wesen, und da ich aus Dir leicht begreiflichen Gründen mich nicht zu ihm gedrängt, so haben wir uns zuerst bei Schelling gesehen, ohne uns zu nähern und in ein nur irgend bedeutendes Gespräch zu gerathen**). Als aber neulich an Schellings Geburtstag wir uns wieder trafen, führte ein günstiger Zufall das Gespräch auf Poesie und Politik und wir fanden uns gegenseitig von so divergierender Meinung und jeder suchte die seine so hartnäckig zu vertheidigen, daß wir so Gelegenheit fanden in nicht zu endendem Gespräch unsere innersten Gedanken auszutauschen. Der Erfolg dieser Annäherung (denn was führte mehr zusammen als solch ein Streit) war, daß Platen mit mir zusammen nach Hause fuhr und mir dort einige seiner Polenlieder vorlas, die mich sehr mit ihm versöhnt haben. Ich sehe Dich lächeln, denn Du glaubst an die Milde des moskowitischen Philipps und an die Milde seines Alba in Warschau. Der ungläubige Platen aber läßt in seinen Elegien einem herzzerreißenden Jammer über das Schicksal des armen geknuteten Volks freien Lauf, dem nur zwischen der russischen Peitsche zu Hause oder dem hilflosen Elend der Fremde die Wahl bleibt.

Deiner liebenswürdigen Schwägerin den allerherzlichsten Dank für ihren trefflichen Brief, den ich meinen Erben als ein Muster der feinsten weiblichen Grazie und Schalkhaftigkeit, des liebenswürdigsten Humors und der tadellosesten Orthographie hinterlassen werde . . .

Dieser muntere Brief war der letzte, den Beer an seinen Freund schrieb. Sechs Wochen darauf starb der lebensfrohe Dichter, erst 33 Jahre alt, dahingerafft von einem bösartigen Nervenfieber. Er schied aus dem Leben genau ein Jahr nach dem Tode des Meisters, den er über Alles verehrt, am 22. März 1833. Sein Freund Schenk veranstaltete zum Gedächtniß des Dahingeschiedenen eine Aufführung des Struensee und gedachte seiner später noch in einer den Werken vorangestellten Lebensskizze mit warmer, etwas zu panegyrischer Schilderung. Mögen auch die hier mitgetheilten Freundschaftsbriefe dazu beitragen, das Bild des talentvollen Dramatikers im Gedächtniß der Nachlebenden aufzufrischen.

---

*) Isidor und Olga, ein Trauerspiel in 5 Acten von E. Raupach.

**) Es mußte dem mit Heine befreundeten Beer peinlich sein, so sehr er selbst Heines bekannten Angriff gegen Platen verdammte, mit Letzterem zusammenzutreffen.



Das Programm der Nationalisten.

Von

Edward Bellamy.*)

— Chicopee-Falls (Massachusetts). —

I.

Die Veröffentlichung des folgenden Artikels in „Nord und Süd" giebt mir die willkommene Gelegenheit, den deutschen Lesern meines „Rückblicks" einige Worte über die Bewegung zur Einführung eines von Grund aus neuen Wirthschaftssystems zu sagen, welche in den Vereinigten Staaaten herbeizuführen jenes Buch beigetragen hat. Der Socialismus ist in Europa etwas Altes, aber in Amerika etwas Neues. Seit dem Beginn der modernen demokratischen und humanitären Bewegung hat in der alten Welt das Schauspiel des wirthschaftlichen Elends der Massen den Geist wohlmeinender und denkender Personen dazu bestimmt, über mögliche sociale Neuordnungen nachzusinnen, welche die allgemeine Wohlfahrt wirksam befördern würden. In den Vereinigten Staaten ist es ganz anders gewesen. Dank der Größe unseres noch nicht occupirten Continents, unserer ungeheueren materiellen Hilfsquellen und unserer relativ schwachen Bevölkerung hat es in unserem Volke bis ganz neuerdings wenig andauerndes oder weit ausgedehntes wirthschaftliches Elend gegeben. Jeder, der stark und bereit zum Arbeiten war, war bisher, allgemein zu reden, wohl in der Lage, sich einen guten Lebensunterhalt zu erwerben. Infolgedessen hatten socialistische Ideen absolut keinen Boden in diesem Lande. Nationalökonomische Gelehrte und einige Gruppen europäischer Einwanderer in unseren großen Städten wußten etwas vom Socialismus; aber das Volk im Allgemeinen wußte weder etwas von der Sache, noch wollte es etwas davon wissen.

---

*) Autorisirte Uebersetzung von Georg von Gizycki-Berlin.

In dem folgenden Artikel wird der Proceß der Accumulation des Reichthums kurz beschrieben, durch welchen neuerdings die wirthschaftlichen Zustände dieses Landes sich verschlechtert haben. Diese Wandlung mußte natürlich mit der Zeit unter allen Umständen Platz greifen; aber ihre Plötzlichkeit und Schnelligkeit machte sie sicherlich zu einem der Wunder der Geschichte. Der außerordentliche, allgemeine Eindruck, den in diesem Lande der „Rückblick" mit seiner Schilderung eines besseren, auf wirthschaftlicher Gleichheit gegründeten Gesellschaftssystems machte, erklärt sich größtentheils durch die Thatsache, daß die Veröffentlichung desselben zu einer Zeit stattfand, als das amerikanische Volk ernstlich sich der Veränderung in seiner Lage bewußt zu werden begann. Sogleich entstanden im ganzen Lande Dutzende und dann Hunderte von Clubs und Vereinen zur Verbreitung der Idee der wirthschaftlichen, auf ein nationalisirtes Industriesystem gegründeten Gleichheit. Eine große Anzahl von Journalen, besonders unter der Landbevölkerung, entwickelte diese Lehre; der größere und reichere Theil der Presse griff sie an und suchte sie lächerlich zu machen; während die monatlich oder vierteljährlich erscheinenden Revüen ihre Spalten der Discussion derselben öffneten. Sie wurde ein Hauptgegenstand der Erörterung in den Gesellschaften und in den Zeitungen, und auch die Geistlichen, welche mit der Zeit gleichen Schritt halten wollten, hatten darüber zu predigen. Mit einem Worte, der Socialismus, von dem man zuvor kaum etwas gehört hatte, wurde plötzlich zu einer Sache, die im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stand. Diese so plötzlich erlangte Stellung hat er seitdem völlig behauptet. Dies konnte in der That auch nicht anders sein bei einem denkenden Volke, welches sah, daß die bedrohliche Macht der Plutokratie, welche dem „Rückblick" Gehör verschafft hatte, von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat einen immer unverkennbareren Charakter annahm, bis auch der, welcher am optimistischsten an das unüberwindliche Glück der Republik glaubte, ihre schreckliche Gefahr nicht länger leugnen konnte. Heut scheint es, daß der Streit zwischen der Idee der Demokratie und dem wirthschaftlichen Absolutismus des Privatcapitals in Amerika eher als anderswo zur Enscheidung kommen wird. Es kann in diesem Zeitpunkte der Weltgeschichte und zumal in Amerika, wo die Grundstimmung des Volkes intensiv demokratisch ist, kein Zweifel bestehen, welches diese Entscheidung sein wird; es wird ein nationalisirtes Industriesystem mit der Bürgschaft unveräußerlicher wirthschaftlicher Gleichheit sein. In Amerika giebt es keine monarchischen oder aristokratischen Institutionen oder Traditionen, welche dem Volke widerstehen könnten, wenn es sich einmal erhöbe; und wenn die Amerikaner sich erheben, dann sind sie sehr schnell und radical in ihrem Handeln. In Amerika giebt es nichts über dem Willen des Volkes, da die Verfassung nur seine Schöpfung und durch die Wahlstimme der Bürger unbeschränkter gesetzlicher Modificirung unterworfen ist. Dieser Sachlage gegenüber zögere ich nicht vorherzusagen, daß, falls nicht vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts die socialistische Ordnung

in Europa eingeführt wird, Amerika der Pionier der Welt zu wirthschaftlicher Gleichheit sein wird, wie es ihr früher die sogenannte politische Gleichheit gebracht hat.

Was den Unterschied zwischen dem Nationalismus und anderen Formen des Socialismus anbelangt, so kann man sagen, daß die Nationalisten sich von vielen anderen Arten von Socialisten dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur auf die corporative Organisation der Industrie anstatt des Privatcapitalismus dringen, sondern daß sie auch darauf bestehen, daß diese corporative Organisation eine staatliche, den ganzen Staat umfassende sei, wobei natürlich vorausgesetzt ist, daß der Staat bereits demokratische Form hat. Während ferner viele andere Socialisten sich mit der Forderung einer „gerechten" Vertheilung der Producte begnügen, was das nur immer bedeuten möge, verlangen die Nationalisten eine gleiche Vertheilung. Die Maxime einiger anderer Socialistenschulen: „Jedem nach seinen Thaten" verwerfen wir, in Anbetracht, daß diese Norm zugleich ihrer Idee nach unethisch und gänzlich undurchführbar in der Praxis ist. Wir wollen auf die Production und Vertheilung der Güter die nationale Idee anwenden, wie das Verhältniß zwischen dem modernen Staate und seinen Bürgern sie zeigt, nämlich die Forderung von Beiträgen von Seiten der Bürger unter einem gleichförmigen Gesetz, bei Rücksichtnahme auf das Unvermögen, und die beständig gleiche Theilnahme Aller an den resultirenden Wohlthaten, ohne Rücksicht auf die Ungleichheit der Beiträge, welche die Folge relativen Unvermögens ist. Die gleiche Vertheilung gleichförmig erhobener, aber nothwendig ungleicher Beiträge ist in den civilisirten Staaten das Princip aller öffentlichen Verwaltung, und dieses Princip wollen wir auch bei der Ausdehnung der öffentlichen Verwaltung auf die industriellen Angelegenheiten befolgen.

In unserer Propaganda suchen wir den gehässigen und bitteren Ton zu vermeiden, in der Meinung, daß eine so starke Sache wie die unsere der Heftigkeit der Sprache nicht bedarf. Wir appelliren an alle Klassen in gleicher Weise und weisen — für Amerika wenigstens, was auch immer für andere Länder gelten mag — die Vorstellung zurück, daß die Ausgleichung der menschlichen Lebenslagen das Werk einer einzigen Klasse der Gesellschaft sein muß. Wir suchen immer besonders die moralische Seite unserer Argumente zu betonen.

Ich will noch hinzufügen, daß die Nationalisten, obwohl sie ihre Maßregeln durch politische und legislative Mittel durchzuführen eifrigst bemüht sind, sich nicht zu einer bestimmten politischen Partei organisirt haben. Ihre Propaganda ist gleichsam pädagogisch gewesen und hat sich auf den Volksgeist überhaupt gerichtet. Sie finden sich in allen Parteien, aber vornehmlich wirken sie mit der unlängst entstandenen Volkspartei (people's party), welche in einem solchen Umfange ihr praktisches Actionsprogamm adoptirt hat, daß man sie zuweilen selbst, ungenau, die Nationalisten-Partei genannt hat.

II.*)

Man hat mich aufgefordert, über den Nationalismus zu berichten, sein Programm darzulegen und die ersten Schritte anzugeben, welche in der logischen Entwickelung des Planes zu thun sind. Ich habe dabei besonders auf Amerika Bezug zu nehmen, obwohl offenbar die wirthschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten von derjenigen der älteren Nationen sich nur durch die Plötzlichkeit unterscheidet, mit welcher sich die drückenden Zustände entwickelt haben, welche in Europa schon von Alters her bestehen.

Der Nationalismus ist die wirthschaftliche Demokratie. Er will die Gesellschaft von der Herrschaft der Reichen befreien und durch die Anwendung der demokratischen Formel auf die Erzeugung und Vertheilung der Güter ökonomische Gleichheit herstellen. Er will der gegenwärtigen Leitung der wirthschaftlichen Interessen des Landes durch nicht verantwortliche Capitalisten, welche ihre eigenen Zwecke verfolgen, ein Ende machen und sie durch verantwortliche öffentliche Functionäre ersetzen, welche für die allgemeine Wohlfahrt thätig sind. Das heißt, er will das industrielle und commercielle System mit dem politischen in Harmonie bringen, indem er das erstere unter die Herrschaft des Volkes bringt, wie dies bei dem letzteren schon geschehen ist, damit es, wie es bei der politischen Regierung der Fall ist, gemäß dem gleichen Stimmenrecht Aller zum gleichen Nutzen Aller verwaltet werde. Wie die politische Demokratie die Menschen gegen Bedrückung zu schützen sucht, welche durch politische Maßregeln gegen sie ausgeübt wird, so will die wirthschaftliche Demokratie des Nationalismus gegen die weit zahlreicheren und schlimmeren Bedrückungen Schutz gewähren, welche durch wirthschaftliche Maßregeln herbeigeführt werden. Die wirthschaftliche Demokratie des Nationalismus ist die Folge und die nothwendige Ergänzung der politischen Demokratie — eine Ergänzung, ohne welche es der letzteren niemals gelingen kann, einem Volke die Freiheit und Gleichheit zu sichern, welche sie verspricht.

Die Zustände, welche die gegenwärtige nationalistische Agitation besonders in Amerika rechtfertigen, können in der Kürze folgendermaßen gekennzeichnet werden.

Es ist gewiß augenscheinlich, daß die Art der Organisation und Verwaltung des Wirthschaftssystems, welches die Production und die Vertheilung der Güter regelt, wovon nicht nur das ganze Wohl, sondern sogar das nackte Leben Aller abhängt, für ein Volk unendlich wichtiger ist, als die Art und Weise, in der irgend ein anderer Theil ihrer Angelegenheiten geregelt wird. Das Wirthschaftssystem der Vereinigten Staaten war früher, und noch zu einer Zeit, deren sich jetzt Lebende erinnern, ein solches, welches

*) Dieser zweite Artikel ist zuerst im März-Heft des New-Yorker „Forum“ in englischer Sprache veröffentlicht worden.

dem individuellen Unternehmungsgeiste ein recht freies Feld darbot und Allen eine gewisse Möglichkeit gewährte, einen behaglichen Unterhalt, wenn nicht Reichthum, zu erwerben; und in Folge dieser Thatsache hat, ungeachtet mancher Ungleichheiten der Lage, bis neuerdings ein gut Theil allgemeiner Zufriedenheit geherrscht.

Durch eine wirthschaftliche Umwälzung, wie es in solchem Umfange und solcher Schnelligkeit noch niemals eine gegeben hat, sind innerhalb eines Menschenalters, und hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren, diese früheren Zustände vollständig verwandelt worden. Statt eines Feldes für freie Concurrenz, das in jeder Richtung eine gute Gelegenheit zu individueller Initiative darbot, gewahren wir gegenwärtig eine centralisirte Verwaltung oder Gruppe von Verwaltungen, welche von großen Capitalisten und Verbindungen von Capitalisten, die sowohl die Richtung wie den Profit der Industrie des Volkes monopolisiren, geleitet werden.

Obwohl die ökonomischen Herrscher, welche so in diesem Lande die individuelle Unternehmung vernichtet haben, Interessen unter ihrer Botmäßigkeit haben, die für das Volk unvergleichlich wichtiger als diejenigen Functionen sind, welche die sogenannte politische Regierung ausübt, werden doch, während unsere politischen Regierer ihre Macht nur im Auftrage des Volkes haben und demselben für deren Ausübung verantwortlich sind, jene Herrscher, welche die wirthschaftliche Regierung des Landes verwalten und den Lebensunterhalt des Volkes in ihrer Hand haben, vom Volke dazu nicht erwählt oder irgendwie damit beauftragt, und halten sich demselben in Betreff der Art und Weise, wie sie diese Macht ausüben, nicht für verantwortlich.

Indem sie die wohlanständige Heuchelei verschmähen, mit welcher andere Souveräne ihre Prätensionen zu bemänteln gepflegt haben, rechtfertigen die Capitalisten, welche sich unserer wirthschaftlichen Regierung bemächtigt haben, ihre Herrschaft nicht, indem sie entweder das göttliche Recht der Könige oder die Zustimmung der Regierten oder selbst nur eine wohlwollende Absicht bezüglich ihrer Unterthanen vorschützen. Sie machen keinen anderen Machttitel geltend, als ihr Vermögen, den Widerstand zu unterdrücken, und erkennen den persönlichen Gewinn als das einzige Motiv ihrer Politik ausdrücklich an. In Verfolgung dieses Zieles ist die Verwaltung der wirthschaftlichen Regierung des Landes so geleitet worden, daß in den Händen eines unbedeutenden Theiles des Volkes die Masse des Reichthums concentrirt worden ist, welcher die Mittel des allgemeinen Unterhalts liefern muß.

Vor fünfzig Jahren, als durch die Anwendung des Dampfes auf das Maschinenwesen die Macht des Capitals der Arbeit gegenüber plötzlich vervielfältigt wurde, galt dieses Land für die ideale Demokratie der Geschichte wegen der vorwiegenden Gleichheit in der Vertheilung des Reichthums und der daraus folgenden allgemeinen Zufriedenheit und des Gemeinsinnes von Seiten des Volkes. Gegenwärtig sollen 31000 Menschen die Hälfte des Reichthums besitzen, von dem 65000000 Menschen in ihrer Existenz ab-

hängen, und der größere Theil der anderen Hälfte ist das Eigenthum eines weiteren kleinen Bruchtheils der Bevölkerung, während die große Mehrheit der Nation ohne erhebliche Habe ist. Nach den letzten Schätzungen, welche sich auf die statistischen Angaben der Volkszählung von 1890 gründen, besitzen 9 Procent der Bevölkerung der Vereinigten Staaten 71 Procent des Reichthums des Landes, so daß nur 29 Procent für die übrigen 91 Procent der Bevölkerung verbleiben; und 4074 Personen oder Familien, welche die reichste Gruppe unter den erwähnten 9 Procent sind, besitzen ein Fünftel des Gesammtvermögens des Landes oder nahezu ebensoviel, wie der Gesammtbesitz der 91 Procent des Volkes beträgt.

Seit den Zeiten, wo die kriegerische Eroberung die völlige Confiscation der Güter und Personen des besiegten Volkes bedeutete, meldet die Geschichte von keiner so vollständigen, in so kurzer Zeit bewirkten Expropriation einer Nation, wie dieser. Die Völker Europas seufzen freilich unter ähnlichen Zuständen; aber bei ihnen sind sie das Erbe vergangener Zeiten, nicht, wie in Amerika, das Ergebniß einer, in einem Menschenalter bewirkten Umwälzung.

Diese Ableitung des Reichthums einer Nation zur Bereicherung einer kleinen Klasse hat außerordentliche sociale Wandlungen bewirkt und droht noch verhängnißvollere herbeizuführen. Unsere Farmer-Bevölkerung, welche die Masse des Volkes ausmacht und in der Vergangenheit der wohlhabendste und zufriedenste Theil desselben, die Hauptstütze der Republik in Frieden und Krieg, war, ist durch unerträglichen wirthschaftlichen Druck und die Aussicht, in die Lage der Bauern gebracht zu werden, zur revolutionärsten Klasse der Nation gemacht worden. Die Wandlung in der Lage der Handwerker ist nicht minder verhängnißvoll gewesen. Mit der Consolidirung des Capitals unter corporativer Verwaltung ist Alles, was in dem Verhältniß von Unternehmer und Arbeiter human war, verschwunden, und gegenseitiges Mißtrauen und Haß und eine Haltung organisirter Feindseligkeit sind an seine Stelle getreten. Es ist die Hauptfunction der Miliz geworden, die Streikenden in Furcht zu halten und den Aufruhr unzufriedener Arbeiter zu unterdrücken. Durch einen Anschauungsunterricht von erschreckender Häufigkeit werden wir belehrt, daß unser industrielles System, wie die politischen Systeme Europas, letzten Endes auf dem Bajonett beruht. Die Kastenunterscheidungen der alten Welt von höheren, niederen und mittleren Klassen, — Worte, die für unsere Väter abscheulich waren, — finden schnell bei uns Eingang und bezeichnen nur zu richtig die Auflösung unserer einst ungebrochenen, innerlich zusammenhängenden Gemeinden zu auf einander erbitterten Elementen, welche in einem Staate zusammenzuhalten, bald die eisernen Banden politischen Despotismus erforderlich machen wird.

Angesichts dieser Lage, welche aus der Eroberung und Ausbeutung unseres Wirthschaftssystems durch eine nicht verantwortliche und despotische Oligarchie entstanden ist, behaupteten die Nationalisten, daß, wenn das Volk

der Vereinigten Staaten irgend einen Theil des hohen Zustandes von Gleichheit, Freiheit und materieller Wohlfahrt behalten will, der sie früher zum Neide der Welt machte, es hohe Zeit ist, daß es, in Ausübung seiner obersten Macht über Regierungen und Einrichtungen, der Usurpation ein Ende macht, die seinen Zustand so lange gefährdet hat, und an deren Stelle ein neues System wirthschaftlicher Verwaltung setzt, indem sie dessen Grund in solchen Principien legt und dessen Kräfte in solcher Form organisirt, wie es ihnen ihrer Sicherheit und ihrem Glücke am meisten zu entsprechen scheint.

Welche Art industrieller und wirthschaftlicher Regierung soll das Volk an die Stelle der gegenwärtigen nicht verantwortlichen Herrschaft der Reichen setzen? Die Frage beantwortet sich in einem gewissen Umfange von selbst; denn wenn das Volk die Regierung einsetzt, so muß sie offenbar eine Volksregierung sein. Aber eine andere Frage bleibt übrig. Soll diese Regierung vom Volke individuell oder collectiv ausgeübt werden? Sollen wir den Zustand der Dinge wiederherzustellen suchen, welcher vor einem halben Jahrhunderte und früher existirte, wo in jedem Felde der Industrie und des Handels die selbstständige individuelle Unternehmung die Regel war und hundert mit einander concurrirende Firmen das Geschäft besorgten, welches nun von einem Einzigen gethan wird? Selbst wenn es wünschenswerth wäre, diese Aera wieder zurückkehren zu lassen, so würde es doch so wenig in Frage kommen, wie das Unternehmen, den jungfräulichen Continent, die grenzenlosen Hilfsquellen, das unoccupirte Land und die anderen materiellen Bedingungen wieder herzustellen, welche sie möglich machten.

Das Industriesystem, welches unter den gegenwärtigen und künftigen Bedingungen des Landes unsere dichte Bevölkerung beschäftigen und erhalten soll, muß eine systematisirte, centralisirte, in einander greifende wirthschaftliche Organisation von höchster Wirksamkeit sein. Es ist eine physische Unmöglichkeit, dem Volke als Individuen die Verwaltung ihrer wirthschaftlichen Interessen wiederzugeben; aber sie läßt sich unter seine collective Controlle bringen: und das ist die einzige mögliche Alternative gegenüber der wirthschaftlichen Oligarchie oder, wie man sie nennt, Plutokratie. Dies ist das Programm des Nationalismus. Wir sind der Meinung, daß das industrielle System einer Nation, gleich seinem politischen System, eine Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk und für Alle gleich sein muß. Zu diesem Zwecke wünschen wir alle industriellen und commerciellen Geschäfte des Volkes als eine öffentliche Angelegenheit organisirt zu sehen, sodaß sie fortan, wie alle anderen öffentlichen Angelegenheiten, durch verantwortliche öffentliche Beamte zum gleichen Nutzen der Bürger verwaltet werde.

Dies System wird Nationalismus genannt, weil es von der Nationalisirung der Industrie ausgeht, worin, als eine beschränktere Anwendung desselben Princips, die Municipalisirung und staatliche Controlle localer Geschäfte inbegriffen ist.

Der Socialismus schließt die Socialisirung der Industrie ein. Dies kann sich auf den nationalen Organismus gründen oder auch nicht, und kann die wirthschaftliche Gleichheit einschließen oder auch nicht. Mit dem Socialismus verglichen ist der Nationalismus ein Begriff, der jenem nicht entgegengesetzt ist oder ihn ausschließt, sondern nur von größerer Präcision ist, welche durch eine Wolke vager und bestrittener Folgerungen, welche mit jenem Worte geschichtlich verknüpft sind, nothwendig gemacht wird.

Vielleicht der gewöhnlichste Einwand gegen den Plan, die Industrie zu organisiren und sie als eine öffentliche Angelegenheit zu betreiben, ist der, daß er nochmehr Regierung involviren würde. Aber dem ist nicht so. Der Nationalismus wird nur eine Art der Regierung an die Stelle einer anderen setzen. Das industrielle System, das in den Vereinigten Staaten entstanden ist, ist, wie wir gesehen haben, eine Regierung von der härtesten und despotischsten Art. An die Stelle der unverantwortlichen Herren, welche jetzt die wirthschaftlichen Interessen des Volkes mit einer Ruthe von Eisen lenken, will der Nationalismus die Selbstregierung des Volkes setzen. Thomas Jefferson soll gesagt haben, daß diejenige Regierung die beste ist, welche am wenigsten regiert. Das ist eine wahre Maxime; und die Regierung, welche am wenigsten regiert, ist die Selbstregierung. Das war es, was die Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung dachten, als sie darauf bestanden, eine eigene Regierung einzuführen, trotz der Bereitwilligkeit König Georgs, ihre Angelegenheiten für sie zu besorgen. Das ist es, was die Nationalisten denken, wenn sie an Stelle der gegenwärtigen wirthschaftlichen Oligarchie eine Volksregierung der industriellen Interessen des Volkes befürworten.

Es wird zu einem klareren Verständniß des Programms des Nationalismus dienen, wenn wir zwischen dem völlig verwirklichten und dem im Processe der Einführung begriffenen Plane sorgfältig unterscheiden. Viele der gewissesten und nothwendigsten Folgen des völlig durchgeführten Nationalismus müssen bis dahin ganz ausgeschlossen bleiben. Dazu gehört das Princip der unverletzlichen ökonomischen Gleichheit aller Bürger, natürlich ohne Rücksicht auf das Geschlecht.

Die ökonomische Gleichheit ist die offenbare Folge der politischen Gleichheit, sobald das ökonomische System demokratisirt ist. Ganz abgesehen von den zu ihren Gunsten sprechenden ethischen Erwägungen folgt sie als etwas Selbstverständliches aus dem gleichen Stimmrecht Aller bei der Bestimmung des Vertheilungsmodus. Was auch immer ein demokratischer Staat unternimmt, muß für den gemeinsamen — d. h. den gleichen — Nutzen Aller unternommen werden. Die europäischen Socialisten, oder ein großer Theil derselben, bestehen nicht auf der ökonomischen Gleichheit, sondern lassen auch im idealen Staate ökonomische Unterschiede zu. Dies kommt daher, daß sie nicht, wie die Nationalisten, ihre Schlußfolgerungen aus der strengen Anwendung der demokratischen Idee auf das Wirthschaftssystem herleiten.

Aber obwohl die ökonomische Gleichheit der Schlußstein des Nationalismus ist, muß sie doch warten, bis die Nation ihr Productionssystem vollständig organisirt hat. Das Gewölbe muß vollendet sein, bevor der Schlußstein eingefügt wird, obwohl, nachdem er eingefügt ist, die Standhaftigkeit des Gewölbes von ihm abhängt.

Während die Nationalisten es als berechtigt anerkennen, daß man von der Partei einer radicalen Reform ein bestimmtes Programm verlangt, so folgt daraus doch nicht, daß sie mit Genauigkeit den Lauf der Ereignisse vorauszuwissen vermeinen. Große Umwälzungen, wie friedlich sie sich auch vollziehen mögen, folgen nicht vorbestimmten Plänen, sondern bahnen sich selbst ihre Wege, deren allgemeine Richtung und Ziel wir besten Falles voraussagen können. Einstweilen möchten die Nationalisten den Weg durch eine schrittweise Ausdehnung der öffentlichen Leitung der Geschäfte vorbereiten — eine Ausdehnung, welche so schnell oder so langsam vor sich gehen wird, wie die öffentliche Meinung es bestimmen mag.

Wenn eine Industrie oder ein Beruf zur öffentlichen Sache gemacht wird, so müssen zwei Ziele gleicherweise im Auge behalten werden: nämlich erstens der Vortheil des Publicums durch billigere, wirksamere und ehrlichere Bedienung oder Waarenspendung, und zweitens, aber als ein in jeder Hinsicht gleich wichtiges Ziel: die unmittelbare Verbesserung der Lage der aus dem privaten in den öffentlichen Dienst herübergenommenen Arbeiter. Was den ersten Punkt anbelangt, so muß jeder Beruf und jedes Unternehmen, das in öffentliche Leitung übernommen wird, so verwaltet werden, daß sie genau auf ihre Selbstkosten kommen, d. h. der Dienst oder die Waare muß zu dem niedrigsten Preise geliefert werden, welcher die Ausgaben und die angemessene Verwaltung des Unternehmens bezahlt. Der Nationalismus beabsichtigt, zum Zwecke aller Production den Nutzen und nicht den Profit zu machen, und jedes nationalisirte Unternehmen muß ein Schritt nach dieser Richtung sein, indem es, so weit es in Betracht kommt, den Profit eliminirt.

Was die Verbesserung der Lage der Arbeiter anbetrifft, welche in allen Fällen der Nationalisirung eines Unternehmens der zweite und gleich wichtige zu erstrebende Zweck ist, so reicht es hin, zu sagen, daß der Staat sich als der Musterunternehmer zeigen muß. Mäßige Arbeitsstunden, gesunde und sichere Arbeitsbedingungen, Vorsorge für Krankheit, Unfall und Alter und ein System der Annahme, Beförderung und Entlassung von Arbeitern, welches sich streng auf das Verdienst gründet und alle willkürliche, persönliche Einmischung aus politischen oder anderen Gründen absolut ausschließt, muß alle öffentlich geleiteten Unternehmen von Anfang an kennzeichnen. In besonderen Fällen, wie bei der Bekleidungsmanufactur, welche jetzt in so weitem Umfange durch die Sklaven von Hungerlöhne zahlenden Unternehmern betrieben wird, können anständige Löhne und Arbeitsbedingungen den Preis fertiger Kleidungsstücke zeitweilig erhöhen. Wenn dieser Umstand

einträte, so würde er nur zeigen, wie nothwendig es war, das Geschäft zu einem Staatsmonopol zu machen; und wir können hinzufügen, daß aus Gründen der Menschlichkeit dieses Geschäft eines der ersten ist, welche unter öffentliche Verwaltung genommen werden sollten.

Was die allgemeine Frage hinsichtlich der Ordnung anbetrifft, in welcher die verschiedenen Industriezweige nationalisirt oder (was dasselbe ist) unter Gemeinde- oder Staatsleitung und -Besitz gebracht werden sollten, so stimmen die Nationalisten im Allgemeinen darin überein, daß privilegirte Unternehmungen aller Art, welche, da sie öffentliche Vorrechte genießen, bereits quasi-öffentliche Geschäfte sind, zuerst berücksichtigt werden müssen. Hierher gehören die Telegraphen und Telephone, die localen sowohl als die allgemeinen Eisenbahnen, die Gemeindebeleuchtung, die Wasserwerke, Fähren und dergleichen. Die Eisenbahnen allein beschäftigen gegen 800000 Männer, und die Arbeiter in den anderen erwähnten Unternehmungen können diese Zahl bis auf 1000000 erhöhen, welche vielleicht eine Gesammtbevölkerung von 4000000 repäsentiren — gewiß ein hinlänglich großer Theil der Nation, um damit einen Anfang zu machen. Diese Unternehmungen würden andere mit sich führen. Zum Beispiel: Die Eisenbahnen sind die größten Consumenten von Eisen und Stahl, und die nationale Verwaltung derselben würde naturgemäß die nationale Verwaltung des größeren Theiles des Eisengeschäfts mit sich führen. Es giebt im Lande gegen 500000 Eisenarbeiter, welche eine von dieser Industrie abhängige Bevölkerung von vielleicht 2000000 Personen repräsentiren; was mit den oben erwähnten Kategorien eine Gesammtzahl von gegen 6000000 Personen ergiebt. Dieselbe Logik läßt sich auch auf die Beschaffung der Kohle anwenden, mit welcher, als Transporteure und als Hauptconsumenten, die Eisenbahnen eng liirt sind.

Die Nothwendigkeit, das, was von unseren Wäldern noch übrig ist, zu erhalten, wird alle Staaten bald zwingen, sich der Forstangelegenheiten anzunehmen, was sehr wohl der Beginn der Uebernahme der Holzindustrie in den Staatsbetrieb werden kann. Wenn unsere schnell abnehmenden Fischereien geschützt werden sollen, so wird nicht nur die Staatsaufsicht, sondern auch der Staatsbetrieb bald nothwendig sein.

Im Felde der allgemeinen Industrie haben die Trusts und Syndikate, welche das allgemeine Verlangen nach dem Nationalismus so sehr erregt haben, auch den Fortschritt desselben sehr vereinfacht. Wo immer die Leiter eines Industrie- oder Handelszweiges, dem Gesetz und dem öffentlichen Interesse zuwider, ein Monopol gebildet haben, was ist da gerechter und angemessener, als daß das Volk selbst durch seine Functionäre das in Frage stehende Geschäft übernimmt und es zum Kostenpreise verwaltet? Angesichts der Thatsache, daß die meisten Hauptzweige der Production jetzt „syndikatet“ worden sind, wird man gewahren, daß dieser Vorschlag, wenn er vollständig ausgeführt werden würde, uns der völligen Verwirklichung des Planes des Nationalismus ziemlich nahe bringen würde.

Inzwischen würde derselbe Proceß auch in anderen Richtungen vor sich gehen. Fremde Regierungen, welche große Heere haben, lassen gewöhnlich, um sich die Qualität und die Billigkeit zu sichern, die Bekleidung der Soldaten, die Rationen und anderes Nothwendiges in Staatswerkstätten herstellen. Die britische Regierung, welche der unsrigen am meisten ähnelt, wurde durch die Betrügereien der Lieferanten gezwungen, im Krimkriege die Herstellung der Bekleidung für die Soldaten selbst zu übernehmen, und ist seither mit den besten Resultaten bei dieser Maßregel geblieben. Wenn unsere Regierung im Bürgerkriege die Lieferungen für die Soldaten selbst hergestellt hätten, so würde dies eine große Summe Geldes erspart haben. Es ist höchst wünschenswerth, daß sie sofort die Anfertigung der Bekleidung und anderer Bedürfnisse für ihre Soldaten und Seeleute und für alle anderen von ihr beschäftigten Personen, die so bedient zu werden wünschten — wie sie es gewiß Alle wünschen würden — übernähme; denn derartige, vor der Verfälschung sichere und zum Kostenpreise gelieferte Waaren würden in diesen Tagen betrügerischen Geschäftsbetriebes selbst für einen Millionär ein Glück sein. Diese Politik, die Bedürfnisse der von der Regierung angestellten Personen durch das Product öffentlich geleiteter Industrien zu befriedigen, würde in dem Maße, als sich die Anzahl der Angestellten vermehrte, das ganze Productions- und Distributionssystem des Nationalismus herbeiführen.

Zu den besonderen Geschäftszweigen, welche sofort in öffentliche Verwaltung genommen werden sollten, gehören der Branntweinhandel und die Feuer- und Lebensversicherung. Es wird vorgeschlagen, daß jeder Staat sofort in seinem Gebiet den Branntweinhandel monopolisirt und an den Orten, welche es wünschen, Verkaufsstätten eröffnet. Dieser Plan würde die Profitgier als Motiv, den Absatz zu steigern, beseitigen, eine genaue Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften sichern und eine reine Waare verbürgen. So lange man sich noch nicht für die Nationalisirung der Spiritus-Fabrikation entscheidet, brauchte die Nationalregierung nur aufgefordert zu werden, ein Transportgesetz zu erlassen, welches die Staaten innerhalb ihrer Grenzen gegen illegale Lieferungen schützt.

Was die staatliche Lebens- und Feuerversicherung anbetrifft, so würde dies Unternehmen keinen Fonds außer der Inanspruchnahme des Staatscredits auf Grund lange bewährter Risico-Berechnungen erforderlich machen. Es würde zu den Selbstkosten in Staatsgebäuden von niedrig besoldeten Beamten und ohne alle Ausgaben für Reclamezwecke verwaltet werden. Dies würde denen, die sich gegen Feuersgefahr versichern, wenigstens 25 Procent Prämien und denen, die ihr Leben versichern, wenigstens 50 Procent ersparen, und vor Allem würde es eine Versicherung sein, welche nicht selbst wieder versichert zu werden brauchte.

Wenn von einer Stadt, einem Einzelstaate oder der ganzen Nation Privatgeschäfte übernommen werden, so müssen sie natürlich bezahlt werden,

indem man zum Abschätzungsprincip die Kosten eines gleichwerthigen Geschäfts nimmt.

Natürlich muß diese ganze Frage der Entschädigung mit Rücksicht auf die Thatsache erwogen werden, daß die letzte Wirkung des Nationalismus die Vernichtung aller, wie immer auch entstandenen ökonomischen Ueberlegenheit ist.

Die Organisation der Arbeitslosen auf der Grundlage einer staatlich beaufsichtigten Corporation ist ein dringend nöthiges Unternehmen, welches ganz dem Programm des Nationalismus gemäß ist. Die Arbeitslosen repräsentiren eine Arbeitskraft, welche nur der Organisation bedarf, um sich reichlich selbst zu erhalten. Es ist die Pflicht und das Interesse des Staates, die Arbeitslosen nach ihren verschiedenen Berufen und Fähigkeiten — die Arbeiterinnen sowohl als die Männer — so zu organisiren, daß ihr Unterhalt durch ihre eigenen Producte geliefert wird, welche nicht zum Kaufe auf den Markt kommen, sondern gänzlich innerhalb des Kreises der Producenten consumirt werden sollten, so daß sie in keiner Weise die allgemeinen Preise oder Löhne schädigten. Dieser Plan betrachtet das Problem der Arbeitslosigkeit als ein, sich periodisch besonders verschlimmerndes, dauerndes Problem, welches daher zu seiner Lösung einer dauernden und elastischen Vorkehrung bedarf, durch welche innerhalb eines Kreises eine in sich vollständige und von dem commerciellen System unabhängige Production und Consumtion gesichert wird. Es giebt keine andere ernsthafte Methode, das Problem der Arbeitslosigkeit zu behandeln.

In dem Maße, als die Industrien, der Handel und die allgemeine Geschäftsthätigkeit des Landes öffentlich organisirt sind, werden die Quellen der Macht und die Mittel des Wachsthums der Plutokratie, welche von der Beherrschung und dem Ertrage der Industrien abhängen, unterminirt und abgeschnitten. In demselben Maße werden augenscheinlich die Regelung der Arbeit des Volkes und die Mittel zur Beschaffung seiner Lebensbedürfnisse unter seine collective Gewalt gelangen. Den Plan des Nationalismus zu vollenden durch die Durchführung seines Princips, Allen den gleichen Unterhalt und eine den Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung zu verbürgen, wird es nur eines Processes der Systematisirung und Ausgleichung der Bedingungen in einer bereits vereinheitlichten Verwaltung bedürfen.

Die Thätigkeit der Nationalisten ist bisher hauptsächlich eine erziehende gewesen. Dies mußte nothwendig so sein wegen der Größe des Planes, da er zur Ausführung seiner umfassenden Seiten so etwas wie eine nationale Annahme voraussetzt. Besonders in Betreff der Gebiete des localen öffentlichen Dienstes, wie der Wasser- und Beleuchtungswerke u. dergl., ist in den letzten drei Jahren eine Gefühlswoge zu Gunsten der Municipalisirung solcher Unternehmungen durch das Land gegangen, und, weit davon entfernt, zu fallen, schwillt sie zu einer Fluth an. In fast jeder fortschreitenden Gemeinde hat sich in den letzten paar Jahren ein mehr oder minder

starker Keim von Bürgern gebildet, der jeder neuen Bedrückung von Seiten privilegirter Corporationen mit einer Forderung öffentlicher Verwaltung begegnet. Der übermüthige Hohn wohl verschanzter Monopole: „Was wollt Ihr denn dagegen thun?" macht die Menschen nicht mehr verlegen. Eine Antwort ist auf den Lippen Aller, und sie heißt: Nationalismus! Der Umstand, daß die Frage der öffentlichen Verwaltung des Handels und Wandels als eines Heilmittels gegen den Mißbrauch des Capitalismus neuerdings plötzlich zu einem der in den Zeitungen und Journalen am häufigsten discutirten Gegenstände geworden ist, ist natürlich das beste allgemeine Anzeichen von dem Umfange, in welchem sich das öffentliche Bewußtsein mit dieser Sache beschäftigt.

Unzweifelhaft aber der auffallendste einzelne Beweis von der Schnelligkeit und Echtheit der Ausbreitung des Nationalismus ist die Thatsache, daß bei der Präsidentenwahl im Jahre 1892 mehr als eine Million Stimmen für die „Volkspartei" (people's party) abgegeben wurden, deren Programm die wichtigsten Punkte des oben dargestellten nationalistischen Programms enthält. Daß selbst jenes Programm nicht radical genug war, um einen großen Theil der Partei und der mit ihr Sympathisirenden zu befriedigen, ist durch den weit fortgeschrittenen Standpunkt offenbar geworden, den staatliche und städtische Convente, die großen Arbeiterorganisationen in ihren nationalen und örtlichen Versammlungen und die Farmer-Verbindungen eingenommen haben. In der That darf man zuversichtlich die Behauptung aufstellen, daß, so weit die ökonomische und industrielle Unzufriedenheit in diesem Lande bisher bestimmten Ausdruck gefunden hat, sie die Form von Forderungen einer mehr oder minder vollständigen Anwendung der Nationalisirungsidee auf das Geschäftsleben angenommen hat. Der Grund davon ist einfach der, daß bei näherer Untersuchung kein anderer Ausweg sich finden läßt.

Personen, die zum ersten Male auf den Nationalismus aufmerksam gemacht werden, verfehlen deswegen oft den Punkt, auf den es ankommt: sie gewahren nicht, daß, wenn die Plutokratie nicht triumphiren soll, der Nationalismus die einzige Alternative ist. Solche Personen pflegen die Nationalisirung oder öffentliche Leitung der Industrie nur als einen unter vielen nationalökonomischen Plänen anzusehen, welcher mit den übrigen, als mehr oder minder anziehend oder sinnreich, zu vergleichen ist. Es entgeht ihnen, daß sie die nothwendige und einzige, eine Lösung der ökonomischen Frage verbürgende Methode ist, welche in ihrem Charakter demokratisch ist. Viele, die aufrichtig an die Volksregierung und die demokratische Idee als ein allgemeines Princip glauben, — oder meinen, daß sie es glauben, — würden diese Frage ohne Zweifel anders ansehen, wenn sie sich die Zeit nähmen, zu erwägen, daß die öffentliche Verwaltung der Industrie, wie schon diese Worte selbst besagen, die Ersetzung der persönlichen und Klassenregierung durch die Volksregierung ist, und daß, wenn sie sich derselben

entgegenstellen, sie geradezu gegen die demokratische Idee und zu Gunsten der oligarchischen Herrschaft in dem ausgedehntesten und wichtigsten Gebiete menschlicher Interessen auftreten.

Es giebt zwei Principien, nach denen die gemeinsamen Angelegenheiten in Gesellschaft lebender Menschen geregelt werden können: die Regierung durch Alle für Alle und die Regierung durch Wenige für Wenige. Die Zeit ist nahe, wo sich entscheiden muß, ob hinfort das eine oder das andere Princip die Organisirung der menschlichen Arbeit und die Vertheilung ihrer Früchte regeln soll. Die zahllosen vergangenen Kämpfe in dem uralten Ringen der Vielen gegen die Wenigen, sei es um persönliche, religiöse oder politische Freiheit, haben nur den Weg geklärt und zu diesem allumfassenden Ziele geführt, für das man sich jetzt in der ganzen Welt vereinigt. Es ist die entscheidende Schlacht, für welche alle die früheren Gefechte nur vorbereitende Scharmützel waren.

Gewiß, nicht in vielen Zeitaltern, vielleicht noch niemals, haben Männer und Frauen während ihrer kurzen Lebenszeit die Gelegenheit gehabt, einen so schweren Irrthum zu begehen, wie diejenigen, welche sich in diesem Kampfe auf die unrechte Seite schlagen.





Zwei Uebertragungen französischer Gedichte.

Von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

Der Schutzengel.

Von Béranger.

Ein Bettler, den der Tod schon grüßt,
Sieht seinen Schutzgeist näher schweben,
Und ruft: „Daß Du Dich jetzt bemühst,
Kann wenig mir Befried'gung geben.

Auf dürrer Streu zur Welt gebracht,
Soll Deinen Gott ich kindlich lieben?"
„Wohl," sagt der Engel, „ich gab Acht,
Daß diese Streu stets frisch geblieben."

„Almosen sucht' ich bis zum Grab',
Daß ich vor Hunger nicht verrecke."
„Wohl," sagt der Engel, „und ich gab
Dir selbst dazu die Bettelsäcke."

„Ich zog in's Feld mit frohem Muth,
Ein Schuß hat mir das Bein genommen."
„Wohl," sagt der Engel, „das war gut,
Sonst hättest Du die Gicht bekommen."

„Und als ich einst mir Wein erschlich,
Kam über mich gleich das Verhängniß."
„Wohl," sagt der Engel, „doch durch mich
Erhieltst Du nur ein Jahr Gefängniß."

„Als mich die Liebe überkam,
Ward auch mir eitel Qual bereitet."
„Wohl," sagt der Engel, „doch aus Scham
Hab' ich Dich damals nicht begleitet."

„Manch' Weib mag schlimm sein, aber meins
Konnt' mir das Haus zur Hölle machen."
„Wohl," sagt der Engel, „unsereins
Mischt niemals sich in Ehesachen."

„Kann noch ein Glück erringen ich,
Eh' mich empfängt des Grabes Fremde?"
„Wohl," sagt der Engel, „bau' auf mich!
Ich komm' mit Pfaff und Todtenhemde."

„Winkt mir des Himmels Gnadenlicht?
Wird mich der Teufel weiter schröpfen?"
„Wohl," sagt der Engel, „—wohl auch nicht,
Zähl' es Dir ab an Deinen Knöpfen." —

Der Zwiesprach schnurriger Verlauf
Stimmt' Alle, die ihr lauschten, heiter.
Der Bettler niest, der Engel drauf
Ruft ihm „Gott helf!" zu und fliegt weiter

Seelenkampf.

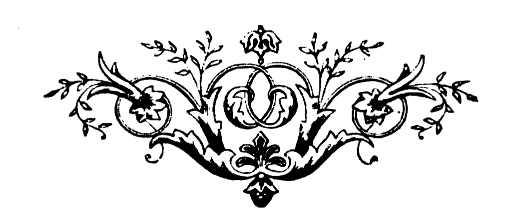
Von Sully Prudhomme.

Zwei Stimmen kommen nie zur Ruh',
Der Seelenkampf währt unergründet:
Es giebt Vernunft den Gott nicht zu,
Den Liebe träumt und laut verkündet.

„Kein Vater leitet diese Welt,"
Sagt der Verstand, der urtheilsschroffe,
„Hier, wo das Böse Recht behält."
Da spricht das Herz: „Ich glaub' und hoffe.

Mit etwas Liebe kommt man weit.
Hoff' auch und glaub ihn, den ich preise.
Ich spüre Gott und Ewigkeit."
Doch der Verstand ruft: „Ja, beweise!"

Sei fromm, sei Freigeist — es ist Eins:
Du hast dem Zwist Dein Ohr gegeben.
Es ist mein traurig Loos, wie Deins,
Mit diesem Widerstreit zu leben.





Der Punkt des Archimedes.

Von

Ola Hansson.

— Schliersee. —

I.

Eines Vormittags, Ende März, stehe ich auf dem Balcon meines Pensionszimmers am Schiffbauerdamme und sonne mich. Es ist ganz mollig; ich fühle, wie die Wärme mir weich in's Blut dringt und kann geradezu ihren Weg von Glied zu Glied und von Theilchen zu Theilchen verfolgen. Schlage ich die Augen von den Lastprähmen auf, die an den beiden Einfassungen der Spree liegen, und haben sie den weitgestreckten Wirrwarr von Dächern, Thurmspitzen, Schornsteinen — die ganze Partie zwischen dem massiven Complex des neuen Reichstagsgebäudes mit seiner vergoldeten, in der Sonne funkelnden Kuppel und dem ungeheuren Gewölbbogen aus Eisen und Glas, der den Centralbahnhof überwölbt — umspannt, so verlieren sie sich in einem Meer von Licht, in die noch riesigere Bogenwölbung des Himmelsraumes von funkelndem Blau, die sich über der Riesenstadt spannt und in deren Mitte die Sonne wie eine runde Oeffnung steht, durch die das Licht funkelnd hervorsprüht aus den unendlichen Lichtregionen dahinter. Und wenn dann der Blick, geblendet und müde, nach unten zurückkehrt von seiner Himmelfahrt, so bleibt er ruhen am Horizont, den die Luft wie ein dichter, blauer, sich schwärzlich vertonender Rauch mit weichgezeichneten Umrissen einfaßt.

Wie ich so dastehe, fühle ich auf einmal, daß es nicht blos die Sonnenwärme ist, die mich durchquillt. Es ist auch etwas Anderes. Es kam zusammen mit der Sonnenwärme. Ich mache mir nicht klar, was es sein kann, aber lasse mich davon gefangen nehmen. Ich höre nicht länger das Pfeifen und Fauchen von der Eisenbahnhalle und sehe nicht mehr die Züge sich wie schwarze Schlangen aus dem Riesenrachen hervorwinden. Die

Sinne schlummern ein, während ich in das versinke, was mit der Sonnenwärme kam, und das ich gar nicht darauf angucken möchte, was es ist. Eine Mattheit, aber voller belebender Sonne; ein Schlummer der Seele, aber voll von Träumen, die noch nicht Körper angenommen; eine Sehnsucht, aber nicht von der Art, die Unbefriedigung ist, sondern eine Sehnsucht, in der die Gewißheit kommender Seligkeiten lächelt; eine unbestimmte und doch sonnedurchleuchtet klare Empfindung, daß das Leben jetzt seine alte, häßliche Haut vor mir abstreifen und sich in seiner neuen, schönen zeigen wird, und daß ich selbst das Mysterium der Wiedergeburt durchmache . . .

Etwas Schwarzes taucht auf in den Sonnenweiten meiner Seele, etwas Schwarzes, das sich bewegt — und ich entdecke auf einmal, daß ich ganz wach dastehe und den kleinen zierlichen Expreßzug nach Frankfurt a. M. ansehe, der aus den dunklen Eingeweiden des Bahnhofes hervorgeglitten kommt, sich an dem Eisengitter der hohen Spreebrücke hinringelt und um eine Hausecke verschwindet.

Mein innerer Blick ist mit einer Geschwindigkeit, die auch die modernsten mechanischen Schnellkräfte übertrifft, geschwinder als der Dampf, geschwinder als das Telephon, dem Expreßzug vorausgeeilt; und ehe dieser noch zwischen den Hausgiebeln hinter mir verschwunden ist, zeichnet sich in meinem eigenen Innern ein ganzes Panorama der Landschaft, die der Zug erst in den nächsten zwanzig Stunden durcheilen wird, deutlich in allen Einzelheiten, im Lauf einer Secunde, und zuletzt bleiben die scharfen Linien schneebedeckter Bergkämme an dem klarblauen sonnigen Horizont — in meinem Innern — stehen.

Plötzlich halte ich den Schlüssel zu meinem Sinneszustand in der Hand, weiß, was meine Sehnsucht mir wieder einmal vorgegaukelt hat, und stehe zwischen den verblichenen Coulissen des Geheimnisses meiner Wiedergeburt. Ich sage mir, daß das Ganze doch nichts anderes war, als die alte, verhexte Lust, in die weite Welt hinauszufahren, die Lust, die wir als Kinder noch *dieser* Welt gegenüber fühlen, und die wir als Greise der *andern* Welt gegenüber nicht mehr haben, wenn wir, wir modernen Träumer, sie auch immer noch in uns großziehen, obgleich wir schon hundert Mal auf unsere Nase gefallen sind als verunglückte Ikarusse. Ich vergewissere mich, daß ich ganz ohne allen Zweifel auf dem Balcon eines Pensionszimmers am Schiffbauerdamm in Berlin stehe, die Spreeprähme unter mir, einen ganzen Wirrwarr gebrochener Dachlinien vor mir, das Reichstagsgebäude zur Rechten und den Centralbahnhof zur Linken. Die Sonne scheint beständig, und es ist blendend blau um mich herum; aber *in mir* ist es auf einmal ganz kalt geworden, als sei etwas inwendig erloschen; und ich gehe nüchtern und gedrückt zurück zu meinen Arbeiten, mit denen ich mich seit einem Jahr häuslich eingerichtet, zwischen dem Reichstagsgebäude und dem Bahnhof Friedrichstraße, in einem Pensionszimmer am Schiffbauerdamm.

Aber wie ich gegen Abend ausgehe, faßt mich die Stimmung vom Vormittag auf's Neue. Ich ertappe mich darauf, daß ich umherwandere und von der Stadt und ihren verschiedenen Theilen Abschied nehme, wie man von einer Geliebten, mit der man die Erinnerungen eines langen Zeitraumes theilt, und von den tausend liebgewordenen Kleinigkeiten, von ihrer Person und ihren Sachen und den Räumen, die Zeugen eines heimlichen Glückes gewesen, Abschied nimmt. Und wie ich weit, weit weg, in der fernen Straßenperspective die blaue Dämmerung gewahre, die blos Berlin besitzt und die ich so lieb habe — nicht das feuchte nebelblaue Abendlicht unserer Seestädte, sondern eine blanke durchsichtige Dämmerung, die uns erscheint wie die Brechung des sinkenden Dunkels gegen die Sandkornparcellen des märkischen Bodens — wie ich sie gewahre, wird mir ganz warm und weich und wehmüthig, als beherberge sie tausend verletzliche Erinnerungen, die man in sich ausreißen und wegwerfen muß, daß sie hinschwinden und sterben, während man selbst fern ist. Ich rede mir ein, daß es sich gar nicht um eine Trennung handele; aber ich weiß, ich werde reisen; und dabei überfällt es mich noch stärker, das Gefühl des Abschieds, das ich jedesmal empfinde, wenn ich Ort oder Umgang wechsle, selbst wenn mir Beide gleichgiltig waren — es überfällt mich, süß und trostlos, und süß gerade in seiner Trostlosigkeit.

Während ich herumstreife, ohne zu merken, wieviel Zeit vergeht, wird es völlig Abend, Alles flimmert von Licht, und die Straßen sind voller Menschen. Ich gehe gerade unter der Eisenbahnbrücke Friedrichsstraße und möchte auf die andere Seite hinüber, kann aber nicht: zwei ununterbrochene Reihen Wagen gleiten die Straße entlang, jede in ihrer Richtung, wie die Treibriemen um zwei Räder. Ich sehe auf die Eckuhr und sage mir: Theaterstunde. Eine Vision vom Innern des Lessingtheaters steht vor mir, und im selben Augenblick fühle ich den gemischten Geruch von Parfümen, Hautschweiß und der Hitze elektrischer Lampen mir entgegenschlagen. Da überfällt mich ein ödes Gefühl, wunderlich zusammengesetzt aus eigener Heimlosigkeit und Widerwillen gegen alle diese Anderen, die da in den Droschken sitzen und in die Theater jagen. Daß sie mögen! sage ich; aber zugleich beneide ich sie gewissermaßen, denn ich komme mir so einsam draußen stehend vor, während sie Alle zusammenkommen und einander kennen. Und auf einmal springt es in mir auf, wie eine wilde, schmerzvolle Lust, das Einsamkeitsgefühl, das Heimlosigkeitsgefühl. Ich räche mich an den Vielen, indem ich von ihnen weggehen und mir selbst genug sein kann, — ein schadenfroher Triumph, aus dem nach und nach das Bittere wegtropft und der schließlich zu einem stillen, warmen Glück, zu einem heimfrohen Lächeln der Seele im Gefühl ihres eigenen inneren Reichthums wird. Und auf dem Boden dieser Stimmung finde ich die Stimmung von heut morgen wieder; sie sind eins, ich kann sie nicht mehr von einander unterscheiden. Mein Kopf sagt mir, diese selbe Gemüthsverfassung habe

ich schon hundert Mal vorher gehabt und danach gehandelt und sei immer von ihr betrogen worden, und fragt mich vorwurfsvoll und höhnisch, ob ich wirklich nothwendigerweise wieder vor mir zum Narren werden will; aber meine ganze Person macht sich gar nichts aus dem, was mein Kopf sagt, und ich gehe nach Hause und packe meine Reisekoffer.

Am Morgen darauf sitze ich im Zuge, der nach Süden fährt. Ich fliege durch die norddeutsche Ebene und quer durch die Berghöhen Mitteldeutschlands und lasse mich ganz mechanisch wegführen, gleichgiltig wohin, so ganz ohne zu sehen oder zu denken, daß, als der Zug gegen Sonnenuntergang in das Mainthal hinabbraust und Schloßzinnen an fernen warmblauen Horizonten mir die erste Botschaft von alter Cultur und südländischer Beleuchtung bringen, ich von der ganzen Fahrt des Tages nur ein Bild habe: eine Thalenge irgendwo in Thüringen, mit grünen Abhängen, einem Bach im Grunde, einer breiten geraden Landstraße längs dem Bach, auf ihr ein Ochsengespann und mitten in der Landschaft ein kleines, weltvergessenes Städtchen mit Häusern aus irgend einem schwarzen Baumaterial.

Das Billet lautet auf München; aber ich steige in Nürnberg ab — nach meiner eigenen, ganz persönlichen Tradition. Ich kehre im „Rothen Hahn" ein, von dem ich eine kleine Erinnerung mit Färbung von Mondschein und Mittelalter bewahre, finde da Alles, wie es damals war, die Vorflure weit, die Decken niedrig, einen Geruch alten, reinlichen Hausgeräthes, und bekomme dasselbe Zimmer wie damals, was auch ganz unverändert ist, als hätte es die lange Zwischenzeit unberührt gestanden. Nachdem ich mich gesäubert, wandere ich nach dem „Bratwurstglöcklein". Es ist noch nicht neun Uhr; aber die Stadt scheint schon zu Bett gegangen zu sein; kaum ein Mensch auf den Straßen, nur hie und da ein schwacher Lichtschein in einem kleinen, viereckigen Fenster, der Widerschein einer Laterne in der schwarzen Pegnitz, und in schmalen, gewundenen, hügeligen Gäßchen ein Dunkel, wie das des Mittelalters, das hier zurückgeblieben zu sein scheint mit diesen Häusern zusammen, die in dem unsicheren Licht hervorschimmern, anzusehen wie die verwitterten Coulissen eines Kleinstadttheaters in meinen Kindheitserinnerungen. Ich taste mich vorwärts, auf und nieder, über offene Plätze mit Kirchen und durch Winkelgäßchen und finde schließlich das kleine, niedrige, verräucherte Versteck, wo die Magd die leckeren Würstchen am offenen Feuer röstet und die Nürnberger Bürger und Zeitgenossen das starke, dunkle Bier ihrer Stadt an den zwei Tischen trinken, die das Local besitzt, ganz wie weiland Albrecht Dürer, Hans Sachs und Peter Vischer, die jetzt zusammen mit ihren Zinnkannen auf den Absatz der hölzernen Wandverkleidung hinaufgerückt sind, hier gesessen und poculirt haben in jenen längstvergangenen Zeiten, da man so viele merkwürdige Gewürze kannte, den Wein damit zu erhitzen, doch nicht das famose moderne: den Geschmack der Würstchen und des mittelalterlichen Geistes im „Bratwurstglöcklein" dadurch doppelt pikant zu machen, daß wir, Dank unseren Expreßzügen, noch einen

Nachgeschmack vom Weißbier und dem modernen Theaterstück im Munde und in der Seele haben, mit denen uns gestern um dieselbe Zeit in Berlin aufgewartet ward. Als Ersatz, sage ich am anderen Tage zu mir, wie ich Nürnberg bei Tageslicht sehe und die modernen Paläste gewahr werde, die sich zwischen die alten Häuser eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war, und jetzt überall wie aufgeblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldketten und neuen Kleidern vom berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der Fürstenfamilie einer alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen — zum Ersatz, sage ich zu mir, besaßen jene früheren Gäste des „Bratwurstglöckleins" etwas, das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder diese zeitgenössischen Nürnberger Bürger, noch ich, der mit dem Expreßzug von Berlin kam, um etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was, irgendwo zu suchen und zu finden, ich weiß nicht wo. Sie hatten nämlich, in ihrem Instinct mehr als in ihrem Bewußtsein, den Punkt des Archimedes, wo sie stehen und das Leben um sich kreisen lassen konnten — um sich als das Stabile. Aber wir haben Nichts, worauf wir leben oder sterben können. Nürnberg kann uns sicher das Verlorene nicht wiedergeben; aber das kann auch nicht Fürth.

II.

Der Zug arbeit... sich stöhnend den Berg hinauf. Der Tag war trüb gewesen, und der Abend kam früh. Durch die Coupéfenster kann man nichts mehr unterscheiden, man sieht blos die Decklampe sich in dem undurchdringlich Schwarzen draußen abspiegeln und sein eigenes Bild in dem trüben Spiegel.

Ich reiste herum, wie lange, weiß ich nicht recht; ich gab nicht Acht auf die Zeit. Es ging mit den Tagen gerade so, wie mit den Goldstücken in meiner Börse; ich gab sie aus, eins nach dem andern, jedes einzeln oder mehrere zusammen, ohne daß ich mir dabei sagte, nun seien schon so und so viele davongeflogen. Aber zwei bis drei Wochen müssen's wohl gewesen sein, denn aus der Zeitung, die ich mir kaufte, sehe ich, daß wir heute den 12. April haben.

Ich sitze apathisch zusammengekauert in meiner Ecke und lasse die Cigarre ausgehen. Im Coupé ist keiner, als ich. Die Einsamkeit, das Dunkel draußen, das einförmige Rollen stimmen melancholisch. Ich sitze und horche auf das gleichmäßige, angestrengte Stöhnen der Maschine, und mir ist es plötzlich, als sei das einzig Lebende außer mir diese Maschine, die durch eine ausgestorbene Welt rollt mit mir, mit mir allein, ohne Zweck und Ziel, von nirgendher nach nirgend wohin. Ich kann es mir selbst nicht erklären, wie es kommt, daß ich jetzt hier sitze; ich bin ganz erstaunt darüber und suche vergebens nach dem Erklärungsgrund, dem Ausgangspunkt, überhaupt nach einem Punkt, aus dem ich durch Schlüsse das Factum herleiten

könnte, daß ich gerade jetzt hier sitze, auf diesem bestimmten Zug. Aber Alles rinnt auseinander; es giebt keinen Zusammenhang; hunderttausend Punkte, doch kein erster und kein letzter, sondern Alle chaotisch durcheinander geschüttelt. Ich kann nicht einmal mein eigenes Ich festhalten; ich erkenne mich selbst nicht wieder; ich finde keinen Zusammenhang zwischen mir, der im Augenblick in diesem Eisenbahncoupé sitzt, und allen den anderen Ichs, deren ich mich von früher her erinnere. Die Identität ist aufgehoben. Ich frage mich fast mit Schrecken, ob ich träume oder wach bin, und es kommt mir vor, als müsse ich träumen. Mir wird ganz unheimlich zu Muth, da ich mich plötzlich als etwas Lebendiges empfinde, das keine Vergangenheit mehr hat, und dem das, was doch sein Selbst in dessen früheren Stadien sein sollte, plötzlich als etwas Fremdes erscheint. Ich habe eine Empfindung, als hätte ich den Ariadnefaden des Lebens fallen lassen und sei nun rettungslos verloren im Labyrinth, allein im Chaos . . . und einsam in mir selbst, heimlos in der eigenen Selbsterinnerung des Ichs, selbst Chaos, aus dem einzigen, zufälligen festen Punkt meiner momentanen Selbstempfindung, die auch in Kurzem untertauchen und ebenso spurlos verschwinden wird, wie alle anderen.

Der Zug geht langsamer, hält an, steht. Eine Pause. Darauf ein Pfiff, ein Ruck, und stöhnend setzt sich die Locomotive wieder in Bewegung.

Plötzlich kommt es mir vor, als hätte ich diese Reise schon irgend einmal früher gemacht. Draußen ist es pechschwarz, und ich kann keinen einzigen Gegenstand unterscheiden, aber mir ist es doch, als seien diese Gegenden, durch die der Zug rollt und die meinem Blick verborgen sind, lauter bekannte. Die Empfindung klärt und vertieft sich; jetzt wird sie zu einer bekannten Empfindung, zu einer Empfindung, die ich früher bei einer anderen Gelegenheit gehabt — zu einer Erinnerung. Diese ganze Reise und dieser ganze Abend, nicht blos alle Einzelheiten, sondern auch die Stimmung, müssen eine Wiederholung sein; gerade so habe ich schon einmal gesessen, an einem Abend wie dieser, auf diesem selben Zug, in diesen selben Gegenden, die ich nicht sehen kann. Ich erkenne Alles wieder, Alles ergreift mich mit der ganzen Kraft einer Erinnerung; und die Uebereinstimmung, die Identität zwischen jetzt und jenem seltsamen Parallelfall in der Vergangenheit ist so vollständig, daß ich mich frage, ob ich jetzt nicht nur von etwas träume, ob jenes Andere nicht die eigentliche Realität war. Und es ist nicht nur diese Einzelheit, die in meiner Erinnerung aufsteigt; sie steht allerdings am anschaulichsten da, anschaulicher sogar als das Gegenwärtige; aber es giebt etwas mehr, was sie umschließt, wie eine nach außen immer undurchsichtigere Atmosphäre einen festen Körper umschließt: die Erinnerung einer ganzen anderen Welt, in der ich einmal gelebt. Ich empfinde es genau so, wie wenn man aus tiefem Schlaf aufwacht, und das Gedächtniß, an einen schönen Traum, den man gehabt, in einem liegt als eine weiche, warme, wehmüthige Stimmung, ohne daß man sich doch auf den Inhalt des Traums zu besinnen vermag.

Und wie ein solcher Traum für immer verschwunden ist, wird diese dunkle und undurchdringliche Erinnerung für immer ein Räthsel bleiben . . .

Das irritirt mich. Ich sage mir, es ist so, unwiderruflich; aber ich kehre eigensinnig immer wieder und wieder zum Räthsel zurück, kreuze darum, taste daran; aber vergeblich: es ist etwas und ist doch nichts. Also lasse ich Alles ärgerlich liegen und gehe davon weg; fühle aber dabei, daß ich es in mir trage, daß es inwendig in mir liegt und unleidlich drückt. Bis der Zug wieder langsamer geht, anhält, steht — und mit einem Ruck sich stöhnend wieder in Bewegung setzt. Dieser Eingriff der äußeren Welt löst den Alp und giebt meinem Gegrübel eine andere Farbe und neue Richtung. Warum soll ich mich nicht auf bekanntem Boden glauben, hier wie anderswo? Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im Großen, die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir nirgendwo Wurzel schlagen. Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein, wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menschen zu wohnen und zu essen. Wir kennen alle bedeutenden Städte Europas, sind überall wie zu Hause, aber auch nicht mehr; wir haben überall unser Hotel und unser Restaurant, wohin wir kommen und uns angeheimelt fühlen von dem bekannten Gruß des Portiers und des Oberkellners. Wir sind mit den Alpen ebenso intim bekannt wie mit der Person, mit der wir eine Tagereise lang im selben Eisenbahncoupé gerüttelt wurden; und in den Badeorten gehen wir aus und ein mit derselben hausgewohnten Gemüthlichkeit, wie in unserer Pension. Und wie wir überall und nirgend zu Hause sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen zusammengelebt, daß wir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert haben, daß wir mit keinem einzigen verwachsen konnten. Ich selbst kenne ganz Europa, bin überall zu Hause, habe überall meine Bekannte, bin Pariser in Paris, Berliner in Berlin, weiß genau, was chic ist und was schneidig ist, und bin mit meinem Freund Mr. Smith, ganz ebenso intim, wie mit meinem Freund Herrn Meyer. Nur eine Stelle in der Welt kenne ich nicht, und das ist das Gütchen, das ich irgendwo in Friesland besitzen soll, das ich nie gesehen habe und von dessen Dasein ich nichts weiß, außer daß Onkel mir jährlich die kleinen Nettoeinnahme sendet, von der ich eine ganze Saison in Ostende leben kann und die also doch zu etwas gut ist . . .

Ich wache aus meinen Gedanken auf, weil der Zug steht. Wir sind angekommen. Ich lange meinen Koffer herab und steige aus, fühle Bergluft und begegne einer sparsamen Beleuchtung in einem tiefen Dunkel und einer großen Menschenleere. Bekomme einen Stationsaufseher zu fassen

und frage ihn, wo Logis zu haben ist. Er nennt einen Namen und zeigt mit der Hand um die Ecke des Stationsgebäudes. Ich bin noch ganz blind von all dem Schwarzen um mich herum und tappe vorsichtig vorwärts im Schmutz. Ein Haus taucht plötzlich vor mir auf, niedrig, mit Veranden ringsum und Dunkel hinter all den kleinen Fenstern. Nur aus dem Flur fällt ein spärlicher Lichtschein in die Finsterniß. Ich trete ein, gehe an einer Reihe übereinandergestapelter Biertonnen vorbei, höre nebenan ein Brummen und Summen vieler Stimmen und falle durch eine Thür in ein Zimmer, das voll von Rauch und Bier und Menschen ist. Die Kellnerin läutet an einer Glocke, die Wirthin kommt, den rasselnden Schlüsselbund an der Hüfte, und ich werde in ein Zimmer geführt, daß in seiner Außersaisonlichkeit eiskalt und ohne Gardinen ist. Darauf gehe ich wieder hinunter, esse das schreckliche bairische Essen und trinke das herrliche bairische Bier. Als das besorgt ist, sehe ich auf die Uhr: neun. Hier unten ist nicht auszuhalten, oben auch nicht — ich ziehe den Rock an und trabe hinaus.

Ich bin so blind wie eine Eule am Tage, aber der Weg ist mit Steinen bestampft, und auf diesem Wegweiser tappe ich mich vorwärts. Hie und da ein blasser Lichtschein giebt außerdem an, wie die Straße sich zwischen den Häusern hinwindet. Ich höre etwas rieseln und steige über einen Bach, dessen Wasser es vernehmbar eilig hat, vom Berg hinab in den See zu gelangen. Ich gehe noch eine Strecke und höre im Dunkel und in der Stille ein Plätschern. Nach einer kleinen Weile bin ich am See, den ich nicht sehe, aber dicht unter mir höre. Ich lehne mich über die Barrière und bleibe stehen, horche dem Wellengeplätscher und starre hinaus in dieses Dunkel, in dem es so gar nichts zu sehen giebt, außer den spärlichen Lichtern im Dorf. Und doch lausche ich, als ob noch etwas Anderes zu hören wäre, außer dem Wellengeplätscher, oder als ob dieses *selbst* mir etwas mehr mitzutheilen hätte, als den Laut seiner kleinen Wogen; und starre hinaus in das Dunkel, als bewahre es etwas für mich auf. Und plötzlich sagt es ganz laut in mir: *Dies* ist ja das Leben, — ein stilles Wellenplätschern in einem tiefen Dunkel. Es giebt keine Lebensphilosophie, die größer wäre; *dies* ist der einzige Punkt des Archimedes, den es giebt . . .

III.

Als ich am anderen Morgen aufwache und nach der Uhr sehe, ist es erst acht. Das scharfe Licht hat mich so früh geweckt; es fällt durch vier gardinenlose Fenster von zwei Seiten in das Zimmer. Wie ich so in meinem Bett liege, sehe ich durch das eine Fenster, gerade über der Bettlehne, die Berge hinter dem See, mit ihren schneebedeckten Gipfeln und Kämmen.

Es ist rauhkalt im Zimmer, und ich fahre rasch in die Kleider. Ich fühle mich inwendig so öde in diesem möbelleeren Raum mit nackten

Wänden und ohne Teppich auf der Diele; der kleine schwarze Kamin sieht so schwarz und leer aus, als hätte nie Feuer in ihm gebrannt — man friert schon bei seinem Anblick. Aber draußen stehen die weißen Berge, — ganz nahe, scheint mir's, obgleich ich weiß, daß sie weit weg sind, — stehen in ihrer luftigen, beruhigenden Ruhe; ich reiße das Fenster auf, und mir entgegen weht die Bergfrische, in der man nie friert.

Nach dem Kaffee mache ich einen Morgenspaziergang. Es hat während der Nacht geschneit, und die Wege sind schlüpfrig. Ich kremple die Beinkleider um und fühle mich wie ein deplacirter Gigerl, während ich so durch das Dorf schreite, den Rockkragen aufgeschlagen, die Hände in den Taschen, den Stock unter dem Arm, in meinen japanesisch spitzen Schuhen und umgeschlagenen Hosen. Die Eingeborenen widmen mir ihr unverstelltes Interesse; doch ich fühle mich gar nicht am rechten Ort und das Ganze genirend; aber ich drücke den Kneifer fester auf meine sich in der Kälte röthende Nase und bewahre meine Ueberlegenheit, indem ich die Situation unter'm Gesichtswinkel des Selbsthumors auffasse. Unterdessen habe ich den Weg von gestern Abend zurückgelegt, der, wie ich jetzt sehe, gerade durch den kleinen Ort führt; lauter alte Häuser und Höfe mit bemalten Wänden, Veranden um den oberen Stock, Butzenscheiben und grünen Fensterläden. Ich wandere eine Strecke am See entlang und wende auf einem Umweg zurück, über die Höhen, nach einem raschen Blick auf meine Schuhe. Ich befinde mich wieder im Dorf, ohne daß ich von meinem Spaziergang etwas Anderes mitbringe, als das Bewußtsein, eine Morgentour gemacht zu haben. Gerade wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, „Zum Brückenfischer" lese ich, und ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll, den Blick mit gemachtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon gesehen hat, eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts darbieten will, was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle Fensterscheiben rund herum voll sind von plattgedrückten Eingeborenengesichtern, die mich voll Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu gaffen habe —, da bleiben meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz allein und frei, hoch auf einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderseite mit ihren massiven Mauern und kleinen Fenstern dem See zukehrend. Er sieht so uneinnehmbar aus, ist mein Eindruck, wie eine Festung; — und was für eine Aussicht, füge ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!

Und ich steuere wieder zwischen den Häusern hin, die in ihrer malerischen Unordnung daliegen.

Sobald ich den letzten Bauernhof hinter mir habe, steigt der Weg. Ein schmaler, schlüpfriger Fußpfad windet sich an einer tiefen Kluft hin, in deren unterstem Spalt ein Bach vom Berg herab dem See zustürzt. An den Rändern, wo der Schnee weggeschmolzen ist, wachsen schon die ersten bleichen Blumen des Vorfrühlings: die weißen Gänseblümchen und die gelbe Schlüsselblume und eine blaue, die ich nicht kenne, mit haarigem

Stengel und langen, geschlossenen Kelchblättern. Der Pfad wirft sich mit einem Sprung quer über die Kluft — und nach einer Strecke wieder zurück: auf einmal sehe ich die Rückseite des Hofes gerade über mir, an einem buschbewachsenen Absturz. Ich bleibe stehen und hole Athem und trockne mir den Schweiß von der Stirn, klettere darauf weiter in die Runde um den Absturz und befinde mich an der Vorderseite des Hofes, den breiten, steilen Abhang vor mir und unter mir das Dorf und den See und drüben die weißen Berge hoch am Himmel.

Wie ich mich wieder dem alterthümlichen Hof mit den kleinen, trüben, undurchdringlichen Fensterchen in den dicken Mauern und dem vorspringenden geschnitzten Balkon über dem niedrigen Erdgeschoß zuwende, bemerke ich eine Frau in der Thüröffnung, neben der die Madonna mit dem Kinde und einer der drei Weisen aus dem Morgenlande in gelb und roth an die weißgetünchte Wand gemalt sind. Die Frau trägt die oberbairische Tracht: das kurze, schwarze Leibchen, den kurzen, bunten Rock, darunter weiße Strümpfe und um den Kopf geschlungen das schwarze Kopftuch, dessen mittelster Zipfel lang auf den Rücken hinunterhängt. Sie steht und sieht gerade vor sich hin in die weite Aussicht; sie läßt sich Nichts merken, daß sie mich gesehen hat, aber ich fühle, daß sie weiß, ich stehe hier. Es fällt mir plötzlich etwas in ihrer Haltung auf, wie sie da mitten in der Thür steht und hinausblickt: etwas eigenthümlich Einfaches und Sicheres und Unbekümmertes, freundlich und selbstgenügsam zugleich und abwartend, als ob sie wohl über ihre Schwelle treten könne, aber es dann ganz die Sache des anderen Partes sei, ob er näher kommen wolle oder nicht. Diese Beobachtung, oder richtiger: dieser Eindruck schlägt in mich nieder wie ein großes wunderliches Behagen; und einem Impuls gehorchend, von dem ich mir gar nicht näher Rechenschaft gebe, lüfte ich den Hut und trete zu ihr auf das getäfelte Steinpflaster vor dem Hause.

„Guten Abend," grüße ich, jetzt am Vormittag, nach der Sitte des Landes, sehe sie an und finde eine Frau in mittleren Jahren vor mir, mit einem feinen, beweglichen, frischen Gesicht von der Art, die die Jahre verfeinern und beseelen.

„Grüß Gott," antwortet sie, während es ihr um Mund und Nasenflügel zuckt und sie den Kopf etwas zurückwirft, mit einer eigenthümlichen Bewegung, die mir gefällt.

Ich stehe einen kurzen Augenblick und sage Nichts. Darauf frage ich, ohne den geringsten Gedanken daran gehabt zu haben, ganz von selbst, als sei das der Grund, weswegen ich gekommen:

„Sind hier Zimmer zu vermiethen?"

„O ja," antwortet sie.

Und ehe ich noch dem Erstaunen über mich selbst Einlaß gewähren kann, das irgendwo auf der Lauer in mir sitzt und großäugig anklopft, um hereinzukommen und zu sehen, was ich für Dummheiten treibe — spaziere ich schon hinter der fremden Frau her in's Haus.

Wir gehen durch einen geräumigen Flur, groß wie ein freundliches Zimmer. Sie schreitet mir voran eine Treppe hinauf und öffnet eine Thür; wir wandern durch eine ganze Reihe Zimmer und kommen endlich in Stube und Kammer mit alten, geschnitzten Möbeln, großem Ofen aus grünen Kacheln, der sich durch die Wand streckt, und sehr tiefen Fensternischen, hinter denen die fernen Schneeberge sich wie ein Fondgemälde ausnehmen.

„Das wäre ja passend," sage ich.

„Wie Sie wollen," antwortet sie und lächelt.

„Ja, dann nehme ich dies wohl!"

Wir stehen Beide und sagen Nichts.

„Und wann denken Sie zu kommen?" fragt sie mit ihrem Kopfzurückwerfen.

„Am liebsten gleich," erwidere ich, sehr verwundert über mich selbst.

„So, so, gleich?" antwortet sie, auch verwundert, und sieht mich eigen an. „Ja, Sie können nehmen, was Ihnen gefällt," sagt sie mit einer großen Geberde über die ganze Zimmerreihe und lächelt, während ihr ganzes Gesicht in Bewegung ist.

Und am Nachmittage klettern wir in Procession den Berg hinauf. Voran ein Knecht und eine Magd aus dem Wirthshaus mit meinen Sachen, hinterher ich selbst, den Rockkragen aufgeschlagen, die Hände in den Rocktaschen, den Stock unter dem Arm, in umgekrempten Hosen und japanesisch spitzen Schuhen. Meine Wirthin steht wieder in der Thür und empfängt mich, diesmal umgeben von ihren Buben und Mädeln. Die Sachen werden in mein Zimmer getragen, Alle gehen hinaus, ich bleibe allein und fange langsam an auszupacken und mich einzurichten.

Ich bin gerade fertig mit dem Nothwendigsten, habe meine Koffer hinausgestellt und stehe nun mitten auf der Diele und weiß nichts mehr zu thun. Da kommt ein merkwürdiger Augenblick. Es ist ganz still, draußen und drinnen; und durch das tiefe Fenster sehe ich die Berge, weiß, mit scharfen Linien, sich vom klaren, blaßgrünen Himmel abheben. Die Sonne ist schon hinter dem Berge, es ist der Augenblick, wo das Licht durchsichtig klar wird, ehe es dämmert. Ich stehe und stehe — eine große Stille ist plötzlich über mich gekommen. Alles außer mir und in mir schweigt; die Zeit selbst steht still; und ich halte den Athem an. Ich weiß nicht, was jetzt vor sich geht, — aber das Ganze wird mir auf einmal unwirklich, und ich erkenne mich selbst nicht wieder. Alles erscheint mir gleich fremd, die Umwelt und ich selbst; das Empfindende in mir ist plötzlich von dem Empfundenen geschieden. Ein unbekannter Mann steht in einer unbekannten Umgebung; und mein Ich irrt um all' dies Unbekannte herum, wie ein verflogener Vogel mit ängstlichen Flügelschlägen und stummem Schrei. Und die Dämmerung fällt und fällt, und eine Welle von Wehmuth schwillt in mir empor und vereinigt wieder das Getrennte.

Es ist ganz dunkel um mich herum; aber ich stehe noch da, mitten auf der Diele, und finde mich selbst wieder, wie ich auf ein Rinnen von Wasser draußen lausche, ein Rieseln und Rinnen, als hätte es so seit ewigen Zeiten gerieselt und würde in Ewigkeit fortfahren so zu rieseln . . .

IV.

Ich bin schon soweit, daß mein Tag genau eingetheilt ist. Es war immer so mit mir, ich fühle mich nie recht wohl, ehe meine Zeit bestimmt geregelt ist und ich mich darin eingelebt habe. Bis das geschehen ist, fühle ich mich gewissermaßen immer auf reisendem Fuß, so provisorisch unruhig, gerade so, wie wenn man sich am Morgen recht mollig in die Bettdecke wickelt, um noch einmal einzuschlafen, aber nicht schlafen kann, da man wider Willen auf einen störenden Laut horchen muß. Pedanterie, haben die Anderen immer gesagt; aber kann es nicht vielleicht etwas Anderes sein, etwas, das meine Natur ist, ein doppeltes Echo von den Gewohnheiten meiner Vorväter, die durch Jahrhunderte, von Geschlecht zu Geschlecht, so ein Einerlei-Leben geführt, in dem der Tag genau eingetheilt war, und der, welcher kam, dem auf ein Haar glich, welcher ging . . .

Genug, ich habe meine liebe Tagesroute und lebe dabei auf. Schlafe gern bis in den hellen Morgen. Nach dem Ankleiden und der Chocolade gleich hinaus — ich habe nie einen klaren Kopf, ehe ich Luft und Körperbewegung gehabt. Um Zwölf Mittagessen. Um halb Zwei kommt der Zug, und da wandere ich regelmäßig hinunter, um die Post zu holen. Darauf folgt die Arbeitszeit: von halb Drei bis halb Sechs schreibe ich. Dann gehe ich „zum Bier". Um halb Sieben Abendessen; zuletzt ein Grog und ein Buch; und vor halb Elf schlafe ich schon, jenen Schlaf der Gerechten, der in unserem neunzehnten Jahrhundert beinahe eine Sage geworden ist.

Und am anderen Morgen erwache ich zu einem neuen Tage, der eine Wiederholung des vergangenen ist.

Ich kenne hier im Dorf Alle und Keinen, — aber daran bin ich ja gewöhnt. Ich spreche mit Niemandem, aber wir grüßen uns gegenseitig, von den Honoratioren bis zu dem Mann, der die Wege fegt; und ich weiß nicht wie, aber die Leute haben hier eine Art zu grüßen, die der in den Städten ganz unähnlich ist: es wird Einem dabei ganz warm um's Herz. Die Kinder auf der Straße kommen und geben mir die Hand, nach allerliebster Landessitte; neulich begegnete ich einem zwölfjährigen kleinen Mädchen mit einem nordisch blonden, zarten Gesichtchen; sie blieb halb stehen, sah mich mit ein paar offenen blauen Augen an und sagte ihr: „Grüß Gott, Herr Stedinger!" so bekannt und lächelnd, daß ich ganz gerührt in meine Einsamkeit zurückwanderte.

Dann und wann überfällt mich freilich das Bedürfniß, unter anderen Menschen zu sitzen und mit anderen Menschen zu sprechen, aber das kommt

weniger aus Ueberdruß und innerer Leere, eher aus einem Gefühl von Fülle, das von seinem Ueberfluß mittheilen möchte. Dann gehe ich zum Hausherrn hinein; nicht, um die Zeit todtzuschlagen, sondern weil ich so vollgepfropft von munterer Laune und warmen Stimmungen bin. Und dann sitze ich in der warmen Stube mit dem mächtigen Herd und den wandfesten Bänken und dem massiven Tisch, zwischen Vater und Mutter und Buben und Mädchen, und trinke meinen Grog mit Vater und dem ältesten Sohn, die, so lang der Abend ist, Schuhplattlweisen auf der Zither und der Guitarre spielen, während die Schwarzwälderuhr in den Pausen gemächlich tickt zu meinen stillen Betrachtungen.

Oder ich mache, wie heute, einen weiten Weg. Ziehe meine nägelbeschlagenen Bergschuhe an und den grüngekanteten Lodenrock; den weichen Filzhut auf dem Kopf, den Stock mit der eisernen Spitze in der Hand, wandere ich den Berg hinauf, anzusehen ganz wie ein anderer Eingeborener. An den mächtigen Rücken, von denen sich einer über den anderen wölbt, und längs denen das Wasser in runden Holzröhren und offenen Rinnen hinunterfließt, setze ich hinauf und folge dann dem Weg, der sich dem Bach entlang am Berg hinaufschlängelt. Blumen leuchten: gelbe Caltha, eine schöne, rothe Primel; und die Vögel singen. Während der Nacht ging ein starker Frühlingswind; hier unten ist es schon fast still, aber droben jagen weiße Wolkenstreifen rasch am blauen Frühlingshimmel hin. Ich biege auf einen der schlüpfrigen Waldwege ab und vertiefe mich zwischen die Unendlichkeit schlanker hoher Tannenstämme. Die Einsamkeit wächst um mich, je weiter ich komme, schließt sich um mich, legt sich hinter mich, zwischen mich und die übrige Welt; nur der Wald ist über mir wie ein einziges tosendes Brausen. Ich stehe, horche; eine Stimmung kommt in mir auf von frohem, herrlichem Schrecken; und ich setze meine Wanderung fort.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gegangen bin, weder der Zeit, noch der Strecke nach, da stehe ich auf dem Gipfel. Die Aussicht ist frei nach allen Seiten; ich sehe rund herum in ein endloses, wechselndes Panorama von nahen steilen Bergwänden und fernen Schneealpen, weißen Dörfern und langen grünen Abhängen, Seen, die in weiter Ferne blauen, weiten Flächen, die sich im Sonnennebel am Horizont verlieren; und ich fühle mich auf einmal als der kleine Punkt, der ich bin, mitten in diesem All.

Ich setze mich auf einen Baumstumpf, die Ellenbogen auf dem Knie, das Kinn in der Hand. Alles liegt da unten um mich herum, stumm, unbeweglich, schlummernd; und die Wälder stehen und sausen ihr dröhnendes Schlummerlied. Und doch ist es mir, wie ich so in einem Zustand von Träumerei sitze, sehe und nicht sehe, höre und nicht höre, — doch ist es mir, als ob diese ganze stumme, unbewegliche Landschaft sich bewege, etwas flüstere, etwas, das an mich gerichtet ist. Es ist wie ein fragendes Lächeln, ein stiller, melancholischer Anruf, blos mit einer Miene, — und an mich gerichtet. Ich fühle ein tiefes, frohes Erstaunen, denn es kommt

mir wirklich so vor, als hätte das Alles herum blos darauf gewartet, daß ich hier oben sitzen solle, wie jetzt, um mir Alles zu vertrauen, was es mir zu sagen hat. Und dann, unmerkbar, gleitet der ganze Anblick weg aus meinem Sinnen; und im selben Augenblick ist es mir, als ob eine Seele, das geheimnißvolle Lächeln, die vorwurfsvolle Miene in mich hineinversetzt seien. Es geht ein Klang durch mich hindurch, ein tönender Schimmer, wie wenn der erste, schwache, kaum hörbare Ton einer alten Weise, von der wir uns nicht länger erinnern, wann und wo sie gesungen wurde, deren Echo aber noch in uns vibrirt, plötzlich durch die Ferne zu uns dränge; und ich halte den Athem an und lausche. Etwas kommt zu mir, etwas, worauf ich gewartet habe, jahrelang, wie das Mädchen auf seinen Herzliebsten, der in der Ferne ist, etwas, das einmal mein war, aber vor so langer, langer Zeit . . .

Ich sitze still wie eine Maus und rühre keinen Finger, und halte den Athem zurück, bis es mich anstrengt, und horche, jeden Nerv gespannt... aber da schweigt auf einmal Alles und ist stumm. Ich fahre mir mit der Hand über das Gesicht und sehe mich um, als suche ich etwas, das ich verloren habe. Die Stimmung ist in einem Nu wie weggeblasen; und vor mir liegt wieder die weite Landschaft, dieselbe wie früher, aber so verschlossen und ausdruckslos; und ich fühle ein großes Entbehren in der Seele. —

In der fallenden Dämmerung steige ich den Berg hinab, nach dem Hof zu, der, von dieser Höhe gesehen, am See zu liegen scheint. Die Thür zum Stall steht offen, und ich gehe des Wegs hinein. Drinnen sitzt einer der Buben und melkt die Kühe; und ein paar von den Kleinsten stehen nebenan mit Krügeln in den Händen und warten darauf, die kuhwarme Milch zu trinken. Ich bleibe auch stehen: es fühlt sich so warm, wenn man gerade aus der kalten Abenddämmerung kommt, die Laterne wirft einen so anheimelnden, unbestimmten Schein über die Kühe hinter den Futtertrögen und die Schafe hinter dem Schafverschlag in der Ecke, und die Luft ist stark von Ammoniak. Dieselbe Stimmung wie neulich da droben ergreift mich, noch tiefer, noch innerlicher, — die Stimmung einer Erinnerung, die sich nicht ganz auslöschen kann. Unterdessen kommt Mutter herein vom Gang, der quer durch das Haus, vom Eingang zum Kuhstall führt; und wie sie mich sieht, nimmt sie dem einen Kind das Krügel weg und fragt, ob ich nicht auch trinken möchte. Und ich sage ja, und die fette, rahmgelbe Milch schäumt in einem geraden Strahl in's Krügel, und ich trinke die warme Kraft in einem Zuge aus.

Darauf gehe ich zu mir hinein, wechsle die Schuhe, werfe einige Holzscheite in den grünen Kachelofen und setze mich an's Fenster, um in der Dämmerung zu träumen.

Der Himmel über dem Berge, hinter dem die Sonne niedergegangen, ist kalt und beinahe weiß, und die Kämme zeichnen sich auf diesem Hintergrunde in scharfen Linien, fast schwarz, da der weiße Schnee in der heißen

Frühlingssonne weggeschmolzen ist. Mitten aus der wagerechten, kleingezackten Linie erhebt sich eine hohe, dunkle Gestalt im Abendlicht; es war eine Steinspitze für gewöhnlich, aber ich merke jetzt, daß es eine menschliche Gestalt ist. Ich nehme sogar die Gesichtszüge ziemlich deutlich wahr, wenn die Gestalt den Kopf zurückbeugt und das grelle Licht auf sie fällt; und Staunen ergreift mich, denn sie verrathen eine deutliche Aehnlichkeit mit meinen eigenen. Eine menschliche Gestalt ist es, und doch nicht die eines gewöhnlichen Menschen, sondern größer und unwirklicher. Und sie wächst und wächst; es ist, als käme sie immer näher — auf einmal merke ich: das beruht darauf, daß sie sich bewegt. Noch eine Weile steht sie aufrecht in ihrer ganzen vollen Länge, die Füße auf dem Bergkamm, das Haupt hoch oben im durchsichtigen Aether, — darauf schreitet sie langsam am Absturz hin, ein Riese, dessen Schritte schwer im Dunkel und Schweigen des Abends hallen. Und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte steigen herauf und gehen unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen seine Schritte müder und schwerer, und wird sein Antlitz mehr das Antlitz eines Mannes, der sein Heim sucht und sich nicht mehr zurecht findet auf seinem eigenen Feld und in die Irre geht auf seinem eigenen Grund und Boden. Wenn die Sonne blendend auf ziegelgelben und rothen Häuserreihen neuer Städte liegt, sucht er abgelegene Waldthäler auf und setzt sich vor das Wirthshaus in einer kleinen, schwarzen Stadt in Thüringen, um zu träumen; und wenn er auf seiner Wanderung durch stockfinstere Nächte die Fabrikfeuer plötzlich vor sich aufflammen und die Nacht roth färben sieht, biegt er ab in die undurchdringlichen Wälder des Fichtelgebirges und läßt sich in Schlaf sausen, oder er setzt sich am Strande der Nordsee nieder und lauscht dem Wasserschlag, der ihm vorsingt, daß sein Urahn das Landkind in der Familie war, und daß seine Väter immer in den Wäldern ihr Heim hatten und auf dem Meer und auf den weiten Ebenen, und darum wandert er umher mit einem Gefühl des Nirgendsheimischseins, er, der letzte Germane auf der Wanderung nach dem Punkt des Archimedes — — — —

Klänge von unten schlagen an mein Ohr: zarte Klänge von Zither und Guitarre. Die Dämmerung steht dicht um mich herum und füllt den ganzen Raum; und draußen ist der Himmel voller Sterne. Unten wird gespielt. Plötzlich ist es, als glitten die Wände weg; und ich sehe das ganze Innere der Stube vor mir in der unsicheren Beleuchtung der Abendlampe. Da taste ich mich nach der Thür und gehe hinunter.

V.

Eines Tages taucht der erste Tourist auf, gerade wie ich auf dem Heimweg von meinem Morgenspaziergang bin. Er zieht durch das Dorf, ausgestattet mit einem unbequemen, steifen Hut und einem unbequemen

Ueberrock aus dickem Zeug, der ihm bis unter die Kniee reicht. In der einen Hand hat er den rothen Bädeker und in der anderen einen unvernünftig langen Alpstock, den er linkisch handhabt. Das fettblasse Gesicht mit der ungesunden grauen Farbe verräth ein stillsitzendes Stubenleben in einer Bank oder einer Verwaltung. Als ein kleiner Mops, dessen Gegenwart seiner Aufmerksamkeit entgangen, plötzlich hinter einem Stacket mit boshaftem Gekläff auf ihn zufährt, zuckt er zusammen und biegt aus; und mit Blicken, die sich mißtrauisch jedes eventuelle Lustigmachen verbitten, den Alpstock noch linkischer hantirend, seit er durch das Hundegekläff nervös geworden und aus der Fassung gekommen — setzt die merkwürdige Erscheinung ihre Wanderung fort durch das Dorf und verschwindet um die letzte Hausecke.

Damit habe ich den ersten Vorgeschmack der nahenden Saison bekommen. Andere folgen bald nach, — es dauert nicht lange, so treten sie einander auf die Fersen. Und der Invasion vorauseilend, lange ehe sie sich noch recht in Bewegung setzen konnte, schlägt mir der Geruch der Stadt und vieler Menschen entgegen und erzeugt in meiner Seele ein ganzes Gewimmel von Gefühlen, Gesichten und Betrachtungen.

Und die Tage werden glühend, und der Juli kommt, und jedes Haus ist bis unter das Dach vollgepfropft und die Dorfstraße bunt von Toiletten. Blasse Kinder wandern sittsam und gelangweilt an der Hand der Bonne, und anämische Damen stehen vor dem Hôtel und kokettiren mit fettgrauen Herren, unter denen gewöhnlich der Eine oder Andere sich mit den kurzen, grünbestickten Lederhosen und den langen, graugrünen Strümpfen ausstaffirt hat, die das schlaffe, graugelbe Fleisch seiner Kniepartie offenbar werden lassen. Man vermischt seinen Schmutz im See und seine üble Ausdünstung im Speisesaal des Hôtels. Ueber dem ganzen Dorf schwebt, wie es mir scheint, als verdichtete Atmosphäre, die Ausdünstung all' der verlegenen Unreinlichkeit, die sich während zehn Monaten in diesen tausend Körpern angesammelt; und ich wende mich instinctmäßig weg, wie wenn eine Person sich an Einen lehnt, deren uns entgegenschlagender Athem übel riecht.

Blos droben auf unserem Berge bin ich ganz außerhalb dieses neugebildeten Wirbels. Allerdings habe ich das ganze Hurlumhei von meinen Fenstern aus, die Tag und Nacht weitoffen stehen, vor Augen; aber mich erreichen kann es nicht. Dagegen habe ich das Bewußtsein, daß es da ist; die Empfindung davon verläßt mich niemals ganz; es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bischen, es ist mir ein Unbehagen, und ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit der ich doch keinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Contrast concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen, in mir, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in mir, das Eine scheidet sich reinlich von dem Andern;

und im selben Maße, wie das Eine als das Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zu unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser mir nie gestattete, zu sehen: den Boden meines eigenen Ichs . . . .

An einem herrlichen Sommerabend steige ich meinen Berg hinauf, die Seele voller Ekel über jene Welt da drunten. Ich habe im Hôtelgarten gesessen und mir die Seele krank an diesen Typen einer Cultur und einer Raceentartung gesehen, die meinem Instinct zuwider sind. Während ich hinaufklimme in dem schönen Augustnachmittag, der schon abendstill wird, glimmt in mir eine trübe, leere und flackernde Vision davon nach, und die allgemeine Ekelempfindung formt sich aus durch alle Sinne. Und aus diesem Ekelchaos lösen sich einzelne Linien, Körper und Gesichter; und zwei Mittelpunkte bilden sich von selbst, um die meine Unlust so geschwind und so lange schwingt, bis sie sich zu greifbarer Form condensirt haben. Einen Augenblick lang merke ich, das sind alte Eindrücke einer wirklichen Welt, in der ich selbst mitgelebt und die blos auf die Stimmung gewartet haben, die jetzt gekommen ist, um sich aus meinem Unbewußten zu lösen und als körpergewordene Typen eines Zeit-Bodensatzes vor mir dazustehen, der sich in mir aufgesammelt und großgewachsen hat zu einer Unlustempfindung für meinen Instinct. Erst eine Erinnerung, von wann, weiß ich nicht mehr, die sicher jahrelang begraben und vergessen in mir gelegen, und jetzt so federkräftig hervorspringt, als wäre sie mein letztes Erlebniß. Ich saß an einem Sommerabend auf einer Hôtelveranda in Göhren auf Rügen, zusammen mit einem Bankier aus Berlin; da kam ein alter, würdiger Bauer vorbei in seiner schönen Mönchguttracht und mit einem jener großgeschnittenen Gesichter, die meiner Heimat Friesland eigenthümlich sind. Mein Begleiter, zu dessen Profil ein Turban vielleicht vorzüglich gestanden hätte, schnitt Gesichter und machte einen dummen Berliner Witz über den Alten, der uns ruhig ansah und vorüberging, ohne eine Miene zu verziehen. Und die Arbeit in mir rollt weiter, und ich frage mich selbst humoristisch höhnend, wie man sich denn eigentlich das Culturleben unserer Zeit am besten veranschaulichen könne, — und vor meinem inneren Blick schießt mit einer Geschwindigkeit, als wäre ein verborgener Faden unter ihr, eine Marionette auf, die täuschend einem Menschen gleicht, nicht einer Persönlichkeit, sondern einem Typus: dem Träger unserer modernen Theatercoulissencultur, der sich Notizen für sein Drama zur nächsten Saison im Expreßzug von der Première in X zur Première in Y macht . . . .

Vor der Schwelle sitzt Mutter mit den Kleinsten um sich. Es ist Sonntag. Ich setze mich auch zu ihnen. Der Abend ist nahe, die Sonne nähert sich dem Berge, und in die Luft kommt die Stille der Sonnenuntergangsstunde, die sich auch dem Menschen mittheilt. Unser Gespräch hört auf wie von selbst, die Pausen werden lang, und die wenigen Worte, die

fallen, schrillen so wunderlich in der tiefen Ruhe, die die Natur ergriffen hat, daß man sich fast scheut, sie auszusprechen. Schließlich kommt ein Augenblick, wo wir völlig schweigen; die Sonnenscheibe ruht auf dem Bergkamm, und drunten in den Kirchen läutet's zur Vesper.

Es ist blos ein kurzer Augenblick, aber er scheint mir unendlich. Es ist die Ewigkeit, festgehalten im Nu. Ist es Gottesdienst, den ich halte? So müssen gläubige Katholiken empfinden, wenn sie auf den Knieen in ihrer Kirche liegen und sich erhört fühlen. Was mich jetzt erfüllt, ist der vollkommene Frieden. Es ist der Frieden des Alls, das sich selbst in mir, dem Menschen, empfindet. Aber es ist auch etwas Anderes, etwas, das mein Wesen zittern in einer Erwartung läßt, die das Glück ist. Als die Sonne nur noch mit der halben Scheibe über dem Horizont steht, ist es mir auf einmal, als ob inwendig in mir auch solch ein Sonnenuntergang glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht derselbe; und in einem Blinken — es steht Alles vor mir, ohne daß ich weiß, wie es gekommen — taucht ein Bild auf, das in den allertiefsten Schichten meines Unbewußten eingebettet gewesen sein muß; und ich sehe mich selbst, einen kleinen Buben, mit Vater und Mutter vor meinem friesischen Väterhof sitzen, den ich jetzt zum ersten Mal sehe in dieser auferstandenen Erinnerung, und es ist Sommerabend, und die große rothe Sonne sinkt hinab in's Meer . . .

Und ich bleibe hier andächtig sitzen zwischen Mutter und den Kleinsten, während unten zur Vesper geläutet wird und die Sonne sinkt. Ich fühle ein Licht aus dieser meiner ältesten und wieder lebendig gewordenen Erinnerung fallen, und die Brücke sich wölben zwischen meinem Da und Jetzt, und den verlorenen Zusammenhang im Ich wieder angeknüpft. Ich finde mein wirkliches, eines und einziges Ich wieder und empfinde mich zum ersten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der Harmonie und Ruhe der Einheitlichkeit.

VI.

Die Saison ist vorbei, der Sommer geht zu Ende, und die Gäste ziehen ab. Jeder Zug führt seine Last mit sich weg, und es wird immer leerer von Menschen in den Wirthshäusern und auf den Wegen. Ich habe wieder den See ganz für mich, wenn ich am Morgen bade; und es geschieht nicht mehr selten, daß ich mutterseelenallein bei meinem Nachmittagsbier sitze. Es wird immer leerer und stiller; man merkt es mit jedem Tage, der geht. Das Dorf sinkt langsam zurück in seine Ferneinsamkeit und seinen Winterschlaf. Die Villen haben geschlossene Läden, und die Bäume werden gelb und roth. Eines Tages wirbelt der Wind die letzten Blätter herunter; und schon früher sah man an einem kalten Nachmittag die Berge sich in Weiß kleiden.

Es wird ein schöner Herbst, und er geht, und es kommt ein harter Winter. Da ziehe ich mich immer mehr in mich selbst und das kleine

abgegrenzte Stück Leben zurück, das die Familie auf unserem Berg darbietet.

Dabei kommt es zu noch einer Spaltung, der letzten in meinem nun heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dem Ganzen und einem Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, und meinem raisonnirenden Kopf. Im ersteren steigt eine Neigung auf, die sich nicht einmal um die Frage nach ihrer Berechtigung kümmert, da sie eins ist mit meinem Ich, und das Ich nicht in der Wahl zwischen Sein und Nichtsein zu zweifeln pflegt; sie steigt auf in mir, wächst und erfüllt mich und wird eins mit der Empfindung von Wärme und Kraft, dem Zeichen der Vitalität. Mein Kopf, getrieben von der Besorgniß für seine bedrohte Souveränität, ahnt einen Feind in dieser aufsteigenden Neigung, die steigt wie das Meer zur Fluthzeit, unmerklich, aber unwiderstehlich, steigt und steigt und schon an seine Ufer schlägt. Mein Kopf holt aus der Geschichte und Wissenschaft alle die vielen Lebensideale und Weltanschauungen hervor, zwischen denen Generationen auf der langen Wanderung der Menschheit zerdrückt wurden, legt sie auf seine Weise zurecht, giebt die Proportion und zieht das Facit. Mein Kopf docirt, von seinem eigenen, modernen, vogelperspectivischen Gesichtspunkt aus, daß sie eigentlich alle ganz gleich berechtigt seien, da Alles relativ ist. Mein ganzes Ich sagt Nichts dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Relatives fühlt, sondern als etwas Absolutes; und mein Kopf geht dazu über, die vielen Versuche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen. Zu einem Resultat kommt dabei mein kleiner Kopf nicht, ebenso wenig wie der große Kopf der Zeit; aber mein ganzes Ich findet, daß das auch ganz überflüssig ist, da Alles doch in letzter Hand darauf ankommt, was es als wahlverwandt empfindet.

Während dieser Gegensatz sich in mir zuspitzt und mein Kopf für sich grübelt, wächst sich mein ganzes Ich immer fester in der kleinen Welt, in der ich lebe, wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen, von außen gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser Menschen sich abwickelt; ich kenne jetzt, bis auf Punkt und Tipfel, aus- und inwendig, was das Jahr für sie enthält, und ich kann mir sagen, wie dieses eine Jahr, in dem ich mitgewesen, so sind auch alle die anderen Jahre, die sich rückwärts und vorwärts daran knüpfen. Ich gehe so innig in diesem Leben mit seiner stillen Ebbe und Fluth von Alltagsbeschäftigungen und Sonntagsruhe auf, daß der Kreis, von innen gesehen, mir bald unendlich scheint. Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgeschnittenes Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit denen des Lebens überhaupt zusammenzufallen. Es ist mit ihm, wie mit der kleinen Muschel, in der man das ganze Meer brausen hören kann, wenn man das

Ohr daran legt: ich höre in diesem stillen Wellenschlag des Lebens tiefste und mächtigste Ewigkeitslieder.

Und so steige ich an einem Januarabend den Berg hinauf, nach meiner regelmäßigen Wanderung in's Dorf. Es hat früh angefangen zu dämmern, das Dunkel steht ganz schwarz hinter mir und vor mir, und blos von oben leuchtet mir ein Licht entgegen. Es ist ein stiller, milder Abend; überall rieselt und tropft es, unten in der Erde und oben von den Bäumen. Es thaut draußen, und es thaut drinnen; warm und weich das Gemüth wie die Luft. Es löst sich und tropft drinnen im Schweigen meiner Seele; mitten im Steigen halte ich an und bleibe stehen, die Blicke auf das Licht droben gerichtet, während eine warme Welle innerlicher Sehnsucht und süßen Entbehrens in mir aufschwillt.

Wie ich oben bin, gehe ich gleich zu den Anderen in die Stube, statt in mein Zimmer. Das kam von selbst, ohne Ueberlegung. Sie sitzen Alle in der Stube umher; ich grüße: Guten Abend, blinzle etwas gegen das Licht und will eben hingehen und mich in meine gewohnte Ecke setzen, als mich ein Etwas schlägt und ich stehen bleibe, wo ich stehe, vom Anblick geblendet wie Saulus auf dem Weg nach Damaskus.

Hundertmal haben sie so dagesessen, gerade wie jetzt, Abend nach Abend; und doch ist es mir, als sähe ich sie jetzt zum ersten Mal. Ich habe sie Alle sitzen sehen wie heute Abend, Jedes auf seinem Platz; aber heut ist ein Etwas hinzugekommen, ist etwas Anderes und mehr da, als die einzelnen Personen, jede für sich und alle zusammen. Es ist nicht blos eine Additionssumme; es ist eine organische Einheit. Das ist hinzugekommen. Es liegt in der Art, wie die Mutter da zwischen Mann und Kindern sitzt. Ich kann mir's nicht erklären warum, aber sie wirkt auf mich als der Mittel- und Schwerpunkt in einem Organismus, um den sich Alles gruppirt in organisch bedingter Ordnung. Ich weiß nicht wie, aber ich fühle, daß die anderen Alle die Mutter instinctiv als diesen zusammenhaltenden Punkt empfinden, und daß sie diesem Instinct unbewußt in der Art, wie sie sich um sie gruppiren, gehorchen. Und die Gruppe vor mir scheint mir hervorgewachsen aus dem menschlichen Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der mein eigenes ganzes Ich, seinem eingeborenen Triebe folgend, auswachsen möchte.

Ich bin einsam mit mir selbst und dem Schweigen und der Nacht. Durch das stumme Dunkel wälzt sich ein Strom ohne Ufer, dessen Kämme und Sturzwellen ich nur undeutlich unterscheiden kann: der ewige Strom der Zeit ohne Anfang und Ende, ohne Boden und Ufer, in dem die Wogen sich thurmhoch erheben, sich brechen und verrollen, jede Woge ein Volk, eine Cultur, eine Weltanschauung, ein Ideal. Aber selbst sitze ich auf festem Grund, mitten in dem rasenden Wirbel, zusammen mit dieser Individuencolonie, die sich aus der Tiefe aufgebaut, und an die sie nicht herankönnen, diese Wogen, die sich heben und senken durch Tausende von Jahren. Und

blicke ich über die unübersehbare Oberfläche dieses beweglichen Wasserbergs, so entdeckt mein Auge im Dunkel und Wogengang hier ein Licht und da ein Licht, die so ruhig und sicher blinken, als wären sie Brände aus dem ewigen, heiligen Feuer selbst; und mein ganzes Ich fühlt, daß jedes einzige dieser Lichter eine Gruppenbildung wie die bezeichnet, in der ich selbst sitze, wie die Muschel am Stein. Und während die Wogen sich heben und brechen, und Völker sterben, Jahrhunderte verrinnen, Ideale untergehen und Weltanschauungen über einander fallen, stehen diese Centra unbeweglich, Granitfelsen, an denen die Wellenriesen sich die Stirnen im Dunkel zerschmettern, die einzigen, die bleiben im Παντα ρει von Allem, Bildungen aus Ewigkeitsstoffen und Bewahrer und Ueberlieferer derselben. Und mein ganzes Wesen wird zu einer heißen Sehnsucht; und wie der Tag anbricht und die Sonne aufgeht hinter den Bergen, stehe ich voller Begier, mich selbst, meinen ganzgewordenen Menschen, in die Mitte eines solchen Ewigkeitsherdes zu setzen — der gesuchte Punkt des Archimedes, um den Welten und Zeiten wogen wie donnernde, singende Brandungen. Ich will, auch ich, mein eigenes Licht mir entgegenschimmern sehen, eines Abends, wenn ich heimwandere aus der Welt draußen; und ich will sitzen als ein Glied in meinem eigenen Kreis, in dem Individuenorganismus, in dem ein Weib den Mittelpunkt bildet. Ich will, daß meine letzte Erinnerung dieselbe sei, wie meine erste: daß ich als Greis sitzen mag, wie ich als Kind gesessen, an einem Sommerabend vor meinem friesischen Väterhof, während die Sonne groß und roth hinabgleitet in's Meer; und mein Leben möge sich ausgespannt haben zwischen diesen beiden Punkten wie ein himmelumfassender Regenbogen.





Die Schuld Maria Stuarts.

Von

Wolfgang Michael.

— Freiburg i. Br. —

Am 12. Februar des Jahres 1554 wurde im Tower zu London eine englische Königin hingerichtet. Es war die unglückliche Johanna Grey, die auf Befehl ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin, Maria der Katholischen, ihr unschuldiges siebzehnjähriges Leben auf dem Blutgerüste dahingeben mußte.

Was hatte die junge Fürstin verbrochen, daß ein so schreckliches Loos sie traf? Als im vorangegangenen Jahre 1553 König Eduard VI. gestorben war, da wurde ihr von den Großen des Reiches eröffnet, daß er sie zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne ernannt habe, von dem seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, ausgeschlossen sein sollten; sie sei jetzt Königin von England. Damals wußte sie nichts davon, daß ihr Anrecht auf den Thron bestritten werden konnte, sie wußte nicht, daß ihr Schwiegervater, der allmächtige Herzog von Northumberland, ihr nur die Krone auf's Haupt setzen wollte, um selber in ihrem Namen zu regieren; sie wußte nicht, daß es nur galt, die Wiederherstellung des Katholicismus zu verhindern. Die in der Weltvergessenheit ihrer gelehrten Studien aufgewachsene Lady Johanna vermochte die gewaltigen politischen und kirchlichen Fragen der Zeit nicht zu durchdringen. Als die Großwürdenträger des Reiches vor ihr knieten, um der neuen Königin zu huldigen, da war sie nur erfüllt vom Gefühl ihrer menschlichen und weiblichen Schwäche, sie ist ohnmächtig zu Boden gesunken, dann brach sie in Thränen aus und flehte zu Gott, er möge ihr die Kraft verleihen, wenn sie denn Königin sein solle, ihr Amt zu seiner Ehre und zum Wohle des Volkes zu verwalten.

Aber im Lande wollte man von dem Königthume der Johanna Grey nichts wissen. Nach einem Parlamentsstatut Heinrichs VIII. mußte auf seinen Sohn Eduard seine Tochter Maria folgen, und wirklich schloß sich ganz England der Maria an, die sich in Norwich, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatte, zur Königin ausrufen ließ. Bald hielt sie ihren siegreichen Einzug in London und ergriff Besitz von der Herrschaft. Als Johanna Grey durch ihren Vater, Lord Suffolk, erfuhr, daß sie nicht mehr Königin sei, richtete sie die unschuldige Frage an ihn, ob sie jetzt den Tower, die Stätte ihrer kurzen Königsherrlichkeit, verlassen und nach Hause gehen dürfe. Aber eben dort wurde sie nun als Gefangene festgehalten, und Maria hätte sich ihrer gern sogleich entledigt, aber noch fehlte es an einem schicklichen Vorwand. Das folgende Jahr hat ihn geliefert. Damals brach eine gefährliche Empörung gegen die Regierung Marias aus, bei der auch an ihre Absetzung gedacht worden ist. Johanna Grey stand freilich mit dieser Empörung, die leicht niedergeschlagen wurde, in gar keiner Verbindung, aber ihr Vater hatte daran theilgenommen, und so hielt Maria den Zeitpunkt für günstig, um auch ihre verhaßte Feindin auf's Schaffot zu schicken. — Niemals ist unschuldigeres Blut vergossen worden. Johanna Grey ist die rührendste Gestalt in der langen Reihe der Märtyrer der neuen Glaubensform auf englischem Boden. Ihrer siegreichen Gegnerin aber hat die Nachwelt den Beinamen der Blutigen gegeben.

Es war 33 Jahre später, am 18. Februar 1587, daß abermals auf englischem Boden eine Königin hingerichtet wurde: Maria Stuart. Auch sie hat sich den Titel einer Königin von England beigelegt, auch sie wird von ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin auf das Blutgerüst geschickt. Auch jetzt wieder handelt es sich um die großen Fragen des Glaubens und der europäischen Politik. Und doch wie anders ist das Bild, das sich hier vor unseren Augen aufthut. Bei jenem ersten Zwiste zweier Königinnen sahen wir auf der einen Seite ein junges, unerfahrenes, unschuldiges Weib, das zu Grunde geht als ein Opfer der ehrgeizigen Wünsche seiner Verwandten; ihr gegenüber die finstere Gestalt der blutigen Maria, die ein Schreckensregiment über England aufgerichtet hat. Im Jahre 1587 aber steht auf der einen Seite die ruhmreiche Königin Elisabeth, die Urheberin der Größe Englands, auf der andren die listenreiche, vielgewandte, ewig ränkespinnende Königin von Schottland, Maria Stuart. Nicht als ein Opfer fremder Schuld geht Maria Stuart zu Grunde. Sie ist angeklagt und, wie wir glauben müssen, überführt der Theilnahme an Verschwörungen gegen den Thron, ja gegen das Leben der Elisabeth. Das englische Volk fordert ihre Hinrichtung, und wenn sie bis zum letzten Augenblick die ihr zugeschriebene Schuld hartnäckig geleugnet hat, so ist sie, wie ein neuerer Forscher gesagt hat, mit einer Lüge auf den Lippen vor ihren himmlischen Richter getreten!

Es ist nicht diese Schuld Maria Stuarts, von der hier die Rede sein soll. Sie erscheint gering gegen jene andere furchtbare Schuld, die ihr von

Mit- und Nachwelt zur Last gelegt worden ist, die Schuld des Ehebruches und Gattenmordes. Jene Vergehen, um deren willen sie das Schaffot bestiegen hat, sind, menschlich betrachtet, zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen. Achtzehn Jahre lang war Maria ohne Grund und ohne Recht in englischer Gefangenschaft gehalten worden, sie, die hilfesuchend den englischen Boden betreten hatte, sie, die selbst ein besseres Recht auf den Thron von England zu haben glaubte, als Elisabeth. Darf man sie verurtheilen, wenn sie beständig auf Mittel sann, ihre Freiheit zu gewinnen, wenn sie die in England und vom Auslande ihr gebotene Unterstützung begierig ergriff? Ja, man kann es begreiflich finden, daß sie in ihrer Bedrängniß schließlich vor Verrath und Mord nicht zurückgeschreckt ist. Es waren die wilden Zeiten des Glaubenskrieges, der mit allen seinen Schrecken im Westen Europas schon entflammt war, die Zeit der Pariser Bluthochzeit, der Hugenottenkriege, des furchtbaren Ringens der protestantischen Niederlande gegen die spanische Zwingherrschaft. Die Frage des Glaubens hat selbst erst dem Streite zwischen Elisabeth und Maria Stuart seine welthistorische Bedeutung gegeben. In der Erbitterung dieses Streites hat man sich auf beiden Seiten zu verwerflichen Handlungen fortreißen lassen, und Elisabeth ist dabei unserer Sympathie gewiß nicht würdiger, als die unglückliche Schottenkönigin. Maria war die nach Freiheit schmachtende Gefangene, die gegen ihre Peinigerin Alles, selbst das Schlimmste, für erlaubt hielt; ihr Vergehen ist mit dem Tode gebüßt worden. In welchem Lichte aber erscheint das Verfahren Elisabeths, wenn in ihrem Auftrage Anfang Februar 1587, als das Todesurtheil über Maria schon ausgefertigt war, das aber zu vollziehen man sich noch scheute, als in ihrem Auftrage, sage ich, den Kerkermeistern Marias zu Fotheringay die Unzufriedenheit der Königin ausgesprochen wurde, weil sie nicht die Mittel gefunden hätten, das Leben der Königin von Schottland zu verkürzen? —

Gewiß, das Urtheil der Geschichte über Maria Stuart müßte milder lauten, wenn bei der Würdigung ihrer Persönlichkeit blos von den auf englischem Boden begangenen oder versuchten Verbrechen zu sprechen wäre. Aber nicht um diese handelt es sich, sondern um jene schrecklichen Vorwürfe, die ihr früheres Leben betreffen; sie sind es, nach deren Begründung der Historiker zu fragen hat, wenn er von der Schuld Maria Stuarts spricht.

Es sei mir zunächst gestattet, den Lesern dieser Zeitschrift in aller Kürze die wichtigsten Züge aus dem Leben Marias bis zu ihrer Gefangenschaft in England mitzutheilen.

Maria Stuart ist geboren im Jahre 1542. Ihr Vater war König Jacob V. von Schottland, der schon am 13. December desselben Jahres starb und seine sieben Tage alte Tochter als Königin zurückließ. Jacob V. war der Sohn Jacobs IV. und der Margarethe, einer Tochter Heinrichs VII. von England. Maria Stuart war also die Urenkelin eines Königs von

England, und gerade diese Abstammung ist ja von verhängnißvoller Bedeutung für ihr ganzes Leben geworden. Denn sie war der Ursprung ihres Anrechtes auf den englischen Thron, war der Grund, weshalb sie nach Elisabeth, oder wenn man will, an Stelle Elisabeths Königin von England hätte werden müssen, wie ja ihr Sohn Jacob wirklich beim Tode Elisabeths auf den englischen Thron gelangt ist. Im Alter von neun Monaten wurde sie in Stirling zur Königin von Schottland gekrönt, und viele Männer vom schottischen Adel, die später in Waffen ihr gegenüber standen, beugten hier das Knie vor ihrer kleinen Königin. Durch ihre Mutter Maria von Guise war sie mit dem königlichen Hause von Frankreich verwandt, und bei den unsicheren Zuständen in Schottland hielt man es für rathsam, sie nach Frankreich zu bringen. Dort hat sie an dem galanten Hofe Heinrichs II. ihre Jugend verbracht, war auf's innigste befreundet mit der Prinzessin Elisabeth, der späteren Gemahlin Philipps II. von Spanien, und war die Freude und der Stolz ihrer Lehrer. In jener Zeit pflegte man nicht nur die heranwachsenden Prinzen, sondern auch die jungen Prinzessinnen in die Lectüre der classischen Schriftsteller einzuführen. So konnte Maria geläufig Lateinisch sprechen, und von den lebenden Sprachen beherrschte sie vollkommen das Französische, Englische, Schottische und Italienische. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß sie auch in den Künsten des Salons eine große Fertigkeit erlangte. Sie hatte eine angenehme Stimme und begleitete sich selbst auf der Laute beim Gesange, sie liebte den Tanz, sie verstand es meisterlich, jene kleinen Verslein zu schmieden, in denen die zarten Liebständeleien am französischen Hofe ihren Ausdruck zu pfinden pflegten. Wenn die vielen begeisterten Beschreibungen von der Schönheit der heranwachsenden Fürstin ernst zu nehmen sind, so war sie mehr durch Anmuth und weiblichen Reiz, als durch Regelmäßigkeit der Züge ausgezeichnet; das Gesicht bleich und oval, die Haare braun, eine hohe Stirn, eine fast zu lange Nase, ein beinahe melancholischer, rührender Ausdruck; aber das sprühende Feuer der halbgeschlossenen Augen hat in jungen wie in späteren Jahren den bezaubernden Einfluß geübt, dem sich kein Mann, der sich ihr nahte, entziehen konnte. Dabei wird ihre liebenswürdige Art gerühmt, ihr gutes Herz; sie will nur heitere Gesichter um sich sehen. Von ihrem scharfen Verstande soll es zeugen, wenn sie mit neun Jahren beginnt, sich mit der Politik zu beschäftigen, wenn sie mit dreizehn Jahren vor dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe von Frankreich eine selbstverfaßte lateinische Rede hält.

Wie kann es anders sein, als daß die junge Königin von Schottland der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist? „Seid zufrieden, meine Augen," ruft bei ihrem Anblick ein französischer Dichter aus, „ihr habt das Schönste auf Erden gesehen." Und von ihren Geistesgaben rühmt er: „En vostre esprit le ciel s'est surmonté."

Als Maria im sechzehnten Lebensjahre stand, wurde sie mit dem Dauphin Franz vermählt: eine hochpolitische Heirath, denn durch dieselbe wurde die

Vereinigung von Frankreich und Schottland unter einem Scepter vorbereitet, die im folgenden Jahre 1559 beim Tode Heinrichs II. wirklich erfolgte. Ja, als in diesem Jahre die Königin Elisabeth von England sich offen dem Protestantismus zuwandte, erklärte man am französischen Hofe, daß Maria Stuart ein besseres Recht auf den englischen Thron besitze, als Elisabeth, und indem jetzt Franz II. und Maria sich neben den Königstiteln von Frankreich und Schottland noch diejenigen von England und Irland zulegten, hofften sie, in Wahrheit einmal alle diese Länder unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Das wäre eine Machtansammlung gewesen, die dem übrigen Europa als eine Gefahr erscheinen mußte. In diesem Sinne hatte derselbe Philipp II. von Spanien, der später der stärkste Fürsprecher Maria Stuarts war, der ein Jahr nach ihrer Hinrichtung als ein Vorkämpfer des Katholicismus die unüberwindliche Armada gegen die Königin Elisabeth und das protestantische England auf die trügerische See hinaussandte, derselbe Philipp II. hatte die Thronbesteigung Elisabeths begünstigt, damit nicht Maria Stuart, die Königin von Schottland, die zukünftige Königin von Frankreich, auch noch den englischen Thron besteige. Aber diese weite Aussicht verschwand mit dem Tode Franz' II. im Jahre 1560. Als darauf im Januar 1561 Maria Stuarts Mutter, die bis dahin die Regentschaft in Schottland für ihre Tochter geführt hatte, ebenfalls starb, da verließ Maria den gastlichen Boden Frankreichs, den sie nie wieder betreten sollte, und fuhr hinüber in ihr Königreich Schottland. Das Land, in das sie kam, befand sich in einem Zustand wirrer Unordnung. Die Kämpfe der großen Lords gegen die Regentschaft der Königin-Wittwe Maria von Guise waren kaum beigelegt; auch die fremden Mächte England und Frankreich hatten in diesem Kampfe Partei ergriffen. Der größte Theil des Volkes und besonders der großen Herren hatte sich in den letzten Jahren dem Protestantismus zugewandt; Maria aber war katholisch. Jetzt mußte sie der neuen Glaubensform in ihrem Lande Raum lassen.

Vom Beginn ihrer Regierung an hatte Maria mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach Außen suchte sie ein gutes Einvernehmen mit Elisabeth von England herzustellen. Denn dadurch meinte sie, ihre Erbansprüche auf den englischen Thron am besten zu sichern. Doch auch mit dem mächtigsten katholischen Staate, mit Spanien, knüpfte sie an. Jahrelang wurden Unterhandlungen gepflogen über eine Vermählung Marias mit Don Carlos, dem Sohne Philipps II. Aber weder er noch der englische Graf Leicester, den Elisabeth empfahl, wurde der zweite Gemahl der Maria Stuart. Im Jahre 1565 hat sie den verhängnißvollen Schritt gethan, der die Quelle aller ihrer Leiden wurde. Sie hat ihrem Vetter Henry Darnley die Hand gereicht; auch der Königstitel wurde ihm übertragen. Darnley gehörte einer katholischen Familie an, und seit dieser Heirath begann auch Maria mit aller Thatkraft die Wiederherstellung des Katholicismus in Schottland zu betreiben. Die Verbindung zwischen Maria und Darnley,

der als ein schöner Mann gerühmt wird, war aus Liebe geschlossen'; aber Darnley war ein verächtlicher Charakter, voller Ehrgeiz, doch ohne große Eigenschaften, ein Mann, der nicht geeignet war, auf die Dauer die Neigung einer Maria Stuart zu fesseln.

Er hat sie vollends verscherzt durch einen wilden Racheact. Den größten Einfluß auf die Geschäfte hatte damals ein Italiener, Namens David Riccio; er war die mächtigste Person im Reiche nächst der Königin. Maria schätzte ihn sehr, aber gewiß ist die Behauptung unwahr, daß sie in unerlaubten Beziehungen zu ihm gestanden habe. Durch Riccio sah sich Darnley von den Regierungsangelegenheiten ferngehalten. Er verband sich mit einigen Edelleuten, die gleichfalls dem Fremden seine hohe Stellung mißgönnten. Bewaffnet dringen sie eines Abends in das Gemach der Königin, welche sich eben mit Riccio und einigen anderen Personen bei der Mahlzeit befindet. Ohne vieles Reden wollen sie Riccio ergreifen, sie achten wenig auf Maria, die ihn zu schützen versucht, Riccio wird vor ihren Augen verwundet, hinausgeschleppt und auf dem Flur ermordet. Die Königin selbst wird in Gefangenschaft gehalten, doch es gelingt ihr, ihre Freiheit und die Herrschaft zurückzugewinnen. Kein Wunder, wenn Maria von diesem Augenblicke an ihren Gemahl haßt. Sie tritt mit seinen Gegnern in Verbindung. Gegen Darnley, wie vordem gegen Riccio, thun sich die nach dem höchsten Einfluß im Staate strebenden Edelleute zusammen, an ihrer Spitze Lord Bothwell, ein verwegener, ehrgeiziger Mann. Eines Tages treten sie vor die Königin und erbieten sich, ihre Trennung von Darnley in's Werk zu setzen. Maria wendet ein, daß dadurch die Rechte ihres kürzlich geborenen Sohnes in Gefahr gerathen könnten. Sie antworten: „Wir werden Mittel finden, daß Ew. Majestät Ihres Gemahls ledig werde ohne Verkürzung der Rechte Ihres Sohnes." Und obwohl eine derartige Ausdrucksweise doch schon verfänglich genug ist, so giebt die Königin doch nur die unbestimmte Antwort, sie selbst werde nichts gegen Ehre und Gewissen thun; Jene sollten ihr Vorhaben lieber unterlassen, denn wenn sie ihr auch damit einen Dienst erweisen wollten, so könne die Sache ihr ebenso gut auch Schaden und Verlegenheit bereiten.

Kurze Zeit nachher ist Darnley in Glasgow an den Blattern erkrankt. Maria begiebt sich zu ihm an sein Krankenlager, es findet anscheinend eine Versöhnung statt. Sie überredet ihn, mit ihr nach Edinburg zu gehen, wo ihm bessere ärztliche Pflege zu Theil werden solle. In einem einsamen Hause außerhalb der Stadt wird Darnley untergebracht, und hier hat nun Bothwell mit einigen seiner Diener den Anschlag ausgeführt. Unter dem Raume, in welchem Darnley schlief, wurde Pulver aufgehäuft, um ihn in die Luft zu sprengen. Aber ehe die Explosion erfolgte, flüchtete sich Darnley, den das Geräusch geängstigt hatte, in's Freie, auf der Flucht ist er von den Dienern Bothwells erdrosselt worden. Jedermann wußte, daß Bothwell der Mörder Darnleys sei, nur die Königin wußte es nicht, oder

wollte es nicht wissen. Es treten Bewerber um die wieder einmal freigewordene Hand Maria Stuarts auf, der Ansehnlichste unter ihnen ist wiederum Graf Leicester, der Schützling Elisabeths. — Da verbreitet sich „zu Jedermanns Erstaunen und Grauen" das Gerücht, die Königin werde dem Grafen Bothwell, dem Mörder ihres Gemahls, die Hand reichen. Nun erschien das Ganze wie abgekartet zwischen ihr und Bothwell, und was weiter erfolgte, mußte diesen Eindruck noch verstärken. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung muß die Regierung ein gerichtliches Verfahren anordnen, aber der Einfluß Marias und Bothwells selbst ist schon so stark, daß es zu einer ernsten Untersuchung gar nicht kommt, man weiß den Hauptankläger, den Vater Darnleys, fernzuhalten, und Bothwell wird freigesprochen. Es ist auch überliefert, daß Bothwell an dem Morgen der Gerichtssitzung aus dem Palaste der Königin in Edinburg fortgeritten sei. Schon zu Pferde, wirft er einen Blick zurück nach den Fenstern des königlichen Schlafgemaches: Da steht Maria und nickt ihm zum Abschied freundlich zu. Zwölf Tage nach Bothwells Freisprechung bemächtigt sich derselbe der Person Marias und entführt sie nach Dunbar. Um, wie sie sagt, ihre Ehre wiederherzustellen, vermählt Maria sich jetzt in der That mit Bothwell.

Das sind die unzweifelhaft verbürgten Einzelheiten, die sich auf die Ermordung Darnleys und Maria Stuarts Ehe mit Bothwell beziehen. Damit ist aber zugleich die Grenze gegeben zwischen dem, was historisch gewiß ist, und dem, was der Vermuthung angehört. Nicht mit voller Bestimmtheit läßt es sich also nach diesem Zusammenhange behaupten, daß Maria ihren Gemahl habe ermorden lassen, d. h. daß sie ihn in der Absicht nach Edinburg gebracht habe, um ihn den Mördern in die Hände zu spielen. Es läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, daß die Entführung durch Bothwell eine bloße Komödie gewesen sei, um nur die folgende Heirath zwischen Maria und dem notorischen Mörder ihres Gatten nicht als einen öffentlichen Skandal, sondern als eine Art von Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Aber nichtsdestoweniger hat die Mehrheit des schottischen Volkes sogleich Maria für schuldig erklärt und sich von ihr und ihrem neuen Gemahl abgewandt. Und wer möchte hier nicht das Wort anwenden: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme"? Die Nachlebenden haben meistens unter demselben Eindruck gestanden, und ich glaube, daß Jeder, der mit ruhigem Sinne und ohne Voreingenommenheit an die Frage herantritt, schon lediglich auf Grund der sicheren Thatsachen Maria schuldig sprechen wird.

Nun aber ist uns außer dem sicheren historischen Material auch solches überliefert, dessen Echtheit von vielen Forschern angezweifelt worden ist, Documente, auf Grund deren wir in unseren Schlüssen viel weiter gehen dürften, wenn wir sie eben als echt und ursprünglich anzuerkennen haben. Diese Documente, von denen wir nun zu sprechen haben, um deren Echtheit oder Unechtheit seit mehr als 300 Jahren gestritten wird, sind die berühmten Cassettenbriefe.

Doch um auf diese zu kommen, müssen wir zunächst noch einen Augenblick in unserer vorher unterbrochenen Erzählung fortfahren.

Bothwell war mehr durch den Ehrgeiz, als durch die Liebe zu Maria getrieben worden, und nun, nachdem er sie gewonnen, maßte er sich selber jene Gewalt an, die ihm vordem in Darnley so verhaßt gewesen. Aber die mächtigen Lords wollten sich auch seinem Regimente nicht fügen. Sie hatten das Volk auf ihrer Seite, das der Königin, als einer Mörderin, nicht mehr gehorsamen wollte. Man fürchtete selbst, daß Bothwell sich auch an dem Leben des kleinen Sohnes der Maria, des künftigen Königs von Schottland, vergreifen werde. Ein Heer zog heran gegen Maria und Bothwell. Auf dem Banner, das zwischen zwei Lanzen getragen wurde, sah man die Gestalt des Ermordeten abgebildet und neben ihm knieend ein Kind, das seine Hände zum Himmel ausstreckte und die Worte rief: „Richte und räche meine Sache, o Herr!" Zu einem Kampfe kam es nicht, denn die Mannen der Königin weigerten sich, zu fechten. Sie selbst mußte sich in's Lager ihrer Feinde begeben, Bothwell entfloh. Aus der Gefangenschaft der schottischen Großen, in der Maria nun gehalten wurde, gelang es ihr noch einmal, zu entkommen, und zwar mit Hilfe eines Mannes, der sich wieder Hoffnung auf ihre Hand machte. Sie sammelte ein Heer, aber dasselbe ward in der Schlacht bei Langside von ihren Gegnern auseinander getrieben. Aber noch hielt sie in ihrem unbeugsamen Sinne ihre Sache nicht für verloren. Jetzt entschloß sie sich, nach England zu gehen und die Königin Elisabeth um Hilfe zu bitten gegen ihre rebellischen Vasallen. Unter den größten Entbehrungen hat sie die Wanderung an die Küste vollführt und sich hier nach England eingeschifft.

Aber wie sah sie sich in ihren Erwartungen getäuscht! Im Kampfe mit den schottischen Großen war Maria zugleich als Wiederherstellerin des Katholicismus aufgetreten, die Großen kämpften für die Erhaltung der kürzlich zur Herrschaft gelangten protestantischen Ideen. In diesem Conflict konnte Elisabeth, die in England selbst erst die Reformation durchgeführt hatte, sich unmöglich auf die Seite Maria Stuarts stellen. Sie nahm die Haltung einer unparteiischen Vermittlerin zwischen Maria und ihrem Halbbruder Murray an, der inzwischen die Regentschaft in Schottland übernommen hatte. Dabei aber beschloß die englische Regierung, die Person Marias nicht wieder freizugeben, denn wenn sie sich nach Frankreich oder Spanien wandte, so hätte sie auch für England höchst gefährlich werden können. Nun wurden über die Sache Marias Conferenzen abgehalten, zuerst in York, später in Westminster. Murray klagte seine Schwester des Mordes an ihrem Gatten an, und das angeblich belastende Beweismaterial bestand in einer Anzahl von Briefen, die Maria an Bothwell geschrieben haben sollte. Sie befanden sich in einer kleinen vergoldeten Cassette, die an mehreren Stellen mit dem Buchstaben F. und einer Königskrone darüber geziert war. Diese Bezeichnung spricht durchaus dafür, daß die Cassette aus Marias

Besitze stammte, da ja ihr erster Gemahl Franz II. König von Frankreich gewesen war. Die Cassette soll von Bothwell vor seiner Flucht in Edinburg zurückgelassen worden sein. Diese Briefe wurden also im December 1568 der Versammlung in Westminster im Original vorgelegt und von derselben für echt erklärt. Die Nachwelt aber hat sich mit diesem Urtheil nicht zufrieden gegeben, und seit jenem December 1568 haben die Cassettenbriefe und die Fragen nach ihrer Echtheit und ihrer Beweiskraft einen der Lieblingsgegenstände für historische Forschung und Combinationen abgegeben.

Es handelt sich um acht Briefe, die sämmtlich im Original nicht mehr erhalten sind. Die Originale haben der englischen Untersuchungscommission vorgelegen und sind dann, nachdem man Abschriften und Uebersetzungen angefertigt hatte, zurückgegeben worden. Was später aus ihnen geworden ist, weiß Niemand. Sie werden im Jahre 1584 noch einmal erwähnt, und von da an verschwindet jede Spur von ihnen. Es ist wohl die Vermuthung geäußert worden, daß Jacob VI., der Sohn Marias, als er herangewachsen war, die Briefe habe vernichten lassen, weil sie das Andenken seiner Mutter befleckten. Doch ist dies eben nichts als eine Vermuthung, für die ein Beweis niemals hat erbracht werden können. Man hat auch das spurlose Verschwinden der Documente schon als einen Beweis ihrer Unechtheit bezeichnen wollen, indem man gesagt hat, der Fälscher habe sie, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, schleunigst wieder vernichtet. Aber begreiflicherweise ist das eine sehr schwache Beweisführung.

Kurz, die Originale sind nicht mehr erhalten, und so ist es heute nicht mehr möglich, ihre Echtheit auf die allereinfachste Weise zu prüfen, nämlich durch Vergleichung der Handschrift mit derjenigen Marias, wie sie in zahlreichen eigenhändigen Schriftstücken der Königin vorliegt. Aber die Sache liegt sogar noch ungünstiger. Die acht Briefe waren sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt, aber nur von vieren ist der französische Wortlaut auf uns gekommen, die übrigen vier, und darunter gerade die beiden wichtigsten, sind nur in schottischen und englischen Uebersetzungen überliefert. Jene vier Briefe, die im französischen Wortlaut vorliegen, kann man wenigstens in Bezug auf Stil und Ausdrucksweise mit anderen Schriftstücken Marias vergleichen, soweit solche in französischer Sprache abgefaßt sind. Bei den übrigen vier Briefen ist auch das nicht möglich. Weder handschriftliche noch sprachliche Vergleichung ist bei diesen ausführbar, und man kann nur nach ihrem Inhalt auf Echtheit oder Unechtheit schließen.

Auf eine genaue Untersuchung der acht Briefe kann es natürlich an dieser Stelle nicht abgesehen sein; einige kurze Mittheilungen mögen dazu dienen, die Leser mit dem Charakter der Streitfrage bekannt zu machen.

Am wichtigsten sind die beiden ersten Briefe. Beide sollen in Glasgow geschrieben sein, während Maria dort ihren kranken Gemahl besuchte. Beide sind in englischer und schottischer Uebersetzung erhalten, sind an Bothwell gerichtet und lassen, wenn sie echt sind, unzweifelhaft auf ein vorangegangenes

Einverständniß Marias mit Bothwell schließen. Zum Beweis dessen mögen einige der stärksten Stellen hier angeführt werden, und zwar gleich in deutscher Uebersetzung, da ja ohnehin auf den englischen oder schottischen Text wenig ankommt. Der erste Brief beginnt folgendermaßen:

„Es scheint, daß Du mich seit Deiner Abwesenheit ganz vergessen hast. Denn bei Deiner Abreise versprachst Du mir, bald Nachricht von Dir zu senden; demungeachtet habe ich bis jetzt noch keine erhalten. Und doch habe ich gestern ausgeblickt nach dem, was mich glücklicher machen sollte, als ich bin." Ferner heißt es:

„Was mich betrifft, so werde ich nun, wenn ich nichts Anderes von Dir höre, meinem Auftrage gemäß, den Mann Montag nach Cragmillar bringen, wo er am Mittwoch eintreffen soll." Der Mann ist natürlich Darnley, Cragmillar ist eine Oertlichkeit bei Edinburg. Wenn also Maria an Bothwell schreibt, „ich werde meinem Auftrage gemäß den Mann nach Cragmillar bringen," so liegt darin nicht nur das Zugeständniß einer vorangegangenen Verabredung, sondern es kann sich in derselben kaum um etwas Anderes gehandelt haben, als um den Untergang Darnleys.

Noch deutlicher und ausführlicher ist dasselbe in dem zweiten Briefe gesagt. Darin heißt es unter Anderem, nachdem Maria über ihre scheinbare Versöhnung mit Darnley berichtet hat:

„Er wollte mich nicht gehen lassen, sondern wollte, daß ich bei ihm wachte. Ich that, als ob ich Alles für wahr hielte und es mir überlegen wollte, und entschuldigte mich, daß ich diese Nacht nicht bei ihm aufsitzen könnte; wie er sagt, schläft er nicht. Du hast ihn niemals besser und bescheidener reden hören; und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß sein Herz wie Wachs ist und meines wie ein Diamant, von keiner anderen Hand als der Deinen könnte ich den Streich fallen sehen, ohne Mitleid mit ihm zu empfinden." Die Bedeutung dieses Satzes ist doch gewiß keine andere, als daß Darnley ermordet werden soll. Und ihrer Bosheit scheint Maria sich noch zu freuen:

„Ob Du nicht lachen möchtest, wenn Du mich hier so hübsch lügen sähest, oder doch heucheln und Wahres mit Falschem vermengen!" Weiter unten findet sich der folgende Liebeserguß an Bothwell:

„Gott vergebe mir, und Gott verbinde uns auf ewig als das treueste Paar, das er je verbunden hat. Das ist mein Glaube; in ihm will ich sterben. Verzeih' mir, wenn ich schlecht schreibe; Du mußt die Hälfte errathen; ich kann nicht mit Allem fertig werden, denn ich bin übel daran und muß froh sein, Dir schreiben zu können, wenn andere Leute schlafen, da ich schon nicht dasselbe thun kann, wie ich wünschte, in Deinen Armen, mein theures Leben, das vor allem Uebel zu bewahren ich Gott bitte, und er gebe Dir eine gute Ruhe, wie ich sogleich die meine aufsuchen will." Gleich darauf findet sich ein böser Ausfall Marias gegen Darnley, ihren kranken Gatten:

„Verflucht sei dieser pockige Kerl, der mich so plagt, denn ich wüßte Dir sonst etwas Angenehmeres zu schreiben als über ihn.“

Der Brief besteht aus zwei Theilen; der erste, dem die eben mitgetheilten Stellen angehören, ist am Abend nach Marias Ankunft in Glasgow geschrieben, die Fortsetzung am folgenden Abend. Darin heißt es nun:

„Ach, ich habe nie Jemanden betrogen; aber ich ergebe mich ganz in Deinen Willen; und nun gieb' mir Nachricht, was ich thun soll, und was auch immer mir zustößt, ich will Dir gehorchen. Ueberlege Dir einmal, ob Du nicht als Arzenei etwas Geheimeres ausfindig machen kannst, denn er soll in Cragmillar Arzenei nehmen und auch Bäder und soll lange Zeit dort bleiben.“ Man wird diese Stelle schwerlich anders deuten können, als daß Maria, wenn es sich nicht auf andere Weise thun lasse, die Beseitigung ihres Gemahls durch Gift in Vorschlag bringen will. Und endlich bringt der Schluß des Briefes abermals eine bezeichnende Herzensergießung. Zum Verständniß diene nur noch die Bemerkung, daß Bothwell damals verheirathet war und sich erst nach der Entführung Marias von seiner Gemahlin scheiden ließ. Und ferner wolle der Leser sich in Erinnerung halten, daß Bothwell mehr aus Ehrgeiz, als aus Liebe zu Maria gehandelt hat, daß aber ebenso gewiß Maria ihrerseits in Bothwell verliebt war. Es kann uns also nicht Wunder nehmen, wenn sie gegen Diejenige, die zur Zeit noch den von ihr selbst begehrten Platz an seiner Seite einnahm, von heftiger Eifersucht gequält war. Die Stelle lautet also:

„Wenn ich nun, um Dir, mein theures Leben, gefällig zu sein, weder Ehre noch Gewissen schone, Gefahr und Größe gering achte, rechne es mir hoch an und nicht im Sinne Deines falschen Schwagers — (das ist Graf Huntley) —, welchem ich Dich bitte, keinen Glauben zu schenken gegenüber Derjenigen, die Dich treuer liebt, als Du je geliebt wurdest oder geliebt sein wirst. Höre auch nicht auf sie, deren erheuchelte Thränen Du nicht höher achten darfst, als das treue Bemühen, durch das ich ihren Platz zu verdienen suche, den zu gewinnen ich, gegen meine Natur, diejenigen verrathe, die mich daran hindern könnten. Gott verzeihe mir und gebe Dir, mein einziger Freund, das Glück und den Erfolg, den die Dich ergeben und treu Liebende Dir wünscht, ich, die ich Dir bald etwas Anderes zu sein hoffe, zur Belohnung meiner Leiden.“

Wir haben im Vorstehenden die stärksten Stellen aus den beiden Briefen kennen gelernt, die Maria aus Glasgow an Bothwell gerichtet haben soll. Es ist noch hinzuzufügen, daß der erste Brief einige Stunden später geschrieben ist, als der Schluß des zweiten, nämlich am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft in Glasgow. In beiden Briefen finden sich Anspielungen auf die gewaltsame Beseitigung Darnleys. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß, wenn diese beiden Briefe echt sind, ein Einverständniß zwischen Maria und Bothwell stattgefunden hat. Freilich gewinnt man den Eindruck, als ob eine genaue Verabredung nicht vorangegangen sei, d. h. als ob Beide

über die Art der Ermordung noch nicht schlüssig geworden seien. Aber auch nur über die Art, an der Absicht der Ermordung ist nicht zu zweifeln. Sie wollen Darnley nur erst einmal in Edinburg haben, dann wird sich die günstige Gelegenheit schon finden. „Ich bringe den Mann meinem Auftrage gemäß nach Cragmillar," so schreibt sie ja selbst, und mit cynischer Offenheit gesteht sie zu, daß ihre Handlungsweise gegen Ehre und Gewissen gehe. Sie selbst offenbart uns durch ihre Worte den Abgrund von Schlechtigkeit, die in der Seele dieses Weibes gewohnt hat. Mit teuflischer Arglist naht sie ihrem Gatten, heuchelt Liebe und Versöhnung, bestrickt und überredet ihn, mit ihr nach Edinburg zu gehen, angeblich damit er dort bessere Pflege finde, damit er in der reineren Luft schneller genese, in Wahrheit aber, um ihn den Mörderhänden ihres Buhlen zu überliefern. Fürwahr, das Vergehen, um dessen willen Maria Stuart das Schaffot bestiegen, erscheint gering gegen das furchtbare Verbrechen, das sie sich gegen ihren Gatten, den Vater ihres Sohnes, hat zu Schulden kommen lassen! Alle ihre Leiden erscheinen wie eine gerechte Strafe für die Niedertracht der Gattenmörderin.

Aber wie! Sind denn die Briefe auch echt? Das ist doch die Frage, auf deren Entscheidung es jetzt ankommt. Man wird über diese Frage vielleicht niemals zu absoluter Gewißheit gelangen können, außer wenn etwa ein glücklicher Zufall ganz unerwarteter Weise doch noch einmal die Originale an's Licht fördern sollte. Solange aber das nicht geschehen ist, muß man sich darauf beschränken, die Gründe, welche für die Echtheit oder Unechtheit zu sprechen scheinen, gegen einander abzuwägen.

Man befolgt in der historischen Kritik im Allgemeinen den Grundsatz, daß nicht die Echtheit, sondern die Unechtheit eines historischen Documents zu beweisen ist, oder mit anderen Worten, man hat es so lange für echt zu halten, bis Jemand kommt und mit überzeugenden Gründen beweist, daß man sich geirrt hat und daß in dem angeblich echten Document eine bloße Fälschung zu erkennen sei. Man hat also im Allgemeinen bei der Beurtheilung historischen Materials nicht zu frangen: „Was läßt sich für seine Echtheit anführen?" sondern: „Läßt sich etwas gegen seine Echtheit anführen?" Und es kommt dann darauf an, die gegen die Echtheit vorgebrachten Gründe zu prüfen, ob sie stichhaltig und stark genug seien, um darum das vorher für echt gehaltene Schriftstück aus der Zahl der historischen Documente zu verstoßen. Lassen sich ausreichende Gründe nicht anführen, so hält man das Document für echt. Kann man daneben auch noch positive Anhaltspunkte für die Echtheit gewinnen, so ist man um so viel besser daran; nothwendig ist es aber nach dem vorher Gesagten im Allgemeinen nicht.

Was nun unsere Cassettenbriefe betrifft, so hat es seit 300 Jahren stets ebenso leidenschaftliche Angreifer, wie begeisterte Vertheidiger Maria Stuarts gegeben. Die ersteren haben seit dem Augenblicke, als die Cassettenbriefe der Untersuchungscommission in Westminster vorlagen, behauptet,

daß sie echt, die letzteren, daß sie unecht seien. Es ist bei dem großen Umfang, den die Maria Stuart-Litteratur heute erreicht hat, nicht mehr möglich, in einer kurzen Skizze, wie der vorliegenden, alle die Gründe aufzuzählen und zu erörtern, die jemals gegen die Echtheit der Cassettenbriefe in's Feld geführt worden sind. Im Folgenden soll nur der Versuch gemacht werden, eine allgemeine Vorstellung zu geben von den wichtigen Fragen, um die gestritten worden ist und heute noch gestritten wird.

Man hat, um nur einiges anzuführen, behauptet, wenn die Briefe echt wären, so hätte Murray, der als Ankläger Marias auftrat, nicht so lange, nämlich mehr als anderthalb Jahre, zu zögern brauchen, ehe er sich entschloß, das seine Anklage am besten unterstützende Material bekannt zu machen. Wenn Murray, so hat man ferner gesagt, wirklich von Anfang an im Besitze der französisch geschriebenen Originale der Briefe war, warum hat er dann anfangs der englischen Untersuchungscommission nur schottische Uebersetzungen angeboten, warum ist er erst so viel später mit den französischen Originalen hervorgetreten? Ganze infach, weil er so viel besser Schottisch als Französisch verstand und die zu fälschenden Briefe natürlich zunächst schottisch niederschrieb. Erst als er französisch geschriebene Originale zeigen soll, läßt er seine schottischen Texte in's Französische übertragen und legt diese Uebersetzungen den englischen Commissaren vor. Die vier unter den Cassettenbriefen, die in französischer Version auf uns gekommen sind, wären also nicht ursprünglich französisch, sondern schottisch geschrieben gewesen, und wenn man sich ihr Französisch genauer ansieht, so stellt sich, meinen die Freunde Marias, wirklich heraus, daß das kein ursprüngliches Französisch sei, sondern nur in's Französische übersetztes Schottisch. — Man hat mehrfache Unrichtigkeiten und Widersprüche im Texte der Briefe nachweisen zu können gemeint. — Man hat auch den Ton der Briefe angefochten. Einer der neuesten Vertheidiger Marias findet, daß der zweite, der lange Glasgow-Brief, mit seinen cynischen Ausfällen, mit seiner teuflischen Freude am Bösen, nicht von einer Frau geschrieben sein könne. Aber sollte man einer Frau, die ihren Gatten betrügt und ermorden läßt, nicht auch einen solchen Brief zutrauen dürfen? Wenn nämlich Maria den Brief wirklich geschrieben, so ist sie ja die Mörderin Darnleys gewesen.

Die ganze Frage ist in ein neues Stadium getreten durch eine Abhandlung, die Harry Breßlau im Jahre 1882 veröffentlicht hat. Denn hier ist zum ersten Mal eine eingehende Untersuchung der verschiedenen englischen, schottischen und französischen Texte erfolgt. Von den französischen Texten ist, wie wir aber gesehen haben, mehrfach behauptet worden, daß sie nicht wirkliches Französisch, sondern Uebersetzungen aus dem Schottischen seien. Breßlau hat nun das Französisch dieser Briefe mit dem anderer, unzweifelhafter Briefe Marias verglichen und eine große Uebereinstimmung in der Ausdrucksweise und namentlich in einzelnen Wendungen gefunden. Die vier französisch geschriebenen Cassettenbriefe weisen vollkommen den Stil

Marias auf, so daß damit fast unwiderleglich der Beweis geliefert ist, daß sie wirklich von ihr geschrieben sind. Wenn demnach von den acht Cassettenbriefen vier echt sind, so wäre die nächstliegende Vermuthung, daß auch die übrigen vier echt seien: entweder alle oder keiner. Und doch ist dies nicht das Resultat, zu dem Breßlau durch seine Untersuchung geführt ist. Die beiden letzten, in schottischer Uebersetzung überlieferten Briefe erklärt er ebenfalls für echt, schon aus dem Grunde, weil sie nicht mehr neues und belastendes Material bringen, als die vier als echt erkannten Briefe. Wozu hätte aber Murray Briefe gefälscht oder fälschen lassen, wenn nicht, um durch dieselben das Belastungsmaterial gegen Maria zu vermehren? Anders ist es mit den beiden ersten Cassettenbriefen, die in englischer und schottischer Uebersetzung erhalten sind, jene beiden Briefe, die Maria von Glasgow aus an Bothwell gerichtet haben soll, und aus denen oben einige Stellen mitgetheilt worden sind. Von diesen beiden Briefen erklärt Breßlau den ersten für echt, den zweiten für unecht. Der zweite ist gerade jener lange und Maria am meisten compromittirende Brief. Allerdings hat Breßlau zunächst gerade einige Umstände hervorgehoben, welche für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen. Er führt in diesem Sinne an, daß an einer Stelle der englische Text das Wort money (Geld) hat und der schottische statt dessen silver. Das führt fast nothwendig zu dem Schlusse, daß beide aus dem Französischen übersetzt sind, wo das Wort argent beide Bedeutungen hat, sowohl die von „Geld" als die von „Silber". Demnach wäre also der französische Text der ursprüngliche gewesen, d. h. wahrscheinlich von Maria selbst herrührend.

Noch schlagender scheint dies eine andere Stelle zu beweisen. Im englischen Text finden sich einmal die Worte: I have taken the worms out of his nose (Ich habe ihm die Würmer aus der Nase gezogen), und am Rande befinden sich, offenbar um diese ganz unenglische Wendung zu erklären, die Worte: I have disclosed all, I have known what I would. Der schottische Text gebraucht hier statt dessen die ohne Weiteres verständliche Ausdrucksweise: I have drawn it all out of him. Es kann kein Zweifel sein, daß hier beide Texte auf die im Französischen ganz gebräuchliche, im Englischen aber nicht wiederzugebende Wendung tirer les vers du nez (die Würmer aus der Nase ziehen) zurückgehen. Das deutet also abermals auf einen ursprünglichen französischen Text hin. Und dieses Mal läßt es sich dazu nachweisen, daß die Wendung gerade Maria recht geläufig war. Denn sie findet sich mehrfach in ihren Briefen. Obwohl also diese Umstände für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen, so erklärt Breßlau ihn trotzdem für gefälscht oder wenigstens für theilweise gefälscht, so nämlich, daß Bestandtheile eines echten Briefes durch willkürliche Zuthaten erweitert worden wären. Das Hauptargument für diese Annahme besteht in der Feststellung, daß ein Theil des Briefes fast wörtlich mit der schriftlich gegebenen Zeugenaussage eines gewissen Crawford vor der Untersuchungscommission

in Westminster übereinstimmt. Diese Zeugenaussage, meint Breßlau, hat Murray in den Brief hineingearbeitet. Dagegen ist nun aber neuerdings der Nachweis geführt worden, daß vielmehr umgekehrt jener Crawford seine Zeugenaussage ganz aus dem Briefe Marias entnommen und die eine Stelle des Briefes nicht einmal richtig verstanden hat.

Das gewichtigste Argument gegen die Echtheit des langen Glasgow-Briefes ist damit widerlegt. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Brief wirklich von Maria an Bothwell geschrieben worden ist. Und indem wir von den Resultaten Breßlaus ausgingen, der schon die sieben übrigen Briefe für echt erklärte, dürfen wir nunmehr die sämmtlichen acht Cassettenbriefe als echt bezeichnen. Darin also hätten wir das Ergebniß der bedeutenderen, in jüngster Zeit erschienenen Untersuchungen zu erblicken; es ist der augenblickliche Stand der Forschung. Aber dabei darf nicht verschwiegen werden, daß es immer noch Freunde und Vertheidiger Maria Stuarts giebt, die sie von aller Schuld loszusprechen suchen, von der Mitwirkung an Darnleys Ermordung nicht weniger, als von der Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben Elisabeths. Es wäre voreilig, die Frage der Schuld Maria Stuarts als für immer gelöst zu bezeichnen. Der Streit um die Cassettenbriefe ist noch nicht zu Ende und wird auch wohl in absehbarer Zeit noch nicht sein Ende erreichen. Aber wie viel klarer liegt heute die Frage vor uns, als noch vor zwanzig Jahren. Seit dem Erscheinen der ersten Arbeit von Breßlau beginnt die Ueberzeugung von der Echtheit der Cassettenbriefe mehr und mehr durchzudringen. Breßlau hatte nur noch einen unter ihnen als gefälscht bezeichnet. Heute darf man auch an die Echtheit dieses einen glauben, der dazu der beweiskräftigste von allen ist.

Damit wären wir am Ende unserer Erörterungen angelangt. Man sieht: die Frage der Schuld Maria Stuarts ist fast identisch mit der Frage der Echtheit der Cassettenbriefe. Ueber diese muß Klarheit herrschen, ehe jene entschieden werden kann. Wohl mag es scheinen, als ob schon die wohlverbürgten Thatsachen, wie wir sie mitgetheilt haben, zu einem Urtheil führen könnten, aber die sichere Entscheidung läßt sich doch nur durch die Cassettenbriefe gewinnen. Und auch das nur nach einer Seite. Wenn diese echt sind, so darf die Schuld Maria Stuarts als bewiesen gelten. Würde aber darum die Unechtheit der Briefe auch zu dem Schlusse berechtigen, daß Maria unschuldig des Gattenmordes angeklagt war? Gewiß nicht. Man müßte sich darauf beschränken, zu sagen, daß es einen klaren, zwingenden Beweis für Marias Schuld nicht giebt, daß aber gleichwohl eine starke Wahrscheinlichkeit für diese Schuld immer bestehen bleibt. Um es kurz zu sagen: War nun Maria schuldig oder unschuldig; ihre Schuld könnte bewiesen werden, ihre Unschuld niemals.

Wir aber verharren bei dem einmal gewonnenen Standpunkt. Wir betrachten die Cassettenbriefe sämmtlich als echt, von Maria Stuart geschrieben. Und die weitere Schlußfolgerung muß dann sein, daß sie in der

That im Einverständnisse gehandelt hat mit jenem Manne, der ihren Gatten ermordete. Sie hat mit diesem Manne, noch als Darnley lebte, in unerlaubten Beziehungen gestanden, zur Ermordung des Gatten hat sie die Hand gereicht, die angebliche Entführung durch Bothwell war nichts als eine schamlose Komödie, schon vorher war es beschlossene Sache, daß Maria den Mörder ehelichen werde. Am Ende aber hat sie über sich und ihr Land nur Verderben gebracht.

So erblicken wir denn in Maria Stuart eine jener unseligen Frauengestalten in der Geschichte, die uns wie eine schlimme Entartung der weiblichen Natur erscheinen. Ihr Name kann nicht genannt werden, ohne daß das sittliche Empfinden eines Jeden sich empört bei der Erinnerung an ihre ruchlosen Thaten. —

Aber nicht mit diesem düsteren Bilde möchte ich schließen. Wir Deutschen kennen noch eine andere Maria Stuart, als die der Geschichte. Es ist die rührende Gestalt der edlen Dulderin, wie unser großer Dichter sie in unvergänglichen Zügen uns geschildert hat.

Der Historiker hat eine schwierige Stellung in den Fällen, wo er Gegenstände behandelt, die vor ihm ein großer Dichter zum Vorwurf genommen hat. Er sucht durch seine Arbeit das Publicum zu belehren, wie die Dinge in Wahrheit gewesen sind, wie Alles zugegangen ist, aus welchen Motiven die Menschen gehandelt haben; die Erkenntniß des sachlichen Zusammenhanges stellt er der dichterischen Anschauung, der Schönheit stellt er die Wahrheit entgegen. Aber es ist ein ungleicher Wettstreit, und der Dichter trägt zumeist den Sieg davon. Mit einem gewissen Bedauern nimmt das Publicum die Belehrung durch die Wissenschaft entgegen und kehrt dann leichten Herzens zu seinen Dichtern zurück.

Aber in Wahrheit will ja der Historiker den Dichter nicht verdrängen, die Forschung will nur neben der Dichtung gewürdigt sein. Es gilt nicht, die poetischen Gestalten der Dichtung aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen; aber die Dichtung soll auch nicht die Quelle für die wissenschaftliche Belehrung sein. Es ist neuerdings ein Buch über Don Carlos erschienen, in dem endgiltig bewiesen ist, daß der Sohn Philipps II. ein halber Idiot gewesen ist, der sich durch seine ausschweifende Lebensweise selbst ein frühes Ende bereitet hat. Sehr bedauerlich wäre es doch, wenn durch die Feststellung dieser Thatsache irgend Jemand sich die Freude an dem Schiller'schen Drama verkümmern ließe. Aber auf der anderen Seite soll man auch den wissenschaftlichen Fortschritt willkommen heißen, soll nicht dem Forscher zürnen, weil er die holde Illusion zerstört, als ob der Don Carlos des Dramas auch der der Geschichte sei.

Wie aber ist es nun mit unserer Maria Stuart? Hat Schiller sich auch in diesem Falle so ganz und gar von der historischen Wahrheit entfernt? Wir wollen einmal sehen. Leugnet er Marias Antheil an Darnleys Ermordung oder ihre Heirath mit Bothwell? Keineswegs.

„Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand."

Mit diesen Worten gesteht Maria selbst ihre Schuld vollkommen zu. Aber trotzdem weiß Schiller uns an Marias Charakter die schönen, liebenswerthen Züge in so hellem Lichte erscheinen zu lassen, daß wir das Schreckliche darüber vergessen und nur noch Mitleid mit ihrem Geschick empfinden.

Man kann auch kaum sagen, daß Schiller nicht der Elisabeth gerecht geworden sei. Ihre Herrschergröße wird nicht geleugnet, ja fast mit begeisterten Worten wird sie verkündet:

„Mögst Du noch lange leben, Königin,
Die Freude Deines Volks zu sein, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Eiland nie
Gesehn, seit eig'ne Fürsten es regieren."

Aber doch werden die kleinen häßlichen Züge, die auch in dem historischen Charakter Elisabeths unstreitig vorhanden waren, so stark gezeichnet, daß wir sie mehr verabscheuen als verehren müssen.

Der große politisch-religiöse Conflict, der Kampf der Principien, um den es sich bei dem Gegensatze zwischen Elisabeth und Maria Stuart handelt, wird uns menschlich so viel näher gerückt, indem wir zwei starke Frauennaturen einander gegenübertreten sehen. Maria erscheint so viel edler und vornehmer als ihre Gegnerin; ihr Untergang ist unvermeidlich von dem Augenblicke an, wo Elisabeth durch sie in ihrem Stolze beleidigt ist. Die meisten Züge des Dramas sind wirklich der Geschichte entlehnt, und doch weiß uns der Dichter durch seine Kunst darüber hinwegzutäuschen, daß diese Maria unser Mitleid in so hohem Maße doch nicht verdient.

Am Ende dringt aber der echte historische Sinn Schillers durch. Er fühlt, daß die alte Schuld seiner Heldin noch zu büßen ist, und kein Historiker könnte das über Marias Leben schwebende Verhängniß richtiger zum Ausdruck bringen als Schiller, wenn er Maria sagen läßt:

„Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen."

Es giebt keinen zweiten deutschen Dichter, der bei der Behandlung geschichtlicher Stoffe ein so sicheres historisches Verständniß gezeigt hätte, wie Schiller. Er hat die höchste Eigenschaft des Historikers besessen, die Divination, die ahnende Erkenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge. Droysen hat von ihm das Wort aufgebracht, Schiller hat darauf verzichtet, unser größter Historiker zu werden, weil er unser größter Dichter werden wollte.





Schlaflosigkeit und Schlafmittel.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Ein genügend langer, tiefer und ununterbrochener Schlaf, in welchem thatsächlich jede Gehirnarbeit ruht, jeder Muskel entspannt ist und das Bewußtsein des eigenen Ich für einige Zeit erloschen scheint, gilt mit Recht als ein Glück, eine Wohlthat. Der helle Tag, in welchem Tausende von Sinneseindrücken auf uns einstürmen, ebenso viele Vorstellungen und Empfindungen im Centralorgane unseres Seelenlebens, der grauen Hirnrinde, erweckend, Tausende von Wahrnehmungen des Auges, des Ohres, der Hautoberfläche unsere Ganglien erregen und den Anstoß zu psychischer Thätigkeit geben, weicht der Dämmerung. Immer spärlicher und immer schwächer werden die Sinnesreize, die unser Sehorgan treffen. Immer lauschiger und stiller wird es um uns. Das hastige Schaffen, das emsige Arbeiten, das Sinnen und Denken, Sorgen und Mühen macht einer gewissen Ruhe Platz; der Mensch fühlt sich „abgespannt“, er hat allerdings noch kein Schlafbedürfniß, aber doch das Bedürfniß, mehr receptiv als productiv thätig zu sein. Eine leichte Unterhaltung, eine angenehme Geselligkeit, schon eine Beschäftigung, welche ihm zugleich Genuß gewährt, wie Musik, das halb mechanische Spiel und dergl., giebt seinem erholungsbedürftigen Gehirn noch eine Zeit lang Veranlassung, sich zu bethätigen. Allmählich aber macht sich dessen stärkere Ermüdung geltend, begünstigt durch die Stille der Nacht mit ihrem feierlich-ernsten, träumerisch-süßen, lautlosen Charakter.

Schlaftrunken sucht der Mensch sein Lager auf; hier, befreit von beengender Kleidung, umgeben von einer gleichmäßig temperirten Luftschicht, die alle Hautreize abschwächt, entschlummert er ziemlich schnell. Das Dunkel

des Zimmers begünstigt sein Einschlafen, ebenso wie das leise, monotone Ticken seiner Uhr. In derjenigen Lage, die ihm durch Gewohnheit die liebste geworden ist, liegt der Mensch in einem immer fester werdenden Schlafe. Die leichten, aber verschwommenen Vorstellungen, welche ihn noch beim Uebergange aus dem Wachen in den Schlaf umschwebten, verdunkeln sich mehr und mehr, das Bewußtsein erlischt bald vollständig. Die Nerven und Ganglien der grauen Hirnrinde, das Instrument unseres Denkens und Empfindens, unserer Impulse, ruht vollständig. Doch halt! Bewegt der Schlafende nicht soeben seine Lippen? Sprach er nicht einige, ganz deutliche Worte? Ein Lächeln flog über sein Gesicht, es erfolgte eine Bewegung seines Armes oder der Hand; Mimik und Phantasie sind nicht ganz unterdrückt. Der Schläfer sieht im Schlafe phantastische Erscheinungen, erlebt wunderbare, absonderliche Dinge, Zeit und Raum überspringt er im märchenhaften Fluge, er unterhält sich, Rede und Widerrede glaubt er zu vernehmen, launisch, wirr, bald neckisch, bald ängstlich, traurig oder furchterregend ist die Reihe seiner Traumbilder. Er selbst weiß Nichts davon; völlig unbewußt erwachen diese Vorstellungen und Erinnerungsbilder, sich eigenartig verkettend, ein Geistesleben ganz für sich.

Da mit einem Male — husch — verfliegt der Traum, wie leichter Nebel, aufgelöst in Nichts. Der Mensch schläft weiter. Nach einer Stunde ist der Schlaf so tief, daß das Erwecken schon kräftige Reize anwenden muß, lautes Anrufen, helles Licht, derbes Berühren. Allmählich wird der Schlaf von Stunde zu Stunde weniger tief, bei Manchen gegen Morgen so leise, daß das Geringste sie erweckt, bei Anderen in den Morgenstunden noch einmal tiefer, fester. Endlich blitzt der erste Sonnenstrahl durch die Vorhänge, oder eine Glocke ertönt, oder das Gehirn hat seinem Schlafbedürfnisse genügt — der Mensch erwacht, und zwar in der Regel ohne ein Uebergangsstudium, ziemlich plötzlich. Damit ist er allerdings noch nicht völlig klar und munter; er muß sich noch einige Momente sammeln und orientiren, dann aber ist er so wach, sein Gehirn so frisch und functionsfähig, daß ihm keine Thätigkeit zu schwer erscheint, und daß es, was in später Nachtarbeit die abgematteten Nervenelemente nicht bewältigen konnten, jetzt spielend löst.

„Glücklicher Mensch, der so schlafen kann!“ wird vielleicht Einer oder der Andere der geschätzten Leser dieser Zeilen ausrufen, der das Ideal eines Schlafes schon seit Jahren nicht mehr kennt. Und wenn er seine Muskeln noch so durch Gehen, durch Bewegungen ermüdet, wenn er noch so regelmäßig am „Stammtisch“ seinen Schlaftrunk genommen und sich ernstlich bestrebt hatte, an Nichts zu denken oder bis 1000 zu zählen — es geht nicht. Der ersehnte Schlaf, für den er gern die schwersten Opfer bringen möchte, stellt sich nicht ein.

Spät sucht er sein Schlafzimmer auf, in der sicheren Meinung, „nun müsse er doch müde sein.“ Er liest zum Ueberflusse noch etwas recht Lang-

weiliges oder Gleichgiltiges. Aber der süße Schlummer kommt nicht oder flieht ihn nach wenigen Stunden schon. Mehrmals in der Nacht macht er Licht und verlöscht es wieder, hundertmal wechselt er seine Lage; bald liegt er rechts, bald links, bald auf dem Rücken, bald mit herabhängenden oder erhobenen Armen. Aber ach, der Geist ist's, die Gedanken sind's, die ihn nicht schlafen lassen. Ideen, Pläne, begonnene Arbeiten, Dinge, die am nächsten Tage erledigt sein müssen, dazwischen kleine und große Sorgen aller Art, verdrießliche Erlebnisse, die man nicht vergessen kann — alles dies läßt das arme, müde Gehirn, das so gerne schlafen möchte, nicht zur Ruhe kommen. Endlich entschlummert es — aber ach — nur für wenige Stunden.

Noch ehe der Tag graut, ist der Schlaf wieder vorüber oder nur ganz oberflächlich, von Stadien des Halbschlafes unterbrochen. So naht der Morgen. Aber die Sonne bescheint keinen Glücklichen. Matt und schlaff erhebt sich der Aermste von seinem Lager; seine Züge haben nichts von Erfrischung, sein Wesen zeigt nichts von Erholung. Und so muß er wieder in die Tretmühle der Tagesarbeit und neuen geistigen Erregung, die das Leben des Tages mit sich bringt.

Uebereinstimmend wird von solchen, die an Schlaflosigkeit leiden, dieser Zustand als eine Pein, als ein Unglück bezeichnet; er wird umsomehr als solches von ihnen empfunden, weil das Leiden in erster Linie geistig hochstehende, regsame Menschen befällt. So oft man sich mit solchen Patienten beschäftigte — und Verfasser dieses hat gerade diesem eigenartigen Uebel stets ein gewisses Interesse gewidmet, weil seine Ursachen und seine Beseitigung in jedem Einzelfalle eine intensive psychische Aufgabe stellen — immer hat man den Eindruck behalten, als wenn die „Agrypnie", so lautet der technische Ausdruck, wenn sie auch an sich keine selbstständige Krankheit bildet, doch schlimmer ist, als manche Krankheit. Sie ist ein anomaler Zustand, welcher dem Betroffenen das Dasein verleidet, ihn körperlich und seelisch tief herunterbringen, seine Functionen zerrütten, seine geistige Spannkraft lähmen kann. Diese sich Monate und Jahre lang fortsetzende, ungenügende Ruhe der Gehirnsubstanz bildet für die Betreffenden eine Qual, und schon darum erscheint es als eine Pflicht des Arztes und des Menschen, als ein Gebot des Berufs und der Humanität, dazu beizutragen, daß diese Bedauernswerthen wieder zu glücklichen Menschen werden, vor Allem aber, daß sie nicht dem Morphinismus oder sonst durch eigenmächtiges Einnehmen von Schlafmitteln der Charybdis der chronischen Vergiftung verfallen, nachdem sie die Scylla der Schlaflosigkeit glücklich umsegelt hatten.

Wer sich mit einer Beseitigung der Schlaflosigkeit befassen will, muß vor Allem auf's Sorgfältigste zu ergründen suchen, woher dieselbe rührt. Jeder Fall liegt in dieser Beziehung anders. Es herrscht darin die größte individuelle Verschiedenheit. Und dies ist sehr wohl begreiflich, da Schlaflosigkeit durchaus nicht immer das Symptom eines körperlichen Leidens ist,

welches sich ja durch eine Untersuchung sofort diagnosticiren ließe. Sie ist in den meisten Fällen ein chronischer Erregungs-Zustand der Psyche, oder — um sich anatomisch-physiologisch auszudrücken — der grauen Nervensubstanz der Großhirnrinde. Dieser Theil des Gehirnes ist, wie wir mit Sicherheit wissen, der Sitz der Seelenfunctionen, des Bewußtseins, unserer höchsten geistigen Leistungen. Unser Wollen und Empfinden, unser Sinnen und Denken, die ganze Summe unserer Intelligenz spielt sich hier, wo die Leitungen der Sinnesreize zusammenlaufen, ab. Hier ordnen diese sich, hier werden sie gesammelt; hier erwecken sie in den Ganglienzellen Vorstellungen; von hier aus werden sie durch Ausläufer derselben auf dem Wege der Nervenfasern zu den Muskeln geleitet und in Bewegungen umgesetzt. Daß die bewußte Empfindung und Bewegung hier sich auslöst, hat der Thierversuch längst gelehrt. Das der grauen Substanz beraubte, zum Theil enthirnte Thier frißt nicht mehr aus eigenem Verlangen, geht nur noch auf Antrieb, stößt sich leicht, fällt öfters, es macht den Eindruck, daß seine zweckbewußte Intelligenz verschwunden, der mechanische Impuls und Reflex an ihre Stelle getreten ist. Einen ähnlichen Eindruck macht der sehr schlaftrunkene Mensch. Auch bei ihm beginnt die Thätigkeit der Großhirnrinde sich zu suspendiren; die Zeit, in welcher sie periodisch ihre Functionen unterbricht — in der Regel die Nacht — naht; die mangelnden Sinnesreize erhalten sie nicht künstlich wach, das Gehirn wird nicht mehr durch geistige Thätigkeit blutreicher. Das Blut strömt aus der Schädelhöhle ab, und es kommt eine Art von vorübergehender Ausschaltung des Gehirns zu Stande. Was jetzt noch im Körper vorgeht, geschieht gewissermaßen ohne das Gehirn, nur noch mit Hilfe des Rückenmarks. Auf Reiz der Haut oder der Schleimhäute erfolgen mechanische Reflexbewegungen, die sich ohne das Bewußtsein vollziehen, obwohl sie anscheinend eine gewisse Zweckmäßigkeit verrathen. Automatisch kratzt der Schlafende die Stelle, die man mit einer Feder kitzelt, automatisch wendet er sich weg, wenn ihn eine Berührung unangenehm reizt. Der Wille hat damit Nichts zu thun. Der fest Schlafende hört die Uhr nicht schlagen, er sieht nicht die vom Mond erhellte Wand, er riecht nicht eine im Zimmer stehende Blume — oder richtiger ausgedrückt, die Sinnesreize erregen keine Sinneswahrnehmung; er ist für diese Dinge „vorübergehend todt", wenn man so sagen darf. Und doch lebt der Körper, und ununterbrochen gehen seine wichtigsten Functionen, die Athmung, der Herzpuls, der Blutkreislauf, der ja auch das Gehirn weiter ernähren muß, die Magen- und Darmverdauung, der Lymphe-Strom und die Nieren-Absonderung ihren Gang fort. Knochenmark und Milz produciren weiter die nöthigen Blutkörper, die Drüsen sondern ungestört ab, Zellen wachsen und vergehen. Kein Stillstand in diesem wunderbarsten aller Getriebe. Der sympathische Nerv, dessen Leitungen in erster Linie dies Alles in Thätigkeit halten, ist es, der ohne den bewußten Willen, ja von ihm unabhängig, den Mechanismus vor Stockung schützt. Würde diese nur einen Bruchtheil einer

Minute eintreten, so stände das Leben still. Der Schlafende weiß Nichts von alledem; ein schwaches Kind gegenüber dem Herrn über Leben und Tod, machtlos und ahnungslos, ein Spiel des Zufalles giebt er sich, vertrauend auf ein Wiedererwachen, dem Schlummer hin, dem er nicht länger widerstehen kann. Sein Gehirn, und wenn es noch so geistreich schuf, vermag nichts mehr gegenüber dem gewaltigeren Naturgesetz. Von Ermüdung übermannt, ist er nur noch diesem unterworfen.

Schlaflosigkeit ist meistens das Resultat der Lebensweise, der Lebensverhältnisse, gewisser Berufsarten und Gewohnheiten. Diese zu ermitteln, die Summe aus ihnen zu ziehen, nachdem man dem ersten Entstehen und der Entwickelung des Leidens nachgespürt hat, dasjenige Moment ausfindig zu machen, welches gerade diesem Menschen den für seine Existenz unentbehrlichen Schlaf stört und raubt, das ist eine Aufgabe, die es verlangt, daß man sich in die Eigenart dieses Naturells, in die Einzelheiten seines Denkens und Empfindens versenkt, mit seinen Lebensschicksalen und Herzensangelegenheiten vertrauter macht. Fast Jeder, der an Schlaflosigkeit leidet, hat Etwas, wo ihn der Schuh drückt: Ueberreizung und Ueberanstrengung mit allzustarker geistiger, zumal abendlicher Arbeit, unzweckmäßige Lebensweise in Bezug auf Ernährung oder Muskelthätigkeit, Erregungs- oder Depressionszustände, Affecte freudiger, aufregender Art oder niederschlagende Stimmungen, Angst, Furcht, Sorge, Kummer — Alles dies kann in Frage kommen, wenn es sich darum handelt, die Ursache der Schlaflosigkeit zu ermitteln. Dies ist ganz unmöglich ohne das Vertrauen und die Offenheit der Patienten, unmöglich ohne eigenes Nachdenken und Abwägen, ohne ein Sich-Versenken in dessen Stimmung und Situation.

Wer nicht jeden derartigen Fall individuell betrachtet, wer die Mühe scheut, den Wurzeln des Uebels nachzugraben, der darf sich nicht wundern, wenn ein handwerksmäßig niedergeschriebenes Recept oder einige allgemeine Verordnungen keinen rechten Erfolg haben, wenn ein Mittel das andere vergeblich ablöst. Nichts verträgt weniger eine schablonenhafte Therapie, als die Schlaflosigkeit. Ja gerade sie verlangt in den meisten Fällen, obwohl sie nur indirect als ein Leiden des psychischen Centralorganes angesehen werden kann, ein Eingehen auf die psychischen Verhältnisse, aus denen es entstanden ist, und demgemäß auch zum Theil eine psychische Behandlung.

Alles dies ist aber nicht im Handumdrehen zu erreichen; es kann nur das Product vorsichtigen Abwägens und Nachforschens sein. Dem Patienten muß selbst daran liegen, den Arzt auf die richtige Spur zu bringen, ihn nicht durch Nebensächliches abzulenken oder zu verwirren. Klar, nüchtern, streng wahrheitsgetreu muß er über sein bisheriges Leben berichten, Nichts verschweigen oder zusetzen, Nichts übertreiben oder beschönigen. Erst aus der körperlichen Lebensweise, der Art und Dauer der Beschäftigung, dem Beginn der Nachtruhe und der Aufstehezeit, der täglichen Kost, der Bewegung im Freien, dem Sitzen am Schreibtisch, gewissen Liebhabereien und

Sport-Thätigkeiten, den bisherigen Gesundheitsverhältnissen und Körperfunctionen baut sich dem Arzt die Grundlage auf. Und auf dieser fußend, muß er weiter das ganze bisherige psychische Verhalten ermitteln, sich klar machen, was den Betreffenden erregt und bewegt, ihn erfüllt und bekümmert, kurz, was ihm die Ruhe raubt. Irgend etwas findet sich immer, was daran Schuld ist, daß die graue Substanz, jener Mantel, der sich in zahlreichen tiefen Falten und Windungen um den weißen Kern des Gehirns lagert, in unnatürlicher Erregung bleibt, den Menschen nicht schlafen läßt, während jeder gesunde Normal-Mensch sich in den wohlverdienten acht Stunden Schlafes, in denen er zur „Reflex-Maschine" herabgesunken ist, erholt und zu neuer Arbeit neue Kräfte sammelt.

Gerade aber, weil jeder Fall anders liegt, in dem einen die körperlichen, in dem anderen die geistigen Ursachen überwiegen und alle die größten Variationen darbieten, lassen sich allgemeingiltige Vorschriften nicht geben.

Man kann nur sagen: Je mehr es gelingt, mit natürlichen Hilfsmitteln wieder einen natürlichen Schlaf herbeizuführen, also mit den einfachsten hygienischen und diätetischen Maßregeln, desto besser ist es. Welche man zu wählen hat, richtet sich ganz nach den Ursachen. Ruhe, Enthaltung von spätabendlicher Geschäftsthätigkeit, angemessener Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Arbeit des Geistes, des Geschmacks, der Technik, zwischen Schaffen, Reproduciren, Lesen, Schauen und Hören, Unterhaltung und harmlosem Spiel, alles dies sind nur allgemeine Gesichtspunkte. Man wird dafür sorgen, daß der Betreffende nicht zu spät sein Abendessen einnimmt, daß er seine Verdauung in Ordnung hält. Congestionen nach dem Kopfe wird man durch ein ableitendes Verfahren bekämpfen. Zu große Wärme des Schlafzimmers, zu starke Bedeckungen im Bett, Unzweckmäßigkeiten im Arrangement desselben wird man beseitigen, die Gewohnheit, im Bett zu lesen oder ein Nachtlicht zu brennen, abschaffen müssen. Man wird auf tägliche Bewegung in freier Luft, auf das Zustandekommen einer tüchtigen Muskelermüdung achten.

Aber fast noch mehr wird man auf den Geistes- und Seelenzustand des Betreffenden einzuwirken haben, und das ist oft sehr schwer. Denn auf diesen wirken Dinge ein, die der Betreffende selbst oft mit dem besten Willen nicht ändern kann. Wenn sich das ganze Sinnen und Trachten eines Menschen auf eine Lebensaufgabe oder ein großes künstlerisches Werk concentrirt, wie das Schaffen einer Oper, einer Symphonie, eines Dramas, wenn die Nerven durch eine Musik erregt sind, wenn eine gewagte Speculation den Menschen in die höchste Spannung versetzt, sein Schicksal vor irgend einer wichtigen Entscheidung steht, Angst, Hoffnung, Ungewißheit ihn erfüllen, Kränkung, Zurücksetzung, Mißgeschick, Unglück sein Herz erfüllen, dann spielen diese psychischen Affecte auch in die Nacht hinein. Der Schlaf wird unruhig, oberflächlich, kurz dauernd, ja er kommt überhaupt schwer zu Stande. Hier läßt sich leicht sagen: „Wirf es von Dir, was

Dich beschäftigt, unterlasse es, vergiß es!" Das Leben und Streben ist oft viel mächtiger, als daß der Rath des Arztes dagegen ankämpfen könnte. Oft genügt der feste Wille des Kranken, alle Regungen, die sein Gehirn in angespannter Thätigkeit erhalten, zu unterdrücken, auf Das und Jenes zu verzichten, sich mit Thatsachen abzufinden, unnöthige Grübeleien zu unterlassen. Ein gewisses leichtlebiges Vertrauen auf das „Morgen", ein „Verschlafen" seiner Kümmernisse, Sorgen und Projecte, eine Selbstbeherrschung, die selbst im Sturme fest und sicher das Steuer hält, das sind Eigenschaften, die über manche Schlaflosigkeit hinweghelfen.

Daß ein Gläschen Punsch, ein Glas „bestes Bayrisch" schaden könnte, wird wohl Niemand ernstlich behaupten. Der Segen des sehr maßvoll genossenen Alkohols besteht gerade darin, daß er das Gehirn leichter in Schlaf bringt, die Seele über augenblickliche Verstimmungen erhebt, das Gemüth erheitert, beruhigt, Unangenehmes für einige Zeit vergessen läßt. Diese kleine Erholung des Gehirns ist für den Bemittelten eine ebensolche Wohlthat, wie für den Armen der Lethe-Trank, den er aus dem Schnapsgläschen zu sich nimmt. Es wird heut mit Recht sehr viel gegen Trunksucht gepredigt und für Mäßigkeit agitirt, aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man einen sogenannten „Schlaftrunk", der den solidesten Menschen nicht zum Trinker machen wird, verurtheilen. Für Jemanden, der an Schlaflosigkeit leidet, ist dies minimale Quantum Alkohol oft besser, als jede Arznei.

Zahllos ist die Menge der Schlafmittel, welche gegenwärtig fabricirt werden und als Medicamente von oft sehr bedenklicher Wirkung viel zu leicht in die Hände des Publicums gelangen. Es werden alljährlich so viele Menschen durch dauernde Gewöhnung an solche Mittel, von denen zur Erzielung von Schlaf immer steigende Dosen genommen werden müssen, zeitlebens siech, es sterben alljährlich so Zahlreiche an den Nebenwirkungen hypnotischwirkender Präparate, daß sich jeder Schlaflose den ersten Schritt auf dieser Bahn reiflichst überlegen sollte. Nicht genug kann davor gewarnt werden, sich ohne genaue ärztliche Verordnung und Controle selbst mit Schlafmitteln zu behandeln; die Verantwortung ist eine große, denn man spielt mit der Gesundheit und dem Leben.

Ob überhaupt ein Schlafmittel anzuwenden ist, welches gerade für diesen Organismus das geeignetste, welches in Anbetracht des Herzens, des Gehirns, der Gefäßwände, des Magens und Darms, der Leber und Nieren das unbedenklichste ist, das kann nur der Arzt entscheiden. Nur er kann die Dosirung für jeden Patienten dann genau feststellen, nur er bestimmen, wie lange und in welchen Pausen das Mittel genommen werden darf. Er ist im Stande, die Wirkungen, die es entfaltet, zu überblicken, gefährlicher Beeinflussung des Herzens, des Blutes u. s. w. vorzubeugen, schwere Nebensymptome, die sich nicht immer voraussehen lassen, zu verhüten oder rechtzeitig zu bekämpfen.

Ein Mensch, der auf eigene Faust sich ein beliebiges Mittel, von dem er gerade gehört oder gelesen hat, verschafft, es ohne Weiteres einnimmt

und wiederholt gebraucht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dies die schwersten Folgen hat. Das bekannteste Beispiel für die Schädlichkeit uncontrolirten Selbstmedicinirens ist das Morphium. Es ist so leicht, so verlockend, so überaus einfach: Ein kleines Pulver in einem Glas Zuckerwasser, oder eine kleine Einspritzung unter die Haut, und der lang ersehnte Schlaf kommt. Das Erwachen ist zwar oft unangenehm, dumpf, matt; auch fehlt es nicht an unerwünschten Erscheinungen nach der Morphium-Injection, wie Erbrechen, Ohnmacht und dergl. Allein das schreckt Manchen nicht ab. Das Morphium wird fortgesetzt; bald muß die Dosis verstärkt werden, um dieselbe Wirkung zu erzielen. Nicht lange, und abermals ist eine Steigerung nothwendig. Endlich erschrickt der Patient selbst über die Höhe der Einzelgabe. Er will aufhören, diese Behandlung abbrechen, allein es ist nicht mehr möglich; die Zeichen der chronischen Morphium-Vergiftung, Abmagerung, Blutarmuth, Schwindel, Zittern, geistige Störungen treten auf, ja selbst die ursprünglich gerade bekämpfte Schlaflosigkeit. Plötzliche Entziehung des gewohnten Medicamentes erzeugt, wenn sie nicht in einer Anstalt unter ärztlicher Controle geschieht, noch schwerere Krankheitssymptome, und so kehrt der unglückliche Morphinist wieder zu seiner Selbstbehandlung zurück, um ihr schließlich zu erliegen.

Nicht minder bedenklich wird oft das eigenmächtige Experimentiren mit einem bekannten Nervenberuhigungsmittel, dem Bromkalium. In vorsichtig berechneten, mäßigen Dosen, unter Leitung des Arztes, genommen, von oft geradezu erlösender Wirkung bei nervöser Erregung, erzeugt es bei längerem Gebrauch größerer Dosen Mattigkeit, Muskelschwäche, geistige Abstumpfung, Nachlaß des Gedächtnisses, Schlingbeschwerden, der Appetit läßt nach, und die Verdauung wird gestört. Ist das Bild des Bromismus auch nicht in allen Fällen ein so schweres, so ist es doch ernst genug, um auch hier vor Mißbrauch zu warnen. Am wenigsten schaden in dieser Beziehung noch die künstlichen Bromwässer, welche mehrere Bromsalze in kleiner Dosis und guter Zusammensetzung enthalten und für leichtere Fälle von Schlaflosigkeit, die auf nervöser Ursache beruhen, ausreichen.

Das richtige Mittel für den betreffenden Patienten zu finden, ist nur möglich, wenn man den Grund seines Leidens und seine Constitution genau berücksichtigt.

Sind körperliche Leiden und Schmerzen Schuld an der Störung des Schlafes, so muß man diese zu beseitigen suchen und außerdem solche Mittel wählen, welche zugleich schmerzstillend und dadurch indirect schlafbringend wirken. Liegt abnorme Erregung der grauen Substanz der Hirnrinde vor, so wird man beruhigende, direct auf die Nervencentren wirkende Mittel vorziehen; wieder in anderen Fällen wird sich der Arzt zu anti-neuralgischen Mitteln entschließen oder rein narkotisch wirkende Arzeneien geben. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß er in schweren Fällen zur Hypnose, trotz deren Bedenken wegen der dadurch leicht zurückbleibenden Neigung zu Katalepsie,

seine Zuflucht nimmt, wenn er auf keine andere Weise einen Schlaf herbeiführen kann; daß er sogar, um einen unbedingt nöthigen Schlaf zu erzielen, wenn es sich um Beseitigung eines schmerzhaften Uebels handelt, das Chloroform anwendet.

Zahlreiche Mittel sind im letzten Jahrzehnt erfunden und angewendet worden; es gab eine Zeit, wo man im Chloralhydrat die Erlösung gefunden zu haben glaubte; bald erschien das Paraldehyd, dem Sulfonal folgte das Somnal; von anderer Seite wurde das Chloralamid und das Amylenhydrat als Panacee gepriesen, wieder von anderer das Urethan und Hypnon. Man hat Codeïn und Narceïn versucht, Cannabin und Cannabinon, Hyoscin und Hyasciamin — kurz, schon die Aufzählung der Mittel, die genügend lange zu erproben, die ärztliche Welt oft kaum Zeit hatte, vermag schon zu verwirren. Jedem der genannten Präparate wird für die eine oder andere Art von Schlaflosigkeit höherer Erfolg zugeschrieben. Eines wirkt schneller, eines langsamer, eines nur bei Gesunden, das andere nur bei Irren, eines nur für kurze Zeit, das andere für eine ganze Nacht, das eine verursacht keine störenden Nebensymptome, das andere kann schwere Vergiftungserscheinungen, ja, selbst den Tod herbeiführen. Die Meisten sind stark wirkende, fabrikmäßig hergestellte, mit allen Hebeln des industriellen und commerciellen Betriebes in den Verkehr gebrachte Präparate, aus denen der gewissenhafte Arzt mit Vorsicht seine Auswahl treffen muß. Denn ihm fällt, wenn sich ein Unglück ereignet, die Verantwortlichkeit zu, was schon im Krankenhause unangenehm, in der Privatpraxis aber geradezu ein schwerer Schlag sein kann. Um wie viel gewagter ist der Gebrauch solcher Mittel in der Hand des Laien! Man erinnere sich nur, wie viel Schlimmes schon der Mißbrauch des Antipyrin, Antifebrin und Phenacetin, des Salicyl und Cocaïn bewirkt hat, und man wird begreifen, daß es thöricht ist, gefährliche Experimente am eigenen Körper vorzunehmen.

Es würde unconsequent sein, wenn man hier Winke für den Gebrauch der genannten Mittel geben wollte. Der Schlaflose lasse die Hand davon und überlasse die Entscheidung seinem Arzt.

Berücksichtigt man die Ursachen, zu denen auch chronische Vergiftungen gehören (Blei, Quecksilber, Alkohol, Nicotin), forscht man nach, ob zu starke Getränke (Kaffee, Thee) genossen werden, ob körperliche Leiden vorliegen, ob geistige Ueberanstrengung oder zu große geistige Unthätigkeit, rauschende, unausgesetzte Vergnügungen oder anhaltende Gemüthserregung, Einfluß des Alters oder bestimmte Beschäftigungen — kurz, vermag man das Wesen der Schlaflosigkeit festzustellen, so ist deren Behandlung meist erfolgreich. Man wird dann weder in den Anordnungen über das ganze Verhalten und die Lebensweise, noch in der Wahl künstlicher Mittel einen Mißgriff begehen und die Freude erleben, einem fast verzweifelten Menschen die lange entbehrte Nachtruhe wiedergegeben zu haben.



Tage und Nächte im milden Norden.

Eine Yachtfahrt durch Norwegen.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Das Yachting ist der kostspieligste, aber auch der dankbarste Luxus. Eine Fahrt auf der Yacht in schöner Gegend und angenehmer Gesellschaft — eine reizvollere Art des Reisens giebt es nicht. Frei von allen tyrannischen Vorschriften, von festgesetzten Stunden der Abfahrt und des Aufenthaltes, sogar in souveräner Unabhängigkeit von den willkürlichen Launen des Wetters, lediglich dem Gebote der eigenen Neigung unterthan, dampft man auf dem eleganten Fahrzeug, zu dem man bald in ein gemüthliches, fast vertraulich zärtliches Verhältniß tritt, nach eigener Bestimmung dem selbst gewählten Ziele zu, rastet unterwegs, wenn irgend eine ernste Verlockung sich darbietet, bleibt, wo man will und so lange man will, und fährt weiter, wohin man mag. Die Gesellschaft ist klein, auserwählt, harmonisch. Man bleibt unter sich. Jede Belästigung durch unberufene Schwätzer, durch anspruchsvolle Nachbarn ist ausgeschlossen. Mit einem Worte: die Yacht steht zu allen übrigen, auch den denkbar bequemsten Locomotionsmitteln in demselben Verhältniß wie der Viererzug zum Courierzug.

In den letzten Tagen des Juni stieg ich in Kiel an Bord der Dampfyacht „Maid of honour“. Wir waren im Ganzen nur vier Passagiere: Herr Louis Meyer-Dresden, der mich zu der Fahrt nach Norwegen eingeladen hatte, ein liebenswürdiges internationales Ehepaar, das seinen Wohnsitz in Baden-Baden hat, und ich. Dazu kamen noch zwei Diener und die Bemannung von vierzehn erfahrenen Seeleuten, also Alles in Allem zwanzig Seelen. Die „Maid of honour“ gehört nicht zu den „historischen“ Yachts,

wie sie sich europäische Herrscher und begnadete Glückskinder der Alten und Neuen Welt zu ihrem Vergnügen haben bauen lassen können; aber unser Boot nimmt mit seinem Gehalt von 185 Tons und seiner vorzüglichen Maschine, seinen luftigen Salons, seinen bequemen und geräumigen Kajüten, bei einer Geschwindigkeit von zwölf Seemeilen in der Stunde, unter den mittleren Privatdampfern eine immerhin respectable Stellung ein.

In der Kieler Bucht herrschte damals ungewohntes Leben. Die großen Segelregatten, denen das Kaiserpaar auf der „Hohenzollern" beigewohnt hatte, hatten just ihr Ende erreicht. Selten ist mir der Begriff der Majestät, der Herrschermacht zu klarerer Anschaulichkeit gekommen. Wer je ein Panzerschiff gesehen hat und weiß, mit welcher grandiosen Schwerfälligkeit sich diese erschrecklichen Kolosse bewegen, welche Fülle von beseeltem und todtem Material diese stählernen Riesenleiber bergen, der wird auch den Eindruck nachempfinden, den die Vereinigung der mächtigsten Fahrzeuge unserer Panzerflotte in dem verhältnißmäßig knappen Raum des Kieler Wassers auf den Beschauer üben mußte. Auf den Wink des Einen, der mit ruhiger Befriedigung lächelnd auf der Brücke der „Hohenzollern" stand, waren all diese fürchterlichen schwimmenden Megatherien, deren Anblick Bewunderung und Schrecken einflößt, gehorsam, wie wohldressirte Hausthiere auf den Pfiff des Herrn, herbeigeeilt und harrten weiterer Befehle.

Auch die Nordlandfahrten sind durch unsern jungen Kaiser erst in rechten Schwung gekommen. Die klugen Leute von Chicago wußten ganz genau, was sie thaten, als sie Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um den Kaiser zum Besuch der Ausstellung zu veranlassen. Der Procentsatz der ehrlichen Reisenden — ich meine die Leute, die aus wirklicher Wanderlust sich auf den Weg machen, die ihnen unbekannte Naturschönheiten kennen lernen und mit wahrem Interesse andere Leute als ihre gewöhnliche Umgebung aufsuchen wollen, — ist doch beschämend gering. Das Reisen ist zur Modesache geworden, und unser Kaiser hat das Seinige gethan, um Norwegen modern zu machen.

Die norwegische Reise, wie sie der nicht besonders begünstigte Sterbliche machen muß, sei es auf dem unendlichen Landwege mit fragwürdiger Verpflegung, oder zu Wasser auf den langsamen und langweiligen Küstendampfern, denke ich mir ziemlich beschwerlich. Ob da die Genüsse im richtigen Verhältniß zu den Anstrengungen, Entbehrungen und Kosten stehen, wage ich nicht zu entscheiden. Bis jetzt scheint übrigens doch noch ein ziemlich starkes Mißtrauen zu herrschen. Norwegen wird auch heute noch fast ausschließlich von reisewüthigen Engländern und wagelustigen Amerikanern, welche die Kunst des Verzichtes auf Comfort zur Virtuosität herausgebildet haben, besucht. Selbst die benachbarten Schweden und Dänen sind spärlich vertreten. Die Zahl der deutschen Reisenden hat sich allerdings vermehrt, ist aber immerhin noch nicht übermäßig stark. Die Russen sind weiße Raben, und die lateinische Rasse fehlt fast ganz.

Neuerdings sind zu größerer Bequemlichkeit der Vergnügungsreisenden besondere „Excursionen“ in Cook'scher und Stangen'scher Art eingerichtet worden. England rüstet alljährlich mehrere solche Touristendampfer aus. In diesem Jahre hat Deutschland zum ersten Mal die „Augusta Victoria“ nach dem Nordcap abgehen lassen. Diese Art des Reisens hat ja gewiß ihre Annehmlichkeiten. Zunächst ist es verhältnißmäßig billig. Man hat gewissermaßen Fabrikpreise. Die Verwaltung spielt Vorsehung, man hat für Nichts zu sorgen, hat gutes Unterkommen und gute Verpflegung und das größte Sicherheitsgefühl, da das beste menschliche und mechanische Material zur Verwendung kommt. Aller Segen kommt von oben; es werden Einem sozusagen die Zähne geputzt. In relativ kürzester Zeit sieht man alles Hauptsächliche; man kann es wenigstens sehen, wenn das Wetter gut ist. Aber diesen Vergnügungszüglern geht es ähnlich wie den Bergsteigern, die besondern Werth darauf legen, daß auf ihrem Alpenstock so und soviel Namen mehr oder minder schwer erreichbarer Gipfel eingebrannt werden, die damit schon zufrieden sind, und denen es ziemlich einerlei ist, ob sie da oben herrliche Aussicht oder dichten Nebel gehabt haben. Von den braven Leuten sind eben viele in Rom gewesen, ohne den Papst gesehen zu haben.

Bei diesen Vergnügungsschwärmen muß jede indiwiduelle Regung des Reisenden erstickt werden. Die obere Organisation lenkt eben Alles. Gerade wie man beherbergt und beköstigt wird, wird man auch amüsirt: heerdenhaft. Es ist ein Table d'hôte-Genuß. Man vertauscht sein Activum gegen ein allgemeines Passivum.

Gerade in Norwegen ist aber die Wahrung der Freiheit von unberechenbarem Werthe. Denn gerade hier giebt es eine ganz erhebliche Anzahl von sogenannten „Punkten, die man gesehen haben muß“, und bei denen der Führer einer großen Vergnügungscolonne pflichtschuldig Halt zu machen hat, die man aber thatsächlich wirklich nicht zu sehen braucht, weil sie dem, was wir gestern schon gesehen haben oder morgen unbedingt werden sehen müssen, wie ein Ei dem andern gleichen. Denn ehrlich gesagt, Norwegens Natur, so großartig sie ist, ist in ihrer Erhabenheit doch monoton, und der französische Dichter sagt mit vollem Recht: „L'ennui naquit un jour de l'uniformité.“

Ich weiß, daß ich da einen Satz ausspreche, der mich in den Augen der skandinavischen Naturfanatiker auf das verächtliche Niveau der Reisenden niederer Gattung herabdrückt. „Jawohl!“ ruft einer dieser Heißsporne aus, „Norwegens Natur ist monoton, aber monoton wie eine Beethoven'sche Symphonie.“ Das klingt wie Etwas, in der That ist aber gar Nichts damit gesagt. Eine Beethoven'sche Symphonie dauert etwa soviel Minuten, wie eine Reise durch Norwegen Tage. Und gerade die Zeit ist das Wesentliche: die tagelang währende gleichmäßige Erhabenheit. Ich würde mich auch bedanken, wenn man mir zumuthete, vier Wochen lang täglich drei Stunden Beethoven'sche Symphonien zu hören.

Die einförmige Großartigkeit des nordischen Naturwunders Europas wird um so fühlbarer, als das Schauspiel, das uns geboten wird, nicht kunstgerecht componirt ist. Wie anders der Yellowstone Park! Was übt da die mächtige erschütternde Wirkung der Gesammtheit? Die gewaltige kunstgerechte Gliederung und Steigerung: von den Terrassenbauten in Mammoth Hot Spring über die Geyserfelder von Norris zu den Riesengeysern am Firehole River mit dem kolossalen Abschluß des buntfarbigen Riesencanyons, in das die herrlichsten Wasserfälle der Welt brausend hinabstürzen.

Dieser wahrhaft dramatische Aufbau, diese unvergleichliche Steigerung — hier in Norwegen fehlt sie gänzlich. Kaum sind wir an der norwegischen Küste gelandet und in das erste Fjordgebiet von Hardanger mit seinen Seitengassen eingebogen, so wissen wir auch schon ungefähr Alles, was uns das herrliche Land an gewaltigen und eigenartigen Schönheiten zu bieten vermag. Wir haben sogleich den prototypischen Fjord gesehen. Alles Folgende ist nur noch eine Frage des Mehr oder Weniger des bereits Gesehenen.

Die Fjordbildung ist das Charakteristische der norwegischen Natur. Nur Ignoranten können behaupten, daß sie auf der Welt nicht ihresgleichen habe. Die Nordwestküste des amerikanischen Festlandes zeigt vielmehr ganz genau dieselbe Bildung. Die Küsten des nördlichen Washington und des canadischen Columbia weisen geologisch die der norwegischen Fjordbildung durchaus analogen Züge auf. Die Strait of Juan de Fuca, der Gulf of Georgia, der Puget Sound u. s. w. können als typische „Fjords“, die kleinen abgespülten Inseln, sowie die großen, Vancouver, Queen Charlotte Island u. s. w., als typische „Schären“ bezeichnet werden. Das Wasser hat sich hüben wie drüben mit kolossaler Gewalt in das Land hineingezwängt, sich mehr oder minder breite Gassen ausgespült und dadurch größere und kleinere Stücke vom Festlande zu selbstständigen Inseln abgerissen. Diese Sackgassen des Wassers, die von wildzerklüfteten Felsen umrahmt sind, sind eben die Fjords. Die durch das Wasser vom Festlande losgerissenen größeren Inseln und kleineren Werder, diese felsigen Eilande, die ihre westliche Front gegen den unermeßlichen Ocean richten und sich östlich dem Festlande zuwenden, sind die sogenannten Schären, — die natürlichen Bollwerke, die die gütige Natur längs der norwegischen Küste zu deren Schutz gegen Sturm und Brandung errichtet hat. Während es draußen im freien Meere wüthet und tobt, ist die Wasserstraße zwischen den Schären und dem Festlande kaum bewegt. Und fast die ganze lange Fahrt von Stavanger, wo das Charakteristische der norwegischen Natur beginnt, bis zum Nordcap hinauf, wo überhaupt Alles aufhört, also vom 59. bis zum 71. Grad nördlicher Breite, kann man nahezu völlig unbehelligt von den Tücken des Oceans in großer Gemächlichkeit zurücklegen.

Die Fahrt ist lang! In den ersten Tagen ungemein reizvoll und schön. Aber das Vergnügen dauert wirklich ein bischen zu lange! Nicht

auf Stunden, auf Tage und Wochen hat man denselben Anblick auf dieselbe Scenerie, die schließlich auch den genußfreudigsten Menschen einigermaßen abspannt. Mitunter gehört eine gewisse Tapferkeit dazu, um gegen die sich immer vernehmlicher regende Enttäuschung siegreich anzukämpfen.

Besonders an trüben Tagen, die in diesen Regionen auch in den kurzen Sommermonaten keineswegs selten sind, wenn unter sackgrauem Himmel das farbenarme, grau schillernde Wasser ölig träge dahinschleicht, die tiefhängenden Wolken die Häupter der Berge wie mit einem düstern, schwarzgrauen Schleier umhüllen, die Aussicht beengen und verhängen, hört der Spaß auf.

Beleuchtung ist hier Alles. Die gewaltige poetische Bedeutung des ersten Schöpferwortes: „Fiat lux!“ wird dem menschlichen Gemüthe nirgends so eindringlich und verständlich wie hier. In der Sonne ist Alles schön, ohne Sonne Alles häßlich. Die Sage, daß der sonnige Gott Baldur vom blöden blinden Hödur meuchlings erschlagen, und daß mit dem lichten Baldur alle Freude und Heiterkeit auf Erden erstorben sei, lernt man erst recht verstehen, wenn man Norwegen ohne Sonne gesehen hat. Und erst hier begreift man die wahre Bedeutung des leidenschaftlichen Verlangens, das den unglücklichen Helden der Ibsen'schen „Gespenster“ bis zum letzten Augenblicke verzehrt: „Mutter, gieb mir die Sonne! Die Sonne!“

Das unfreundlich grämliche Licht eines sonnenlosen Tages hat indessen auch sein Gutes. An einem solchen Tage ahnt man wenigstens die graue Freudlosigkeit des Nordens, man begreift die verstimmende Rückwirkung der nordischen Natur auf das menschliche Gemüth, die düstere Weltanschauung der modernen nordischen Dichter. Man fühlt das Grauen der langen Winternacht.

Ist aber die Sonne da, so kommen wir aus der Ueberraschung, aus dem freudigen Erstaunen über das völlig Unerwartete der norwegischen Landschaft gar nicht heraus. Der gewaltige Wohlthäter der nordischen Küste, der Golfstrom, der durch die Fluthen des Oceans den Gruß von den Palmen, Mandeln und Citronen Floridas nach dem Polarkreise wälzt, wirkt hier doch noch viel stärkere Wunder, als wir sie uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen konnten. Hier unter dem Breitengrade der Behringsstraße, wo im ganzen Osten Europas und in der Neuen Welt Alles in Schnee und Eis starrt, zaubert der warme Athem dieser Fluthung die wunderlieblichste Anmuth und Freundlichkeit des beglückten Südens hervor. Bis in die Polarzone hinauf sehen wir kräftige Vegetation, üppige Laubbäume, blühende Rosen. Im Hardanger Fjord und noch höher hinauf, in Molde, das schon auf dem Breitengrade des nördlichen Alaska liegt, fühlt man sich an die lachenden Gestade der italienischen Seeen versetzt. Es ist wunderbar, aber es hat etwas Unheimliches. Und es ist doch eigentlich nicht gerade das, was man hier sucht. Italienische Seeen findet man wohl noch unverfälschter und rationeller in Italien, als in der Nachbarschaft des nördlichen Polarkreises.

Diese Ueberraschung bleibt auf der ganzen langen Fahrt bis zu den Lofoten hinauf unser steter Reisebegleiter. An jedem schönen Punkte, den unser Blick trifft, hört man Diesen oder Jenen begeistert ausrufen oder sagt's auch wohl selbst laut oder leise: „Das ist ja der Comer See, der Königssee, das Berner Oberland mit einer Wasserstraße, der Vierwaldstätter See!“ Es ist eben alles Mögliche, nur nicht Norwegen, wenigstens nicht das Norwegen, wie wir es uns gedacht haben.

* * *

Den Weg von Kiel nach Kopenhagen legten wir bei günstigem Wetter zurück. Es ist wie eine Fahrt auf einem Flusse. Das Ufer bleibt fast beständig in Sicht. Wir begegneten zahlreichen Schiffen und verbrachten einen Ferientag, wie ihn sich der abgehetzte Städter nicht angenehmer denken kann.

Von Kopenhagen, das ich übrigens von früher her schon kannte, bekam ich diesmal nicht viel zu sehen, nicht einmal das Thorwaldsen-Museum. Wir hatten schlechtes, regnerisches Wetter. Die Leute, mit denen wir zusammentrafen, waren ungemein artig, aber sie legten sich doch uns Deutschen gegenüber eine besondere Zurückhaltung auf. Die Ausweisung der dänischen Schauspieler aus Schleswig hatte wieder recht überflüssiger Weise eine starke Verstimmung gegen alles Deutsche hervorgerufen. Daheim merken wir's kaum, wir erkennen es erst an Ort und Stelle, welche Kreise so ein thörichtes in den Brunnen geworfenes Steinchen zieht. Uns Deutschen scheint die beneidenswerthe Gabe, sich beliebt zu machen, nur recht kärglich zugemessen zu sein. Wir bringen es in der Fremde wohl zu einer angesehenen, ja respectgebietenden Stellung; herzliche und warme Sympathien erwerben wir uns selten. Gerade deshalb wäre es doppelt wünschenswerth, wenn von oben herab Alles vermieden würde, was die Antipathie gegen das Deutschthum im Auslande stützt und stärkt. Deutschlands Machtstellung wäre gewiß nicht erschüttert worden, wenn in Hadersleben ein paar fragwürdige Mimen in der Sprache des „tappern Landsoldaten“ ihre Künste producirt hätten, und die bedenklichen Folgen agitatorischer Umtriebe, wie sie durch ein paar herumreisende Komödianten überhaupt ausgeübt werden können, wären wohl auf einfachere und wohlfeilere Art zu bekämpfen gewesen, als durch eine Maßregel, die alle Dänen gegen unsere in ihrer Mitte wohnenden deutschen Landsleute aufhetzt.

Auf dem Kattegat hatten wir wiederum das herrlichste Wetter, frisch und sonnig. Das Wasser war spiegelglatt, tiefblau wie das Mittelmeer und belebt wie der Boulevard. Unzählige große und kleine Fahrzeuge, Segler und Dampfer, kamen an uns vorüber, oft so nahe, daß wir gegenseitige Grüße austauschen konnten. Namentlich der Abend mit herrlichem Sonnenuntergang war wundervoll. Es war ein Tag, so still, so friedlich schön, so beruhigend heiter und anregend, wie man ihn eben nur auf dem Wasser verbringen kann.

In der Nacht war unsere Yacht in das häßliche Wasser des Skager Racks eingelaufen. Die harten kleinen tückischen Wellen entfesselten bei unserer „Maid of honour“ eine Eigenschaft, die nicht gerade angenehm war: die Tanzlust. Sie ließ sich hin und her werfen, daß es nur so eine Freude war.

Die Wellen klatschten schallend an die Luke und verdunkelten immer wieder die Kajüte. Und als ich mich vom Lager aufrichtete und durch die Oeffnung blickte, sah ich die wohlbekannte häßlich schwarzgraue Farbe, die weißen Schaumkämme, die deutlichen Anzeichen für die ungemüthliche Stimmung des Meeres. Unausgesetzt schlugen die Wellen an die Rippen des Schiffs und übersprangen den Bord. Wir Alle befanden uns, ohne gerade seekrank zu sein, doch in der widerwärtigen Verkaterung, die für die Bewunderung der Naturschönheiten unempfänglich macht. Erst in der Abendstunde, als wir den norwegischen Lootsen an Bord nahmen, wich das Unbehagen, und in guter Stimmung liefen wir nach zehn Uhr in den Hafen von Stavanger ein. Der durchaus südlich wirkende Charakter der freundlichen Stadt erregte in mir noch geringes Erstaunen. Ich dachte: wenn wir nur erst ein wenig weiter nordwärts kommen, wird es schon noch anders werden. Wir ankerten zwischen zehn und elf Abends. Es war noch hell, und es herrschte volles Tagesleben. Dutzende von Booten waren, als unsere Yacht sichtbar geworden war, vom Lande abgestoßen, umkreisten uns und begleiteten uns, bis wir Halt machten. Auf einem der kleinen Boote saßen sieben junge Mädchen, die sehr hübsche Lieder sangen, auf einem anderen wurde Harmonika gespielt, auf einem dritten vergnügten sich zwei Geiger und ein Flöter. Alles war lustig und erfreulich, und ich segnete das Land, in dem es keine nächtliche Ruhestörung giebt. Das sommerliche Norwegen war mir schon von seiner Beschreibung her immer sehr sympathisch gewesen. Ich hatte mich von jeher nach einem Lande gesehnt, wo man sich nicht zu schämen braucht, wenn man erst am hellen Tage das Lager aufsucht.

Die Stadt Stavanger steigt auf mäßigen Erhöhungen amphitheatralisch vom Wasser auf: ein dichtes Häusergewühl, unansehnlich im Einzelnen, aber von hübscher Gesammtwirkung. Interessante Profilirungen, wie sie die Städte des Orients bieten, darf man hier nicht erwarten. Das demokratischste Volk Europas baut auch seine Städte demokratisch. Die bescheidenen Kirchthürme erheben sich nur wenig über die rothen Dächer der niedrigen Holzhäuser.

In Stavanger machte ich die erste Bekanntschaft mit der berühmten eigenartigen schwedisch-norwegischen Mahlzeit, der sogenannten Sexa. Für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis, 1 Krone 50 Oere bis 2 Kronen, also etwa zwei Mark, wird dem Gaste da ein Essen aufgetragen, das in seiner Reichhaltigkeit geradezu verblüfft. Der mittelgroße Tisch, an dem der Gast Platz nimmt, genügt nicht, es wird noch ein anderer Tisch angeschoben, um all die Teller und Schüsseln, die der Kellner schweigsam

herbeischleppt und vor unseren verwunderten Blicken in symmetrischer Anordnung niedersetzt, zu tragen. Man bekommt zwei warme Gänge und etwa zwanzig kalte dazu, also alle Arten von Sardinen, Anchovis, gekochten Lachs, geräucherten Lachs, Stockfisch, Rauchfleisch, Roastbeef, Wurst, Schweine- und Rennthierschinken, Eier u. s. w u. s. w. Das erste Mal kostet man ungefähr von allen Schlüsseln. Alles mundet, man ist entzückt von dieser billigen und amüsanten Bewirthung; aber schon das zweite oder dritte Mal verliert die Sache ihren Reiz, und schließlich gesteht man sich ganz im Geheimen, daß diese berühmte Sexa eigentlich ein Blendwerk der Hölle ist. Es ist eben nichts Anderes als der übliche kalte Aufschnitt, der, anstatt auf einer Schüssel vereinigt zu sein, auf so und soviel Tellern für jedes Scheibchen servirt wird. Der unvermeidlich wiederkehrende Lachs, an dem wir uns die ersten Male delectirt haben, widersteht uns allmählich. Wir merken, daß unter dem Krimskrams eigentlich Nichts recht schmackhaft ist, daß der interessante Rennthierrücken mit einer geräucherten und gepökelten Streichholzschachtel eine verzweifelte Aehnlichkeit hat, und würden die ganze Sexa mit ihrem reichhaltigen Programm gegen ein einfaches Kalbscotelett sehr gern vertauschen.

Stavanger besitzt eigentlich nur eine Sehenswürdigkeit, das ist sein Bürgermeister: Alexander Kielland, einer der begabtesten norwegischen Erzähler, dessen Werke weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden sind. Leider ist zu befürchten, daß wir von ihm nicht mehr viel lesen werden. Er nimmt sein Amt als Bürgermeister von Stavanger sehr ernst, und seine municipale Würde entfremdet ihn der Schriftstellerei. Kielland, der in der Mitte der Vierzig steht, ist ein ungemein liebenswürdiger, herzensguter Mensch, aber ein sonderbarer Kauz. Er hat eine unbegreifliche Passion für Kleider und Putz. Er componirt eigene Trachten, in voller Unabhängigkeit von den Herrscherlaunen der Mode. Er trägt Wämslein, die er eigens erdichtet, wunderlich geschnittene Westen aus Sammet und Seide mit reichhaltigen Stickereien. Wenn der Fremde diesen Mann in seinem ergötzlichen Phantasiecostüm würdevoll durch die Straßen von Stavanger daherstolziren sieht, so bleibt er stehen und blickt voll Erstaunen auf diesen skandinavischen Bürgermeister von Mottenburg. Die guten Bürger von Stavanger haben sich aber an dem Anblick schon gewöhnt und weisen mit Stolz auf ihn, denn Kielland ist bei allen seinen Schrullen nicht nur ein sehr begabter Schriftsteller, sondern auch ein vortrefflicher Mensch. Er ist norwegischer Particularist vom Scheitel bis zur Sohle. Alle seine Schriften vertreten das Norwegerthum in starrster Einseitigkeit, alle geißeln den vermeintlich verderblichen Einfluß der fremden Eindringlinge. Und zu diesen „Fremden" rechnet er auch, und sogar vor allen Dingen, die Schweden. Er haßt die Schweden, er ist der Todfeind der skandinavischen Union. Schweden ist ihm so widerwärtig, daß er, wenn er in's Ausland reist, um seine Freunde in Kopenhagen zu besuchen, es immer so einrichtet, daß er

das schwedische Gebiet nicht zu betreten braucht und lieber den beschwerlicheren Seeweg wählt, als die Sohlen seiner koketten Schuhe durch Berührung des verhaßten schwedischen Bodens zu beflecken.

Gleich oberhalb Stavangers beginnt die charakteristische Fjordbildung. Zwischen langgestreckten felsigen Hügelketten, die in ihrer gleichmäßigen Erhebung versteinerten Riesenwellen vergleichbar sind, und hinter denen sich in grauem Dunste andere felsige Höhen sanft vom Horizonte abheben, zwischen abgesprengten kleinen Felsenwerdern, auf denen hier und da ein Fischer seine Hütte erbaut hat, dampft unsere Yacht ruhig daher. Wir begegnen von Zeit zu Zeit Fischerbooten mit wettergebräunten Männern und kleinen blonden Jungen. Manchmal scheinen sich die Felsen um uns ringartig zu schließen, und wir haben die Täuschung, als ob wir eine Wasserpartie auf einem freundlichen Binnensee machten. Mitunter verengt sich aber das Bett des Wassers, und wir durchfahren enge felsige Gassen, in der entzückenden Umrahmung von vier, fünf sich hinter einander aufschichtenden steinernen Wänden, die zum Theil mit grünem Moos bewachsen wie mit Grünspan durchsprenkelt sind und in den unbeschreiblich zarten Tönen des Corot'schen Graublau schimmern. Der Vordergrund ist am tiefsten abgetönt. Die dahinterliegenden Ketten hellen sich immer mehr auf, und die letzte Gasse erglänzt im sanften Lichte des Abendhimmels im hellsten bläulichen Scheine.

Bei dieser wundervollen Beleuchtung erreichen wir in der zehnten Abendstunde das liebliche Sand, das wie in Polster gebettet zwischen den Bergen daliegt, rein und sauber, als wäre es eben aus der Spielschachtel ausgepackt. Der Sandfluß, der hier in den Fjord mündet, sieht zunächst ganz harmlos aus; geht man an seinem reizenden Ufer aber nur eine Viertelstunde landeinwärts, so kommt man an einen wahrhaft großartigen Wassersturz, an Stromschnellen, die man in ihrer grausigen Wildheit dem Whirlpool an die Seite stellen darf. Es ist eine einzige kolossale Schaumwelle, die da mit donnerartigem Getöse wie im Hexenkessel brodelt. Ganz unbegreiflich erscheint es, aber alle Kenner bestätigen es, daß die starken Lachse gegen diese gewaltige Strömung siegreich anspringen und durch diese Brandung hindurch stromaufwärts schwimmen, wo sie in dem hier friedlichen, fast regungslos wirkenden Wasser, in dem sich die felsige Umrahmung mit wunderbarer Schärfe abspiegelt, dumm genug sind, sich fangen zu lassen. Deswegen haben sie nun ihre übermenschlichen Fischkräfte angespannt, um schließlich einem fischenden Engländer in's Netz zu gehen! Da oben auf der Höhe hat sich in dieser idyllischen Einsamkeit so ein Engländer seine Hütte erbaut und fischt den lieben langen Sommer hindurch. Uebrigens verlohnt es sich hier der Mühe, denn die Lachse des Sandflusses sind sehr stark. Am Abend, als wir da waren, hatte der Engländer einen Lachs von 38 Pfund gefangen, einige Tage vorher sogar einen noch größeren, der 60 Pfund gewogen hatte.

Am anderen Morgen lernten wir auf unserer ersten Landfahrt die specifisch norwegische Beförderungsart durch „Skyds“ kennen. Die „Skyds“ verpflichten den Bauern, dem Reisenden gegen eine festgesetzte Vergütung Fuhrwerk zu stellen. Dieser zweirädrige karrenartige Wagen führt in bester Qualität den Namen „Karjol“. Die Wagen zweiter Klasse heißen „Stolkjärren“. Die Kjärren sollen böse sein. Ich habe sie nicht benutzt. Im Karjol ist es dagegen recht behaglich. Der kleine Wagen hat nur einen Platz, einen Sessel mit zurückgebogener Lehne, auf dem man in halbliegender Stellung gut sitzt. Die Füße steckt man in Steigbügel. Hinter dem Sessel kann man ein mäßig großes Gepäckstück festbinden, und da kauert auch der kleine Junge auf, der Wagen und Pferde von der Relaisstation nach der Ausgangsstation zurückzubringen hat. Ich habe mit Wagen und Pferden in meinem Leben sehr wenig zu thun gehabt. In nähere Beziehungen bin ich eigentlich nur zu der gutmüthigen Sorte der abgetriebenen Gebirgsgäule gerathen, die dem müden Wanderer das beschwerliche Aufsteigen zu hochgelegenen Aussichtspunkten erleichtern. Ich empfand daher auch eine gewisse Befangenheit — Unbehagen wäre zu stark gesagt —, als ich hörte, daß ich in Norwegen mein eigener Kutscher sein müßte. Ich wollte meine grausige Laienhaftigkeit indessen nicht ohne Grund ausschwatzen, ließ meinen Freund zuerst auf sein Karjol steigen und beobachtete, während ich ihn hinterlistig in ein zerstreuendes Gespräch verwickelte, genau, wie er die Zügel zwischen den Fingern der linken Hand zurechtlegte. Nachdem ich ihm das abgeguckt hatte, war ich schon über die Hauptsache beruhigt. Ich trat an mein Pferd heran und musterte es.

Es war ein hübscher Falbe von gedrungener Wohlgestalt mit crêmefarbener, sorgfältig geschorener, aufrecht starrender Mähne und gleichfarbigem langen Schweif, in den besten Pferdejahren, wie mir schien. Sein Blick flößte mir unbedingtes Vertrauen ein. Ich klopfte ihm sanft die Blässe und sagte ihm währenddem in zutraulichem Tone: „Du scheinst mir ein vernünftiges Thier zu sein! Dir gegenüber will ich auch nicht mit Fertigkeiten renommiren, die ich nicht besitze. Du wirst es ohnehin bald merken, wen du hinter dir hast. Unser ganzes Leben besteht aus Compromissen. Ich mache dir also den Vorschlag: thu du mir nichts, ich thu dir auch nichts.“

Der Falbe nickte verständnißvoll. Ich klemmte mich in meinen Sitz ein, steckte die Füße in den Steigbügel, nahm die Zügel, wie sich's gehörte, in die Linke, und in die Rechte die primitive Geißel, die mir der kleine Junge reichte, schnalzte mit der Zunge, und das Pferd zog an. Der Junge war hinten aufgesprungen. Während der ersten zehn Minuten achtete ich auf das Pferd, aber ich merkte sogleich, daß das gute Thier vollkommen Bescheid wußte und ganz von selbst zur rechten Zeit die zweckmäßigsten Gangarten vornahm. Beim Steigen ging er in wohlüberlegtem Schritt, bergab stemmte er sich und hemmte von selbst, und in der Ebene trabte er so vergnügt, daß meine Reisegefährten, die weniger gute Pferde hatten, trotz

aller ihrer Kutschirkünste mir nur mit Mühe folgen konnten. Sobald das beruhigende Gefühl über mich gekommen war, daß das verläßliche Thier keines anfeuernden und zurückhaltenden Führers bedurfte, klemmte ich die Zügel zwischen die Kniee, steckte die Peitsche in die lederne Oese und betrachtete durch mein Opernglas die wundervolle Landschaft. Etwa zweieinhalb Stunden fuhren wir fast unausgesetzt am Ufer eines wildrauschenden Gießbachs dahin, dessen erquickende Frische den heißen Tag erträglich machte, mit freiem Ausblick auf trotzige, spärlich bewachsene Felsen, in deren Zerklüftungen der blendende Schnee in der Sonne glänzte, oder auf friedliche behagliche Niederungen, die nur geringe Spuren des Ackerbaus zeigten — hier und da schaukelten sich wohl ein paar dürftige Halme im Winde — zu Füßen der wilde Strom mit der wundervollen Färbung des Gebirgswassers — schwarzgrünblau, sich zum eisigen Gletschergrün auflichtend, mit milchfarbenem Schaum, aus dem der Gischt cascadenartig aufspringt. Menschliche Behausungen sind hier spärlich; nur selten zeigt eine hölzerne Baracke, daß der Mensch mit seiner Qual auch in diese Einöde vorgedrungen ist.

Norwegen ist das bei Weitem spärlichst bevölkerte Land Europas. Auf den Quadratkilometer kommen nur 6 Seelen, gegen 91 im Deutschen Reich. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit Europas beträgt 36 Seelen auf den Quadratkilometer. Norwegen bleibt also um 30 Seelen hinter dem Durchschnitt zurück. Nach der letzten Zählung von 1891 beträgt die Gesammtbevölkerung, die sich auf ein Areal von 322,594 Quadratkilometer vertheilt, noch nicht 2 Millionen.

Diese unanfechtbare statistische Angabe hat doch mein höchstes Erstaunen erregt. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ich während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Norwegen nahezu die ganze Bevölkerung gesehen haben müsse. Und doch habe ich nur die Küstenstriche besucht, und einige Norweger waren ja verreist, zum Beispiel Björnstjerne Björnson. Die Städte sind freilich nicht bedeutend, aber überall, auch in den entlegensten Punkten, findet man in größeren oder geringeren Abständen Fischerhütten, Gehöfte, Weiler und kleine Dörfer.

Jedesmal, wenn ich eine dieser Niederlassungen in ungastlicher Weltentrücktheit, völlig abgeschlossen vom allgemeinen Verkehr, vor mir sah, vergegenwärtigte sich mir das freudlose Dasein dieser Menschenkinder mit besonderer Schärfe. Sie werden geboren, sie placken und schinden sich, damit sie gerade soviel verdienen, um das Dasein zu fristen und die genügenden Kräfte zu besitzen, sich weiter zu schinden und zu placken, und sterben . . . Fast Alle sind arm. Sie verdienen eben bei angestrengter rauher Arbeit unter völligem Verzicht auf alle Freuden des Daseins in der entsetzlich langen Winternacht gerade soviel, um sich ungefähr durch's Leben durchschlagen zu können. Sehr Viele leben in völliger Vereinsamung, ohne den mächtigen Gesellschaftstrieb der menschlichen Natur befriedigen zu können, ohne Austausch

mit anderen Menschen. Daß diese norwegischen Fischer stille, ernste, schweigsam in sich gekehrte Menschen sind, ist wirklich nicht zu verwundern.

In der Nähe des Polarkreises kam ein Fischer mit seinem Jungen an unsere Yacht herangerudert und bot uns frische Fische zum Verkauf an. Unser norwegischer Lootse, der das Geschäft vermittelte, erklärte, daß er den Mann kaum verstanden habe; er habe gebellt und nicht gesprochen. Dieser Fischer mit seinem schmutzigen rothen Wollenhemd und den geölten Hosen, barfuß, eine verfettete, zerrissene Matrosenkappe auf dem Kopf, hatte kaum noch etwas Menschliches. Seine kleinen blauen Augen waren fast erloschen, die Wangen eingefallen, der Mund übermäßig groß, mit vorgeschobenen dicken wulstigen Lippen, der Bartwuchs spärlich, das flachsblonde Haar in Zotteln herabhängend. Er sah aus wie ein Meerungeheuer von Böcklin und erinnerte mehr an einen Fisch als an einen Menschen. Auch der Klang seiner Stimme war thierisch. Es war wirklich ein rauhes Bellen, wie der Lootse ganz richtig sagte. Er schien es kaum zu begreifen, daß ihm der Koch unserer Yacht ein paar Oere mehr gab, als er für seine Beute verlangt hatte.

Seitdem ich die Norweger in ihrer Heimat gesehen habe, wundert es mich nicht mehr, daß das skandinavische Element in der amerikanischen Einwanderung verhältnißmäßig so stark vertreten ist. Es ist mir auch erklärlich, daß die paar Leute, die während der rauhen Schnee- und Eiszeit im Yellowstone Park überwintern, ausschließlich Norweger sind. Die Norweger sind die geborenen Pioniere, kräftig, fleißig, verläßlich und ohne allen Anspruch auf Geselligkeit. Es sind durchweg ernste Menschen, ernst auch unter den Bedingungen, die gewöhnlich den Ernst mildern: in der Jugend und Schönheit. Mit ihren großen, etwas kalten blauen Augen sehen die hübschen Mädchen den Fremden an, ohne das geringste Verlangen, sich an seiner Freude und Fröhlichkeit zu betheiligen. Sie haben keinen Sinn für Spaß. Nun haben Bauern zwar überhaupt selten eine humoristische Ader, der „Ulk“ ist ein eminent großstädtisches Product, aber so der Lustigkeit abgewandte Erdenkinder wie diese Norweger habe ich nie gesehen. —

Als wir am Ziele unserer Karjolfahrt in einem am schönen Suldalsee gelegenen Flecken Halt machten, sagte mir einer meiner Reisegefährten: „Man merkt Ihnen an, daß Sie nicht zum ersten Mal die Zügel in der Hand gehabt haben. Wo haben Sie denn Kutschiren gelernt?“ Ich antwortete mit einigen unarticulirten Lauten, aus denen der intelligente Mensch heraus hören kann, was er will.

Wir bestiegen einen kleinen Dampfer, der die wundervollen Ufer des Suldalsees umfährt, und kamen an einer der berühmten norwegischen Naturschönheiten vorüber, an den sogenannten Suldalpforten, zwei sich ziemlich nahe gegenüberstehenden hohen, fast senkrecht abfallenden Felswänden, die geradlinig durchrissen mit Buschwerk und Laubholz, namentlich Birken, besetzt sind — eine ganz ähnliche Gebirgsformation wie die „gates“ in

Californien und Wyoming. Der Suldalsee hat ganz den Charakter der schönen Gebirgsseeen. Er ist eingeschlossen von ziemlich hohen Felsen, die, zum Theil mit grünem Moosteppich überzogen, in ihren abgestumpften und abgerundeten Contouren wie bequeme Ruheplätze für müde Titanen aussehen, während andere in ihrer Nacktheit die wilden Zerschneidungen und Schärfen in ungemilderter Schroffheit aufweisen. Während unser Schiff auf dem leichtgekräuselten Wasser dahingleitet, verändert sich stetig die steinerne Umrahmung, die sich cyklisch schließt und für das Auge die Täuschung hervorruft, als ob wir eine ganze Reihe von kleinen, rings von Bergen umfaßten Seeen durchführen. Wir sehen hier auch die ersten Sendboten der für die norwegische Natur so charakteristischen Wasserstürze: silberschaumige Strahlen, die jäh herabfallen, sich auch wohl theilen und in glitzernden Strähnen über den braunen Fels dem See zueilen.

In Vaage stiegen wir an's Land, um über einen Bergrücken an den Ausläufer eines andern Fjords zu gelangen, wohin wir unsere Yacht bestellt hatten. Es war eine recht beschwerliche, zweistündige Wanderung bei entsetzlicher Hitze und einem Sonnenbrande, der Einem die Haut abschälte. Wenn wir an irgend einer einigermaßen gedeckten Stelle kurze Rast machten, sahen wir zu unseren Füßen den tiefblauen Spiegel des stillen Sees, der in seinem Felsenbette der Ewigkeit entgegenschlummert. Für den Genuß der schönen Aussicht hatten wir aber einen verhältnißmäßig hohen Preis mit unseren Strapazen zu zahlen. Wir waren froh und hatten eine Art von Heimatsgefühl, als wir wieder geborgen auf unserem gemüthlichen Schiff zusammensaßen.

Unter bedecktem Himmel, bei schwermüthigem Ibsen-Wetter erreichten wir den Hardanger Fjord. Während der Wind ziemlich heftig bläst, das Segeldach unseres Decks aufbauscht, die Flagge mit eigenthümlichen Geknatter flattert, das Tauwerk seufzt und stöhnt und das Wasser sich schäumend und plätschernd am Bug bricht, wird von der Brücke gemeldet: „Ein mächtiges Boot, weiß!" Da sehen wir von der Ferne her die „Hohenzollern" stolz und großartig uns entgegendampfen. Auf der Brücke stehen Offiziere und Mannschaften. Die Herrschaften tafeln offenbar. Wir haben die deutsche Flagge des Kaiserlichen Yachtclubs, dem meine Freunde angehören, gehißt. Die Offiziere richten ihre Gläser auf uns, ein flüchtiger freundlicher Gruß und Gegengruß, und das herrliche Schiff fährt vorüber, begleitet vom „Meteor" und den Torpedobooten.

Das Licht bleibt grau und matt. Das tiefgrüne Wasser sieht aus wie eine abgemähte Wiese, auf der in weiten Abständen Schneeflocken zu liegen scheinen. Von dem umrahmenden Felsengürtel zeichnen sich die vorderen Glieder in hellerer Farbe scharf und bestimmt von den dahinterliegenden dunkleren und verschwommenen Bergen ab. In den Rissen, Furchen und Höhlen liegt Schnee, manchmal in beträchtlicher Menge. Die Ufer sind ungastlich und fast durchweg menschenöde. Nur selten sieht man ein paar

grauverwitterte Holzbauten, die sich auf dem grausteinigen Hintergrunde kaum erkennen lassen. Manchmal hat der menschliche Fleiß und die menschliche Ausdauer — es hat etwas Rührendes — hier doch ein paar Morgen urbar gemacht. Da sieht man quadratisch abgetheilte Felder mit kümmerlichem Ackerbau und ein paar Bäumchen, rings umschlossen von unwirthsamer Felsigkeit. Alles wirkt traurig, verlassen, freudlos.

Das Hardanger Fjord-Gebiet umfaßt eine beträchtliche Anzahl von felsumschlossenen Wasserstraßen. Zu einem der schönsten gehört der Mauranger Fjord, zu dem der Weg durch ein großartiges Felsenthor führt. Ringsum ist die Landschaft von gewaltigen glänzenden Schneebergen umsäumt. Unsere Yacht macht eine kleine Wendung, und vor unseren entzückten Blicken öffnet sich nun, nachdem wir das Felsenthor durchfahren haben, eine wahrhaft großartige Gebirgslandschaft. Zwischen hohen Schneemauern eingekeilt senkt sich ein mächtiger Gletscher zu Thal, ein Theil des sogenannten Folgefonnbrae, von dem wir einen anderen Theil, den Buarbrae, noch besser kennen lernen werden.

In diesem Theile bewahrt das Gebiet des Hardanger Fjords, das wir stundenlang durchfahren, durchaus den Charakter großartiger Wildheit. In ihren Einzelheiten aber ist die Landschaft von unendlicher Mannigfaltigkeit. Auf dem zum Theil kahlen, zum Theil auch mit grünem Moospolster bezogenen, wildzerklüfteten Felsen hat sich in den Einhöhlungen der Schnee zu mehr oder minder dichten Massen geballt. Wenn der steinerne Becher bis zum Rande gefüllt ist, läuft er über. Zahllos sind die kleineren und größeren Wasserfälle, die von der Höhe herab das Bett des Fjords aufsuchen. An dreißig, vierzig solchen schneeigen Strähnen kommen wir vorüber. Es ist eine Alpenfahrt, bei der sich der Fußweg in grünes Wasser wandelt, ohne Beschwerde für den Wanderer, in kühlster Luft und unter den bequemsten und reizvollsten Bedingungen.

Der belebteste und vielleicht auch anmuthigste dieses Fjordgebiets ist der Sörfjord, an dessen Ufer zahlreiche hübschfarbige Häuschen, meist licht, aber auch in kräftigem Braun, Ockergelb und Ochsenblut, mit ihren grauen Schieferdächern sich entlang ziehen, die sich manchmal nachbarlich aneinander anschließen. Am Ende des Sörfjords, eingebettet zwischen hohen Bergen, rings umrauscht von mächtigen Fällen, die brausend herabstürzen, liegt das liebliche Odde mit seiner hübschen Holzkirche und seinem stattlichen Hôtel, das im Stile der amerikanischen Touristenhôtels, nur natürlich in erheblich kleinerem Maßstabe, eingerichtet ist.

Odde ist der Ausgangspunkt für einige der reizvollsten Partien durch das norwegische Land. Wir besteigen zu ziemlich früher Morgenstunde wiederum den Karjol, kommen an einem wundervollen Wasserfall, der, aus zwei Stromarmen gebildet, ein mächtiges Becken mit hoch aufspritzendem Schaum füllt, vorüber und fahren längs des wilden Wassers entlang, das sich zu einem respectablen Gebirgssee erweitert. Dort verlassen wir

unser Gefährt, nehmen das kleine Dampfboot „Buar" und setzen nach dem jenseitigen Ufer über. Ein zahnloses altes Mütterchen, das vor einer zerfallenen Holzhütte kauert, weist uns den Weg, der nach dem Gletscher führt.

Der Weg ist entzückend, aber nicht unbeschwerlich und ziemlich lang. Man braucht, wenn man nicht gerade unsinnig laufen und das Vergnügen zu einer einfachen Strapaze travestiren will, gute dreieinhalb Stunden, um zum Ziele zu gelangen. Im Gegensatz zu den meisten norwegischen Straßen ist diese nicht gerade in guter Beschaffenheit. Landschaftlich ist sie zwar herrlich. Wir folgen dem Laufe des Flusses, der in die drückende Sonnengluth herrliche Kühlung heraufschickt, bald spiegelklar sich kaum zu regen scheint, bald von Felsblöcken und Geröll gehänselt und gemißhandelt, wüthend und schäumend aufspringt und in wilden Sätzen davonläuft. Von den hohen Felswänden, die auf beiden Seiten aufsteigen, stürzen Wasserfälle, allerdings niedrigerer Ordnung, in so unglaublich starker Anzahl herab, daß wir sie schließlich gar nicht mehr beachten. Sie machen sich nur manchmal ein bischen störend für den Wanderer bemerkbar, denn sie verkriechen sich in den Boden, sickern durch und bilden kleine Rinnsale, die trockenen Fußes zu passiren eine große Gewandtheit erfordert. Mitunter sind auch die kühnsten Turnerkünste vergeblich. Man muß oft gehörig springen und einen sehr sichern Fuß haben, um den nächsten größeren Stein zu erreichen und von der schlüpfrigen Fläche nicht abzugleiten. Bisweilen wird man an die Echternacher Springprocession erinnert. Man hüpft drei Schritt voran und zwei wieder zurück. Aber wenn es auch langsam voran geht, und wenn auch der Fuß manchmal bis an den Knöchel in's Wasser gleitet, wir verlieren nicht unsere gute Laune. Das Ziel unserer Wanderung hat ja einen so zutraulichen Namen: Buarbrae. Man glaubt sich in das schöne Land Tirol versetzt. Aber es ist doch ein böser Buar!

Endlich, endlich sehen wir den Gletscher majestätisch und feierlich vor uns aufragen. Mitunter wird er durch vorspringende Felsencoulissen theilweise oder auch ganz verdeckt, aber während der letzten halben Stunde verlieren wir ihn nicht mehr aus den Augen. Von dem kleinen Wirthshause aus, das wir nach etwa drei Stunden erreichen, und das uns durch seine äußerste Sauberkeit anmuthet, sehen wir den Gletscher schon in seiner ganzen Herrlichkeit und Pracht, wie er sich von stolzer Höhe in gewaltiger erstarrter Fluthung inmitten blendend weißer Schneemauern langsam zu Thal senkt, zartgrün, mit seinen Rissen, Spalten und Höhlen, die so unvermittelt und starkfarbig in ihrem intensiven Himmelblau sich abheben, daß sie wie aufgemalt wirken.

Das letzte Ende des Wegs ist am steilsten und beschwerlichsten. Wer nicht die wundervolle blaue Eishöhle aufsuchen will, wird wohl daran thun, in dem netten Wirthshause zu rasten und dort bei einem guten Imbiß das Naturwunder von ferne auf sich wirken zu lassen.

Ziemlich marode kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück, finden dort noch immer das alte Mütterchen, das sich während der ganzen Zeit nicht vom Fleck geregt zu haben scheint, und der kleine Dampfer bringt uns wieder auf das Ufer, wo die Karjole auf uns warten.

Mit einer gewissen Beunruhigung setze ich mich in dem bequemen Wagen zurecht. Der Tag hat schon Anstrengungen genug gebracht, wie wird das enden? Thun wir nicht des Guten zuviel und muthen wir uns nicht mehr zu, als nöthig ist? Wir wollen noch den berühmten Wasserfall, den Laatefos, aufsuchen. Wir haben noch eine Wagenfahrt von 17 Kilometer vor uns! Aber unsere Besorgniß erweist sich zum Glück als unbegründet. Unsere Müdigkeit schwindet angesichts der Herrlichkeiten, die jetzt in fast erdrückender Fülle auf uns einwirken.

Auf guter Straße, am schönsten Gießbach, den man sich nur denken kann, der sich an einigen Stellen seeartig ausbreitet, dann wieder in den nahe zusammengerückten Felsen das Wasser in Strudeln und Wirbeln einzwängt, eine schaumige, brandende, brodelnde, heulende Masse von smaragdgrüner Färbung bildet, die an die wildesten Gewässer der Welt, an die Whirlpools des Niagara erinnert, fahren wir vergnügten Sinns daher. Der Weg folgt den schlängelnden Bewegungen des Flusses in ziemlich geringer Erhöhung vom Wasser in allen capriciösen Windungen. Wir wissen nicht, wohin wir in der Behaglichkeit unseres Karjols blicken sollen, ob auf das tosende, gischtaufspritzende Wasser, auf die senkrecht abfallenden kahlen Felswände, auf die mit starken Bäumen, namentlich mit Birken bestandenen Höhen, auf die liebenswürdigen agrarischen Velleitäten, den unsagbar genügsamen Ackerbau, ob auf die Fälle, die in unzählbarer Menge über die Felsenrücken herabschießen, und unter denen sich einige schon von auffallender Stärke und Schöne befinden. Die unserm Wege zunächst liegenden jagen uns einen feinen, kalten Sprühregen in's Gesicht, der uns nach des Tages Mühen erfrischt und erfreut. Auf dem Wege summen mir beständig die Worte aus dem ersten Acte der „Meistersinger" in den Ohren: „Merkwürdiger Fall!"

Aber Alles das, was wir bis jetzt gesehen haben, bildet nur ein bescheidenes Präludium zu dem großartigen Naturschauspiele, das wir am Ende unserer Fahrt erblicken sollen.

Der Laatefos gehört zu den schönsten Fällen — nicht nur Norwegens. Die herabstürzende Wassermasse stäubt in so dichten Wolken auf, daß der eigentliche Fall auf beträchtliche Strecke völlig verdeckt wird, daß man eben nur diesen aufsteigenden Dampf sieht und die optische Täuschung hat, als ob der gewaltige Fall nach oben spränge und himmelan stürmte. Am schönsten ist es, wenn der Wind diese Wasserwolke jagt, die dann eine unendlich zarte, durchsichtig feuchte Wand bildet, die im Sonnenlicht leicht schimmert und durch ihre zitternde Bewegung die dahinterliegende starre Masse des felsigen Gesteins zu erschüttern und zu beleben scheint. Wenn man den Fall gut sehen will, darf man allerdings nicht wasserscheu sein. Man wird gehörig

naß. Seit dem Niagara hatte ich das Vergnügen dieses Naturdouchebades nicht gekostet. Der Laatefos ist freilich viel weniger als der Niagara, aber er ist nicht weniger schön. Die romantische Umgebung ist hier sogar viel malerischer und zur stimmungsvollen Umrahmung des wundervollen Naturbildes geeigneter.

Wir nehmen Abschied von den Hardanger Fjords und wollen unseren Lesern nicht zumuthen, uns nach all den entzückenden Punkten, die sie noch bieten, nach Eide, nach Vossevangen u. s w., zu folgen. Der Typus der Landschaft verändert sich eben nicht mehr. Es sind immer dieselben freundlichen kleinen Städte mit ihren sauberen Holzbauten, ihren Hôtels — die eigens für Flitterwochen eingerichtet zu sein scheinen, gewöhnlich im Stile der Schweizerhäuschen, von holländischer pedantischer Sauberkeit, mit ihren größeren gemeinsamen Räumen im Erdgeschoß, der freundlichen Bedienung durch stille hübsche Mädchen in nationaler Tracht —, dem durchsichtig klaren Wasser, den Felswänden, den Wasserfällen, der überraschend üppigen Vegetation, mit den unbeschreiblich schönen Beleuchtungseffecten im Farbenspiele des Sonnenuntergangs und der schummerigen Nacht. Es wiederholt sich beständig, aber die Wiederholung ermattet nicht, sie erfreut und entzückt immer wieder, ja sie überrascht in jeder neuen Erscheinung. Es drängt uns, nachdem wir nun lange und frohe Tage diese Landschaft durchfahren und durchwandert haben, nach einer größeren Stadt, um uns das Leben und Treiben der nordischen Menschen da einmal anzusehen. In Vossevangen finden wir eine der wenigen norwegischen Eisenbahnen, und in etwas mehr als vierstündiger Fahrt können wir Bergen erreichen. Es ist die echte Gebirgsbahn, die hart am Wasserspiegel des Sörfjords entlang geführt ist und in 52 Tunnels den felsigen Widerstand durchbohrt hat. Wir haben nun auch von der Bahn aus dasselbe Schauspiel, das wir von unserer Yacht und dem Karjol aus schon gesehen hatten: die schroffen Felsen mit den Wasserfällen, das unserm Auge längst vertraut geworden ist. In vorgerückter Nachmittagsstunde erreichen wir Bergen, nächst Christiania die wichtigste Handelsstadt Norwegens. Darüber in einem nächsten Aufsatze.





Einmal frei.

Von

Ludwig v. Dóczi.

— Wien. —

Zur Osterzeit erhielt Mme. Zoë Bellincourt in Lausanne, Inhaberin einer Pension für vornehme junge Damen, das nachfolgende Telegramm aus Budapest:

„Bitte, Comtesse Felvinczy mitzutheilen, daß ihre Mutter plötzlich gestorben. Begräbniß verschoben, bis Comtesse ankommt. Meine Frau reist morgen früh ab, um Comtesse abzuholen. Bitte einstweilen Trauerkleider dort anzuschaffen. Baron Kéry."

Comtesse Felvinczy nahm die Nachricht vom Tode ihrer Mutter ohne Zeichen des Schmerzes oder auch nur des Bedauerns entgegen. Es war ihre Stiefmutter, ihre verhaßte Stiefmutter, für die sie Trauer anlegen sollte. Aber in Erregung gerieth sie darüber, daß sie Baron Kéry in Lausanne „consignirte", um sie durch seine Frau holen zu lassen. Und auf die Frage der Madame Bellincourt, was sie antworten solle, schrieb Comtesse Ella eigenhändig folgende Depesche nieder:

„Baron Kéry, Akaziengasse, Budapest. Ich reise heute ab. Bitte Baronin, sich nicht zu bemühen, auch nicht entgegenzufahren, da ich nicht sicher weiß, ob ich über Arlberg oder München reise. Ella Felvinczy."

Dieses Telegramm gab die Comtesse der „Oberin" zur Beförderung.

Madame Zoë sah die junge Dame mit unverhohlenem Staunen an. „Ich weiß wirklich nicht," sagte sie, „ob ich erlauben darf? . . ."

„Sie haben Nichts zu erlauben, Madame, und Nichts zu verbieten. Ich reise heute ab. Wie wollen Sie mich daran hindern? Ich schulde Ihnen Nichts, und es lebt Niemand, der mir zu befehlen hätte . . ."

„Sie haben einen Vormund, der . . . mich verantwortlich machen könnte."

„Mein Vormund ist für mein Vermögen verantwortlich, aber er hat kein Recht über meine Person. Ich will nicht mit Frau von Kéry reisen, die ich verabscheue . . . Ich will allein reisen, oder . . .“

„Oder?“ frug Frau Bellincourt betreten.

Comtesse Felvinczy dachte einen Augenblick nach.

„Oder — mit Miß Wood. Geben Sie mir Miß Wood mit. Ich zahle die Kosten.“

Miß Wood war die gemessenste, einsilbigste und frömmste Person im Hause Bellincourt. Sie war auch von allen jungen Damen der Pension gründlich gehaßt. Madame Zoë war völlig damit einverstanden, die Comtesse unter dieser Bedeckung reisen zu lassen. Sie ließ das Telegramm abgehen, und eine Stunde später saß Comtesse Felvinczy mit der bebrillten Engländerin in einem Damencoupé des Courierzuges, der Lausanne auf der Fahrt nach Zürich passirte.

„Ah!“ seufzte Madame Bellincourt auf, als der Zug die Halle verließ. „Das unheimliche, eigenwillige Mädchen! Ich bin froh, sie los zu sein.“

„Ah!“ athmete Comtesse Ella, als der Zug die Höhe über Ouchy hinanbrauste und der blaue Genfer See im Glanz der Sonne vor ihr lag — aber sie sagte Nichts dazu.

„Ah!“ schrie ordentlich Miß Wood, indem sie ihre Brille bei Seite legte: wir sind frei, frei, frei!“

Und sie riß das Fenster ungestüm auf, lehnte sich in die frische Gebirgsluft hinaus, unbekümmert um den Qualm der Maschine, sowie um den scharfen Zug, der ihr die röthlichen Haare zerzauste . . . Als sie den Kopf zurückbog, waren die blassen Wangen frisch geröthet, die Augen, die sonst matt unter den Gläsern lagen, strahlten in unheimlichem Glanze, der Mund mit den dünnen, blutlosen Lippen war wie in Ekstase geöffnet und ließ herausfordernd weiße Zähne sehen, das rothe Haar war zerzaust, und das alternde Mädchen sah aus, wie eine Furie der Freiheit . . . keine häßliche Furie übrigens, denn die blassen Züge waren nur so lange unschön, als der Ausdruck einer aufgezwungenen, comprimirten Sittsamkeit auf ihnen lastete.

Gräfin Ella sah sie erstaunt und fast erschrocken an. Sie kannte Miß Wood besser, als die anderen Insassen des Maison Bellincourt; hatte sie doch die Engländerin durch Geld und geschenkte Toiletten zu ihrer Sklavin gemacht und durch ihre Hilfe alle verbotene Lectüre von Ibsen bis Maupassant und Zola in die prüde Pension geschmuggelt — aber so hatte sie die Person nie gesehen. Die Heuchlerin war ihr bekannt — das entschleierte Urbild war ihr neu und unheimlich.

„Was haben Sie, Hortensia?“ fragte sie und rückte scheu in die Ecke.

„Was ich habe? Ich fühle mich frei! O, Gräfin — Sie sind nun frei, reich, unabhängig! Nehmen Sie mich zu sich! Schicken Sie mich nicht zurück! Ich will Ihre Freundin sein — nein, Ihre Sklavin, Ihr Werkzeug — nur behalten Sie mich und lassen Sie mich athmen in einer freien Luft, mich leben, begehren, leiden, genießen — nach eigener Wahl,

nach meinen Tugenden oder Lastern, wie ich will oder wie ich muß! Ich werde Ihnen dankbar sein und anhänglich! Thun Sie's! Thun Sie's!"

Und sie warf sich vor dem jungen Mädchen auf die Knie und küßte leidenschaftlich ihre Hände.

Die Comtesse wurde gerührt und abgestoßen zugleich.

„Erheben Sie sich, Hortensia!" bat sie, ihre Hände zurückziehend. „Ich werde mir's überlegen. Ich bin nicht so unabhängig, wie Sie glauben. Ich kann Ihnen die Freiheit geben — vielleicht. Aber ob ich frei werde? Heute bin ich's. Morgen? Morgen nimmt mich der Kreis auf, in den ich durch meine Geburt, durch Weltbrauch und Convenienz gehöre. In meiner Heimat angelangt, stehe ich unter der Tyrannei meines Ranges, meines Namens, der Sitte und Wohlanständigkeit . . . O, was sie mir schon Alles angethan haben, diese Mächte des Zwanges! Nichts Liebes, nichts Gutes, nur Zwang und Bitterniß! Und doch! Ich werde nicht die Kraft haben, mich loszumachen, mich frei zu erklären!"

Miß Wood hatte sich wieder aufgerichtet und saß dem schönen, jungen Wesen ruhiger, mit einem kälteren, fast lauernden Blick gegenüber.

„Sie haben mir nie gesagt, Gräfin, was mit Ihnen vorgegangen ist. Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich bin vielleicht eine Schicksalsgenossin . . . ich werde Sie verstehen."

„Schicksalsgenossin?" fragte Ella zweifelnd. „Lassen Sie hören. Ich weiß nur, daß Sie, wie ich, die Lüge hassen; aber Sie lügen dabei mit einer Hingebung, als ob Sie in die Lüge verliebt wären. Lassen Sie mich wissen, wie Sie dazu kommen."

„Es ist sehr einfach," erwiderte Miß Wood mit einem leichten Erröthen. „Ich bin ein verirrtes Weib und muß von der Sittsamkeit leben . . . Ich war als junges Mädchen Erzieherin im Hause eines Mannes, in den ich mich verliebte. Seine Frau war ein Gebilde aus Tropfstein — ein seelenloses Pflichtgeschöpf. Er liebte mich wieder, als er meine Gefühle erkannte. Unsere Beziehungen wurden entdeckt. Man gab mich meinen Eltern wieder, ohne daß der Mann mit einer Wimper zuckte. Hätte ich mit einem reichen Jüngling geflirtet, so wäre mein Fall blos ein Unglück gewesen, und meine Eltern hätten vielleicht ein Glück daraus gemacht, indem Sie den Mann zur Heirath gezwungen hätten. So war es ein Verbrechen. Ich wurde verstoßen und lebte weiter im Ausland, als Muster der Tugend und guten Sitte. Aber ich weiß, was Liebe ist, und habe ein Recht, zu lieben . . ."

„Wie, Hortensia? Sie lieben den Mann noch?"

„Ihn? Warum ihn? Er hat mich kalt und feige geopfert . . . Aber warum nicht lieben, weil ein Mann erbärmlich war? Warum büßen das ganze Leben hindurch für fremde Schuld? Ueberhaupt, warum sollen wir Weiber anders lieben als die Männer — Anderen zu Liebe, nicht für uns selbst? Die Herren der Schöpfung! Und wir blos Geschöpfe! Brauche ich *Ihnen* zu sagen, daß das nonsense ist?"

Sie warf bei diesen Worten einen scharfen Blick auf das schöne Mädchen, wie um zu erhaschen, ob sie die Dose Gift nehmen und vertragen würde. Sie hatte die Comtesse vergiftet mit kleinen Dosen von dem schrecklichen Reizmittel der „Freiheit und Gleichheit der Geschlechter". Sie hatte ihr Alles zugesteckt, was die Lectüre unserer Zeit an Stachelreden und Empörendem liefert, um das Weib glauben zu machen, daß es in unwürdiger Knechtschaft gehalten und im Grunde nicht verantwortlich sei weder für Tugend, noch für Laster . . .

Gräfin Ella hob ihren schönen Kopf nach flüchtigem Erröthen trotzig empor.

„Sie haben Recht," sagte sie. „Wir werden unfrei geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Seit den sechstausend Tagen, die ich auf der Welt zubringe, ist dieser der erste, an dem ich frei bin, an dem ich thun und lassen kann, was ich will. Giebt es für ein solches Wesen Gutes und Schlimmes? Und diesen Tag habe ich mir erobern müssen durch eine Gewaltthat, die mich hinterher staunen macht, daß ich den Muth zu ihr gefunden habe! Und dabei habe ich seit Jahren weder Vater, noch Mutter, noch eigentliche Verwandte. Es ist empörend!"

„Ist Baron Kéry nicht mit Ihnen verwandt?"

„Nicht im Geringsten. Er war ein Freund — bah! — ein Zechgenosse meines Vaters. Er ist mein Vormund, seitdem mein Vater nach einem durchtobten Leben in's Irrenhaus kam, nachdem er im halben Irrsinn jene fürchterliche Frau geheirathet, die man meine Mutter nannte . . . Meine wirkliche Mutter habe ich nie gekannt. Dieses Weib, die einstige Circusreiterin, sollte ich als Mutter ehren! Und der Baron Kéry, der mit meinem Vater alle Spielclubs der Welt durchzog, sollte mir Vaterstelle vertreten! Diese beiden Leute — meine Stiefmutter und mein Vormund — hatten mein Schicksal in der Hand, und sie verstanden sich gut darin, mich so unglücklich wie möglich zu machen. O, es waren ehrenwerthe Leute — ich habe sie nur edle Gesinnungen aussprechen gehört, und damit allein haben sie mir alles Edle zum Abscheu gemacht. Ich sehnte mich nach Schlechtem, weil ich diese Leute Gutes reden hörte. Aber ich hatte weder Anlaß, noch Muth, schlecht zu werden: ich redete so tugendhaft, wie mir vorgeredet wurde, und ging so flüchtig zur Kirche, wie meine fromme Stiefmutter. Vor der Kirche lernte ich — fünfzehn Jahre alt — einen jungen Mann kennen, der mich träumen machte, daß es ein Glück gebe, groß genug, um alle Bitterkeit des Lebens zu ertragen, zu vergessen. Es war der Bruder meiner Gouverante. Er sprach mit ihr, nicht mit mir, vor der er nur ehrerbietig den Hut zog. Er war schön, mannhaft, aus guter, aber verarmter Familie. Er hatte sich als Schriftsteller versucht, in früher Jugend einen Namen errungen, und seine Schwester erzählte mir, daß ihm von seiner Partei ein Abgeordnetenmandat freigehalten werden solle. Ich fand ein aufregendes Interesse daran, Alles anzuhören, was mir meine Gouvernante von ihrem Abgott, dem Erhalter ihrer Familie, erzählte. Ich

las Gedichte und Dramen, die er geschrieben, und ging noch fleißiger zur Kirche, weil ich ihn da jedesmal sehen konnte. Als er Deputirter war, sprach er mit mir, wie mit Seinesgleichen, ehrerbietig, aber mit dem Ausdruck wärmerer Gefühle. Eines Tages gingen wir zu Dreien — seine Schwester, er und ich — von der Universitätskirche nach dem Donauquai in lebhaftem Gespräch. Als er sich am Quai verabschiedet hatte, ging der alte Baron Kéry an uns vorüber. Ich wußte nicht, ob er Andor bemerkt hatte, aber es gab mir einen Stich. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß meine Gouvernante aus dem Hause war. Ich wagte Nichts zu sagen. Aber in meinem Betbuch fand ich Abends einen Brief, von Andors Schwester, der Folgendes enthielt: „Ich muß noch heute aus dem Haus, ohne Sie sprechen zu dürfen. Andor liebt Sie und wird eher sterben, als von Ihnen lassen. Wenn Sie seine Gefühle erwiedern, so brauchen Sie blos auszuharren, bis Sie mündig sind. Niemand kann Sie zwingen, gegen Ihren Willen zu heirathen: am wenigsten einen Mann, durch den Ihr Vormund Ihr Vermögen an sich reißt. Es ist nämlich geplant, daß Sie den jungen Kéry heirathen sollen, einen Menschen, der wegen seiner Schulden in's Ausland reisen mußte und der überdies mit Ihrer Stiefmutter seit Jahren sehr *intim* befreundet ist. Seien Sie stark — Gott schütze Sie, armes, verlassenes Kind! Ihre getreue Anna v. Kürthy." Und dann kam ein Postscript: ich solle, wenn ich weiter Nachricht von ihr wolle, des Nachts vor dem Schlafengehen einen Faden aus dem Fenster hängen lassen. Das that ich, und die Folge war die Verabredung einer Flucht. An einem frühen Morgen, da der Portier eben das Thor geöffnet hatte, fand ich mich mit Anna Kürthy, die vor dem Palais wartete, auf der Straße. Aber in dem Momente, da ich mit ihr fort sollte, erfaßte mich ein Widerstreben gegen die geheime, die nicht gutzumachende That. Ich weiß nicht, ob es Scheu, Furcht oder Reue war — genug, ich riß mich an der Straßenecke gewaltsam los und eilte, — an dem staunenden Portier vorbei — zurück in's Vaterhaus, stürmte die Haupttreppe hinan, direct zu meiner Stiefmutter. Ich weckte sie aus dem Morgenschlaf und erzählte ihr schluchzend — aber nicht reuig — was ich gethan. Ich erklärte ihr, daß ich auf solche Weise nicht fort wolle, daß ich aber Andor liebe, ihm gehöre und *nie* einen Anderen, geschweige denn einen Schuldenmacher, wie Stefan v. Kéry, heirathen würde. Meine Stiefmutter war ganz außer sich, verschwor ihre Seele, daß ihr nie eingefallen sei, mich mit dem jungen Kéry zu verheirathen, den sie mir ja nie vor die Augen gebracht hatte, und ließ sogleich meinen Vormund rufen. Auch dieser schwor mir, ich sei das Opfer einer unglückseligen Verblendung, und setzte hinzu, er würde die Schuldigen zu strafen wissen. Am nächsten Tage präsentirte mir meine Stiefmutter einen Brief von Andor v. Kürthy, in welchem er erklärte, daß seine Schwester eine arme, hysterische Person sei, die ohne sein Wissen und seine Ermächtigung nach einer romantischen Schrulle gehandelt; er habe mir nie

von Liebe gesprochen, noch je geschrieben, und ich würde dies, wenn man frage, gewiß bestätigen. Das war auch richtig, buchstäblich richtig, und ich wankte, nachdem ich dies bestätigt hatte, auf mein Zimmer. Andor war für mich todt, denn er hatte sich feige gezeigt. Nach einigen Tagen vernahm ich Aergeres. Der junge Kéry war von seinem Vater aus Tunis, wo er einen Posten in einem Consulat bekleidete, telegraphisch heimberufen worden; er war es, der Andor zu dem Absagebrief veranlaßte. Am nächsten Tag verlangte er, mich zu sprechen; ich erklärte, daß ich ihn nicht sehen wolle und daß ich eher zum Fenster hinausspringen, als ihm meine Thür öffnen würde. Ich habe ihn auch bis heute nicht gesehen. Meine Stiefmutter sagte mir nach einigen Tagen, daß er sich bei mir von dem Verdachte reinwaschen wollte, auf meine Hand und mein Vermögen speculirt zu haben. Ich hätte Unrecht gehabt, ihn nicht anzuhören, denn die Folge war ein Duell mit schwerem Ausgange. Kéry habe Andor insultirt und liege nun an einer schweren Schießwunde darnieder. Sie hoffte offenbar, mich durch diese Mittheilung für ihren Candidaten zu interessiren. Aber ich ging nicht in die Falle. Mir war deutlich, daß Baron Kéry, der mich gar nicht kannte, sich nicht für mich, sondern für meine Mitgift geschlagen hatte, und ich erklärte neuerdings, ihn nicht sehen zu wollen, auch wenn er im Sterben wäre. Und ich bestand darauf, aus dem Hause zu gehen — in's Ausland, und so kam ich nach Lausanne: aus der angeborenen Knechtschaft in die freigewählte. Nun geht die Fahrt zurück, — in das alte Joch, denn der Tod meiner Stiefmutter ändert ja Nichts, als daß die ganze Herrschaft auf meinen Vormund, ihren Alliirten, übergeht. Hat er mir nicht seine Frau entgegenschicken wollen, um mich zu übernehmen, wie eine Dogge, wie ein Packet! Aber nein — ich will mir diesen Tag nicht vergällen lassen. Frei will ich sein, sei es auch nur für 24 Stunden. Ich will wissen, wie es thut, wenn man einen Willen hat ... Ja, ginge es nach mir, so würde ich gleich in Bern aussteigen und Sie weiter fahren lassen ... Und was hindert mich? Haha! ‚Ginge es nach mir‘ — sage ich? Es geht ja nach mir! Hortensia, Sie fahren voraus und erwarten mich in München. Es wird auch Ihnen wohlthun, einen Tag Ihre eigene Herrin zu sein."

„Ich thät's," erwiderte die Engländerin mit einem malitiösen Lächeln — „aber Sie wagen es ja doch nicht."

„Glauben Sie?"

„Das Mädchen, das schon frei war und das doch an jenem Morgen freiwillig zurücklief in ihr Strafhaus, freilich ein gräfliches Palais — dieses Mädchen wird es nicht wagen, mit ihrem gräflichen Incognito in einer fremden Stadt allein herumzugehen, wie eine Abenteurerin."

„Was kann mir geschehen, was ich nicht will?"

„Nichts. Aber es wird Ihnen bange davor werden, daß Sie wollen können, und vor Allem bange davor, daß es einen Tag oder eine Stunde gegeben hat, von denen Gräfin Felvinczy keine Rechenschaft ablegen kann;

daß es eine Person giebt, welche eines Tages sagen könnte: „Es giebt einen Fleck in dieser Sonne, eine Unterbrechung dieser Wohlanständigkeit.“

„Wohlanständigkeit! Bah!“ sagte die Comtesse mit einem Ton unnachahmlicher Verachtung. „Geben Sie mir eine Cigarette,“ dann nahm sie aus ihrem Necessaire ein Buch und las. Es war Madame Bovary von Flaubert. — Sie vergaß darüber, in Bern auszusteigen.

In Zürich stiegen die beiden Damen bei Bauer au lac ab, um dort zu übernachten. Die Meldezettel füllte Hortensia aus; sie schrieb Mrs. Browne und Miß Green. Das Souper nahmen sie auf Verlangen der Comtesse nicht auf dem Zimmer, sondern im großen Speisesaal. Er war fast leer.

In einer Ecke nahm eine Familie mit einer Menge Kinder den Thee — offenbar Deutsche. An einer Fensternische hielten zwei Herren — bei Champagnerkübeln — den Nachtisch.

Der Kellner schien die Damen auf die entgegengesetzte Seite geleiten zu wollen. Die Gräfin aber setzte sich an einen Tisch neben dem der beiden Herren, über welchem helle Glühlichter strahlten. Die beiden Männer, Gentlemen von tadelloser Eleganz, machten große Augen über die schöne Nachbarschaft, und ihre Conversation wurde stiller.

Gräfin Ella hatte den jüngeren der beiden Herren gegenüber. Sie sah ihn voll und ruhig an, als wäre er kein lebender Mann, sondern ein Porträt. Es war ein stattlicher Mensch, Anfang der Dreißig, mit scharfen, grauen Augen, dunkelblonden Cotelettes, einem Anflug von Glatze, auffallend schönen Zähnen unter dem französisch gekräuselten Schnurrbart und knochig interessanten Händen. Im Soiréegewand, mit den Metallknöpfen an der weißen Weste, — die Herren waren offenbar aus dem Theater gekommen, — machte er den Eindruck eines vollendeten Weltmannes und Genußmenschen; aber an den Schläfen und im Blick zeigten sich Spuren von Gedankenarbeit und intensiver Beobachtung. Ein Diplomat, dachte Gräfin Ella, oder — ein Maler. Miß Wood, die beiden Herren den Rücken kehrte, begnügte sich, aus ihrem Accent zu constatiren, daß es Pariser seien . . .

Das Souper verging den Damen rasch, obwohl es reichlich genug war. Miß Wood schien sich am Brot der Freiheit — und besonders am Weine — nicht genug sättigen zu können. Alles mundete ihr, und ihr Blick strahlte in Wonne, ihre Zunge sprudelte Witz und Blasphemie. Sie fragte Ella flüsternd und neckend, wie ihr das Vis-à-vis gefalle, und Ella setzte eine Ambition darein, den stets längeren und aufmerksameren Blicken des jungen Mannes Stand zu halten. Sie wollte zeigen, daß sie Muth habe, und sie leerte Glas um Glas; aber sie wurde nicht fröhlicher, wie die Engländerin.

Die beiden Herren, die ihr Souper längst beendet haben mußten, blieben gleichwohl sitzen, so lange die Damen tafelten. Erst als diese Miene machten, sich zu erheben, eilten Jene voraus, um im Vestibule ihre Cigaretten anzuzünden. „Pas de chance pour moi,“ sagte Miß Wood frivol, als die

Herren vorüber waren. „Der Blonde ist ein interessanter Mensch, aber sein Begleiter hat graue Haare und ist fast bucklig."

Das hinderte die Engländerin nicht, den alten Herrn bald darauf anzusprechen. Sie fragte ihn, während die Comtesse den schwarzen Kaffee bestellte, ob die Times, die er lese, vom neuesten Datum sein. Der Fremde beeilte sich, das Blatt den Damen abzutreten, und ein Gespräch war bald im Gange.

Ein gleichgiltiges Gespräch zunächst: es war von Reiserouten die Rede, und die Damen erhielten die Auskunft, daß die Fahrt über den Bodensee nach Lindau auch in dieser Jahreszeit sehr angenehm sein könne. Es kam dabei heraus, daß die beiden Herren gleichfalls am nächsten Morgen, und zwar über Basel nach Paris reisen sollten.

„Also ein vorübergehendes Beisammensein," dachte Ella, die ziemlich unbehaglich und einsilbig gewesen war. „Da darf man sich gehen lassen, denn ich werde den Mann nicht wiedersehen."

Sie begann mit dem jüngeren Herrn über Paris zu sprechen, das sie nicht kannte, und über ihre Lieblingsautoren: Maupassant, Bourget, und — Zola. Es traf sich, daß der blonde Elegant all diese Celebritäten persönlich kannte. Er sprach von ihnen, wie von seinesgleichen, und Ella konnte leicht erkennen, daß er sich für ihresgleichen hielt.

Ein Schriftsteller also, ein Mann von Talent und Ruf!

Ihre Augen leuchteten auf, eine Erregung fieberhafter Freude ergriff sie. Welcher Glücksfall! Der erste Augenblick ihrer Freiheit brachte sie mit einem Manne zusammen, der ihr das höchste ihrer Ideale verkörperte. Sie fand diesen eleganten Mann interessant, verführerisch, und sie war schön wie nie, als sie ihm ihre Augen zuwandte und ihn bat, weiter zu sprechen.

Er sprach vom „Weib" in der modernen Litteratur. „Aber," sagte er, „Romanciers und Dramatiker wollen das moderne Weib enträthseln, und Alle brechen sich die Zähne an dieser harten Nuß aus. Sie können nicht zu Ende kommen, weil es ihnen an Entschiedenheit fehlt. Es handelt sich um die Wahl in einem ganz klaren Dilemma. Das christliche Weib ist ein anderes und ein anderes das heidnische, zu dem ich auch das mohamedanische zähle. Das heidnische Weib konnte glücklich sein — denn es war eine Sache. Das Christenthum und das Zeitalter der Ritterlichkeit, das aus dem Christenthum hervorging, haben aus dem Weib etwas Anderes gemacht. Das Christenthum, socialistisch wie es ist, hat alle Menschen gleich gemacht, also das Weib dem Manne gleichgestellt. Das Ritterthum ging weiter und stellte das Weib, weil es schwach und gebrechlich war, auf ein höheres Piedestal; es machte das Weib, um es vor Brutalität zu schützen, zur Göttin. Auf jedem dieser Punkte konnte das Weib seine Position finden und glücklich sein. Aber wie das Weib heute figurirt — in den Problemstücken und Sittenbildern — findet es seinen Platz nicht und kann weder glücklich, noch tugendhaft sein. Wir stellen das Weib nicht so hoch, daß es als Göttin bestehen könnte, und nicht so tief, daß es als Sklavin vor den

Qualen der Wahl geschützt sei. Die Frau, die in dem ihr beschiedenen Manne, ob sie ihn liebt oder nicht, ihr unabänderliches Geschick verehrt, ist eine Gans; diejenige, die sich frei erachtet, zu lieben und sich zu ändern, wie der Mann, ist eine Messaline. Ein Drittes giebt es nicht. Die Frau will frei sein, weil heutzutage Jeder frei ist. Aber sie weiß mit der Freiheit Nichts anzufangen. Denn die Freiheit erträgt sich unendlich schwerer, als die Sklaverei, weil es unendlich leichter ist, den stärksten Zwang zu ertragen, der uns von außen auferlegt ist, als die geringste Entsagung, die wir uns selber auferlegen."

„Was schließen Sie daraus?" fragte Ella gespannt.

„Daß wir das Weib knechten müßten, um es glücklich zu machen."

Die Worte des Fremden, noch mehr der Mann selbst, nahmen Ella ganz gefangen. Aber der Schluß, zu dem er gelangt war, schien ihr so drückend, daß sie, wie im Traume, einen krampfhaften Versuch machte, sich zu befreien.

„Und wenn ein Weib die Freiheit höher stellte, als das Glück?"

„Dann, Madame — pardon, dann, mein Fräulein, giebt es noch Eines, das Glück und Freiheit zugleich ist . . ."

Hier hielt der Sprecher inne und sah sich etwas scheu nach seinem Gefährten um, der mit Miß Wood am anderen Ende des länglichen Tisches saß. Als er seine Augen der Comtesse wieder zuwandte, glühten sie von einem neuen, fast unheimlichen Glanze. Seine Sprache wurde flüsternd: „Es giebt ein Anderes . . . es giebt für die Freien eine Moral, die keine ist. Sie befinden sich, mein Fräulein, in dem Vaterlande eines Philosophen, der eine neue Sphäre der Existenz geschaffen hat: Jenseits von Gut und Böse; eine neue Moral: die Herrenmoral. Ich bin im Begriffe, die Werke dieses merkwürdigen Mannes in's Französische zu übersetzen. Ich stecke mitten in ihm. Er ist über die Größe seiner Gedanken wahnsinnig geworden. Er hatte zu nahe in's Göttliche gestreift. Seine Herrenmoral ist eine göttliche: sie besteht darin, unseren Willen, den Willen zur Macht, nennt er ihn (ich nenne ihn den Willen zum Genusse), über die Hindernisse und Gebote der Welt zu stellen. Ein Weib, das sich zu dieser Moral bekennt, ist so viel wie irgend ein Mann, wie irgend ein Gott. Sie ist jenseits von Gut und Böse. Ein Schwindel erfaßt uns, wenn wir diese Grenze überschreiten, aber ein Schwindel von Glück . . . Wir fühlen uns leicht, zu leicht, weil wir einen Ballast von uns geworfen, den uns die Gemeinheit angehängt hat: das Gewissen."

Ella rückte erschrocken zurück. Der Fremde neigte sich näher vor. Seine Wangen glühten, seine Stimme wurde nach und nach lauter. „Sie erschrecken vor dem Wort; aber ich sage Ihnen, der Quälgeist dieser Welt ist nicht die Schuld, sondern das Gewissen. Immer sind Ihre Wünsche, die natürlich sind, im Widerspruch mit . . ."

„Anatole!" rief hier eine Stimme, hart und decidirt. „Sie sprechen zu viel. Sie schaden sich. Wir wollen schlafen gehen."

Es war der ältere Herr, der sich erhoben hatte und seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte. Dieser zuckte zusammen und erhob sich ohne Widerrede. Sein Blick hatte etwas Furchtsames und Müdes, als er Miß Green (er hatte also das Fremdenbuch nachgesehen) um Entschuldigung bat, sie gelangweilt zu haben, und ihr gute Reise wünschte.

Ella reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen. Alles, was Sie sagten — wenn ich es auch nicht ganz verstehe, hat mich ungemein interessirt. Schade —"

Sie wollte sagen: Schade, daß es kein Wiedersehen giebt, — aber sie unterdrückte diese Wendung und ging auf ihr Zimmer. Ohne mit Miß Wood ein Wort zu wechseln, legte sie sich zu Bett.

Es war noch dunkel, als die beiden Damen am anderen Morgen den Zug bestiegen. Miß Wood hatte von ihrer Herrin kein Wort vernommen, außer dem Auftrag, in München telegraphisch Wohnung zu bestellen.

Schweigend und sinnend saß die schöne Gräfin im Coupé, bis der Bodensee in herrlicher Wintersonne vor ihnen lag.

„Wie schön!" rief sie aus. „Wie frei man hier athmet! Wer doch ewig in Freiheit athmen könnte! Aber woher die Freiheit nehmen! Und woher den Muth zur Freiheit, wenn man die Freiheit hätte!"

Der Zug hielt an, die Passagiere drängten sich nach der Brücke, die unmittelbar vom Geleise zum Schiffe führte. Miß Wood stieß, als sie die Thüre des Coupés öffnete, einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Was haben Sie, Hortensia?"

„Nichts, Gräfin. Aber es überrascht mich, den Fremden von gestern hier zu sehen. Er wollte doch nach Paris!"

Gräfin Ella wurde roth und blaß. Es freute sie, den Mann hier zu wissen, und doch beschlich sie eine Art Furcht.

„Ach, was!" sagte sie und lachte. „Er wird uns amüsiren, vorausgesetzt, daß er keine bessere Gesellschaft hat."

Auf dem Verdeck näherte sich der Pariser alsbald den beiden Damen und bat um die Erlaubniß, sich vorstellen zu dürfen. Anatole de Bonval, Feuilletonist des „Echo français". Er war ein Anderer, als gestern — guter Laune, spaßhaft, oberflächlich, aber von guten Manieren.

„Ihre Reise nach München," sagte er, „hat wie eine Suggestion auf mich gewirkt. Ich bin meinem Freunde einfach durchgegangen. Mag er mich morgen einholen. Ich werde einen Tag frei gewesen sein."

Die Gräfin war von dem Worte frappirt und sah ihn groß an.

„Sind Sie sonst unfrei?"

„Wer ist es nicht, der unter Menschen lebt und sich an fremdes Urtheil, fremde Gewohnheiten fesselt?" fragte er lächelnd. „Auch Sie sind in Ihrer Freiheit bedroht. Ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, an der Schiff-Table d'hôte neben Ihnen sitzen zu dürfen . . ."

Die Comtesse erwiderte nach einigem Zögern:

„Man wählt ja frei seinen Platz. Ich werde nicht aufstehen, weil Sie neben mir sitzen."

Die Fahrzeit von Romanshorn nach Lindau wird durch dieses Diner fast gänzlich ausgefüllt. Sie verging der Gräfin und der Miß Wood, zwischen denen sich Herr de Bonval postirt hatte, sehr angenehm. Nach Tisch fand der Pariser Gelegenheit, während Comtesse Ella die Gegend betrachtete, der Engländerin einige Worte zuzuflüstern. Nach diesem kurzen Gespräch befand sich Miß Wood im Besitze eines werthvollen Ringes, der früher die Hand des Fremden geschmückt hatte . . .

. . . . Mit gleichmüthigem Gepolter rollte der Zug von Lindau der bairischen Hauptstadt zu. Es begann zu dunkeln, als Comtesse Ella bemerkte, daß sie mit Herrn von Bonval allein im Coupé saß. Miß Wood war bei der letzten Haltestelle ausgestiegen, um ein Glas Bier zu nehmen, und nicht zurückgekehrt. Gräfin Felvinczy bat ihn, nachzusehen. Er erwiderte, Mrs. Brown müsse offenbar in der Eile der Abfahrt in einen anderen Waggon gerathen sein.

Im nächsten Augenblicke lag er vor der Comtesse auf den Knieen und bedeckte ihre Hände, ihr Kleid mit wahnsinnigen Küssen.

„Sie sind wahnsinnig!" rief Ella, „stehen Sie auf!"

„Ich werde wahnsinnig, wenn Sie sich nicht erbarmen," rief der Mann, und seine entstellten Züge straften seine Worte nicht Lügen. „Ich will den Liebekuß von diesen Lippen — ich brauche ihn, um nicht zu verschmachten . . . Und Sie — Sie selbst . . . können Sie Anderes wollen? Ein Tag der Freiheit winkt mir, wie Ihnen! Nützen wir ihn . . ."

Er hatte den Arm um ihren Hals gelegt und ihr schönes Haupt an seine Schulter zurückgebeugt . . . Sie fühlte den keuchenden Athem seines Mundes, hörte das Pochen seines Herzens — aber kein anderer Widerhall seiner Leidenschaft regte sich in ihr, als unaussprechlicher Ekel. Dabei hatte sie in diesem fürchterlichen Momente Zeit, tausend Gedanken zu denken, wie am Ertrinkenden ein ganzer Lebenslauf im Nu vorüberzieht. Sie sah das Roth der Sammetsitze im Coupé, sie bemerkte eine Kuh, die den vorüberbrausenden Zug anglotzte, sie sah die Cravatte des Mannes gelockert, sie dachte an ihren Vormund und dachte an den „Tag der Freiheit", den sie sich erobert. „Das also ist Freiheit!" höhnte es in ihr. „Hingegeben sein der Gewalt eines Wilden, eines Tobsüchtigen." Und bei diesem Gedanken war es, daß sie, wie die Biene den Stachel, das Gift ihrer Verachtung losließ gegen den Angreifer. Als sich sein Antlitz näher und näher zu dem ihren senkte, kannte sie Nichts als Ekel; sie spie dem Manne in's Gesicht.

Kein Dolch, kein Blitzstrahl konnte fürchterlicher wirken. Sein Arm sank und ließ die Erschöpfte auf den Sitz zurückfallen. Seine Augen traten aus den Höhlen, sein Gesicht zuckte wie von elektrischen Schlägen, die Farbe wich von seinen Wangen, und ein Zittern erfaßte ihn, so convulsivisch, so

tödtlich, daß dies junge Weib mit zu beben begann. Es war ihr klar, der Mann sei krank. Sie sprang auf und faßte seine Hände:

„Kommen Sie zu sich! Um Himmelswillen! Was ist Ihnen?“

Herr von Bonval sank wie eine Masse auf den Sitz zurück.

„Ich sterbe!“ röchelte er und deutete auf seine Brusttasche.

Gräfin Ella folgte dem Zeichen. Sie dachte eine Arznei in der Tasche zu finden, griff unbedenklich hin und fand ein kleines Etui, das sie fragend vor sich hin hielt.

Der Mann nickte, als wollte er sagen: „Oeffnen Sie!“

Sie verstand den Wink und öffnete. Ein fingergroßes Spritzchen aus Silber mit einer feinen Spitze — ein Fläschchen mit wasserhellem Naß fanden sich in dem Etui.

Der Kranke, dessen Züge aschfahl geworden, hielt ihr die Handfläche hin. Und sie — die fleißige Leserin von Pariser Romanen — verstand ... Sie überwand das Grauen — widerstand der Versuchung, die Rettungsleine zu ziehen und den Schaffner herbeizurufen — und setzte die Spitze des Instruments, das sie mit dem Naß gefüllt hatte, resolut in die Handfläche des Leidenden. Ein Tröpfchen Blut, das hervorquoll, erfüllte sie mit Schauer. Aber das Morphium — das mußte es sein — that seine Wirkung. Der Mann athmete tief und erleichtert, faltete, wie um Verzeihung flehend, die Hände und fiel in Schlaf.

Der Zug rollte und rollte — fühllos, rasend, unbarmherzig.

Gräfin Felvinczy dachte daran, sich aus dem Fenster zu stürzen, um die Luft des Raumes nicht athmen zu müssen, in dem sie so Grauenhaftes erlebte. Sie warf einen Blick des Schauers auf den schlafenden Mann, dann fiel sie in die Knie, vergrub das Haupt in die Arme und weinte, weinte — wie ein Kind. —

Das war Freiheit! Ihre Freiheit!

Der Zug kam endlich zum Stehen. Sie fuhr empor und erweckte den schlafenden Mann, indem sie ihn am Rocke zog. „Hinaus!“ rief sie ihm zu! Und ihr nächster Ruf galt dem Schaffner.

Scheu blickte er auf, raffte seine Sachen zusammen und verließ, ohne sich umzusehen, das Coupé.

Eine Minute darauf war auch Miß Wood wieder eingestiegen. „Der Dummkopf von Schaffner ...“ begann sie lachend ...

„Schweigen Sie!“ rief die Gräfin und wies ihr den Platz in der entgegengesetzten Ecke an. Sie öffnete den Mund nicht mehr, bis der Zug in die Riesenhalle des Münchener Bahnhofes einfuhr.

„Mir gleich!“ murmelte die Engländerin in die Zähne. „Ich weiß Etwas von ihr und habe sie.“

Als der Zug hielt, zeigte sich in der Halle ein ungewohntes Gedränge. Miß Wood fragte beim Aussteigen den ersten Träger, was es gebe?

„Der französische Gesandte,“ antwortete der Mann, „ist hier mit zwei

Wachtleuten. Ein Wahnsinniger ist im Zug, der in Zürich seinem Wärter durchgegangen ist. Es war telegraphische Weisung da, ihn anzuhalten. Es soll ein hoher Herr sein — ein Viehconte oder wie sie's heißen."

Ella schauderte zusammen, als sie die Auskunft hörte, und sah sich im Aussteigen um, als suchte sie Hilfe. Eben führte man den Fremden vorbei, der sich zur Wehre setzen wollte und fortwährend dem Gesandten zurief: „Ich mache Sie verantwortlich!" Der Gesandte begütigte ihn und nahm ihn unter den Arm. Im Vorbeigehen erkannte der Unglückliche Ella und schien sie ansprechen zu wollen. Aber er besann sich, lüftete den Hut und rief: „Jenseits von Gut und Böse!

In diesem Momente vernahm Ella Klänge, die sie elektrisirten: sie hörte ungarische Worte: „Ez ö vagy senki." Die ist's oder keine! Sie wandte sich um, und ein schlanker Herr in eleganter Reisekleidung trat respectvoll auf sie zu.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige," sagte er deutsch, „ich möchte fragen, ob ich nicht die Ehre habe, vor Gräfin Felvinczy zu stehen."

„Die bin ich," erwiderte Ella ruhig und stolz. Sie war froh, ihren Namen zu hören und sich in ihm wieder zu finden. „Wer sind Sie!"

„Stefan Kéry!"

Ein unsägliches Mißbehagen durchfuhr das Herz des erregten Mädchens.

„Ich muß Sie also sehen?" fragte sie bitter. „Sie wußten, daß ich Sie nie sehen wollte. Aber da ich überwacht sein soll, so habe ich natürlich nicht die Wahl meiner Schergen. Wohin soll ich geführt werden?"

„Liebste, beste Gräfin! Immer noch diese Verblendung! Ich bin ja nicht Ihr Feind, sondern . . ."

„Ja, ja, Sie sollen ja mein bester Freund sein, oder noch mehr . . ."

„Nichts von Alledem, Gräfin. Ich komme ja nicht, um Sie zu begleiten, sondern habe nur meine Frau begleitet, mit der Sie die Reise machen sollen."

„Ihre Frau?" rief Ella erstaunt.

„Die ich Ihnen hier vorstelle."

Eine runde, kleine, schwarzbraune Dame mit entzückend freundlichen Schlehenaugen streckte Ella die beiden Hände entgegen. „Liebe, gute Gräfin," sagte sie, „mich werden Sie doch als Garde de dame annehmen? Ich habe Sie so lieb, weil Sie doch so eine arme, schöne Waise sind."

Ella wußte nicht, wie es kam: ihr stürzten Thränen aus den Augen, und sie warf sich der kleinen Baronin an die Brust, indem sie dem Baron Stefan seitwärts die Hand hinreichte. Sie fühlte zum ersten Mal, daß sie verwaist sei und daß ihr Liebe wohl that.

Eine schrille Frage störte sie auf. Miß Wood erkundigte sich, ob man nach der Stadt fahre oder die Reise nach Budapest sogleich fortsetze?

„Ich reise weiter. Sie können nach Lausanne oder wohin Sie sonst wollen." Und sie warf ihr ihr Portemonnaie vor die Füße.



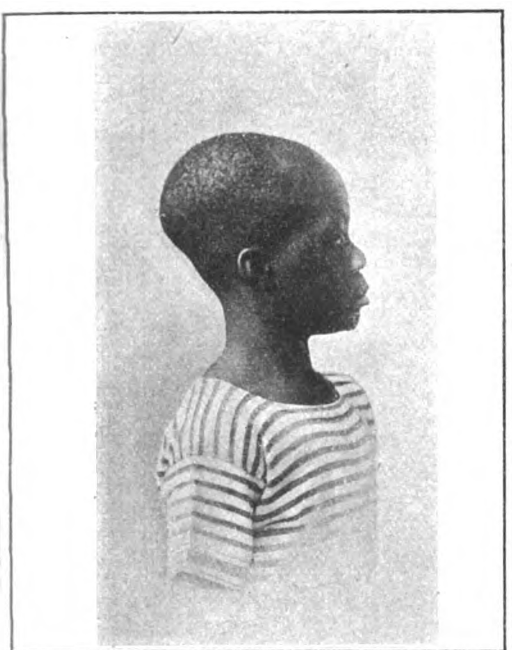
Illustrirte Bibliographie.

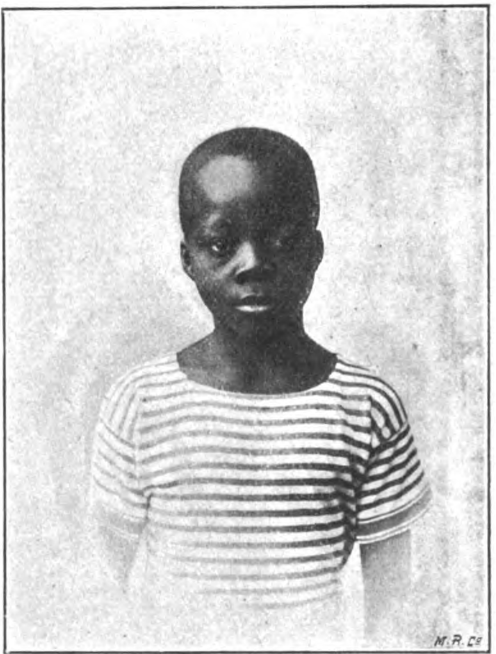
Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Comités in den Jahren 1891—1893. Von Dr. Oskar Baumann. Mit 27 Vollbildern und 140 Text-Illustrationen. Berlin, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer.

Auf Anregung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft schickte sich der Verfasser gegen Ende des Jahres 1891 zu einer Expedition an, die, vom Deutschen Antisklaverei-Comité ausgerüstet und von der Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika namhaft unterstützt, die geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der weiten, unbekannten Striche im Norden der deutschen Interessensphäre erforschen sollte. Baumann, der vorher schon dreimal im dunklen Erdtheile gewesen war und afrikanische Sprache und afrikanisches Land zur Genüge kannte, wandte sich unter Vermeidung aller Karawanenstraßen vorzugsweise Gebieten zu, die bisher kein Europäer betreten hatte. Seine wichtigste Aufgabe war, kartographische Aufnahmen der durchreisten Länder zu machen; ihre Ergebnisse sind zwar einer besonderen Publication in größerem Maßstabe vorbehalten, erscheinen aber in der dem Buche beigegebenen Uebersichtskarte bereits in den Hauptzügen erkennbar.

Baumann hatte beschlossen, allein zu reisen, also keinen europäischen Begleiter mitzunehmen, vor Allem, weil er sich in Afrika unter Schwarzen am wohlsten fühlt, dann aber auch, weil er der Ansicht ist, daß man Europäer in Afrika nur da verwenden sollte, wo Schwarze durchaus nicht zu brauchen sind. Dies ist aber nach seiner Meinung bei einer Expedition nur hinsichtlich der Oberleitung und der wissenschaftlichen Forschung der Fall, da alles Andere, von Marschdisciplin angefangen bis zu den kleinsten Details des Karawanenlebens, die Schwarzen unendlich besser verstehen, als die Europäer. So hatte er auch die ganze Last des Expeditionsdienstes allein zu tragen, und so ist es auch zu erklären, daß der zweite wissenschaftliche Theil seines Werkes nicht in allen Stücken die Gründlichkeit aufweist, die man nur von einer größeren Zahl von betheiligten Forschern erwarten kann. Uebrigens enthält der Anhang eine Reihe vorzüglicher Arbeiten auch von anderen Forschern, die zwar zusammengenommen immer noch keine vollendete Monographie der Massai-Lande ergeben — eine solche ist in absehbarer Zeit überhaupt noch nicht möglich —, aber doch eine sehr werthvolle Ergänzung zu dem ausgezeichneten Buche Baumanns bilden.

Bis Aruscha südlich vom Kilima-Ndjaro ging es durch bekanntes Land. Was dahinter lag, war auf Hunderte von Meilen unbekannt, unerforscht — ein weißer Fleck auf der Karte. Die Schwierigkeit, an den Viktoria-Nyansa zu gelangen, bestand weniger in der sonst gefürchteten Massai-Gefahr, als vielmehr darin, daß etwa 40 Tagereisen ohne Nahrung zurückzulegen waren, wenn man etwa der Luftlinie folgte. Der Reisende beschloß daher, einen Umweg nicht zu scheuen, um unterwegs einen bewohnten und Proviant liefernden Platz anzulaufen. Deren gab es nur zwei, im Norden Ober-Aruscha, im Süden Umbugwe. Jenes ist den Europäern stets feindlich gesinnt gewesen und bot nur geringe Aussicht auf Proviantbeschaffung; dieses war als sorgfältig gemieden bekannt, seitdem einmal eine Swahili-Karawane niedergemacht worden war. Baumann zog die zweite Route vor, weil sie geographisch interessanter ist. Er schildert nun in weiteren



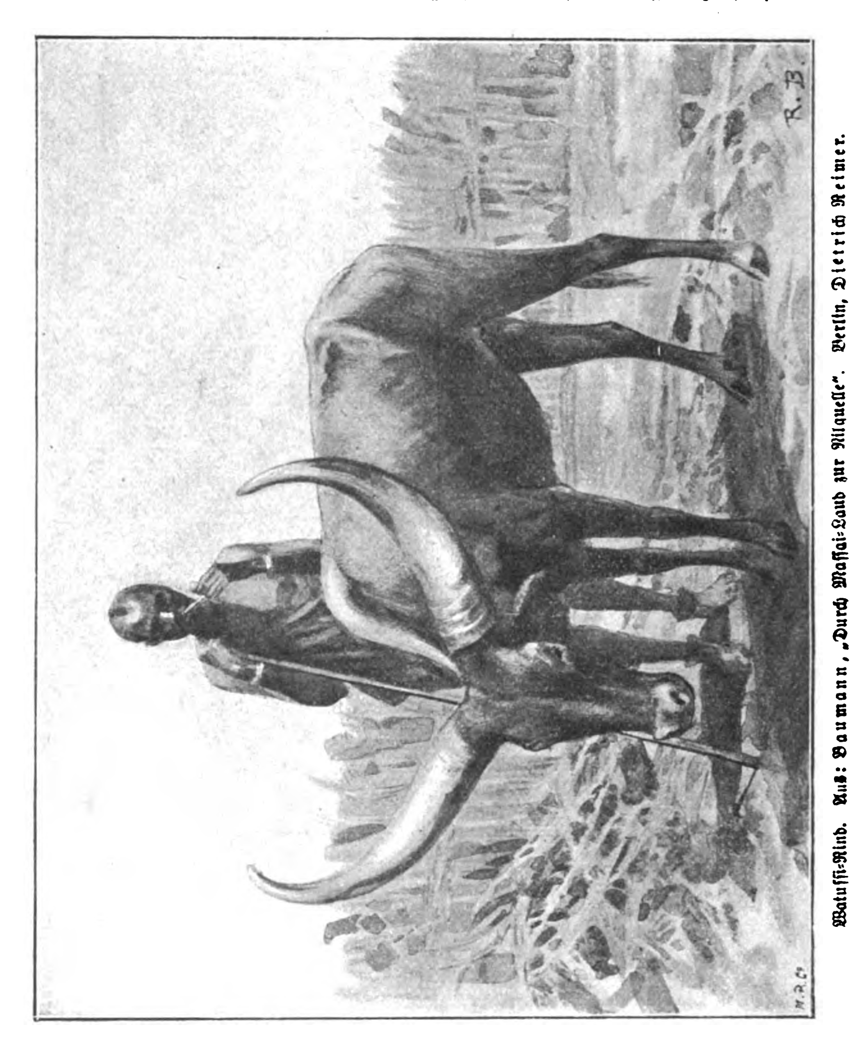


Mhogo hadim Kivunja.
Aus: Baumann „Durch Massai-Land zur Nilquelle". Berlin, Dietrich Reimer.

Capiteln des ersten Theiles seinen Marsch durch Massai-Land zum Victoria-Nyansa, das östliche Nyansa-Gebiet, den Zug vom Victoria-See zum Tanganika, von dort nach Irangi und schließlich den Heimmarsch nach Pangani; Alles in einer lebendigen, anschaulichen Darstellung.

Im zweiten Theile sind in vier Capiteln die Ergebnisse über die physische Erdkunde der erforschten Gebiete, die Völker des abflußlosen Gebietes, die Völker der Nilquell-Gebiete und den wirthschaftlichen Werth des Landes wissenschaftlich zusammengestellt. Wir machen den Leser namentlich auf die Auseinandersetzung über das Problem der Nilquelle und des Mondgebirges (S. 148 ff.) aufmerksam. „Wie immer man über das Nilquell-Problem denken möge, soviel ist sicher, daß durch die Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Comités die letzten Schleier desselben gelüftet wurden, — daß das Caput Nili Quaerere von nun an endgiltig der Vergangenheit angehört." Es liegt dem Verfasser fern, den Ruhm eines Speke, dem er übrigens das Buch gewidmet hat,

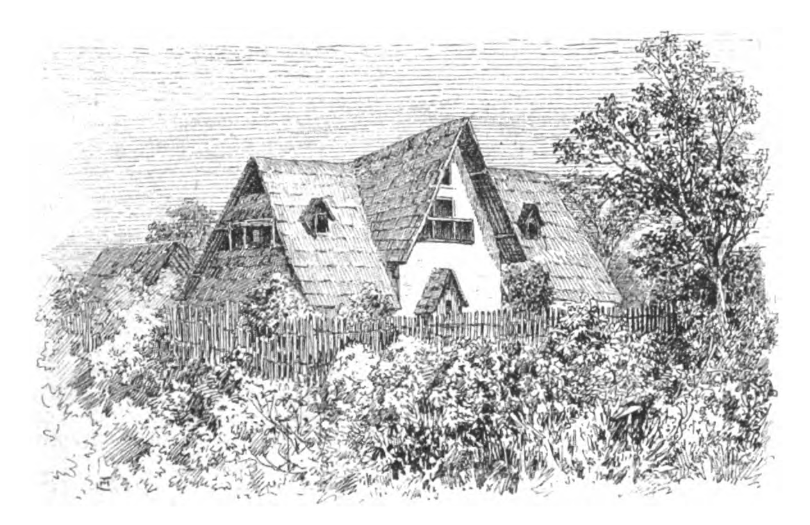
zu schmälern, jenes kühnen Forschers, der das Dunkel, welches über der Nilquelle lag, mit einem Schlage lichtete. Seiner und Stanleys Pionierarbeit verdankte er es ja vor Allem, wenn es ihm gelungen ist, ihre Pfade weiter verfolgend, als erster Weißer die Quelle des Nils zu schauen. In Bezug auf die ptolemäischen Mondberge kommt er zu dem Ergebniß, daß nicht dieser oder jener Berg des Nilquellgebietes gemeint sein kann, sondern die Gesammtheit der Gebirge, und nur die Frage scheint ihm interessant zu sein, wie die



Watussi-Rind. Aus: Baumann, „Durch Massai-Land zur Nilquelle". Berlin, Dietrich Reimer.

Alten gerade auf die Bezeichnung „Mondberge" kamen. Man lese darüber Seite 150 ff. nach. Was ferner Baumann über den wirthschaftlichen Werth des Landes (S. 240 ff.) urtheilt, verdient die größte Beachtung. Er nennt die Gebiete des tropischen Afrika, die erst vor einigen Jahren aus ihrem Dunkel herausgetreten sind und begonnen haben, für die europäischen Nationen eine praktische Bedeutung zu gewinnen, mit Recht Zukunftsländer, solche, deren Werth nicht nach dem bemessen werden kann, was sie heute liefern, sondern nach dem, was sie einmal liefern werden. Dieser unzweifelhafte

Satz ist, wie Baumann zutreffend bemerkt, von Freunden und Gegnern der Colonialpolitik vielfach unrichtig aufgefaßt worden. Während er den ersteren Veranlassung zu den kühnsten Hoffnungen bot, ließ er letztere Alles schwarz sehen. Gegenwärtig jedoch, wo der erste coloniale Taumel verraucht ist, wo die Schwärmer theilweise abgekühlt sind, die Gegner aber durch die Thatsachen langsam gewonnen werden, ist es an der Zeit, coloniale Fragen völlig nüchtern zu erörtern. Der richtige Weg dazu scheint doch immer der zu sein, erst festzustellen, was die fraglichen Länder heute liefern, und daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Diesen Weg hat Baumann eingeschlagen; seine Untersuchungen im zehnten Capitel erstrecken sich auf den Karawanenhandel, die Massai-Karawanen, den Tabora-Handel, die Manyema-Araber, die Rohproducte des Landes, die Anbaufähigkeit des Landes, die Bevölkerungsdichte, die Culturpflanzen, denen er auch im Anhange einen Abschnitt widmet, die Viehzucht, den Import, die eingeborene und fremde Einwanderung und die ostafrikanischen Eisenbahnen. Zu sprachlichen Studien hatte er wenig Zeit, aber er sammelte daselbst kleinere Texte, die am geeignetsten sind, auf die linguistische Zugehörigkeit Licht zu werfen, und veröffentlicht sie im siebenten Abschnitte des Anhanges.



Mission Kilimani.
Aus: Baumann, „Durch Massai-Land zur Nilquelle". Berlin, Dietrich Reimer.

Die dem Werke beigegebene, nach den Originalaufnahmen des Reisenden von Dr. Hassenstein reducirte Uebersichtskarte ist ebensowohl gelungen, wie die meisten in Heliogravüre, Lichtdruck und Autotypie ausgeführten Text-Illustrationen. Die äußere kostbare Ausstattung des Buches entspricht seinem inneren hohen Werthe. H. J.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Geistes. Illustrirte Geschichte der Wissenschaften. Anschaulich dargestellt von K. Faulmann, k. k. Professor. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Wien A. Hartleben.

Dieses Lieferungswerk, auf welches wir schon früher empfehlend aufmerksam gemacht haben, liegt nunmehr fertig vor. Das Werk hat die guten Erwartungen, welche wir damals aussprachen, vollständig erfüllt, unsere Litteratur ist durch dasselbe um ein ausgezeichnetes, kurzgefaßtes und doch fließend geschriebenes und interessantes Orientirungswerk bereichert.

Wp.

Die Biologie als selbstständige Wissenschaft. Von Robert Franceschini. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Der Verfasser stellt in der anregenden Schrift an der Hand treffend ausgewählter interessanter Beispiele zunächst den Begriff der Biologie in möglichst scharfer Umgrenzung fest, zeigt dann, daß die Biologie einen eigenen Zweig der Wissenschaft darstellt, der sich weder mit der Zoologie noch mit der Botanik als solcher deckt, und schließt mit der auch schon früher aufgestellten Forderung, der wir nur voll beistimmen können, daß auf allen Universitäten ein besonderer Lehrstuhl für Biologie errichtet werde. Wp.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Von K. Th. Gaedertz. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. (vormals J. F. Richter).

In zwei handlichen Bänden (I: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. II: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert) giebt der Verfasser eine auf gründlichen Studien beruhende, dabei aber anziehend und verständlich geschriebene, auch durch eingelegte Proben anschaulich gemachte Uebersicht der dramatischen Vorstellungen in niederdeutscher Sprache, die in Nordwestdeutschland und besonders in Hamburg bis auf die neueste Zeit stattgefunden haben. Als litteratur- und culturhistorische Schilderung hat das Buch bedeutenden Werth; aber die Hoffnung des Verfassers (II. Vorwort S. XXVIII), daß auch der niederdeutschen Mundart noch ein „dramatischer Messias", d. h. ein dramatischer Dichter im höheren Stile, ebenbürtig dem Erzähler Fritz Reuter und dem Lyriker Klaus Groth, erscheinen werde, muß dem nüchternen Beobachter recht sehr sanguinisch erscheinen. Seit dem Auftreten von Klaus Groth und Fritz Reuter hat mit der politischen auch die gesellschaftliche und litterarische Einigung Deutschlands solche Fortschritte gemacht, daß die Mundarten naturgemäß allmählich zurückgedrängt werden und in der Litteratur nur auf einem örtlich und sachlich enger begrenzten Gebiete Verwendung finden können. Wir haben auch gar keinen Grund, das zu beklagen. Heinrich Seidel, der bedeutendste und beliebteste norddeutsche Humorist seit Fritz Reuter, zeigt durch sein Beispiel, daß ein geborener Niederdeutscher auch in der hochdeutschen Schriftsprache herzgewinnend auf ein großes Publicum wirken und dabei in Gemüth und Charakter die Eigenart seines heimischen Stammes ungetrübt bewahren kann. dr.

Ueber die Aufgaben des Staates angesichts der Arbeitslosigkeit. Akadem. Antrittsrede von Dr. G. Adler, Prof. an der Univ. Basel. H. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen.

Es ist eine leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß es außer den arbeitsscheuen, gewohnheitsmäßigen Landstreichern eine wechselnde, nicht kleine Zahl von Arbeitslosen giebt, welche, gegen ihren Willen zur Unthätigkeit gezwungen, der tiefsten Noth verfallen, wenn sie nicht der immerhin entehrenden Inanspruchnahme der Armenpflege anheimfallen wollen. Es ist fernerhin Thatsache, daß eine große Zahl dieser Unglücklichen, durch die Noth getrieben, mit dem Strafgesetzbuch in Conflict geräth und dann leicht dem Verbrecherthum zugetrieben wird.

Der Verfasser giebt in der vorliegenden Arbeit zunächst einen sehr klaren Ueberblick über die Ursachen der Arbeitslosigkeit und über die Stellung, welche die verschiedenen volkswirthschaftlichen Schulen dieser Frage gegenüber eingenommen haben, um dann beachtenswerthe Vorschläge zu machen, welche die Wirkung dieser Arbeitslosigkeit mildern sollen.

Wir können die Lectüre des von warmem Mitgefühl und ernstem Wollen durchwehten Schriftchens nur empfehlen. Wp.

Für das Handwerk. Von Hugo Böttger. Braunschweig, Albert Limbach.

Die Schrift ist gewissermaßen eine Ergänzung der von mir früher besprochenen Arbeit desselben Verfassers: „Das Programm der Arbeiter". Nach einer kurzen Einleitung über die Lage des Handwerks giebt der Verfasser eine Kritik des vom preußischen Handelsminister herrührenden Entwurfes für die Organisation des Handwerkes, indem er zugleich diesen Entwurf im Wortlaut mittheilt. Auch eine Zusammenstellung von Urtheilen verschiedener Körperschaften, Versammlungen, Zeitungen ist beigefügt.

Im Allgemeinen steht der Verfasser dem Entwurfe sympathisch gegenüber. Be-

züglich der Einzelheiten müssen wir auf die Lectüre der Schrift verweisen.

Wp.

Friedrich Nicolai's Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1750). Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

Die hier neu herausgegebenen kritischen Briefe hat Nicolai schon als Jüngling von einundzwanzig Jahren geschrieben; sie zeigen uns den strebsamen Berliner Schriftsteller in der Zeit, in welcher er um die deutsche Litteratur sich wirkliche Verdienste erworben hat. Mit klarem und ruhigem Verstande durchschaut Nicolai die selbstgefällige Beschränktheit des damals schon alternden Gottsched und weiß zugleich auch den Schweizer Kritikern und dem jungen Wieland gegenüber einen festen Standpunkt der Beurtheilung zu finden. Es ist sehr erfreulich, daß die interessante Schrift, aus der gewöhnlich nur einzelne Sätze in den gangbaren Litteraturgeschichten citirt werden, durch diesen Neudruck (III. Serie, 2. Band der „Berliner Neudrucke", herausgegeben von L. Geiger und G. Ellinger) jetzt allgemein zugänglich ist. Die Einleitung des Herausgebers ist mit ausgezeichneter Sachkenntniß geschrieben und orientirt sehr klar über die litterarischen Verhältnisse jener Zeit.

E.

E. Th. A. Hoffmann's ausgewählte Werke. In vier Bänden. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. Erster Band: Märchen. Stuttgart J. G. Cotta Nachfolger.

In der bekannten gediegenen Ausstattung ihrer „Bibliothek der Weltlitteratur" läßt die Cotta'sche Buchhandlung eine Auswahl der Werke eines unserer eigenartigsten Erzähler, des als solcher auch im Auslande geschätzten Romantikers E. T. A. Hoffmann erscheinen. Der uns vorliegende erste Band der Ausgabe enthält die Märchen: „Der goldene Topf", „Nußknacker und Mausekönig" und „Klein Zaches, genannt Zinnober"; der zweite und dritte werden kleinere Novellen, darunter „Ritter Gluck", „Das Majorat", „Der Artushof," „Das Fräulein von Scudery", „Doge und Dogaresse", der vierte und letzte die „Lebensansichten des Katers Murr" bringen. —

Mit Recht bezeichnet in der dem ersten Bande beigefügten Einleitung Joseph Lauterbacher es als eine höchst befremdliche Thatsache, daß eine so merkwürdige Erscheinung, wie die des vielseitig begabten, für die Entwicklung der modernen Erzählungskunst so bedeutsamen Verfassers des „Kater Murr", noch keine wirklich erschöpfende, in die Tiefen ihrer Wesenheit dringende Behandlung erfahren, daß die reizvolle Aufgabe, die Räthsel dieser complicirten Natur zu lösen, den Wechselbeziehungen zwischen dem Leben und dem künstlerischen Schaffen nachzuspüren, den Einflüssen, denen letzteres unterworfen gewesen und die es wiederum weiterwirkend geübt, zu folgen, noch keinen Berufenen gelockt hat. In seiner verhältnißmäßig eingehenden und interessanten Einleitung giebt Lautenbacher für ein solches Unternehmen manch' schätzenswerthe Anregung; insbesondere werden Hoffmann's Leistungen auf musikalischem Gebiete mehr, als es sonst zu geschehen pflegte, gewürdigt. —

In dem Bestreben, Hoffmann's Einflüsse und Wirkungen auf andere, namentlich ausländische Dichter andeutend nachzuweisen, scheint uns Lautenbacher hie und da etwas zu viel zu thun. Z. B. erscheint es uns etwas zu weit hergeholt und nicht nothwendig, des Märchendichters Andersen Eigenart auf Hoffmann zurückzuführen. — Die Ausgabe der Hoffmann'schen Erzählungen wird — wie oben erwähnt — vier Bände umfassen, deren jeder 1 Mk. kostet.

O. W.

Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit 2 Porträts Stuttgart, Cotta.

Die persönliche und schriftstellerische Entwickelung der beiden Romantiker wird in eingehender, zum Theil aus neuen Quellen schöpfender Darstellung bis zum Jahre 1815 geführt. Es sollen diesem zunächst für sich abgeschlossenen Bande noch zwei weitere folgen, von denen der erste Arnims Verhältniß zu Goethe und Bettina, der letzte Arnims Verbindung mit den Brüdern Grimm zum Mittelpunkte haben wird. In dem ganzen — von R. Steig in Gemeinschaft mit H. Grimm unternommenen — Werke wird man dann Achim von Arnims Leben und vielseitiges Streben in enger Verbindung mit den ihm nahe stehenden Freunden bis zum Ende überschauen können.

P.

Berliner Skizzen. Von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

„Die Leute schreien immer so viel jetzt, die Welt wäre so schlecht, das kann ich gar nicht finden. Wenn man nur selbst

immer recht gut zu den Menschen ist, da findet man auch welche, die es wieder sind. Das ist meine Ansicht von der Sache — was denkst Du, Annchen?"

Diese Worte, die am Schlusse der ersten Geschichte ein altes Fräulein an eine Freundin richtet, geben die Stimmung an, in welcher die zwölf kleinen Erzählungen dieses Bandes (des zwölften der „gesammelten Schriften" von Heinrich Seidel) geschrieben sind. Aber wenn sie auch alle Zeugniß ablegen von der in sich befriedigten Lebensanschauung des Verfassers, der mit zartem und feinem Blicke die kleinen Freuden des Lebens aufzufinden und mit dankbarem Gemüthe sie zu genießen versteht, so ist doch die Ausführung keineswegs einförmig; vielmehr überrascht selbst den Kenner der früheren Bände die frische Mannigfaltigkeit der Gestalten und der Motive in diesen Geschichten, deren jede ein kleines Cabinetsstück von eigenthümlichem Reize ist. Der Referent möchte nach seinem Geschmacke die dritte („die silberne Verlobung") und vierte („Penelope") Erzählung als besonders anziehend hervorheben; andere Leser werden vielleicht einer oder der andern von den übrigen den Vorzug geben. Aber ohne Genuß wird Niemand, der für idyllische Anschauung und Gestaltung auch des modernen Lebens empfänglich ist, von dem liebenswürdigen Büchlein Kenntniß nehmen. O.

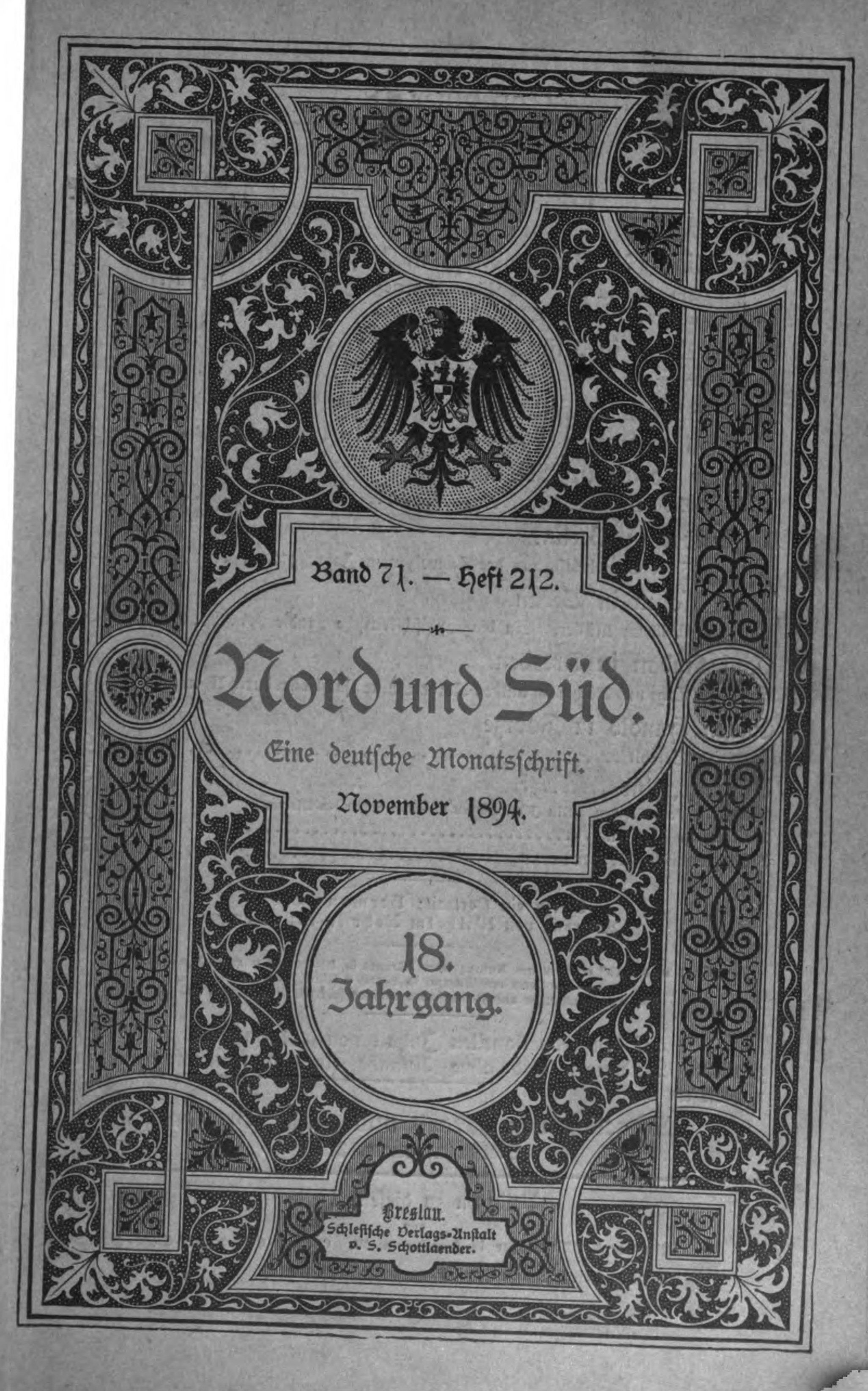
Geschichten aus dem Kleinleben. Von Wilhelm Sommer, Verfasser der „Elsässischen Geschichten". Basel, Benno Schwabe.

Mit scharfem Blicke hat der Verfasser das Leben der Gewerbtreibenden und des Volkes in sehr verschiedenen Städten und Ländern beobachtet — in Flandern, in Süddeutschland, in Böhmen. Diese Beobachtungen hat er gruppirt um Personen, deren heitere oder ernste Erlebnisse seine gemüthvolle Theilnahme erregten; so entstand eine Reihe von wohl abgerundeten Erzählungen, auf denen bei voller Treue des Localcolorits und bei vollkommener Lebenswahrheit der Darstellung ein poetischer Hauch liegt. Das Buch bietet eine sehr anziehende und fesselnde Lectüre. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- u. Auslandes. No. 776—792. Halle, O. Hendel.
Brinn' Gaubast, Louis-Pilate de, u. **Edmond Barthélemy,** La Tétralogie de Richard Wagner. Paris, E. Dentu.
Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des Italien. Ministerpräsidenten. Uebers. von Lili Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands. Herausg. von Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Rud. Hildebrands. Leipzig, B. G. Teubner.
Gerschmann, H., Studien über den modernen Roman. Königsberg, Hartung'sche Buchdruckerei.
Handbuch, encyklopädisches, der Pädagogik. Herausg. von W. Rein. Erster Band, 3. Liefrg. Langensalza, H. Beyer & Söhne.
Horaz, Oden und Epoden nebst 5 Elegien des Properz übers. von Eduard Kleber. Strassburg, J. H. Ed. Heitz.
Katscher, L., Hermann Rolletts Leben u. Werke. Mit d. Bildniss d. Dichters. Wien, M. Perles.
Keller, C., Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer und H. Schinz. Mit Illustr. Liefrg. 4. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.
Kiehne, H., Die Dorfprinzess. Volksstück in einem Act. Diamant-Ausg. Nordhausen, Selbstverlag.
Kiehne, H. Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Diamantausg. Bd. I. Nordhausen, Selbstverlag.
— Kleine Lieder. Gedichte. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag.
Krauss, M., Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. München, J. Lindauer'sche Buchh.
Maupassant, Guy de, Die Wahnsinnige u. and. Novellen. Uebers. von Wilh. Lilienthal. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger.
Reform, ostdeutsche Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 15. Königsberg, Braun & Weber.
Rehmke, J., Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Hamburg, L. Voss.
Stümcke, H., Litterarische Sünden u. Herzenssachen. Berlin, Ed. Rentzel.
Thiergarten, F., Von Karlsruhe nach Chicago. Reiseskizzen und Plaudereien von der Weltausstellung. Mit 16 Bildern und einer Seekarte. Karlsruhe, F. Thiergarten.
Walther von der Vogelweide, Sämmtliche Gedichte übers. von E. Kleber. Strassburg, J. H. Ed. Heitz.
Wester, E. (Ed. Wissmann), Bunte Blätter. Gedichte. Zweite verbess. u. verm. Auflage. Wiesbaden, Chr. Limbarth.
Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psycholog. Forschungen. 1894 Juli. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


Band 71. — Heft 212.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
November 1894.
18. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

November 1894.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hermann Levi.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Hermann Levi.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

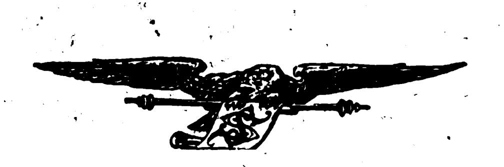
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXI. Band. — November 1894. — Heft 212.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Levi.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Ein Jagdrubber.

Von

Ivar King (A. Mechlenburg)*).

— Kopenhagen. —

Erstes Capitel.

hre!" wie oft ist dieses Wort nicht leichtsinnig behandelt, wie oft ist es nicht mißbraucht worden, und doch giebt es wenig Menschen, welche nicht einen kleinen Raum in ihrem Herzen bewahrt haben, wo noch die „Ehre" wohnt.

Für Einige ist sie ein Götzenbild, welchem sie Alles opfern, für Andere ein kostbarer Besitz, welchen es so gut ist wohlgeborgen zu wissen, wenn Zeit und Umstände ihnen auch nicht immer Gelegenheit bieten, ihn zu zeigen.

Viele tragen sie wie einen Schmuck, der Glanz um sich verbreitet; für die Strengsten ist die Ehre aber ein Theil ihrer selbst, so innig verschmolzen mit ihrer Natur, daß sie sich ihres Besitzes erst bewußt werden würden, wenn sie auf dem Wege wären, sie zu verlieren.

Derartige Menschen werfen niemals mit „Ehrenwort, Ehrbegriff und Ehrgefühl" um sich; es genügt ihnen, ehrenhaft zu sein. —

Die Familie Holmbo besaß seit mehreren Jahrhunderten ein Gut auf Jytland.

Sie waren Ehrenmänner vom Vater zum Sohn die ganze Linie hinunter, und nicht Einem von ihnen konnte etwas Uebles nachgesagt werden.

Von den Töchtern berichtete die Tradition nicht viel, sie wurden geboren, verheiratheten sich und starben, weiter enthielt ihre Lebensbeschreibung Nichts.

---

*) Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter-Berlin.

Viel mehr war von den Söhnen auch nicht zu sagen, aber ihre Portraits hingen in der Bibliothek, dem größten Zimmer des Gutshofes.

Die Familie Holmbo hatte das mit den Adelsgeschlechtern gemeinsam, daß der älteste Sohn immer das Gut erbte und sich mit seinen Geschwistern abzufinden hatte.

Viele Jahre lang wurde in jeder Generation nur ein Sohn geboren, das Schwestertheil war auch nicht groß, und so gedieh und wuchs das Gut von Jahr zu Jahr.

Später kam es bisweilen wohl vor, daß sich ein jüngerer Sohn einstellte; aber keiner von ihnen überlebte das zwanzigste Jahr, und so wurde das Vermögen nicht zersplittert.

Kein wildes Leben, keine Speculationen hatten Ebbe in die Geldkasse gebracht. Freilich Fluth hatte in derselben auch nicht geherrscht. Alles hatte seinen gleichmäßigen Gang gehabt, der Sohn den Platz des Vaters eingenommen und nach den strengen Geboten der Ehre gelebt; es waren brave, ehrliche Naturen, welche hier walteten.

Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein in der Familie vereinzelt dastehendes Ereigniß ein: drei gesunde frische Buben lagen auf einmal in der großen altmodischen Wiege.

Die Frau schaute die drei von weißen Häubchen verborgenen Köpfchen ein wenig ängstlich an; sie meinte, sie hätte mehr als ihre Pflicht gethan; einen Sohn schuldete sie dem Geschlechte; aber hier lagen drei in der Wiege.

Der Vater lächelte zärtlich den Buben zu, streckte sich dann, so daß er fast einen Zoll größer wurde, und sah seine Gattin siegesbewußt an; seine Gedanken streiften Axel und Esbern Snare, Herr Askar Ryg hatte nur Zwillinge bei seiner Heimkehr gefunden — hier stockte er und sank mit einem Seufzer in sich zusammen; er entsann sich plötzlich, daß zwei von ihnen dem Tode verfallen wären; in der Familie Holmbo blieb ja niemals mehr als ein Sohn am Leben.

Die Augen seiner Frau hingen an ihm. Sie verstand sogleich, was sein gesenktes Haupt sagen wollte, und sein Seufzer fand ein Echo in ihrer Brust; welches von den drei kleinen Geschöpfen, welche sie bereits so innig liebte, würde sie behalten dürfen.

Als die Drillinge zur Welt kamen, war es Winter, die Taufe sollte erst stattfinden, wenn der Lenz seinen Sonnenschein zum Feste spendete.

In der Zwischenzeit waren die kleinen Buben treffliche Exemplare des Geschlechtes geworden und regierten das ganze Haus; ein kleiner Schrei eines derselben, und Alle kamen in Bewegung, selbst der Vater stand stets auf dem Sprunge für die kleinen Herren.

Bei der großen Tauffeierlichkeit entstand zum ersten Mal die große Frage: welcher von ihnen nun der Aelteste wäre, sie hatten alle Drei in

einer Wiege gelegen, und Niemand konnte sich entsinnen, welcher zuerst das Licht der Welt erblickt hatte.

„Hierbei ist Nichts zu machen," sagte der Vater, „denjenigen von ihnen, welcher die beiden Anderen überlebt, hat unser Herr selbst zum Gutsherrn bestimmt."

Jahr für Jahr verging, und alle drei Jungen gediehen ausgezeichnet, ihre Gesundheit schien wie aus Stein gebaut.

Als der Alte nahe dem Sterben war, wußte er, daß Drei das Erbe theilen mußten.

Da sagte er zu seinen Söhnen, was sein Vater zu ihm auf dem Sterbelager gesprochen hatte:

„Die Achtung seiner Mitmenschen zu besitzen, ist ein großer Segen; aber fühlt Ihr selbst, daß Ihr sie nicht verdient, wird sie zum Fluch für Euch — vergeßt das niemals, meine Kinder!"

Dann warf er sich unruhig auf seinem Lagen hin und her und sah seine „Buben" an.

„Nur Einer von Euch kann das Gut bekommen, die beiden Anderen sollen das Capital theilen, welches ich hinterlasse —" mehr konnte er nicht reden, dann starb er.

Als er begraben war, standen die Söhne an seinem Grabe und sahen einander an, dann sagte einer von ihnen:

„Du, Karl, warst Vaters Liebling; könnte er jetzt selbst denjenigen wählen, welchen er zum Besitzer des Gutes haben wollte, wäre seine Wahl auf Dich gefallen! Nicht wahr, Jörgen, wir thaten immer, was Vater wollte, Karl soll Vaters Platz einnehmen."

Dabei blieb es. Die beiden Anderen traten das Gut Karl aus Liebe ab, und sie lebten als gute Brüder; aber seit dem Tage ging es mit dem Reichthum der Familie bergab; das Geschlecht wuchs nach allen Richtungen, nahm dann aber plötzlich wieder ab, sodaß der Karl Holmbo, von welchem diese Erzählung handelt, als Letzter auf der Schanze stand.

Das Gut war zu einem mit großen Hypotheken belasteten Hof zusammengeschrumpft. Die Familie war mit der Zeit mitgegangen, die Ansprüche gestiegen; die Söhne waren alle Studenten gewesen, ehe sie Landleute wurden, sie hatten mancherlei Interessen, Viehzucht und Ackerbau standen nicht mehr zu oberst auf der Liste.

Der Begriff „Ehrenhaftigkeit" war zu dem der „Ehre" herangewachsen, und bei jedem Unternehmen nahmen die „Ehre" und das „Ehrgefühl" ihren traditionellen Platz ein.

Seit der kleine Karl auf die Kniee seines Vaters hinaufkriechen konnte, hatte er gehört, daß die Ehre in der Familie den Ehrenplatz einnahm. Als junger Mann kannte er diese Lection auswendig, und sein Vater vergaß nicht, ihm auf die Seele zu binden, daß er den Namen fleckenrein erhalten müßte, da er der letzte männliche Sprößling des alten Stammes wäre.

Kaum zwanzig Jahre alt, war Holmbo elternlos.

Während er zum staatswissenschaftlichen Examen studirte, erneuerte er die Bekanntschaft oder richtiger Freundschaft mit einem jungen Adligen, Adolf von Arenfeldt, welcher aus der Nähe seines Gutes herstammte. Sie hatten sich schon als Knaben gern gehabt, und gemeinschaftliche Kindheitserinnerungen knüpften sie aneinander.

Sie hatten Beide ihre Eltern verloren, und während Arenfeldt sich darauf berief, daß er nur sich selbst Rechenschaft für seine Thaten schuldig sei, und mit etwas cynischem Lächeln hinzufügte: „Und ich stehe dafür ein, daß ich ein milder Richter bin," mußte die Ehre in's Gewehr treten, um Holmbo zu beschützen.

„Die Ehre ist ein strenger Gläubiger, der sich nicht auf Accord einläßt," pflegte er zu sagen, wenn Arenfeldt ihn auf verbotene Wege locken wollte.

„Was hat denn die Ehre mit einem lustigen Abend zu schaffen; kann sie nicht einen Tropfen über den Durst vertragen, so schließen wir sie in unser Studentenzimmer ein: es geht ihr wie den Damen, sie gehören nicht zu einem Trinkgelage."

Dennoch hatte Arenfeldt eine Art Respect vor Holmbo, er blieb von vielen Ausschweifungen fern, um sich in den Augen des Freundes nicht herabzuwürdigen.

Die Ferien brachten sie abwechselnd auf ihren Gütern zu.

Hier machte der Unterschied zwischen ihren Verhältnissen sich erst recht geltend; Arenfeldt war ein reicher Mann, der in flotten Verhältnissen lebte, Holmbo besaß zwar noch das große solide Gebäude, welches mit seinen Erinnerungen gleichsam die Familientraditionen aufrecht zu halten suchte, aber sein Ackerland hatte in betrüblichem Grade an der Schwindsucht gelitten und erlaubte ihm nicht, seiner angeborenen Neigung zu folgen und als Gutsherr zu leben.

Wenn er die Bibliothek betrat und seine Ahnen betrachtete, dann stahl sich mancher Seufzer hervor, und oft dachte er:

„Es wäre am besten für das Geschlecht, wenn ich der Letzte desselben bliebe, damit nicht weiteres Unglück die alten Erinnerungen zerstört und das Gut zu Grunde richtet."

In solchen Stunden war er von tiefem Ernst durchdrungen; er fühlte, daß Tand und Vergnügungen ihn nicht verlocken dürften, daß die Arbeit, strenge Arbeit Anspruch auf ihn erhob, er mußte mit seinem verlockenden Umgang brechen, mit allen diesen reichen Herren, von welchen ihn seine Armuth schied, so schnell als möglich sein Examen absolviren, um Landmann zu sein, zu arbeiten und seinen Hof in die Höhe zu bringen, damit er ihn seinem Sohne in besserem Zustande hinterlassen könnte, als er ihn empfangen hatte; das Cölibat war nun einmal nicht sein Fall.

Niemals fiel ihm ein, daß er durch eine reiche Heirath mit einem Schlage aus seinen Sorgen herauskommen und die Bahn für seine Nachkommen ebnen könnte.

Beide Freunde hatten das Amtsexamen bestanden.

Wie schwer es Holmbo auch fiel, hatte er doch fest beschlossen, mit seinen lustigen Jugendfreunden zu brechen und sich an seinen strengen, ernsten Beruf heranzumachen.

Die Trennung von Arenfeldt würde der schwerste Kampf werden, welchen er zu bestehen hatte — er war ein Freund in des Wortes tiefster Bedeutung, und Holmbo begriff nicht, wie es ihm möglich sein sollte, den Sonnenschein zu entbehren, welchen diese Freundschaft ihm gespendet hatte. Er hatte niemals jene flüchtigen Verliebtheiten gekannt, von denen junge Leute so häufig heimgesucht werden — ihm hatte die Freundschaft genügt, besonders, da sie von einem Frühlingsduft von poetischem Gefühl verschönt wurde, welche sie weit über die gewöhnlichen Trivialitäten des Werktaglebens erhoben hatte.

Es fiel schwer, Arenfeldt begreiflich zu machen, wie nothwendig diese Trennung sei, daß die Noth, die bittere Noth es wäre, welche ihn dazu zwang; das sorglose frohe Leben, welches er und seine reichen Bekannten führten, würde Holmbo nur von seiner Arbeit ablenken und seinen vornehmen Neigungen schmeicheln.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte Arenfeldt ein wenig verletzt; „aber ehe Du Dein ernstes Abschiedslied singst, verlange ich noch einen armseligen Monat von Dir; Dein Verwalter kann die ganze Wirthschaft schon noch vier Wochen leiten, und in dieser Zeit sollst Du mein Gast sein, und genügt unsere treue Freundschaft nicht, Dich zu halten, so will ich doch versuchen, ob ich nicht Versuchungen in Bewegung setzen und Dir alle Herrlichkeiten der Erde zeigen und Dir in Gestalt eines schönen jungen Weibes einen ganzen Goldbarren zu Füßen legen kann; und siehst Du, mein Freund, sie hat obendrein nicht einen Tropfen blauen Blutes in ihren Adern, wie es Deine Vorfahren ja wünschten. Gewinnst Du sie, dann kannst Du Dich auch weiterhin nach Herzenslust amüsiren — denn weißt Du was, Holmbo: der reiche Mann ist Dir doch einmal angeboren."

Er lachte lustig. „Vielleicht eine Freundin Deiner hübschen Cousine Olga, zwei Freunde und zwei Freundinnen, das wäre ja herrlich — nein, Arenfeldt," fuhr er ernster fort, „mich verlockst Du nicht, in unserem Geldbeutel ist ein Loch gewesen, aber unseren Schild haben wir blank erhalten; setze Du nur Verführungen in Bewegung, ich fürchte Dich nicht und nehme Deine Einladung an."

„Höre, Carl, Du bist wie alle Holmbos, ein richtiger Bockbein; na, das soll uns aber nicht hindern, einen frohen Monat zusammen zu verbringen."

Zweites Capitel.

Ein leichter Frost hatte sich über Feld und Flur gelagert und nach einer langen Regenzeit die Wege passirbar gemacht; der Waldboden war gerade fest genug, um die muntere Jägerschaar zu tragen, welche sich lustig unter den blattlosen Bäumen tummelte.

In den großen, ausgedehnten Wäldern von „Höjgaard“ hatte die emsige Axt noch nicht ausgerodet; selbst dichtes Unterholz hatte sich ausdehnen dürfen, und das Wild gedieh vortrefflich.

Holmbo war ein tüchtiger Schütze, er besaß selbst ein kleines Jagdrevier in seinem Wald, welches der Thiere willen umfriedigt war.

Der alte Verwalter hatte davon gesprochen, daß die großen Bäume in Geld umgewandelt werden könnten und der Waldboden in fruchtbaren Acker; aber Holmbo hatte dafür bis jetzt taube Ohren gehabt; nun wußte er, daß die Axt an der Wurzel der alten Bäume, der mächtigen Eichen, lag, die gleich Repräsentanten der Vergangenheit dastanden, welche die Jugend: „die naseweisen Buchen,“ noch nicht verdrängt hatte.

Ehe der Frühling seinen Einzug hielt, ehe es sprießte und knospete, sollten die alten Veteranen fallen — der Wald sollte einen Theil seiner Schulden bezahlen.

Gerade an diesem frohen Jagdtage überkam ihn eine nagende Trauer, die er nicht loszuwerden vermochte.

Er hatte kein wildes Leben geführt und war nicht verschwenderisch gewesen; warum sollte gerade er der Eltern Schuld bezahlen und die Schande erleiden, den lieben Wald zu verkaufen, der allen Holmbos, Mann für Mann, zur Verfügung gestanden hatte.

Er senkte seine Büchse und zog sich unwillkürlich von dem frohen Schwarm zurück, die lärmende Munterkeit verletzte ihn in diesem Augenblick; was wollte er eigentlich hier unter diesen reichen jungen Leuten, welche seinen Kummer nicht verstanden.

Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, er nahm den flotten Jägerhut ab und strich mit der Hand über die heiße Stirn hin.

War es wirklich eine Schande, den Wald zu verkaufen und seine Schulden zu bezahlen — war es überhaupt eine Schande, arm zu sein?

Er erhob muthig das Haupt und setzte mit einem schnellen Ruck den Hut auf.

„Nein, es ist keine Schande, arm zu sein, aber eine Schmach, über seine Verhältnisse zu leben und kleine Püffe und Stöße von den hochmüthigen Reichen zu erdulden, nur um mit ihnen zusammensein und es ihnen gleichthun zu können. Gesucht habe ich sie niemals, ein Holmbo ist zu stolz, um zu kriechen; habe ich Püffe bekommen, so habe ich Schläge zurückgegeben, es ist Freundschaft, wirkliche Freundschaft, welche mich an Arenfeldt bindet — darum will ich mein Versprechen halten; aber wenn

dieser Monat um ist, habe ich meine Freiheit wieder, und ich werde ihnen Allen zeigen, was ein fester Wille und Arbeit erreichen kann.“

Die Jäger waren weit fort, er hörte die Schüsse und ging dem Schall nach; da vernahm er einen krachenden Laut im Gesträuch, derselbe kam näher und näher, er sah in den dichten Wald hinein und entdeckte ein Geweih, welches sich in den Zweigen verfangen hatte; der Hirsch kämpfte eifrig, um sich zu befreien, aber je mehr er rang, desto mehr gerieth seine schöne Krone in das Geäst, welches sie umgab.

Holmbo erhob die Büchse, senkte sie aber gleich wieder; er sah den ängstlichen Ausdruck in den Augen des Thieres — der fruchtlose Kampf und dieser Anblick ergriff ihn so schmerzlich, daß er tief erschüttert war; es war ihm, als wenn er es selbst wäre, welcher dort von der harten Hand des Schicksals gefesselt und gebunden stand und nach dessen Herzen die Jäger zielen wollten.

Mit raschen Schritten bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht, er mußte, er wollte das geängstigte Thier befreien: da hörte er die Jäger nahen, er sah einen Büchsenlauf auf den Hirsch gerichtet und schloß die Augen, ehe der Schuß traf; ein Stöhnen drang an sein Ohr, und ein Krachen in den Zweigen verkündete, daß das Thier gestürzt war.

So glühend heiß ihm eben gewesen, plötzlich wurde ihm kalt, die Stirn war feucht und die Augen glühten; er strich mit der Hand über sie hin, sie waren naß.

Er schämte sich seiner Schwäche, war er nicht selbst einer der Jäger, welche soeben auf das Thier gezielt hatten! Wenn ihn jetzt einer von seinen Freunden sah, wie würde derselbe nicht lachen; er lachte selbst, aber das Lachen schnitt ihm in's Ohr — dann stieß er ein munteres „Hallo!“ aus und eilte zu den Andern hin, und niemals hatte er besser gezielt und sicherer getroffen, als gerade an diesem Tage; er war derjenige von allen Jägern, welcher die größte Beute heimführte; allein der Hirsch kam ihm nicht aus dem Sinn, er trank mehr, als es seine Gewohnheit war, und verlor eine größere Summe im Spiel, als er vertragen konnte.

Diese Nacht schlief er nur wenig, und selbst im Traume sah er die Krone des Hirsches in die Zweige verwickelt, und der Schuß und das Krachen erweckte ihn.

„Was sollte mir Böses widerfahren können, das dumme Thier lief selbst in den dichtesten Theil des Waldes hinein, was wollte es dort, der offne Weg und der Bach waren dicht dabei — mich hat die Büchse des Jägers nicht getroffen; so lange die Ehre der Compaß ist, findet man schon den rechten Weg — in drei Wochen bin ich frei, und dann will ich mich niemals mehr in ihr Garn verwickeln.“

Am nächsten Abend fand bei Kammerherrn Brandt ein Ball statt. Arenfeldt hatte für sich und seine Freunde eine Einladung erhalten.

„Sei nun recht liebenswürdig, Holmbo," sagte er, „ich habe meinen Plan nicht vergessen, Dir eine junge, hübsche und reiche Braut zu verschaffen. Unser Wirth hat eine sehr liebenswürdige Tochter, und sie bekommt eine ganze Tonne als Mitgift. Einige hunterttausend Kronen könnten Dir wieder auf die Beine helfen.

Holmbo lachte munter. „Ich glaube, Du bist aus reiner Fürsorge für mich ein wahrer Kirsten Giftekniv geworden! Nein, Arenfeldt, Geld ist ein schön Ding, aber es kann zu theuer erkauft werden; ich trachte nicht nach Fräulein Brandts Gold."

Als Arenfeldt mit seiner Jagdgesellschaft den Ballsaal betrat, waren Aller Blicke auf sie gerichtet. Sie sahen so elegant, keck und lustig aus, daß sie sofort das Interesse der Damen erregen mußten.

Als sie den Wirth und die Wirthin begrüßt hatten, trennten sie sich, nur Arenfeldt und Holmbo blieben beisammen. Der Erstere grüßte rechts und links, all die jungen Mädchen hatten ein Lächeln für ihn übrig; aber das lockte ihn nicht, er ging gerade zu seiner Cousine, Olga von Arenfeldt, hin.

Dies war eine große Brünette mit hübschen, regelmäßigen Zügen, — ein wenig kalt und zurückhaltend im Allgemeinen; aber wenn sie eifrig wurde, oder Etwas ihr Interesse in Anspruch nahm, so zog ein warmer Schimmer über den etwas zu vornehmen Ausdruck in ihrem Gesicht hin, und die Augen bekamen Leben; sie hatte niemals beim ersten Zusammensein ein Herz gewonnen; war es aber erobert, so behielt sie es auch in Besitz.

„Guten Abend, Olga! Muß ich als ein richtiger Egoist mir erst einen Tanz bei meiner hübschen Cousine sichern, ehe ich Dir meinen besten Freund vorstelle: Candidatus politices Holmbo, meine Cousine, Fräulein von Arenfeldt — ja, Ihr Beide kennt einander wohl dem Namen nach.

„Die Holmbos sind hier in der Gegend wohl bekannt," antwortete sie freundlich; sie empfand einiges Interesse für den jungen Mann, welcher der letzte männliche Descendent einer Familie war, welche stets ungetheilte Achtung genossen hatte; sie hatte nur Gutes von ihm gehört, und das strenge Ehrgefühl, welches ihn von allen Ausschweifungen und allem Leichtsinn fernhielt, hatte ihre Neugier erweckt; sie hatte Lust, den Mann kennen zu lernen, welcher sich das Ziel gesteckt hatte, das Ansehn seiner Familie zu heben und durch ernste Arbeit und Sparsamkeit sein Besitzthum von der Schuldenlast zu befreien, welche darauf ruhte.

„Mein Freund hat mir gegenüber so oft seine Cousine erwähnt, daß ich oft wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen —"

Hier unterbrach ihn Arenfeldt munter:

„Nun möchte er gern etwas recht Hübsches zu Dir sagen, Olga, aber das darf er nicht; erst muß ich meinen Tanz in Sicherheit haben; hast Du dann noch für ihn einen übrig, habe ich Nichts dagegen."

„Wie gnädig — habe ich wirklich Erlaubniß, über mich selbst zu verfügen!" Sie wandte sich lächelnd gegen Holmbo: „Die Vettern nehmen

sich immer Freiheiten heraus, und doch haben sie kein größeres Recht, als alle Andern," dann sagte sie etwas kurz: „Den zweiten Walzer habe ich für Dich aufbewahrt — ja, dann habe ich nur noch den Tischtanz übrig-sind Sie damit zufrieden, Herr Candidat Holmbo?"

„Mehr als zufrieden," erwiderte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin glücklich!"

Im selben Augenblick begann die Musik, und ihr Cavalier kam, um sie zu holen.

„Das muß ich sagen, Du hast Glück; ich bin sicher, daß sie den Tischtanz für mich aufgehoben hatte; aber dann ärgerte sie sich über meinen unschuldigen Scherz, und darum bekamst Du ihn, nur um mich zu necken, das ähnelt ihr."

„Mißgönnst Du mir mein Glück, so sollst Du zur Strafe mich einer der liebenswürdigsten jungen Damen vorstellen, welche noch den ersten Tanz frei haben, denn es war Deine Schuld, daß wir so spät herkamen."

Als Arenfeldt den zweiten Walzer mit seiner Cousine tanzte, sprachen sie die ganze Zeit von Holmbo.

„Ja, es ist hart für ihn, vor den Pflug gespannt zu werden, er ist ein geborener Edelmann, obschon er seine bürgerliche Geburt weit über unsere ererbten Güter setzt: ich glaube nicht, daß er sich mit einem adligen Mädchen verheirathen würde, wenn sie ihm auch seinen Gutshof mit Gold anfüllte; übrigens ist eine reiche Heirath der einzige Ausweg für ihn, um eine erträgliche Existenz zu erlangen; ich habe an die Tochter unseres Wirthes gedacht, sie besitzt alle die Vorzüge, welche unser Stand mit sich bringt, nur fehlt ihr das blaue Blut, auf welches er herniederblickt, ich glaube, ihr Großvater war Pferdehändler. Kannst Du ihm behilflich sein, sein Glück zu machen, so leistest Du mir wirklich einen Dienst; ich habe Holmbo von Kindheit an gekannt, er ist ein braver Junge und ein treuer Freund."

Sie ließ ihn ruhig aussprechen, dann sagte sie mit etwas sarkastischem Zug um den Mund:

„Glaubst Du, Dein braver Junge wird meine Hilfe annehmen — ja, Du hast Recht, das ist eine leichte Art, ihm finanziell wieder auf die Beine zu helfen, Fräulein Brandt hat Geld genug."

Im selben Augenblick schwebte Holmbo und Fräulein Brandt an ihnen vorbei, er tanzte vorzüglich und führte seine Dame hübsch und leicht, sodaß sie nicht unterlassen konnte, zu sagen:

„Welch' hübsches Paar!"

„Ja, nicht wahr, sie passen gut zusammen, das ist nicht schlecht von mir arrangirt."

Fräulein von Arenfeldt verfolgte Holmbo den ganzen Abend mit Neugier, sie wollte sehen, ob er den Goldvogel suchte; als aber der Walzer vorüber war, nahm er von ihr nicht mehr Notiz, als von den anderen Damen.

Sie war ein wenig verwundert darüber, daß sein und ihr Blick sich niemals trafen, sie war sich wohl bewußt, daß ihre Augen ihm folgten; aber nicht ein einziges Mal hatte er sich nach der Seite umgesehen, wo sie sich befand. Das reizte sie ein wenig, und sie gelobte sich, daß er sie nicht so völlig gleichgiltig verlassen sollte, wenn dieser Abend zu Ende war.

Holmbo war ein sehr liebenswürdiger Tischcavalier, welcher sowohl zu reden als zuzuhören verstand. Wenn er auf ihre Rede lauschte und mit ungetheilter Aufmerksamkeit jedes Wort verfolgte, was sie sagte, als wenn er wirkliches Interesse für die Themen hätte, welche sie vorbrachte, dann empfand sie eine Zufriedenheit, wie es ihr bisher nur selten widerfahren war; er gestattete ihr, durch ihre Sachkenntniß und Beredsamkeit zu glänzen, er fing jeden kleinen Witz, jede pikante Wendung auf — kurz, er ließ sie glänzen, ohne zu versuchen, sie zu überstrahlen, und doch war sie überzeugt, daß er selbst Etwas zu erzählen hatte, was werth war, angehört zu werden.

Dann kam der Tischtanz — ihr dünkte, er führe sie besser als irgend einer der anderen Herren, sie fühlte sich so sicher in seinem Arm, und als sie an diesem Abend schieden, gelobte sie sich, wenn sie einander wieder träfen, dann wollte sie zuhören, und er sollte zum Reden kommen.

Drittes Capitel.

Eines Mittags kamen die munteren Jäger weniger lärmend vom Walde heim, selbst der gute Wein vermochte nicht, sie in wirklich gute Laune zu versetzen — Whist und l'Hombre waren erst recht zu flau; Hazard mußte heran, um die Unterhaltung zu würzen.

Holmbo stand und sah den Vorbereitungen zu und hörte mit Unruhe, in welch' flotter Weise die jungen Leute von Geld und den Summen redeten, die sie bei dieser gefährlichen Zerstreuung verloren und gewonnen hatten.

Er hatte bereits mehr geopfert, als er verantworten konnte; als Mann von Ehre durfte er nur das Eine thun: er mußte laut gegen ein Spiel protestiren, welches selbst das Gesetz verbot, und wollten die Anderen keine Vernunft annehmen, dann mußte er sich ruhig zurückziehen.

Ja, wenn ich Einer der Euren wäre, würde ich mich auch nicht bedenken. Ich würde das Beispiel geben, und das würde Keinen von Euch verletzen — ja, wäre ich nur ein reicher Mann — aber jetzt, ich weiß es so gut, wenn es auch Keiner von ihnen mit klaren Worten sagen würde, so würde ihr Blick ausdrücken:

„Der arme Kerl hat für sein Geld Angst."

Im selben Augenblick wurde er aufgefordert, die Karten zu nehmen. Er wurde flammend roth, seine Hände bebten, und als er sich setzte, war er sein eigener Richter.

„Ein jämmerlicher Kerl," dachte er, war aber gleichwohl feig genug, gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

Er gewann und gewann, und seine Gegner fuhren fort, den Einsatz zu verdoppeln. Er sah mit Schrecken all' das Geld, welches sich um ihn aufhäufte, und sagte mit tiefer Verachtung zu sich selbst:

„Hättest Du diese Summe verloren, so wärst Du ruinirt."

Er wünschte, das Glück möchte sich wenden, all' das Geld, welches er nun gewonnen hatte, möchte ihm ebenso leicht entgleiten, als es in seinen Besitz gekommen war; aber der Wunsch war vergebens, er gewann immerzu.

Da erhob er sich plötzlich und sagte mit der Bestimmtheit, welche er seiner Stimme zu geben vermochte:

„Nun muß es genug sein, heute Abend habe ich Glück gehabt; aber hätte ich all' dies Geld verloren, welches ich jetzt gewommen habe, würde es mich meinen Hof gekostet haben; darum will ich lieber keinen Heller von diesem Capital besitzen, auf welches ich, gemäß meinen Principien, kein Recht habe. Ich weiß, Arenfeldt, daß Deine Cousine für ein Legat sammelt, zum Andenken an Euren alten Pfarrer, ich bitte Dich, ihr meinen Gewinn zu übergeben, dann kann dieses Geld doch wenigstens etwas Gutes wirken; nein, es hilft Nichts, zu protestiren, Du kennst mich, alter Freund, was wir Holmbos für Recht halten, davon weichen wir nicht ab."

Die anderen Spieler lehnten sich gegen diese Bestimmung auf.

„Nein, hören Sie, guter Freund," sagte Einer von ihnen, „ich sage, was Voltaire zum alten Fritz sagte: Man soll gerecht sein, ehe man edelmüthig ist; das Andenken an den Pfarrer hat Nichts mit diesem Gelde zu schaffen — wollen Sie es durchaus los sein, so geben Sie uns Revanche, nicht der Gewinnende hebt das Spiel auf; das Glücksrad kann sich drehen, und das Gold in unsere Taschen zurückrollen."

Holmbo wurde glühend roth, es war ihm, als wenn er einen Schlag bekommen hätte, und er sah auf jedem Antlitz ein Lächeln. Schnell nahm er sich zusammen und sagte mit voller Beherrschung seiner Stimme:

„Ich bin nicht gewohnt, hoch zu spielen, wir Holmbos sind arme Leute, wir haben unseren eigenen Begriff von Ehre — aber ist es Schick und Brauch, das Spiel fortzusetzen, bis einer der Verlierenden aufhört, so fangen wir von Neuem an, meine Herren!"

Und das Spiel wurde mit einer Leidenschaftlichkeit fortgesetzt, von welcher die Spielenden im Anfang keine Ahnung gehabt hatten.

Holmbo wurde von den Anderen angesteckt, er vergaß alles Andere, als er sich vom Tische erhob, hatte er nicht allein verloren, was er vorher gewonnen, sondern Alles, was er besaß.

Die meisten seiner Mitspieler hatten zuletzt weder Verlust, noch Gewinn gehabt und verloren nach und nach das Interesse für das Spiel, sodaß Einer nach dem Anderen sich zurückzog, um Zuschauer zu werden — und gegen den Schluß nur noch Drei übrig waren: der Wirth, Holmbo und Jägermeister Hervig.

Arenfeldt war der einzige Gewinnende, Hervig, ein reicher junger Mann, hatte zehntausend Kronen verloren.

Sie hatten an diesem Abend Alle viel getrunken, und Keiner von ihnen einen ganz klaren Kopf bewahrt.

Holmbo war der Erste, welcher seines Rausches Herr wurde; der Schreck über seinen großen Verlust machte ihn einigermaßen nüchtern.

Er stand mit Mühe auf, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Hände bebten.

„Ich kann das Spiel nicht fortsetzen," sagte er mit unsicherer Stimme, „wenn ich noch Etwas über das hinaus verliere, was ich bereits verloren habe, sehe ich keine Möglichkeit, es zu bezahlen, und wir Holmbos —" hier wurde er unterbrochen. Arenfeldt ergriff eifrig das Wort.

„Sage weiter Nichts, alter Kamerad, laß uns erst etwas Sodawasser trinken, dann können wir hernach das Spiel fortsetzen oder aufhören, ganz wie wir Lust haben. Es ist verdammt warm hier drinnen, laßt uns in das Cabinet umziehen, dort ist die Luft reiner."

Sie verließen Alle das Speisezimmer, aber weder die frische Luft im Cabinet, noch das Sodawasser vermochten ihre Gedanken vollständig zu klären.

Arenfeldt hatte das drückende Gefühl einer Schuld; er war es, welcher Holmbo in die Falle gelockt hatte, die sich nun über ihm schloß; er empfand den glühenden Drang, dem Unglück abzuhelfen, welches geschehen war; aber selbst in dem umnebelten Zustand, in welchem er sich befand, stand Holmbos Ehrgefühl wie ein Schreckbild vor jedem Ausweg, den sein schweres Hirn finden konnte.

„Er muß um jeden Preis sein Geld zurückhaben," dachte er; „ich bin der einzige Gewinnende, und wenn Hervig, welcher reicher ist, als ich, auch seinen Verlust wiedergewinnt, kann er keinen Zweifel hegen — — ja, ich will spielen wie ein Thor und verlieren, das ist der einzige Ausweg."

Dann goß er noch ein Glas Sodawasser hinunter und sagte munter:

„So wollen wir heute Abend nicht scheiden — Ihr Andern mögt Euch zur Ruhe legen, Ihr seht verdammt angeheitert aus; aber Holmbo, Hervig und ich wollen uns noch eine Partie Whist leisten — einen kleinen Jagdrubber, wie in unseren Knabenjahren — gewinne ich, na, dann nehme ich sein Gut — das Land ist ja bereits verloren, und Du, Hervig, sollst mir 20000 Kronen statt der 10000 bezahlen, verliere ich aber, so sind wir quitt, geht Ihr darauf ein?"

Holmbo richtete sich empor, er sah eine Möglichkeit, aus dem Unglück herauszukommen, in welches ihn seine Feigheit gebracht hatte, er sah ein, daß das steinerne Gebäude allein das Holmbo'sche Geschlecht nicht wieder emporbringen konnte, und so gab er seine Zustimmung. Hervig war ebenfalls froh; in dem angeheiterten Zustand, in welchem er sich befand, machten ein paar tausend Kronen mehr oder weniger nicht viel aus.

Sie rückten den Spieltisch in eine Ecke des Zimmers vor einen mächtigen Spiegel. Hervig und Holmbo waren Partner, Arenfeldt hatte den Strohmann.

Es ging auf und ab. Eine fieberhafte Unruhe hatte sich Holmbos bemächtigt; es wurde nicht ein überflüssiges Wort gesprochen; man hörte nur die Karten, entweder wenn sie gemischt wurden oder auf den Tisch fielen.

Da schob Arenfeldt seinen Stuhl zurück und sagte: „Grand.“

Holmbo fuhr zusammen, er war am Ausspiel, von diesem Spiel hing seine Zukunft ab — das wußte er, gewann Arenfeldt, so hatte er sein väterliches Heim verloren, und der Stolz der Holmbos ging mit dabei drauf; aber gewann er in diesem Kampf, so konnte er sich noch emporschwingen.

Hätte er nur Herz-Aß gehabt, dann konnte er seines Gegners „Grand“ nehmen; aber spielte er Herz aus, und sein Partner hatte die gewünschte Karte nicht, jedoch eine Herzkarte zum Zugeben, so war das Spiel verloren. Er bedachte sich ein wenig — nein, das war zu gewagt, so beschloß er, einen Treff auszuspielen, aber im selben Augenblick fiel sein Blick in den Spiegel gegenüber, und seines Partners Karten lagen vor ihm, er sah deutlich Herz-Aß nebst Herz-Fünf und Treff-Dame stehen — ja, nun war der Rubber gewonnen, Arenfeldt mußte „Schlemm“ werden mit seinem eigenen „Grand“.

Ein Entsetzen erfaßte ihn, er wollte die Karten fortwerfen; aber eine Macht, welche größer war, als die Forderung der Ehre, zwang ihn, sie zu behalten, und Arenfeldt sagte ein wenig ungeduldig:

„Na, zum Teufel, so spiel doch aus!“

Herz-Zwei fiel auf den Tisch — der schwache Laut erschreckte Holmbo — es war, als erwartete er einen Protest, aber Stich auf Stich wurde eingenommen. Seine Hände bebten, seine Augen brannten, er hatte ein Gefühl, als erhöbe sich das Haar auf seinem Haupte und als sprengte das Blut seine Schläfen, und als der letzte Stich eingenommen war, glitt er langsam vom Stuhl herab — er war ohnmächtig.

„Armer Kerl, diese Spannung ist zu viel für ihn gewesen, Gott sei gelobt, daß er sein Eigenthum durch ehrliches Spiel wieder gewonnen, ich brauchte nicht vorsätzlich zu verlieren, um das alte Gut loszuwerden,“ sagte Arenfeldt halblaut, während er Holmbo Wasser in's Gesicht spritzte und ein nasses Tuch um sein Handgelenk legte.

„Hilf mir, Hervig, ihn auf sein Zimmer bringen — nein, zu einer Handreichung taugst Du heut' Abend wohl nicht; na, es bedarf dessen auch nicht, er kommt schon wieder zu sich.“

Holmbo kam langsam zum Bewußtsein, er sah sich scheu im Zimmer um; als er aber den theilnehmenden Blick des Freundes bemerkte, seufzte er erleichtert auf und richtete sich mühsam empor.

„Ein kleines Unwohlsein,“ sagte Arenfeldt nachlässig; „ehrlich gesprochen — wir haben heut' Abend Alle zu viel getrunken, es wird gut sein, zur Ruhe zu kommen; schau nur Hervig an, ich glaube er ist eingeschlafen.“

Ohne weitere Worte zu wechseln, schieden sie.

Als Holmbo auf sein Zimmer hinaufkam, warf er sich völlig angekleidet auf's Bett und begrub sein Haupt in den Kissen, um das Schluchzen zu dämpfen, welches ihn durchschütterte.

„Vater, Vater, nun ist es geschehen, der Fleck ist da, er kann niemals wieder abgewaschen werden — und weiß es auch kein Anderer, als ich selbst — so ist die Ehre gebrochen, die Ehre, die Du so hoch schätztest — mein Leben ist vernichtet."

Dann drängte er das Weinen mit Gewalt zurück und richtete sich langsam empor.

„Ich habe es selbst verschuldet, ich muß es auch tragen, von nun an habe ich nur Plage und Arbeit, ich will arbeiten wie ein Pferd, bis ich ihm jeden Heller zurückbezahlt habe; das Geld, welches ich gewonnen habe, welches nicht direct mein eigener Verlust ist, das will ich nicht behalten — nicht um Alles in der Welt; aber was ich auch mit dem Geld mache — er hat es verloren, und ich habe keinen triftigen Grund, es ihm aufzuzwingen; es giebt keine Rettung, wie ich die Sache auch drehe und wende."

Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder, dann brachte ihn ein neuer Gedanke zum Stehenbleiben.

„Hervig — all' das Geld, das er wiedergewonnen hat — das habe ich auch auf meinem Gewissen — Du lieber Gott, selbst der Tod kann mich nicht erretten — ich werde als Betrüger im Grabe liegen!"

Die ganze Nacht wanderte er im Zimmer auf und nieder; erst als es im Hause lebendig wurde und Tritte auf den Treppen widerhallten und Thüren geöffnet und geschlossen wurden, entkleidete er sich und fiel in tiefen Schlaf.

Als er beim Frühstück erschien, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen; er war um Jahre älter geworden, die hübschen milden Augen, welche ihm so viel Freunde gewonnen hatten, hatten einen strengen Ausdruck angenommen, die jugendliche Geschmeidigkeit und die leichten Bewegungen, welche ihn in besonderem Grade ausgezeichnet, waren fort, seine Haltung war steifer, der frohe, muntere Humor, welcher von Arenfeldts Stirn immer die Wolken zu verjagen wußte, wie fortgeblasen und das kecke Wesen, welches ihn so gut kleidete, völlig verschwunden — er war plötzlich ein ernster Mann geworden.

Am ersten Tage bemerkte man diese Veränderung weniger, Arenfeldt meinte, sie wäre die Folge der Gemüthsbewegung, welche ihn am Tage vorher erschüttert hatte, und darum vermied er es, davon zu reden; aber als die folgenden Tage keine Aenderung brachten, wurde ihm Holmbo unverständlich, sein ganzes Benehmen war gleichsam ein Räthsel, dessen Lösung sich ständig seinen Gedanken aufdrängte und wie ein Druck auf ihm ruhte.

„Höre, alter Junge," sagte er eines Tages zu Holmbo, „ich habe Dich zum Jagdgenossen eingeladen und nicht Deinen Großvater — bist Du

krank oder hast Du vielleicht Dein Herz an eine der Schönen auf Brandts Ball verloren — na, dann verzweifle nicht — schon in unserer ersten Jugend — ja, als wir noch halbe Jungen waren, warst Du ein richtiger Mädchenhans, Alle schwärmten für Dich, vom Fräulein im hohen Rittersaale bis hinab zu der kleinen Meierin; warum solltest Du nicht jetzt, da Du ein Mann geworden bist, Deine Flamme erobern können — aber dann mußt Du wieder Du selbst werden — solch ein Stockfisch kann kein Glück haben. Selbst meine Cousine wundert sich über die Veränderung, welche mit Dir vorgegangen ist, gestern Abend wandte sie nicht die Augen von Dir — nun ist es gerade Zeit, das Glück zu ergreifen; man spricht von Dir und wundert sich, daß Du eine so große Summe für das Pfarrerlegat gegeben, man bewundert das strenge Ehrgefühl, welches Dir verbietet, im Spiel gewonnenes Geld zu behalten, und da man weiß, daß Du nicht gerade reich bist, so wächst die Achtung für Dich. Na, was hast Du zu Deiner Entschuldigung anzuführen?"

„Nichts weiter, als die Angst vor meinem grenzenlosen Leichtsinn, ich bin vor mir selbst bange geworden — ich hasse die Karten und werde sie niemals mehr anrühren, und siehst Du — ja, siehst Du, mein Freund, ich fühle das Bedürfniß, Buße zu thun und anzufangen, zu arbeiten."

„Ja, wenn der Monat um ist, aber nicht einen Tag früher. Morgen mußt Du Dich als einen der Wirthe betrachten, ich bedarf des Beistandes, es geht in keinem Falle, daß Du den gesetzten Herrn spielst, Du mußt tanzen, wie wir Andern, das sage ich Dir voraus."

Holmbo versuchte, den munteren Ton anzuschlagen, der ihm sonst eigen war:

„Ich soll also Wirth und Tanzpferd sein; verlaß Dich nur auf mich, ich werde mein Möglichstes thun."

„Auf Ehrenwort, Du hast nicht im Sinn, auszukneifen?"

„Auf —" er stockte; es war ihm nicht möglich, das Wort „Ehre" zu gebrauchen; er drängte es voll Schrecken zurück, wenn es ihm aus alter Gewohnheit in den Mund kam. „Ich werde nicht auskneifen, darauf kannst Du Dich verlassen," sagte er kurz, und verließ seinen Wirth; es hatte sich seiner eine rastlose Unruhe bemächtigt, welche ihm keinen Frieden ließ; er gehörte nicht zu denen, welche versuchen, sich selbst zu betrügen, es fiel ihm keinen Augenblick ein, seine That durch mildernde Umstände zu entschuldigen, die Sache lag klar und deutlich vor ihm:

„Du fingst mit Feigheit an und endigtest damit, ein Betrüger zu werden," dachte er; für ihn gab es keine Zwischenstation, entweder war man ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger.

Unter all' seinen Bekannten war nicht Einer, der ihm ein so strenger Richter gewesen wäre, als er es sich selbst war.

Holmbo fand darin, daß er sich des fremden Geldes, welches er gewonnen, entäußert hatte, nur eine geringe Befriedigung; am liebsten hätte

er seine Besitzung verkauft und wäre nach Amerika gegangen; aber wem sollte er das Geld geben; er wußte selbst, daß er den Muth, der erforderlich war, um Arenfeldt offen und ehrlich die Versuchung zu gestehen, welcher er unterlegen war, nicht besaß — gerade Arenfeldt, der ihm so theuer war, diesem Manne, welcher trotz seiner kleinen Neckereien ihn in Ehrensachen so hoch schätzte, seinem treuen Freunde; so jämmerlich und klein vor ihm dazustehen, war eine Demüthigung, die er nicht ertragen konnte; nein, dann war noch der Tod vorzuziehen.

Es war nicht Lust zum Leben oder Furcht vor dem Augenblick des Todes, was ihn zurückhielt, nein, trotz all' seinem Leichtsinn war er ein gläubiger Christ; er wollte sich nicht den Folgen einer schlechten That dadurch entziehen, daß er eine Sünde beging — er mußte leben und arbeiten, so viel Geld verdienen, daß er die Summe zusammenbringen konnte, deren er Arenfeldt beraubt hatte, und dann eine gelegene Stunde abwarten, um sie ihm zurückzuzahlen, vielleicht als Pathengeschenk für seinen Sohn, welchen er zu seinem Erben machen wollte.

Sein Leben lag so arm und einsam vor ihm da, mit dem Fleck auf seiner Ehre wollte er nicht die Zukunft mit einem Weibe theilen, nicht seinen Kindern ein solches Erbe hinterlassen. Die Einsamkeit konnte er ertragen, er war nicht erotisch veranlagt, aber Arenfeldts Freundschaft zu verlieren, war eine Strafe, der er sich um jeden Preis entziehen wollte.

„Soll Arenfeldt nicht errathen, daß eine Last auf meiner Brust liegt, welche ich nicht mit ihm theilen kann, so muß ich die kurze Zeit hindurch, welche ich noch gezwungen bin, hier zu weilen, der Alte bleiben; hernach kann ich dann ich selbst sein, von einem Arbeitspferd kann man keine Capriolen erwarten."

Seit diesem Tage nahm er wieder an den Zerstreuungen der Anderen Theil; nur wenn sie spielten, blieb er Zuschauer; aber trotz all' seiner Bemühung, der Alte zu sein, entdeckte Arenfeldt bald, daß seine Munterkeit erzwungen war, und oft, wenn Holmbo am heitersten erschien, ruhten des Freundes Augen fragend auf ihm; hier lag ein Räthsel vor, welches er nicht zu lösen vermochte.

Viertes Capitel.

Der Balltag begann früh; es war Lärm und Unruhe auf dem Herrnhof; die lebenslustigen jungen Jäger mit Arenfeldt an der Spitze versahen vom frühen Morgen ihre Rolle als Wirthe. Man putzte mit Kränzen und Guirlanden aus; Jeder von ihnen hatte eine kleine Ueberraschung vorzuschlagen, und obschon die meisten bei der Abstimmung durchfielen, hatten sie doch den Vorzug, den Erfinder amüsirt zu haben.

Holmbo war unermüdlich; er verband guten Geschmack mit Arrangementstalent. Ihm waren die hübschen Blumenbouquets zu verdanken,

welche am Abend mit matten Lampen erleuchtet werden sollten und die sich in dem großen Saale bezaubernd ausnahmen.

Die Treibhäuser waren mehrere Meilen in der Runde geplündert; selbst Holmbos Zimmerpflanzen waren der Scheere zum Opfer gefallen, und eine größere Kiste mit Rosen war zur Ehre des Tages aus dem Süden verschrieben.

Der Geschmack des Gärtners wurde ohne Barmherzigkeit kassirt; Holmbo mußte es übernehmen, Cotillonsbouquets zu binden, was er ausgezeichnet ausführte.

Er brauchte lange Zeit, den geschmackvoll geputzten Korb zu ordnen; aber dann war auch jede Blume zu ihrem Recht gekommen, sowohl die gelbe Rose als die rothe Anemone; jedes Blümchen hatte ein weiches Lager von Grün erhalten, und die Farben waren so sorgfältig geordnet, daß die Eine nicht die Andere störte.

Arenfeldt war entzückt über das hübsche Arrangement.

„Du hast Deinen Beruf verfehlt, Holmbo,“ sagte er lustig, „Du hättest Handelsgärtner werden sollen; Du wärst im Stande, Dina Schuldt zu ruiniren; einen hübscheren Cotillonkorb hätte selbst sie nicht liefern können.“

Sie hatten den ganzen Tag soviel zu thun, daß sie kaum mit ihrer Toilette fertig waren, als der erste Wagen vor der Thüre vorfuhr.

Die zuerst Kommenden waren junge Frauen, welche versprochen hatten, die Rolle der Wirthinnen zu übernehmen; während sie den Ballsaal mit ihren Männern betraten, warfen sie kritische Blicke um sich; sie wünschten, das Eine oder das Andere hätte gefehlt, sodaß man ihres Rathes bedurft hätte; aber mit einiger Entsagung mußten sie erklären, daß Alles hübsch und gut arrangirt wäre und die Balltoiletten sich ausgezeichnet in so geschmackvoller Umgebung ausnehmen würden. Nach und nach verbreiteten Tüll und Seide gleichsam eine luftige Wolke in den großen Sälen, und das Licht fiel über die frischen Blumen und die hübschen jungen Gesichter.

Jugend und Schönheit verbreiteten einen Duft von Poesie um sich, welcher Alle hinriß; nur Einer stand außerhalb des Zauberkreises, und das war Holmbo; ihm schien, das wäre Alles Tand, des Lebens Ernst und Schattenseiten wären mit ihm in diesen Saal eingedrungen und alle Schönheit und Jugend der Welt könnten keinen Sonnenschein über seinen Weg verbreiten; aber tanzen wollte er gleichwohl, tanzen, als wenn es keinen Kummer und kein Unglück gäbe, als wenn das ganze Leben ein Ballsaal wäre.

Arenfeldt eröffnete den Ball mit seiner Cousine.

Fräulein Brandt, die Holmbos Dame war, mußte aus dem Tanz austreten, da ein Riß in ihrem weißen Mullkleid zu repariren war; er lehnte sich gegen das Fensterbrett und schaute über die Tanzenden hin, ohne ihnen einen Gedanken zu weihen, er hörte die Musik, sah die Gestalten sich im Tacte bewegen; ab und zu streifte ihn ein leichtes Kleid oder ein flatterndes

Band, die Vorbeifliegenden setzten die Luft in schwache Bewegung; er fühlte den leichten Luftzug, erhielt aber keinen Eindruck von den Personen selbst.

Dicht bei ihm verlor eine vorüberschwebende Dame ihren Fächer, der Fall erweckte ihn, er hob ihn auf und reichte ihn ihr; sie lächelte ihm freundlich zu und tanzte weiter; er folgte ihnen mit den Augen, es war Arenfeldt und dessen Cousine.

„Welch' hübsches Paar," dachte er, „sie passen gut zusammen, möchte sie ihn nur glücklich machen, er verdient es."

Da kam Fräulein Brandt zurück, und gleich darauf trat er mit ihr in die Reihen der Tanzenden. Er hielt treu sein Gelübde, alle Verstimmung war zurückgedrängt, er war die Liebenswürdigkeit selbst.

„Höre, Holmbo, hast Du im Sinn, auf meinem Grunde zu jagen —, warum hast Du meine Cousine zum Tischtanz engagirt, Du wußtest doch daß er mir zukam."

„Habe ich Deine Cousine zum Tischtanz engagirt! Das ist mehr, als ich weiß, ich bat sie um einen Tanz, und da —"

„Ja, so hat sie ihn Dir aufzwingen müssen," sagte Arenfeldt sarkastisch.

„Fräulein von Arenfeldt zwingt Niemand einen Tanz auf; es ist vermuthlich der letzte gewesen, welchen sie noch zu vergeben hatte; ich wußte nicht einmal, daß es der Tischtanz war; Du mußt Deine Enttäuschung ertragen, ich werde die ganze Zeit von Dir reden, dessen kannst Du sicher sein."

„Du glaubst doch nicht, daß ich eifersüchtig bin; nein, ihrer bin ich sicher, ich war von Kindheit auf ihr dienstbarer Cavalier — na, der Tanz ist Dir gern gegönnt, dann engagire ich Fräulein Brandt — und dann werde ich schon dafür sorgen, daß wir vis-à-vis zu sitzen kommen."

Scheinbar vermied Arenfeldt seinen Freund, aber unbemerkt verfolgte er ihn mit den Augen und bemerkte, daß die Damen ihn auszeichneten; sie verneigten sich vor ihm und gaben ihm ihre Schleifen; seine Brust war von den bunten Bändern ganz bedeckt.

Niemals früher war soviel Notiz von ihm genommen, aber das vielbeschwingte Gerücht, daß er gespielt, gewonnen und trotz seiner Vermögenslosigkeit seinen Gewinnst für ein Legat gegeben hätte, mit dem Gelübde, niemals eine Karte anzurühren, sein strenges Ehrgefühl gewann ihm Aller Interesse.

Fräulein von Arenfeldt war an der Reihe, ihre Schleife zu vergeben; ihr Vetter trat einen Schritt aus dem Kreise heraus, um sie in Empfang zu nehmen, er war so gewöhnt, sie zu erhalten; aber ihm vertraulich zunickend, ging sie an ihm vorüber und überreichte Holmbo die Schleife. Unwillkürlich streifte sein Blick seinen Wirth, und wie er das zornige Funkeln in Arenfeldts Augen sah, hätte er ihm mit Freuden den Tanz überlassen, aber die bloße Höflichkeit erforderte, daß er ihn annahm, und so walzte er, ohne mit seiner Dame ein Wort zu wechseln, mit ihr um den Saal herum

und führte sie so schnell wie möglich auf ihren Platz zurück. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß sich Etwas zwischen ihn und seinen Wirth gedrängt hatte.

Der Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich und zerstörte ihm für die ganze Nacht das Vergnügen.

Fräulein von Arenfeldt gab sich vergebens Mühe, ihn zum Reden zu bringen, brachte es jedoch nicht weiter, als daß er ihren Worten mit Interesse folgte; aber selbst dies war zu viel für Arenfeldt.

„Ich habe ihn den ganzen Abend genau beobachtet," dachte Fräulein Olga, „er ist zu stolz und zu ehrlich, um einem Mädchen um ihres Reichthums willen den Hof zu machen; er erwies Fräulein Brandt nicht mehr, als die nothwendigste Aufmerksamkeit, und gegen mich war er eher zurückhaltend, als entgegenkommend, und ich gab ihm doch Gelegenheit genug, seine Fähigkeiten und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten; nein, sein Götze ist die Ehre."

„Ich wollte so gern in Freundschaft von Arenfeldt scheiden; später würde meine Thätigkeit uns in ganz natürlicher Weise getrennt haben; ich verstehe ihn nicht, wie kann eine so offene und ehrliche Natur so mißtrauisch sein, er sollte mich doch kennen." Hier stockte sein Gedankengang: er wußte am besten, wie ungern er haben wollte, daß sein bester Freund ihn kenne, und doch bereitete es ihm einigen Trost, daß er hier wenigstens Unrecht erlitt.

„Daß ich den Tag erleben mußte, an welchem ich eifersüchtig auf sie bin, das hätte ich niemals geglaubt, aber wer kann sich auch mit ihm messen, er hat so wenig Fehler, während ich deren vollauf habe, und sie kennt sie ebenso gut wie ich selbst. Es ist, als wenn sich Alle gegen mich verschworen hätten — man hört nur sein Loblied, und dann — ja selbst uns Männern gefällt er; aber *sie* soll er mir lassen," dachte Arenfeldt und tröstete sich damit, daß der Monat bald zu Ende war.

Als der letzte Wagen davongefahren war, standen die Freunde einander gegenüber. Einen Augenblick sah Arenfeldt Holmbo gerade in's Auge; mit einer inneren Unruhe, welche er mit Gewalt bekämpfte, hielt er diesen Blick des Freundes aus, und Arenfeldt umarmte ihn und sagte fast zärtlich:

„Alter Junge, ich habe Dir Unrecht gethan; Du hast jetzt wie immer als Mann von Ehre gehandelt; wir anderen Alltagsmenschen haben von Dir Etwas zu lernen."

Dann ging er davon.

Nicht der heftigste Tadel hätte Holmbo so tief verwunden können, wie diese Worte, und er fühlte, daß jeder Tag, welchen er noch auf dem Hofe blieb, eine Tortur für ihn werden würde. Er wünschte, er möchte Fräulein von Arenfeldt niemals mehr treffen; er wußte, daß, wenn die Eifersucht erst in einer Natur, wie die seines Freundes erweckt war, sie schwer auszurotten ist.

Fünftes Capitel.

Es hatte die ganze Nacht und den größten Theil des Morgens geschneit. Es fror stark, aber kein Triebwind hatte die weiße Masse auf einzelnen Stellen aufgethürmt; die Erde lag wie eine unberührte Schneefläche da, und jeder Baum im Walde war mit weißem Schleier angethan. An Jagd war nicht zu denken, es schien ein trauriger Tag werden zu wollen, und mit dieser ziemlich kläglichen Aussicht wuchs die Erfindungsgabe.

Einer der Herren schlug eine Schlittenpartie vor, aber der Wirth kam mit der Einwendung, seine Wagenremise wäre nur schlecht mit Schlitten versehen; es wäre wohl ein neuer und stattlicher da, aber zwei wären alt und abgenutzt; er wüßte nicht, ob sie noch gebraucht werden könnten.

Dann wurde der Verwalter heraufgerufen; er verstand es, Rath zu schaffen; alle drei Schlitten, welche das Gut besaß, könnte er in kurzer Frist in Stand setzen; in der Sattelkammer wären noch Federn und Glockenspiele, und die Haushälterin hätte sicher noch Schlittenschleier; dazu käme, daß der Pfarrer einen ganz neuen Schlitten besäße, und beim Krugwirth könnte man für Geld und gute Worte ebenfalls ein brauchbares Fuhrwerk erhalten.

Damit waren die Herren zufrieden; aber eine Schlittenpartie ohne Damen war kein Vergnügen; so vereinbarten sie, einige der zunächst wohnenden jungen Damen abzuholen, welche sicher mit Freuden die Einladung annehmen würden. —

Die Haushälterin wurde zuerst mit einem Wagen fortgesandt, welcher eine improvisirte Mittagsmahlzeit enthielt, da man sich auf die Speisekammer eines Dorfwirthshauses nicht verlassen konnte.

Nach Verlauf einiger Stunden standen alle Schlitten vor der Thür, und mit munterem Lachen, lautem Peitschenknall und lärmendem Glockenspiel setzte der kleine Zug sich in Bewegung.

An jeder Thür, wo der Schlitten hielt, nahmen sie einen weiblichen Passagier auf, und die Munterkeit stieg.

Das letzte Gut, das sie erreichten, war Rörholm, Fräulein von Arenfeldts Besitzung; hier wohnte sie mit einer alten Tante, welche die Rolle einer Beschützerin versah, da Olgas beide Eltern schon vor mehreren Jahren gestorben waren; aber trotz der alten Tante war sie Alleinherrscher auf dem Gute, sie fragte selten Jemand um Rath und handelte immer nur nach ihrem Kopf.

Gleichwohl war sie beliebt, da sie von Natur gut, liebenswürdig und sehr edelmüthig war; aber ihren Willen wollte sie haben; die Freiheit des Handelns war für sie das größte Gut, ein Gut, auf welches sie niemals verzichten würde.

Nun, es lagen nicht viel Steine auf ihrem Weg, und es waren immer genug Hände da, sie aus dem Wege zu schaffen, und sie fühlte selbst, daß es ihr nützlich sein könnte, auf einen Willen zu treffen, welcher stark genug

wäre, den ihrigen zu beugen; aber sie zweifelte, daß der Mensch schon geboren wäre, der dies vermöchte.

Nein, Wille gegen Wille hatte sie niemals Jemand gegenüber gestanden, und unter all' denjenigen, welche sich nach ihr richteten, war Arenfeldt der Fügsamste, gerade weil sie ein selbstständiges Mädchen war.

Die fünf Schlitten hielten vor der hohen Steintreppe. Der Arenfeldts war der erste, Holmbo saß an seiner Seite; er hatte von vornherein darauf verzichtet, seinen eigenen Schlitten zu fahren.

„Wenn Du es vorziehst Kutscher zu sein, bin ich bereit, an der Seite meiner Cousine zu sitzen," sagte Arenfeldt.

„Du nimmst Dich besser als Kutscher aus, außerdem ist es angenehmer, sich niederzubeugen und seiner Herzensdame hübsche Worte zuzuflüstern, als steif und stramm an ihrer Seite zu sitzen. Du kannst ruhig sein, ich werde stockstaub sein — als wenn ich mir unterwegs ein kleines Mittagsschläfchen leistete — ein schlafendes Individuum ist gleich einer Null."

Arenfeldt stieg aus dem Schlitten, um seine Cousine zur Fahrt einzuladen; gleich darauf kam er wohl zufrieden herunter und berichtete, es wären zwei fremde Damen zum Besuch da, was jedoch kein Hinderniß verursachte, da seine Cousine einen kleinen Schlitten hätte, der sogleich angespannt werden würde — „und dann brauchst Du nicht zu schlafen, mein Freund, Du wirst Kutscher sein für Olgas Gäste; meine Cousine bekomme ich für mich allein; Du siehst, ich habe Glück; das eine von den jungen Mädchen ist Fräulein Brandt, sieh nun, ihr Herz im Sturm zu erobern, sie ist es wohl werth, daß ihr die Cour gemacht wird."

„Es ist mir vollständig gleichgültig, wen ich in meinen Schlitten bekomme, selbst die Großmutter seiner teuflischen Majestät würde mich ebenso wenig erschrecken, als Fräulein Brandt mir Freude bereiten wird."

Im selben Augenblick kam Fräulein von Arenfeldt mit ihren Gästen heraus, beide Herren standen neben den Schlitten und grüßten die Damen.

„Meines Vetters Schlitten ist der bequemste; wollt Ihr darin Platz nehmen," sagte sie zu den jungen Mädchen. Arenfeldt wurde roth vor Freude, und während Holmbo den Damen in den Schlitten half, machte er einen Schritt zu dem Einspänner hin, aber die ruhige Stimme seiner Cousine hielt ihn zurück. „Ich will meinen Vetter nicht seines Fuhrwerkes berauben, wollen Sie, Herr Candidat Holmbo, mein Kutscher sein?"

Mit einem Sprung war Arenfeldt auf dem Bock, und ein gewaltiger Knall mit der Peitsche, begleitet vom Tönen des Glockenspiels, meldete Holmbo, daß sein Wirth mit seinen Damen fortgefahren war. Ohne ein Wort zu sprechen, half er Fräulein von Arenfeldt in den Schlitten; ein Gedanke, mächtiger, als alle anderen, peinigte ihn: „Nun beginnst Du ihn zu verlieren, das vergiebt er Dir niemals, und doch ist es vielleicht besser, seiner Freundschaft unverschuldet verlustig zu gehen, als aus Verachtung. Gott helfe mir, wie allein bleibe ich jetzt."

Er fuhr direct hinter Arenfeldt und sah, wie lebhaft dieser sich mit seinen Damen unterhielt. Olga schaute auch ihrem Vetter nach.

„Es war nothwendig, ich mußte ihm die Augen öffnen, ich glaube, er ist absichtlich blind; kann man denn nicht Freundschaft für einen Mann empfinden, ohne daß es mit Liebe verwechselt wird? Seine Frau werde ich nicht, warum will er mich meines Jugendgespielen berauben?“ dachte sie mit Trauer und bemerkte kaum, daß sich ihr Kutscher ganz stumm verhielt; erst als sie das Ziel ihrer Tour erreicht hatten, ein kleines, gemüthliches Wirthshaus, fiel es ihr auf, daß Holmbo zu ihr kein Wort gesagt hatte.

„Er ist böse auf mich um seines Freundes willen — ja, die Männer können einander treu sein; ich bin sicher, daß er mich beinahe haßt; nicht um Alles in der Welt würde er aus Arenfeldt's Niederlage einen Vortheil ziehen, er ist durch und durch ein Ehrenmann,“ und ein kleiner Seufzer begleitete ihre Gedanken.

Kaum hatten sie die warme Stube betreten, so begann Holmbo sich mit Fräulein Brandt zu unterhalten; er war so lebhaft und liebenswürdig, daß all' die anderen Damen auf seine Worte lauschten, und während Arenfeldt seine Pflichten als Wirth erfüllte, blickte er nach der Gruppe hin, deren Mittelpunkt sein Freund war.

„Ah, ich verstehe ihn so gut, er will mir nicht in den Weg treten, er ist eher unhöflich gegen sie, als das Gegentheil gewesen; nur aus Furcht, meine Eifersucht zu erregen, ist er so liebenswürdig gegen die kleine Brandt, aus der er sich nicht das Geringste macht, und dabei begreift er nicht einmal, daß seine Aufführung gerade der rechte Weg zu ihrem Herzen ist; er hätte kein sichereres Mittel ausfindig machen können, sie zu gewinnen, wenn er mein Todfeind gewesen wäre, — und dann — ja, dann habe ich nicht einmal einen triftigen Grund, ihn zu hassen, ich müßte ihm vielmehr dankbar sein — das peinigt mich am meisten. Hätte ich nur einen Grund — einen annehmbaren Grund, unsere alte Freundschaft aufzuheben, mich von ihm für immer zu trennen — er hat mich stets in den Schatten gestellt. Seine und Olgas Wege hätten sich niemals kreuzen dürfen — Ha, wie ich mich verachte! so niedrig hätte er nicht denken können, selbst in meinen eigenen Gedanken muß ich immer unter ihm stehen.“

Zum Trotz für die innere Unzufriedenheit war Arenfeldt ungewöhnlich munter, und die improvisirte Mahlzeit wurde unter Scherz und Lachen eingenommen; Niemand sollte ahnen, daß zum Mindesten drei der Theilnehmer gründlich verstimmt waren.

Als sie heimfuhren, war bereits die Dunkelheit eingetreten; nur der weiße Schnee leuchtete ihnen und ließ sie den Weg finden.

Am Abend litt die Jagdgesellschaft an einer gewissen Langeweile. Arenfeldt behauptete, die Damen hätten die Munterkeit mit sich genommen.

Zwei spielten Schach, ein paar von ihnen amüsirten sich mit den Zeitungen, und die Uebrigen hatten sich auf einen L'Hombre geeinigt. Es

war kalt, man hatte vergessen, den Kachelofen in der Wohnstube zu heizen, darum siedelten sie in das kleine Cabinet über, und der Spieltisch wurde vor den großen Spiegel gestellt, accurat wie an jenem Abend, als Holmbo sein Gut zurückgewonnen hatte.

Die ersten Partieen wurden ohne Unterbrechung gespielt; Arenfeldt gewann alle beide. Als die Karten zum dritten Mal gegeben waren, sah er auf, und sein Blick fiel in den großen Spiegel, welcher ihm gerade gegenüber hing. Er sah deutlich die Karten seines Partners — eine nach der anderen — er fuhr zusammen; dann wurde er sehr bleich. Er wandte sich langsam gegen Holmbo um, welcher hinter seinem Stuhl stand und gleichwie er ganz weiß im Gesicht war, selbst seine Lippen waren blutlos.

Arenfeldt erhob sich und warf die Karten auf den Tisch.

„Entschuldigt, ich vermag nicht weiter zu spielen, ein Anderer nimmt wohl meine Karten, ich fühle mich nicht ganz wohl," und mit noch einer Entschuldigung verließ er die Gesellschaft.

Holmbo blieb bis zuletzt, aber der Blick, welchen Arenfeldt ihm zugeworfen hatte, erfüllte ihn mit Schrecken.

„Ich habe Nichts gesehen — Nichts — Nichts, Niemand kann es mir beweisen — ich kann viel ertragen, aber nicht seine Verachtung — habe ich gesündigt, so werde ich furchtbar dafür gestraft — Gott helfe mir!"

Arenfeldt ging unruhig in seinem Zimmer auf und nieder.

„Ich muß mich irren, eine solche Niedrigkeit kann der Mann nicht begangen haben; ich könnte sie jedem Anderen zutrauen, nur nicht ihm — er war in großer Noth, und ich war es, der ihn in dieselbe brachte — aber dies konnte er nicht thun — seine ganze Natur würde sich dagegen erheben — unmöglich, ich muß mich irren — und doch, wie verändert war er nicht seit dem Moment, er wurde ohnmächtig, der starke Mann — und all' seine Munterkeit war fort; er ist nicht einen Tag mehr er selbst gewesen — wie er leiden mag!"

Plötzlich erhob er den Kopf, wie ein Streitroß, in seinem Blick ruhte Zorn und Verachtung:

„Und ihm soll ich weichen — sie stellt ihn so hoch über mich — ach, wie ich ihn hasse und verachte; aber er ist mein Freund gewesen, und wäre er es noch — so glaube ich nicht, daß ich ihn schonen würde — wollte er mir nur ehrlich und offen Alles gestehen — es ist menschlich, zu fehlen; aber wenn er das hohe Roß reitet, dann soll er herunter — wie sie mich verachten würde — und wie ich mich selbst verachten würde!"

Am nächsten Morgen ging Arenfeldt zu Holmbo, welcher schon früh auf war, auf's Zimmer.

„Ich habe heute Nacht nicht schlafen können, ich hatte einen unruhigen Traum; es kam mir vor, als wenn Du über mein Lager gebeugt ständest und Deinem Freunde Etwas anzuvertrauen hättest, Dich aber scheutest, es zu sagen; ich wollte Dir so gern versichern, daß, was Du auch mir anzu-

vertrauen haben könntest, es von einem Freunde würde gehört werden; siehst Du, Holmbo," sagte er weich, „es ist dieser Traum, welcher mich veranlaßt hat, Dich aufzusuchen; hast Du mir Etwas zu sagen, so thue es heute."

Holmbo stand so steif wie eine Bildsäule da.

„Sprich, und Du hast Ruhe, Alles ist diesem Leben vorzuziehen," dachte Holmbo, aber im selben Augenblick erfaßte ihn der Gedanke mit Schrecken: „Ihm vor allen Anderen muß ich es ja verbergen; was nützt es mir, wenn ich die Achtung der ganzen übrigen Welt besäße und ich hätte die seinige verloren!"

Er erhob das gesenkte Haupt und sagte mit harter, kalter Stimme:

„Was sollte ich Dir zu vertrauen haben? wir haben die letzte Zeit ja zusammen verlebt."

Arenfeld sah ihm fest in die Augen.

„Ich saß gestern Abend gegenüber dem großen Spiegel und spielte L'Hombre, accurat auf dem Platz, auf welchem Du an dem Abend saßest, da Du Deine Besitzung zurückgewannst, und der Spiegel zeigte mir die Karten meines Vis-à-vis, eine nach der andern; aber als Mann von Ehre warf ich die Karten fort. Wenn ich den Vortheil benützt hätte, den mir der Spiegel gab — na, der Arm der Gerechtigkeit hätte mich dafür ja nicht fassen können; aber trotzdem, wie würdest Du, der ja ein anerkannter Repräsentant der Ehre ist, eine solche Handlung nennen?"

Holmbo empfand einen wunderlichen Druck auf dem ganzen Körper; es war ihm, als ob er zu Boden gedrückt würde; er hatte das Gefühl, als wenn das Leben ihm plötzlich entschwand und ihn eine Lähmung ergriff — als wenn es der Tod wäre! Ach, Gott, eine solche Gnade würde ihm nicht zu Theil werden; er wußte, daß er im Begriff war, wiederum in Ohnmacht zu fallen; mit größter Anstrengung bekämpfte er diese Schwäche; nun wollte er stark sein, ein Mann sein und die Qual ertragen, welche seine eigene Handlungsweise ihm bereitet hatte. So nahm er sich denn zusammen, stützte sich auf den Tisch, an welchem er stand, und sagte mit so fester Stimme, als er es vermochte:

„Eine ehrlose Handlung!"

„Ja, dann habe ich Nichts weiter hinzuzufügen, Du hast selbst das Urtheil gesprochen. Damit das Geld nicht wie eine Last auf Dir liegen soll, will ich Dir sagen — daß ich gerade das Spiel, welches Du gewannst, im Voraus zu verlieren beschlossen hatte, und Du mich daher selbstverständlich nicht eines Hellers beraubt hast. Ich brauche Dir wohl nicht zu versichern — daß dies Alles unter uns bleibt; ich werde Dich keinem Menschen verrathen; nur habe ich zwei Bedingungen zu stellen, die erste ist: daß Du diesen Monat bis zu Ende hier bleibst, wie Du selbst versprochen hast; die zweite, weit ernstere: welches Mädchen Du auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche Du nicht einmal in Gedanken suchen darfst — selbst

wenn sie Dich liebte — und die niemals Deine Gattin werden darf. Hast Du mich verstanden?"

Holmbo neigte stumm den Kopf; es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen, und Arenfeldt entfernte sich, ohne noch Etwas zu sagen; dieser sah seinen ehemaligen Freund nicht an, fühlte aber trotzdem den schmerzlichen Blick, welcher ihm folgte.

Als er sein Zimmer erreichte, warf er sich auf eine Chaiselongue und vergrub das Gesicht in den Händen; er fühlte sich sehr müde und angegriffen.

„Ich habe das Gefühl, als wäre ich Henker gewesen; jeden Andern würde ich milder beurtheilt haben; aber daß er, der immer die Ehre auf der Zunge hatte, zu welchem wir Alle emporblickten, daß er das thun konnte — und trotzdem — hätte sie nicht solchen Gefallen an ihm gefunden — nein, aus Eifersucht habe ich nicht gehandelt; ich habe versucht, gerecht zu sein; — allein wer kann für jedes kleine Gefühl, welches sich in uns verbirgt, einstehen — na, er verliert ja nur meine Achtung und meine Freundschaft, das muß er zu ertragen sehen."

Seit der Stunde, da er über Holmbo Richter gewesen war, war vorläufig alle Eifersucht und aller Zorn wie fortgeblasen, und ein inniges Mitleid hatte den leeren Platz ausgefüllt; aber daß er genöthigt sein sollte, Mitleid mit dem zu empfinden, zu welchem er immer emporgeblickt hatte, that ihm weh, und unter allen jungen Leuten, die er kannte, war nicht Einer, welchem er die Freundschaft zu schenken wünschte, deren er Holmbo beraubt hatte.

Dieser stand an den Tisch gelehnt und starrte Arenfeldt nach, und noch lange, nachdem die Thüre sich geschlossen hatte, behielt sein Blick dieselbe Richtung; ihm war, als wenn eine eiserne Hand auf seinem Haupt ruhte, nicht ein einziger Gedanke erhellte das Dunkel, welches ihm die Zukunft verbarg.

Ein dichter Frostnebel lag über der Natur und machte den Tag düster. Langsam wandte er den Blick von der Thüre ab; es kam ihm vor, als wäre sie geöffnet worden, ohne daß er sie sich schließen sah. Er starrte nach dem Fenster hin, der Nebel lag seinen Augen so nahe, daß er nichts Anderes entdecken konnte, aber nach und nach klärten sich seine Gedanken.

„Ja, so schaut meine Zukunft aus; dichter Nebel, wohin ich auch blicke, ohne einen einzigen Lichtstrahl." Er fühlte sich so müde, so müde, blieb aber dennoch stehen und starrte in die dunkle kalte Luft hinaus. Er bemerkte nicht, daß der Nebel sich langsam hob, und erst als die Sonne über den weißen Schnee zu fallen begann und der starke Widerglanz seinen Augen weh that, sah er den Sonnenschein; und derselbe durchwärmte sein Herz und veranlaßte ihn, den Blick von der Erde zum Himmel zu erheben.

„Gott helfe mir!" sagte er innig — und dann begann er gleichsam das Leben, von dem er am liebsten Abschied genommen hätte, von Neuem.

Er ging in Gedanken jedes Wort durch, welches Arenfeldt gesprochen hatte; sie waren wie eingebrannt in sein Herz und Hirn; er hatte niemals eine Ahnung gehabt, daß ihm dieser Freund so unentbehrlich war; sich in seiner Nähe zu wissen und niemals mit ihm reden zu dürfen, für immer von ihm getrennt zu sein — das war schwer — aber seine Verachtung zu ertragen, war noch tausendmal schlimmer. Pläne, einer wilder und unvernünftiger als der andere, durchkreuzten seine Gedanken — er mußte, er wollte ihn wiedergewinnen, aber die nackte Wirklichkeit stand sogleich dem Plan zur Seite und lachte ihm höhnisch in die Augen. „Du Thor", sagte sie, „kannst Du Geschehenes ungeschehen machen! — sonst kannst Du auch Deinen verlorenen Freund nicht wiedergewinnen."

Im selben Augenblick ertönte das Jagdhorn, welches die Jäger zusammen berief; es war Lärm im Hof, die Rosse stampften den Boden, die Hunde bellten, laute Rufe der lustigen jungen Leute tönten zu ihm empor, und mitten in diesem Wirrwarr tauchte plötzlich Olga von Arenfeldt in seinen Gedanken auf — er hatte bisher für sie niemals weiteres Interesse empfunden, als für die zukünftige Gattin seines Freundes — aber nun fühlte er sein Herz so stark klopfen, als wollte es seine Brust sprengen — er gedachte der Worte Arenfeldts:

„Welches Weib Du auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche Du nicht einmal in Gedanken suchen darfst, selbst wenn sie Dich liebte."

Und er wiederholte: „selbst wenn sie Dich liebte," und er vermochte seine Gedanken nicht von ihr abzuwenden — er vergaß seine Schande — seinen Freund, Alles, um nur an sie zu denken — es war, als hätte Arenfeldts Verbot Zauberstoff enthalten und für immer die Erinnerung an dieses Weib ihm angehext; er fühlte, daß dieses keine flüchtige Idee war, welche eben so schnell entschwunden sein würde, als sie kam, nein, es war ein neuer Kampf, der auf ihn eindrang.

Da tönte das Horn wieder rufend zu ihm empor; er wußte, daß er nicht vermißt werden durfte; einen Augenblick später stand er bei seinem gesattelten Pferde, und ehe der erste Jäger auf der Landstraße dahinritt, war er mit im Gefolge.

Arenfeldt hielt sich ständig fern von ihm; Holmbo merkte es kaum, so war er von seinen Gedanken in Anspruch genommen — nur wenn die ehemaligen Freunde zufällig einander gegenüber standen, schoß ihm das Blut in die Wangen empor, und der Abgrund, welcher sie trennte, wurde ihm schmerzlich offenbar.

Es war ihm nicht möglich, einen Schuß auf das vorbeieilende Wild zu richten — er schoß seine Büchse ohne Ziel ab.

Schließlich wurde er dieses müßigen Schießens überdrüssig und ritt tiefer in den Wald hinein, von den andern Jägern fort, um sich den wechselnden Gedanken zu überlassen, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließen.

Nur noch vier Tage, dann hatte er wieder seine Freiheit.

„Nur noch vier Tage,“ wiederholte er für sich selbst — „dann vergehen vielleicht Jahre, bis ich sie wiedersehe — dann ist sie seine Gattin — möchten sie glücklich werden!“ Aber selbst der Gedanke an ihr Glück enthielt so viel Schmerzliches, daß er mit Entsetzen fühlte, welche Macht dieses Weib über ihn gewonnen hatte, welchem er sich nur in Gedanken nähern durfte und das ihm gleichwohl stets folgte.

„Es sind nicht meine Gedanken, die sie suchen — ihr Bild verfolgt mich wie ein Zwang, von dem ich mich nicht befreien kann: — ich habe früher so viel vom freien Willen gesprochen — Du lieber Gott — der meine ist gebunden, ich muß gegen meinen Willen an sie denken — sie ist stärker als ich.“

Arenfeldt vermißte Holmbo; er sah sich nach allen Seiten um; aber er fand ihn nicht unter den zerstreuten Jägern. Was war aus ihm geworden? Ein angsterregender Gedanke beschlich ihn, wie, wenn er zu schwach gewesen wäre, die Bürde von Schande, welche nun auf ihm ruhte, zu tragen!

„Ich hätte nachsichtiger sein sollen, ich hätte meine traurige Entdeckung für mich behalten können — und nach und nach mich von ihm zurückziehen; ist ein Unglück geschehen, so habe ich mein Theil Verantwortung zu tragen — nein, nein, das thut er nicht, einen solchen Kummer würde er nicht über mich bringen; trotz Allem, was geschehen ist, liebt er mich und ist vielleicht besser, als viele Andere, welche niemals wie er hätten handeln können — und außerdem — er ist ein gläubiger Christ, er wird nicht einen Fehler dadurch sühnen, daß er ein Verbrechen begeht — nein, das könnte Holmbo nicht thun.“

Gleichwohl hatte er keine Ruhe; er schlich sich ungesehen von den Andern fort und drang durch das dichte Gebüsch, um schneller auf die Landstraße hinauszukommmen.

Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, als er Holmbo langsam mit schlaffem Zügel, sichtbar in tiefen Gedanken, angeritten kommen sah.

„Da ist er; wie wunderlich er aussieht! er ist so von seinen Gedanken in Anspruch genommen, daß ringsum Alles für ihn todt ist; das Pferd geht seinen eigenen Weg, nun dreht es gegen „Höjgaard“ um; es will heim; er merkt es nicht.“

Im selben Augenblick kam ein Reiter aus dem Walde heraus.

„Holla, Holmbo, wo willst Du hin? Hast Du nicht einen Hasen gesehen? ein prächtiges Exemplar, mein Schuß hat ihn getroffen; aber plötzlich verschwand das Thier; es muß hier vorbei gekommen sein.“

Arenfeldt hatte eine Blutspur in dem weißen Schnee bemerkt, welche den Weg anzeigte, den der angeschossene Hase genommen hatte.

„Hier ist der Flüchtling,“ sagte er, „der hat genug bekommen,“ und er hob das todte Thier auf.

„Warst Du auf dem Heimweg, Holmbo?“ fragte der Jäger verwundert.

„Ich bin nicht ganz wohl,“ antwortete dieser.

„Reite nur heim, Du siehst auf Ehre aus, als hättest Du Grillen verspeist; die Krankheit ist ansteckend; sie raubt Einem den Humor, na, gute Besserung.“

Arenfeldt wiederholte mechanisch:

„Gute Besserung!“

Als Holmbo nach „Höjgaard“ zurückkam, dachte er erst daran, sich zu Bett zu legen, dann war er sie Alle los und rettete einige Stunden, in denen er er selbst sein konnte; aber im Bett Frieden zu finden, war auch unmöglich, seine Gedanken peinigten ihn unaufhörlich, und die Rolle des Simulanten paßte nicht für ihn.

„Ich bin niemals gesünder gewesen, als gerade heute; ich könnte mir eine ordentliche Krankheit wünschen, welche mich so vollständig niederwerfen würde, daß mein Denken todt wäre; ich bin so müde, zu denken; ich bin sicher, daß selbst der Schlaf mich keine Ruhe finden lassen wird; Träume werden mich plagen: nur eines kann mir helfen — das ist die Arbeit, gewöhnliche körperliche Arbeit — ja, ich will arbeiten vom Aufstehen bis zum Schlafengehen und nicht denken, nur nicht denken.“

Er führte ein wunderliches Leben als Gast. Wenn Andere zugegen waren, sprach Arenfeldt zu ihm accurat wie früher, aber standen sie plötzlich einander ohne Zeugen gegenüber, so ging Jeder wie auf Verabredung seines Wegs.

Der Kampf, welchen es Holmbo kostete, frei und ungenirt zu reden, als wenn Nichts geschehen wäre — war eine Tortur für ihn, und er sah mit Sehnsucht der Stunde entgegen, da er sich in der Einsamkeit seines Heims verbergen konnte.

Den letzten Tag, den er auf „Höjgaard“ zubrachte, waren sie zum Mittag bei Fräulein von Arenfeldt geladen. Holmbo wollte sich mit einem Unwohlsein entschuldigen; aber sein Wirth ging dicht zu ihm hin und sagte mit einer Stimme, welche vor unterdrückter Leidenschaft, vermischt mit Zorn, bebte:

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich Dich fürchte? Es ist mein Wunsch, daß Du mitkommst,“ und laut fügte er hinzu: „Du kennst noch nicht Tante Male; sie ist eine vortreffliche alte Dame, welche meine Cousine hoch schätzt — sie ist die Tante Aller; mit geringer Mühe kannst Du sie dahin bringen, daß sie auch die Deinige wird. Sie führt das Haus von Fräulein von Arenfeldt.“

Holmbo und Arenfeldt betraten zusammen den Gesellschaftssaal; über dem Ersteren ruhte ein Schimmer von Melancholie, die es ihm unmöglich war abzuschütteln, Arenfeldt dagegen war froh und muthig — er verstand es besser, die drückende Bürde von sich zu werfen.

„Es ist das erste Mal, daß Sie hier im Hause zu Gast sind, Herr Candidat Holmbo,“ sagte die junge Wirthin freundlich, „Sie werden immer willkommen sein, wenn Sie meinen Vetter hierher begleiten.“

Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre zum Speisezimmer. Sie nahm seinen Arm und bat Arenfeldt, ihre Tante zu Tische zu führen.

Es war Nichts dagegen einzuwenden; ihr Vetter hatte es erwartet, und doch war es eine Enttäuschung für ihn.

Es war eine langweilige Gesellschaft; das Essen war vortrefflich, aber der Humor nicht sonderlich. Arenfeldt verlor seine Cousine nicht aus den Augen, und mit einem wunderlichen Gefühl der Unruhe ruhte sein Blick ab und zu auf ihrem Tischcavalier; Holmbo hatte Etwas an sich, was er nicht kannte, ein Feuer in seinen Augen, welches ihm fremd war. Es wurden nicht viel Worte zwischen ihm und ihr gewechselt; aber jedes Mal, wenn sie Etwas sagte, stieg ihm das Blut zu Kopf, und was er antwortete, war oft dumm und ungeschickt; es sah ihm gar nicht ähnlich.

„Wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß sie ihm ganz gleichgiltig ist, so wollte ich schwören, daß er verliebt ist, verliebt wie ein blöder Schuljunge — ich bin ja verrückt, daß ich nur daran denken kann; er hat andere Dinge wahrzunehmen — und er wird sein Wort halten; aber schwer würde es halten, einen langweiligeren Tischcavalier ausfindig zu machen.

Er vergaß, daß er an diesem Abend selbst ein langweiliger Tischnachbar war, welcher nicht ein Wort mit seiner Tischdame gesprochen hatte; ein anderer Herr hatte ihr Glas mit Wein versehen müssen.

Später am Abend sagte Fräulein von Arenfeldt laut zu Holmbo:

„Ich wollte gern mit Ihnen von der Verwendung der Summe reden, welche Sie zu dem Legat geschenkt haben, welches ich sammle.“

Ihr Vetter hörte die gleichgiltigen Worte, und er, der früher keinen Argwohn gekannt hatte, grübelte, was sie ihm wohl von dem Gelde sagen würde, welches er ohne alle Bedingungen zu ihrem Pfarrerlegate gegeben hatte; sie mußte einen Grund haben, mit Holmbo eine Unterredung zu suchen: wie gern wollte er nicht ein ungesehener Zuhörer sein.

Unzufrieden mit ihr und der ganzen Welt, zog er sich in ein kleines Cabinet zurück, welches den Salon vom Speisezimmer trennte. Er rollte das Rouleau empor und starrte in den finsteren Abend hinaus; die hohen Blattpflanzen, welche in Gruppen arrangirt waren, verbargen ihn.

Das Cabinet stand leer, ab und zu kam der Eine oder Andere hinein — theils um es als Durchgang zu benützen, oder auch, um ungestört einige Worte mit einem Bekannten reden zu können. Arenfeldt achtete nicht auf das, was dort gesprochen wurde, so sehr war er von seinen eigenen unruhigen Gedanken in Anspruch genommen.

„Das kann man eine Unterredung mit Hindernissen nennen,“ sagte eine klare Stimme, welche ihn plötzlich erweckte, „ich glaubte schon, wir würden niemals das Cabinet erreichen; Sie sehen, eine Wirthin ist eine

wichtige Person. Na, hier ist gerade auch nicht viel Ruhe; aber, da Jedermann hören kann, wovon wir reden, thut es Nichts zur Sache. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß zweitausend Kronen eine große Summe sind, aus welcher wir zwei Legatportionen machen können, jede zu vierzig Kronen. Ich finde es nur gerechtfertigt, Ihnen ein Bestimmungsrecht einzuräumen, wer das Geld erhalten soll."

„Keinesfalls, Fräulein von Arenfeldt, der oder diejenigen, welche die anderen Legate vergeben, mögen auch über diese beiden bestimmen; ich habe kein Recht dazu; nur würde es mich freuen, wenn Bauern von Arenfeldts Gut bevorzugt werden möchten."

„Ich kann weder, noch will ich Ihren Protest gutheißen — wenn die Zeit kommt, werde ich mir Ihre Entscheidung erbitten — mein Vetter hat Ihnen vielleicht erzählt, daß ich einen Willen habe."

Es entstand eine kleine Pause, welche für Beide peinlich war — sie sah ihm fest in's Auge, als wollte sie darin seine Gedanken lesen — auch sie fühlte, daß der Holmbo, welchen sie das erste Mal sah, und der, welcher vor ihr stand, zwei verschiedene Menschen waren — der eine ein lebensfroher Jüngling, welcher erst das Leben kennen lernen sollte, aber vollauf Kraft und Lebenshoffnung besaß — der andere mit einem Schatten von Trauer und Lebensüberdruß über sich, welchen er trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte — und doch fühlte sie, daß der letztere ihr weit näher gekommen war, als es dem ersteren jemals hätte gelingen können.

Er senkte sein Auge vor ihrem prüfenden Blick — als gäbe es Etwas, was er verbergen wollte — aber es war zu spät — sie wurde roth und unsicher — und doch bereitete das, was sie in seinen Augen entdeckt hatte, ihr Freude — es brachte ihr Herz dazu, mit starken Schlägen zu pochen.

Er fühlte, wie gefährlich die Pause war, und sagte mit sichtlicher Anstrengung: „Morgen verlasse ich Höjgaard und nehme für vorläufig von meinem alten Umgangskreis Abschied — selbst von Ihrem Vetter; ich beabsichtige, mich völlig der Arbeit zu widmen, was ich bereits gleich nach meinem Examen hätte thun sollen; ich folgte Arenfeldt hierher nur als Gast, weil ich meiner selbst so thöricht sicher war, ich glaubte, Nichts könne die Festigkeit erschüttern, welche für mich so nothwendig war; aber Hochmuth kommt vor dem Fall, sagt ein altes Sprichwort, ich habe gespielt und habe den Glauben an meine eigene Stärke verloren, und darum will ich mich nicht mehr der Versuchung aussetzen."

„Sie sind allzu bescheiden. Sie gehen ja doch als Sieger aus dem Kampfe hervor; aber wenn man ein so strenges Ehrgefühl zum Compaß hat, so können wohl keine großen Abirrungen vorkommen."

Ein schmerzliches Zucken ging über Holmbos Gesicht hin; er wollte protestiren, vermochte aber kein Wort hervorzubringen. Arenfeldt war aus der Pflanzengruppe herausgetreten und stand nun vor ihnen; er sah den schmerzlichen Ausdruck in seinem Gesicht und dachte:

„Er ist doch ein braver Kerl!"

„Ehre," sagte Holmbo wehmüthig — sie unterbrach ihn aber.

„Versuchen Sie nicht, sich selbst zu verleumden, wir haben einen gemeinsamen Freund, der mich Sie kennen gelehrt hat — denn gleichwie mein Vetter Ihr bester Freund ist, ist er auch der meinige."

„Ja, ich weiß es, er liebt Sie sehr, das habe ich seit mehreren Jahren gewußt."

„Liebe und Freundschaft ist Zweierlei; Adolph ist mir theuer als Freund, aber er wäre der Letzte, den ich zum Mann wählen würde."

„Der Letzte! Dann kennen Sie ihn nicht; es giebt keinen Mann, welchem ein Weib ruhiger ihre Zukunft anvertrauen könnte; er ist der edelmüthigste Mensch, den ich gekannt habe."

„Ist er das!" sagte sie mit einem Lächeln, und während sie fortfuhr, ruhte ihr Auge forschend auf ihm — „es ist leicht, seinen Freund zu rühmen und seine guten Seiten hervorzuheben, wenn man selbst ein kaltes Herz hat — Liebe ist Nichts für Sie, Sie können sich mit Freundschaft begnügen."

Holmbo fuhr auf, als wäre er von einer Waffe getroffen; sein Blick wurde feurig, und die Hand, welche er auf den Stuhl stützte, auf dem er gesessen, erbebte:

„Kann ich das!" sagte er dann so leise, daß sie es kaum hören konnte; dann beeilte er sich hinzuzufügen: „Liebe ist Luxus für mich, ja, ich habe selbst nicht die Mittel, für die Freundschaft zu leben; der Arbeit muß ich mich weihen, und ihrer bedarf ich jetzt auch."

Arenfeldt war weiter in's Zimmer vorgeschritten, sein Blick hatte sich von Holmbos Antlitz nicht abgewendet; er hatte darin wie in einem offenen Buche gelesen; jetzt wußte er, daß sein ehemaliger Freund das Weib liebte, dem mit Liebe sich zu nähern er ihm verboten hatte, und er war davon überzeugt, daß seine Cousine dieses Gefühl erwiderte, daß sie ihm zu verstehen gegeben hatte, er thäte seinem Freunde kein Unrecht, wenn er sich um sie bewürbe.

Er fühlte, daß Holmbo correct gehandelt und er ihm Nichts vorzuwerfen hatte, und dennoch war er nahe daran, ihn zu hassen, und trat schnell hervor, um dem tête-à-tête ein Ende zu machen. Fräulein von Arenfeldt sah an dem zornigen Leuchten in seinen Augen, daß er Zeuge ihres Gespräches gewesen. —

Als Holmbo am Abend seinen Koffer packte, war eine gewisse Zufriedenheit über ihn gekommen, welche er nicht zu dämpfen vermochte — und wo er seine Gedanken auch hinzwang, immer kehrten sie zu denselben Worten zurück: „Er wäre der Letzte, den ich zum Manne wählen würde."

Ja, war er dessen sicher, daß er selbst auf die, die er liebte, verzichten mußte — so mochte Arenfeldt sein Schicksal theilen.

Was würde er dafür gegeben haben, wenn der letzte Monat aus seinem Leben ausgelöscht wäre; wenn er sich ihr frank und frei hätte nähern können — aber nun war er gezwungen, auf die Liebe zu verzichten — am nächsten Morgen wollte er auch der Freundschaft Lebewohl sagen; dann hatte er die Strafe für seine Feigheit erhalten, und nun, da seine Zukunft verspielt war, empfand er Mitleid mit sich selbst.

„Ich habe das Gefühl, als wenn nicht ich es war, welcher die unselige Karte ausspielte, als wenn eine fremde Macht mich dazu zwang; ich finde niemals wieder Frieden, bevor nicht Arenfeldt das Gut übernommen hat; noch darf ich mit ihm nicht davon reden — aber später —“

Früh am nächsten Morgen wollte er Höjgaard verlassen; er hatte bereits von den übrigen Gästen Abschied genommen, nur Arenfeldt war noch übrig, und er dachte mit Grauen an die Trennung zwischen ihnen. Er wußte bestimmt, daß sein Wirth droben sein würde, und dann waren sie allein — Arenfeldt mit all' der Bitterkeit, welche getäuschte Liebe und getäuschtes Vertrauen mit sich bringen kann, und er selbst mit dem noch bittereren Schamgefühl.

Wie gewöhnlich bekam er seinen Thee auf sein Zimmer hinauf; der Wagen hielt vor der Thür, und der Diener hatte seinen Koffer hinuntergetragen. Er ging auf die Treppe hinaus, dort stand sein Wirth; seine Züge waren so kalt und hart, daß die warmen Worte, welche Holmbo auf den Lippen brannten, erstarrten; er sah zu Arenfeldt mit den freundlichen guten Augen empor, welche so oft liebevoll auf ihm geruht hatten, wagte aber nicht, ihm die Hand entgegenzustrecken, aus Furcht, sie möchte nicht angenommen werden — und selbst in dieser Stunde, da er sich so schmerzlich gedemüthigt fühlte, liebte er den strengen Wirth; er wußte, daß Eifersucht ihn so hart gemacht hatte.

„Lebe wohl, Arenfeldt — Dank für entschwundene Zeit — alte Tage kehren niemals wieder.“

Er wandte sich, um zu gehen, aber im selben Moment stand sein Wirth an seiner Seite und streckte ihm die Hand entgegen.

„Alte Tage kommen nicht zurück; aber wir werden oft an sie denken,“ sagte er fast zärtlich und begleitete ihn zum Wagen hinaus, und so lange er denselben erblicken konnte, starrte er ihm nach; aber Holmbo sah sich nicht ein einziges Mal um.

Als Arenfeldt auf sein Zimmer hinaufkam, verbarg er sein Gesicht in einen Händen und brach in Thränen aus; es war das erste Mal, daß er geweint hatte, seit seinen Kinderjahren.

„Das war der Abschiedsgruß an die Jugend, nun muß ich ein Mann sein und entgegennehmen, was das Leben bringt — ich gehöre nicht zu denjenigen, welche Brücken bauen über Abgründe, dazu sind stärkere Hände nöthig — armer Holmbo, Gott sei mit ihm, er hat ja den Glauben an eine Vorsehung, er ist reicher als ich.“

Sechstes Capitel.

Mit einem wunderlich scheuen Gefühl näherte sich Holmbo seinem Heim. Seine Dienstleute gehörten noch der Zeit seiner Eltern an, er wußte, daß sie ihn mit Liebe empfangen würden; die Haushälterin war sein Kindermädchen gewesen, auf den Knieen des Verwalters hatte er seinen ersten Reitunterricht erhalten, alle Kindheitserinnerungen knüpften sich an diese getreuen Menschen, und er wußte, daß er kein Recht mehr auf ihre Bewunderung und Liebe hatte.

Die Alten standen beide an der Thür, um ihn zu empfangen. Ein festlich gedeckter Frühstückstisch war in der Bibliothek, seinem Lieblingszimmer, arrangirt.

Jede andere Stelle würde er vorgezogen haben. Das große Zimmer trug ein ernstes Gepräge; alle seine Vorväter hingen Seite an Seite an den Wänden; überall Erinnerungen und Forderungen. Ihn dünkte, all' die vielen Augen der Portraits folgten ihm, wo er stand und saß; er hatte nicht den Muth, sich im Zimmer umzusehen, und dann erinnerte er sich plötzlich eines alten Liedes, welches seine Mutter ihm in der Kindheit vorgesungen hatte, von Agnete und dem Meermann — es war ihm, als hörte er die Kirchenglocken läuten; er verstand die Sehnsucht, welche sie vom Meeresgrunde emportrieb, und ihn dünkte, er hörte seine Mutter mit wehmüthiger Stimme singen:

„Agnete trat zur Kirche herein,
Und all' die Bilder wandten sich um."

Aber hier in der Bildergalerie war gerade das Gegentheil der Fall, alle Bilder starrten ihn an, als wollten sie ihn zur Rechenschaft ziehen und ihn fragen, was er mit der Ehre der Holmbos gemacht hätte.

„Hier ist allzuviel Raum für einen einsamen Mann," sagte er mit erzwungenem Scherz, „wie könnt Ihr verschwenderischen Leute glauben, daß wir die Mittel haben, die Bibliothek zu erheizen — die Bücher werden ja die meiste Wärme verschlingen; in Zukunft will ich mich in der kleinen Wohnstube aufhalten, welche Mutter so gern hatte," und in Gedanken fügte er hinzu: „Mutter wird mich anerkennen, was auch geschehen ist, sie liebte ihren Jungen."

Am nächsten Tage begann der Wald zu fallen; er empfand eine schmerzliche Freude bei jedem Opfer, welches er brachte.

Er arbeitete selbst mit, und wenn er sich des Abends zu Bett legte, war er so müde, daß das Denken nicht Macht über ihn bekam, und der Schlaf kam schwer und betäubend, frei von allen Träumen.

Der alte Verwalter ging an seiner Seite in den Wald; er kannte seinen jungen Herrn nicht mehr wieder, es kam ihm beinahe vor, als wäre er ein alternder Mann, der arbeitete und arbeitete, als hätte er Jugendhoffnung und Jugendmuth verloren; was war ihm nur widerfahren? Das war eine Frage, die er sich ständig wiederholte.

Nach und nach gewöhnte sich Holmbo an die Arbeit, sie betäubte ihn nicht mehr, sie stärkte ihn eher; die Müdigkeit schwand, und der Gedanke bekam neuen Spielraum, und mit dem Denken kam die Sehnsucht und das Vermissen.

Er hatte gehört, daß Arenfeldt nach Kopenhagen zurückgereist wäre; das war eine Erleichterung für ihn, und gleichwohl war er ihm beinahe theurer, als jemals — aber er fürchtete sich, mit ihm zusammenzutreffen.

Olga von Arenfeldt weilte immer in seinen Gedanken; er wußte, daß sie Interesse für ihn empfand, ja mehr als Interesse. Die Erinnerung an sie war ihm nicht peinlich, sie wußte Nichts von seinem Fall, und ihre Gedanken begegneten sich vielleicht oft — wer weiß, ob sie nicht gerade in diesem Augenblick an ihn dachte.

Wie gern wollte er sie nicht sehen — nur noch ein einziges Mal — Arenfeldt war ja fortgereist; seine Cousine ging jeden Sonntag in die Kirche; es konnte doch keine Sünde sein, seine Andacht gerade in der Kirche zu verrichten, in welcher sie betete. Er entsann sich, droben bei der Orgel einen Stuhl gesehen zu haben, von dem aus man die ganze Kirche übersehen könnte, ohne selbst gesehen zu werden; wie, wenn er dort hinauf ging! Er konnte so früh kommen, ehe noch Jemand da wäre, und dann könnte er sich verborgen halten, bis Alle die Kirche verlassen hätten. Diese Gedanken verfolgten ihn und ließen ihm keine Ruhe.

Am nächsten Sonntag war er früh auf, er hatte fast zwei Meilen zu gehen, ehe er die Kirche erreichte. Er wollte nicht fahren, da er wußte, daß ein fremder Wagen in einem Dorf sofort Aufsehen erregt.

Die Kirche lag auf einem Hügel; man konnte sie aus weiter Ferne erblicken; einzelne Bäume umgaben sie, und der Kirchhof mit einer Menge kleinen Buschwerkes lag unterhalb derselben.

Es war im März. Der Nachtfrost hielt das Gras und die jungen Schößlinge noch zurück; aber der Saft war in allen Bäumen emporgestiegen und verlieh ihnen einen frischen, grünen Schimmer, welcher von einem gährenden Leben kündete, welches nun im Begriff war auszubrechen — nur ein wenig Wärme, ein wenig Sonnenschein, und der Frühling würde seinen Einzug halten, Gras und Keime würden hervorströmen, und Büsche und Bäume sich mit des Frühlings lichtem, luftigem Gewande bekleiden.

Der frühe Morgen war trübe und feucht gewesen, als aber Holmbo den Kirchberg emporstieg, kam ein Leuchten über die Gegend; es war, als ob die Wolken sich höben, als ob die Natur größer würde und Sonnenschein leicht und strahlend über den Frühlingsdurchbruch fiel, voll von Versprechungen für die Zukunft.

Im selben Augenblick begann die Orgel ihre feierlichen Töne zu ihm hinauszusenden, und er beschleunigte seine Schritte; er war nämlich später angelangt, als er erwartet hatte, und die Kirche war schon beinahe voll.

Er kam zwar unbemerkt zur Orgel hinauf, allein der Stuhl, den er zu finden gehofft hatte, war bereits besetzt.

Der lange Weg und die düsteren Gedanken hatten ihn müde gemacht; er stützte sich an einen der Pfeiler, welche das Kirchendach trugen, und starrte in den Raum hinein. Der Herrschaftsstuhl war zu seiner Enttäuschung leer; aber nach und nach ergriff ihn der Psalmgesang, und ohne daß er es selbst wußte, nahm er daran Theil.

Er hatte eine hübsche, starke Stimme, welche in die Kirche hinaustönte, und alle Augen forschten, woher sie kam.

Im selben Augenblick traten Fräulein von Arenfeldt und ihre Tante herein.

Die Stimme war nicht in der Pfarre heimisch, das hörten sie sogleich; Olga's Augen folgten dem Blick der Anderen empor zur Orgel — dort stand er, an welchen sie gerade dachte, an einen der grauen Pfeiler gelehnt, aufrecht da und ahnte nicht, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren.

Sie setzte sich mit dem Rücken gegen den Altar und konnte sich von der hohen, schlanken Gestalt nicht losreißen — wie bleich und mager er geworden war, wie der Kummer deutlich in den ausdrucksvollen Zügen geschrieben stand.

„Was ist das nur für ein Kummer, der ihn niederdrückt? Geldmangel kann auf ihn keinen solchen Einfluß ausüben; er war froh und muthig, als ich ihn das erste Mal sah — wie, wenn es —“ hier unterbrach sie ihren Gedankengang, und eine glühende Röthe stieg in ihren Wangen empor — „ja, darüber konnte kein Zweifel obwalten, er liebte sie, wollte aber nicht der Nebenbuhler seines Freundes sein; bei ihm ist die Freundschaft stärker als selbst die Liebe, dachte sie mit einem Seufzer.

Der Psalm war zu Ende, die Orgel verstummte, der Pfarrer stand auf der Kanzel.

Fräulein von Arenfeldts Tante gab ihr einen kleinen freundschaftlichen Puff, um sie zu veranlassen, sich auf die entgegengesetzte Bank zu setzen; aber sie war ganz unempfänglich für alle Winke und fuhr fort, zur Orgel emporzustarren.

Holmbo richtete sich auf, trat einen Schritt vor, um in die Kirche hinabzuschauen, und seine Augen begegneten den ihren; er wollte sich zurückziehen, aber es war zu spät; ohne sich zu bedenken, hatte Olga von Arenfeldt das Haupt geneigt und ihm ein kleines Lächeln zugesandt; er mußte den Gruß erwidern, bereute aber seine Unvorsichtigkeit. Er wollte sie um keinen Preis nach dem Gottesdienst aufsuchen, um mit ihr gerade jetzt zu reden, da Arenfeldt fortgereist war, und langsam trat er zurück und schlich sich aus der Kirche heraus, um so schnell wie möglich heimzugehen.

Aber seit dem Tage wurde ihm die Einsamkeit drückend, und er begann, sich nach der Welt zu sehnen, der zu entsagen er sich vorgenommen hatte. Er war nicht allein mit sich selbst unzufrieden, sondern auch mit

allen Anderen, und der Gedanke drängte sich ihm auf, daß seine Strafe allzu streng wäre im Verhältniß zur Schuld, und ein bitteres Gefühl gegen Arenfeldt beschlich ihn und ließ ihm keine Ruhe.

„Wenn er an meiner Stelle wäre — ich würde ihm ein milderer Richter gewesen sein; ich würde ihn gestützt und ihm geholfen haben — — aber er verstieß mich ohne Barmherzigkeit, das war grausam!“

Diese Unzufriedenheit mit der Außenwelt wuchs von Tage zu Tage; es fehlte nicht viel, so sah er sich selbst für einen Märtyrer an, aber gerade zu der Zeit, da er seine That am allermildesten beurtheilte, ging eine Reaction in ihm vor; plötzlich wurde es ihm klar, daß seine Moral schlaff wurde; das einsame, in sich gekehrte Leben mit hoffnungsloser Freundschaft und hoffnungsloser Liebe war so weit davon entfernt, seinen Muth und seine Willenskraft aufzurichten, seine Gedanken zu klären und ihn stark zum Kampfe zu machen, daß es ihn eher erschlaffte und ihn lebensmüde machte; er strebte nicht mehr, vorwärts zu kommen, sondern seine Gedanken eilten nur in die Vergangenheit zurück und verweilten mit qualvoller Klarheit bei dem, was er verloren hatte; er fühlte, wenn er dieses Leben weiter führte, ging er zu Grunde. Der Betrieb des kleinen Gutes konnte nicht seine ganze Zeit ausfüllen, und die Arbeit vermochte ihn niemals so weit zu bringen, daß er in seinen eigenen Augen schuldfrei werden konnte, nein, er mußte seine Schiffe verbrennen und seinen Weg von vorn beginnen.

Dann schrieb er einen Brief an Arenfeldt und erzählte ihm Alles, was er gelitten hatte; er verbarg nicht einen Gedanken vor ihm, jede kleine Schwachheit, welche ihn verlockt hatte, legte er klar und offen dar und schloß mit der Bitte, ihm das Gut als Abschlagszahlung auf die Schuld abzunehmen, deretwegen er niemals Frieden finden würde, ehe sie bezahlt war.

„Das Leben, das ich führe, tödtet mich zollweise, geistig und körperlich,“ schrieb er, „mein Denken wird unklar, meine Moral erschlafft, ich muß fort von dem Allen und ein neues Leben beginnen — darum bitte ich Dich, zum Andenken an unsere Freundschaft meine kleine Besitzung anzunehmen. Ich habe soviel Capital in baarem Gelde, daß Du um meinetwillen nicht unruhig zu sein brauchst; ich kann Amerika erreichen und habe dann noch so viel übrig, daß ich drüben eine Stellung suchen kann; ich bin genügsam und bereit, jede Arbeit zu übernehmen, die sich mir bieten würde, und erlebe ich den Tag, da ich selbst meine Geldschuld an Dich als gedeckt betrachten kann, so will ich eine neue Laufbahn beginnen als ein freier Mann; aber meine Freundschaft und meine Liebe lasse ich in meinem lieben, alten Heim zurück.“

Er fand keine Ruhe, bis der Brief zur Post gebracht war, und die Spannung, in welcher er umherging, bis Arenfeldts Nachricht da sein konnte, machte ihn ganz krank; er vermochte des Nachts nicht zu schlafen, sondern ging stundenlang im Zimmer auf und nieder.

Der letzte Baum in seinem Walde war gefallen, es war eine mächtige Eiche; in ihrer dicken Rinde hatten die jungen Holmbos seit vielen Generationen ihre Namen eingeschnitten; der seinige war der letzte gewesen — bei diesem Gedanken verweilte er mit Wehmuth, er würde keinen Sohn hinterlassen, dessen Bild in der alten Bibliothek neben dem seinigen Platz finden würde.

Obschon er sich nach dem Aufbruch wie nach einem neuen Leben sehnte, bedrückte ihn doch ständig ein wehmüthiges Gefühl; das Alte und das Neue konnten einander noch nicht die Hand reichen.

Er saß und wartete auf die Ankunft des Postboten; er war sicher, daß Arenfeldt ihm sogleich antworten würde, und war keine Zeit verloren gegangen, so mußte der Brief nun unterwegs sein.

Sehnsuchtsvoll starrte er auf den Weg hin, dort kam der alte Mann langsam dahergegangen.

Holmbo blieb sitzen; er hatte nicht den Muth, ihm entgegenzugehen; er wollte warten, bis der Brief ihm heraufgebracht wurde. Die Enttäuschung folgte gleich darauf; der Postbote hatte nur ein paar Zeitungen für ihn und weiter Nichts.

„Er hat meinen Brief nicht bekommen, ich kenne ihn von früher her, er hätte sofort geschrieben. Vielleicht ist er verreist gewesen; ich muß geduldig sein; ein Tag mehr oder weniger thut Nichts zur Sache; ich muß warten.“

Da fiel sein Blick zum Fenster hinaus, ein Landauer kam auf der Straße dahergefahren; er kannte die Livrée, es war Fräulein von Arenfeldts Wagen.

Holmbo folgte ihm mit den Augen, er bog in die Allee ein, welche zum Gutshof hinaufführte — das war unmöglich, sie konnte doch nicht zu ihm kommen! — Wie, wenn ihr Vetter bei ihr zum Besuch gewesen war und nun ihren Wagen benutzte. Er stand schnell auf und ging die Treppe hinunter, um seinen Gast zu empfangen.

Aber noch bevor er die Hausthüre erreichte, kam Fräulein von Arenfeldt ihm entgegen.

Im ersten Augenblick war sie ein wenig verlegen, faßte sich jedoch schnell und sagte beinahe keck, aber mit glühenden Wangen:

„Ich war wohl der letzte Gast, den Sie erwartet hatten, Herr Candidat Holmbo; aber ich habe Sie ja darauf vorbereitet, daß Sie nicht die Verantwortung für die Fortgabe der beiden Legate loswerden, welche die Rente Ihrer Gabe ausmachen.“

Er war weit verlegener als sie und wußte kaum, was er sagen sollte, führte sie jedoch höflich in die warme Stube.

„Ich habe mich nicht geweigert, um die Verantwortung los zu werden die Austheilung der Legate kann in keinen besseren Händen ruhen, als in den Ihren; aber da ich beabsichtige, mein Heimatland für lange Zeit zu ver-

lassen, vielleicht für immer, ist es mir unmöglich, eine solche Verpflichtung auf mich zu nehmen."

Sie saß am Fenster auf dem Stuhl, den er soeben verlassen hatte, und starrte auf den Weg hinaus, als hätte sie nicht den Muth, ihn anzusehen; bei diesen Worten wandte sie sich aber schnell um und sagte mit unsicherer Stimme:

„Sie wollen fort, Dänemark verlassen — und vielleicht für immer? Sie müssen einen Grund dazu haben, einen ernsten Grund, — man hat mir erzählt, Sie liebten das Besitzthum Ihrer Väter, und alle Holmbos hingen mit ererbter Liebe hier an der Gegend — ist es nicht so?"

„Bis jetzt hat Keiner von uns den Hof verlassen, ich bin der Erste, und es geschieht nicht aus Leichtsinn; aber ich bin dazu genöthigt — es giebt bisweilen eine eiserne Nothwendigkeit, welcher man gehorchen muß oder zu Grunde gehen. Ich beuge mich erst nach langem Kampf. Es freut mich, daß ich Gelegenheit gefunden habe, es Ihnen zu sagen; es würde mich schmerzen, wenn Sie mich darum hart beurtheilen würden."

„Welches Recht habe ich überhaupt, Sie zu beurtheilen —"

„Vergeben Sie mir, ich vergaß, daß ich für Sie nur ein Fremder bin."

„Sie sind mehr als ein Fremder, Sie sind der Freund meines Vetters."

„An dem Tage also, an welchem ich seine Freundschaft verliere, bin ich Ihnen weniger als ein ‚Bekannter'."

„Seine Freundschaft verlieren! Ich verstehe Sie nicht; was sollte Ihnen seine Freundschaft rauben — doch wohl nicht die Eifersucht? Aber ich frage zu viel — antworten Sie mir nicht, wenn Sie meinen, ich hätte kein Recht dazu."

Er wurde bleich; Ehre und Liebe hatten einen harten Kampf zu bestehen; dann antwortete er muthlos:

„Wenn ich frei wäre, dann hätten Sie all' das Recht, welches mein Herz Ihnen zu geben vermag, aber —"

„Sagen Sie weiter Nichts, ich verstehe Sie — eine starke Freundschaft hat in Ihren Augen das Recht, eine schwache Liebe zu ersticken; Sie meinen wohl, es ist groß, sich zu opfern; aber haben Sie jemals sich selbst gefragt, ob es edelmüthig ist, das Weib zu opfern, das Sie lieben — und welches Sie liebt?"

Er erhob sich und trat dicht zu ihr hin. Sie sah zu ihm empor; in seinem Blick ruhte eine unerschütterliche Festigkeit und Entsagung; er versuchte zu reden, aber es war, als wenn er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte.

Da erhob auch sie sich, sank aber sogleich wieder zurück in den Lehnstuhl; Keiner von ihnen sprach, nur ein leises Schluchzen unterbrach die Stille im Zimmer.

„Weinen Sie nicht, ich verdiene nicht Ihre Thränen — wenn Liebe genug wäre, Liebe zu verdienen, dann gehörten Sie mir an; aber dazu ist

mehr nöthig, Sie könnten nicht glücklich werden, ohne Ihren Mann zu achten — und ich habe gegen das Gebot der Ehre gesündigt; ich will meine Schmach nicht mit dem Weibe theilen, das ich liebe. Nur ein Mensch weiß es, nämlich Ihr Vetter; aber wüßte es auch niemand Anders, als ich selbst, so wäre ich doch zu einem einsamen Leben verdammt."

Das Weinen hörte plötzlich auf; sie sah ihn an, als wenn sie ihn nicht verstand.

„Sie," sagte sie blos.

„Ja, ich, der so stolz von Ehre sprach, der sie so hoch stellte! Sie haben ein Recht, mein Leben zu kennen, das ist die Strafe, die ich verdient habe."

Dann erzählte er ihr seine Versuchung und seinen Fall, ohne seine That zu vertheidigen, eher wie ein Richter als wie der Schuldige, und doch lag soviel Schmerz in seiner Erzählung, daß sie nicht zu fassen vermochte, daß ein Mensch ihn tragen könnte.

Sie weinte nicht mehr; ihre Wangen brannten, ihre Augen flammten, als hätte sie Fieber; eine Last war auf ihr junges Herz gelegt, welche zu tragen ihr noch die Kraft mangelte; sein Kummer und seine Schmach waren ohne Widerstand die ihrigen geworden; es wohnte kein Tadel in ihren Gedanken oder auf ihren Lippen; sie vermochte nur ein Mal nach dem anderen zu wiederholen:

„Wie Sie gelitten haben müssen!"

Dieselben Worte hatte Arenfeldt gesagt.

Beide waren so mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß Keiner von ihnen gehört hatte, daß Besuch auf dem Gut angekommen war. Das Rollen des Wagens, die lauten Stimmen und schnellen Tritte auf der Treppe waren von ihnen unbemerkt geblieben.

Gerade, als sie abermals wiederholte: „Wie Sie gelitten haben müssen," öffnete sich die Thür, und Arenfeldt trat herein.

Er hatte den Wagen seiner Cousine gesehen und war darauf vorbereitet, sie zu treffen.

Holmbo fürchtete eine Scene und fühlte, daß er seine ganze Selbstbeherrschung brauchte, er ging ihm aber ruhig entgegen.

„Wie edelmüthig von Dir, daß Du selbst hinüberkommst, um unsere Angelegenheiten zu ordnen; ich wußte voraus, daß Du meine Bitte erfüllen würdest; Fräulein von Arenfeldt —"

„Erspare Dir nur alle Umschweife," antwortete Arenfeldt etwas erregt, „Du brauchst weder sie noch Dich zu vertheidigen; ich verstehe Alles, als wäre ich dabei zugegen gewesen. Daß Du mir Dein Wort gehalten hast, dessen bin ich sicher, sonst wäre meine Cousine nicht genöthigt gewesen, diesen etwas — gewagten Schritt zu thun, daß sie zu Dir kam. Sie hat mich nicht um Rath gefragt — na, das pflegt ein junges Mädchen in Herzensangelegenheiten auch nicht zu thun — und ich habe auch kein Recht, diese

Verbindung zu verhindern, wenn ich es auch wünschte; aber Du erwartest wohl nicht, Holmbo, daß ich Dir gratuliren soll?"

Olga hatte sich erhoben und stand nun an Holmbos Seite.

„Dazu hast Du keinen Grund; Holmbo hat mir gerade in diesem Augenblick gesagt, daß er niemals die Zukunft mit einem Weibe theilen will, und hat mir den Grund mitgetheilt; aber ich kann denselben nicht anerkennen — nein, Holmbo, Sie dürfen mich nicht unterbrechen — ich habe Sie ruhig angehört; nun ist es für mich an der Zeit, zu reden; ich wiederhole es: ich kann ihn nicht anerkennen — Sie können nicht Richter in Ihrer eigenen Sache sein, und mein Urtheil würden Sie ganz sicher verwerfen — darum schlage ich vor, Adolph soll das entscheidende Wort haben — was er bestimmt, darein wollen wir uns fügen — gehen Sie darauf ein?"

Holmbo vermochte kein Wort hervorzubringen, er beugte zustimmend sein Haupt; er hatte keinen Schatten einer Hoffnung.

„Siehst Du, Adolph, Du bist wohl ein leichtsinniger Bursche gewesen, aber Du bist ein Mann von Ehre; wenn Du als mein nächster Verwandter Alles für und wider erwägst — wenn Holmbo die Geldfrage mit Dir in's Reine gebracht hat, und Du dann seine Angst, Erregung und Verzweiflung — zugleich mit meinem Glück in die eine Waagschale und seine — ja, nenne es, wie Du willst — in die Andere legst, glaubst Du dann, daß Du ihm meine Hand verweigern würdest — wenn ich Deine Schwester wäre? — bedenke, daß Deine Antwort schicksalsschwanger ist; sie entscheidet über meine Zukunft."

In Arenfeldts Herzen vollzog sich ein harter Kampf — er wollte gern ein gerechter Richter sein. Die alte Freundschaft hatte ihn niemals ganz verlassen; sie hatte ein Winkelchen in seinem Herzen bewahrt, wo sie ihn peinigte und plagte und ihn niemals Ruhe finden ließ. Wie streng er in seinen Gedanken Holmbo auch verurtheilte, war die alte Freundschaft immer bereit, ihn zu vertheidigen und die Angriffswaffe nach der entgegengesetzten Seite zu richten — er war ja der Versucher gewesen.

Dieser ständige Kampf, im Verein mit Olgas ruhiger Abweisung, hatte seine Liebe zu ihr zurückgedrängt, sodaß sie nicht mehr die Macht über sein Herz hatte wie früher.

Hätte Holmbo einen Schritt gethan, um sie zu gewinnen, würde er ihn verachtet haben; aber jetzt, da er ihr selbst Alles erzählt hatte, wurde er tief gerührt; die besten Gefühle, die er besaß, bekamen Macht über ihn, und ehe der kalte Verstand seine Gedanken zu klären vermochte, lagen seine Arme um des Freundes Hals, und er sagte mit Thränen in den Augen:

„Viel Glück, alter Freund! Das Gut nehme ich an, ich werde es gut bewirthschaften, und dereinst kann es Dein Sohn zurückkaufen; es darf nicht aus der Familie kommen."





Hermann Levi.

Ein Tonkünstler-Portrait.

Von

Arthur Hahn.

— München. —

Wer sich mit der Geschichte der Münchener Oper und ihren engen Beziehungen zur Geschichte des musikalischen Dramas der Neuzeit befaßt, der wird u. A. auch bei dem Jahre 1872 als einem Wendepunkt von immerhin nicht zu unterschätzender Bedeutung einen Moment zu verweilen haben.

Bewegte Zeiten waren damals noch nicht lange vorüber, Tage des Kampfes, sowohl für die Kunst- wie für die Weltgeschichte. Die Wogen der Wagnerbewegung der sechziger Jahre hatten sich einigermaßen geglättet, die Stürme, welche das Aufeinanderplatzen von Geistern unterschiedlichster Qualität im Gefolge gehabt, waren verrauscht, oder hatten sich doch etwas gelegt. Parteiwirthschaft und Cliquenwesen und nicht in letzter Linie die ehrenwerthe Philisterschaft, deren „Hofbräuhorizonte“ und „undurchdringlich dickem Fell“ in den bekannten Wagner-Versen des streitbaren Georg Herwegh die gebührende Verherrlichung zu Theil geworden, hatten einen momentan zwar unbestreitbaren, Gottlob aber recht vergänglichen Triumph davongetragen über den Genius der neuen Kunst, welcher die Vermessenheit gehabt hatte, unter dem Schutze eines für alles Edle und Hohe begeisterten jugendlichen Fürsten seine Flügel zu regen, so mächtig, daß es oben gedachten Biedermannsseelen schier angst und bange ward vor ihrem Rauschen.

Wagner hatte man glücklich aus München vertrieben, aber sein Geist war nichts destoweniger lebendig geblieben im Kunstleben der Isarstadt und

waltete fort in dem Wirken seiner Jünger. Doch nach einigen Jahren waren dem Meister auch jene beiden bedeutenden Leiter der Münchener Oper gefolgt, welche unentwegt das Banner seiner Kunst hochhielten und in seinem Sinne ihres Amtes walteten: im September 1869 hatte die Münchener Hofkapelle den Verlust eines Hans von Bülow zu beklagen, und kurz darauf legte auch Hans Richter den musikalischen Commandostab nieder. Dann aber kam eine andere, größere Bewegung, welche, wie allerwärts, so auch hier die künstlerischen Interessen naturgemäß in den Hintergrund drängen mußte: das weltgeschichtliche Ereigniß des deutsch-französischen Krieges. Und als dieser vorüber war, da lagen die Münchener musikalischen Verhältnisse und speciell die der Oper just gerade so, daß man eine erste Dirigentenkraft mit sicherer, energischer Hand und einer auf gleicher Höhe stehenden geistigen Elasticität und vollkommenen Herrschaft über die hier sich bietende Aufgabe beinahe so nöthig hatte, wie das liebe Brod, wenn anders die der Münchener Oper zugefallene Führerschaft auf der Bahn des musikalischen Fortschritts dem Institut erhalten bleiben sollte. Zwar besaß man in dem trefflichen Franz Wüllner einen Capellmeister von zweifellos gediegenen musikalischen Qualitäten. Allein seine ganze künstlerische Individualität hat sich wohl jederzeit auf dem Boden des Concertsaales und auf kirchenmusikalischem Gebiete heimischer gefühlt, als inmitten des so ganz andere Anforderungen stellenden Lebens der Bretterwelt. Zum Mindesten erheischte die Bühne dringend noch eine weitere Kraft, und als man nach dem rechten Mann für die damaligen Verhältnisse suchte, fand man ihn auch in der Person des jungen, damals 33jährigen Capellmeisters der Karlsruher Oper: Hermann Levi.

Das Engagement dieses Künstlers mußte nach der ganzen Lage der Dinge als ein höchst glücklicher Griff erscheinen. Mit dem allzeit kampfesfrohen, dabei aber so oft von jäh wechselnden Stimmungen beeinflußten Naturell eines Hans von Bülow, mit seinem glänzenden, aber mit einer auf's Stärkste ausgeprägten Subjectivität und köstlichster Rücksichtslosigkeit gepaarten Geniethum wären damals in München, selbst wenn man eine solche Persönlichkeit nochmals zur Verfügung gehabt hätte, doch wohl nur noch schlechte Geschäfte zu machen gewesen. Andererseits aber konnte die Hofbühne Ludwigs II. die erst gewonnene führende Stellung auf dem Boden der modernen Musik doch unmöglich etwa wieder einer aus älterer Dirigentenschule und Capellmeisterzunft hervorgegangenen, dem Neuen feindlich gegenüberstehenden Persönlichkeit preisgeben. So galt es denn, für den wichtigen Posten eine Kraft zu finden, welche nicht nur, gleich der bedeutenden Vorgängerschaft zu älterer wie neuerer Richtung die rechte Stellung zu finden wußte, sondern die auch durch die ganze Art des Auftretens und der künstlerischen Amtsführung gewisse, trotz der von Herwegh behaupteten Dickhäuterschaft, in manchen Punkten wiederum ganz merkwürdig kitzlige und empfindsame Gemüther zu befriedigen wußte. Diese erforderliche glückliche

Veranlagung, ein gewisses, im gegebenen Falle sehr schätzbares juste milieu repräsentirte aber offenbar gerade die Person Levis. Individuelle Eigenschaften und Bildungsgang hatten aus ihm den Mann werden lassen, den gerade jetzt die Münchener Verhältnisse brauchen konnten. Levi war eifriger Wagnerianer, aber er war es nicht von Anbeginn gewesen, d. h. etwa schon von seinen Studienjahren her, welche ungefähr in jene Zeiten fielen, da der Ruf der um Wagners und Liszts Fahne geschaarten „Zukünftler" durch Deutschland drang und die Gleichgesinnten zu künstlerischer Gemeinschaft rief. In jenen Tagen waren die Augen des jungen Musikers noch auf ganz andere Vorbilder gerichtet gewesen, auf Vorbilder, zu denen ihn sein künstlerischer Werdegang im Verein mit seinen persönlichen Neigungen und Eigenschaften hatte führen müssen.

Die musikalische Natur hatte sich bei Levi bereits in frühester Kindheit geregt, als er sich noch im väterlichen Hause in der anmuthigen Musenstadt an der Lahn befunden. Zu Gießen, wo sein Vater das Amt eines Oberrabbiners der dortigen jüdischen Gemeinde bekleidet, hatte seine Wiege gestanden, und das Jahr 1839 war sein Geburtsjahr. Die alte Erfahrung, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Kinder vorwiegend von mütterlicher Seite stammen, findet man auch bei Levi in vollstem Umfang bestätigt. Sein Vater war absolut unmusikalisch, die Mutter dagegen eine durch und durch musikalische Natur. Zwar hatte er sie nie kennen gelernt, aber seine Begabung war ihm als Erbe von ihr verblieben und zugleich damit der Sinn für das Echte und Edle in der Kunst. Die Classiker und vor Allem Beethoven waren die musikalischen Hausgötter im elterlichen Heim gewesen; daneben war auch Mendelssohn, welcher damals eben aufkam, eifrig gepflegt worden. Trotzdem der Knabe zunächst nur den Unterricht ehrbarer Durchschnittslehrkräfte genossen, zeigte er sich doch bereits in seinem siebenten Lebensjahre befähigt, öffentlich ein Mozart'sches Concert mit Orchester zu spielen, und als er fünf Jahre später nach Mannheim zum Besuch des dortigen Gymnasiums übersiedelte, da gewann gleichzeitig sein musikalisches Studium eine Förderung und sein angeborenes Talent eine Entwickelung, daß sich bald für ihn wie für seine Nächststehenden ernstlich die Frage in den Vordergrund drängte, ob er den ärztlichen Beruf, für welchen Levi bisher eine leidenschaftliche Neigung gezeigt, nicht mit demjenigen des Künstlers vertauschen sollte. In Mannheim hatte er auch den Lehrmeister gefunden, der ihm nicht nur der Führer durch seine Studien, sondern auch die beste Stütze beim Betreten und während der ersten Jahre der eigentlichen Künstlerlaufbahn und praktischen Thätigkeit werden sollte, und mit dem ihn bis in späte Jahre und über allen Wechsel der Kunstanschauungen hinaus stets ein intimes Freundschaftsband verknüpft hat. Es war Vincenz Lachner.

Dieser zwar des genialischen Zuges entbehrende und ganz in den Anschauungen seiner Tage wurzelnde, ja oft darin befangene, aber in allen

praktisch-musikalischen Dingen äußerst tüchtige und wohlerfahrene Musiker, der damals am Mannheimer Hoftheater die erste Capellmeisterstelle bekleidete, war es, welcher den Musikunterricht Levis zuerst in eigentlich fachmännische Bahnen lenkte und in planvoller Weise leitete. Nachdem es nun eines schönen Tages für den jungen Levi beschlossene Sache war, sich ganz der Musik zu widmen, bezog er auf Lachners Anrathen das Leipziger Conservatorium, wo ihm Rietz und Hauptmann „der Regel Gebot" lehren sollten. Dies nahm denn auch seinen ordnungsmäßigen Gang, so lange es für den Schüler galt, musikalisches Wissen zu erwerben. So gehorsam und willig sich dieser aber auch hierbei gezeigt haben mochte, so war es doch mit einem Male mit aller Fügsamkeit vorbei, als man der frisch aufstrebenden Jugendkraft und dem vorwärts drängenden Talente nach altem Brauch die Satzungen künstlerischer Selbstgenügsamkeit dictiren und ihm den Rath ehrsamen Kunsthandwerkerthums ertheilen wollte, der da lautet: „Was wir erlernt mit Noth und Müh', dabei laßt uns in Ruh' verschnaufen!" Der Geist der Opposition erwachte in dem jungen Kunstschüler, das Verlangen, sich seinen eigenen Weg zu suchen, und es begann der bekannte, ewig sich wiederholende Kampf zwischen verknöcherter Erbweisheit und Schultyrannei auf der einen und thatenfrohem Künstlergeist auf der anderen Seite. Wer die Musik- und speciell Musikschulverhältnisse an der Pleiße kennt, in denen zu jener Zeit der Geist der Mendelssohn-Moscheles-Epoche allmächtig war und die Herrschaft führte, der wird wissen, wie erquicklich sich speciell dort ein solcher Kampf gestalten mußte. Anathema! — wenn dort Einer noch andere Götter haben wollte neben den vorschriftsmäßigen und amtlich beglaubigten.

Während Levis Lehrjahren brauchte man sich, um an der genannten Anstalt für einen Erzketzer zu gelten, dabei noch lange nicht zu dem zu versteigen, was man so eigentlich „Zukunftsmusik" nannte; das hätten die leitenden Männer daselbst damals wohl überhaupt nicht überlebt. Es genügte schon vollkommen, wenn man sich den Zukunftshorizont viel enger begrenzt dachte, als etwa durch Wagner'sche oder Liszt'sche Schöpfungen und Kunsttheorien, und sich, wie Hermann Levi, zum Ideal und Propagandagegenstand — Robert Schumann erkor. Das klingt uns heute unglaublich, ist aber nichts destoweniger so. Der romantische Meister des Sinnens und Träumens hatte den jungen Musikschüler ganz und gar für sich eingenommen, und wenn er anderen Größen der Tonkunst seine Verehrung zollte, so gehörte Schumann seine Liebe. Er ließ natürlich auch keine Gelegenheit vorübergehen, seine Schwärmerei nach Kräften auf die Studiengenossen zu übertragen. Seine Lehrer begleiteten dieses Treiben eine Zeit lang mit bedenklichen Mienen und wohlgemeinten Warnungen. Als aber Levi im Jahre 1856, dem Drange seines Herzens folgend, in aller Form eine echte und rechte Todtenfeier für den eben dahingeschiedenen Meister arrangirte, da war es aus mit der Geduld, und man drohte dem jungen „Umstürzler" schlankweg mit Entlassung, wenn er von seinem frevelhaften Treiben nicht ablasse. Von einer solchen Drohung

bis zur Ausführung pflegt es aber unter Umständen noch immer ein gut Stück Weges zu sein, wenn man sich dabei nämlich in der Lage sieht, zugleich den besten Schüler der Anstalt zu verlieren, den man bei jeder Gelegenheit als Paradepferd in die Arena des Prüfungssaales zu führen pflegte. So hatte es denn auch beim Falle Levi mit der Relegation gute Weile, und der junge Musikzögling durfte schließlich ruhig und ohne seiner Schumann-Verehrung einen Dämpfer aufsetzen zu müssen, seine Studien vollenden.

Die künstlerische Lehrzeit ging vorüber, und das Verlangen, Welt und Leben kennen zu lernen, erwachte in dem jungen angehenden Künstler. Er suchte dieses zunächst dort zu stillen, wo man dies zu seiner Jugendzeit mit Vorliebe that: in Paris. Und wie den Meisten, so erging es auch ihm: er studirte in der so lange Zeit für den Mittelpunkt aller geistigen Strebungen und Strömungen gehaltenen französischen Hauptstadt weniger Pariser Kunst, als Pariser Leben. Eine nicht ganz uninteressante Reminiscenz bewahrt Levi aus dieser Zeit; dieselbe knüpft sich an die erste Aufführung des Gounod'schen Faust, welcher er beiwohnte. Er fand Gelegenheit, den Geschmack des Publicums nach eigener Schätzung zu tariren und sich dabei ganz gründlich zu verrechnen. Die genannte Oper hatte auf ihn als Musiker ihren Eindruck nicht verfehlt. Er mußte sich sagen, daß dieses Werk, mochte man auch gegen noch so Vieles darin vom Standpunkte der ernsten Kunstkritik Einwendungen zu machen haben, doch Partieen enthielt, welche nicht nur ihrer Wirkung unbedingt sicher sein durften, sondern aus denen auch eine wirkliche, in mancherlei Hinsicht originelle musikalische Persönlichkeit zu uns spricht. Er theilte seine Ansichten Vincenz Lachner mit. Als jedoch dieser ihn darauf ersuchte, ihm zum Zwecke der Aufführung das Notenmaterial der Oper zu verschaffen und gleichzeitig selbst eine Textübersetzung zu besorgen, da erwachten Bedenken bei Levi. Nimmermehr — dessen glaubte er sich gewiß zu sein — würde ein deutsches Publicum sich diese librettistische Verarbeitung seines Faust gefallen lassen! Er gab deshalb die Sache auf. Als er dann später in das deutsche Kunstleben zurückgekehrt war, konnte er selbst Zeuge werden von der glänzenden Aufnahme der Gounod'schen Oper und von der dauernden Beliebtheit, welche dieselbe sich im Vaterlande Goethes gewann!

Dem Pariser Aufenthalt folgte der Beginn eigentlicher künstlerischer Thätigkeit, der Eintritt in die Praxis musikalischen Lebens. Levi wandte sich wieder nach Mannheim. Wo er zuerst das Musikstudium berufsmäßig ergriffen, da erprobte er auch erstmalig das in der Studienzeit Erworbene im Dienste des Kunstlebens. Sein ehemaliger Lehrer Vincenz Lachner nahm sich wiederum seiner an, indem er ihn zunächst zur Assistenz, zu allerlei die Routine fördernden musikalischen Handlangerdiensten am Mannheimer Hoftheater heranzog und ihn dann 1859 als Musikdirektor nach Saarbrücken empfahl. Levis Wirken dort war nur ein kurzes. Bereits 1861 finden

wir ihn wieder in Mannheim als stellvertretenden Musikdirektor am Theater angestellt.

Den peinlich gewissenhaften Biographen und am Ende auch manche andere Leute würde vielleicht noch die Geschichte von Levis erster Liebe, welche in die Saarbrückener Zeit fällt, interessiren, doch dürften sie darüber von ihm selbst ebenso wenig Genaueres erfahren, wie über seine späteren nahen Beziehungen zu einer Tochter Vincenz Lachners, ein Verhältniß, auf welches durch die unheilbare Krankheit und den schließlichen Tod des einen Theiles ein tragischer Schatten fällt, oder von sonstigen Herzensaffairen des Künstlers. Nicht unerwähnt wird auch bei einer näheren Betrachtung und Charakteristik der Persönlichkeit Levis der Umstand bleiben können, daß er, obwohl er das ewig Weibliche gewiß gebührend zu schätzen weiß, dennoch unverheirathet geblieben ist.

Zu eigentlicher künstlerischer Selbstständigkeit in seinem Wirken gelangte Levi erst nach seiner Mannheimer Zeit, als er auf mehrere Jahre die Capellmeisterstelle an der deutschen Oper in Rotterdam übernahm. Diese Bühne wurde damals von einer Anzahl reicher Privatleute unterhalten, und Levi fand hier nicht nur tüchtige Kräfte für die Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten vor, sondern er hatte auch mit seiner Person für die gesammte Führung des Institutes einzutreten und nicht allein die Geschäfte eines musikalischen, sondern die des artistischen Leiters überhaupt zu besorgen. Eine Entdeckungsreise nach neuen Opernkräften führte ihn u. A. auch nach Karlsruhe, wo er Eduard Devrient kennen lernte. Dieser verlor den jungen Dirigenten nicht wieder aus den Augen, und als 1864 die erste Capellmeisterstelle an der Karlsruher Hofbühne neu zu besetzen war, berief er Levi an dieselbe.

In die Zeit seiner Karlsruher Thätigkeit fällt die große und einzige wirkliche Wandlung, welche sich in Levis künstlerischen Anschauungen vollzogen hat und die einen vollständigen Wechsel seines bisherigen musikalischen Glaubensbekenntnisses bedeutete. Seiner Schumannverehrung wurde bereits gedacht. Lange Zeit ist er dem Ideal seiner Jugend- und Studienjahre treu ergeben gewesen. Als er selbst in das Kunstleben eingetreten war, trieb er seine Verehrung praktisch, indem er Schumann'sche Werke aufführte oder deren Aufführung bewirkte, wo er nur konnte. Neben Schumann mußten ihn dann natürlich auch alle Hervorbringungen jüngerer Tonsetzer interessiren, in denen der Einfluß Schumann'scher Art und Schumann'schen Geistes mehr oder minder zu bemerken war, und so mußte er denn vor Allem bei Johannes Brahms Halt machen, dem einstigen Schumann-Liebling und in gewissem Grade Schumann-Fortsetzer. Das rege Interesse für die Schöpfungen dieses Tonsetzers fand bald noch eine Steigerung durch persönliche Beziehungen, welche bei einem Aufenthalt Levis in Hamburg geknüpft worden waren und die sich rasch zum freundschaftlichen Verkehr gestalteten. Wie bisher für die Schumann'schen, so trat Levi nun auch für

die Brahms'schen Werke ein, um welche die Welt sich damals noch ungefähr um so viel zu wenig kümmerte, wie sie nachher eine Zeit lang in der Schätzung derselben das rechte Maß überschritt. Erschien damals etwas Neues von Brahms, so war Levi wiederholt der Erste, der es zur Aufführung brachte, und da die Leistungen des Dirigenten wie der Künstler des Karlsruher Orchesters sich berechtigten Ansehens erfreuten und das Interesse weiterer musikalischer Kreise in Anspruch nahmen, so gereichte den Novitäten eine Vorführung an dieser Stelle jedenfalls zum Vortheil, wie andererseits Levi als Musiker aus dem Verkehr mit Brahms eine künstlerische Förderung erfuhr, deren er heute noch dankbar gedenkt.

Mitten hinein in diese ganze Freude platzte nun mit einem Male ein Ereigniß, durch welches der Schumann-Brahms-Cultus Levis einen gewaltigen Riß erhielt: die in so mancher Hinsicht denkwürdige Erstaufführung der „Meistersinger" zu München im Jahre 1868. Levi wohnte derselben bei, mehr aus Berufspflicht und dem aus dieser sich herleitenden praktischen Interesse, als aus einer wirklichen tieferen Antheilnahme am Schaffen Wagners. Zu dem Componisten des „Tannhäuser" und „Lohengrin" hatte Levi eigentliche Beziehungen bisher noch nicht zu finden vermocht. Trotzdem der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, was zum Mindesten das Arbeitsquantum anlangt, auf theatralischem Gebiete lag und er selbst alle Fähigkeiten besaß, die zu einem tüchtigen Theatercapellmeister gehören, so hatte ihm doch der Concertsaal als der eigentlich geweihte Boden für musikalische Kunstbethätigung im höheren Sinne gegolten. Er hatte sich mit Leib und Seele der Concertmusik ergeben, die ihm als der Inbegriff alles Echten und Wahren, als die höchste und künstlerisch reinste Form unter allen Gebilden der Tonkunst erschien. Die Oper und was mit dieser zusammenhing, hatte er als Zwittergeschöpf von zweifelhaftem Kunstwerth betrachtet und wohl kaum recht ernst genommen; ja, selbst bei den Ausnahmserscheinungen hatte er sich nicht weiter aufgehalten oder sich Betrachtungen hingegeben. Nun fand er sich plötzlich in der Münchener „Meistersinger"-Aufführung vor eine Reihe von Eindrücken gestellt, welche geradezu überwältigend auf ihn wirkten. Er fühlte hier, in dieser volksthümlichsten und zugleich doch mit ihrer genialen Behandlung des polyphonen Stils, mit der zu höchster Selbstständigkeit und Eigenart entwickelten Gestaltung von Orchesterpart und Singstimmen so ungemein bedeutend und gewichtig auftretenden Schöpfung des ihm bisher im Grunde fremd gewesenen Meisters zum ersten Male vollkommen die Macht Wagner'scher Kunst. Er empfand, daß das musikalische Drama in solcher Gestalt ein Ziel verfolgte, welches von demjenigen der früheren Operncomposition himmelweit entfernt lag. So war er über Nacht zum begeisterten Wagner-Verehrer geworden.

Die erste Frucht dieses Umschwunges war die ganz kurze Zeit nach der Münchener Première unter Levis Leitung erfolgte Aufführung der „Meistersinger" in Karlsruhe. Von dieser Schöpfung aus fand er nun

auch den Weg, der ihn zur vollen Würdigung der übrigen Wagner'schen Werke führte. Mit dieser Sinnesänderung nahezu zusammen fällt auch der Beginn der persönlichen Beziehungen Levis zu Wagner. Diese datiren von einem Schreiben her, das er von Letzterem erhielt und worin Wagner ihm seine Anerkennung über die Karlsruher „Meistersinger"-Aufführung ausspricht, welche nach dem, was ihm Friedrich Nietzsche darüber berichtet, die am Hoftheater in Dresden stattgehabte in rein künstlerischer Hinsicht überragte.

Im April 1870 hatte Levi von der Hoftheaterintendanz zu München die Einladung erhalten, die Direction der „Walküre", welche auf Befehl des Königs gegeben werden sollte, zu übernehmen. Auf seine Anfrage bei Richard Wagner, wie sich derselbe zu dieser Aufführung verhalte, ward ihm die Antwort: . . . „Ich habe der Hoftheaterintendanz in München erklärt, falls der Wille Sr. Majestät hierauf verharre, Nichts gegen eine Aufführung meines Werkes einwenden zu wollen, wenngleich ich, da diese Aufführung zu meinem großen Bedauern öffentlich stattfinden soll, weiß, daß ich hierdurch eines meiner schwierigsten und problematischesten Werke den allergrößesten Widerwärtigkeiten in Bezug auf unverständige Beurtheilung und gänzlich unklare Wirkung aussetze. Diesen Widerwärtigkeiten durch das einzige Mittel meiner allerpersönlichsten Mitwirkung in jedem Betreff der Darstellung und Ausführung zu begegnen, ist mir, wie ich am rechten Orte dies zu erklären keineswegs versäumt habe, unmöglich gemacht worden: anstatt nun diese Unmöglichkeit durch Beseitigung ihrer Gründe hinwegzuräumen, ist die Intendanz auf die Auskunftsmittel verfallen, welche auch Sie mit einer Einladung nach München betroffen haben. Somit thut es mir leid, auch Ihnen das erklären zu müssen, was ich nach München erklärt habe: ich habe Nichts dawider, wenn Sie mein Werk dirigiren, vorausgesetzt, daß die Uebereinkunft in diesem Bezug einzig zwischen Ihnen und der Münchener Intendanz vorgeht, ich selbst aber in gar keiner erdenklichen Weise dabei in Anspruch genommen werde." In Folge dieser Erklärung lehnte Levi die Münchener Einladung ab, wofür ihm Wagner mit den wärmsten Worten dankte. Auch später, nachdem er seine Stellung in München angetreten hatte, weigerte er sich, Bruchstücke des „Ring des Nibelungen" zu dirigiren, und übernahm die Leitung des Werkes erst, nachdem es im Jahre 1876 in Bayreuth aufgeführt worden war.

Der Glanz des neuen Ideals, welches Levi in Wagners Schöpfungen erstanden war, verdunkelte nun bald auch so Manches von dem, was früher Gegenstand der Verehrung oder Neigung für ihn gewesen. Besonders sein Verhältniß zu den Brahms'schen Werken wurde jetzt allmählich ein anderes. Zwar schätzte er nach wie vor den musikalischen Formenmeister in Brahms, welcher ihm dieser ja stets bleiben mußte, aber zu dem Inhalt der Werke und der ganzen darin zu Tage tretenden Richtung verlor er mehr und mehr die geistige Fühlung, und als er mit Brahms selbst zu Anfang der 70er Jahre in München eine Begegnung hatte, da mußte er auch beim persönlichen

Verkehr die Wahrnehmung machen, daß das geistige Band von ehemals merklich gelockert und eine beiderseitige Entfremdung eingetreten war. So erging es Levi mit Brahms beinahe umgekehrt wie Hans von Bülow, der erst in seinen späteren Jahren zum enragirten Brahms-Schwärmer geworden und den capitalen Spaß mit den drei „großen B" der Musikgeschichte in die Welt gesetzt hat, zu einer Zeit, wo er den „Tristan" als „musikgewordenes Nervenfieber" und den „Parsifal" als „Werk eines müden Greises" empfand. Solch eine radicale, von einem Extrem in's andere fallende Natur war Levi allerdings keineswegs, und wenn er von nun an auch auf Wagner eingeschworen war, so besaß er doch einen so flexiblen Geist und ein so glückliches künstlerisches Accommodationsvermögen, welches ihn auch da mit voller Unbefangenheit zu Werke gehen und meist das Rechte treffen ließ, wo etwa persönliche Neigung wenig oder gar nicht mehr mitsprach, daß er jeder eigentlichen Schroffheit und Einseitigkeit in den meisten Fällen von selbst fern bleiben mußte.

So durfte denn wohl Levi als der Mann erscheinen, der selbst in den seinerzeit sehr complicirten Münchener Verhältnissen das Kunststück fertig zu bringen im Stande war, es Allen recht zu machen. Man kam ihm auch sogleich mit Vertrauen entgegen, als er drei Jahre nach jener für seinen geistigen Entwickelungsgang so bedeutungsvoll gewordenen „Meistersinger"-Aufführung als neuengagirter Capellmeister am Dirigentenpult der Münchener Oper saß und die „Zauberflöte" und kurz darauf den „Fidelio" leitete. Dies lassen schon einzelne Preßstimmen aus damaliger Zeit erkennen. Ausführlicher gehen auf das Capellmeisterdebut allerdings nur zwei Münchener Blätter ein, welche übereinstimmend an den ersten von Levi geleiteten Opernvorstellungen sowohl die Sicherheit und Präcision wie den künstlerischen Schwung und die Begeisterung für die Sache rühmen, die sich vom Dirigenten auch auf die ausführenden Kräfte und speciell auf das Orchester übertrug. Levi wird als begeisterter Anhänger der Wagner'schen Schule bezeichnet, gleichzeitig aber constatirt man mit Befriedigung und deutet es ihm sehr günstig, daß er mit einer Mozart'schen Oper debutirte.

Ein für uns Heutige erquickendes Bild von der rührenden Anspruchslosigkeit süddeutscher Preß- und Kritikverhältnisse von ehedem bieten dagegen einige andere damals zu den gelesenen Zeitungen zählende Blätter, indem sie das Ereigniß des Dirigentenantritts entweder mit lakonischer Kürze abthun und es bei Constatirung der einfachen Thatsache bewenden lassen, ohne sich erst mit kritischen Scrupeln und Zweifeln zu plagen, oder indem sie an die ganze Sache überhaupt kein Wort verschwenden.

Daß in der allgemeinen Schätzung des Dirigentenamtes zwischen Heute und der Zeit vor zwei Decennien doch noch ein kleiner Unterschied besteht, können wir auch aus anderen Beispielen ersehen. Weht uns nicht beinahe Etwas wie ein Hauch aus den Tagen des metronommäßigen Tactschlagens

und der seligen Vierviertelscapellmeisterei an, wenn der Referent eines angesehenen und sogar fortschrittlich gesinnten musikalischen Fachblattes gelegentlich des ersten von Levi zu Beginn des Jahres 1873 in München geleiteten Concertes schier mit einer gewissen Verwunderung hervorhebt, daß unter dem Einfluß von Wagners bekannter Broschüre „das Dirigiren auch im großen Publikum zu einer Sache von Wichtigkeit wurde, wie man dies früher nicht geglaubt hätte!" Worauf er dann in folgenden Stoßseufzer ausbricht: „Wenn das auch im Ganzen recht erfreulich, so ist es doch unangenehm, zu bemerken, wie in die Leute, ganz besonders aber in die öffentliche Kritik, ein wahrer Corrigirteufel gefahren ist. Dem Einen ist das Tempo zu schnell, dem Anderen zu langsam; der Eine findet zu viel, der Andere zu wenig Nüancen &c." . . Im Uebrigen äußert sich auch diese kritische Stimme höchst befriedigt über Levi und bezeichnet besonders die Aufführung der Eroica-Symphonie als eine tadellose.

Ein derartiges Urtheil dürfte später noch oftmals ausgesprochen worden sein, wenn unter Levis Leitung das genannte oder ein anderes Beethoven'sches oder sonstiges classisches Symphoniewerk zur Aufführung gelangte. Daß er sich in früherer Zeit mit so besonderer Vorliebe der Concertmusik hingegeben, ist auch an Levis späteren Leistungen und Erfolgen deutlich zu bemerken. Ja, es giebt Leute, welche an Levi den Classikerinterpreten noch über den Wagnerdirigenten stellen, obwohl sein künstlerisches Renommé in der musikalischen Welt gerade an diese letztere Eigenschaft besonders sich knüpft. Auf eine nähere Untersuchung dieser Frage soll hier nicht weiter eingegangen werden. So viel ist aber jedenfalls sicher, daß man eine Haydn'sche, Mozart'sche oder Beethoven'sche Symphonie und ebenso auch ein Opernwerk classischen Ursprungs, wenn einmal Levi alle Sorgfalt und Kraft auf die Vorbereitung der Aufführung verwendet hat, schwerlich in feinerer Detailausführung und stilistisch vollkommenerer Gestaltung des Ganzen zu hören bekommen wird, als solches unter seiner Leitung der Fall ist. Wohl kann man öfters hören, daß Levi nicht in gleichem Maße eine aus feurigem, innerstem Empfinden heraus in genialer Ursprünglichkeit und in großem Zuge gestaltende Persönlichkeit sei, wie etwa diese und jene andere unter den heutigen Dirigentengrößen und daß sich dies nicht nur an ihm als Wagnercapellmeister, sondern auch auf dem Concertpodium bemerkbar mache. Auch wer dieser Ansicht beistimmt, wird dennoch nicht leugnen können, daß Levi nicht nur hinsichtlich der feinen Ausarbeitung ein bedeutender Künstler ist, sondern daß er mit eben solcher Energie und Sicherheit wie Leichtigkeit den Stab handhabt — als „Steuermann" in jedem Falle —, daß er die seiner Führung unterstehenden Massen zu Kunstleistungen hervorragendster Art zu inspiriren und die von ihm geleiteten Aufführungen bei sorgfältigstem Respectiren der stilistischen Forderungen der betreffenden Werke in ganz außerordentlichem Maße lebensvoll und den Hörer fesselnd zu gestalten vermag.

Auf das Herausarbeiten musikalischer Contraste zu Eindrücken von dramatischer Lebendigkeit, auf das Entwickeln machtvoller Steigerungen, auf wirkungsvolle Handhabung von Rhythmik und Dynamik, sinngemäße Tempomodificationen, die klare und plastische Darstellung des thematischen Baues einer Tondichtung, durchgeistigte Auffassung des ganzen Werkes und wie die von einem bedeutenden Capellmeister moderner Schule geforderten Fähigkeiten und Fertigkeiten heißen, versteht sich auch Levi meisterlich. Wem aber die Gesammtsumme und die ganze Art seiner Kunstbethätigung doch in erster Linie minder als Offenbarung eines in packender Unmittelbarkeit sich gebenden Nachschöpferthums erscheinen sollte, sondern weit eher als Ergebniß reflectirender Verstandesthätigkeit und trefflich geschulten künstlerischen Geschmackes, der wird doch zugeben müssen, daß Levi erreicht hat, was auf solchem Wege nur irgend zu erreichen ist, so daß er mit den letztgenannten beiden Factoren die vorerwähnten Eigenschaften oft nahezu vollkommen zu ersetzen im Stande ist. Ein Jeder, der einer von Levi geleiteten musikalischen Aufführung beiwohnt, wird, auch wenn er in Dingen, die Sache der Auffassung sind, eine von der des Dirigenten und einer hinter ihm stehenden gleichdenkenden Majorität abweichende Meinung haben sollte, doch unter allen Umständen das Walten einer ungewöhnlichen geistigen Potenz und künstlerischen Gestaltungskraft verspüren.

Wie dem Münchener Musikleben seiner Zeit die Kraft und individuelle Eigenart Levis besonders zu statten gekommen war, so mußte auch Letzterer hier den geeignetsten Boden für eine möglichst vielseitige und der Entfaltung seines Könnens günstige Thätigkeit finden. Aus den trotz mancher vortrefflicher Seiten doch immerhin engen Verhältnissen Karlsruhes war er jetzt auf ein Terrain versetzt, auf dem er seine Kraft ihrem ganzen Umfang nach erproben konnte. Besonders seine frische Wagnerbegeisterung fand hier natürlich in ausgedehntem Maße Gelegenheit zu praktischer Bethätigung, sowohl in den zahlreichen Aufführungen der früheren wie auch der späteren Werke, mit denen München ja den übrigen Bühnen voran war. So konnte er auch den früher stattgehabten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" noch im Laufe der siebziger Jahre die Vervollständigung des ganzen „Ring des Nibelungen" durch Hinzunahme von „Siegfried" und „Götterdämmerung" folgen lassen. Die Beziehungen Levis zu dem Schöpfer der Werke selbst wurden dabei auch immer enger und freundschaftlicher, nachdem bereits im Jahre 1871 bei einer Anwesenheit Beider in Mannheim die erste persönliche Bekanntschaft erfolgt war. Eine große Zahl von Wagner an Levi gerichteter Briefe geben ein Bild von der wachsenden Intimität dieses Verhältnisses. Und als 1882 das Bayreuther Festspielhaus zum zweiten Mal seine Pforten öffnete, da war Levi der Dirigent des „Parsifal", der er auch bis heute mit Ausnahme einer einzigen Unterbrechung geblieben ist. Wie Levi den „Parsifal" dirigirt, das weiß jeder Bayreuth-Besucher. Unter Wagners eigener Leitung hat er das Werk studirt, es

sind Wagners directe Absichten und Weisungen, die hier lebendige Gestalt annehmen.

Mit dem wachsenden Zuzug der Fremden nach Bayreuth und später auch nach München zu den hier seit vorigem Jahre veranstalteten Sonderaufführungen Wagner'scher Werke hat sich Levis Ruf als Dirigent auch im Ausland verbreitet, dem er im vergangenen Winter einen Gegenbesuch abgestattet hat. In Paris, wo er mit einer Aufführung von Beethovens F-dur-Symphonie den akademisch verzopften Classiker-Traditionen des Conservatoire einen gelinden Stoß versetzte und dabei einige kritische Scharmützel unter den angeseheneren dortigen Zeitungen hervorrief, wie in Madrid, wo er ebenfalls das Pariser Beethoven-Wagner-Programm zur Ausführung brachte, wurde Levi außerordentlich gefeiert, und in der Seinestadt sieht man bereits der Wiederholung seines Besuches in der kommenden Saison entgegen.

Während seiner langjährigen Münchener Amtsthätigkeit, in der er heute den Titel eines Generalmusikdirectors führt, hat Levi nicht allein der Erfüllung der durch das bestehende Repertoire gestellten Forderungen seine Kraft gewidmet, er hat auch wiederholt Veranlassung genommen, die Einführung halb oder ganz vergessener älterer oder noch unbekannter neuer Werke zu betreiben. Besonders ist es ein Tondichter, um den sich Levi dadurch, daß er mit den rechten Kräften im rechten Moment für ihn eintrat, ein unbestreitbares und bleibendes Verdienst erworben hat: Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad“. Erst von der Münchener Aufführung dieses Werkes im Jahre 1885 datirt eigentlich die Bekanntschaft weiterer Kreise mit diesem Componisten. An den wenigen Bühnen, an denen man zuvor und in großen Zwischenräumen Versuche mit seinen Werken gemacht hatte, war man entweder zu früh gekommen oder auf widrige Verhältnisse gestoßen, und erst München entschied den Erfolg der Oper, welche man heute als eines der feinsinnigsten und originellsten Erzeugnisse ihrer Gattung schätzt. Im Verein mit Felix Mottl, der ihn zuerst auf den „Barbier“ aufmerksam gemacht, hatte Levi eine Revision der Partitur, insbesondere der Instrumentation vorgenommen, und bald wurde das bis dahin nur von wenigen Fachleuten geschätzte Werk mit der Musterleistung Eugen Guras in der Titelrolle ein Paradestück der Münchener Bühne.

Der Erfolg des „Barbier von Bagdad“ ermuthigte Levi zu einem weiteren Versuche mit einer Cornelius'schen Schöpfung. Er entriß auch den „Cid“ der Vergessenheit, und auch dieser fand, nachdem er ebenfalls einer Bearbeitung unterzogen worden war, die gerechte Würdigung seitens aller künstlerisch ernst Gesinnten, wenn auch das Beispiel Münchens auf die deutschen Theater im Allgemeinen ohne Eindruck geblieben ist. Mit dem vornehmen Geist, dem tiefen Ernst und der Kunst des Musikers, wie sie sich bei Cornelius offenbaren, scheint man den deutschen Bühnenleitern, auch denjenigen unter ihnen, denen nicht Gott Mammon allein das Repertoire

vorschreibt, doch vorerst noch nicht genug Interesse abzugewinnen, um sie zu dem Risico eines Experimentes zu bewegen.

Außer Cornelius war es besonders auch Berlioz, auf den sich unter den neueren Componisten das Augenmerk Levis wiederholt lenkte. Neben der Aufführung symphonischer Werke des französischen Meisters, die man heute aller Orten hören kann, versuchte er es in der Oper mit dem nicht eben häufig gegebenen „Benvenuto Cellini" und dem zweiten Theil der bis dahin nur in Karlsruhe vollständig aufgeführten „Trojaner". Auch das eigentliche zeitgenössische Schaffen kam in manchen sehr beachtenswerthen Erscheinungen, wie Weingartners „Malawika", Ritters „Der faule Hans", Chabriers „Gwendoline" u. A. durch Levis Initiative zu Worte.

Da Levi oben auch mehrfach als Bearbeiter musikalischer Werke — auch der Clavierauszug von Wagners Jugendoper „Die Feen" stammt von ihm — genannt wurde, so dürfte wohl die Frage nahe liegen, ob er sich in seinem Leben einzig und allein im Interesse fremder Werke, oder auch zur Fixirung eigener Gedanken des Notenpapiers bedient habe? Er selbst pflegt darauf ziemlich bündigen Bescheid zu geben. Nachdem er in der Jugendzeit auf dem Conservatorium fleißig Schülerarbeiten producirt, waren später einige Lieder, sowie ein Clavierconcert von ihm, welches u. A. auch Hans von Bülow seiner Zeit gern gespielt hatte, an die Oeffentlichkeit gelangt. Als er nun eines schönen Tages mehrere seiner Compositionen gedruckt vor sich liegen sah, da faßte er den festen Entschluß, seiner Kunst nur mehr als Reproducirender zu dienen. Er hat Wort gehalten und hinfüro allein die Capellmeisterfunctionen ausgeübt, ohne sich verleiten zu lassen, Capellmeistermusik dazu zu machen.

Wer schließlich die Charakteristik Levis noch durch einige Züge vervollständigt wünscht, dem ist noch mitzutheilen, daß man im persönlichen Verkehr mit ihm einen fein gebildeten Mann kennen lernt, von ebenso liebenswürdigen wie natürlichen und zwanglosen Umgangsformen. Der nicht eben die Wege der Alltäglichkeit suchende Geschmack, den man in Levis Berufsthätigkeit beobachten kann, zeigt sich auch anderweitig bei ihm. Wer sein Junggesellenheim in der Arcostraße in München betritt, wird auch mit seiner besonderen Liebe für die bildende Kunst bekannt. Neben einem Lenbach'schen Wagnerporträt sind Feuerbach, Böcklin, Hans Thoma die Meister, deren Werke die Wände schmücken. Levi wußte diese Künstler bereits zu schätzen, als das Gros der Kunstliebhaber sie noch mit Geringschätzung behandeln zu dürfen glaubte, und kaufte ihre Bilder schon zu einer Zeit, als seine Einkommensverhältnisse noch nicht mit solchen Extravaganzen im Einklang standen, so daß er öfters zur Befriedigung seiner Neigung selbst Schulden machen mußte.

Mit seinem Urtheil über Kunst und Künstler hält Levi nicht zurück. Er gesteht seine Neigungen und Abneigungen offen zu und sagt es gerade heraus, daß er z. B. zu Wagners großem Kunst- und Zeitgenossen Franz

Liszt und zu dessen Werken sein Lebelang nie die rechte Stellung hat finden können; er macht ebenso kein Hehl daraus, daß er für einen Tondichter wie Chopin sich nie eigentlich zu erwärmen im Stande war, oder daß er einem Meister wie Palestrina, vor dem die Bildungsheuchelei der Menge, meist ohne ihn eigentlich zu kennen, ehrfurchtsvoll-verlogen den Hut zieht, kühl bis an's Herz gegenübersteht.

Dieser merkwürdigen Unterschiedlichkeit in Bezug auf das, was seinem Empfinden ferner liegt oder sich ihm verschließt, stehen in harmonischer Dreiheit seine musikalischen Heiligen gegenüber. Sie heißen heute: Bach, Beethoven und — nun, wer das dritte B bei Levi einst verdrängt hat, ist dem Leser ja zur Genüge bekannt.





Fünfundzwanzig Jahre Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche.

Von

Hugo Böttger.

— Hildesheim. —

Am 21. Juni dieses Jahres hat eine bedeutsame Institution im Deutschen Reiche auf 25 Jahre des Bestehens zurückblicken können, sang- und klanglos ist dieser Tag in unserer sonst doch so geräuschvollen Zeit der Jubiläen, silbernen und goldenen Gedenktage vorübergegangen; möglich, daß die Feinde dieser Einrichtung wohl nicht genügend Anklagematerial zusammengebracht haben, sie, wenigstens in der Theorie, an ihrem Ehrentage zum Tode zu verurtheilen, möglich andererseits, daß ihre unbedingten Verehrer und Freunde in allgemeinen Sorgen und Bedrängnissen nicht zur richtigen Feierstimmung gekommen sind, daß sie sich gesagt haben: wie wir uns Entwickelung und Entfaltung jener Institution dachten, ist es nicht eingetroffen, und darum mögen denn die Tischreden und Trinksprüche ungesprochen bleiben. Wenn das nun auch vielleicht keinen Verlust am geistigen Nationalvermögen bedeutet, wenn dieses Jubiläum also ungefeiert geblieben ist, so halten wir es doch für ein Recht und für eine Pflicht einer objectiven politischen und volkswirthschaftlichen Denkart, in aller Ruhe zu prüfen und festzustellen, wie sich in diesen 25 Jahren diese Einrichtung entwickelt hat, welcher Art ihre Wirkungen gewesen sind; und welche Zukunft ihr voraussichtlich beschieden sein wird.

Seit einem Vierteljahrhundert besteht die Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche, allerdings gilt sie zuerst nur im Gebiete des norddeutschen Bundes, dann aber, als das Reich erstanden ist, erhalten auch Südhessen, Württemberg, Baden und Bayern die 1869 sanctionirte Gewerbeverfassung auf der Grundlage der Gewerbefreiheit.

Zeit genug hat es gebraucht, ehe die Gesammtheit der Deutschen zwischen Rhein und Memel, von der Nordsee bis zum schwäbischen Meere ein einheitliches und freiheitliches Gewerberecht erhalten hat.

Die Leipziger Innungen hatten 1848 in einem offenen Sendschreiben an ihre Handwerksgenossen die Gewerbefreiheit in leidenschaftlicher Erbitterung charakterisirt als „das Wesen, wie es sich jetzt in Frankreich breit macht, den letzten Rest von Tüchtigkeit und Wohlstand untergräbt und gleichsam mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele über Preußen seinen Einzug in Deutschland hält.“ Hierin ist nur so viel unbedingt richtig, daß die Gewerbefreiheit allerdings von Frankreich ausgegangen ist und daß ihr durch die Reception im preußischen Gewerberechte die allgemeine Anerkennung in Deutschland erleichtert worden ist. Das revolutionäre Frankreich von 1791 ist in der That die Wiege der gewerblichen Freiheit. Durch ein Gesetz vom 2.—17. März 1791 wurden dort alle Zünfte und gewerblichen Corporationen aufgehoben, und vom 1. April desselben Jahres ab wurde Jedermann zum Betriebe eines jeden Gewerbes zugelassen, alle Beschränkungen der Ausübung des Gewerbebetriebes, soweit sie in der alten Gewerbeverfassung begründet waren, wurden beseitigt. Nur solche Beschränkungen wollte man ferner zulassen, die das öffentliche Interesse forderte. Nach diesem Principe haben nun im Laufe des 19. Jahrhunderts alle europäischen Staaten ihr Gewerberecht umgestaltet.

In Deutschland nahm die Entwickelung indeß nicht einen so raschen und übergangslosen Verlauf wie in Frankreich, es folgte nicht gleich der Zunftverfassung die Epoche der Gewerbefreiheit, sondern hier war als Uebergangsglied die Aera des büreaukratischen Staates zwischengeschoben. Schon der Reichsschluß von 1731 hatte die bisherige autonome Verwaltung der Zünfte aufgehoben und sie vollständig der Staatsgewalt unterstellt: der Staat, nicht mehr die Zunft, war hiernach die Quelle des Rechtes auf den Gewerbebetrieb. Inzwischen bahnte sich auch in der gewerblichen Production ein völlig neuer Zustand an; zu der großartigen Entwickelung des Gebrauches der Maschinen kam hinzu, daß das Capital einen immer größeren Einfluß auf die Production erhielt, und daß innerhalb der Capitalwirthschaft, die die naturalwirthschaftliche Phase der Volkswirthschaft abgelöst hatte, sich allmählich immer mehr der Creditverkehr entfaltete. All das neue Leben fand in dem Gewerberecht der Zunft wie auch in dem des büreaukratischen Staates nicht die zureichende Form, sie war ihm zu eng und zu schwerfällig, es mußte sich allmählich eine neue Form, das Rechtssystem der natürlichen Freiheit, der Gewerbefreiheit, herausbilden.

Die preußische Monarchie war nach den unglücklichen Kriegen von 1806 und 1807 besonders der inneren Kräftigung und der wirthschaftlichen Stärkung bedürftig, ein Mittel hierzu sahen die leitenden Staatsmänner jener Zeit, Stein und Hardenberg, in der Anwendung der physiokratisch-Smith'schen Lehre auf die Gewerbepolitik ihres Staates.

Die Geschäftsinstructionen, Edicte und Verordnungen jener Zeit machten

wie in Frankreich den selbstständigen Gewerbebetrieb von der Lösung eines Gewerbescheines, der keinem rechtlichen Manne versagt werden konnte, abhängig; indeß ließ man die Innungen bestehen und machte eine Reihe von Gewerbebetrieben concessionspflichtig und vom Nachweise gewisser Qualificationen abhängig. Aehnlich gingen die übrigen Staaten in Deutschland bei der Reform ihres Gewerbewesens vor.

In der Folge griffen aber Bremen, Hannover, Kurhessen, Oldenburg auf die Zunftordnung zurück, Preußen behielt zwar die freiheitlichere Verfassung bei, ließ jedoch zugleich in den neu erworbenen Landestheilen die jeweilige Gewerbeordnung zu Recht bestehen. Den Höhepunkt der büreaukratischen Gewerbepolitik in Preußen bildete die Gewerbeordnung von 1845. Sie schaffte einmal einheitliches Gewerberecht und versuchte zweitens das historisch Gegebene mit den Forderungen der Neuzeit nach gewerblicher Freiheit zu versöhnen. Die Gewerbeordnung von 1845, im Wesentlichen wohl das Werk J. G. Hoffmanns, beseitigte alle in einzelnen Landestheilen noch bestehenden Beschränkungen des freien Betriebes, zugleich aber schützte sie die corporativen Verbände der Gewerbetreibenden, gab sie ihnen Mittel zur Pflege und Förderung gewerblicher Interessen und versuchte sie, in den Innungen eine neue, dem Gewerbewesen nützliche Organisation zu beleben. Es bestand kein Beitrittszwang zu den Innungen, wer jedoch darin eintreten wollte, hatte vor einer aus Handwerkern und einem Mitgliede der Communalbehörde bestehenden Prüfungscommission einen Befähigungsnachweis zu erbringen. Ferner wurde in einer großen Zahl von Gewerben die Befugniß der Meister, Lehrlinge zu halten, von einem Befähigungsnachweis abhängig gemacht.

Diese Bestimmungen konnten sich in den folgenden Jahren der politischen und socialen Stürme, die über die ganze Welt hinbrausten, nicht bewähren. Im tollen Jahre 1848 tagte neben der deutschen Nationalversammlung im Frankfurter Römer auch ein besonderes Handwerkerparlament, und hier wie in andern Versammlungen wurde stürmisch Abschaffung der Gewerbefreiheit und Rückkehr zur Zunft verlangt. War es die Dringlichkeit dieser Forderungen, oder waren es andere in einer gewissen reactionären Strömung am preußischen Hofe zu suchende Gründe, Thatsache war, daß Preußen 1849 wieder Zunftzwang und Meisterprüfung für den selbstständigen handwerksmäßigen Gewerbetrieb einführte.

Wohl hob sich in der Folge das Interesse des Handwerkerstandes am Innungsleben, aber irgendwelche wirthschaftliche Besserung trat weiter nicht für das bedrückte Kleingewerbe ein, in dieser Hinsicht blieb es ganz und gar beim Alten; die Maschinenindustrie griff in manche alte Domäne des Handwerks über, der moderne Geschäftsbetrieb, das Magazinwesen, die Versandtgeschäfte begannen dem in seinen Mitteln beschränkteren Handwerke eine äußerst scharfe Concurrenz zu machen, das seinerseits sich vielfach damit begnügte, in seinen Gewerbestreitigkeiten manchen alten Zopf wieder aus der Raritätenkiste der „guten alten Zeit“ hervorzuholen.

In der Wissenschaft und in der öffentlichen Meinung eroberte indeß eine vollständig entgegengesetzte volkswirthschaftliche Anschauung das Feld. Das „liberale Manchesterthum" kam an's Ruder. Einer regen Gesellschaft liberaler Oekonomen, Industrieller, Tagesschriftsteller und Politiker gelang es, den Ideen der englischen Freihandelsschule, der Partei Cobdens und Brights — die am Ende der dreißiger Jahre den Hauptsitz ihrer Agitation in Manchester hatte, daher ihre Bezeichnung als Manchesterlehre — auch auf deutschem Boden Eingang zu verschaffen. Diese von Faucher, Prince-Smith ꝛc. geleitete Gemeinschaft hatte am Ende der vierziger Jahre als deutsche Freihandelspartei Anfangs nur die Schutzzollpolitik des deutschen Zollvereins bekämpft, allmählich hatte sie jedoch ihr Programm erweitert und ihre Losung, „volle Freiheit des Einzelnen," auf alle Gebiete der Volkswirthschaft ausgedehnt. In ihren „volkswirthschaftlichen Congressen" und in der „Vierteljahresschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte" besaßen sie neben einem agitatorisch rührigen Stabe von Gelehrten, Politikern und Publicisten — wir nennen nur die Namen Michaelis, Bamberger, Lasker, Braun, Lammers — sehr geeignete Organe, um ihre Ansichten in der öffentlichen Meinung und dann auch in der neueren deutschen Wirthschafts-, Gewerbe- und Socialpolitik zur Geltung zu bringen.

Es entstand der Norddeutsche Bund, und eine seiner ersten Thaten war ein Freizügigkeitsgesetz, welches den Angehörigen der verbündeten Staaten ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung gewährte, daß jeder Bürger in jedem Bundesstaate als Inländer behandelt und zum Aufenthalt wie zum Gewerbebetriebe unter den für die Einheimischen geltenden Bestimmungen zugelassen werden sollte. Dieses Princip der Freizügigkeit wurde alsbald durch das der Gewerbefreiheit ergänzt. Der freien wirthschaftlichen Bewegung an jedem beliebigen Orte mußte sich folgerichtig ungehinderte Bewegung an jedem bestimmten Orte anschließen.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes erklärte den Gewerbebetrieb für einen Gegenstand der Bundes-Gesetzgebung, und im Geiste einer liberalen Wirthschaftspolitik verfaßte der Bundesrath eine Gewerbeordnung, die, indem sie auf die preußische Gewerbeordnung von 1845 zurückgriff, sich in gewerbefreiheitlicher Richtung bewegte, so u. A. die Handwerkerprüfungen beseitigte, andererseits aber bestrebt war, die landesgesetzlich bestimmte Concessionspflicht gewisser Gewerbe aufrecht zu erhalten. Da indeß eine völlige Durchberathung des Entwurfs in der laufenden Session des Reichstags ausgeschlossen war, so brachten die Abgeordneten Lasker und Miquel einen kurzen Gesetzentwurf ein, der sich darauf beschränkte, die Grundsätze der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit für das ganze Bundesgebiet anzuwenden. Das Gesetz, das 1868 sanctionirt wurde, erhielt die zutreffende Bezeichnung „Nothgewerbegesetz".

Im nächsten Jahre wurde sodann dem Reichstage eine neue Vorlage gemacht, die, obwohl sie nach heutigen Anschauungen die Gewerbefreiheit in ausreichendem Umfange garantirte, dennoch durch die Volksvertretung noch

mancherlei Abänderungen im liberalen Sinne erfuhr. Besonders wurde die Concessionspflicht noch weiter eingeschränkt und die Entscheidung der zuständigen Behörde an genau festgelegte objective Voraussetzungen gebunden. Der Bundesrath nahm schließlich die also vielfach veränderte Vorlage an, um nur ein einheitliches und im Allgemeinen der damaligen Zeit genügendes Gewerberecht zu erhalten. Die liberalen Gruppen des Reichstags waren ihrerseits auch nicht vollständig mit dem Inhalt des neuen Gesetzes einverstanden, wenigstens gaben sie zu verstehen, daß sie die darin gebotenen freiheitlichen Garantieen lediglich als eine Art von „Abschlagszahlung“ betrachteten und sich weitergehende Forderungen vorbehielten.

So entstand die Gewerbeordnung von 1869, die das Deutsche Reich acceptirte und die bis auf den heutigen Tag, freilich in mancher Hinsicht modificirt, die Grundlage des deutschen Gewerberechts bildete. Und was brachte diese Gewerbeordnung? Sie gestattete Jedem, der sich dafür befähigt hielt und die nöthigen Mittel besaß, den Betrieb jedes Gewerbes, soweit nicht besondere Ausnahmen und Beschränkungen geltend gemacht waren. Sie hob das den Zünften und kaufmännischen Corporationen bis dahin zustehende Recht, Andere vom Gewerbebetriebe auszuschließen, auf. Alle ausschließlichen Gewerbeberechtigungen, alle Zwangs- und Bannrechte, die Unterscheidung zwischen Stadt und Land wurden aufgehoben. Der für den Betrieb von Gewerben bis dahin vielfach erforderliche Befähigungsnachweis wurde abgeschafft, nur für die Gewerbe der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advocaten, Notare, Seeschiffer, Lootsen wurde er beibehalten. Es wurde ferner der gleichzeitige Betrieb verschiedener Gewerbe und desselben Gewerbes in mehreren Betriebs- und Verkaufslocalen, sowie das Halten von Gesellen, Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern jeder Art und in beliebiger Anzahl gestattet. Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbstständigen Gewerbetreibenden und ihren Angestellten wurde Gegenstand freier Uebereinkunft. Gewerbliche Streitigkeiten mußten, sobald Entschädigung oder Bestrafung verlangt wurde, vor den bürgerlichen Gerichten ausgetragen werden.

Das ist in knappen Umrissen der Inhalt der durch die Gewerbeordnung von 1869 gewährten Gewerbefreiheit. Mancher Zopf war damit beseitigt, manche Engherzigkeit und kleinliche Idee im gewerblichen Leben aus der Welt geschafft, kraftvoll konnten sich jetzt die Industrie und der Handel entwickeln. Aber das muß eine objective Prüfung ebenfalls zugestehen, für die wirthschaftlich schwächeren Elemente brachte die neue Gewerbeverfassung auch Sorgen und Bedrängnisse. Es war ohne Frage eine zu weit gehende Concession an das Manchesterthum, an die Doctrin des laisser faire, laisser aller, daß man das Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter als rein contractlich auffaßte, alles Ethische und Gemüthliche davon ausschloß, indem man ein Verhältniß fixirte, bei dem sich der Arbeiter lediglich verflichtete, gegen Zahlung eines bestimmten Lohnes ein gewisses Quantum von Arbeit zu liefern, bei dem im Uebrigen aber Jedem erlaubt war, seinen

Vortheil auf jede mögliche Weise wahrzunehmen. Weiter war es bedenklich, die Rechtsstreitigkeiten nur den bürgerlichen Gerichten zuzuweisen, die Lehrlingsprüfung illusorisch zu machen, das gewerbliche Corporationsleben auf den Aussterbeetat zu setzen und das gewerbliche Hilfskassenwesen sich selbst zu überlassen. Die Folge davon war, daß man die Fundamente des Kleingewerbes erschütterte, den Contractbrüchen und den Streiks die Thüre öffnete und in vielen Streitfällen einen Zustand schuf, der dem kleinen Handwerksmeister als Rechtsverweigerung erscheinen mußte.

Das waren, wie gesagt, nicht ungefährliche Beigaben der neuen Freiheit, die in der Folge recht viele Staatsbürger, die Ursache und Wirkung nicht zu unterscheiden und das Wesentliche nicht vom Nebensächlichen zu trennen vermochten, auch gegen die Hauptsache, gegen das Princip der Gewerbefreiheit verstimmten, und die es vielfach bewirkten, daß reactionäre Anschauungen und Parteiströmungen von breiten Volksschichten Besitz ergriffen.

So ist es denn gekommen, daß Leute, die mit ihrer Wirthschaft nicht recht vorwärts kommen, Politiker, die den Mund gern möglichst voll nehmen, sich aber nicht in die Unkosten einer volkswirthschaftlichen Erkenntniß der Dinge stürzen mögen, und Parteiinteressenten, die ein bequemes Schlagwort brauchen, daß alle diese in der Regel superklugen Leute alle Verantwortung und Schuld für die ihnen unbequemen Dinge in der Welt der Gewerbefreiheit aufhalsen und ihr und ihren Wortführern, den Liberalen, alle vermeintliche oder vorhandene sociale Noth auf's Conto schreiben. Natürlich ist das „grober Unfug“. Unsere nationale Production, die die volle Ausnutzung der Kräfte, strengste Wirthschaftlichkeit der Unternehmer, beständigen Fortschritt der Waarenqualität, unermüdliche Thätigkeit in der Auffindung neuer gefälliger und brauchbarer Formen der Erzeugnisse verlangt, damit sie bei dem Wettbewerb der Völker auf dem Weltmarkte nicht die Rolle einer ungeschickten Magd, sondern die der gleichberechtigten Herrin spiele und damit die Nation nicht verarme, — Deutschlands Production hätte sich zu ihrer jetzigen achtunggebietenden Höhe niemals emporheben können, ohne die riesige Spannkraft der freien Concurrenz und ohne Gewerbefreiheit.

Man vergesse weiter auch nicht, daß die Gewerbefreiheit nicht die Ursache, sondern eine Folgeerscheinung der neueren Gewerbeentwickelung ist. Die zünftige Gebundenheit, die ständische Gliederung, kurz das System der Unfreiheit mußte fallen, nachdem Dampf und Elektricität ein Maschennetz intensiven Verkehrs um den Erdball gelegt hatten, nachdem in den europäischen Staaten Zahl und Dichtigkeit der Bevölkerung auf das Doppelte und mehr gestiegen waren und die Beziehungen der Menschen unter einander daheim und in der Fremde immer vielseitiger und zugleich enger geworden waren. Jene frühere Zeit ohne die heutigen Verkehrsverhältnisse localisirte alle gewerbliche Thätigkeit, band sie quasi an die Scholle. Production im eigenen Hause und für den eigenen Bedarf, für das eigene Dorf, für die eigene Stadt und wenn es hoch kam, für den eigenen Kreis war,

von einigen wenigen Weltfirmen abgesehen, das, was in der Summe die gewerbliche Thätigkeit eines Volkes ausmachte. Der Durchschnittsmensch jener Zeit kam, wenn er einmal die Wanderzeit abgeschlossen hatte, ja auch nicht viel weiter. Alles führte mehr ein Innenleben, die Gütererzeugung war auf einen kleineren Maßstab beschränkt, was man an Quantität einbüßte, ersetzte man durch Qualität; nicht Massenproducte, sondern Stückwaaren bildeten die eigentlichen Handelsobjecte. Herrliche, gediegene Erzeugnisse der bildnerischen Hand sind uns aus jenen Tagen erhalten. At fugit interea fugit irreparabile tempus.

Eine neue Zeit braust heran, aus dem Stadtbürger der Zunftzeit wird der Staatsbürger, immer größere Capitalien verlangt der rentable Gewerbebetrieb; Riesenmaschinen, eine bis in's Kleinste gehende Arbeitstheilung, die Ausdehnung des Absatzes über die Bannmeile hinaus revolutioniren Handel und Wandel.

Nur einige Daten mögen über die Veränderung der Verkehrsverhältnisse Zeugniß ablegen. Mac Adam brachte 1812 die heute allgemein angewandte Chausseemethode aus China nach Europa; bis dahin forderten die Reisehandbücher der Zeit als Requisiten eines ordentlichen Passagiers „führnehmlich christliche Geduld und gute Leibesconstitution". Prinz Georg von Dänemark gebrauchte 1703 zu einem Wege nach Windsor (etwa neun englische Meilen oder vier Wegestunden) vierzehn Zeitstunden, obwohl er sich unterwegs nur so oft aufgehalten hat, wie „der Wagen umgeworfen oder im Drecke stecken geblieben ist". 1840 existirten im ganzen preußischen Staate nur 128 Kilometer Eisenbahn, 1890 gab es über 25170 Kilometer. Preußische Chausseen hatte man 1831 erst 9008 Kilometer, 1862 schon 28433. Flußdampfer zählte man 1840 in Preußen 40, jetzt fahren weit über 100 Dampfer allein auf dem Rhein. Die preußische Post beförderte 1840 36 und 1862 140 Millionen Briefe. Die Bevölkerung im Deutschen Reichsgebiete ist von 26 Millionen im Jahre 1820 auf etwa 49 Millionen im Jahre 1890 gestiegen, wo früher 2—3000 Menschen sich auf einer Quadratmeile ernährt haben, müssen heute 4, 8 und mehrere Tausende ihr Dasein fristen. Ehedem waren die einzelnen Stände streng von einander geschieden: „König, Bischof, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann", wie es im Kinderliede heißt. Jeder Stand vermied die Gemeinschaft mit dem anderen und suchte sich, wie jede Gegend, auch äußerlich durch die Kleidung von anderen Ständen und Gegenden zu unterscheiden. Gering waren in mancher Hinsicht die Luxusbedürfnisse. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Königin von Frankreich von ihren Hofdamen sehr beneidet, weil sie mehr als zwei leinene Hemden besaß. Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eifern Schriftsteller in Deutschland und England gegen die Unsitte des Kutschenfahrens, das damals beim Adel aufkam, als gegen einen verweichlichenden und entsittlichenden Luxus. Und wie lange ist es her, daß Schuhe und Strümpfe, Hand- und Taschentücher bei der Arbeiterklasse für Luxus galten und dann zur allgemeinen Gewohnheit geworden sind?

Ueberall neues Leben, neue Gewohnheiten und Ansprüche! Daß alle diese neuen Beziehungen ein anderes Gewerberecht erforderlich machten, und daß nicht das veränderte Gewerberecht die neue Zeit hervorgebracht, muß dem unbefangenen Blick doch eigentlich recht bald offenbar werden, wenn man sich nur die Mühe giebt, etwas genauer hinzuschauen. Und dringt man noch etwas weiter in der Erforschung unserer wirthschaftlichen Zustände vor, vergleicht man unsere gegenwärtigen Verhältnisse im Gewerbeleben mit denen früherer Zeiten und denen anderer Länder, so muß man schon ein unverbesserlicher Schwarzseher sein, wenn man nicht auch Gutes, ja Vortreffliches darunter findet. Die maschinelle Entwickelung ist doch nicht nur der Großindustrie und dem Großhandel zu Gute gekommen, diese haben doch nicht ausschließlich Nutzen von den allgemeinen Verkehrsverbesserungen erfahren, alle wohlthuenden Errungenschaften der Technik und des Verkehrs sind dort, wo man sich nicht eigensinnig und thöricht dagegen verschlossen hat, auch bis in die kleinste Werkstatt, bis in den einfachsten Laden bemerkbar und fühlbar geworden. Deutschlands Handel und Industrie ist, darüber ist überhaupt ein Streiten unmöglich, wenn man nicht die Wirthschaftsstatistik einfach ignoriren will, in dem letzten Vierteljahrhundert der Gewerbefreiheit in ungeahnter Weise aufgeblüht.

Es ist daher auch keine allzugroße Ueberhebung, wenn der auf seine Erfolge und auf seine wirthschaftliche Tüchtigkeit stolze Vertheidiger der neuen Zeit dem modernen Weltverbesserer, der eine höchst unproductive Thätigkeit in der Entwirrung unlösbarer Zukunftsprobleme und im grüblerischen Versenken in vergangene Zeiten entwickelt, mit dem Faust zuruft: „Was willst Du armer Teufel geben?“ Die Einen treiben das Schiff ihrer Gedanken und Wünsche dem socialen Communismus zu; sie wollen ein Gewerbewesen, das den Privatbetrieb ausschließt, alle die so sehr verschiedenartigen Menschen über einen Kamm scheert und am letzten Ende die Spannkraft der freien Concurrenz vernichtet. Man mag in der Kritik des Socialismus Vieles als berechtigt anerkennen, seine „positiven“ Vorschläge wird man aber bei gewissenhafter und aufrichtiger Prüfung stets in's Nichts der Utopie münden sehen. Die Anderen wollen angeblich nur eine Beschränkung des ungehinderten Wettbewerbs, aber eine Beschränkung, die schließlich in neun von zehn Fällen auch auf eine Vernichtung hinauskommt. Sie wollen zurück zum Ständestaat des Mittelalters und zum patriarchalischen Gewerbebetrieb der Zunftzeit. Die Zwangsinnung soll wieder Mittelpunkt und Quelle des Gewerberechts werden, und der Befähigungsnachweis soll die Panacee heißen, die mindestens alle Leiden des Handwerks curiren soll.

In der Hauptsache zielen Zwangsinnung und Befähigungsnachweis dahin, in den gegenwärtigen Concurrenzkampf des Handwerks mit der Groß- und Mittelindustrie und mit dem Handel zu Gunsten des handwerksmäßigen Kleinbetriebs einzugreifen, die capitalistische Uebermacht durch behördliche Reglementirung zu brechen, die Zahl der selbstständigen Handwerker durch

den Ausschluß Unzünftiger und angeblich Untüchtiger einzuschränken und schließlich eine möglichst der Controle der Oeffentlichkeit entzogene Organisation zu schaffen, mit deren Hilfe man die Autorität der Meister zu stärken und die Forderungen der Arbeiterschaft einzudämmen hofft.

Selbst wenn man diese Forderungen nicht als Glieder in der Kette von reactionären Bestrebungen, sondern für sich allein betrachtet und beurtheilt, kommt man zu dem Resultate, daß die Zunft mit ihren Zwangsrechten im Widerspruche mit den Ideen des Rechtsstaates, der gleiches Recht für Alle geben soll, steht, und daß der Befähigungsnachweis für jedes selbstständige handwerksmäßige Gewerbe bei den heute so verwischten Grenzen zwischen Industrie und Handwerk, bei den unentwirrbaren Verzweigungen des heutigen Gewerbebetriebes, bei der Unzahl „verwandter" Gewerbe nur mit der Voraussicht ewiger Zänkereien, Denunciationen und anderer schöner Dinge, wie sie Neid und Concurrenzsucht nur immer erzeugen können, in's Leben zu rufen ist. Daß er dem Handwerk irgend welchen positiven Nutzen verbürge, ist nach den Erfahrungen, die man in Oesterreich mit dem seit 1883 dort wieder eingeführten „Verwendungsnachweis" gemacht hat, u. E. völlig ausgeschlossen.

In der That sind aber diese sogenannten Cardinalforderungen der Handwerker keine wirthschaftlichen, sondern rein politische Forderungen, die auch aus diesem Grunde von einigen politischen Parteien lebhaft unterstützt werden. Daß sie trotz dieser mächtigen Hilfe je Gesetz werden und längere Zeit bleiben, halten wir nicht für wahrscheinlich. Man beruft sich freilich auf die schöne Zeit, da jene Einrichtungen existirten und die Blüthe des mittelalterlichen Handwerks bedingten, man ruft dem Handwerker zu: „Wählt selbst, jetzt habt Ihr Gewerbefreiheit und bei schwerer Arbeit hartes Brot, damals hattet Ihr die Zunft und bei mäßiger geistiger und körperlicher Anstrengung Ueberfluß."

Gewiß hat vom 15. bis zum 16. Jahrhundert das Handwerk seinen Meister gut ernährt. Der Zunftorganisation jener Zeit war es noch möglich, den Großbetrieb und die Capitalmacht in enge Grenzen zu bannen und dem Handwerkerstande die Vortheile eines bevorrechtigten Standes zu garantiren. Aber man soll nicht vergessen, daß diese Blüthezeit, wie jede andere auch, nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer sein konnte. Nur so lange nämlich, wie der Handwerkerstand nach schweren Kämpfen mit dem Stadtpatriciat die führende Stellung im deutschen Bürgerthum einnahm. Die Zunft war, das wird meistens von den reactionären Gewerbepolitikern übersehen, ein städtisches Amt, das den Angehörigen mit seinen Vergünstigungen auch schwere Verpflichtungen auferlegte. Ueberdies hatten die gewerbe-monopolistischen Rechte keineswegs ihren Ursprung in der Furcht vor der Concurrenz, sondern sie waren einfach die Folge einerseits der ökonomischen und politischen Stellung der damaligen Städte, andererseits des amtlichen Charakters und der Dienstpflicht der Zünfte. Damals waren eben die

Städte nicht wie heute Glieder eines größeren Staates, sondern selbstständige politische und wirthschaftliche Gemeinwesen, die, wie heute die Staaten, das Interesse und die Pflicht hatten, für ihre Angehörigen, und auch nur für diese zu sorgen. Es ist klar, daß ein solches Zunftleben einen hohen Grad von Gemeinsinn und Opferwilligkeit und einen weiten, vorurtheilsfreien Blick voraussetzte, und daß es sich in ganzer Reinheit nur kurze Zeit halten konnte. Will man jetzt das Alles wieder künstlich zurückrufen, so versucht man Unmögliches, nämlich die Henne in das Ei zurückzuschicken. Wir müssen uns schon mit der Gewerbefreiheit durchschlagen, denn es ist schlechterdings unmöglich, mit einem anderen System zu leben, es ist unmöglich, unsere Verkehrsverhältnisse wieder in die romantisch schönen, aber engen Mauern der mittelalterlichen Stadt einzuzwängen, dem Handwerkerstand wieder die Führerschaft im Bürgerthum zu verschaffen, die im gesteigerten Concurrenzkampfe nicht eben veredelten Naturen durch Decrete und Verordnungen wieder in jenen Zustand zu versetzen, der die Grundlage des ganzen Zunftsystems gebildet hat.

Nach alledem ergiebt sich der Erfahrungssatz, daß die Gewerbefreiheit das vorläufig letzte Resultat einer geschichtlichen Entwickelung, das letzte nothwendige Glied einer Reihe von volkswirthschaftlichen Perioden und daß sie somit Erforderniß und die Folge des Culturfortschrittes ist. Aber die Kehrseite der Medaille, soll die gar nicht gezeigt werden, soll sich der Culturmensch an der Wende des Jahrhunderts nur in dem stolzen Glücke sonnen, wie er's „so herrlich weit gebracht?" Hat das Princip der Gewerbefreiheit nur lobenswerthe Seiten? Keineswegs, wie das schon im Eingange dieser Abhandlung zugestanden worden ist. Die schrankenlose Gewerbefreiheit führt zur rücksichtslosen Ausbeutung der abhängigen Arbeitskräfte, zur Ausnutzung des wirthschaftlich Schwächeren und des minder Erfahrenen, sie bewirkt die Massenherstellung billiger und schlechter Waaren, hat viel unredliches und häßliches Geschäftsgebahren, aufdringliche Reclame, und zu Zeiten Ueberproduction und wirthschaftliche Krisen im Gefolge.

Auch die Gewerbeordnung von 1869 hatte nicht verhindert, daß derartiges Unkraut unter den Weizen gekommen war, und die deutsche Gewerbepolitik der letzten 25 Jahre war denn auch im Wesentlichen darauf gerichtet, die allzuweitgehende Gewerbefreiheit, wie sie in dieser Gewerbeverfassung begründet war, einzuschränken. Nur von den hauptsächlichsten Abänderungsgesetzen sei hier kurz Notiz genommen. So wurde 1874 der Kreis der gewerblichen Anlagen, die einer Genehmigung bedürfen, erweitert; 1876 regelte ein Reichsgesetz das gewerbliche Hilfskassenwesen. Im Jahre 1878 erhielt ein Gesetzentwurf, der die Verhältnisse des gewerblichen Hilfspersonals zum Gegenstand hatte, die Zustimmung des Reichstages. Hierdurch wurde eine festere Gestaltung des Arbeitsvertrages, besonders des Lehrlingsverhältnisses, eine Verbesserung der Bestimmungen über jugendliche Arbeiter und die Einsetzung von Fabrikinspectoren zur Beaufsichtigung der Fabriken erreicht. Für ge-

wisse Gewerbebetriebe (Privatkrankenanstalten, Pfandleihgewerbe, Schauspielunternehmungen, Hausirgewerbe) wurden 1879 und 1880 verschärfte Bestimmungen erlassen. Die folgenden Jahre waren hauptsächlich der Reconstruction der Innungen gewidmet. Ihnen wurde 1881 die Möglichkeit gegeben, ihre Thätigkeit im Lehrlingswesen und bei Lehrlingsstreitigkeiten auch auf Nichtmitglieder zu erstrecken, dieses Recht wurde 1884 noch dadurch erweitert, daß bewährten Innungen von der höheren Verwaltungsbehörde für ihre Mitglieder das ausschließliche Recht des Lehrlinghaltens gewährt werden kann. 1886 wurde bestimmt, daß Innungsverbände durch Bundesrathsbeschluß Corporationsrechte erhalten können, und 1887 wurde den Innungen das Recht beigelegt, kraft einer Verfügung der höheren Verwaltungsbehörde auch Nichtmitglieder zu den Ausgaben für Herbergswesen, Fachschulen und für Schiedsgerichte heranzuziehen. Weiter sind die Arbeiterschutzgesetze (1891), ein Gesetz über die Sonntagsruhe (1891), über Abzahlungsgeschäfte (1893), über den Schutz der Waarenzeichen (1893) 2c. erlassen, und noch mancherlei gesetzliche Bestimmungen, die den Schutz des ehrlichen Gewerbes und des abhängigen Hilfspersonals bezwecken, sind in nächster Zeit noch zu erwarten, — wir erinnern nur an die im Fluß befindliche Gesetzgebung gegen den unlautern Wettbewerb, an die Handwerksorganisation, an die in nächster Reichstagssession zu erwartende Novelle gegen Mißstände im Wandergewerbe — so daß auch manchem ehrenwerthen Staatsbürger vor dem unabläßigen Reglementiren und vor dem Gesetzgebungsregen in der neueren Zeit angst und bange wird.

Jedenfalls wird hieraus offenbar, daß wir in Deutschland nicht von einer schrankenlosen und gefährlichen Gewerbefreiheit sprechen können, es giebt der Schranken bereits soviel, daß man annehmen darf, die Bewegung nach weiterer Einengung der Gewerbefreiheit habe ihren Höhepunkt bereits überschritten, und wir beginnen jetzt, uns in die neuzeitlichen Formen und Verhältnisse einzuleben und in ihnen wohl zu fühlen. Daß unseren Kindern und Enkeln noch ein weites Gebiet socialer und gewerblicher Reform zur Bearbeitung vorbehalten ist, daß wir selbst noch nicht am Ziele angelangt sind, soll keineswegs bestritten werden; aber man arbeitet stetiger und sicherer, wenn man auf dem festen Boden des historisch Entwickelten steht und sich nicht in Träumereien über Vergangenheit und Zukunft versenkt. Es wird Keinem einfallen, unser Gewerberecht für vollendet und für unberührbar von der Zeiten Wechsel zu erklären, das aber dürfen wir jedenfalls nach seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit constatiren: es hat sich als das uns zukommende und zuträgliche Recht erwiesen und wird es voraussichtlich noch per multos annos bleiben. Eine gewaltsame Einengung oder Vernichtung der Gewerbefreiheit muß den Ruin eines Volkes herbeiführen, und es ist die Aufgabe einer weisen und gerechten Gewerbepolitik, das System der Gewerbefreiheit mit den Ideen socialer und gewerblicher Reform zu versöhnen, damit ist zugleich ihr weiteres Bestehen zum Nutzen von Handel und Wandel garantirt.



Gedichte.

Von

Theodor Loewe.

— Breslau. —

Herbstlied.

Wenn die Winde kühler wehn
Im entfärbten Laube,
Astern nur im Grase stehn
Reifer schwillt die Traube;

Wenn die Sonne milder scheint,
Klarer liegt die Ferne:
Sprich, warum die Thräne weint
Dir im Augensterne?

Ach, es glühn in meiner Brust
Noch die alten Triebe;
Frühlingsdrang und Werdelust
Und die alte Liebe.

Und ich kann es immer nicht,
Und ich kann's nicht fassen,
Daß mir Lenz und Himmelslicht
Sollten einst verblassen.

Daß ich auch so ruhig mild
Scheiden sollt' und heiter —
Thräne, die vom Auge quillt,
Rinne, rinne weiter!

Läuterung.

Nun hat die Nacht sich still herabgesenkt
Mit milder Luft und tieferquickter Kühle.
Das unruhvolle Herz umfängt
Der linde Hauch besänftigter Gefühle.
Ach, was ich all in blinder Leidenschaft
Geirrt, gewollt, gelitten und gerungen,
Das fühl' ich nun zur holden Lebenskraft,
In Liebe tiefgeläutert, durchgedrungen.

Abendruhe.

Der Friede wohnt in diesen Bäumen,
Die sanft verklärt das Abenglühn.
Wie süß, das Leben auszuträumen
Und still dem Tod entgegenblühn!

Sie haben Blüthenschmuck getragen
Und Frucht und Schatten auch gebracht;
Wie ruhig hoch die Wipfel ragen!
Nun überholt sie still die Nacht.

Mahnung.

Glaubst Du Dich dem Bann entronnen
Jener ernsten Wohlgestalten,
Weil Dir neue Lebenssonnen
Heller, kühler, ferner walten?
Wandelst Du auf andern Gassen
Näher Deinem Lebensglücke?
Ihren Hain hast Du verlassen,
Doch die Gottheit blieb zurücke.

Sternendämmerung.

Im Abendblauen seh' ich einen Stern,
Indeß die Bergesgipfel nebeldunkeln,
Aufleuchtend aus dem schweren Duft sich ringen.
Ich seh' ihn zitternd durch die Trübung funkeln,
Dann klarer, reiner, glänzend groß und fern,
Nun wandellos den weiten Raum durchdringen.
So rege kämpfend Deine Seele Schwingen!
Du glühe treu in Deines Wesens Kern,
Und Dir wird Licht in tiefer Nacht entspringen.





Zwei Geniebriefe aus der Schweiz vom Jahre 1775*).

Mitgetheilt

von

W. Keiper.

— Berlin. —

„Haugwitz**) schreibt uns aus Paris und schlägt uns vor, mit ihm durch das südliche Deutschland und die Schweiz zu reisen. Mit unaussprechlicher Freude nehmen wir seinen Antrag an, wir reisen mit Haugwitz, sehen Freunde unserer Seele, sehen die schönsten Gegenden Deutschlands, den heiligen Rhein, die freie Schweiz, die Alpen, Goethe, Lavater, Geßner rc.“, so meldete Graf Friedrich Leopold Stolberg seinem Freund und Bundesbruder Voß den Aufbruch der Brüder zu jener Geniefahrt, die der alternde Goethe, von der Höhe einer gereiften Lebensanschauung auf die jugendlichen Irrgänge herabschauend, nochmals in „Dichtung und Wahrheit“ lebenswahr, aber leise retouchirend festgehalten hat. Schweizerreisen waren damals noch nicht Modesache, ja das 18. Jahrhundert brauchte lange Zeit, ehe die Bewunderung der Gebirgswelt sich allgemein Bahn brach.

Wohl durchwanderte schon 1728 Albrecht von Haller mit dem hellen Blick des Naturforschers und dem sinnenden des Dichters seine Heimat und entwarf mit etwas unlenksamem, aber kräftigem Pinsel ein gedanken- und formenschweres Gemälde von dem Stillleben der kleinen Natur wie dem ergreifenden Zauber des Alpenlandes mit seinen Eisbergen und stäubenden

*) Für den Abdruck der vorliegenden Briefe bin ich zum Dank verpflichtet Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig, in dessen Sammlung die Originale enthalten sind. Die kleinen, auf Goethe bezüglichen Bruchstücke veröffentlichte L. Geiger im Goethe-Jahrbuch. Die Gedichte habe ich in meiner Schrift „F. L. Stolbergs Jugendpoesie“, Berlin 1893, besprochen.

**) Der spätere preußische Staatsminister, ein Studienfreund der Stolberge aus der Göttinger Zeit (1772—73).

Felsenströmen, „die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.“ Und wenn er, ein treuer Beobachter, in den Hütten der Aelpler einkehrt, das junge Volk beim Ringspiel und Tanz unter breiter Dorfeiche oder „das graue Alter“ bei traulichen Unterhaltungen am Herd belauschte, ihren genügsamen Wohlstand, die „Einfalt“ und Sittenreinheit pries, rühmend gedachte:

> Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
> Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt,\

und froh bekannte:

> Wo die Freiheit herrscht, wird alle Sorge minder,
> Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder,

so schuf er trotz Taciteischer Tendenz ein getreueres Bild des derben Alpenvolks, als sein Landsmann Salomon Geßner, der die Thäler und Grotten mit Theokritischen Faunen und Nymphen und mit arkadischen Schäferpaaren bevölkerte.

Aber noch der junge Klopstock schaute zwar von den schimmernden Traubengestaden des Züricher Sees zu den „silbernen“ Alpen grüßend herauf, zärtlicher und empfindungsvoller jedoch trotz des bedenklichen Stirnrunzelns ehrsamer Patriarchen in das frohe Gesicht einer schönen Begleiterin, und die Mannigfaltigkeiten der Charaktere zu erforschen, war ihm interessanter, als den Schönheiten der großen Natur liebevoll nachzugehen.

So vermochte auch Johann Kaspar Goethe, während sein Sohn am Busen der Natur „frische Nahrung und neues Blut“ in vollen Zügen einsog, in italienischen Erinnerungen schwelgend, den „wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern“ keinen Geschmack abzugewinnen und meinte, wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

In dem Gegensatz von Vater und Sohn erfassen wir hier den Gegensatz zweier Generationen. Zwei große Namen stehen an der Spitze des neuen Naturevangeliums: der gälische Barde Ossian und der Franzose Jean Jacques Rousseau. Hatte die Anakreontik des Jahrhunderts fern von „der Städte Rauch“ am murmelnden Bächlein unter Rosen- und Myrtengebüsch bei summenden Frühlingsbienchen und losen Sommervöglein sich angesiedelt oder im elysischen Thal bei Lunas Silberschein dem süßen Gesang Philomelens gelauscht, so führte Ossian den staunenden Waller an's brandende Meer unter Klippen und Riffe oder auf die endlose Nebelhaide, wo der Bart der Distel im Sturm wehte und nur der Adler und Geier die grandiose Scenerie belebten. —

Rousseaus St. Preux aber, in der Neuen Heloise, durchzog das noch unentdeckte Pays de Vaud, und während er, von allen Schrecken der Gebirgsnatur umgeben, unter ungeheuren Felstrümmern, vom Staubregen stürzender Gießbache durchnäßt, einherwandelte und auf die wunderbaren Lichteffecte der sonnenbeglänzten Berggipfel und ihrer Schattenthäler oder auf ein thalab tobendes Gewitter mit schauernder Wonne herabschaute, um-

fing sein krankes Herz das Gefühl sänftigender Ruhe und ernster Weihe. Und wieder auf stürmischer Fahrt über den Genfer See klang Natur und Seelenstimmung in wundersamem Accord zusammen. — Wie Haller empfand er reines Vergnügen im Verkehr mit den biederen Wallisern, bei denen er auf der ganzen Reise keinen Heller los werden konnte; ihre unbefangene Gastfreundschaft und genügsame Zufriedenheit beschämten den von der Kunst verdorbenen Culturmenschen.

Die Wirkung dieser mächtigen Naturverehrung auf Deutschland war unermeßlich. Herders Ruf: „Komm, sei mein Führer, Rousseau!" schallte überall wieder, im Kreise des seltsamen Hamann in Königsberg so gut wie am Rhein und Main und im Göttinger Bund an der Leine. Fortan galt die Schweiz als das Land der großen Natur und unverdorbener Volkskraft.

In Göttingen aber, wo man für Deutschheit glühte und Wielands, des Franzosenfreundes und Sittenverderbers, „Idris" zornig zerstampfte, kam noch mehr hinzu. Die längst vom alten Reich abgelösten freien Cantone waren doch ein Theil des großen deutschen Vaterlandes, das damals mehr als heute gesucht wurde, soweit die deutsche Zunge klingt. Und als Friedrich Leopold Stolberg aus den Armen der schluchzenden Freunde der dänischen Hauptstadt zugeeilt war und das verhaßte Land, dessen Klima „dem Denker zuwider" war, ihn beherbergte, da stand der Abkömmling des alten cheruskischen Vierfürstengeschlechts, dessen Vorfahren Klopstock in dem Bardiet „Hermanns Tod" als Waffenbruder des deutschen Befreiers verherrlicht, am Belt und sang mit den tobenden Wogen um die Wette:

„Von Dir entfernt, weih' ich mich Dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft und seufze der Heimat zu!"

Im Berner Rüsthaus aber erblickte er die Trophäen aus den siegreichen Feldzügen der Schweizer gegen Karl den Kühnen, und der wehmüthige Ruf entrang sich dem schwächeren Sohn einer weichen Zeit:

„Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.

Ich greife gleich nach Schwert und Speer;
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer;
Ich lege traurig ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand."

und er erklärte, die Schweizer seien nie deutscher gewesen, als da sie sich dem deutschen Joch entzogen.

Darauf aber lag das Hauptgewicht. Der Kampf der jungen rheinischen Genies, Goethe an der Spitze, galt trotz der starken freiheitlichen Tendenz im „Götz", trotz Klingers wilden Tiraden gegen die Fürsten und

manchen politisch-socialen Hirngespinnsten doch vorzugsweise den „Kunstrichtern“ und ihren verhaßten „Regulbüchern“, die Meister Klopstock, immer noch „jugendlich-ungestüm“, in den entferntesten Winkel seines Gelehrtenstaats verbannt hatte. In Göttingen wurde — wiederum nach Klopstocks unklarem und unverstandenem Muster — ein Vorspiel der burschenschaftlichen Bewegung unseres Jahrhunderts in Scene gesetzt. Aber das Geschlecht der Wartburggenossen war durch die harte Schule der Freiheitskriege gegangen, hatte trotz manchen Ueberschwangs in Rede und That doch bestimmte Ziele vor Augen und handelte darnach. Hier redeten und dichteten feurige Jünglinge, von idealster Gesinnung beseelt, aber gänzlich unerfahren im wirklichen Staatsleben, von großen Thaten, glaubten mit dem Klang ihrer Lieder Berge zu versetzen und die Vesten der Tyrannen stürzen zu können oder lebten der naiven Zuversicht, als „Landdichter“ die Volkssitten zu bessern; und wenn Einem die Gefahr solchen Schwärmens vorgehalten wurde, so erklärte er aufrichtig, jene Tyrannen seien nur Kinder seiner Phantasie, und kein lebender Fürst brauche sich dadurch getroffen zu fühlen.

Sie wollten nicht Fürstendiener sein, doch aus dem Freundeskreis traten die Grafen Stolberg als Kammerjunker an den dänischen Hof, und der Fürstenhasser Voß suchte eine Stelle bei einem deutschen Kleinfürsten.

Ueber die Misère der deutschen Kleinstaaterei hinwegsehend, holten sie aus der Vorzeit ihre Ideale herauf und stellten die Republikaner Timoleon und Brutus in eine Reihe mit Hermann und Tell, die ein fremdes Joch zersprengten, ja mit Luther, den Vorkämpfer für Geistesfreiheit, und Klopstock, der Freiheitsthaten nur besungen hatte. Aber wenn einmal der Blick aus der luftigen Höhe in die irdische Sphäre herabstieg, so blieb er gewiß auf dem freien Schweizervolk bewundernd haften. — Wirkte doch auch hier als lebendiger Zeuge, daß die Enkel der Väter werth seien, Johann Kaspar Lavater, der den Uebergriffen des Landvogts Grebel so muthvoll entgegengetreten war und in Liedern, die im Stolberg'schen Vaterhause auch von den Schwestern gern gelesen wurden, seines Volkes Freiheit gepriesen, zugleich ein gläubig frommer Christ mit peinlichster Selbstprüfung sein „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ zur Freude der Mutter unserer Grafen geführt und ahnungsvolle, gerade wegen ihrer visionären Dunkelheit dies Zeitalter begeisternde Ausblicke in die Ewigkeit gethan hatte.

Neben ihm erschienen die übrigen Berühmtheiten der Schweiz von geringer Bedeutung. Geßner erschien als ein braver Mann, aber „weniger“ als seine Schriften. Der einstige Gönner Klopstocks, Bodmer, der in demselben Jahre mit nicht weniger als vier Vorläufern des Schiller'schen Tells auf den Plan trat, stand in der raschlebigen Zeit bereits sehr abseits, wenn man dem „braven, frohen Greis voll Lebens und Geistes“ auch zusammen mit Goethe huldigende Besuche gönnte; Voltaire war als Franzose und Atheist verhaßt, aber aus Neugier doch nicht zu umgehen; für Haller endlich, der statt im Dichtergewande schon längst in der schweren Rüstung einer

staunenswerthen Gelehrsamkeit glänzte, fehlte den jungen Stürmern jedes Verständniß.

Denn freieste Ungebundenheit, Befreiung von Allem, was Convenienz und Zwang hieß, war die Losung.

So schwärmten die drei Genossen mit Goethe, froh, des lästigen Hofkleides entledigt zu sein, in „Werthers Uniform" umher, und Gleichgestimmten flogen die Herzen im Sturm entgegen.

Goethe, den Brüdern bis dahin nur brieflich vertraut, wurde ihnen in wenigen Tagen so intim, als hätten sie sich Jahre lang gekannt, und rühmend berichtete Graf Christian der Schwester von der Fülle der heißen Empfindung, die aus jeder Miene ströme, und dem feurigen Ungestüm, aus dem immer das zärtlich liebende Herz hervorsehe. So hieß Klinger, Goethes Landsmann, bald der „beste Mensch", und selbst der querblickende Merck in Darmstadt „ein braver Mann und unser Freund".

Wenig galt es ihnen, die als Küstenanwohner von Kindheit an dem Badesport huldigten, im Weiher bei Darmstadt zum Verdruß der Hofgesellschaft das heiße Blut zu kühlen, und aus den Fluthen der Zürcher Gebirgsbäche konnten sie wohl die Steinwürfe erzürnter Bauern, nicht Lavaters liebevolle Vorwürfe vertreiben; so gerne sie zahm sein wollten, das Nichtzahmsein habe doch seine unleugbaren Annehmlichkeiten, meinte Friedrich Leopold.

Dies Doppelgefühl persönlicher Unabhängigkeit und politischer Freiheitsliebe hatte der junge Dichter in einem seiner frühesten Gedichte, der „Freiheit", noch nicht zu scheiden gewußt. Jetzt gab ihm die Schweizer Natur jenes Gegenstück zu Mahomets Gesang ein, den „Felsenstrom", der, ein freier Jüngling, die Wolkenhöhe verlassend, sich unten im Thal in der Dienstbarkeit Fesseln schlagen läßt, wie es ihm selbst später geschah; im „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" aber brauste der Klopstock'sche Durst nach Tyrannenblut gewaltig auf, den Frau Aja in Frankfurt durch die ältesten Jahrgänge des echten Tyrannenblutes aus ihrem Keller so geschickt gelöscht hatte.

Land und Leute in der Schweiz wurden enthusiastisch begrüßt. „Kinder!" rief Graf Fritz auf dem Ritt durch's Thurgauische arbeitenden Bauern zu: „wenn Einer käme und Euch um Eure Freiheit bringen wollte, würdet Ihr so brav sein, wie Eure Väter?" und freute sich, als es im vollen Chorus bestätigend zurückschallte, und ein alter Graukopf eine Art emporhob und mit herzlicher Stimme rief: „Mit dieser Art schlüg' ich ihn todt!" Und im gepriesenen Walliserlande Rousseaus war ihm ein Herzensgenuß, daß die Franzosen von den Deutschen beherrscht wurden.

„So mag ich's gern; dem Deutschen giebt Gott Freiheit und Muth, dem Franzosen Witz und soviel Leichtsinn, als nöthig ist, Fesseln zu tragen."

Ihm, wie Goethe, setzte sich die Wirklichkeit in Poesie um, wenn er schon nicht den unendlichen Reichthum der Gefühle und die große poetische

Gestaltungskraft des Jugendfreundes besaß. So gab ihm der Rheinfall das zarte Gebet an die Mutter Natur, die ihn am Gängelbande leiten sollte, so besang er Tells Kindheit mit vordeutendem Blick auf seine Lebensthat, betrachtete eines Zwingherrn zertrümmerte Burg im Gefühl ausgleichender göttlicher Gerechtigkeit und spielte, wie einst Haller, den frohen Zuschauer bei einer Familienfestlichkeit, wo er dem neu vermählten Paare zusang:

„Ihr lieben Beide, freuet Euch!
Es sei kein Glück dem Euren gleich;
An wackern Kindern werdet reich,
An Söhnen, bieder und voll Muth
Nach alter Schweizersitte,
An Töchtern, sanft und keusch und gut,
Die Zierde Eurer Hütte!"

Und der Ode auf den Abschied von Lavater, der an thränenseliger Empfindsamkeit dem berühmten Trennungsabend von Göttingen Nichts nachgiebt, verlieh er einen stimmungsvollen Eingang im Anblick des ruhenden Züricher Sees, ganz ähnlich Matthissons späterem „Abend am Zürichersee".

Die Begeisterung für die Schweiz blieb den Brüdern, insbesondere Friedrich Leopold, nicht ein bloßer Jugendrausch. Mit demselben Blick des idealisirenden und Alles verschönernden Dichters, den Lavater ihm hellsehend zuschrieb, bereiste er 16 Jahre später dasselbe Land und ließ sich damals wie jetzt im warmen Gefühl für alles Große und Erhabene, worin sein eigenstes Naturell liegt, über die mannigfachen Schattenseiten des gelobten Landes gern hinwegtäuschen.

Graf Christian, eine kühlere Natur, besaß — um in Lavaters Sprache zu reden — „mehr sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen . . . nicht das aufquillende, reiche, reine hohe Dichtergefühl . . . nicht das heftige, in morgenröthlichem Himmel dahinschwebende, Gestalten bildende Lichtgenie — mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck." Das spricht sich auch in dem vorliegenden Brief zur Genüge aus — wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß in diesem zusammenfassenden Rückblick Fritz Leopolds Gefühle alle weicher abgetönt sind — und so zeigen die Briefe, die nun schließlich in eigenen Worten reden mögen, lehrreich, wie die allgemeinen Anschauungen der Zeit in den einzelnen Personen sich charakteristisch abwandeln.

Sie sind an den Dichter des „Ugolino" gerichtet.

1. Graf Friedrich Leopold an Gerstenberg.

Lausanne d. 16. Oct. 1775.

Das Versprechen an Sie zu schreiben, mein Liebster, war das Versprechen meines ganzen Herzens. Ich that es in einem Augenblick welcher Sie mir, wenn es möglich war, noch theurer machte, gleich drauf rissen Sie sich aus meiner Umarmung, ich sah Ihnen lange nach, bis ich nicht nur Sie, und Ihren Nachen, sondern auch die letzten Furchen Ihrer Ruder aus den Augen verlor. Da nach seegnete meine Seele meinen Gerstenberg! Ihnen wünschte ich alle mögliche Glückseeligkeit und mir die Freude Sie

bald wieder zu umarmen. In 20 Stunden waren wir in Lübeck. Einige Tage nach unserer Ankunft in Hamburg kam unser Klopstock dort von seiner Carls-Ruher Reise wieder an. Mit ihm, mit unserer Schwester von Utersen,*) unserm Mumssen,**) Claudius, Voß und Miller, welcher mit Klopstock gekommen war, nebst noch anderen Freunden und Freundinnen, haben wir in Hamburg bey 3 Wochen zugebracht. In Göttingen sahn wir noch einige alte Freunde, in Franckfurt fanden wir unseren Haugwiz; Göthe ward so sehr unser Freund daß er sich entschloß mit uns nach Zürch zu reisen. In CarlsRuh blieben wir 6 Tage, die Prinzeß Louise von Darmstadt, itzige Herzogin von Weimar hielt sich dort auf, eine Prinzeß vom edelsten Character, von einer Grösse der Seele welche jeden Mann merckwürdig machen würde. Welche Gegenden, mein Liebster, haben wir in der Pfalz, am Rhein und an der Neckar gesehn! Und bey Frankfurt an den Ufern des Mayn, und bey Mainz wo mitten im Meerbreiten Rhein eine Elysische Insel uns in ihre Schatten aufnahm!

In Strasburg lernten wir Lenz kennen, in dem kleinen, gutherzigen jovialischen Männchen wohnt viel Genie. Welche Fruchtbarkeit zeigten uns die gesegneten Ebenen Schwabens! Die Einwohner sind gut, freundlich, arbeitsam, die Weiber heßlich. Viel empfand ich da ich in das Gebiet von Schaffhausen kam. Nun im Lande der Freiheit! Wir sahen den Rheinfall. Gerstenberg, umsonst bieten Sie Ihre reiche, feurige, schaffende Phantasey auf Ihnen den Rheinfall zu mahlen. Ueber 3 hohe Felsen stürzt 100 Fuß hoch und 75 breit der Rhein mit der Stimme Gottes, mit undenklicher Schnelle, mit weit umherspritzenden Tropfen, bedeckt mit weissem Schaum den zuweilen stürzende grüne Wellen unterbrechen, in das hallende Thal. Ich verglich, da ich ihn ansah, den Seelenschwung der lyrischen Poesie mit dieser lebendigen die Seele hinreißenden Bewegung, und einen Augenblick lang piguit poetam esse. Von Schaffhausen ritten wir nach Kostnitz, sahen den Boden See durch welchen der Rhein fliest, und das Feld, wo der brave Huß verbrannt ward, wo vor einigen Jahren noch abgemähetes Graß einer vom Teufel bezauberten Wiese ist verbrannt worden. Wir befuhren den Boden See, und eilten nach Zürch. O mein Theuerster, was ist Lavater für ein Mann! Um seinetwillen haben wir 3 Wochen zwischen einem Fluß und dem Zürcher See in einem Bauerhause in herrlicher Gegend 20 Minuten von der Stadt gelebt und mit ihm seelige Stunden gehabt. Nun traten wir unsere erste Fuß Reise an, wir gingen durchs Kanton Zug über den Zuger See auf einen Berg welcher zwischen dem Zuger See und dem 4 Waldstädter See liegt, hier sahen wir die Sonne untergehen und aufgehen über 13 Seen! Von da (ich wünschte daß Sie mir auf der Karte folgten) gingen wir über den Lowertzer See, wo wir in kleinen Inseln zween Eremiten besuchten, deren einer es wegen einer unglücklichen Liebe geworden ist. Ein härener Rock, Brod, Wasser und ein Rosenkranz ersetzen ihm das Mädgen und die Freuden des Rosenbettes. Von da giengen wir über den mit Felsen eingeschlossenen Waldstätter See nach Altorff.

Alle die kleinen demokratischen Cantons sind frey wie Adler, und fühlen ganz das Glück ihrer Freiheit. Diese Freiheit giest den Ueberfluß auf diese Länder wo weder Korn noch Wein wächst. Nirgend sieht man Pracht, nirgends Elend, überall weit mehr Wohlstand, als in den fruchtbarsten Ländern. Am See besuchten wir eine Kapelle wo Tells Thaten gemahlt sind, sie heist die Tellen Kapelle. Hier wars, wo er aus dem Nachen des Tirannen sprang. Bey Altorff sahen wir das Hauß wo Tell geboren ward in eine Kapelle verwandelt. Die hohen Felsen welche diese Gegend umringen, und zween stürzende Flüße haben gewiß viel dazu beygetragen den Helden zu bilden.

---

*) Die durch ihren Briefwechsel mit Goethe bekannte Auguste Stolberg, Stiftsdame zu Uetersen (1753—1835).

**) Dr. Jakob (Toby) Mumssen, der Freund Klopstocks und der Stolberge, lebte als Arzt in Hamburg.

Der ganze Kanton Uri hallt vom Namen Tell, jedes kleine Kind spricht mit Enthusiasmus von ihm, sie glauben, er sey wie Elias von Gott aufgehoben worden auf feurigen Wagen und Roßen. Wir erstiegen den 8 Stunden hohen Gotthard, auf einem Weg gehend welcher immer in Felsen gehauen ist, zur Seite stürzt die Reuß in donnernden Kataracten. Ueber hundert Felsenströme stürzen in unabsehbarer Ferne von Felsen herab in diesen Strom. Wir kamen hoch, und die Gegend ward rauher. Endlich sahen wir nichts, als rechts Felsen Mauer, links die Reuß scheltend im Abgrunde. Eine Wolcke umhüllte uns, kaum konten wir langsam weitergehn, Getöse umgab uns, die Wolcke schwand und wir sahn uns an der Teufels Brücke wo von hoch herab unter die Schwibbogen der Brücke die Reuß in einem gewaltigen Kataracte stürzet in das Felsenthal, gleich nach dieser Brücke wird das Thal eng und war ehemals geschlossen, die Kunst aber hat einen Felsen Gang von 80 Schritt lang gemacht, durch den man aus der rauhen Gegend hinein kommt in ein grünes Wiesenthal, wo die Reuß schlängelt, und wo man wieder die Klocken der weidenden Kühe hört. So geht man aus den Thalen des Cozytus in Elysium. Aber nach diesem Thale wird die Gegend wieder rauh. Man sieht nichts als die Reuß, Felsen und Ziegen welche das seltene Graß zwischen hangenden Felsenstücken aufsuchen. Der Gipfel des Berges ist schrecklich, ohne Aussicht von unersteiglichen 3 Stunden hohen Felsen eingeschlossen. Aus drey Seen entspringt die Rhone, der Tesin und die Reuß, wir badeten in diesen Seen um welche noch Schnee und Eis lag, so hart hat uns das tägliche Bad in der Schweiz gemacht. Wir giengen zurück nach Altorff, schiften übern See nach der kleinen Republick Gersau, welche aus 1000 Seelen besteht, schiften hinüber, ins Kanton Unterwaldau (sic) wo unglaubliche patriarchalische Einfalt und Güte in seinen Hütten wohnt, schiften wieder über den See nach Küßnach, wo eine Kapelle an dem Orte steht, wo Tell den Tirannen erschoß, giengen über Lucern nach Sempach, wo auf dem Schlachtfelde eine Kapelle mit erfochtenen Fahnen behangen steht und ein Beinhauß, und kamen wieder nach Zürch. Hier fanden wir Göthe noch, welcher unterdessen, daß wir in Zürch auf dem Lande waren den Gothard besucht hatte. Wir trennten uns traurig von ihm und einige Tage nachher von unserm Lavater. Wir fingen eine neue und grössere Fußreise an. Durch das freye und freudige Appenzell und Glaris (sic) kamen wir zum Wallenstadter See, welcher tief liegt zwischen hohen mit Gebüsch behangnen Felsen von dessen Gipfeln sich silberne Ströme in den grünen See stürzen. Hier machte ich den Gesang, der Felsenstrom, welchen Sie im Musen Allm: werden gelesen haben. Wir giengen von Wallenstadt durch göttliche Gegenden nach Marschlins in Graubündten zum treflichen Salis*), welcher das Philantropin dort gestiftet hat, einem der freiesten, entschlossensten Männer so ich je gesehen habe. Er ward unser Freund, und bot sich an uns durch ganz Bündten bis zum Comer See zu führen. O, Gerstenberg, über welche Berge, durch welche rauhe Gegenden sind wir gegangen. Wir haben nackte Felsen bestiegen, uns in Schneewasser gebadet, in Alpenhütten den Seegen einfältiger, freier Leute genossen, auf einem Berge ewiges Eis bestiegen und (sind) in Grotten ewiges Eises hineingegangen wo drey Quellen entspringen, deren eine durch die Donau in das schwarze Meer, die andere durch den Rhein in die Nord See, die dritte durch die Adda in das Mittelländische sich ergiest. 3 Stunden vor Chiavenna herrscht ewige Kälte, in Chiavenna wachsen Wein, Feigen, Lorbern, Cypressen u. s. w.

Mitten auf dem Comer See schied unser theurer Salis von uns. Wir giengen durch Paradiese und über den Luganer See zum Locarner See, wo auf den Boromäischen Inseln zwischen Myrthen Gebüsch, Lorbeer Hainen und Pomeranzen ein ewiger Frühling herscht, wo man nur durch den Blick auf das umgebende Ufer die Jahres Zeit errathen kann. Schade das die Kunst die Natur aus diesen Inseln verdrängt hat, man wird geblendet und geht mit kaltem Herzen wieder fort. In Piemont und Savoyen sahen wir

*) Ulysses von Salis-Marschlins, französischer Gesandter in Bündten, gründete 1771 sein berühmtes, bald wieder aufgegebenes Philanthropin.

in herrlichen, fruchtbaren Ländern bettelndes Elend von Despoten gedruckt, in Wallis sahen wir zwischen kalten und armen Felsenthälern glückliche Söhne der Freiheit. Genf ist edel und frey, Neufchatel ist glücklich und frey en dépit du roi de Prusse, welcher so wenig Gewalt dort hat, daß er es nicht hindern durfte daß unter den anderen Schweizer Regimentern auch 2 Kompagnieen Neufchateller in französischen Diensten gegen ihren König fochten. Im Kanton Bern ist der Bauer wie in der ganzen Schweiz von Abgaben frey; reich und glücklich unter milder Aristokratie. Das Kanton ist unbeschreiblich fruchtbar und schön. An der Stadt schlängelt die Aar, man sieht eine Kette vom Schnee Gebirg welches 18 Stunden weit ist, wo die Sonne jeden Abend die weissen Gipfel röthet. Von Bern giengen wir über Solothurn nach Basel, wo wir wieder den herrlichen Rhein sahen. Dann wieder zurück nach Bern, von da über Murten, wo die Schweizer den grossen Sieg über Karl den Kühnen erfochten, und durchs Kanton Freiburg hierher, an den Ufern des Sees erwarten wir die Freuden der Weinlese. Wir haben nun die 13 Kantons und alle freye Bunds Genossen gesehn, wir sind Augenzeugen vom Seegen der Freiheit, von der Freude, dem Geiste, der Seeligkeit welche nur sie giebt, und welche andere Völcker nicht begreiffen können. Dieses edle Volck ist ohne allen Hochmuth, in seiner Einfalt, stolz auf die Freiheit.

In Genf haben wir Zimmermann gesehn, und Voltaire besucht, der alte Sünder schreibt nun un commentaire sur l'écriture sainte, voll Worte der Lästerung. In Bern haben wir Haller gesehn, er ermüdet sein krankes Alter mit Vertheidigungen für die Religion, denen man die Abnahme seiner Kräfte nur zu sehr anmercken wird. Nach der Weinlese gehn wir über Bern, Zürch, Schaffhausen, Ulm, Nürnberg, Gotha, Weimar, Dessau, Potsdam, Berlin, Mecklenburg, Hamburg, und die Belte wieder nach Kopenhagen. O mein Theuerster, ich beklage daß uns unser Weg nicht über Lübeck führt, Jahres Zeit und Verspätung treiben uns zu sehr als daß es uns möglich wäre über Lübeck zu gehen, im Fall Sie zuweilen nach Hamburg kommen, wäre es nicht möglich daß Sie zu der Zeit hinkämen wenn zwey Freunde welche Sie so zärtlich lieben dort wären? Ich weiß nicht, mein Theuerster, ob ich es hoffen kann, aber ich glaube viel von Ihnen hoffen zu dürffen. Ich bin neugierig ob Sie viel gearbeitet haben, ob Sie Ihre Schriften herausgeben. Mich hat die Schweiz zur Vollendung meines Freiheits Gesangs und zu manchen kleineren Gedichten begeistert. Den Freiheits Gesang will ich Ihnen in Hamburg geben, oder von dort aus schicken. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Geliebten, und den lieben Kindern welche mich so froh umhüpften wenn ich kam, weil sie wusten, wie sehr ich Papa liebe. Ich drücke Sie fest an mein Herz!

F. L. Stolberg.

Im Fall Sie den reblichen lieben Testorpf*) kennen, so grüssen Sie ihn herzlich von mir. Mein Bruder umarmt Sie herzlich. Wir haben nun über 350 Stunden zu Fuß in diesem Lande zurückgelegt; Schweizer Stunden, 24 auf den Grad. Ich wünschte sehr, daß Sie mir Ihre Silhouette für Lavater schickten. Schreiben Sie mir, mein Liebster, schicken Sie mir den Brief à Toby Mumssen Docteur en Médecine à Hambourg. Homer ist unser beständiger Begleiter gewesen, oft die Ilias auf dem Schlachtfelde, und die Odyssee in Alpenhütten.

2. Graf Christian an Gerstenberg.

Schleswig d. 21. Jan. 1776.

Mein Bruder hat Ihnen, mein Liebster Gerstenberg, die Beschreibung unserer Reise gemacht, bis zu unserer Ankunft in Lausanne, von mir sollen Sie die Fortsetzung bekommen, die Ihre Freunde aus dem fernen Lande zwar zurück führt, und sie Ihnen, mein Bester, sehr nahe bringt, aber doch leider nicht da endigen kann, wo die Sehnsucht

---

*) Johann Matthäus Tesdorpf lebte als Rathssecretär gleich Gerstenberg in Lübeck.

des Wiedersehens, durch jede Freude der ersten Umarmung gestillt wird. So sehr hatte ich gehoft Sie in Hamburg zu sehen! aber ich weiß daß es Ihnen unmöglich war. Ich will zur Reisebeschreibung über.

Lausanne gehört zu denen Städten davon jedermann spricht, und die zeitverkürzenden Gesellschaften, und den angenehmen Auffenthalt lobt, mögen sie es doch, mir hats da nicht gefallen. Die Lage der Stadt ist zwar sehr schön, sie sieht von einer Höhe auf den Genfer See hinunter, und hat auf allen Seiten Wald und Rebenberge, aber wie wenig sieht man davon in der Stadt selbst, die engen Straßen die berg auf berg ab, oft sehr steil gehen, und die zum Theil hohen Häuser schneiden jeden Blick ab, der sich in die Ferne wagen will. Der Ton in den Gesellschaften ist voll Affectation, soll nach den französischen geformt seyn, aber übertrift sein Muster noch weit, und da er auch witzig seyn soll, schraubt sich jeder fünfte Kopf so lange, bis er auch durch ein frostiges bon Mot seine Zeche bezahlen kann. Von den dortigen Damen sagt Mylady Montagu Ce sont des Duchesses perchées sur des Degrès des Poules, und das ist sehr wahr. Was sie sich für Airs geben? Nach wenigen Tagen eilten wir davon, nachdem wir uns auf dem Lande bey einem alten Bekanndten einen recht vergnügten Tag verbracht hatten. Er lebt auf einem allerliebsten Landgute, mit einer jungen liebenswürdigen Frau, die ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hat, und genießt alle Freuden der Ruhe, und alle Freuden des Mannes und des Vaters. Nun gings nach Vevay. Diese kleine Stadt hat die schönste Lage, sie liegt am Ende des Genfer Sees, übersieht ihn ganz, sieht die ganze fruchtbare bebaute Küste auf der Schweizer Seite, und die hohen savoyischen Gebürge auf der andern. Hinter ihr öfnet sich ein schönes Thal das von himmelhohen Felsen umgeben ist, die sich immer enger zusammen drängen, und endlich nur einen sehr schmalen Durchzug ins Walliser Land übrig laßen. Hier wars, wo wir die Freuden der Weinlese genoßen, wo wir frölig mit den fröligen waren, und wo uns der Auffenthalt in jedem Lande wo kein Wein wächst, eben so unnatürlich vorkam, als da wo man den Einwohnern das Korn zuführen muß. Diese Freuden stellen Sie sich nicht vor, und ich beschreibe sie Ihnen auch nicht. Wie wir ankamen beugte sich schon jeder Weinstock unter der Last seiner Trauben, die das warme Wetter hoch angeschwollen hatte. Jeder Besitzer eines Weinbergs hatte vor seinem Hause, die unendlichen Fäßer, und richtete seinen Keller zu, und die Kelter die im Eingange des Hauses steht. Wir waren an sehr gute Leute empfohlen, die uns mit aller Freundschaft und Gastfreiheit aufnahmen, und uns unsern Auffenthalt sehr angenehm machten. Den ganzen Tag waren wir in den Weinbergen, aßen den ganzen Tag Trauben, und zwar so wollüstig ißt man dann die Trauben, daß man von jeder Traube nur die allerbeste Beere aussucht, und so durch den ganzen Weinberg spaziert. Winzer und Winzerinnen lachen und singen den ganzen Tag, diesen nahmen wir oft ein Reben Messer ab, und halfen ihnen bey ihrer Arbeit. Wie sie über den Neuling spotteten, und wie sie ihm nie die Buße schenckten, wenn ers nicht recht machte, die darin bestand ihm ungestüm einen Kuß abzufordern. Bey den jungen Winzerinnen war diese Buße nicht so unangenehm, und es fiel wohl manche Traube auf die Erde, um dafür gestraft zu werden, aber die alten Winzerinnen waren immer die ersten die sich bezahlen ließen, und waren so froh sich die Freuden ihrer Jugend wieder zu erinnern. Dann besuchte man die Kelten wo die Dünste des Weins den Arbeitern und Arbeiterinnen zu Hirne steigen, und ihnen einen beständigen Scherz und immerwährendes Lachen erhielten. Den Abend und einen Theil der Nacht tanzen sie vor und in den Häusern, mancher aber schläft auf der Straße seinen Rausch aus, und wird das Gelächter der frohen Dirnen, die ihm das Gesicht mit Hefen besudeln. Wir konten nicht die ganze Weinlese abwarten, das hätte unsere Reise zu sehr verzögert, wir reißten von da über Friburg nach Bern. In dem Canton Friburg hab ich die hübschten Mädchens gefunden, alle so schlank, so weiß und roth, so viel Schalkheit im Blick, und Güte des Herzens in den Physiognomien. Die schönen blonden Haare winden sie in losen Flechten um den Kopf, und setzen einen

kleinen schwarzen Hut aufs linke Ohr. Die Männer sind so kriegerisch, daß sie fast alle in fremde Dienste gehen und die armen Mädchens allein laßen. Der ganze Weg von Vevay bis Bern war reizend schön, wir kamen durch die schönsten Thäler, und hatten die höchsten, aber immer bewohnten und zum Theil mit Wald bewachsenen Berge zur Seite. Es war schon sehr kalt. Die Bäume waren des Morgens bereift, und die schöne Morgen Sonne vergulbete sie. Auch im Winter wolten sich uns diese Gegenden zeigen, und auch dann haben sie unendliche vorzüge vor den unsern.

In Bern hielten wir uns nur einen Tag auf, aber er ward uns von unserem Freund Kirchberger so unvergeßlich gemacht, daß er bey mir immer mit roth im Kalender soll bezeichnet seyn. Auf seinem Landhause brachten wir ihn zu, und genoßen ganz die Süßigkeit der Freundschaft und des Landlebens. Nun gings wieder nach Zürch. Doch nahmen wir einen Umweg über Schinznach, wo sich die helvetische Gesellschaft versammelt. Unterwegens bewunderten wir ein Werk der Kunst, daß in einem Dorfe versteckt ist, und daß wir ungesehen gelaßen hätten, wenn uns nicht Zimmermann darauf aufmerksam gemacht hätte. Es ist das Grabmal einer jungen Pfarrer Frau. Ein Bildhauer liebte sie, und da sie starb, erhob die Liebe sein Genie, und gab ihm den hohen Gedanken ein ihr dieses Monument zu errichten. Ein flacher Stein bedeckt das Grab, der ist in vier Theile zerspalten, und diese vier Theile erheben sich, und hervor drängt sich, mit beiden Armen den Stein fortstoßend, ein schönes junges Weib, das die Freude der Aufferstehung in der ganzen Miene hat, und aus der so viel Kraft herausströmt, daß es jedem so faßlich wird, daß der Stein von dem Streben ihres Arms zerbersten mußte. Das Kind, das sie nicht gebären konte, erhebt sich aus ihrem Arm, und strebt auch mit kindlichen Kräften sich aus dem Grabe empor zu reißen. Aus dem ganzen leuchtet so viel Genius, athmet so viel Leben, daß ich noch nie ein Werck der Kunst gesehen habe, das den Eindruck auf mich gemacht hat. Des Künstlers Name ist Nahl*). Er verdient die Unsterblichkeit, die er auch erhalten wird. Schade Schade daß er in Sandstein gearbeitet hat.

Wir besahen die Trümmer der alten Habsburg, die Wiege unseres Kaiser Stammes. Sie haben sich wohl gebettet, hoch auf einem Felsen ist ihr Schloß erbauet, umgeben von Eichen Wäldern, und umflogen von Adlern. In den Hallen und Säälen wo so mancher unserer Kaiser erzeugt worden, wurden jetzt Eicheln und Eckern getrocknet. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es wäre die Situation von Marius auf den Trümmern von Cartago gewesen, wenn nicht noch Habsburg blühte, und ihr Stamm Nest nur allein öde und verlaßen wäre. Es liegt im Gesicht von Schinznach, ist ein Triumph jedes Patrioten, sollte aber auch jedem Warnung predigen. In Zürch genoßen wir aufs neue unsern geliebten Lavater, und wurden noch genauer mit diesem Gottes Mann verbunden. Was daß für ein Mann, mein Liebster Gerstenberg! Wie er mit der Schoos-Jünger-Güte, das feurigste Genie verbindet, das täglich seine Freunde durch die auflodernden Flammen in Erstaunen setzt. Wir hatten alle Mühe uns zu trennen, und musten uns noch bey dem Abschiede, der mir ewig unvergeßlich seyn wird, mit Gewalt aus den Armen reißen. Unser Freund Miller war nach Zürch gekommen;

---

*) Joh. Aug. Nahl, der Aeltere, der Schöpfer des Denkmals des Landgrafen Friedrich II. von Hessen, auf dem Friedrichsplatz in Kassel, dessen Ausführung in Marmor von seinem Sohn Samuel herrührt. Die Grabschrift des hier erwähnten Denkmals, das, der Gattin des Pfarrers Langhans zu Hindelbank bei Bern geweiht, im 18. Jh. oft (auch von Wieland und Goethe) genannt wird, war von Haller verfaßt und lautete:

Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab.
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf Deine Hülsen ab,
Dein Heiland ruft Dir zu, vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

mit ihm und einem Freund Kaiser*), reißten wir bis Ulm. Da war wieder eine Trennung. In Nürnberg muste uns unser Herzens Freund Haugwiz verlassen. Der Schmerz erschütterte jede Saite unserer Seele. Wir waren aufs neue unzertrennlich geworden, und hatten gehoft bis Hamburg und vielleicht bis Kopenhagen zusammen reisen zu können. Nun musten wir unerwartet, er gegen Osten, und wir gegen Norden. Stumm und traurig reißten wir fort, und machten den ersten Stillestand bey unsern mütterlichen Verwandten in Franken. Ein wort von Franken und Schwaben. Die Natur ist da sehr reich, sehr abwechselnd, voll Schönheit. Die Einwohner sind gute brave Leute; die großentheils unter ihrem Weinstock und Feigenbaum glücklich leben. Unsere betagten Tanten konten uns nicht länger halten. Aber bei einer jungen frischen Groß Tante, die noch nicht 20 Jahre alt ist, wards uns recht wohl, Sie hätte uns bald andere Gesinnungen eingeflößt als den Respect eines Klein-Neffen gegen seine Groß Tante. Durch die schönsten Gefilde reißten wir bis an den Thüringer Wald, da ward Gegend und Klima rauh, und der Weg entsetzlich, mit Mühe strebten wir bis Gotha. Von da nach Weimar, wo wir unsern geliebten Göthe fanden, mit dem wir so gerne die ganze Reise gemacht hätten. Wir genoßen ihn 8 Tage, und lebten mit ihm mit dem Herzog, der ein treflicher junger Mann ist, und mit den beiden Herzoginnen, die sind wie Herzoginnen nicht sind, herlich und in Freuden. Der ganze Hof ist sehr angenehm, man kann vergeßen daß man mit Fürstlichkeiten umgeht. Wieland sahen wir viel. Sie wißen wie viel ich gegen ihn habe, und wie viel ich ihm nie werde verzeihen können, dem ohngeachtet glaub ich daß er im Grunde ein guter Mann ist, den öfter Schwachheit und Leichtigkeit herum getrieben haben.

Nun kamen wir durch die schönen Gegenden von Jena, Naumburg, Merseburg, nach Deßau, fanden da den Philosophen Basedow, der mit 16 Kindern unglaubliche Wunder des schnellen Unterrichtes thut, besuchten einen der besten Fürsten Deutschlands, und schmekten das uns neue Vergnügen einer wilden Schwein Heze. Da hätten Sie uns sehen sollen, auf raschen Gäulen durch den Wald jagen, die Hunde anhezen, das schnaubende Schwein verfolgen, wenns die Hunde nun gepackt hatten, vom Pferd springen um ihm den Fang zu geben. Eine ganze Heerde sprengten wir in die Elbe, und sie schwommen durch, und genseit hörten wir noch ihr wildes Schnauben.

In Potsdam fehlt nur daß der reisende seinen Mantel ausschütteln müße, so wärs die Hofhaltung des Dionys. Von Soldaten Unteroficirs Fähndrichs und Adjutanten wird man ausgefragt, nicht anders als wenn sie den gegründetesten Argwohn hätten man wäre ein Spitzbub. Vom König redet niemand, alles sieht sich mit Furcht und Zittern um, und ein Fremder wird geflohen als wäre er von der Pest angesteckt. Wir sahen das schöne Sanssouci, und allen Prunk des neuen Schloßes, wo oft die Pracht den Geschmack, und dieser oft die edle Simplicität verdrängt, ohne welche er nicht wahrer Geschmack seyn kann.

Die königliche Stadt Berlin ist prächtig und schön. Viel geschminktes und übertünchtes Elend jammert drinnen, in Häusern die wie die Paläste strotzen. Der Ton der großen Gesellschaft ist affectirt und afterfranzösisch. Die Minister hoffärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt, und mit Federn besteckt wie die Schlittenpferde. Die abscheulichsten widernatürlichsten Laster erheben hier ihr Haupt öffentlich empor, und haben besonders ihr Wesen in den prinzlichen Häusern, von da breiten sie sich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat. Wir hielten uns nicht lange auf, und hatten die Freude mit unserm Freund Claudius zurück zu reisen. In Hamburg hatten wir in dem Zirkel unserer Freunde himlische Tage, Sie nur, mein bester, hätten unsere Freude noch vermehren können.

In Kiel lebten wir 3 Tage in allem Wirwarr des Umschlags, genoßen aber Cramern viel. Hier sind wir in dem Hause das Herrn von Dewiz, er und seine

*) Philipp Christoph Kayser, der Componist und Goethes Landsmann.

Frau sind die vertrautesten Freunde unserer Eltern. Wir sind wie Kinder im Hause. Beyde gehören zu den allerbesten Menschen auf der Welt, und würden auch zu der Zeit zu den allerbesten gehört haben, da noch im goldenen Jahrhundert Gott und seine Engel Abraham, und Zeus und Merkur Philemon und Baucis besuchten. Er der redlichste, offenste, kühnste Mann, der intereßant ist, wie ich seines gleichen nicht kenne; und sie, die sanfteste, frömste Seele, die das zarteste Gefühl vom Recht und Unrecht, vom Schönen und Nicht schönen hat, die mit der schönsten Penetration die langmüthigste Güte verbindet, welche dann noch entschuldiget wenn jene längst die Maske durchschaut hat. Bey diesen besten Leuten, welche zu bald für uns, die Bewohner des Himmels werden werden, haben wir süße Tage zugebracht. Der Prinz und die Prinzeß von Heßen, sind sehr liebenswürdig, sie ein sanftes Weibgen, und er ein ächter junger deutscher Mann.

Nun aber gehts nach Kopenhagen. Morgen reisen wir, und werden wohl genöthiget seyn, den Belt im Eißboot zu passiren. Fürchten Sie nichts für uns, Liebster Freund, Gefahr ist nicht dabey, als wenn man die Schiffer zwingt, bey wiedrigem Wind und Strom überzugehen, und das thun wir gewis nicht. Vorher werden wir noch die Eltern unseres Boie und die Geliebte unseres Voß besuchen. Dann kommen wir nach Kopenhagen, wo zwey geliebte Schwestern die Arme nach uns ausstrecken, wo wir uns ganz der Freude eines Wiedersehens überlaßen wollen, das durch viele Hindernisse viel weiter hinaus gerückt worden ist, als wir anfänglich geglaubt hätten.

Ich mache Ihnen keine Entschuldigungen, Liebster Gerstenberg, über die gewaltige Länge meines Briefes, ich würde ihre Freundschaft dadurch beleidigen, das weiß ich. Wenn ich an meine Freunde schreibe so fließt mein Herz in meine Feder, und ich habe dann das Gefühl, daß es meinen Freunden bey meinem Briefe ganz erträglich wohl werden wird. Sagen Sie nur ja wie es mit Ihrem Vorsaz steht, viel geistige unsterbliche Kinder zu zeugen. Um die Zeugung der leiblichen sterblichen Kinder soll es zwar auch ein treflich Ding seyn; aber die geistigen unsterblichen, mein Liebster! Geben Sie bald ihrem erstgebohrenen Ugolino Brüder und Schwestern, und laßen Sie mir bald was von Ihnen sehen, wenns auch Embryonen sind.

Der Frau von Gerstenberg, die mir immer als Ideal der Gattinnen und Mütter vor Augen schwebt, sagen Sie von mir sehr sehr viel freundschaftliches. Wie wohl thuts mir wenn ich denke, daß Sie, mein Freund, mit der häuslichen Glückseligkeit so reichlich geseegnet sind. Küßen Sie ein jedes ihrer lieben Kinder von mir, und grüßen Sie meinen Freund Tesdorph und Stein den ich in den par Tagen in Hamburg sehr lieb gekriegt habe.

Sie, mein Gerstenberg, umarme ich mit der wärmsten zärtlichsten Freundschaft.

C. Stolberg.





Wilhelm Müller.

Ein biographisch-kritische Studie.

Von

Adolf Kohut.

— Berlin. —

Der hundertjährige Geburtstag ist oft ein willkommener Anlaß, um das Andenken eines hervorragenden Mannes der Vergangenheit für die Gegenwart neu aufzufrischen. Mancher Halbvergessene und Verschollene wird allerdings durch eine solche litterarische Galvanisirung zu neuem Leben erweckt — aber in den meisten Fällen hält das Experiment nicht lange an und — „die Todten reiten schnell". Ganz anders ist dies Erinnern bei einem Genius, der durch seine Schriften und Thaten noch immer wirkt und schafft, obschon sein sterblich Theil längst in der Erde Schooß gebettet ist; da ist eine Anknüpfung an seinen Säculartag nicht ein bloßer Act der Pietät, sondern noch mehr der Ausdruck der Verehrung und der Liebe, welche die Mitwelt für die Leistungen des Verstorbenen noch immer hegt.

Zu diesen außerordentlichen Geistern gehört auch Wilhelm Müller oder — wie man ihn zum Unterschiede von seinen zahlreichen Namensvettern noch nennt — der „Griechen-Müller", seit dessen Geburtstag am 7. October d. J. hundert Jahre verstrichen sind. Er ist nicht eingesargt in den Katakomben der Litteraturgeschichte, als ein Zierde verflossener Zeiten; er lebt noch unter uns durch seine herzerquickenden, frischen Lieder. Noch immer singt und klingt in seinen köstlichen Gesängen eine helle, innige Naturfreude, und noch immer ertönen dieselben aus tausenden und abertausenden sangesfreudigen Kehlen. Dieser Lyriker von Gottes Gnaden ist in der That ein Sänger in des Wortes bester Bedeutung; daher wurden so viele seiner Gedichte componirt, und sie entzücken uns heute ebenso, wie sie unseren Vätern

und Großvätern die hellste Freude bereitet haben. Seine Lieder sind eben Volkslieder geworden, und sie können deshalb auch nur mit dem Volke sterben. Wer kennt sie nicht, die Perlen der volksthümlichen Lyrik: „Das Wandern ist des Müllers Lust", — „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", — „Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht" und andere prächtige Gedichte!

Während Adalbert von Chamisso — geb. 1781 — und Joseph von Eichendorff — geb. 1788 — das Waldlied der Romantik sangen, hielt sich ihr Zeitgenosse Wilhelm Müller ganz frei von dem Nebel der Romantik und des Mysticismus. Nicht in der Vergangenheit, im katholischen Mittelalter, in der Raubritterzeit erblickte er das Heil — sein Herz, sein Fühlen und Denken gehörten ganz der Gegenwart an; er war ein Liberaler durch und durch, und gleich Lord Byron begleitete er den griechischen Freiheitskampf mit begeisterten Gesängen. In seinen berühmten „Griechenliedern" nahm seine Muse den begeistertsten Schwung. In Schmerz und in Lust ist und bleibt er der sangesfrohe Liedermund, nie angekränkelt von der Romantik Blässe. Leicht sind seine Lieder empfangen, leicht klingen sie an und aus. Jubelnd begrüßt und feiert er den Frühling, die Freiheit, das Wandern, die Natur, Wein, Weib und Gesang. Ein Anakreontiker durch und durch, ermangelt er gleichwohl nicht einer echt deutschen Eigenschaft, des Gemüths. Ist es daher ein Wunder, daß ein so congenialer Geist, wie Franz Schubert, von den Liedern Wilhelm Müllers derart hingerissen wurde, daß er dessen Liedergaben: „Die schöne Müllerin" und „Die Winterreise" in wundervoller Weise componirte und diese Gesänge zu den höchsten tragischen Wirkungen steigerte?

Nicht zu den Romantikern darf also Wilhelm Müller gezählt werden, wohl aber ist seine litterarische Verwandtschaft mit der schwäbischen Dichterschule unverkennbar. In seinen Liedern offenbart sich dieselbe frische, gemüthvolle Weise, dieselbe Innigkeit in der vielfach wechselnden Stimmung, wie sie in Schwaben hervortrat, und dieselbe echt deutsche Gesinnung, die sich oft kundgiebt, so z. B. in seiner Verspottung der damaligen Mainzer Bundesfestung mit den Worten:

Deutsch und frei und stark und lauter
In dem deutschen Land
Ist der Wein allein geblieben
Von des Rheines Strand.
Ist der nicht ein Demagoge,
Wer soll Einer sein?
Mainz, Du stolze Bundesveste,
Sperr' ihn nur nicht ein!

Nur 33 Jahre war ihm vergönnt, zu leben, aber er hat mit der kurzen Spanne Zeit reichlich gewuchert. Es ist erstaunlich, wie viel er geleistet und welch' rastlose, Geist und Körper aufreibende, Thätigkeit er entfaltet hat, und zwar nicht allein als Dichter, sondern auch als Germanist und Schriftsteller. Leider wurde er von seiner Erdenthätigkeit abberufen, bevor er sein

Tagewerk ganz vollendet, aber was er geschaffen, genügt, um ihm einen Ehrenplatz in unserer Nationallitteratur zu verschaffen.

Wilhelm Müller wurde, wie schon erwähnt, am 7. October 1794 in Dessau geboren. In dieser Stadt ist seines Lebens und Wirkens größter Theil verflossen, und dort ist ihm auch an seinem 64. Todestage, 30. September 1891, ein prachtvolles Denkmal gesetzt worden, welches Dessau zur Zierde gereicht. Von seinem Vater, einem strebsamen und intelligenten Handwerker, sehr sorgfältig erzogen, floß seine Kindheit still und friedvoll dahin, und schon frühzeitig fand er Gefallen an den Wundern der Natur. Die höchste Wonne bereitete es ihm, durch Feld und Flur zu streifen und zu wandern. Mehrere Reisen, die er schon als Knabe mit einem Freunde seiner Eltern nach Frankfurt a. M., Dresden, Weimar und anderen Städten unternehmen durfte, förderten in ihm noch in erhöhtem Maße die Wanderlust, welche er in seinen Liedern so schön besingen sollte.

Er zählte zu den Wunderkindern; mit 14 Jahren bereits entfaltete er eine ungeheure litterarische Production — wild und planlos durcheinander: Elegien, Oden, kleine Lieder, Romane und Trauerspiele schrieben eifrig die kleinen Finger; zum Glück hat er diese Producte nicht aufbewahrt, und so brauchen wir uns mit jenen unreifen Erzeugnissen seiner Muse nicht näher zu beschäftigen.

18 Jahre alt, bezog er die Berliner Universität, um Philologie zu studiren. Dort widmete er sich unter dem Einfluß F. A. Wolfs und unter Leitung von Böckh, Buttmann, Ruß, Solger und Uhden philologischen und geschichtlichen Studien, die aber 1813 unterbrochen wurden; wie alle begeisterten Jünglinge jener Zeit war auch er bereit, sein Leben für die Freiheit und das Vaterland einzusetzen. Er trat als Freiwilliger unter die preußischen Fahnen und machte die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm mit. Später folgte er dem preußischen Heere nach den Niederlanden und kehrte, nachdem er einige Zeit in dem Commandantenbureau zu Brüssel thätig war, 1814 über Dessau nach Berlin zurück. Es ist merkwürdig, daß diese Theilnahme an den Befreiungskriegen ihn nicht zu vaterländischen Gedichten wie Theodor Körner und E. M. Arndt anregte — aber das patriotische Gefühl durchweht doch in wohlthuender Weise manche seiner Lieder. Dasjenige, welches unter den „Muscheln aus Rügen" dem Adler von Arkona gilt, sieht in dem Neste des königlichen Vogels auf Deutschlands zerklüfteter Nordspitze das Sinnbild künftiger siegreicher Einheit. Es lautet:

Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.

Spitze deutschen Landes,
Willst sein Bild Du sein?
Riß und Spalten splittern
Deinen festen Stein.

Adler, setz' Dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn,

Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutsche Kaiser	Hüte, deutscher Adler,
Fliegen Dich zugleich,	Deutsches Volk und Land!
Als er brach in Stücke,	Deutsche Sitt' und Zunge,
Ach, das deutsche Reich?	Deutsche Stirn und Hand!

In Berlin setzte Wilhelm Müller seine Studien fort. Daß er es mit seinen Arbeiten auf dem Felde der altdeutschen Litteratur ernst nahm, beweist seine 1816 erschienene Schrift: „Blumenlese aus den Minnesängern"; seine Vorrede über den deutschen Minnegesang zeugt von selbstständigen und eindringenden Forschungen. Der Aufenthalt in Berlin sollte für seine dichterische Zukunft zur entscheidenden Bedeutung werden; im Kreise einiger poetisch begabten Freunde fand sein Talent zuerst bedeutendere Anregung. In Gemeinschaft mit Graf Friedrich von Kalckreuth, Graf Georg von Blankensee, Wilhelm von Studnitz und Maler Wilhelm Hensel gab er 1815 die Erstlinge seiner lyrischen Muse, betitelt: „Die Bundesblüthen", heraus.

Immer mehr entwickelte sich das große dichterische Talent des Jünglings, das schon damals eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete. Seine Arbeiten publicirte er hauptsächlich im „Gesellschafter" von Gubitz. Im Buchhandel ließ er seine englische Uebersetzung des „Doctor Faustus" von Marlow erscheinen. Achim von Arnim schrieb die Vorrede dazu.

1817, nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Studien, begleitete er den Kammerherrn Baron, späteren Grafen, Sick auf der Reise nach Italien, als deren litterarische Frucht das lebendig und anschaulich geschriebene Werk: „Rom, Römer und Römerinnen"*) zu nennen ist. Der Aufenthalt in Italien übte auf seine geistige Entwickelung den günstigsten Einfluß aus. Neben Kunst und Alterthum interessirte ihn das italienische Volksleben auf's Höchste. Er sammelte einen Schatz von Volksliedern, welche dann von O. L. B. Wolff in Weimar herausgegeben wurden. Daß das Leben im classischen Lande der Schönheit und Kunst auch seine Muse mächtig anregte, versteht sich von selbst, und zahlreiche Lieder verdankten der römischen Luft ihre Entstehung.

„Rom, Römer und Römerinnen", das erste größere prosaische Werk Wilhelm Müllers, hat er seinen „lieben Freunden, Friedrich Grafen von Kalckreuth und Ludwig Sigismund Ruhl zum Denkmal unserer glücklichen Begegnung in Rom" gewidmet. Der erste Band enthält Briefe aus Albano, der zweite Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia und Florenz nebst Bruchstücken seines römischen Tagebuches. Noch jetzt entzückt die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung Jeden, der je im Lande der Citronen war. Die Heiterkeit, welche das Ganze durchweht, macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Ein helles, warmes Bild römischer Tage mit Luft und

*) „Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit einigen späteren Zusätzen und Belegen, von Wilhelm Müller". 2 Bände, Berlin 1820, Duncker & Humblot.

Duft schwebt uns entgegen. Alles betrachtet der Verfasser mit der Begeisterungsfähigkeit seiner 27—28 Jahre, seinem übersprudelnden Frohsinn, seiner übermüthigen Laune und vor Allem mit feinem dichterischen Empfinden.

Auch culturgeschichtlich hat das genannte Werk einen besonderen Werth, indem es grelle Schlaglichter auf den Bildungszustand Roms im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wirft. So erfahren wir daraus, daß von der Fichte'schen Philosophie in der ewigen Stadt absolut Nichts bekannt war; von den Gebrüdern Schlegel habe Niemand noch was gehört, und eine lebendige Anschauung des classischen Alterthums nach seinem Geist und Wesen besitze Keiner. „Bis jetzt," sagt Wilhelm Müller (B. 1, S. 257 ff.), „sind Barbarei, Dummheit und Gothicismus allseitig Synonyme für Bassi tempi geblieben, und wenn ein einzelner genialer Kopf dem alten bequemen Schlendrian in den Weg lief, so drängte der allgemeine Widerstand ihn zurück, oder man ließ ihn, wie einen Rasenden, laufen, wohin er wollte." In schärfster Weise geißelt er die in Rom waltende Oberherrschaft der Dogmatik über alle Wissenschaften, welche mit Hilfe des Großinquisitors und des Sanctum officium Aberglauben und Finsterniß verbreite. Belustigend ist, was der scharfe Beobachter in dieser Beziehung mittheilt. Die mönchische Moral kasteie die griechischen und lateinischen Dichter, mache den Apollo von Belvedere zu einem gefallenen Adam und hänge den Raphael'schen Engeln wie den Michel Angelo'schen Teufeln Schürzen über die Hüften. In der Villa Reale in Neapel sah Müller alle Marmorbilder mit großen Feigenblättern geschmückt, um den Augen der Spaziergängerinnen kein Aergerniß zu geben; aber dicht daneben, am Ufer des Meeres, standen am hellen Tage die fleischfarbigen Statuen der Badenden ohne Schurz und auf flachem Boden dem Blick unvermeidlicher, als jene auf ihren hohen Gestellen.

Was ihn in Rom so außerordentlich fesselte, war vor Allem ein Charakterzug, welcher auch sein eigenes Sinnen und Denken wie ein rother Faden durchzog — die Liebe zur Natur. Er kann nicht genug das römische Volk wegen seines ununterbrochenen Umganges mit der freien Natur glücklich preisen. Dies gebe ihm jene Freiheit und Offenheit, jene Klarheit und Nacktheit in Wort und That, die gegen die sittliche und gesellige Herkömmlichkeit des verhüllten Nordens so schroff abstehe. Sie sei uns besonders im Gespräche mit Frauen und Mädchen auffallend und Anfangs zurückstoßend. Die römische Unschuld habe noch klare und bestimmte Worte, wo die nordische erröthe, stammle, die Augen niederschlage, verstumme. Die Natur des Himmels sei es auch, die dem Italiener seinen seligen Leichtsinn, seine Sorglosigkeit, Nachlässigkeit eingeboren habe.

Pikant und geistreich, aber auch etwas ungenirt, ist Alles, was Wilhelm Müller von den römischen Frauen, dem Eheleben, Cicisbeat und anderen geschlechtlichen Einrichtungen erzählt. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, sondern schildert die Dinge, wie sie sind, und wie er sie beobachtet hat. Deshalb

hat sein Werk in und außer Italien große Aufmerksamkeit erweckt, und wenn seit dem Erscheinen desselben auch fast 74 Jahre verstrichen sind und sich seitdem Manches in den Unsitten und Sitten der Römer und Römerinnen geändert hat, so ist der erotische Eva-Charakter der Tochter Roms im Großen und Ganzen sich gleich geblieben.

Wichtige und lehrreiche Beiträge zum Stand des italienischen Theaters und der italienischen Musik Anfangs der 20er Jahre unseres Jahrhunderts enthält das Müller'sche Reisewerk. Interessant ist u. A., daß der Verfasser viele Jahrzehnte vor Richard Wagner über die Musik Rossinis in ähnlichem Sinne wie der Reformator der deutschen Oper urtheilt; denn er sagt u. A. von Rossinis Arbeiten: „Alles ist in diesen Opern auf Effect berechnet, freilich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und überraschende Instrumentirung, aber ohne alle Rücksicht auf den Charakter und die Leidenschaft der singenden Personen. Daher das langweilige Wiederkehren der beliebten Passagen, daher das Hetzen des Tempos gegen den Schluß des Actes, wobei die Flageolets das Fortissimo der Saiteninstrumente überpfeifen und dergleichen musikalische Kunststückchen mehr, welche von den Nachahmern unseres Meisters noch durch türkische Trommeln und Becken überboten zu werden pflegen."

Ueber Verona, Tirol und München kehrte Anfang des Jahres 1819 Wilhelm Müller nach Berlin zurück. Von hier wurde er bald darauf zum Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an die neuorganisirte Gelehrtenschule seiner Vaterstadt Dessau berufen und erhielt bald darauf auch die Stelle eines Bibliothekars an der soeben gebildeten herzoglichen Bibliothek. So bot ihm des edlen und kunstsinnigen Anhalter Fürsten Huld in dem doppelten Amte einen ihm als Philologen und Bücherfreund sehr willkommenen Beruf und doch das volle Maß der Freiheit und der Muße, wie der kühne Geist es bedurfte.

Bald darauf gründete er sich in Dessau einen Hausstand, indem er sich mit der Enkelin des bekannten Pädagogen Basedow vermählte. Diese Verbindung — auf gegenseitige Liebe gegründet — machte das Glück seines Lebens aus. Die Hochzeit wurde am 21. Mai 1821, am Tage der silbernen Hochzeit seiner Schwiegereltern, gefeiert, zu welchem Feste der glückliche junge Ehemann das schöne Gedicht: „Dem elterlichen Brautpaar" verfaßte, welches später im Stuttgarter Morgenblatt abgedruckt wurde, nun aber seiner Gedicht-Sammlung einverleibt ist. Die ganze Seligkeit seines Eheglückes prägt sich in diesem Liede aus, worin er singt:

Doch des eig'nen Bundes Feier
Macht die vollen Herzen bang;
Was wir Euch zu sagen haben,
Klingt wie unser Festgesang.
Eure Liebe, Eure Treue,
Eurer Eintracht schönes Bild
Strahlt uns vor auf unserm Pfade
Als ein Leitstern, klar und mild.

In verschiedenen litterarischen Zeitschriften jener Zeit veröffentlichte er manche köstliche Lieder, welche bald von Mund zu Mund gingen und in Musik gesetzt wurden; so u. A. verschiedene seiner in Rom geschriebenen Epigramme und seine Lieder und Ständchen, in Ritornellen aus Albano — man drängte ihn von allen Seiten, eine größere Sammlung von Liedern herauszugeben, und so veröffentlichte er 1821 seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten"*), welche außerordentlichen Beifall fanden und seinen Ruf als Lyriker begründeten. Die lustigen, singbaren und sinnigen Lieder fanden sofort ihren Weg zum Herzen des Volkes. Welch' übersprudelnde Lebenslust, welch' inniger und doch von aller Gefühlsschwelgerei freier Verkehr mit der Natur, welche einfache und doch so einschmeichelnde Sprache nimmt unsere Seele hier gefangen! Der leichte Fluß, die Musik und der fröhliche Volkston in den Waldhornistenliedern verleiht denselben einen ganz eigenartig fascinirenden Reiz. Max Müller in Oxford, der berühmte Sohn des Dichters, hat die rasch bekannt gewordenen, in Musik gesetzten und unzählige Mal illustrirten „Müller-Lieder" in so treffender Weise gekennzeichnet, daß ich nicht umhin kann, seine Bemerkungen hier wiederzugeben: „Die Geschichte und die Gedichte vom armen Müllersknecht, der eine Müllerstochter geliebt, und von einer Müllerstochter, der ein Jäger besser gefiel, mögen manchem Vierziger oder Fünfziger recht gewöhnlich-alltäglich und unpoetisch erscheinen; aber es giebt Vierziger und Fünfziger, die die schöne Ferne ihrer Jugend nie aus den Blicken verloren, die noch immer mit den Fröhlichen lachen und mit den Traurigen trauern, mit den Liebenden lieben, ja mit alten und jungen Freunden ihren Becher leeren können, und denen die Alltäglichkeit den poetischen Zauber nicht verwischt hat, der überall auf dem Leben ruht, wo es mit warmen und natürlichen Gefühlen erfaßt wird."

Der Dichter selbst nennt in seinem Prolog zur „Schönen Müllerin" diese Müller-Lieder" schlicht ausgedrechselt, kunstlos zugestutzt, mit edler deutscher Rohheit aufgeputzt, keck wie ein Bursch im Stadtsoldatenstrauß". Der Lenz mit all' seinen Blumen, Wald und Feld mit ihren Düften wehen uns berauschend und wohlig entgegen. Die geheimsten Regungen der Natur und des Menschenherzens weiß er zu belauschen, und besonders meisterhaft ist die Stimmungsmalerei im Verhältniß des Wanderers zum Bach, zum Mai und zu den Blumen.

Die Einfachheit, Natürlichkeit und Sinnigkeit in der Auffassung der Natur zeigt sich auch in dem „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde bei Dresden". Wie wahr, frisch und ergreifend schildert hier Müller die schöne Frühlingswelt, wie sie das begeisterte Dichterauge erblickt! Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden, des Großen im Kleinsten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja, diese Ahnung des Göttlichen bei jedem irdischen

*) Dessau, Christian Georg Ackermann 1821, 2. Aufl. 1826.

Genuß, das ist, was — nach Max Müllers treffendem Urtheil — den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht und sie allen Denen so lieb gemacht, welche die Freude des sich still der Natur Hingebens im Treiben des Lebens nicht verlernt haben. Ich brauche hier keines seiner Lieder anzuführen, denn auf Flügeln des Gesanges sind dieselben weit über die Grenzen Deutschlands hinausgeflogen — auch nach England, nach Amerika. Es spricht für die unermeßliche Volksthümlichkeit dieses Sängers, daß die Deutschen Amerikas Max Müller in Oxford zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Ankunft einer deutschen Colonie auf amerikanischem Boden eingeladen haben, um dadurch das Andenken seines Vaters zu ehren. Es heißt in dem betreffenden Schreiben an den Oxforder Gelehrten: „Sollten Zeit und Umstände Sie abhalten, persönlich die Feier mit Ihrer Gegenwart zu beehren, so glauben wir voraussetzen zu dürfen, daß Sie im Geiste unter uns Deutschen weilen werden. Jedenfalls hat der Geist Ihres unsterblichen Vaters, wie er in den herzigen Liedern webt, unsere Deutschen in Amerika überallhin begleitet und wird auch diesem Feste seine Weihe geben."

Gleichzeitig mit den Waldhornliedern veröffentlichte Wilhelm Müller seine „Lieder der Griechen"*), welche ungemessenes Aufsehen erregten und ihm einen europäischen Ruf verschafften, denn sie verdankten ihren Ursprung der Begeisterung und der herzlichsten Theilnahme an den Freiheitskämpfen der Griechen in den 20er Jahren, welche Kämpfe namentlich in Deutschland die lebhaftesten Sympathien der Besten und Edelsten hervorriefen. Man kann ihn den Tyrtäus des griechischen Freiheitskampfes nennen. In glühenden, formvollendeten Versen besingt er die einzelnen Phasen der Bewegung, folgt er den Ereignissen mit seiner Leier, und diese Töne packen unser Herz noch immer wie vor länger als siebzig Jahren, obschon die Schwärmerei für die Hellenen überall bedenklich nachgelassen, — was in der Aera des griechischen Staatsbankerotts auch Niemand wundern kann. Diese zündenden „Griechenlieder" erschienen in mehreren kleinen Heften in rascher Aufeinanderfolge und wurden vom Volke mit Heißhunger verschlungen. Sie lesen sich gleichfalls wie echte Volkslieder, und wenn sie heute auch nicht mehr so volksthümlich sind wie zur Zeit ihres Erscheinens, werden doch einige davon für immer als Cabinetsstücke deutscher Lyrik gelten. Die Gedichte „Der Phanariot", „Der kleine Hydriot", „Alexander Ypsilanti" u. a. m. sind noch immer unvergessen.

Wie Posaunenschall brausten diese Griechenlieder durch den Erdtheil, erweckten die Schlummernden, spornten die Gleichgiltigen an und führten die Sprache des Zornes und der Leidenschaft gegen staatskluge Herzlosigkeit.

*) „Lieder der Griechen" von Wilhelm Müller, Heft 1, Dessau, Christian Georg Ackermann; die zweite Auflage dieses 2. Heftes (1825) war mit dem Gedicht „Byron" vermehrt. Heft 2 erschien gleichfalls bei Ackermann in Dessau 1822, während die „Neuen Lieder der Griechen" 1823 in 2 Heften bei Brockhaus in Leipzig herauskamen, ebenso daselbst 1824: „Neueste Lieder der Griechen."

Der Lyriker, welcher bisher so süß, so sanft, so hingebungsvoll nur von Lerchenklang, Lenz und Liebe sang, entfaltete jetzt das volle Pathos eines in seinen Tiefen erschütterten Dichtergemüthes, und seine Leier schlug prophetische, flammensprühende und freiheitstrunkene Klänge an, die man bei dem schlichten Dessauer Gymnasiallehrer am wenigsten vermuthet hätte!

Ergreifende Bilder aus der Geschichte des hellenischen Freiheitskampfes entrollt uns der Dichter. Wir vernehmen z. B. den Klageruf des Phanarioten:

„Meinen Vater, meine Mutter haben sie in's Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift,
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verkauft als eine Magd."

Er feierte die Jungfrau von Athen, die ihren Liebsten in's Feld schickt, damit er für das Vaterland kämpfe, die ihre Perlenschnur vom Halse bindet und dieselbe zu Kriegszwecken opfert. Wir sehen die Mainottin bei der Leiche des gefallenen Gatten sich mit dem Brautkranz schmücken und erblicken die heilige Schaar, wie sie mit dem Blute der Freiheit Morgenroth färbt. Seine Geschosse richtet er gegen die Metternich'sche Staatskunst, welche die Hellenen als Rebellen betrachtet wissen wollte. „Du nanntest uns Empörer," läßt er die Hellenen dem österreichischen Staatskanzler zurufen, „so nenn' uns immerfort! Empor, empor, so heißt es, der Griechen Losungswort! Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht, empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!" Der unerschütterliche Glaube des Sehers und Sängers an den Gott der Christen, der „auf dem Himmelsthrone mit Kreuz und Palme steht, der winkt und ruft: mir nahet, die Ihr in Thränen geht," wurde bekanntlich belohnt, denn Griechenland erlangte seine Befreiung. Die Griechen waren dankbar; zu seinem Denkmal in Dessau sandten sie wenigstens den Marmor.

Der Reaction in Deutschland flößten seine „Griechenlieder" Besorgnisse ein. Natürlich!

„Ruh' und Frieden will Europa — warum hast Du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig Dich bethört?
Hoff' auf keines Herren Hilfe gegen eines Herren Frohn:
Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron."

Seine letzten Gedichte wurden von der Censur unterdrückt, ebenso sein „Hymnus auf den Tod Rafael Riegos".

Der Liederborn Wilhelm Müllers schien unerschöpflich zu sein: 1825 gab er seine „Griechischen Volkslieder" in 2 Bänden und 1827 seine „Lyrischen Reisen und epigrammatischen Spaziergänge" heraus, welche noch mehr dazu beitrugen, seinen Dichterruhm zu erhöhen. In seinen Epigrammen erinnert er an Kästner, Haug und Lessing; sie beweisen, daß er auch ein Denker war, welcher über viele Lebensprobleme und Geschehnisse nachgedacht und seine Beobachtungen und Betrachtungen in humoristisch-

satirische, im Grunde aber nicht verletzende, Form zu bringen gewußt hat. Wenn man diese Epigramme mit den Liedern des Mirza-Schaffy von Bodenstedt vergleicht, wird man manche überraschende Ideengleichheit zwischen Beiden finden. Wie die Art des Humors Müllers beschaffen ist, mag man schon aus den nachstehenden wenigen Stichproben beurtheilen:

„Wenn man jagt den Elephanten um sein weißes Elfenbein,
Wenn man schlägt das Dach der Auster um die edlen Perlen ein:
Sag', wie kann es Dich verwundern, daß die Welt Dich jagt und schlägt,
Weil sie Dir es angesehen, daß Dein Busen Schätze hegt!

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme Dich, Herr, der fröhlichen Frommen,
Sie desertiren aus Deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual!

An fremdem Tuch lernt Jeder leicht den Schnitt,
Doch bringt er gern die eig'ne Scheere mit.

Jung gefreit
Macht das Kind zu früh gescheit;
Wer als Greis zum Altar geht,
Wird ein närrisch Kind zu spät.

Setz' einen Frosch auf weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Viele Recht' und Rechtchen fechten um das Rechte hier auf Erden:
Ach, wann wird doch allen Rechtlern endlich Recht das Rechte werden?

Handwerk, Kunst und Wissenschaft, Alles sucht sich seine Zunft,
Eine freie Meisterin kenn' ich noch — sie heißt Vernunft."

Zu den zahlreichen Verehrern und Hörern, welche der Dichter durch seine Lieder sich gewann, gehört auch Karl Maria von Weber, der mit ihm in regem Briefwechsel stand und für ihn die wärmsten Sympathien hegte. Müller war auf diese Freundschaft sehr stolz, und er bethätigte sein Dankgefühl dadurch, daß er dem Meister des deutschen Gesanges die 1824 erschienene zweite Sammlung seiner „Waldhornlieder" als „ein Pfand seiner Freundschaft und Verehrung" widmete.

Die Gattin des Dichters bereitete ihm ein gemüthliches und geselliges Heim, und es machte ihm deshalb besondere Freude, gute Bekannte, sowie distinguirte Freunde aus Nah und Fern bei sich zu sehen. In seiner Gattin fand er eine ebenso anmuthige, wie verständige Genossin seines Strebens, und er konnte singen:

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Und er, der Wanderer, unternahm jetzt auch jährlich eine Ferienreise, theils um an der Natur sich zu erfreuen, theils um die vielen Freunde

aufzusuchen, die er sich im Laufe der Jahre erworben. Besonders gern weilte er in Potsdam, wo er in Graf Kalckreuth, Graf Löben (Isidorus Orientalis) und in Otto von Malsburg intime Freunde und in Ludwig Tieck einen theilnehmenden Förderer seines idealen Strebens fand.

Neben seiner Dichtkunst hatte er seine litterargeschichtlichen und kritischen Studien stets im Auge behalten. Für die litterarischen, kritischen und dichterischen Journale jener Zeit schrieb er gediegene und anregende Aufsätze. Eine sehr beachtenswerthe Frucht seiner griechischen Forschungen war die Schrift: „Homerische Vorschule“*), eine Anleitung für das Studium der Ilias und Odyssee. Er bekundet sich hier als tüchtiger Schüler F. A. Wolfs. Das Werk hatte er dem Herzog Leopold Friedrich von Anhalt, seinem gütigen, für Kunst und Litteratur stets fördersam wirkenden Landesherrn, gewidmet. Er sagt in seiner Dedication, daß die „Homerische Vorschule“ in mehr als einer Beziehung als die Frucht des Herzogthums Anhalt und der amtlichen Stellung, welche er in demselben einnehme, genannt werden könne: „Die gnädigste Theilnahme, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meinen litterarischen Studien zu schenken würdigen, die Muße, welche ich genieße, die Hilfsmittel der meiner Aufsicht anvertrauten Bibliothek, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mit edler Liberalität dem gemeinnützigen Gebrauche gewidmet haben, diese Beziehungen mögen die Motive und die Bedeutung meiner Gabe aussprechen.“ Das Buch bittet er als ein Opfer tief empfundener Dankbarkeit, der treuesten und wärmsten Verehrung anzunehmen. Er schrieb die Schrift bei seinem Freunde Kalckreuth in der Villa Grassi im Plauen'schen Grund.

Seit 1824 gab er eine kritische Zeitschrift: „Ascania“ heraus, aber dieselbe ging bald ein. Erfolgreicher war er mit der Herausgabe der „Bibliothek der Dichtungen des 17. Jahrhunderts**); unter seiner Redaction erschienen von 1820—27 10 Bände, und wurde das verdienstliche Unternehmen nach seinem Tode von K. Förster fortgesetzt.

Zahlreiche geistvolle und gelehrte kritische Abhandlungen schrieb er in jener Zeit, doch wurde von denselben nur ein Bruchtheil veröffentlicht.

Gustav Schwab, sein vertrauter Freund, gab dieselben — nebst anderen Sachen — 1870 in 5 Bänden, unter dem Titel: „Vermischte Schriften“ heraus.

Aus der Fülle seiner Abhandlungen seien nur einige der bedeutungsvollsten mit einigen Worten hervorgehoben. Durch seine Griechenschwärmerei wurde er auch veranlaßt, sich über das Leben und Dichten Lord Byrons, des Helden von Missolounghi, eingehend zu unterrichten, und in der That gehört sein Essay über den größten Dichter Englands im 19. Jahrhundert zu den werthvollsten Arbeiten, die wir über Byron besitzen. Es war dies

---

*) Leipzig 1824, F. A. Brockhaus.

**) Ebendaselbst.

die vollständigste und zuverlässigste Biographie, welche bis dahin überhaupt in deutscher oder englischer Sprache über Byron geschrieben wurde. Der Verfasser war überall bestrebt, vom Anfang bis zum Ende der Laufbahn Byrons den inneren Gang seines Gemüthes und Geistes zu verfolgen und dadurch die äußeren Erscheinungen zusammenhängend zu machen. Bei aller Verehrung für seinen Helden ist er nicht blind gegen seine Schwächen, und Müller verleugnet keinen Augenblick den wahrheitsliebenden Litterarhistoriker und gerechten Kritiker. Er schließt seine viel zu wenig gekannte Charakteristik des britischen Geisteslöwen mit den Worten: „Sein ganzes Leben war ein unaufhörliches Zerstören und Wiederaufbauen, ein Ringen nach dem Fernen und oft Unerreichbaren, ein trotziges Wegwerfen des Nahen und Gewöhnlichen; und was er von Thaten ausgeführt und von Werken hinterlassen hat, sind Kinder dieses Kampfes, Funken, herausgestoben aus dem Zusammenprallen seiner Kräfte. Und welche Funken! Freilich fehlt ihnen die lautere Gluth, welche Herz und Geist erleuchtet und erwärmt, die ruhige Verklärung des vollendeten Kunstwerkes und des Lebens einer schönen Seele, aber dennoch durchzucken sie uns wunderbar, mit dem ganzen Gefühle dessen, was ihre Feuerkraft, die in sich zerspringen möchte, in Licht und Wärme umschließt . . . Eine gigantische Phantasie, welche alle Grenzen des Menschlichen erfliegt und wie ein Phönix in ihrem eigenen Feuer verglüht und sich wieder erzeugt — und ein scharfer und feiner Verstand, dessen Witz die Gebilde jener oft wie leere Blasen durchsticht. Eine innige, tiefe, schmelzende Empfindsamkeit — und ein kecker, starrer Hohn darüber; eine finster brütende Melancholie — und eine üppige Laune; ein misanthropischer Murrkopf — und der liebenswürdigste Gesellschafter; ein Lebender voll aristokratischer Vorurtheile und Ansprüche; ein Freigeist und abergläubisch wie ein Geisterseher."

Die kritischen Arbeiten Wilhelm Müllers befassen sich ferner mit der neuesten deutschen lyrischen Poesie, mit der Bedeutung von Fr. A. Wolf, mit den deutschen Uebersetzungen des Homer, mit Dante, Hans Sachs, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Platen, Rückert, Walter Scott, Thomas Moore ꝛc.

Besonders interessant sind seine kurzen, fragmentarischen Ansichten über zahlreiche deutsche Dichter der Gegenwart, bezw. seiner Zeit. Er trifft dabei fast immer den Nagel auf den Kopf, und sein kritischer Verstand, und sein feines ästhetisches Empfinden verdienen die vollste Anerkennung.

Große Vorliebe hegt er für Ludwig Uhland, dessen „Wanderlieder" und Gedichte freilich Wilhelm Müllers Muse augenscheinlich stark beeinflußten. Treffend sagt er von der Lyrik des genialen schwäbischen Sängers z. B.: „Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdruckes, bewußtlos tiefe Innigkeit, die — einmal angeschlagen — lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der schüchternen Aussprache des Höchsten . . . . Diese Züge, welche mehr oder

weniger die schönsten deutschen Volkslieder charakterisiren, finden sich auch in der lyrischen Poesie Uhlands ausgedrückt."

1824 finden wir Müller in Quedlinburg, wohin er zur Säcularfeier Klopstocks gereist war. Er hat über diese Reise zwei reizende Plauderbriefe geschrieben. Ein Jahr darauf besuchte er seinen Bruder in Rügen, als er die bereits erwähnten „Muscheln vom Strande Rügens" zu einem litterarischen Leckerbissen sammelte, und 1826 begab er sich zur Cur nach Franzensbad. In seinen „Liedern aus Franzensbad bei Eger" spricht eine so fröhliche Stimmung, daß wir nur annehmen können, daß ihm der Aufenthalt in dem böhmischen Badeort wohlgethan hat. Welch neckische Lieder er, trotz seiner Cur, dort schuf, mag nur das kleine Poëm: „Die Buße des Weintrinkers" beweisen:

Das Wasser hab' ich oft gescholten,
Nun wird es grausam mir vergolten.
Ich muß es trinken nicht allein,
Ich möchte selber Wasser sein:
Im Becher, Deinen Mund zu fühlen,
Im Bad, um Deine Brust zu spülen;
Und würd' ich Wasser — ach, wer weiß,
Dir wär's als Trunk und Bad zu heiß! . . .

Mit frischer Lebenskraft und -Lust verließ er Franzensbad und kehrte über Wunsiedel, Bayreuth, Nürnberg, Bamberg und Weimar nach Dessau zurück. In Bayreuth ging er den leuchtenden Spuren Jean Pauls nach und suchte jedes Plätzchen auf, welches an den genialen Humoristen erinnerte. Wie Gustav Schwab erzählt, stand der Dichter der „Griechenlieder" am Grabe Jean Pauls lange Zeit, ohne Etwas zu sprechen, still und schaute mit vollem Auge darüber weg; endlich pflückte er eine Blume von demselben und sagte tiefbewegt: „Er lebt ewig!" In Weimar besuchte er den Dichterfürsten Goethe, welcher den Gast sehr freundlich aufnahm.

Im Sommer 1827 war es ihm noch vergönnt, den beiden von ihm so hochverehrten Dichterfreunden, Ludwig Uhland und Gustav Schwab, in Stuttgart einen Besuch machen zu können. Zehn frohe Tage verlebte er dort im gemüthlichen und trauten Freundes- und Dichterkreise. Er lernte in der Hauptstadt Schwabens auch die übrigen schwäbischen Dichter kennen, u. A. Wolfgang Menzel, Wilhelm Hauff, Haug. Er besuchte in Stuttgart die Versammlungen des Liederkranzes und Schillervereins und war der Gegenstand lebhafter Ovationen. Auf der Rückreise kehrte er in Weinsberg bei Justinus Kerner ein und verbrachte bei dem Verfasser der „Seherin von Prevorst" einen höchst vergnügten Abend.

Diese Ausflüge waren die letzten Lichtpunkte seines Lebens. Scheinbar genesen kehrte er zurück; aber er hatte bereits den Tod im Herzen. Am 30. September 1827 endete ein Herzschlag das hoffnungsvolle 33jährige Leben des Dichters.

Ludwig Uhland hatte dem Scheidenden, ohne zu ahnen, daß dieser bald immer dahin gehen werde, ein merkwürdig prophetisches Wort, welches sich alsbald bewahrheiten sollte, in's Stammbuch geschrieben:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, süß und licht;
Auch jener große, klare —
Getrost! er fehlt Dir nicht;
Er ist Dir nicht beschieden
Am Ziele Deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und oben bricht er an . . .

Unter großer allgemeiner Betheiligung, bei Fackelschein und dem Klange von Friedrich Schneiders Melodien, trug man ihn hinaus zur ewigen Ruhe.

Die Stadt Dessau ehrte sich selbst, indem sie ihrem großen Sohne, nach 64 Jahren, ein Denkmal setzte. 1883 starb die hochbetagte Wittwe Wilhelm Müllers, und ihr Heimgang lenkte auf's Neue die Aufmerksamkeit auf den herrlichen Dichter und Menschen. Herzog Friedrich von Anhalt brachte dem Gedanken eines Wilhelm-Müller-Denkmals sofort die wärmste Theilnahme entgegen und bestimmte den schönen Platz vor dem herzoglichen Friedrichs-Gymnasium zu Dessau für das Monument. Wie schon erwähnt, hatte die griechische Regierung in dankbarer Pietät den Marmor geschenkt, und der anhaltische Hofbildhauer Hermann Schubert war der Schöpfer des Denkmals, welches am 30. September 1891 feierlich enthüllt wurde. Bei der unter großer Betheiligung des herzoglichen Hofes und der Bevölkerung vollzogenen Enthüllungsfeier wurden treffliche Reden gehalten, u. A. von Geh. Regierungs- und Oberschulrath A. Rümelin, Geh. Hofrath und Bibliothekar Dr. Wilhelm Hosäus und Prof. Max Müller aus Oxford, dem Sohne des Dichters. Nachdem die Reden verklungen waren, stimmte die gesammte Festversammlung den Gesang des Anhaltliedes an, und unter den Klängen desselben legten der Enkel des Dichters, Wilhelm Max Müller, und der Gatte der Enkelin des Dichters, Mr. Colyer-Fergusson, denen sich die beiden hochbetagten Schüler W. Müllers, der Historienmaler Prof. Franz Schubert und Director Julius Fritsche aus Dessau angeschlossen hatten, Kränze am Fuße des Denkmals nieder.

Auf Befehl des Herzogs fand eine Festvorstellung im herzoglichen Theater statt, und dadurch wurde auf's Neue bewiesen, welche Theilnahme der hohe Herr für eine würdige Feier des heimatlichen Dichters empfand. Es wurde Goethes „Iphigenie" gegeben; vorher sprach die Hofschauspielerin Fräulein Glaeser einen von W. Hosäus gedichteten schwungvollen Prolog. Das Denkmal fesselt durch edle Verhältnisse, vollendete Form und Harmonie der Farbe Auge und Geist. Der Sockel, aus rothem Marmor, ruht auf einer grauen Granitplatte, auf seiner Vorderseite befindet sich der Name des Dichters mit Geburts- und Sterbejahr, während die Rückseite eine griechische Inschrift enthält, also lautend: „Dem

Sänger der griechischen Freiheit den Stein aus den attischen und lakonischen Steinbrüchen das dankbare Hellas." Ueber dem Sockel erhebt sich das Mittelstück des Denkmals, das Reliefstück, aus attischem Marmor bestehend, und in seiner Durchführung die vier allegorischen Figuren der Genien, welche W. Müllers Seele erfüllten, tragend: die Poesie, Wissenschaft, Deutschland und Hellas.*)

* * *

Wilhelm Müller war ein Stimmungslyriker. Ob er ganze Kränze lyrischer Gesänge flocht, wie die schöne Müllerin, Johannes und Esther, die Winterreise, die Griechenlieder, oder ein einzelnes Lied sang, die Blumen duften hier wie dort voll und klar des Augenblickes Stimmung wieder. Wie abwechslungsreich, wie mannigfaltig und erfinderisch ist seine Muse! Kaum giebt es noch einen zweiten Dichter, der so Rebensaft und Becherklang im Freundeskreise in allen Variationen besungen hätte, gleich ihm. Nie verläßt ihn die Reinheit und der Adel seiner Gesinnung — nirgends findet man einen leichtfertigen, frivolen Ton, und selbst wenn er die Waffe des Witzes und Humors schwingt, bleibt er stets anmuthig, von sonniger Liebenswürdigkeit.

Wenn wir auch die Hauptstärke Müllers in seiner lyrischen Stimmungsmalerei und seinem sangbaren Volksliede finden, so dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß er auch manche Balladen gedichtet, welche sich dreist an die Seite derjenigen seines von ihm vergötterten Vorbildes Ludwig Uhland stellen lassen können. Ich nenne hier nur die berühmte Ballade: „Der Glockenguß zu Breslau," mit der Strophe beginnend:

> War einst ein Glockengießer
> Zu Breslau in der Stadt,
> Ein ehrenwerther Meister,
> Gewandt in Rath und That.

Als Novellist hat sich Müller gleichfalls versucht — doch schrieb er nur zwei Novellen: „Der Dreizehnte" und „Debora". Beide sind überaus gewandt und mit großer Erzählungskunst geschrieben. Die erstere, humoristisch gehalten, bringt einen durch die Zahl 13 in einer Gesellschaft entstandenen Conflict in novellistischem Gewande zum Austrag. Der Schauplatz beider Novellen ist Berlin, und sie bieten über die Berliner Gesellschaft in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts manche dankenswerthe Fingerzeige. Es war die gesegnete Zeit der dünnen Thees mit dünnen Butterschnitten, Stammbuchblättern und ästhetischen Salbadereien.

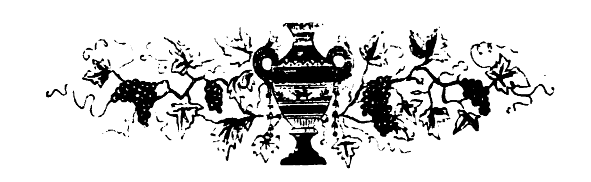
Max Müller, der Sohn, hat die Hoheit des Geistes und die Tiefe des Gemüthes seines Vaters geerbt. Auch ihn hat der Genius

---

*) Vgl. auch das mit 6 Abbildungen geschmückte treffliche Werk: „Das Wilhelm-Müller-Denkmal zu Dessau," herausgegeben von Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Hosäus, Dessau 1891, Verlag von Paul Baumann, Hofbuchhändler.

der Poesie auf die Stirn geküßt, wie dessen „Deutsche Liebe" beweist. An ihm hat sich das alte Wort bewährt: der Segen der Väter baut den Kindern Häuser; denn die Freunde und Verehrer Wilhelm Müllers haben ihm oft in den schwierigsten Lebenslagen hilfreich die Hand geboten, so daß er die Zierde der Wissenschaft und der Stolz zweier Staaten, Deutschlands und Englands, geworden ist.

Ein Liebling der Götter und Menschen war Wilhelm Müller. Das Jahrhundert, welches seit seiner Geburt in's Meer der Ewigkeit dahingerauscht, hat die anmuthigen und reizvollen Züge dieses Auserwählten im Gedächtniß der Nachwelt nicht zu verblassen vermocht.





Tage und Nächte im milden Norden.

Eine Yachtfahrt durch Norwegen.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

II.

Man kann die Reise um die Welt jetzt in weniger als 80 Tagen zurücklegen. Um die eigenartige Naturschönheit Norwegens in allen ihren wesentlichen Zügen behaglich kennen zu lernen, würden kaum mehr als achtzig Stunden erforderlich sein, wenn die Communicationsverhältnisse günstigere sein könnten. Eine zweitägige Fahrt auf den Fjords, ein Tag im Sonnenlicht, ein anderer bei bedecktem Himmel, würde genügen, um uns mit dem Charakter der nordischen Herrlichkeiten vertraut zu machen. Ob der Fjord nun Hardanger, Sogne oder Romsdal heißt, hat nur untergeordnete Bedeutung. Kennen wir den Fjord mit seinem stillen Wasser, seinen hohen Bergen, seinen Wasserfällen, den zerstreuten Fischerhütten und den blitzsauberen Städtchen, so ist das Weitere nur noch eine Beleuchtungsfrage: Alles gipfelt nur noch im unbeschreiblichen Farbenzauber der hochsommerlichen Polarnacht. Um diesen Zauber auf uns wirken zu lassen, müssen wir allerdings hoch hinaufdampfen, bis über den Polarkreis hinaus. Wir bereuen aber nicht die Zeit, die wir auf die lange Fahrt verwenden, denn wenn sie uns auch nichts Neues mehr zeigen kann, so zeigt sie uns doch unausgesetzt Schönes.

Unternehmen wir also die Fahrt durch den typischen Fjord, den Jeder nach seinem Gefallen taufen mag, bei schlechtem und bei gutem Wetter.

Ein trüber, verdrießlicher, regnerischer Tag. Im unerfreulichen Lichte erscheint Alles aschgrau, schwermüthig und trübselig. Die Wasserstraße ist

schmutzig graublau. Rechts und links starren finstere Felsen auf, deren Häupter von dichten Wolken in allen Schattirungen des Grau umhangen sind. An einigen Stellen schimmern durch diesen Schleier hellere Flecken und Streifen auf. Es ist der Schnee, der sich in den Löchern, Senkungen und Rissen festgesetzt hat. Nur durch eine etwas lichtere Schattirung hebt sich der Himmel von allem Uebrigen ab. Die Temperatur ist erheblich gesunken. Das Glas zeigt kaum 7 Grad Réaumur, und dieser niedrige Thermometerstand wirkt bei dem schneidenden Winde wie empfindliche Kälte, gegen die auch unsere stärksten Winterkleider kaum genügenden Schutz bieten. Die Aussicht ist beengt. Die grauen Wolken stehen stundenlang regungslos wie festgemauert da. Von den Profilirungen der Berge sehen wir nichts. Die felsigen Wände erscheinen allesammt fast gleichmäßig abgestumpft. Die kleinen Felseninseln, die wir umfahren, und die nur um ein Geringes aus dem trüben Wasser hervorragen, zeigen unschöne Bildungen, wulstig, von graugelblicher Farbe, mit spärlichem Moos bezogen. Es ist der höchste Ausdruck des Ungastlichen.

Hier tritt uns der kahle Norden zwar nicht in seiner grausigen Erhabenheit, aber in seiner vollen Freudlosigkeit entgegen. Die schwarzgraue Wasserstraße ist öde und verlassen. Nur selten begegnet uns ein mit Holz beladenes Schiff mit hochaufgerichtetem Bug, primitiv besegelt, wie ein Traumbild aus den Vikinger-Zeiten.

Nach geraumer Zeit kommt in die graue Wolkenstarre einige Bewegung. Der dichte Schleier löst sich in losere Massen auf, in wallenden Nebel, der schwerfällig vom Winde vorgeschoben wird, langsam sinkt und steigt und die optische Täuschung hervorruft, daß die Berge dampfen. Im Umkreise des geringen Gebiets, das wir überhaupt überblicken können, sehen wir, wie nun ein einheitliches Sackgrau alle Schattirungen verschlingt. Großtröpfig fällt der Regen herab, und bald gießt es in Strömen.

Das ist das richtige Wetter, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der zweitwichtigsten Stadt Norwegens, des berühmten Handelsplatzes **Bergen**, bekannt zu machen. In Bergen regnet es immer. Der Regen begleitet den Bergener vom ersten Regenschirm, den ihm der Taufzeuge als Pathengeschenk in die Wiege legt, bis zum Waterproof seiner letzten Stunde.

„For the rain it raineth every day.“

In den schönen Sommermonaten hat der Regen in Bergen übrigens gewöhnlich nur kurzen Athem. Er kommt unerwartet schnell und hört eben so unerwartet schnell auf.

Bergen macht trotz schlechten Wetters, das da auf der täglichen Tagesordnung steht, durchaus keinen unfreundlichen Eindruck. In den am Hafen gelegenen Straßen herrscht ungemein reges geschäftiges Treiben, und auch die Straßen der Innenstadt sind recht belebt. Die Stadt ist in einer Weise angelegt, die dem unkundigen Fremden räthselhaft bleiben muß. In der besten Gegend der Stadt befinden sich ungeheure Plätze mit einer

Raumverschwendung, die ganz unbegreiflich ist. Da sind auch die Straßen ziemlich breit und freundlich, die Häuser zum Theil sehr elegant. Je mehr man sich aber vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto ungünstiger wird der hüglige Boden für die Bebauung, und da stehen merkwürdiger Weise die menschlichen Behausungen am dichtesten. Da sind die Gassen eng und winklig und die niedrigen unansehnlichen Holzbauten, wie es scheint, übervölkert. Die reichen Kaufherren von Bergen haben ihre Landsitze weiter auf die schönen Berge, die die Stadt umsäumen, hinausgeschoben. Diese Villen erinnern lebhaft in ihrer Holzconstruction, wie in ihrer grellen Buntfarbigkeit an die „residences" der schnell aufgeblühten Städte im amerikanischen Westen.

Bergen ist mit seinen 54000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Norwegens. Vom Hafen aus wirkt die Stadt mit ihren freundlichen hellen Häuschen und den rothen Ziegeldächern freundlich und sauber. Neben den unansehnlichen Holzbauten der Privaten findet man auch einige stolze, sogar monumentale Massivbauten: vor Allem sind, wie sich das bei der Kaufmannsstadt von selbst versteht, die Gebäude der Post, der Börse und einiger der größten Banken bemerkenswerth. Am Hauptplatz liegt das große und geschmackvoll gebaute Hotel Holdt mit seiner breiten Terrasse. Die Straßen am Wasser sind in der Fernwirkung angenehmer als in der Nähe besehen.

Die berühmte „Deutsche Brücke", die älteste Ansiedlung der Hansa, ist gewiß sehr charakteristisch, aber man muß seine Geruchsnerven mit starker Unempfänglichkeit wappnen, um es dort auszuhalten. Aus jedem Hause pafft ein entsetzlicher Fischgestank heraus, jeder einzelne von besonderem Typus, aber einer immer widerwärtiger als der andere; namentlich der Geruch der in den Speichern zum Trocknen aufgehängten Stockfische ist unerträglich.

Am intensivsten ist natürlich dieses Parfüm auf dem Fischmarkte, einem der sehenswerthesten Punkte der Stadt. Wenn da an Markttagen von den frühesten Tagesstunden an von den naheliegenden Booten die Fischer ihre oft erstaunlich reiche Beute heranschleppen und auf den Bänken aufstapeln, die Fischgroßhändler wegen des Ankaufs von ganzen Ladungen mit den Fischern feilschen, die Käufer von Bergen und Umgegend für den Hausbedarf ihre Auswahl treffen, so entwickelt sich ein Treiben, das an italienische Lebhaftigkeit erinnert. Die Preise sind hier erstaunlich billig. Für ein paar Oere bekommt man sogar von den Fischen erster Qualität mehr, als ein normaler Magen zu seiner Mahlzeit bedarf. Alle Arten von Fischen, namentlich Lachse, Kabeljaus und Butten, sind da in Eimern, Bütten, Kübeln und auf den hölzernen Bänken aufgespeichert. Unter den Butten giebt es wahre Ungeheuer von 70 Kilo und darüber. Der Ausschlachtung eines Heilbutts, der 66 Kilo wog, habe ich beigewohnt. Mit einem starken Beil wurde der Hauptgrat durchgehauen, und dann wurden mit einem mächtigen Messer die einzelnen Stücke heruntergesäbelt. Der kolossale Kopf

ist von unsagbarer Häßlichkeit. Aus den verglasten, schrecklichen todten Fischaugen, die ganz dazu geeignet sind, die Phantasie eines Arnold Böcklin zu befruchten, spricht das ganze Grausen des Todes und des Meeres.

Ein altes Hansahaus ist in seiner ursprünglichen Beschaffenheit möglichst rein erhalten. Der liebenswürdige Besitzer macht sich ein Vergnügen daraus, den Fremden zu führen und ihm alle Eigenthümlichkeiten zu zeigen; auch die primitiven Vorkehrungen, die die Hansa getroffen hatte, um es zu verhindern, daß weibliches Personal in die Schlafzimmer käme. Den deutschen Ansiedlern war nämlich von der Hansa streng verboten, sich in Norwegen zu verheirathen. Sie sollten sich dort keinen Hausstand begründen, sie sollten nur Geld verdienen und das Geld im deutschen Vaterlande ausgeben. Das Heirathsverbot war übrigens keineswegs identisch mit dem Keuschheitsgelübde, und unsere biederen Altvordern scheinen es in Bergen toll getrieben zu haben. Bis auf den heutigen Tag hat man's den Hanseaten in Bergen nicht vergessen, und mit dem Begriffe des Deutschthums ist da noch heute der Begriff der Sittenlosigkeit eng verbunden.

Uebrigens dürfen sich die braven Leute von Bergen, wenn mich mein Auge nicht getäuscht hat, auf ihre absolute Sittenstrenge auch nicht zuviel einbilden. In dem hübschen Parke, in dem an langen Sommerabenden eine mäßige Militärmusik ihre Stücke aufspielt, ergehen sich inmitten der biederen Bürgerfamilien sehr viele jüngere und junge Damen, die kein Mensch für Priesterinnen der Vesta halten kann.

In Bergen herrschte am Tage nach unserer Ankunft große Erregung. Unser deutscher Consul, der liebenswürdige Herr Mohr, hatte am Consulatsbureau die deutsche Fahne gehißt, seinen höchsten und glänzendsten Cylinder aufgesetzt und lief in geschäftiger Unnahbarkeit überall umher.

Die „Hohenzollern" war in Sicht!

Schon in den Nachmittagstunden waren die den Hafen umsäumenden Höhen von dichten Schaaren Neugieriger besetzt. Es hatten sich da Millionen gelagert. Was sage ich — Millionen! Halb Bergen!

In der siebenten Abendstunde ertönten von der Höhe mächtige Kanonenschüsse, die das langsam und imposant herandampfende Kaiserschiff salutirten. Die mächtige, elegant gebaute „Hohenzollern" in strahlendem Weiß, begleitet von ihrem schwimmenden Adjutanten, dem schiefergrauen „Meteor", und umschwirrt von den unheimlich schwarzen kleinen Torpedobooten, die den Depeschendienst versehen, wirkte großartig, als sie kurz nach halb sieben in der Wasserstraße von Bergen erschien und in geringer Entfernung von unserer Yacht Anker warf, — so nahe, daß wir mit bloßem Auge die lebhafte Bewegung auf dem Schiff und das geschäftige Treiben auf der mächtigen Brücke sehen konnten, mit Hilfe des Opernglases sogar die einzelnen Personen ganz genau zu unterscheiden vermochten: den Kaiser, die Kaiserin, den Major von Hülsen, den Grafen Philipp Eulenburg, den Maler Salzmann, Geheimrath von Kiderlen u. s. w.

Aber das Vergnügen währte nicht lange, der „Meteor" erwiderte den norwegischen Salut mit dröhnenden Schüssen. Wir sahen es aufblitzen, vernahmen unmittelbar darauf ganz deutlich das Commando: „Feuer!" — denn das früher gegebene Commando kam wegen der Trägheit des Schalls verspätet zu uns und ließ sich vom Aufleuchten des Schusses, das unserem Auge sogleich erschien, überholen — und darauf hörten wir den Donner, den die Berge grollend wiederhallten. Dichte Rauchwolken verhüllten bald sowohl das salutirende Schiff wie die „Hohenzollern", und nur das goldige Sonnenlicht durchbrach den dicken grauen Schleier. Es dauerte einige Zeit, nachdem die betäubenden Kanonenschläge verhallt waren, bis die Wolken sich zertheilten und die „Hohenzollern" wieder sichtbar wurde. Gleich darauf entwickelte sich zwischen dem Festlande und dem kaiserlichen Schiff ein reger Verkehr, der durch die flinken kleinen Torpedoboote und Dampfbarkassen vermittelt wurde. Am Abend wimmelten die Straßen und öffentlichen Locale der Stadt von den blauen Uniformen unserer Marine. Daß die Leute einen vortrefflichen Eindruck machten, braucht wohl nicht gesagt zu werden, denn es versteht sich von selbst, daß für das Kaiserschiff nur die durchgesiebte Elite der Marinemannschaft zur Verwendung kommt.

Die Nachbarschaft der kaiserlichen Yacht gewährte uns das Vergnügen, als „Zaungäste" ein recht gutes Concert zu hören. Der Kaiser hatte die Marinecapelle an Bord, die während der Tafel Walzer von Strauß, Potpourris aus Wagner'schen Opern u. s. w. zum Besten gab.

Einen deutscheren Tag als den nächsten hat Bergen wohl nie erlebt. Denn am Morgen traf hier nun auch die „Augusta Victoria" mit 270 Vergnügungsreisenden an Bord, darunter etwa 80 Amerikaner, vor Bergen ein. Der Hafen bot einen wundervollen Anblick dar. Neben dem herrlichen weißen Kaiserschiff und dem grauen Adjutanten stieg der schwarze Koloß des Hamburger Schnelldampfers, der in großer Gala erschien und vollen Flaggenschmuck angelegt hatte, mit seinen drei gelben Schornsteinen aus dem ruhigen Wasser auf. Wir wurden vom Director der Hamburg-Amerikanischen Linie, Herrn Ballin, der die Artigkeit zu einer Virtuosität herausgebildet hat, und dem vortrefflichen Kapitän Kaempff auf das Herzlichste aufgenommen. Ich traf an Bord mehrere liebe Freunde und Bekannte, namentlich Zeitungscorrespondenten und Schriftsteller; auch der bekannte Parlamentarier und Führer der Nationalliberalen, der Karlsruher Generalintendant Dr. Albert Bürklin machte die Reise mit. Die ganze Gesellschaft war in fröhlichster, ja man darf sagen, übermüthigster Stimmung. An Bord erschien auch eine Zeitung, zu der die mitreisenden Berichterstatter freiwillige Beiträge lieferten. Ueber die Annehmlichkeit des Aufenthaltes, die Artigkeit der Beamten und der Mannschaft vom obersten Director bis zum jüngsten Schiffsjungen, über die Vorzüglichkeit der Verpflegung u. s. w. herrschte nur eine Stimme der wärmsten Anerkennung. Zu den verschiedenen Mahlzeiten wurde durch Trompetentusch gerufen. Es wurde in Wahrheit „zum

Futtern geblasen". Die Kaiserin, die sich bei Dr. Bürklin, der auf der „Hohenzollern" zu Tisch geladen war, nach der Bedeutung der Signale erkundigte, sprach ihre freudige Verwunderung über die Quantität der Mahlzeiten aus. Aber auch die Qualität stand auf der höchsten Höhe der culinarischen Kunst, und Leute, die Vergleiche anzustellen im Stande sind, behaupten, daß man an Bord der „Augusta Victoria" viel besser speist als an Bord der „Hohenzollern". Der Kaiser macht sich nicht viel aus Essen und Trinken.

Noch am selben Abend verließ das schöne Schiff den Hafen. Es dampfte möglichst nahe und mit geringster Geschwindigkeit bei der „Hohenzollern" vorbei. Die Matrosencapelle stimmte die Nationalhymne an. Alle Passagiere waren an Deck, schwenkten die Tücher und riefen ein kräftiges Hurrah, das der Kaiser von der Hohenzollernbrücke aus herzlich erwiderte. Auf Befehl des Kaisers wurde auf dem Signalmast der „Hohenzollern" im Lakonismus der Flaggensprache den davondampfenden Landsleuten eine glückliche Weiterfahrt zugeweht.

Durch diese Episoden wurden die trüben Regentage von Bergen freundlich aufgelichtet . . .

Am 14. in aller Frühe dampfte die „Hohenzollern" ab. Wir verließen die lebhafte und interessante Handelsstadt gegen elf Uhr und fuhren in nördlicher Richtung an der Küste entlang, die zunächst keine besonders bemerkenswerthen Momente darbietet. Auf Wasserstraßen, die oft eine respectable Breite haben, sich oft aber auch ängstlich verengen, windet sich unser Schiff zwischen dem Festlande und den Schären hindurch. Die Küste zeigt hier in hohem Maße die charakteristische norwegische Formation; sie sieht aus, als ob die Umrißlinien mit einer spritzenden Gänsefeder auf rauhes Papier gezeichnet seien. Die Felsenwälle, die dem Anprall des Meeres sich entgegensetzen, sind von mäßiger Erhebung. Ueberall sieht man Bojen, Feuersignale und andere Seezeichen, und man braucht nur geringe Erfahrung auf dem Meere zu haben, um zu merken, daß das Wasser hier nicht geheuer ist. Aber die unbedingte Zuverlässigkeit unseres norwegischen Lootsen bannt jedes Gefühl der Beunruhigung.

Allmählich werden die Felsbildungen am Ufer malerischer und eindrucksvoller. Die Felsen starren zu imposanter Höhe auf. Wir erreichen den wundervollen Hornelen-Felsen, der schroff, fast 3000 Fuß hoch, vom Wasser aus aufsteigt, in seiner Gestaltung lebhaft an die Loreley erinnernd, nur eben in ganz anderen Größenverhältnissen. Der Winkel vor dem Hornelen ist wegen seines mächtigen Echos berühmt. Und da wir auf dem Wasserbecken, das ringsum vom grauen Gestein eingeschlossen ist, ganz allein sind, der Tag hell und freundlich und die Gefahr eines Mißverständnisses ausgeschlossen ist, läßt der Kapitän zunächst mit aller Macht die Dampfpfeife spielen und dann ein Rettungssignal, eine Bombe, die erst 600 Fuß hoch mit gewaltigem Knall explodirt, abfeuern. In unheimlichem

Heulen hallt der Pfiff wieder, und ein mächtiges langewährendes Donnern erschallt von allen Seiten nach der Explosion. In beträchtlicher Höhe, wohl 1000 Fuß hoch, sehen wir auf dem grauen, kümmerlich bewachsenen Hornelen zwei weiße Punkte, die sich zu bewegen scheinen. Durch unser gutes Glas erkennen wir: es sind zwei Ziegen, die sich da in der felsigen Einsamkeit ihre Nahrung suchen. Sie werden wohl herrenlos sein, denn seit geraumer Zeit haben wir nichts gesehen, was an eine menschliche Behausung auch nur erinnert.

Vor einem unansehnlichen Fischerdorfe, das wir Abends nach zehn Uhr erreichten, machten wir Rast. Es war noch heller Tag. Unsere Leute vergnügten sich damit, ihr Angelgeräth hervorzuholen und die Schnur in das Wasser zu lassen, da der Lootse ihnen gesagt hatte, daß hier sehr gute starke Fische seien. Aber es wollte absolut nichts anbeißen. Endlich fühlte einer der Angler, der kurz vorher zu irgend einer Dienstleistung von seinen Collegen abgerufen worden war, an der Schnur einen merklichen Ruck. Er zog, und richtig, ein mächtiger Fisch hing daran. Es war ein Wunder, das Allen unbegreiflich erschien. Der Fisch des Polykrates war nichts im Vergleich mit ihm, denn der geangelte Fisch war säuberlich ausgenommen, und der Stolz des Anglers machte bald einer harmlosen Wuth darüber Platz, daß sich der Koch den schlechten Witz mit ihm gemacht hatte, an der Schnur einen Fisch aus der Küche zu befestigen.

Die Nacht war wundervoll. Rings umher herrschte die vollkommenste Stille. Kein Lüftchen regte sich, keine Stimme ließ sich vernehmen, kein wachsamer Hund schlug an, kein Plätschern des Wassers. Ich konnte mich gar nicht vom Deck trennen. Die Berge rings umher waren in silbergrauen Schleier des Nebelglanzes gehüllt. Es war wie eine verzauberte Welt ohne Geschöpfe. Zum ersten Mal hörte ich das Ticken der Schiffsuhr, und zum ersten Mal wurde das Licht nicht angezündet. Wir hatten zwar noch keine Mitternachtssonne, aber wir hatten die Halbelf-Uhr Sonne, und in den dunkelsten Stunden war es noch immer so freundlich schummerig, daß man nicht blos die einzelnen Gegenstände ganz genau erkennen, sondern sogar einigermaßen große Schrift ohne Mühe lesen konnte.

In aller Frühe wurde am andern Morgen — es war ein Sonntag — der Anker gelichtet. In der zehnten Morgenstunde kamen wir durch einen Fjord, an dessen Ufer eine hübsche Holzkirche stand. Diese Kirche war das gemeinsame Ziel von 40 bis 50 Booten, die von den verschiedenen Ortschaften und Gehöften, die rings herum lagen, auf das bescheidene Gotteshaus zusteuerten. In jedem Boote saßen im sonntäglichen Putze ihrer kleidsamen Nationaltracht 10 bis 15 Männlein und Weiblein. Unsere Yacht mußte langsamer fahren, um den braven Leuten die Fahrt zu erleichtern.

Gegen Mittag passirten wir das stattliche Aalsund. Um die kleine Ortschaft Statt, die bei den norwegischen Schiffern in besonders schlechtem Rufe steht, und vor der man uns so bange gemacht hatte, kamen wir un-

behelligt herum. Das Meer war spiegelglatt, aber die hochaufspringende Brandung an den lang vorgestreckten Felsen war doch stark genug, um uns eine Vorstellung davon zu geben, wie es hier bei schlechtem Wetter zugehen mag. Wir aber hatten den sonnigsten, ruhigsten Tag. Es war wie eine Spazierfahrt auf dem Binnensee. Keine Störung, keine Erregung. In einer Art von Nirwanastimmung, in weltvergessenem Dusel, auf der Schwelle, wo das Bewußtsein zwar noch nicht aufgehört hat, aber auch nicht mehr da ist, liefen wir in den Molde-Fjord ein.

* * *

Unter allen norwegischen Schönheiten möchte wohl Molde den ersten Preis davontragen. Molde ist wohl überhaupt einer der schönsten Punkte auf Gottes weiter Welt. Das Städtchen liegt geschützt von dichtbewaldeten Höhen an einer halbkreisförmigen Bucht. Unmittelbar über dem Wasserspiegel erheben sich die Speicher und größeren Lagerhäuser, Alles neue Holzbauten. Die Wohnhäuser sind bescheiden, nur die beiden großen Hotels, die amerikanischen Mustern nachgebaut sind, und die Kirche mit ihrem stattlichen Thurm ragen aus der anspruchslosen Mitte hervor. Das Altarbild in der Kirche, „Der Ostermorgen", der Engel an der leeren Gruft, der den Herannahenden die Auferstehung Christi verkündet, gehört zu den berühmtesten norwegischen Kunstwerken der neuen Zeit. Es ist ein Heiligenbild in Plockhorst'scher Art, etwas theatralisch im Vortrage, aber wirkungsvoll. Man sieht es sich nur leicht zuwider, denn man kann in ganz Norwegen an keiner Kunsthandlung vorüber gehen, ohne daß der Blick darauf fällt.

Aber nicht das Städtchen, so freundlich es ist, bildet den Hauptreiz, vielmehr ist die wundervolle Umrahmung das Wesentliche des Bildes: die breite, tiefblaue Wasserfluth, umschlossen vom herrlichsten Felsenring in wunderbaren Conturen, mit scharfen Zacken und Graten, abgerundeten Sätteln, sanften Geländen und schroff abfallenden Wänden.

Vom Landungsplatze des Bootes, das uns von unserer Yacht an's Ufer gebracht hat, führt eine schattige Allee kräftiger alter Laubbäume, deren Anblick uns unter diesem Breitengrade füglich überraschen muß, in sanfter Steigung zum großen Hotel hinauf. Die schönen Bäume, der breite Weg, die kleinen Holzhäuser, die Leute, die uns begegnen, sonntäglich in altmodischem Putz angethan, die hübschen, schlankgewachsenen Mädchen in lichten kattunenen Waschkleidern, — Alles das ruft in uns die Täuschung hervor, daß wir uns in irgend einer gemüthlichen deutschen Kleinstadt, so etwa an der holländischen Grenze, befinden; und das Rollen der Kugel auf der hölzernen Bahn, das Gepolter der umgeworfenen Kegel, das wir vernehmen, erhöht die Täuschung.

Wir durchschreiten das Hotel und gehen geradenwegs auf die Terrasse.

Wie gebannt von der überwältigenden Schönheit des Panoramas, das sich vor uns öffnet, bleiben wir stehen. Zu unseren Füßen breitet sich der

weite, weite Wasserspiegel aus, auf dem sich zwei größere Yachts und einige beträchtlichere Schiffe, deren Segel von kaum merkbarem Winde gebläht werden, kleinere Dampfschaluppen und zahlreiche Ruderboote schaukeln. Ringsumher ragen, zum Theil nur um wenige Fuß, Dutzende von felsigen nackten Zacken und üppig bewachsenen Werdern aus dem blaugrünen Wasser hervor. Die kleineren Felsblöcke in der Ferne sehen ganz schwarz aus, wie Walfischrücken.

Das Schönste des Rundbildes ist aber die weite Umrahmung, der Abschluß durch die herrlich zerklüftete, in unerhörter Farbenpracht schimmernde Alpenkette. All die Erhebungen sind etwa gleich hoch, die Berge wirken wie die versteinerte Fluthung eines kolossalen Oceans; auch die Illusion der Schaumkämme und Brandung fehlt nicht. Mächtige Firnen senken sich von den Höhen herab und glänzen im zauberhaften Lichte der tiefstehenden Sonne in unsagbar duftigem, zartrosa angehauchtem, milchigem Weiß. Der Schmelz dieser Töne ist unbeschreiblich, wie aus dem Blau des Meeres in den mattgoldigen Himmel gehaucht; die feinsten Schattirungen wie fest gewordene Nebelmassen, durchsichtig und vom Schimmer eines dahinterliegenden Lichtherdes durchleuchtet. Wolken und Firnen, Wasser und Felsen umfangen sich; man weiß kaum, wo das feuchte Element aufhört und wo das schneeige Feld seine Abgrenzung findet, ob das Wasser, wie es den Anschein hat, in weiter Ferne sich phantastisch aufstaut und erstarrt, und wo die Wolken sich auf die sanften Umrisse der Felsen herabsenken. Alles geht ineinander über und vereinigt sich zu einer einzigen Bildung von sinnverwirrender Schönheit.

Das Auge wird nicht müde, diese wunderbare Pracht zu schauen.

Mit der vorrückenden Abendstunde durchwirkt sich der Farbenrausch mit den warmen röthlichen Tönen des Sonnenunterganges.

Die Nacht ist so schön, so milde, so farbenreich, daß uns die Lust überkommt, gleich jetzt dem nahen Romsdalfjord einen Besuch zu machen. Eine Nachtfahrt ist ja in diesem Lande um diese Zeit gar nichts Ungewöhnliches. Wir chartern eine kleine Dampfschaluppe und steigen im Zwielicht der Mitternacht an Bord.

Hinter uns flammt das Sonnenlicht dunkel auf, vor uns ein nebliges Silbergrau von eisig kalter Wirkung, als ob wir in eine Gletscherhöhle hineindampften. Auf einer der kleinen Schären, an der wir vorüberkommen, sahen wir die ersten Eidergänse, die kreischend aufflogen.

Der Romsdalfjord zählt zu den berühmten Norwegens. Die Felsen, die den malerischen Abschluß bilden, sind auch zum Theil, wie namentlich das Romsdalhorn mit seinem zersägten und scharf zerhackten Gipfel, von ungewöhnlich schöner Bildung.

Hätten wir den Romsdalfjord früher gesehen, so würden wir gewiß in das allgemeine Loblied mit einstimmen; aber für den Reisenden, der von Süden hinaufschwimmt, kommt er ein bischen spät an die Reihe, und

da er uns eigentlich nur dasselbe zu sagen hat, was uns die anderen Fjords schon gesagt haben, bleibt die Wirkung hinter den Erwartungen, die man in uns geweckt hat, einigermaßen zurück. Auf ein paar durchrissene Felswände, steile Zacken, rauschende Wasserfälle mehr oder weniger kommt es uns jetzt auch nicht mehr an. Das Charakteristische dieses Fjords ist wiederum das Liebliche. Und vom Lieblichen haben wir nun allmählich genug; nun laßt uns endlich Rauhes, Starres, Wildes sehen!

Nach kurzer Rast in Näs, das am Ende des Fjords liegt, wo wir den Wirth heraustrommeln mußten, um für ein obdachloses junges Ehepaar aus Berlin Quartier zu machen, traten wir gegen vier Uhr den Rückweg an. Der Regen vertrieb uns vom Deck, und auf schlechtes Wetter war die kleine Nußschaale offenbar nicht eingerichtet. Wir machten die vergeblichsten Versuche, in dem Marterkasten von Kajüte ein Lager zu improvisiren, denn die Müdigkeit hatte uns übermannt. Wir waren wie gerädert, als wir das kipplige, kleine Flachboot, einen Seelenverkäufer schlimmster Art, in dem uns ein etwa vierzehnjähriger Bursche von der Schaluppe zu unserer Yacht hinüberruderte, verließen. Es regnete noch immer. Uebernächtig, verdrossen über den unbefriedigenden Schluß, suchten wir gegen sieben Uhr Morgens unsere Ruhestätte auf.

Wir hatten unter einem unerwarteten Breitengrade wieder ein schönes Stück Tirol, Salzkammergut oder Norditalien gesehen . . .

Wann beginnt denn eigentlich das finstere Nordland? hatten wir wiederholt gefragt, und man hatte uns vertröstet: Jenseits des Polarkreises!

Was wir in den eigentlichen arktischen Regionen, im Lande der wahren und wirklichen Mitternachtssonne, gesehen haben, das will ich nun erzählen.

III.

Die Mitternachtssonne ist kein leerer Wahn, und wir hatten es schließlich nicht zu bereuen, daß wir ihr, ohne uns von der Unzuverlässigkeit des Wetters und der grausigen Monotonie der Landschaft entmuthigen zu lassen, unverdrossen nachjagten, bis wir sie in den Lofoten endlich erwischten.

Von Trondhjem, wo wir mit der „Hohenzollern" und der „Augusta Victoria" wiederum zusammentrafen, läßt sich eigentlich nichts Besonderes sagen. Die für das norwegische Land historische Bedeutung der Stadt leuchtet aus ihrer Physiognomie nicht hervor. Wie überall, sind auch hier die Holzbauten niedrig, die meisten fast neu, einstöckig, sauber und langweilig. Die Hauptstraßen sind breit und boulevardartig mit Bäumen bepflanzt. Und immer wieder überrascht die Vegetation. Wir sehen üppiges Laubholz und wundervolle Blumen. Von der einsam starrenden Fichte des Nordens finden wir keine Spur. Allmählich sind wir doch nun hoch genug geklettert. Wo in aller Welt fängt denn eigentlich der rauhe Norden an? Immer wiederholen wir dieselbe Frage, ohne die Antwort darauf zu finden.

Trondhjems berühmtestes, oder besser gesagt, einzig berühmtes Bauwerk ist die Kathedrale. Von außen macht diese enthusiastisch gepriesene Kirche geringen Eindruck. Die Wirkung des Innern ist allerdings bedeutender. Auch wie es jetzt ist, hat das Gotteshaus einen erhabenen, ernsten und feierlichen Charakter. Wie bei allen altgothischen Bauten staunt man auch hier über den Reichthum der Erfindung in den Zierraten. Die hoch aufstrebenden Säulen, die Wölbung, der Boden, Alles ist aus hartem schiefergrauem Stein, der nicht nachdunkelt, gefertigt, so daß das Alte und das Neue gleichfarbig sind. Für die Arbeit der Restauration ist diese Eigenthümlichkeit von unberechenbarem Vortheile, da eine durchaus einheitliche Wirkung erzielt wird.

Trondhjem ist wiederholt durch Feuersbrünste zum großen Theil zerstört worden. Man hat die Schäden nothdürftig wieder gutzumachen gesucht, um dieses älteste kirchliche Monument, in dem Norwegens Könige gekrönt werden, dem Lande zu erhalten; aber aus Mangel an Geld hat früher sehr wenig dafür gethan werden können. Erst in jüngster Zeit hat man das Land für seine Königskirche lebhafter zu interessiren gewußt, und seit einiger Zeit haben die Arbeiten des Wiederaufbaus und der Vollendung des bisher überhaupt niemals vollendet gewesenen Baus denn auch rüstigeren Fortgang genommen.

Das Bedeutendste der Kathedrale ist ihre Vergangenheit und ihre Zukunft. Wer aber weniger von dem, was war und sein wird, sprechen will, als von dem, was ist, wird, wenn er ehrlich ist, sich gestehen müssen, daß man nach dem, was man überall von der Großartigkeit dieser Kirche gehört, bevor man sie gesehen hat, durch den Anblick einigermaßen enttäuscht wird. Wenn man den Dom von Trondhjem als wirklich mächtigen, imposanten alten Kirchenbau preisen will, so muß man vor allen Dingen die Erinnerung an alle unsere großen Dome, an Köln, Freiburg, Ulm, Magdeburg, Straßburg, Wien, Reims, Notre-Dame, Westminster, Mailand u. s. w. bannen. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und in Norwegen hat der Dom von Trondhjem seinesgleichen nicht. Es ist ja ein erhebendes Gefühl, wenn man sich vergegenwärtigt, daß einer von den ältesten Olafen, über die das nordische Conversations-Lexikon zu berichten weiß, den ersten Stein zu diesem Gotteshause gelegt hat. Das war in irgend einem denkwürdigen Jahre des elften Jahrhunderts. Aber immer ist man doch nicht in der Stimmung, das Vergnügen, sich historisch anwehen zu lassen, über alles Andere zu setzen und in den Jubelhymnus des Bürgermeisters von Saardam einzustimmen: „Es ist schon lange her, das freut uns um so mehr.“

Von Trondhjem aufwärts ist die Fahrt ziemlich einförmig. Die kleineren, aber für den norwegischen Handel nicht unwichtigen Städte, wie Namsos und Bödö, sind völlig uninteressant.

Am 20. Juli 12 Uhr 40 Minuten passirten wir den Polarkreis und gelangten nun in die vom geographischen Codex als arktisch bezeichneten Regionen.

Es war heller Sonnenschein. Der tiefblaue, mit leichten Wolken bezogene Himmel hatte eine fast italienische Färbung und gab dem ruhigen Wasser des Fjords das wundervolle blaue Colorit des Gardasees. Die Umrahmung war immer dieselbe, nun schon seit langen Tagen: mäßig hohe Felsen, oben abgestumpft und gerundet, die von ihrer unerheblichen Höhe in bedächtiger Abflachung zum Wasser sich senken, graues Gestein, in flache Rinnen zerspült, hie und da mit Moos überzogen. Die interessanteren Bildungen: glockenthürmige Felsen, hohe Zacken, schroffe Abfälle und senkrecht aufstarrende Wände gehören zu den Seltenheiten. Fast immer sehen wir eben nur die niedrigen abgerundeten, gleichmäßig steinernen Wulste, ein Anblick, der uns nicht mehr erfreuen kann.

Jenseits des Polarkreises wird die Landschaft großartig. Hohe, rauhe, scharf gezackte Felsen erheben sich in gräulicher Färbung. Die hinteren Felsengassen, von Wolken halb umflort, sind tiefblau gefärbt. Mächtige Eis- und Schneefelder in der Ferne erglänzen blendend weiß. Es ist der erste feierliche Gruß aus den Regionen des ewigen Eises.

Bald öffnet sich das weite, weite Meer, auf dessen spiegelglatter Fläche unsere kleine Yacht freundlich geschaukelt wird. Bald lenken wir wieder in die gedeckten schmalen Gassen hinter den Schären ein, und schwarze, finstere, wildzerklüftete Riffe, die wagerecht durchfurcht und senkrecht durchrissen und durchlöchert sind, und deren höchste Spitzen in die Wolken ragen, verlegen uns die Aussicht auf den arktischen Ocean.

Der Tag ist in seinem wechselnden Lichte ganz wundervoll. Bald leuchtet die Sonne strahlend herab, bald wird sie von Wolken verhüllt. Dann senken sich wieder die Wolken schwarzgrau und gewitterdrohend tief herab, zerreißen und lassen das unvergleichlich herrliche Azurblau des Himmels durchleuchten. Fällt der Wolkenschleier bis auf den Kamm der schwärzlichen Steine herab, so entsteht sogleich ein Bild von finsterster Traurigkeit, fast grausig in der Wirkung. Es schwindet wie mit einem Zauberschlage, sobald die Sonne wieder durchbricht und auf hell schimmerndem Hintergrunde die phantastischen Berge hervortreten läßt, wie ich sie bisher eigentlich nur in den kühnen Eingebungen schlechter Maler, die ohne Modelle arbeiten, gesehen hatte. Aber hier sind wirklich die Modelle dazu.

Die Wasserfläche erweitert sich mächtig. Die stolzen Felsen, die sie umschließen, wirken jetzt nur noch wie schmale Umrandung, manchmal sogar wie ein ganz feiner, schwarzer Strich . . .

Da tauchen in der Ferne in blauer Färbung in herrlichster Schönheit die wildzerrissenen Conturen der Lofoten auf!

Wir laufen in ein weites Thor ein, das zu einem natürlichen Hafen führt, und sehen vor uns in sanftem Sonnenlichte das Städtchen Bodö mit seiner malerischen Kirche weit ausgestreckt vor uns liegen. Zahllose Masten ragen auf, eine Fischerflottille, dazu Transportdampfer und Passagierboote,

die die Küste streifen, endlich auch Dampfer, die das Nützliche mit dem Angenehmen, den Transport von Waaren und Passagieren, das Geschäft und das Vergnügen vereinigen. Wenn es, wie gewöhnlich in diesem Falle, Menschen in Combination mit Stockfischen sind, dann möchte ich doch vor dem Vergnügen warnen. Was sich so ein Stockfisch durch seinen Geruch unbeliebt machen kann, ist gar nicht zu sagen.

Bodö ist das Centrum des nordischen Fischfanges. Das braucht Einem kaum gesagt zu werden, man merkt es ohnehin, wenn man die breiten reizlosen Wege der Stadt durchwandert. Ueberall duftet es mehr oder minder übel, manchmal ein bischen schärfer, manchmal ein bischen weichlicher, entweder brutal penetrant oder sich heimtückisch einschleichend.

Die menschlichen Behausungen sind hier noch anspruchsloser und dürftiger, als in den anderen norwegischen Städtchen. Hier scheint das Feuer seine städteerneuernde Gewalt nicht bewährt zu haben. Die Häuser zählen zum Theil schon ein ansehnliches Alter. Sehr viele sind mit Rasen gedeckt. Es sieht recht hübsch aus, wenn um diese Zeit auf den Dächern aus dem satten Grün bunte Wiesenblumen aufleuchten. Hier scheint der Golfstrom als der allerkräftigste Wohlthäter aufzutreten. Das Wasser im Fjord erstarrt niemals zu Eis, auch nicht in den härtesten Wintertagen. Der deutsche Wirth, bei dem wir einkehrten, setzte uns warmes Flaschenbier vor. Ich bat um etwas Eis, um es zu kühlen. Unser liebenswürdiger Landsmann zuckte bedauernd die Achsel. Eis war in ganz Bodö nicht aufzutreiben . . . Deswegen hatten wir den Polarkreis überschritten! O dieser Golfstrom!

Die Vegetation ist zwar um einige Wochen hinter der unsrigen zurück, aber durchaus nicht dürftiger, als in vielen Gegenden unseres Vaterlandes. Die Kartoffeln stehen prächtig, und der Weizen setzt gut an.

Bodö hat eine herrliche Lage, mit weitem Ausblick auf die wundervoll gebildeten Berge der nahen Umgebung und die phantastische Kette der Lofotenfelsen im Hintergrunde.

Nur um ein paar Tage hatten wir den Anschluß an die eigentliche Mitternachtssonne verfehlt. Sie hatte sich drei Tage vor unserer Ankunft von hier verabschiedet. Aber ihre leuchtende Spur war geblieben, und wir merkten den Unterschied kaum. Ohne wahrnehmbare Veränderung des Lichts folgte der eine Tag dem anderen. Das Abendroth war noch nicht verglommen, als schon das Morgenroth wieder aufleuchtete.

Hier hatten wir also zum ersten Mal die ganz unvergleichliche Pracht der Polarnacht, den zauberhaften Farbenrausch, wie ihn auch die Mitternachtssonne selbst kaum wundervoller spenden kann. Der Sonnenuntergang in der anbrechenden Mitternachtsstunde, den wir in seiner vollsten Schönheit bewundern durften, war überwältigend großartig!

Wir waren nach zehn Uhr aufgebrochen, hatten die Stadt durchschritten und waren auf breitem, gutem Wege quer über freies Feld, das durchgängig fleißig angebaut ist, dem Berge zugeschritten, von dem man die schönste

Aussicht auf die Umgebung hat. Die Sonne stand tief. Ihr glühend heißes Kupferroth, das Himmel und Wasser und die felsigen Höhen magisch mit violettem Roth überströmte, blendete unsere Augen. So herrlich der Anblick auch war, wir mußten uns abwenden. Das Auge schmerzte uns. Am farbigen Abglanz mußten wir es uns genügen lassen.

Wir kletterten den zwar nicht hohen, aber recht steilen und beschwerlichen Berg hinan. Für unser halbstündiges Klettern, bei dem allerdings von der Stirn heiß der Schweiß rinnen mußte, wurden wir indessen reichlich belohnt. Nachdem uns der Berg neckend ein halbes Dutzend mal ein trügerisches Ziel vorgegaukelt hatte, sahen wir plötzlich auf einer Holzhütte die rothe Fahne flattern: wir waren zur Stelle . . .

Bisher haben wir nichts gesehen als den steinigen Weg vor uns und das grüne Moos neben uns. Nun stehen wir auf dem Plateau, und nun liegt, als ob die neidische Verhüllung mit einem Schlage gefallen sei, eines der überwältigendsten Bilder, die unser Auge je erblickt hat, unvermittelt vor uns: zu unseren Füßen der weite Wasserspiegel und uns gerade gegenüber eine mächtige, fast symmetrisch aufsteigende Felsgruppe, die höchsten Erhebungen in der Mitte, nach rechts und links gleichmäßig abfallend und sich an beiden Flanken ungefähr in gleichen Abständen zu zackigen Spitzen aufgipfelnd. Blauschwarz heben sich die wunderherrlich zerhackten Umrißlinien von dem leuchtend hellen Himmel ab, die die untergehende Sonne mit einem feurigen Tiefroth, dem Nordlicht vergleichbar, durchglüht. Auch der Berg glimmt und flammt blutroth, als ob er soeben aus der Schmiede Vulcans gezogen und zur Abkühlung in das Meer getaucht sei. Das weite Wasser ringsum schimmert in himbeerrothem köstlichem Schein, und die gegenüberliegenden weiter entfernten Berge erglänzen in schönstem violettfarbigem Alpenglühen.

Langsam senkt sich der feurige Ball der Sonne in's Meer, aber die Wolken lassen in ihren sanft gekräuselten Streifen und wolligen Ballen, die in blendendem Purpur erstrahlen, erkennen, daß die Alles belebende, beleuchtende und erwärmende Beherrscherin unseres Planeten noch nicht lange Abschied genommen hat.

Sichtbar verändert sich das Farbenspiel, man kann sagen, von Minute zu Minute, aber es bleibt immer gleich erhaben und schön. Allmählich verdunkelt sich der Berg vor uns, und die Gluth erlischt. Jetzt starrt er schwarz vor uns auf. Am Saume des Horizonts leuchtet ein blendend goldgelbes Licht, das mit den schönsten zartgrünen Flocken gesprenkelt ist. Die purpurnen Wolken sind zu schmutzigem Violett gedunkelt. Auf dem glatten, klaren, wie zu einer weiten Eisfläche erstarrten Wasser wird der Reflex matter; aber noch immer bewahren all' die durcheinander gemengten Farben eine gewisse Wärme.

Die mitternächtliche Stunde ist da. Es ist vollkommen hell, heller als bei uns in der Mittagsstunde eines bedeckten Tages. Wir begegnen

denn auch noch vielen Leuten, die spazieren gehen, die sich der hellen, schönen, frischen, aber durchaus nicht kalten Nacht freuen.

Namentlich am Hafen herrscht noch lebhaftes Treiben. Da wird noch ein Dampfer mit getrockneten Fischen befrachtet. Wir hören das schnarrende Rasseln der Ketten, die die Ladung von den kleinen Booten an Bord schaffen. Wir lassen uns zur Yacht zurückrudern und sehen dem Schauspiel zu.

Gegen zwei Uhr Morgens, als das volle Tageslicht bereits wieder da ist, hören wir aus weiter Ferne rhythmischen Gesang, eine originelle, nicht unschöne Melodie. Der Gesang wird lauter. Ein großes Boot, von acht Fischern in rothen Flanellhemden gerudert, kommt langsam näher. Es ist das erste Fischerboot des Tages. Die Leute sind guter Laune. Sie schwenken, als sie an unserer Yacht vorüberrudern, den Hut. Sie haben offenbar einen guten Fang gemacht.

* * *

Der erste Tag unserer eigentlichen Lofotenfahrt bereitete uns nur mäßiges Vergnügen. Wir hatten schlechtes Wetter und sahen von den wunderlichen Felsformationen, von denen man uns so viel erzählt hatte, recht wenig. In Lödingen, das schon unter dem 68° 50′ nördlicher Breite liegt, also nur $2^1/_2$° südlicher als das Nordcap, trafen wir die ersten Lappen, die, als unsere Yacht herandampfte, in ihrem primitiven Fahrzeug vom Ufer abstießen und beständig grinsend, ohne ein Wort zu sagen und ohne auf unsere Zurufe zu antworten, um unser Schiff herumgondelten. Durch beredte Mimik veranlaßten wir sie endlich, uns an Bord einen Besuch abzustatten.

Es waren zwei junge Leute im Alter von 18 bis 81 Jahren. Eine bestimmtere Angabe über ihr Alter ist unmöglich zu machen. Sie trugen eine dunkle Pudelmütze mit einem rothen Büschel, — halb Fez, halb Kaffeewärmer, — einen kleidsamen braunen Kittel, der mit rothbraunem Paspel besetzt war, mit halblangen Aermeln, tricotartig eng anliegende helle Beinkleider aus Leder, die oberhalb des Knöchels mit rothen Wollenbinden fest umschlossen waren, und grobes Schuhwerk, das an der Spitze schnabelförmig aufstieg. Um berechtigten Erwartungen zu entsprechen, müßte ich noch hinzufügen, daß die Beiden stark hervorspringende Backenknochen gehabt und vor Schmutz gestarrt hätten. Dann würde ich aber nicht die Wahrheit sagen. Die Leute sahen ganz ordentlich und propper aus, wie gemüthliche deutsche Bauern.

In der Nacht wehte es in der kleinen Bucht so stark, daß unsere Yacht beständig um den Anker tanzte. Als ich mich zu Bett legte, vernahm ich wieder die wohlbekannten Laute, die mir die schönste und großartigste Erinnerung an die Oceanfahrt, an den Sturm, vergegenwärtigten. Es war allerdings hier ein Sturm in Duodezformat; aber wenn auch vermindert und abgeschwächt, es war doch dasselbe unausgesetzte Stöhnen und Grollen

in der Ferne, die heulende unendliche Melodie, die der Wind auf dem Wasser spielt. Und obwohl sich das Schiff kaum merklich bewegte, klatschte das Wasser doch mit gewaltiger Faust an die Schiffswände, und unter dem Kiel gurgelte und rumorte es unheimlich. Manchmal brach sich eine hoch aufbäumende Welle gerade am Schiffsrand, schlug auf's Deck, und das Wasser stürzte wie ein Katarakt schallend in das feuchte Bett zurück. Ein Dutzend mal wurde ich durch das Aufklatschen dieser Sturzwellen aus dem ersten Schlafe geweckt, und es dauerte lange, bis ich endlich Ruhe fand.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages hellte sich das Wetter zum Glück etwas auf. Der Nebel stieg höher, wenn er auch noch immer die höchsten Spitzen der Berge umhüllte. Und so fuhren wir denn zwar nicht bei guter, aber auch nicht bei schlechter Beleuchtung in den berühmten Raft=Sund, den interessantesten der Lofoten, ein. Bisweilen verengt sich hier die Wasserstraße in beinahe beängstigender Weise. Rechts und links steigen, nur wenige Meter von einander getrennt, die Felsen starr auf, bisweilen fast senkrecht aus dem Wasser aufragend. Aber auch da, wo sie weit aus einander rücken, ist das Fahrwasser nur schmal, denn überall tauchen kleine Felseneilande aus dem Wasserspiegel auf.

Im Raft=Sund finden wir wohl die schönsten und eigenthümlichsten Felsenformationen von ganz Norwegen, Wände in wildester Zerklüftung, wahnsinnig zerfetzt, Riesenpyramiden, sägenartig zerhackte Kämme, Hauer und Hörner, Bischofsmützen, citadellenartige Plateaus, Alles durcheinander in ewigem Wechsel. In allen Senkungen Schnee, manchmal in weiten Feldern wie ein Bahrtuch. Der Schnee liegt bis tief an's Wasser. Auch Gletscherbildungen zeigen sich an einigen Stellen.

Wenn die Sonne den Wolkenvorhang durchreißt, belebt sich Alles. Der Stein erglänzt, das Grün des Moospolsters leuchtet auf, und Alles wird verschönt. Ringsum färbt sich die ganze Felslandschaft phantastisch in den feinsten schillernden Tönen des Regenbogens, und in weiter Ferne erglühen die schneeigen Gipfel wie funkelnde Rubine.

Hier unter dem 69. Grad, auf dem nördlichsten Punkte von Hindö, finden wir nun endlich die lang gesuchte und ersehnte Mitternachtssonne. Wir sehen sie unter den herrlichsten Bedingungen, die man sich denken kann. Unsere Yacht steuerte wieder südwärts, dem grandiosen Vestfjord zu, der Wasserstraße zwischen Lofoten und Bodö. Die Nacht ist kühl, aber durchaus nicht kalt.

Wir sehen um Mitternacht das feurige Gold des Sonnenballs, zum Glück durch davorliegende Wolken einigermaßen gedämpft, in immer noch blendender Pracht. Allmählich hat die Sonne und der ganze nordwestliche Himmel den schönen kupferfarbenen Ton angenommen, auf dem sich die zerzackten und zerhackten Lofoten in ihrem stahlbläulichem Colorit wundersam abheben. Als die Sonne ihre tiefste sichtbare Tiefe erreicht hat, nimmt ihre Gluth an intensiver Kraft allerdings ab, aber die Inselgruppe bewahrt ihren unbe=

schreiblich duftigen Glanz, und die kleineren Inseln wirken wie verzauberte Meerungeheuer, perlmutterschillernd.

Wiederum strebt die Sonne, ohne je unseren Blicken entschwunden zu sein, langsam empor. Die Lofoten-Inseln, auf die wir jetzt schon wie auf eine zusammenhängende Gruppe zurückblicken, werden von citronengelb flammenden Lichtstreifen, zwischen denen ein hellgrauer, fast weißer Nebel wallt, beleuchtet. Es sieht aus, als umschlössen die Inseln einen weiten, tiefen lichten See, der höher liege, als das tiefgrüne Wasser des Vestfjords, auf dem unsere Yacht dahingleitet. Eine einsame Möwe segelt ohne Flügelschlag langsam dem Festlande zu.

Jetzt ist die Sonne unserem Blick ganz entzogen; aber der Himmel verkündet in den goldigen glänzenden Lichtstreifen ihre Gegenwart. Schon erglühen im Nordosten die Wolken im Anbruche des neuen Tages. Leuchtend ist der alte Tag soeben von uns geschieden, leuchtend ist der junge schon da. Hätte unser größter Volksdichter Raimund die Lofoten im Hochsommer gesehen, so hätte er nie sagen können: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn.“ Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind in einander übergegangen. Im rosigen Hauche werden die Umrisse der Inseln für unsern Blick immer verschwommener, und gegen drei Uhr Morgens sagen wir den Lofoten Lebewohl.

Auf den Besuch des Nordcaps hatten wir, nachdem wir telegraphische Erkundigungen über das Wetter eingezogen hatten, in letzter Stunde verzichtet. Wäre das Wetter ganz tactfest gewesen, so hätten wir uns gewiß nordcaptiviren lassen. Aber die zwei trüben Tage in den Lofoten hatten uns zur Genüge gezeigt, wie Einem der verdeckte Himmel oder Regen den Spaß hier oben gründlich verderben kann. Auf den unerquicklichen Anblick finsterer Trübseligkeiten, den wir mit einer abermaligen Wasserfahrt von 48 Stunden hätten zahlen müssen, wollten wir es nicht ankommen lassen. Wir hatten nun auch wirklich genug gesehen, unsere Genußfähigkeit war erschöpft, und wir beschlossen frohgemuth, zu nordcapituliren. Wahrscheinlich haben wir sehr wohl daran gethan, denn in den folgenden Tagen war das Wetter andauernd nebelig, regnerisch und stürmisch, und die Vergnügungszügler der „Augusta Victoria“, die um dieselbe Zeit bis zum Nordcap hinaufdampften, mußten sich mit dem Bewußtsein begnügen, dagewesen zu sein. Gesehen haben sie gar nichts. Keine Spur von Mitternachtssonne.

Auf der Rückfahrt blieb das Wetter stürmisch und trübe. In den beiden letzten Nächten hatte ich so gut wie gar nicht schlafen können. Der Höllenlärm des Wassers, das schallend an die Luke schlug, das Krachen der Thüren, die sich ausgehakt hatten und an die Holzwand knallten, das unausgesetzte Heulen und Stöhnen in der Ferne hatten mich keine Ruhe finden lassen. Erst gegen Mittag des folgenden Tages, als wir den Polarkreis zum zweiten Male passirt hatten, hellte sich das Wetter auf und

wurde im Laufe des Nachmittags wundervoll. Wir hatten wiederum eine der unvergleichlich schönen Polarnächte. Ich holte das in den letzten Nächten Versäumte gründlich nach. Auf dem bequemen Schiffsstuhl ausgestreckt, das Plaid über den Füßen, ein Kissen unter dem Kopfe, starrte ich, während das Meer mir sein unwiderstehliches Schlummerlied zurauschte, auf die lichten Wolkengebilde, und bald verwirrten und verwischten sich die Vorstellungen, die Augen fielen mir zu, und ich schlief ein. Ich schlief stundenlang, und als ich endlich erwachte, sah ich den Himmel im Norden und Norstwesten wiederum in der mattschillernden Polychromie der untergehenden Sonne schillern, während im Osten auf dem wolkenlosen Grau des Himmels ziemlich tief in glanzloser Orangefärbung die halbe Scheibe des Mondes stand. Der gute Mond! Ich hatte ihn in diesen Sommernächten ganz vergessen. Es war das erste Mal, daß ich dem alten Freunde, ohne den wir uns kaum eine nächtliche Naturschönheit vorstellen können, wieder begegnete, und mir war zu Muthe, als ob uns der himmlische Nachtwächter einen Gruß aus der Heimat, der wir uns nun langsam wieder näherten, zu überbringen hätte.

Je höher er stieg, desto mehr nahm sein silbernes Licht an Leuchtkraft zu, und er warf nun einen breiten mattglänzenden, perlmutterschillernden Streifen auf das tiefe Blau der Wasserfläche. Freilich spielte er neben dem kräftigen erlöschenden Lichte der Sonne eine doch nur bescheidene Statistenrolle in diesem nächtlichen Bilde; aber er gab uns doch zum ersten Mal eine Vorstellung von der Nacht, wie wir sie kennen, und ich begrüßte den guten Mond mit Freudigkeit. Denn mit Macbeth sagte auch ich allmählich: „Ich fange an der Sonne müd' zu sein."

IV.

Als wir auf der Rückkehr von den Lofoten vor Trondhjem wieder einliefen, verabschiedete ich mich von meinen Freunden und der „Maid of honour", die auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, wieder der Heimat zudampften. Wozu sollte ich mir das, was ich schon von unten nach oben gesehen hatte, nun noch einmal von oben nach unten ansehen? Ueberdies interessirte es mich, das norwegische Binnenland wenigstens im Fluge kennen zu lernen, und vor Allem war mir daran gelegen, die Hauptstadt Christiania und meinen alten verehrten Freund Henrik Ibsen aufzusuchen.

Die norwegischen Eisenbahnen sind nicht gleichmäßig. Die zum großen Theil schmalspurige Bahn, die in ziemlich gerader Linie von Trondhjem in siebzehn Stunden nach Christiania hinunterfährt, bietet geringen Comfort, ist aber immerhin erträglich. Dagegen ist die norwegisch-schwedische Südbahn Christiania-Göteborg-Helsingborg mit ihren auf guten Federn ruhenden prächtigen breiten Wagen in anständigster Ausstattung und den Annehmlich-

keiten, die sie dem Reisenden bietet, dem frischen Trinkwasser, dem guten Toilettecabinet mit reichlicher Wäsche und den höflichen und gefälligen Schaffnern, eine der angenehmsten und besten Europas. Schade, daß Kiellands Norwegianismus ihm nicht gestattet, sich der Annehmlichkeiten dieser Bahn zu erfreuen, denn auch die Verpflegung zum Frühstück in Gothenburg und zu Mittag in Halmstad ist vorzüglich, reichhaltig und unglaublich billig.

Aber auch von der allerdings viel weniger guten Bahn Trondhjem-Christiania spricht man in den deutschen Reisebüchern in zu despectirlichem Tone. Sie hat ja ihre unleugbaren Mucken. Sie ist zunächst temperamentlos bedächtig, aber gemüthlich und zutraulich wie ein norwegisches Pferd. Sie hält sich frei von wilder Ueberhastung und liebt ein verständiges Tempo. Wenn der Bahnkörper steigt, geht sie ganz langsam, führt der Weg über Brücken und hohe Viaducte, im Schritt, bergab und in der Ebene nimmt sie eine beschleunigte Gangart an, „rennt wie verwirrt", wie mein Dresdener Kutscher sagt, um ihrem Namen „Hurtigzug" („Hortigtog") Ehre zu machen. 562 Kilometer in siebzehn Stunden, — man kann sich allein berechnen, daß sie sich nicht überhastet.

Auch das Material ist nicht in bestem Zustande, abgenützt und klapprig. Die Wagen sind alt, die Federn spröde, man wird gehörig gestoßen und gebeutelt, und die schmalspurige Bahn macht einen Scandal, der der Breitspurigkeit zur Ehre gereichen würde. Bei jedem Halten krachen die Wagen zusammen, daß man meint, sie müßten in tausend Stücke gehen. Die Räder rollen und rasseln auf den Schienen, daß es wahrscheinlich unmöglich wäre, eine Unterhaltung zu führen. Ich habe es nicht erprobt, denn ich war während der siebzehn Stunden allein, und Monologe halte ich nicht. Die Bremse heult und pfeift jedesmal, wenn sie angezogen wird, daß Einem die Ohren wehthun. Alles das ist richtig, aber die Verwaltung ist sichtlich bemüht, dem Reisenden diese Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit zu versüßen.

Zu meinem peinlichen Befremden hatte ich in Trondhjem gehört, daß es für die Nachtfahrt nach Christiania keinen Schlafwagen gäbe. Ich hatte mich also schon darein gefunden, mir mit dem, was ich bei mir führte, eine nothdürftige Ruhestätte zu bereiten. Um so angenehmer wurde ich überrascht, als zwischen zehn und elf der Schaffner in mein Coupé trat und stillschweigend eine geheimnißvolle Arbeit verrichtete, der ich mit behaglichem Staunen zusah. Der Wagen, den ich bisher mit Geringschätzung mißachtet hatte, offenbarte nun ungeahnte Vorzüge. Die eine Seite wandelte sich zu einem sehr bequemen Lager, über das eine saubere Wollendecke gebreitet wurde; ein gutes frisch überzogenes Kopfkissen und eine zweite wollene Decke zur Umhüllung der Füße vervollständigten das beste Eisenbahnbett, das man sich nur wünschen kann. Schweigsam entfernte sich der brave Schaffner, ohne auch nur ein Wort des Dankes zu beanspruchen. Am andern Morgen versah mich der Gute wiederum unaufgefordert mit der zur Morgentoilette

erforderlichen Handwäsche. Kurzum ich war in dem alten Wagen für Nacht und Morgen gerade so gut aufgehoben wie in unseren patentirten Schlafwagen.

Der landschaftliche Reiz der Bahnstrecke, die wir zurücklegen, ist namentlich zu Beginn sehr bedeutend. Wir durchfahren dichtbewaldete Höhen mit kräftigem Baumschlag, vorwiegend wiederum Laubholz, darunter aber auch Fichten und Tannen. Wir sehen bebaute Aecker mit sauberen Gehöften, zu unseren Füßen einen munteren Fluß, der an einigen wilden Stellen schöne Stromschnellen bildet. Wir sehen smaragdgrüne Wiesen, auf denen Kühe und Kälber friedlich grasen, mit einem Worte: das Bild einer heitern thüringenschen oder burgundischen Landschaft.

Sobald wir den Gulafluß erreichen, wird die Landschaft großartiger, wilder, romantischer. Da ist auf lange Strecken mit äußerster Oekonomie dem Felsen gerade so viel abgesprengt, wie für die schmale Spur unbedingt nöthig ist. Fast senkrecht fällt der Felsen zur wild rauschenden und schäumenden Gula hinab.

Das von wilden Gebirgsströmen durchrauschte enge Thal, in das wir in der elften Stunde einlaufen, macht im Dämmerschein einen gewaltigen Eindruck. Die Bahn ist in stolzer Höhe längs der rauhen Felsen stellenweise auf denkbar schmalstem Wege geführt. Man hat den aufregenden Tiefblick auf das freundliche Thal, durch das sich der Fluß schlängelt, und auf die zahlreichen Gehöfte, die sich an dessen Ufern angesiedelt haben. Jetzt ist das Laubholz durch die Nadel nahezu völlig verdrängt. Man sieht kaum noch etwas Anderes als mächtige Tannen, Fichten, Föhren und Lärchen, in die sich als letzte Vertreterin des Laubholzes die weißstämmige Birke eindrängt. Mitunter ist der Weg für die Bahn durch diesen kräftigen hoch aufgebauten Wald gebrochen. Dann entziehen uns die Bäume die Aussicht auf die Niederung, und jedesmal, wenn wir aus dem Dickicht heraustreten, stellen sich unserem Blicke wunderschöne Ueberraschungen dar. Die Locomotive, die keuchend den Zug bergan schleppt, stößt einige schrille Pfiffe aus, durch die sie auf etwas Besonderes uns aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hat, und macht ein merkwürdiges Ritardando. Ich bekümmere mich nicht um das in jedem Wagen angekündigte Verbot, das, wie ich mich überzeugt habe, nur eine platonische Bedeutung hat: „Ophald paa Gjennemgangsvognenes Platform er forbudt.“ Mich interessirt nur das lange Wort: „Gjennemgangsvognenes“, das ich mir schließlich als „Durchgangswagen“ verdolmetschen lasse. Ich trete also auf die Plattform, und nun überfährt der Zug einen jener hölzernen Viaducte, der mir den ganzen Zauber der amerikanischen Bahnfahrten wiederum vergegenwärtigt. Er ist 130 Fuß hoch. Auch der Schwindelfreie fühlt sich von dem völlig unerwarteten Blick auf die Tiefe im ersten Augenblick etwas betroffen. Leider währt das Vergnügen, von der Höhe herabzublicken, nur kurze Zeit.

Der Weg von Trondhjem bis Röros, der 670 Meter hoch steigt, muß entschieden den schönsten Gebirgsbahnstrecken Europas an die Seite gestellt

werden. Auch vor Christiania wird die Strecke wieder sehr schön; namentlich gewährt die Fahrt durch die waldreiche Gegend längs des großen Mjösensees, die ganz und gar den Charakter des Fjords hat, dasselbe Vergnügen, das wir vorher vom Wasser aus schon gekostet haben, nur die Locomotion ist eine andere geworden.

* * *

Auf gut Glück hatte ich an Ibsen geschrieben, daß ich mich einige Tage in Christiania aufhalten würde und ihn bitte, für den Fall, daß er in der Stadt sei, mich wissen zu lassen, wo und wann ich ihn aufsuchen könne. Zu meiner freudigen Ueberraschung war die erste Person, die ich beim Verlassen des Wagens in Christiania erblickte, Henrik Ibsen. Daran hatte ich auch nicht im Entferntesten gedacht, denn ich kannte Ibsen als den Mann fester Gewohnheiten und wußte, daß dieser steinerne Norweger schwer wie ein Felsblock zu bewegen ist. Wir begrüßten uns auf das Herzlichste, und schon auf dem Wege von der Bahn zum Hotel hatten wir uns — anknüpfend an unsere fröhlichen Begegnungen in München, Meiningen und Berlin — soviel zu erzählen, daß wir sogleich für eine der nächsten Stunden eine Verabredung trafen, um in freundschaftlicher Behaglichkeit uns über alles Mögliche auszusprechen. Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Christiania verbrachte ich denn auch den größten Theil des Tages mit Ibsen.

Ibsen hat sich gar nicht verändert. Er ist vielleicht noch frischer und rüstiger geworden. Seine Gesichtsfarbe ist blühend und kerngesund. Ich freute mich, den gedankenvollsten Dichter Norwegens so wiederzufinden: den kolossal bedeutenden Kopf mit der mächtigen Stirn, die von einer gewaltigen, sich hoch aufbäumenden weißen Mähne wie von lodernden Flammen umwogt wird, mit dem weißen Seemannsbart, der Wangen und Kinn umrahmt, dem energischen Mund mit den schmalen festgeschlossenen Lippen, den grundgescheidten tiefsinnigen Augen hinter den scharfen Brillengläsern.

Zwischen Ibsens Kopf und seiner Gestalt besteht ein gewisser Widerspruch. Der Kopf hat etwas wild Geniales, eine revolutionäre Größe. Die Figur ist stämmig und breitschulterig, aber klein, und die Kleidung giebt der Erscheinung etwas pedantisch Correctes — es ist der Kopf des bahnbrechenden Poeten auf der Gestalt eines peinlichen Beamten.

Trotz der Sonnengluth des überheißen Julitages trug Ibsen gerade wie früher den etwas philisterhaften, bis oben fest zugeknöpften zweireihigen Tuchrock mit sehr langen Schößen, die bis über die Kniee hinabreichen, schwarze Tuchbeinkleider, eine steife weißseidene Cravatte und den sauber gebürsteten glänzenden Cylinder, gerade wie im kältesten Winter in Meiningen. Als er den Hut absetzte, betupfte er die Riesenstirn mit seinem buntseidenen Taschentuch und gab mit einem großen Kamm, den er bei sich führte, der wolkenstürmenden Tolle den gehörigen Schwung.

Beim Abendessen lernte ich Ibsens Sohn Sigurd kennen, der die schöne Tochter Björnstjerne Björnsons geheirathet hat. Das in dieser Ehe geborene Kind hat also das Glück, die beiden größten norwegischen Dichter der Gegenwart seine Großväter zu nennen. Herr Sigurd Ibsen ist ein ruhiger, ungemein sympathisch wirkender, hübscher junger Mann von den besten Formen und, wie sich im Laufe des Abends herausstellte, von großer Belesenheit und Bildung. Der junge Ibsen hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, er war Legationssecretär in Washington und Wien. Seine politische demokratisch-norwegische Ueberzeugung hat es ihm zur Pflicht gemacht, einstweilen, so lange die schwedisch-reactionäre Regierung am Ruder bleibt, aus dem Staatsdienste auszuscheiden. Er hat sich seitdem auf die politische Schriftstellerei verlegt und gehört zu den angesehensten Publicisten seines Landes.

Henrik Ibsen war aufgeräumter, aufgethauter möchte ich sagen, denn je. Ich mußte über sein Gedächtniß staunen, wie er sich jeder Einzelheit aus unseren früheren Begegnungen, darunter Kleinigkeiten, die mir längst entfallen waren, erinnerte und sie mit einem Worte haarscharf bezeichnete. Ibsen war sehr mittheilsam und gesprächig. Ein „Causeur" im französischen Sinne des Wortes ist er freilich nie gewesen, aber er nahm weit regeren Theil an der Unterhaltung, als ich es in Deutschland je bei ihm wahrgenommen hatte. Gelegentlich hörte ich von ihm, daß er an einem neuen Schauspiele arbeite, von dem, wie er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit mir sagte, „drei Fünftel" fertig seien. Ich vermuthe also, die drei ersten Acte eines fünfactigen Dramas. Wie gewöhnlich will er das Stück zu Beginn des Winters abschließen, so daß es etwa um die Weihnachtszeit im Buchhandel erscheinen kann.

Ibsen arbeitet ungemein bedächtig und gewissenhaft, eigentliche Ferien gönnt er sich nie. Er schreibt täglich fünf Stunden, nicht mehr und auch nur selten weniger, von acht Uhr Vormittags bis ein Uhr Mittags. Er arbeitet in ziemlich gleichmäßigem Tempo und braucht zur Niederschrift eines jeden Stückes etwa fünf Monate. Die übrigen sieben Monate des Jahres füllt er mit den ungeschriebenen Vorarbeiten für das Stück aus. Jedes Stück schreibt er dreimal in drei völlig von einander verschiedenen Redactionen, soweit es sich um das Formale handelt. Am Wesen des Stückes selbst wird nicht mehr gerüttelt, sobald er sich zum ersten Mal an den Schreibtisch setzt.

Seine erste Niederschrift ist ganz unfertig, skizzenhaft, gewissermaßen nur die Untermalung. Da sagt er ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne Alles, was er sagen will, und hält sich auch nicht dabei auf, wie er es gerade sagt.

Die stärkste Veränderung erfährt das Stück bei der zweiten Umgestaltung. Da entsteht aus der „rudis indigestaque moles" der ersten Aufzeichnung das festgegliederte scenische Gebilde. Da erhält auch der

Dialog schon im Großen und Ganzen seine endgültige knappe Fassung. Die dritte Redaction ist eigentlich nur Reinschrift in noch strafferer und präciserer Form.

Die Fertigstellung des Stückes in dieser Gestalt erfordert, wie gesagt, etwa ein halbes Jahr unausgesetzter Arbeit. Während dieser Zeit meidet Ibsen, um die Einheitlichkeit der Stimmung zu wahren, möglichst alle Zerstreuungen und jeden Ortswechsel. Er hält dann mehr als je seine regelmäßige Tagesordnung aufrecht, steht zu festgesetzter Stunde auf, arbeitet das vorgeschriebene Pensum, nimmt seine Mahlzeiten zur selben Stunde, macht seinen gewöhnlichen Spaziergang und trifft auf die Minute, gerade wie früher in München im Café Maximilian, so hier im Lesezimmer des Grand Hôtel ein, wo die Zeitungen, die er liest, für ihn schon bereitgelegt sind.

Ibsen machte mir eine Bemerkung, die mich besonders frappirte, weil ich in meinem bescheidenen literarischen Schaffen ganz dieselbe Wahrnehmung gemacht habe. „Obgleich ich mehr sogenannte Stoffe zur Hand und auch geistig durchgearbeitet oder wenigstens durchdacht habe, als ich in allen meinen Stücken zusammengenommen bisher habe verwenden können," sagte er mir, „überkommt mich doch jedesmal, wenn ich mit einem Schauspiel fertig bin, die Empfindung, das sei nun das Letzte, das ich geschrieben hätte; nun seien alle Quellen versiegt, nun hätte ich nichts mehr zu sagen. Aber ohne mein Zuthun sammelt es sich ganz allmählich wie von selbst. Ich beschäftige mich wieder mit Vorliebe und bald ausschließlich mit einem ganz bestimmten Vorwurf, und daraus entwickelt sich dann gewöhnlich das neue Stück."

Es ist bedauerlich, daß das schöne und erhebende Schauspiel, das die innige Geistes- und Seelenfreundschaft unserer deutschen Dichterdioskuren Schiller und Goethe der Nachwelt bietet, im gegenwärtigen Norwegen keine zweite Aufführung erlebt. Obgleich Ibsen und Björnson schon durch die Liebe ihrer Kinder einander nahe gerückt sein sollten, hat sich zwischen den Beiden doch niemals rechte Intimität, nicht einmal wahre Sympathie herausbilden können. Die Naturen der Beiden sind eben zu grundverschieden von einander. Ibsen steht der dichterischen Arbeit Björnsons, so hoch er die Gaben des congenialen Landsmannes schätzt, doch kühl gegenüber. In vorsichtig diplomatischer Form sagte er mir gelegentlich: „Wenn man ein Stück schreibt, meine ich, so hat man sich ein bestimmtes Ziel gesteckt und sucht nun die Wege, auf denen man zum Ziel gelangt. Hat man sie gefunden, und entsprechen sie dem, was man will, so macht man sich eben an die Arbeit; und erreicht man das Ziel, so ist das Stück fertig. Daß man wie Björnson von einem Stücke, das seit Jahren abgeschlossen ist, ganze Acte vollständig umarbeitet und auf denselben Wegen, die man sich früher gebahnt, auf ein anderes, mitunter diametral entgegengesetztes Ziel lossteuert, das begreife ich nicht recht."

An Björnson, dessen ungewöhnliche dichterische Begabung über jeder Discussion erhaben ist, dem wir eins der bedeutendsten und packendsten Schauspiele, die unsere Zeit überhaupt hervorgebracht hat, zu danken haben, sind in den letzten Jahren allerdings auch die wärmsten Verehrer seines Talentes manchmal ein bischen irre geworden. Seinen Moralpredigten in engherzigstem Sinne unserer evangelischen Jünglingsvereine stehen doch Viele kopfschüttelnd gegenüber. Er begeistert sich für Thesen, die die Mehrheit der Menschheit einfach schrullenhaft verschroben findet. Neuerdings hat er wiederum die Entdeckung gemacht: alle menschlichen Gebreste ließen sich hauptsächlich daraus erklären, daß sich die Menschen vom gewaltigen Beherrscher unseres Planeten, unserer Sonne, zu sehr emancipirt hätten. Sein Plaidoyer kommt ungefähr darauf hinaus, daß wir uns mit der Sonne schlafen legen und mit der Sonne aufstehen sollen. Daß dieser Gedanke gerade im Hirn eines Norwegers hat aufkeimen können, erscheint besonders wunderlich. Was sollen denn die armen Kerle in den Lofoten und oberhalb Tromsös anfangen? Die müßten ja wochenlang im Bette bleiben und nachher wochen- und monatelang wachen.

Da ich nun den größten Theil Norwegens kennen gelernt hatte, interessirte es mich, den Ort der Handlung, den sich Ibsen für seine Hauptwerke gedacht hat, und den er nie näher angiebt, mir von ihm selbst bezeichnen zu lassen. Ibsen sagte mir, er denke selten an einen bestimmten Ort; ihm schwebe bei seiner Arbeit gewöhnlich eine größere Landschaft vor, eine allgemein norwegische Gegend ohne locale Beschränkung. Für die „Gespenster“ habe er die Gegend von Bergen im Sinne gehabt, „wo es sehr viel trübe Tage giebt und viel regnet“, für die „Frau vom Meere“ dagegen die anmuthige, fast italienisch wirkende Landschaft von Molde und dem Romsdalfjord, für die „Wildente“ „so etwa Christiania“.

Ibsens Werke finden in Skandinavien eine verhältnißmäßig verblüffend starke Verbreitung. Norwegen hat nur zwei Millionen Einwohner, Dänemark ungefähr ebensoviel. Eigentlich sind es also nicht mehr als vier Millionen Seelen, für die der norwegische Dichter schreibt. Rechnet man aber auch die rund fünf Millionen Schweden dazu und beziffert man die Zahl der in Amerika und Finnland versprengten Skandinavier auch noch auf eine Million, so umfaßt das ganze Sprachgebiet, das Ibsen, Björnson, Kielland, Brandes u. s. w. beherrschen, doch nicht mehr als etwa zehn Millionen Menschen. Für dieses geringe Publicum ist der Absatz der Ibsen'schen Dramen ungeheuer. Die erste Auflage eines jeden seiner neuen Schauspiele beträgt 10000 Exemplare in der norwegisch-dänischen Originalausgabe. Das ist nicht nur relativ, das ist absolut eine sehr imposante Ziffer. Trotz der sechzig und so und soviel Millionen deutsch sprechender Menschen wird man die Zahl der deutschen Stücke, die in 10000 Exemplaren verkauft sind, an den fünf Fingern abzählen können, und es ist mir sehr fraglich, ob man überhaupt bis zum Mittelfinger kommt. Ich spreche natürlich nicht

von den Stücken, die in der 20-Pfennig-Bibliothek erscheinen; ich spreche von den Stücken, die zu den üblichen Preisen auf den Büchermarkt kommen.

Wenn man mit Ibsen einmal durch die Straßen von Christiania gegangen ist, so überzeugt man sich leicht, in wie hohem Ansehen der Dichter bei seinen Landsleuten steht. Die Leute stoßen sich an, wenn sie die gedrungene Gestalt Ibsens kommen sehen, machen ehrerbietig Platz, ziehen den Hut bis auf die Erde und wenden sich nach ihm um. Wie Dante über den Platz von Ravenna, so geht Ibsen durch die Straßen von Christiania. Auch auf ihn blickt man mit einer gewissen Scheu, wie auf einen Mann, der den Weg zum Reiche der Geister gefunden hat.

* * *

Christiania hat eine entzückende Lage. Ich ließ es bei einer oberflächlichen Bekanntschaft bewenden, denn ich kannte nun die norwegischen Fjords, die freundlichen, wie den von Christiania, und auch die wilden. Die Tage waren drückend heiß, und ich merkte Ibsen, der sich mir als liebenswürdiger Cicerone erbot, an, daß es ihm am angenehmsten war, wenn ich auf Ausflüge verzichtete und im kühlen Lichthofe des Grand Hôtel mit ihm zwanglos plauderte. Die Stadt selbst macht im Großen und Ganzen geringen Eindruck.

Es ist eine Liebhaberei von mir, fremde Städte am Abend planlos zu durchschlendern. Die einzige Weisung, die ich mir im Hotel Victoria — nebenbei bemerkt, dem besten Hotel von ganz Norwegen — hatte geben lassen, war die, daß die Karl Johan-Gade die Hauptverkehrsader der Stadt sei. „Da brennt elektrisches Licht," war mir zu besonderer Bezeichnung noch gesagt worden.

Ich ging auf die mir gewiesene Richtung zu. Die Communalverwaltung scheint für ihre Kassen sich die Beneficien der Mitternachtssonne zu eigen zu machen. Gas wird im Juli überhaupt nicht angezündet, obgleich die beleuchtende Sonne hier in der Nacht, gerade wie überall unter diesem Breitengrade, streikt. Um elf Uhr war es schon ziemlich dunkel, und die Dunkelheit nahm schnell zu. Es war die richtige rechtschaffene Sommernacht, wie wir sie kennen. Die Sichel des abnehmenden Mondes leuchtete am Himmel schwach auf. Zum ersten Mal sah ich wieder Sterne im dämmernden Lichte, allerdings nur in mäßiger Zahl, wahrscheinlich nur die Sterne erster Größe. Es war mir nicht möglich, irgend eins der bekannten Sternbilder zu construiren. Obgleich es eigentlich noch gar nicht spät war, denn die mitternächtliche Stunde hatte noch nicht geschlagen, war das großstädtische Leben schon völlig erloschen. Die Straßen waren wie ausgestorben, kein Laden beleuchtet, kein Café, keine Restauration mehr offen, und, was mir besonders auffiel, auch aus keinem Fenster fiel ein Lichtschimmer. Ich habe nie eine größere Stadt gesehen, die so früh Feierabend macht. Ich wartete geduldig auf das elektrische Licht und das

großstädtische Treiben in der Karl Johan-Gade und ging langsam meines Weges. Nach meiner Berechnung mußte ich die belebte Straße schon längst erreicht haben. Vielleicht hatte ich mich in der Richtung geirrt. Ich wollte fragen, aber es ließ sich kein lebendes Wesen blicken. Nach langer Wanderung fand ich endlich einen Wachmann. Er nickte verständnißvoll und führte mich auf demselben Wege, den ich schon genommen hatte, zurück. Endlich blieb er an einer Straße stehen, die gerade so öde und gerade so dunkel war wie alle anderen, machte Kehrt und überließ mich meinem Schicksal. Ich ging gewissenhaft einige Male auf und ab und suchte nach dem elektrischen Lichte und dem Gewoge der froh bewegten Menge. Vergebens. Nach fünf Minuten kam ein Radfahrer vorüber, und ein paar Minuten darauf sah ich zwei Männlein und zwei Fräulein als Vertreter des wilden nächtlichen Lebens, die ehrsam nach Hause gingen. Dazu entschloß ich mich denn auch ohne harten Kampf.

Uebrigens ist es einerlei, ob man Christiania im Dunkel der Nacht oder bei hellem Sonnenlichte sieht. Was ich am Abend nicht gesehen hatte, sah ich am Tage auch nicht. Allerdings hat die Karl Johan-Gade mit den beträchtlichen öffentlichen Gebäuden, dem Storthing, der Universität und dem schönen Stadtpark, doch etwas großstädtisch Residenzhaftes. Namentlich das hochgelegene Schloß wirkt bedeutend. Im Großen und Ganzen aber macht Christiania den Eindruck einer anspruchslosen Provinzialstadt. Wenn ich eine sehr dankbare Erinnerung daran bewahrt habe, so schulde ich sie vor Allem und ausschließlich der herzlichen Gastfreundschaft Henrik Ibsens.

Die Rückfahrt über Kopenhagen und Kiel machte ich unter den angenehmsten Bedingungen. Wir hatten während der kurzen Seereise das schönste Wetter, und unser gutes Schiff kam anderthalb Stunden vor der fahrplanmäßigen Zeit vor Kiel an. Die ohnehin so schnelle Fahrt wurde mir noch verkürzt durch ein angenehmes Schauspiel, das mir zwei liebenswürdige Landsmänninnen unentgeltlich boten. An Bord befanden sich ein junges rothhaariges Mädchen mit ihrer Mutter. Ich habe schon manchen Menschen eine gute Klinge schlagen sehen, aber etwas Aehnliches habe ich nie erlebt.

Das etwa zwanzigjährige Fräulein hatte drei Klappsessel requirirt, für ihre Mama, für sich und das Handgepäck. Das Gepäck bestand aus einem Reisetäschchen, einer Plaidrolle und einer sehr großen viereckigen aufgebauschten Papierrolle, in der ich ein Kopfkissen vermuthete. Aber kaum hatte sich das Schiff in Bewegung gesetzt, so merkte ich, daß meine Annahme irrig gewesen war. Das Fräulein nahm die große Düte, öffnete sie und holte zunächst ein belegtes Butterbrod von unwahrscheinlichen Dimensionen heraus, das sie der Mama anbot. Darauf nahm sie ein zweites für sich. Ich habe schon viel Butterbrode essen sehen, ohne daß mich die Sache interessirt hat, aber hier imponirte mir die Schnelligkeit des

Consums. Als wenn es sich um ein Wettschnellessen gehandelt hätte, waren Beide gleichzeitig fertig und griffen wieder in die große Düte.

Auch das zweite Butterbrod verschwand mit einer Geschwindigkeit, die an Hexerei grenzte. Dann wurde ein drittes genommen und dann ein viertes. Jetzt fing die Sache an, mich wirklich zu interessiren, und mit wachsendem Erstaunen folgte ich dem aufregenden Schauspiel.

Die Düte war schon erheblich zusammengeschrumpft, und das junge Mädchen entfernte zur Erleichterung ihrer fortgesetzten Handgriffe das überflüssige Papier und sah den auf den Wellen tanzenden Fetzen träumerisch nach. Dann kehrte sie zum Proviant zurück. Die Damen waren zu einer neuen Schicht vorgedrungen. Ungezählte Birnen und Kirschen wanderten aus der Papierhülle in die grausam zermalmenden, unermüdlich arbeitenden Kauwerkzeuge der beiden Damen.

Von Zeit zu Zeit gönnten sie sich kurze Rast. Mit einer gewissen Unruhe blickten sie auf die Düte, die sich allmählich dem Format des Keilkissens genähert hatte. Aber auch in diesen Pausen machten sie in größeren Zwischenräumen gewohnheitsmäßig unwillkürliche Kaubewegungen.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gerastet hatten, gingen sie mit frischen Kräften wieder an die Arbeit. Gesprochen hatten sie fast gar nicht. Auch die Secundärschicht des Obstes war nun überwunden. Die Mutter schien die unangenehme Mittheilung für unglaubwürdig zu halten. Sie ließ sich das Papier reichen, krabbelte forschend eine Zeitlang darin herum und machte eine Bemerkung, die ich zwar nicht hören konnte — denn ich hatte, um die Damen nicht zu stören, meinen Observationsposten in einer ziemlichen Entfernung aufgeschlagen —, aber gewiß richtig verstand: Mama begriff nicht, daß man so wenig Obst eingepackt hatte. Mit einer gewissen verdrossenen Vornehmheit gab sie die Düte kopfschüttelnd der Tochter zurück. Das Packet hatte immer noch stattliche Dimensionen. Auf die Fortsetzung war ich wirklich gespannt.

Ein abermaliger kühner Griff, und zwei mächtige Stücke Napfkuchen wurden auf kurze Zeit sichtbar. Auch sie verschlang der Orkus in schreckhafter Schnelligkeit. Napfkuchen schien aber genug da zu sein. Die Mutter warf wieder einen prüfenden Blick auf den Inhalt des Papiers. Sie machte den Eindruck der Befriedigung.

Das zweite Stück Napfkuchen, das die Tochter spielend bewältigte, wollte bei der Mutter nicht mehr rutschen, und sie rief den vorüberkommenden Steward heran und bestellte zwei Tassen Kaffee. Die Mutter pausirte, die Tochter hatte bereits das dritte Stück beim Wickel. Und was für ein Stück! Ein Stück, das den Abend füllt, wie Julius Stettenheim sagen würde. Sobald aber der Kaffee da war, stellte sich heraus, daß die Tochter der Mutter doch nur pace gemacht hatte. Denn im „Stippen“ war die Mutter ihrer talentvollen Tochter doch noch überlegen.

Etwa eine Stunde vor Kiel war der Vorrath erschöpft. Die Tochter

warf das Papier wieder über Bord und freute sich, wie es vom aufgewirbelten Wasser auf und nieder geschaukelt wurde.

Der Kaffee schien den Damen zu munden, denn sie bestellten abermals zwei Tassen, und da ein Herr in ihrer Nähe ein mit Roastbeef belegtes Butterbrod, das sehr appetitlich aussah, mit sichtbarem Behagen verzehrte, rief die Mama den Steward zurück und bestellte mit einer entsprechenden Handbewegung auf den Nachbar zwei eben solche Butterbrode dazu. Auch das wurde überwältigt.

Da nun die Sache doch wohl ihr Ende erreicht hatte, trat ich aus meiner reservirten Stellung heraus in die Nähe der Damen. Das Wasser war spiegelglatt. Die Mutter zog jetzt den linken Mundwinkel mit einem Ausdruck von Spott und Verachtung in die Höhe und sagte zu ihrem Kinde: „Ich fühle mich gar nicht wohl, ich werde gewiß wieder seekrank."

„Du solltest etwas Ordentliches genießen," sagte die Tochter. „Mit leerem Magen wird man immer leichter seekrank, habe ich gehört."

„Ach," entgegnete die Mutter mit einem Ausdruck von Bitterkeit und Ekel, „sprich mir nicht vom Essen! Ich habe gar keinen Appetit. Mir ist aber wirklich gar nicht hübsch." Sie schloß die Augen und wurde bleich.

Sie machte wieder einige Kaubewegungen. Plötzlich erhob sie sich und eilte schnell nach unten. Die sorgende Tochter folgte ihr auf dem Fuße.

Es waren die einzigen Passagiere an Bord, die seekrank wurden. Ich glaube allerdings, daß sie sich dasselbe Vergnügen auch auf dem Festlande hätten bereiten können.

Als Kiel in Sicht war, krochen sie wieder an Deck.

„Jetzt ist mir wohler," sagte die Mutter.

„Ich fühle mich noch recht elend," sagte die Tochter.

„Steward!"

„Befehlen?"

„Zwei Cognacs."

„Mit ein paar Tropfen Angostura!" amendirte die Tochter.

„Und zwei Sardellenbrödchen!" schloß die Mama.





Gefehlt.

Skizze von

Eugen Hunold.

— Zabrze. —

Nachdem der Schuß gefallen und der Gegner zusammengebrochen war, hatte der Oberst die Pistole sinken lassen, ohne seine vornübergebeugte Haltung aufzugeben. Erst als einer der Aerzte halblaut sagte: „Er ist todt" — richtete er sich auf; seine Züge nahmen einen kalten, fast geschäftsmäßigen Ausdruck an; er reichte seinem Secundanten die Hand, machte den übrigen Herren eine förmliche Verbeugung und schritt, ohne den Leichnam eines Blickes zu würdigen, seinem Wagen zu.

Während der Fahrt durch den kühlen Frühlingsmorgen blickte er stumpf vor sich hin; ihn fröstelte. Als er dann zu Haus sich langsam der Civilkleider entledigte, überkam ihn ein Gefühl so tiefer Müdigkeit und Erschöpfung, daß er einen Augenblick daran dachte, sich auf das Bett zu werfen und zu schlafen. Er sah auf die Uhr: nur noch eine halbe Stunde fehlte bis zum Eintreffen seiner Frau. Da legte er die Uniform an und setzte sich wartend an seinen Schreibtisch.

Es mußte überdacht werden, was geschehen, und was noch zu thun war; aber er war außer Stande, sich der ganzen Wucht der Ereignisse bewußt zu werden. Er suchte sie geistig in Worte zu kleiden, um sie sich selbst vorzuerzählen; doch das Ticken der Wanduhr, das traulich den behaglichen Raum durchzitterte, brachte allmählich wieder eine Art erschlaffenden Gleichmaßes in seine Gedanken, daß ihnen das Furchtbare gar nicht so furchtbar, das Unerhörte beinahe gewöhnlich erschien. Vergebens hetzte er sie immer und immer wieder in demselben Kreislauf umher; der war ihnen, nachdem sie ihn in diesen Tagen so unzählige Male durchrast hatten, zu gewohnt geworden, als daß sie noch die volle Bedeutung seiner Angelpunkte, Ehre und Schande, Leben und Tod, Betrug und Rache hätten er-

fassen können. Sinnfällig mußte er sie unterstützen; so zog er denn mit schwerer Hand aus dem Schubfach einen Zettel hervor, um ihn aus brennenden Augen anzustarren.

„Endlich!!

Heut Abend 10 Uhr in unserem Gartenhaus. Den Gartenschlüssel füge ich bei; m. M. reitet um 9 Uhr zum Bivouac und bleibt bis morgen weg.

Verzeihung!! Ich sterbe vor Liebe, Sehnsucht, Angst! Else."

„Ich werde kommen. E. M."

O — auf der Stelle hatte er, als er den Zettel gefunden, die Schriftzüge der Antwort wiedererkannt. Diese steilen, kräftigen Buchstaben, die so eigenartig von den flüchtigen und blassen Zeilen seiner Frau abstachen, waren ihm im letzten Jahre oft genug in Briefen entgegengetreten, in denen der Amtsrichter Mertens seine Einladungen höflich, aber bestimmt ablehnte. Es war ihm aufgefallen, daß der ihm sehr sympathische Mann plötzlich sein Haus zu meiden schien; und er hatte es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Grund zu erfahren. Jetzt, da er ihn kannte, wunderte er sich freilich nicht, daß er ihn nicht errathen: wer hätte es auch diesem blonden Hünen mit den treuen Augen, dem ehrlichen, kerndeutschen Wesen, der offenen, schlichten und doch vornehmen Art, ihm, dem Vertreter und Wahrer des Rechts, zugetraut, daß er wie ein Dieb in der Nacht Weib und Ehre seines Nächsten stehlen könne!

Ein abgefeimter Schauspieler.

Zwar hatte all seine Kunst ihm Nichts genützt, als er ihm diesen Zettel vorgehalten. Da war er zusammengefahren, aschfahl im Gesicht, und hatte gestammelt und umsonst nach einer Antwort gesucht auf die vernichtende Anklage. Aber sehr bald hatte er sich doch gesammelt; und mit guter Haltung — nein mehr — fast mit Hoheit hatte er auf das Wort „Schurke", das er ihm entgegengeschleudert, erwidert: „Sparen Sie beschimpfende Worte, Herr Oberst; ich weiß zu vertreten, was ich gethan."

Auch auf dem Kampfplatz hatte er sich gut benommen — bis zum Letzten.

Ob er ihn wohl gerade in's Herz getroffen, wohin er gezielt? Nicht einmal ein Stöhnen mehr hatte er vernommen, als die mächtige Gestalt im Grase lag. —

Jäh fuhr der grübelnde Mann empor. Die Thürglocke war erklungen.

Er hörte den leichten Schritt seiner Frau im Vorzimmer; ihre Stimme, wie sie kurz mit dem Dienstmädchen sprach. Und nun stieß sie die Thür auf und trat, den Knaben nach sich ziehend, hastig in's Zimmer.

„Hier bin ich. Was ist geschehen? Warum hast Du mich von der Reise zurückgerufen?"

Eine Antwort blieb aus. Ihr hübsches, von der Nachtfahrt und inneren Aufregung ermattetes Gesicht erblaßte noch mehr, als sie in das wuthverzerrte, verwüstete Antlitz ihres Mannes sah; sie schwankte und mußte sich an der Thür festhalten.

Wortlos streckte er ihr den Zettel entgegen.

Aber ihr erloschener Blick irrte rasch über ihn hinweg; sie bedurfte keines Zeichens mehr, um zu wissen, was vorgegangen.

Wiederholt setzte der Mann an, um zu sprechen; so lange er sie anblickte, brachte er kein Wort hervor. Endlich kehrte er ihr den Rücken zu, und mit heiserer Stimme preßte er heraus:

„Reise zu Deinen Eltern; noch heut."

Weiter kam er nicht; es würgte und drückte ihn in der Kehle; verzweifelt rang er nach Luft.

In diesen Minuten aber gewann das unselige Weib an der Thür ihre Ruhe. Das Ende war gekommen — nun denn — immer noch besser, als dies ewige, ruhelose Beben in Furcht und Grauen — jetzt mußte, jetzt mochte es ruhig werden!

Sie strich die dunklen Haare aus der Stirn; und als ihr Mann hastig winkte, wandte sie sich fast trotzig zum Gehen.

Da aber tönte es noch einmal zu ihr hinüber:

„Ich will nicht, daß Du den Leuten und den Zeitungen mehr Stoff giebst, als unabwendbar nothwendig ist. Deshalb erspare Dir den Weg zu Herrn Amtsrichter Mertens. Er ist todt."

Sie wandte sich um; mit einem gurgelnden Aufschrei stürzte sie auf ihn zu.

„Wer ist todt? Du hast Mertens —"

„Ich habe ihn im Zweikampf erschossen."

Der Oberst hatte sich hoch aufgerichtet und ihr mit höhnischer Ruhe entgegnet; jetzt drehte er sich weg.

Seine Gattin wankte hinaus.

* * *

„Geliebter einziger Mann!

Aus, aus, Alles aus!

Was wir erwartet, ist eingetroffen, nur viel rascher und noch viel, viel schrecklicher, als wir es erwartet.

Heinz, unsere Sünde ist grauenhaft gestraft — an dem edelsten, dem herrlichsten, dem unschuldigsten aller Menschen!

Heinz, Geliebter, halte Dein Herz mit beiden Händen: Mertens ist um unsertwillen von Eberhard im Duell erschossen worden — — —

Ich habe keine Zeit, Dir viel zu schreiben.

Eberhard hat einen Zettel gefunden, in dem ich unseren Freund um eine Zusammenkunft bat; auf demselben Papier stand seine Antwort.

Du weißt, es war damals, als Du so plötzlich schwer erkranktest; ich wäre zu Dir gekommen, in mein Verderben gerannt, wenn er mich nicht gewarnt hätte.

Und selbst das that er mit so schwerem Herzen! Er, der Gute, der Liebevolle, hat mir bitter harte Worte gesagt; er hat sich verschworen, nie wieder den Mittler abzugeben zwischen Dir und mir. Aber als er meine wahnsinnige Angst und Verzweiflung sah, da ist er noch einmal gekommen, mir Nachricht zu bringen, daß Du lebst. Auf den Knien habe ich ihm gedankt und ihn um Verzeihung gebeten — er hat mir verziehen „um des Freundes willen" — und um des Freundes willen ist er gestorben!

Für Dich gestorben, Heinz! Wegen des Zettels muß ihn Eberhard auf Tod und Leben gefordert haben, und schweigend, um Dich nicht zu verrathen, hat er die Forderung angenommen und sich niederschießen lassen.

So hat er es denn gewollt und gewirkt, daß Du leben bleiben sollst, mein Herzensmann! Und darfst nicht widersprechen.

Ja, wenn Du mit mir zusammen hättest sterben können! Das wäre süß gewesen.

Oder Du hättest Dich der Kugel Eberhards stellen müssen zu verdienter Sühne!

Aber nun hat es keinen Zweck und wäre nicht nach des Todten Sinn, daß Du auch noch stirbst.

Wozu Deinem alten Vater noch das bischen Leben zerbrechen? Und wozu dem armen Eberhard, der gerechte Rache geübt zu haben wähnt, auch noch eine Mordschuld auf die Seele bürden?

Nein, mein Heinz, lebe. Ich selbst werde natürlich in Schmach nicht fortleben; wenn Du dies liest, ist längst schon Alles vorbei. Aber Du sollst bleiben. Achte auf unsere Gräber — von Mertens und mir.

Ach, Heinz, für Dich und mich habe ich keine Thräne; nur um ihn weine ich, daß mir das Herz brechen möchte.

Aber meine Liebe habe ich für Dich, meine wahnsinnige Liebe.

Mein einziger, mein über Alles Geliebter, leb' wohl, leb' wohl. Dir wenigstens bin ich treu bis über den Tod!

Deine Else."

* * *

Mit fliegender Feder hatte sie geschrieben, während ihr die Thränen unaufhaltsam über die Wangen liefen.

Nun klingelte sie dem Mädchen, übergab ihm den Brief und beobachtete vom Fenster aus, wie diese ihn in den Postkasten steckte.

Dann küßte sie das schlafende Kind; und nachdem sie die Thür verriegelt, zog sie ein Fläschchen hervor, goß seinen Inhalt in ein Glas Wasser und leerte dieses mit langen ruhigen Zügen.





Illustrirte Bibliographie.

Vom Kätzchen. Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.



Aus: Adam, „Vom Kätzchen“. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Der Name Adam hat in der Kunstgeschichte einen guten Klang, die Domäne dieser Künstlerfamilie war und ist das Thierleben, und zwar pflegten die einzelnen Mitglieder derselben innerhalb dieser Kunstgattung verschiedene Specialitäten; einige beschränkten sich im Wesentlichen auf die Darstellung von Scenen aus dem Pferdeleben, ein Anderer bevorzugte das Hundegeschlecht; Julius Adam endlich, der Urheber des vorliegenden Buches, hat seine ausschließliche Sympathie den „anmuthigsten von allen vierbeinigen Freunden des Culturmenschen“: den Katzen zugewendet, die zu studiren und darzustellen er nicht müde wird. Man wird nicht leugnen können, daß man es hier mit der Specialität einer Specialität zu thun hat, daß des Künstlers Beschränkung auf ein derartig enges Gebiet eine völlige Vermeidung von Monotonie, von Wiederholungen ausschließt. Andererseits freilich liegt in dieser Beschränkung des Künstlers Kraft; das Genre ist eng begrenzt, das er beherrscht, aber er ist darin ein Meister; das Revier ist klein, das er durchstreift, aber er kennt seine verborgensten Winkel. Man erstaunt, welche Fülle von Motiven dasselbe dem Künstler bietet, und muß des Letzteren Geschicklichkeit in der Variation eines Themas bewundern.

Die im vorliegenden Buche veröffentlichten Zeichnungen Adams, die von seiner scharfen Beobachtung und von liebevollem Studium des Katzengeschlechtes Zeugniß ablegen, schildern das Leben und Treiben unserer vierfüßigen Hausgenossen in erschöpfender und anschaulicher Weise. Wir sehen die zierlichen Geschöpfe in allen erdenklichen Situationen und Verrichtungen: in Gruppen zu einem anmuthigen Familienbilde vereinigt, beim Spiel mit einander oder mit einem Garnknäuel, auf der Mäusejagd, auf der nächtlichen Streife nach Liebesabenteuern, auf dem Kriegspfade u. s. w.

Vortrefflich versteht es Adam, die verschiedenen Katzentypen zur Erscheinung zu bringen, die charakteristischen Unterschiede, welche durch Alter, Gemüthsart und Thätigkeit gegeben werden, nicht nur in der äußeren Darstellung, sondern auch nach der psychologischen Seite hin hervortreten zu lassen, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, die Thiere zu vermenschlichen. —

Der Text von F. van Osterwyck soll, wie der Autor selbst bemerkt, „nicht viel anders sein, als die Begleitung zu dem artigen Lied, das ein feinsinniger Künstler und scharfäugiger Beobachter „vom Kätzchen" zu singen weiß". — Man darf dem Verfasser das Zeugniß ausstellen, daß seine Begleitung dem artigen Liede durchaus angemessen ist, ja, daß sie zuweilen, wie das ja bei vielen Gesangstücken der Fall ist, selbst die Stimmführung übernimmt, und die Zeichnungen als Begleitung des Textes erscheinen. Der Verfasser hat natürlich den trockenen, wissenschaftlichen Ton — der bei einem so eleganten Werke nicht angebracht wäre — vermieden; er läßt allerdings die historische und naturwissenschaftliche Seite seines Gegenstandes nicht außer Acht; er theilt hier das Wesentlichste und manches Interessante mit; aber er schlägt zumeist einen leichten, gefälligen, mitunter in's Humoristische übergehenden Plauderton an, indem er uns die



Aus: Adam, „Vom Kätzchen". München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Eigenart, Vorzüge und Unarten der Katze, die Rolle, welche sie im Aberglauben, im Sprüchwort und in Redensarten spielt, schildert; gelegentlich flicht er auch eine ansprechende Erzählung ein. —

Das Werk ist bei billigem Preise (10 Mk.) vornehm ausgestattet: Papier und Druck, die Reproduction der Zeichnungen sind vortrefflich; von prächtiger Wirkung sind die acht Pigment-Vollbilder. Das in Seide gebundene Buch, das insbesondere Katzenfreunden Freude zu machen geeignet ist, erscheint in seiner eleganten luxuriösen Ausstattung wie geschaffen, einem Damensalon zur Zierde zu gereichen. -l-.



Das Leben des Meeres.

Von Dr. Conrad Keller. Professor der Zoologie am Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Professor Carl Cramer und Professor Hans Schinz. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1894. Lieferung 1 und 2.

Wenn auch das Meer als erhabene und gewaltige Erscheinung zu allen Zeiten eine hervorragende Stellung im Vorstellungskreise der Völker eingenommen hat, so hat es doch lange gedauert, ehe der Mensch es verstanden hat, sich dasselbe im vollen Maße dienstbar zu machen, ihm seine Schätze abzugewinnen und es sich so zu unterjochen, daß es von einer hemmenden Schranke, die es ehedem für die Völker war, zu dem völkerverbindenden Elemente geworden, als welches wir es heute kennen. Kaum ein anderer Factor hat für die geistige Entwicklung und das Culturleben der Menschen eine solche Bedeutung gehabt wie gerade dieser beständige Kampf mit dem Meere: „Vater Ocean hat zu allen Zeiteu erzieherisch auf die sich ihm nahenden Völker eingewirkt."

Wie die Schifffahrt lange nicht sich von der Küste entfernte, so begann auch die wissenschaftliche Erforschung des Meeres von der Küste aus. Ganz später geht sie dazu über, ihr Wirkungsfeld in die Ferne auszudehnen, die Wunderwelt des pelagischen Lebens mit Fangnetz und Mikroskop zu erforschen, die chemischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres zu ergründen und endlich noch in die geheimnißvollen dunklen Tiefen des Oceans zu tauchen und auch sie mit der Leuchte der Wissenschaft zu erhellen.

Gerade diese letzten Zweige der Meeresforschung haben in den letzten Jahren eine große Zahl von Forschern beschäftigt, und die verschiedensten Nationen haben nicht gekargt, wenn es galt, die Forscher mit Mitteln auszustatten, die dem großen Zwecke entsprachen. Die Arbeit war nicht vergebens! Ungeahnte praktische und theoretische Erfolge waren der Lohn derselben; ganz besonders waren es die Biologie und die Entwicklungslehre, welche eine ungemein kräftige Förderung erhielten.

Bei dem großen Interesse, welches den beregten Forschungen nicht allein von den Fachgelehrten, sondern auch von weiten Kreisen des gebildeten Publicums entgegengebracht wurde, ist es nun ein verdienstvolles Unternehmen, wenn diese Forschungen jetzt, wo sie zu einigem Abschluß gekommen sind, in ihren wichtigsten Ergebnissen weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollen; doppelt verdienstlich, da ein Mann von der wissenschaftlichen und litterarischen Bedeutung Kellers sich dieser Aufgabe unterzogen hat.

Das Werk will nicht eine möglichst vollständige systematische Aufzählung der Lebewesen des Meeres bringen, es will vielmehr versuchen, in abgeschlossenen Einzelbildern einen Einblick in das Leben des Meeres, im Einzelnen wie im Ganzen, zu geben.

Eingeleitet wird das Werk durch einen geschichtlichen Ueberblick über die Erschließung und Erforschung des Meerlebens und mit einer Schilderung der äußeren Verhältnisse des Wohnelements. Daran schließen interessante Capitel aus der Biologie. Schmarotzerleben und Genossenschaftswesen, Beziehungen zwischen Lebensweise und Gestaltung der Lebewesen, Wanderleben und Verbreitung der Thiere, Scenen aus dem Thierleben des Strandes, der Hochsee und der Tiefsee, Farben der Thiere mit Meeresleuchten, das Verhältniß der Meeresfauna zur Süßwasserfauna, der Antheil des Oceans an der Umgestaltung der Erdrinde, seine zerstörende und wieder aufbauende Thätigkeit: alle diese auch für den Laien so interessanten Gebiete werden in leicht verständlicher und fesselnder Form behandelt.

In dem speciellen Theile folgen Einzelbilder aus der Thierwelt des Meeres, unter besonderer Berücksichtigung des für den Haushalt des Menschen Wichtigen.

Der Schlußabschnitt, welcher von den Proff. C. Cramer und H. Schinz bearbeitet wird, beschäftigt sich mit der Pflanzenwelt des Meeres.

Zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt erläutern den Text; die beigegebenen Farbendrucktafeln sind mustergiltige Erzeugnisse unserer weit vorgeschrittenen Reproductionstechnik. Papier und Druck sind ausgezeichnet.

Das Werk wird in 15 Lieferungen erscheinen und soll innerhalb eines Jahres vollständig sein.

Wir können das Werk allen Denen, welche der Natur nicht gleichgiltig gegenüberstehen, insbesondere aber jenen Tausenden, welche jedes Jahr dem Meere zuströmen, um an seinen Küsten Erholung und Kräftigung zu suchen, auf das Angelegentlichste empfehlen, sie werden in demselben eine Fülle köstlicher Unterhaltung und genußreicher Belehrung finden.

Wp.

Musikalische Notizen.

Musikgeschichtliche Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Der vorliegende Band ist wenige Wochen vor des Verfassers Tode erschienen. Die musikwissenschaftliche Thätigkeit Spittas ist vielfach angefeindet worden; man machte ihm den Vorwurf, er habe die philologische Seite der Musik ungebührlich bevorzugt und darüber das rein Praktische, den eigentlichen Lebensnerv der Kunst, vernachlässigt. Die in obigem Bande enthaltenen Aufsätze, die bereits früher in Fachblättern, namentlich in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ erschienen sind, präsentiren sich nun in theilweise überarbeiteter und verbesserter Form und wenden sich in erster Linie an den Musikforscher, einzelne sogar nur an den Musikphilologen, aber sie bergen doch auch so viel des allgemein Verständlichen und für Laienkreise Zugänglichen in sich, daß sie die weiteste Verbreitung in den Schichten der Gebildeten verdienen, die für tieferes Eindringen in das Wesen der Kunst Interesse haben! Aus dem reichen Inhalt seien als besonders werthvoll hervorgehoben die Aufsätze über Heinrich Schütz' Leben und Werke, über die Ballade und über Robert Schumanns Bedeutung als Musikschriftsteller.

Franz Liszts Briefe an eine Freundin. (Franz Liszts Briefe, III. Band). Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Die in französischer Sprache geschriebenen Briefe datiren aus den Jahren 1854 bis 1886, also aus der Zeit, wo Liszt nach Aufgabe der Virtuosenlaufbahn bestrebt war, sich einen Namen als Componist größerer Chor- und Orchesterwerke zu erringen. Sie geben nicht nur mannigfaltige Aufschlüsse über sein damaliges künstlerisches Thun und Treiben, sondern gewähren auch häufig Einblicke in sein intimstes Denken und Empfinden. An Mannigfaltigkeit des Inhaltes steht der Band den vor Jahresfrist erschienenen beiden ersten Bänden, die Liszts Correspondenz mit Kunstcapacitäten aus aller Herren Ländern enthielten, entschieden nach; dafür aber bietet er reichliche Gelegenheit, den Menschen Liszt näher kennen und würdigen zu lernen.

Die moderne Oper. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die entschiedene und kräftige Sprache des Buches, die sich nicht scheut, auch da die Dinge mit dem rechten Namen zu belegen, wo das Theaterpublicum sich in gegentheiligem Sinne ausgesprochen hat, besticht von vornherein. Eine gesunde und scharfe Kritik ist gerade jetzt, wo alle Welt die von Blut und Mord triefenden Radauopern der neuitalienischen Schule und ihrer deutschen Nachtreter bewundert und beklatscht, dringend von Nöthen. Man wird nicht Alles und Jedes mit gutem Gewissen unterschreiben können — am wenigsten wohl die Verhimmelung der Oper „Casilda“ von Ernst Herzog von Coburg-Gotha —, aber im Großen und Ganzen wird man nicht umhin können, mit den kunstverständigen Ansichten des Verfassers zu sympathisiren.

Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Dagmar Gade. Basel, Verlag von Adolf Geering.

N. W. Gade ging mit dem Plane um, eine Selbstbiographie zu schreiben; leider ist dieser Plan nur unvollkommen zur Verwirklichung gelangt. Das vorliegende Buch enthält die Aufzeichnungen über die Kindheit und die erste Jugendzeit des seiner Abstammung nach dänischen, seiner künstlerischen Thätigkeit nach aber auf deutschem Boden stehenden Componisten. Den Haupttheil des Werkes bilden Briefe von Gade an seine Familie und seine Freunde, sowie einzelne an ihn gerichtete Schreiben, die oft sehr willkommene Aufschlüsse über musikalische Vorkommnisse und hervorragende Künstler aus dem letzten halben Jahrhundert geben. Wir erhalten auf diesem Wege allerdings keine vollständige Biographie Gades, aber doch werthvolle Bausteine zu einem solchen. Beigegeben sind drei Portraits und zwei Facsimiles. ob.

Bibliographische Notizen.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Vollständig in vier Bänden à 12 Lieferungen. Herausgegeben von W. Rein, Jena. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Der ungeheure Umfang, den das Gebiet des Wissens heute erlangt hat, verbunden mit der immer weiter gehenden Arbeitstheilung und Specialisirung auch auf diesen Gebieten, machen es selbst dem Fachmanne unmöglich, außer seinem eigensten Specialgebiete auch nur die verwandten Wissenszweige gründlich zu beherrschen und den Fortschritten derselben unmittelbar zu folgen. Es hat sich daher immer mehr das Bedürfniß herausgestellt nach Encyklopädien, welche, von den hervorragendsten Vertretern der einzelnen Fächer verfaßt, in bequemer Form zuverlässigen Aufschluß geben wollen über alle einschlägigen Fragen.

Auf dem Gebiete des allgemeinen Wissens helfen Conversationslexika in großer Zahl einem Bedürfnisse ab; aber auch die Zahl der zur Orientirung über bestimmte Wissenszweige bestimmten Encyklopädien nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Die Beobachtung, daß eine monograpische Bearbeitung des Gebietes der unmittelbaren Führung, der Zucht, vollständig fehlte, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, hier Abhilfe zu schaffen, brachte den Verfasser auf den Gedanken, an die Herausgabe der vorliegenden Encyklopädie heranzugehen.

Es stellte sich bald heraus, daß das Handbuch auf dieser engen Grundlage nicht aufgebaut werden konnte, daß wegen der engen Verknüpfung dieses Zweiges mit der Didaktik auch die theoretische Didaktik mit ihren Grundwissenschaften: der Ethik und Psychologie, und ihren Hilfswissenschaften, Physiologie und Medicin, in den Plan hineinbezogen werden mußte, denen sich zur Vervollständigung des Ganzen das Gebiet praktischer Pädagogik mit ihren zum Theil recht actuellen Fragen anschloß.

Während für diese Gebiete zahlreiche Mitarbeiter zur Verfügung standen und umfangreiche Vorarbeiten vorhanden waren, so daß nur aus dem Vollen geschöpft zu werden brauchte, war das auf dem Gebiete der historischen Pädagogik nicht der Fall, wo wir uns noch in den Anfängen der wissenschaftlichen Arbeit befinden. Dennoch soll dies Gebiet nicht ausgeschlossen bleiben, das Handbuch will aber hier auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Ganz ausgeschlossen wurde vorläufig das außerdeutsche Schulwesen.

Daß das Werk, welches in 4 Bänden zu je 12 monatlichen Lieferungen erscheinen wird, auf der Höhe der Wissenschaft stehen und frei sein wird von jeder einseitigen und engherzigen Auffassung, dafür bürgt der Name des Herausgebers sowohl wie der seiner zahlreichen Mitarbeiter, das wird auch bestätigt durch den Inhalt der uns vorliegenden ersten Lieferungen, welche die Artikel Abbitte bis Association und Reproduction der Vorstellungen enthalten. Hervorheben wollen wir noch, daß, soweit als möglich, jedem Artikel ein Litteraturnachweis beigegeben ist.

Papier und Druck entsprechen allen Anforderungen.

Wir wünschen dem Werke einen recht guten Erfolg. „Möge das encyklopädische Handbuch der Pädagogik," so wollen wir mit den Worten des Herausgebers schließen, „als ein willkommenes Nachschlagewerk und in seinen Litteraturnachweisen als ein sicherer Führer sich erweisen! Möchte es vor Allem auch den Verächtern jeder pädagogischen Wissenschaft den Beweis erbringen, daß hier ein eigenthümliches Forschungsgebiet vorliegt, das an Werth und Würde keinem anderen in irgend einer Beziehung nachstehen dürfte." Wp.

Chauvinismus und Schulreform im Alterthum. Rede gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs und Kaisers am 27. Januar 1894 in der Aula der Universität Breslau von Dr. Friedrich Marx. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner.

Verfasser giebt die Schilderung eines Kampfes um den griechischen Unterricht im alten Rom, eine Schilderung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Wenn der Verfasser aber meint, daß die damalige Bewegung mit der heutigen zu vergleichen sei, so müssen wir ihm auf das Entschiedenste widersprechen. Gewiß giebt es einige äußerliche Berührungspunkte; der Kern der Frage ist aber heute ein ganz anderer als damals. In beiden Fällen handelt es sich um die griechische Sprache: aber damals war sie eine lebende, heute ist sie eine todte Sprache. Sodann sagt der Verfasser selbst am Schluß der Rede: „Nach der Ueberwindung einer mächtigen Strömung

von nationalem Chauvinismus kam man zu der Anschauung, daß beide Disciplinen für ewig ungetheilt die Grundlage der Jugendbildung bleiben müßten . . . . dem Lehrer des Latein steht gleichberechtigt ein griechischer College zur Seite." Merkt denn der Verfasser hier nicht den ungeheuren Unterschied gegen heute? In der modernen Schulreformbewegung handelt es sich umgekehrt darum, modernen Bildungsmitteln und besonders der Muttersprache nur erst die Gleichberechtigung gegenüber längst veralteten Bildungsmitteln zu erwerben. Ferner vergißt der Verfasser vollständig den Unterschied zwischen der Ausdehnung des damaligen und des heutigen Wissensgebietes. Des Weiteren läßt der Verfasser ganz außer Acht, daß der Kampf sich heute nicht gegen das Betreiben des Griechischen an und für sich richtet, sondern gegen den durch das leidige, damals noch unbekannte Berechtigungsunwesen herbeigeführten Zwang.

Daß auch in die heutige Bewegung chauvinistische Tendenzen sich einmischen, ist bei der reichlichen Pflege, die wir dem Declamationspatriotismus, dieser Parodie auf den wirklichen Patriotismus, zu Theil werden lassen, nicht zu verwundern; diese Tendenzen haben aber mit dem Kern der Bewegung, die sich durch den alten Satz ausdrücken läßt, daß wir für das Leben und nicht für die Schule lernen, Nichts zu thun.

Eine Schule, welche diesen Satz nicht berücksichtigt, hat ihre Existenzberechtigung verloren, mag sie in früheren Zeiten noch so gut gewesen sein. Neue Schulen mit neuen Bildungselementen werden trotz aller altphilologischen Professoren und Schulräthe an ihre Stelle treten. Wp.

The Redemption of the Brahman. A novel by Richard Garbe. Chicago, The open Court publishing Company 1894.

Die Veröffentlichungen dieser Gesellschaft, in deren Verlage auch die Vierteljahrsschrift The Monist erscheint, an der Männer wie Max Müller, Lombroso, Jodl, Häckel und Höffding mitarbeiten, steht auf freireligiösem oder richtiger rein ethischem Standpunkte. Diesem Zwecke dient auch die oben genannte kleine Erzählung, welche, an die unglückliche Lage der indischen Wittwen anknüpfend, die Selbstbefreiung eines Brahmanen von den Vorurtheilen seiner Kaste und seiner Religion erzählt. Sowohl durch Gespräche mit einem in Benares residirenden englischen Ortsrichter, Mr. White, den der von Haus aus arme Brahmine eigentlich in den heiligen Büchern der Inder zu unterrichten bestimmt war, wie noch mehr durch den Anblick der Leiden eines unglücklichen Weibes, das, bereits in jugendlichen Jahren, da die Inder ihre Töchter bekanntlich oft fast in der Wiege verloben, Wittwe geworden, mit geschorenem Kopfe, in dunkler, unscheinbarer Kleidung, bei dürftiger Nahrung, einige Tage der Woche des Trankes und der Speise völlig entbehrend, und nie ihre Wohnung verlassend, kaum sich am Fenster zu zeigen wagend, im Hause ihres sie liebenden, aber den strengen Ritualvorschriften seiner Religion sich nicht zu entziehen wagenden Bruders lebt und endlich in einem Fieberparoxysmus dahin stirbt, während dessen ihr Bruder, da es gerade ein Fasttag der Wittwe ist, ihr nicht einmal trotz ihres Flehens einen Trunk Wasser zu reichen wagt, wird diese Selbstbefreiung vollzogen. Das stärkste Moment dafür bietet aber wohl der Umstand, daß er Gupa, die Tochter des Kaufmanns Krischnadas, so heißt jener Bruder der unglücklichen Lilavati, liebt, und daß dieser, welche der Vater trotz seines Widerstrebens auf das Drängen seiner Kastengenossen gleichfalls in jungen Jahren verheirathet hatte, ein gleiches Schicksal droht, da der Mann durch einen Unfall auf der Jagd umkam. Auch der Umstand, daß diese Ehe nie perfect geworden, da der leichtsinnige Mann die ihm Angetraute nie in sein Haus abgeholt hatte, kann daran Nichts ändern. So wäre auch ihr Schicksal unweigerlich besiegelt worden, wenn nicht ihr Vater, aus Liebe zu ihr, seiner Kaste entsagt, und der Brahmine Ramchandra, um ihr Gatte zu werden, dies gleichfalls gethan hätte. Damit aber sind sie aus der indischen Gesellschaft ausgestoßen und zugleich der äußersten Noth preisgegeben, wenn nicht der Richter White dem Brahminen versprochen hätte, die Familie zu schützen und dem R. Gelegenheit zum Unterrichte in den Vedahs bei Engländern zu verschaffen, da er in R. „die Zukunft des Inderlandes erblicke". Man mag zweifeln, ob diese Lösung eine befriedigende ist, ob der Engländer wirklich im Stande sein wird, die Familie vor Noth und mehr als das, vor den feindseligen Verfolgungen ihrer Landsleute zu bewahren, am meisten aber, ob das Beispiel von Krischnadas und Ramchandra sehr viele Nachahmer finden wird. Eine principielle Bekämpfung des Kastenthums wird in dem Gesprächen des Engländers mit den Brahminen versucht, aber sogleich wieder aufgegeben, und doch hätte nur diese eine

entscheidende Wichtigkeit. So stellt sich diese Novelle in der That nur als Unterhaltungs-Lectüre dar, was wohl der Tendenz der publicirenden Verlagsfirma nicht ganz entspricht. Ohne Zweifel ist aber der Verfasser ein Kenner indischer Zustände, was auch aus manchen interessanten Episoden, wie der Schilderung des muhamedanischen Ramahdanfestes in Benares, des indischen Durgafestes im Affentempel der Göttermutter Durgo und den Verhandlungen des Engländers mit seinen schurkischen indischen Dienern, die wohl einem Paria mit höchster Verachtung ausweichen können, dabei aber ohne allen Scrupel ihren Herrn belügen und bestehlen, sattsam hervorgeht. Bemerkenswerth ist schließlich, daß R., als er seiner Kaste und dem Brahmaismus überhaupt entsagt, zugleich auf das Bestimmteste erklärt, niemals Christ werden zu wollen. Dieser letztere Zug entspricht wieder der Tendenz der Herausgeber. M. M.

Die drei Musketiere von Alexander Dumas. Mit Illustrationen von Maurice Leloir. 1. Liefr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von der „Prachtausgabe" der Dumas'schen „Drei Musketiere", die von der „Deutschen Verlags-Anstalt" nun auch dem deutschen Publicum dargeboten wird, liegt das 1. Heft vor uns. Wir halten diese Neuauflage des Dumas'schen Meisterwerkes, geziert durch die graziösen Zeichnungen des genialen Maurice Leloir, die ein hervorragender Holzschneidekünstler, M. Huyot, vervielfältigt hat, für ein überaus dankenswerthes Unternehmen. Die „Drei Musketiere" sind nicht nur ein Meisterwerk der Erzählerkunst, auf das die Aufmerksamkeit von Neuem zu lenken, uns gerade jetzt, wo diese Kunst so vielfach in die Geschicklichkeit des Vivisectoren ausartet, sehr zeitgemäß erscheint; das Dumas'sche Werk ist zugleich auch ein Culturgemälde, auf breiter Grundlage entworfen, dem ernsthafte Studien vorangegangen sind, und der Dichter weiß uns nicht nur trefflich zu unterhalten, bis zu athemloser Spannung zu fesseln, sondern uns auch in anregendster Weise zu belehren. Wir behalten uns ein näheres Eingehen auf das alte Werk, das nimmermehr veraltet, für später vor.

A. W.

Schattenpflanzen. Novellen von Conrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Die erste, auch an Umfang größte der fünf Novellen halten wir für die künstlerisch werthvollste; — sie behandelt den Fanatismus der Pflicht, dem zwei Menschen ihr Anrecht auf Glück zum Opfer bringen müssen; das Weib zieht es vor, mit dem unerreichbaren Glücke auch dem Leben zu entsagen, während der Mann weiter lebt, in selbstgewählter aufopfernder Pflichterfüllung für einen jüngeren Bruder, der es nicht einmal weiß, welche Seelenkämpfe der ältere Bruder durchzumachen hat, um ihm freie Bahn zu schaffen für die Künstlerlaufbahn, indem er bei gleicher künstlerischer Begabung sich zum Handwerker macht, um für Beide Brod in's Haus zu schaffen und das kostspielige Studium des Jüngeren mit seinem Erwerb zu bestreiten. Ob der Preis des Opfers werth sein wird, kann erst die Zukunft entscheiden.

Vortrefflich in der Stimmung ist die Novelle „Die Blätter fallen"; dagegen finden wir, daß der Inhalt von „Noch einmal" ein mehr pathologisches als litterarisches Interesse erweckt. „Für die Heimat" ist eine vorzüglich gezeichnete Charakterstudie voll markiger Lebenswahrheit.

mz.

Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen von L. Pappritz. Berlin, Max Rüger.

Nicht Schilderungen des Tiroler Volkslebens enthalten die vier Novellen, sondern das Landschaftsbild giebt nur die Staffage ab zu den Geschehnissen, die sich durch Zufall im Hochgebirge abspielen. Die prächtig gelungenen, mit warmer Empfindung geschriebenen Naturschilderungen bilden einen wirksamen Hintergrund für die spannenden Erzählungen. mz.

Engelke und andere Erzählungen. Von Swen Lange. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen.

Ueber den Verfasser der drei Erzählungen erfahren wir aus einer kurzen biographischen Notiz, die der Verleger denselben voranschickt, daß er vierundzwanzig Jahre alt ist und Abkömmling eines Geschlechtes, das sich, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, während vieler Generationen durch Gelehrsamkeit und geistige Vornehmheit ausgezeichnet hat.

Swen Lange ist ein feiner, überlegener Geist, dessen Erstlingswerk von seinem großen Talent Zeugniß ablegt. — Die Kunst seiner Darstellungsweise, die sichere Beherrschung des Stoffes, der feine Spott,

mit welchem seine Schilderungen durchsetzt sind, verleihen seinem Werke litterarischen Werth. — Alle drei Novellen haben in verschiedener Bearbeitung das gleiche Motiv: der eingebildete Glaube eines jungen Mannes an seine Unwiderstehlichkeit einem Frauenherzen gegenüber, der sich als ein Trugbild erweist. Am feinsinnigsten kommt dieses Sujet in der dritten Novelle „Venus“ zum Ausdruck, die wir in Uebereinstimmung mit der scandinavischen Kritik als die vollendetste betrachten.

Durch die mustergiltige Uebersetzung von M. von Borch wirkt das Buch in der deutschen Uebertragung wie ein Originalwerk. mz.

Feuer! Eine Klostergeschichte von Marie Conrad-Ramlo. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Mit den Schilderungen des Lebens in einem böhmischen Nonnenkloster strengster Observanz und gut geschriebenen Charakteristiken der verschiedenen Nonnen beginnt die Erzählung, um dann das Interesse des Lesers auf eine junge schöne Nonne zu concentriren, die ohne Lebenserfahrungen in's Kloster gekommen und trotz strengster Bußübungen die Sehnsucht nach der Welt da draußen nicht zu ertödten vermag; eine Feuersbrunst im Kloster bringt sie ohne ihr Verschulden in die Außenwelt zurück, und hier verbindet sich die Liebe mit der schlummernden Abneigung gegen das Klosterleben, um sie rechtzeitig einem Beruf zu entreißen, für den Natur und Verhältnisse sie nicht geschaffen haben.

Die mit gutem Humor und flott geschriebene Erzählung ist das Erzeugniß eines noch höhere Leistungen verheißenden Talentes. mz.

Falter und Mücken. Märchen und Humoresken von Carl Renschild. Mit einem Prologe von Carl Biberfeld. Berlin und Leipzig, Georg Wattenbach.

In einer Zeit, in welcher ein extremer Wirklichkeitssinn der ungebundenen, nur eigenen Gesetzen folgenden Phantasie die Schwingen beschneiden möchte, in der man so viel Verständniß für das Märchen zeigt, daß man es „ethisch“ zu purificiren für nothwendig erachtet oder zu erachten vorgiebt, gehört wirklich Muth dazu, Märchen zu schreiben und — zu verlegen. Carl Renschild hat nicht nur den Muth gehabt — den er bei dem Verleger vielleicht durch die Beifügung der Humoresken zu stärken für zweckmäßig hielt — sondern auch die Begabung. Heutzutage ein gutes Märchen zu schreiben, ist wahrhaftig weit schwieriger, als der Verstand manches Verständigen sich träumen läßt. Der Prüfstein für den Werth eines guten Märchens besteht unserer Meinung nach darin, ob es von dem Erwachsenen wie von einem Kinde mit gleichem Entzücken gelesen wird. Der Erwachsene will einen Gedanken- oder Empfindungskern aus den buntglänzenden Hüllen der phantastischen Vorgänge herausschälen können; ob aber die sinnliche Einkleidung dieses Grundgedankens, der nie nackt und abstract zu Tage treten darf, dem Märchendichter gelungen, darüber ist der beste Kritiker — das Kind, das, den Gedankengehalt nicht erfassend, sich nur an das rein Stoffliche, Sinnliche hält. Wir glauben, daß an den meisten der Renschild'schen Märchen, denen das, was einen reifen Geist zu fesseln vermag, nicht fehlt, auch Kinder, die nicht ihre ernste oder satirische Tiefe zu erfassen und die Schönheit der oft poetisch angehauchten Prosa zu würdigen vermögen, Gefallen finden können, und glauben, damit das Beste zu ihrem Lobe gesagt zu haben.

Den bunten, farbenprächtigen Faltern hat der Verfasser einige „lustige Mücken“, will sagen: Humoresken gesellt. Der Schelm und Satiriker, dem in den Märchen der ernstsinnende und träumende Poet nur ausnahmsweise gestattete, seine Schellen zu schütteln und seine Geißel zu schwingen, hat hier ausgiebige Gelegenheit, seinem Humor und seiner losen Spottlust die Zügel schießen zu lassen. Die Humoresken erheben sich selbst da, wo keine sonderlich originell erfundene Handlung mit überraschender Pointe uns fesselt, durch ihre Darstellung beträchtlich über das Niveau der Witzblatt-Humoresken. Am besten erscheinen uns die satirischen Stücke, in denen der Verfasser ganz von der Erfindung einer Fabel absieht und über gewisse Zeitschwächen die Lauge seines scharfen Witzes und seiner schonungslosen Ironie gießt: köstlich wird die Vereinsmeierei in „Vereinshubers Vermächtniß“, die moderne Schulpädagogik im „Weltausstellungsbrief“ gegeißelt, und mit gleichem Vergnügen liest man die Studie über den „Coulissenschrei“.

Das Buch des phantasievollen und witzigen Autors, welches der hübsche Prolog von Carl Biberfeld in seiner Eigenart ebenso zutreffend wie poetisch charakterisirt, sei als eine genußreiche Lectüre warm empfohlen. O. W.

Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co.

Ernst von Wolzogen hat als dramatischer Dichter Erfolge errungen und vor einigen Jahren mit dem Roman „Die tolle Comteß" einen Treffer gethan — in seinem neuen uns vorliegenden Buche gehört er selbst zu den „Entgleisten". Sehr vorsichtig rechnet der Autor seine diesmalige Schöpfung keiner besonderen epischen Gattung zu; das kann uns jedoch nicht täuschen, es ist zweifellos, daß „Die Entgleisten" unsere humoristische Belletristik bereichern sollen. Hierfür aber ist das Buch viel zu ernsthaft. Es ist wirkliches Elend, trauriges Verkommensein, was hier geschildert wird, und wenn alledem auch ein Verschulden voraus gegangen, deswegen wirken die burlesken Situationen, in denen es in die Erscheinung tritt, durchaus noch nicht komisch. Zugleich aber hindern eben diese Hanswurstiaden, daß wir dem tiefen Ernst, in dem der Dichter das Schicksal seiner Helden, das Stoffliche aus der Wirklichkeit schöpfend, sich vollziehen läßt, gebührend gerecht werden können. Außerdem vermögen wir auch nicht unglaubliche Vorkommnisse stillschweigend in den Kauf zu nehmen, nur weil sie zur Fortführung und zum Abschluß seiner Handlung dem Dichter als wirksam erscheinen. In der Mehrzahl der Gestalten pulsirt echtes Leben, wie sie aber zu einander in Beziehung und in einzelnen Situationen in die Erscheinung treten, ist einfach unmöglich. Ernst von Wolzogen hat sein Talent, dramatisch zu gestalten, auch dieses Mal dargethan — das ist aber auch Alles, was wir dem Buche zum Lobe nachsagen können.

A. W.

Gedichte von Kurt von Rohrscheidt. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Der Inhalt weist folgende Abtheilungen auf: I. Liebesklänge, II. Balladen und Romanzen, III. Einkehr und Ausblick, IV. Gelegentliches, V. Bilder aus deutscher Vorzeit. Jeder einzelne Theil bietet zwar Schönes, aber wenig Eigenartiges. Eine Ausnahme machen die Balladen und Romanzen. Hier entfaltet Kurt v. Rohrscheidt eine hohe poetische Kraft und zeigt sich unsern besten Balladendichtern ebenbürtig.

N.

Hermann Heibergs gesammte Werke beginnen in einer Lieferungs-Ausgabe im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu erscheinen.

Heiberg darf als der ausgezeichnete Vertreter eines salonmäßigen Realismus das Verdienst in Anspruch nehmen, durch sein Beispiel gezeigt zu haben, daß der von einem großen Theil des Publicums wie von gewissen Schriftstellern gröblich mißverstandene Realismus keineswegs identisch ist mit dem einseitigen Bevorzugen abstoßender und ekelerregender Sujets, und daß man sich als Realist bewähren kann, ohne deshalb auf die Gunst der von so vielen starkgeistig sich gebärdenden jungen Stürmern verspotteten und — gleich sauren, weil nicht erreichbaren Trauben verschmähten Familienblätter zu verzichten. Heibergs Werke verlieren Nichts von ihrem Werthe, daß sie auch im Familienkreise und von der fast zum Schreckbild gewordenen „höheren Tochter" gelesen werden können. Ihrer Verbreitung aber kann dieser Umstand nur erwünschten Vorschub leisten.

Heiberg hat erst als reifer Mann, der im praktischen Leben gestanden und die verschiedensten Verhältnisse kennen gelernt, die Feder ergriffen; daher ist es ihm möglich, dieselben der Wirklichkeit gemäß zu schildern, während unsere jüngeren Realisten zumeist ihren Realismus nur auf erotischem Gebiete, in dem allein sie Erfahrungen gemacht, zu bethätigen vermögen und in der Darstellung anderer Seiten des modernen Lebens oft eine Unerfahrenheit verrathen, die der weltentrückteste Idealist nicht übertreffen könnte; — ein schönes viel belachtes Beispiel hierfür lieferte jüngsthin Tovote.

Aber Heiberg ist kein bloßer Abschreiber der Wirklichkeit: er schildert die Dinge, wie er sie sieht, aber er sieht sie mit dem Auge des Dichters, und selbst das Leblose weiß er mit einem an Dickens gemahnenden oft sentimentalen Humor zu beleben. — Gerne nimmt man dabei kleine Schwächen, z. B. eine oft zu sehr in's Detail gehende Genremalerei, in Kauf.

Heibergs gesammte Werke sollen in wöchentlichen Lieferungen zum Preise von je 40 Pfg. erscheinen. Die Ausgabe wird enthalten: „Eine vornehme Frau"; „Die goldene Schlange"; „Die Spinne"; „Der Januskopf"; „Menschen unter einander"; „Kays Töchter"; „Apotheker Heinrich"; „Schulter an Schulter"; „Novellen" u. s. w.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Album unfreiwilliger Komik. Sammlung humorist. Annoncen, Druckfehler und Aussprüche mit Angabe der Quellen. III. Band. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.

Bethusy-Huc, Valeska Gräfin (Moritz von Reichenbach), Frauen. Roman in drei Bänden. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Bierbaum, O. J., Nemt, Frouwe, diesen Kranz. Ausgewählte Gedichte. Berlin, G. Schuhr.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Elfter Band. Leber — More. Mit 59 Tafeln, darunter 9 Chromotafeln, 27 Karten und Pläne, und 242 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig. Berlin und Wien.

Dumas, A., Die drei Musketiere. Mit Illustr. von M. Leloir. Liefrg. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausg. von A. v. d. Linden. Zweiter Band. 1828 bis 1832. Leipzig, H. Barsdorf.

Ernst, A. W., Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit 10 Bildnissen. Hamburg, C. Kloss.

Fedorowicz, W. v., Aphorismen. Wien, W. Braumüller.

Fränkel, H., Der Kampf gegen die Margarine. Mit besonderer Berücksichtigung der Anträge des „Bundes der Landwirthe". Weimar, R. Wagner Sohn.

Freise, H., Unkraut. Ein Liederbüchlein. Metz, G. Scriba.

Goethe, J. W. v., Egmont. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Schulausgabe besorgt von Dr. W. Buchner. Essen, G. D. Baedeker.

Heiberg, Hermann. Gesammte Werke. Vollständig in ca. 80 Lieferungen. Lieferung 1. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Herzog, R., Frau Kunst. Roman. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.

Hettner, H., Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 5. verb. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.

Hickmann, A. L., Geographisch-statistischer Taschen-Atlas. Wien, G. Freytag & Berndt.

Keller, C., Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen v. Prof. C. Cramer, Prof. H. Schinz. Lieferung 5—7. Leipzig. T. O. Weigel Nachf.

Köhler's Deutscher Kaiserkalender für 1895. Minden, W. Köhler.

Krohn, H. Ch., Die reformirte Medicin. Zehntes Tausend. Berlin, Krohn's Selbstverlag.

Cultur- und Litteratur-Bilder. Herausgeg. von R. H. Greinz. Heft 3. Neuwied, A. Schupp.

Letzner, D., Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. 9. Auflage. Mit 7 Karten, 1 Stadtplan und 2 Panoramen. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Maack, F., Heimweh und Verbrechen. Ein Beitrag z. Strafgesetzbuch. Leipzig, Bacmeister's Verlag.

Meyer's Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Sechster Band. Ethik bis Galmersheim. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894.

Misch, R., Der Irrweg. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau.

Münchner Kalender für 1895. München-Regensburg, Nationale Verlagsanstalt.

Oppenheimer, F., Die Ferienwanderung. Wanderbriefe. Berlin, F. Fontane & Co.

Pecht, Fr., Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen. Zwei Bände. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann.

Quartus, Völkerbund, nicht: Völkerkrieg. Ein Blick in die pädagogische Anarchie der Gegenwart, zugleich als Beitrag zur nihilistischen Weltanschauung (im Sinne Schopenhauer). Basel, Schweiz. Verlags-Druckerei.

Raspi, E., Emancipirt. Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Reform, ostdeutsche Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 17. 18. Königsberg, Braun & Weber.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Siebzehnter Jahrg. 1895. 1. Heft. Wien, A. Hartleben.

Hans Sachs-Dramen nebst einem Festspiel. In freier Bearbeitung von G. Burchard. Berlin. F. Fontane & Co.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. H. Sturmhoefel. Dritte, völlig neugestaltete Aufl. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band VII. Geschichte der neueren Zeit. III. Theil: Vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der grossen Französischen Revolution. Bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 450 Text-Abbildungen und 35 Beilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.

Stegemann, H., Erntenovellen. Basel, B. Schwabe.

Telmann, K., Auf eigener Scholle. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.

Wallace, L., Ben-Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Illustr. Ausg. Lieferg. 3—10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weber, L., Mehr Licht in der Weltgeschichte. Mit 38 Abbildungen und den Schlachtplänen von Salamis und Plataiai. Danzig, Th. Bertling.

Weigand, W., Sommer. Neue Gedichte. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

— Der Vater. Drama in 1 Act. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

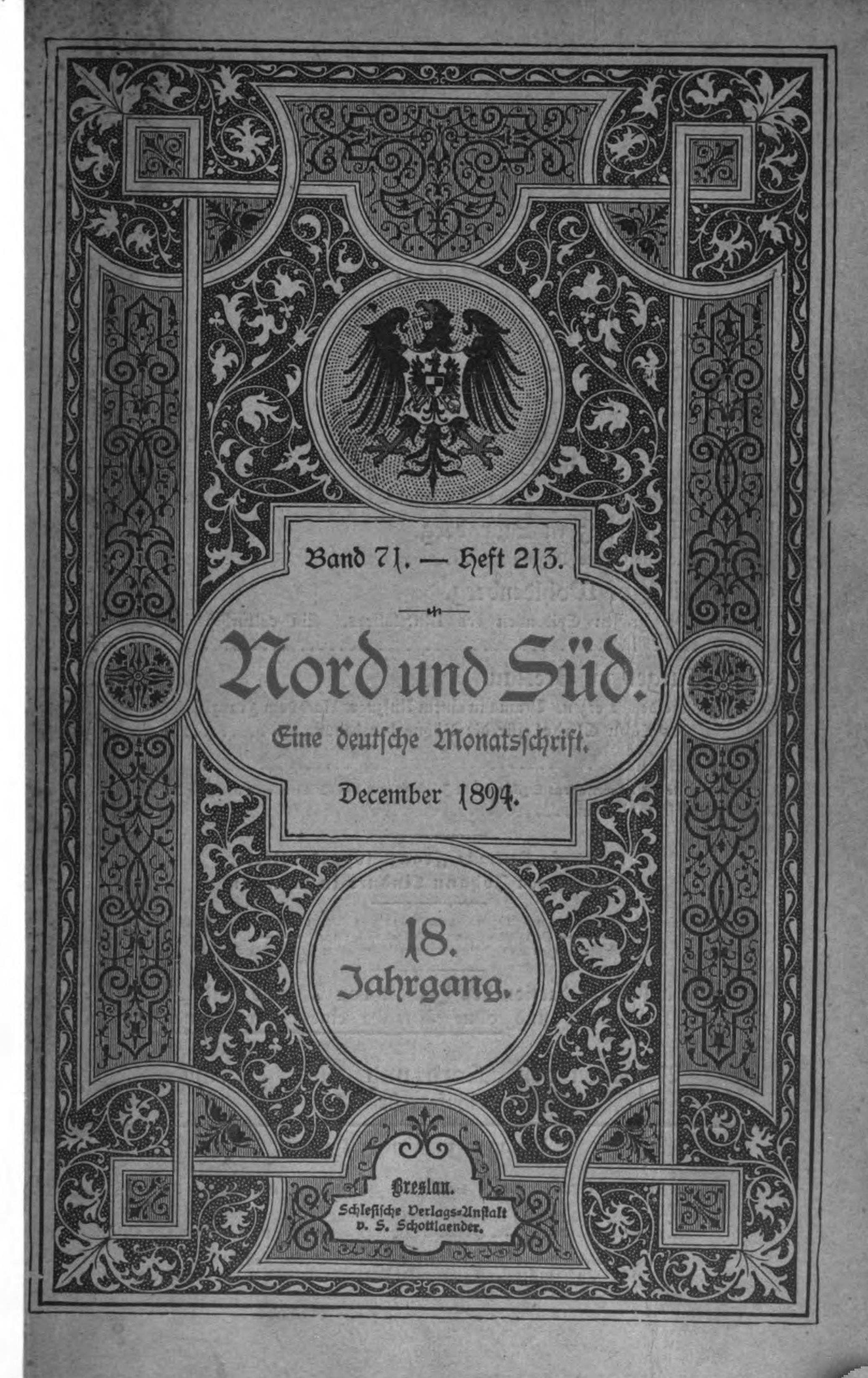
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Winter, J. und A. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lierfg. 21. 22. Trier, S. Meyer.

Wintterlin, A., Württembergische Künstler in Lebensbildern. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psycholog. Forschungen. Jahrgang. II. Aug. 1894. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


Band 71. — Heft 213.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
December 1894.
18. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

December 1894.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Franz Koppel-Ellfeld.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXI (October bis December 1894), wie auch zu den früheren Bänden I—LXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII, LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI , LXVII., LXVIII., LXIX , LXX

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145. 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXI. (October bis December 1894)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX

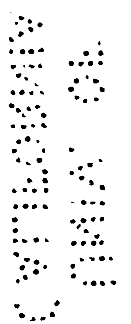
zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





Franz Koppel-Ellfeld.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXI. Band. — December 1894. — Heft 213.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz Koppel-Ellfeld.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



„Der süße Fratz."

Episode.

Von

Franz Koppel-Ellfeld.

— Dresden. —

I.

„Schnellzug nach Dresden 47 Minuten Verspätung." Der Portier des Bahnhofs zu Freiberg bemühte sich, auch diese Zugverspätung neben den vielen auf der Aushängetafel bereits vermerkten so schönschriftlich, als seine vor Kälte zitternden Finger es erlaubten, zu notiren. Kein Wunder! Der 13. März 1887 war ein kritischer Tag erster Ordnung, und das Eisenbahnfahren ein Rennen mit Hindernissen elementarster Art. Daß an diesem Tag, da alle Züge weit und breit mit Verspätungen eintrafen, der Schnellzug No. 233 auf der Linie München-Regensburg-Dresden bis zu seiner letzten Haltestation Freiberg es nur auf 47 Minuten Verspätung gebracht hatte, mußte selbst den Reisenden, der dringende Eile hatte, mit einer gewissen Genugthuung erfüllen. Lag doch das Hochplateau des Erzgebirges, auf dem die altberühmte Bergstadt mit ihrem Dom und den epheuumrankten Mauern und Thürmen thront, seit frühem Morgen schon in fußhohem Schnee — und jetzt, fünf Minuten nach sieben Uhr Abends, wo der Schnellzug fahrplanmäßig einzutreffen hatte, flockte es noch immer so dicht, als wolle der Himmel die öde Gegend mit den grauen Huthäusern der Silbergruben, welche die sinnige Gewerkspoesie des Mittelalters „Himmelsfürst", „Heilige Elisabeth" und Himmelfahrt" getauft hat, mit einer unendlichen Schicht unmünzbaren Silbers belegen. Unter diesen Umständen herrschte in der Bahnhofshalle natürlich auch nicht das buntbewegte Treiben wie sonst; alle fünf Minuten höchstens schleppte ein verschneiter Gepäckträger einen Koffer herbei, und der dazu gehörige Passagier klopfte frostklappernd am Billetschalter, den der Beamte ängstlich verschlossen hielt, um die fiscalische Bureauwärme nicht unnöthig

entweichen zu lassen. Rasch, mit gelöstem Fahr- und Gepäckschein, eilte der Reisende alsbald zum freundlichen Wartesaal. Die eisige Zugluft, welche durch die Vorhalle strich, veranlaßte auch das Dienstpersonal, die geheizten Räume recht geflissentlich aufzusuchen; die Thüren wurden daher in Einem fort wie um die Wette rasselnd zugeschlagen; der Wind heulte und rüttelte stoßweise an den Laternen, die Bahnhofsglocke versuchte von Zeit zu Zeit, diesen Höllenlärm zu übertönen; dazwischen der schrille Pfiff der Rangirmaschine, das dumpfe Getöse zusammenprallender Waggon-Puffer, der eintönige Singsang des elektrischen Signaltelegraphen — das waren die einzigen und so zu sagen officiellen Lebenszeichen, welche die Station nach Außen von sich gab. Um so menschlich-geselliger gestaltete sich der Verkehr in den Wartesälen, wo eine feucht-warme Kneipenluft allein schon zur Behaglichkeit stimmte. Auf Tischen, Bänken und Stühlen waren alle Sorten zur Mitnahme in's Coupé berechtigter Sperrgüter aufgestapelt, und die buntscheckig zu scheußlichen Klumpen geballt herumliegenden Garderobenstücke beiderlei Geschlechts und für alle Lebensalter, von der großväterlichen Pelzmütze bis zum baumwollenen Pulswärmer für „das Jüngste", ließen den glücklichen Besitzern kaum noch die genügende Sitzgelegenheit frei. Am Buffet ging es besonders lebhaft her und herrschte vielstimmige Nachfrage nach stärkenden Getränken.

Im Wartesalon II. Klasse, an einem kleinen Marmortischchen saßen zwei Couleur-Studenten; der Eine ein dunkelblau-weiß-hellblauer Sachse aus Freiberg, der Andere ein schwarz-weiß-rother Teutone aus Dresden. Sie tranken Beide durcheinander heißen Grog und kaltes Bier. Regelrechte Renommirschmisse auf der linken Wange ließen sie sofort als zu einer schlagenden Verbindung gehörig erkennen. Im Anzug hielten sie so ziemlich die Mitte zwischen moderirtem Gigerl und Offizier in Bummelcivil. Ihre ganze Haltung drückte das alleinseligmachende Bewußtsein aus: „Uns kann Keiner . . ." und sie machten es in Allem so bemerklich wie möglich, daß sie den herumsitzenden miserabelen Plebs gar nicht bemerken wollten. Sie fielen keinen Augenblick aus dem Comment: Beide bestellten beim „Stift" à tempo „neuen Stoff". Dann sagte das ältere Semester zum jüngeren zuerst: „Prosit Blume!" Darauf kam der Jüngere dem Aelteren regelmäßig einen „Achtungsschluck", worauf der Aeltere dem Jüngeren seinen „schäbigen Rest" vortrank. Der Dresdner war übrigens schon, was man bei den Herren Studirenden einen „alten Herrn" nennt, er hatte bereits das Ingenieurexamen hinter sich und that nur noch so mit; er war mit dem 9-Uhr-Vormittagscourierzug, dem „Nachtzug", wie er ihn seiner Privatzeitrechnung gemäß nannte, nach Freiberg hinübergespritzt, um eine kleine „Gastrolle" zu geben, das heißt, eine noch aus dem vorigen Semester schwebende Ehrensache mit einem Freiberger Corpsstudenten zum Austrag zu bringen. Er hatte in aller Eile eine „brillante Säbelmensur" geliefert, hatte selbst nicht einen einzigen „Blutigen" abgekriegt, seinen

Gegenpaukanten dagegen bereits im vierten Gang auf Vorhieb mit siebzehn Nadeln abgeführt“ und sollte für diese Heldenthat heute Abend mit einer solennen Musikkneipe gefeiert werden. Diese Ovation wollte er sich jedoch, blasirt wie er war, „verkneifen“ und in aller Stille nach Elbflorenz zurückdampfen; er zog daher nur einen der Freiberger Cartellbrüder in's Vertrauen, der ihn auf den Bahnhof begleiten und nachher auf der Kneipe entschuldigen sollte. So befanden sich Beide nunmehr gewissermaßen incognito auf dem Bahnhof und benutzten die Zugverspätung selbstverständlich dazu, „noch Eins zu trinken“, und durch „Gerad oder Ungerad“ festzustellen, wer zu „berappen“ habe. Nachdem sie obiges Trinkexercitium in Grog und Bier bereits dreimal schweigend repetirt hatten, fühlte der Freiberger, dem es gar nicht gefiel, daß der Dresdner „alte Herr“ sich in dieser Weise „drückte“, das Bedürfniß, seinen Unmuthsgefühlen Luft zu machen!

„Verrückt, vollkommen verrückt! Nimm mir's nicht übel, Lord! Das höchste von Kateridee, wo man hat, mit diesem gottverlassenen Zug nach Dresden fahren! Im besten Fall schneist Du ein, Mensch, Du kannst vergletschern!“

„Da wär ich schön heraus,“ entgegnete der mit seinem Kneipnamen „Lord“ Angeredete höchst gelassen: „Ich fahnde schon lange auf einen sensationellen Abgang von diesem mich im höchsten Grad langweilenden Planeten.“

„Kenne Deinen Schopenhauerparoxysmus,“ sagte der Freiberger. „Dir ist nicht zu rathen. Hättest Du's wenigstens früher gesagt, so hätt' ich Dir ein paar gut situirte Füchse mitgegeben, mit denen sich's verlohnt, einen höheren Skat zu dreschen . . .“

„Danke. Kann's nicht leiden, Schwipps, wenn Füchse mit großem Wechsel gerupft werden. Aber wenn der faule Zug einfährt, kannst Du immerhin das Coupé ausbaldowern, wo der dritte Mann zum Skat gesucht wird. Erste-Klasse-Protzen nehme ich gern das Geld ab.“

„Nein, Lord,“ rief Schwipps, plötzlich ordentlich warm werdend, „jetzt hab' ich etwas viel Besseres für Dich. Donnerwetter ja, hast Du Glück! Augen rechts! Schau hin und bleibe bei Sinnen!“

„Wen meinst Du denn eigentlich? Den blonden Käfer dort in der Ecke? Das scheint allerdings eine äußerst appetitliche Krabbe zu sein.“

„Das schnobrichste Mädchen, das je in Freiberg geschwoft hat. Das heißt, sie ist von Dresden; Vater soll kleiner Handelsgärtner oder sonst ein dunkler Ehrenmann sein. Hier hält sie sich natürlich nicht studirenshalber auf, sondern ist auf Logirbesuch bei einer lahmen Tante, ehrsamen Stellmacherwittib im Stadtgrabengäßchen. War auf Besuch, denn das sieht wie Heimreise aus. Ausgerechnet bei dem Wetter! Die lahme Tante kann das Nichtchen natürlich nicht auf den Bahnhof begleiten, und da sitzt das arme Wurm wie auf dem Präsentirteller mit derselben Mastkuh von Dienstspritze, die sie jeden Donnerstag vom Tanzverein abgeholt hat . . .“

„Allerhand Achtung, Du scheinst ja höllisch unterrichtet zu sein . . .“ bemerkte Lord dazwischen.

„Kunststück! Unsere Füchse waren doch wie närr'sch hinter dem Mädel her. Aber über einen Tanz in Ehren hat's doch Keiner gebracht. Schau Dir den süßen Fratz einmal näher an, Lord! Ich lege die Hand in's Feuer, daß das noch ein ganz unschuldiger Grasaff ist.“

Lord kniff das Monocle ein, nahm eine Kennermiene an, schaute prüfend in der Richtung Augen rechts und sagte dann mit der vollen Unfehlbarkeit, mit der er im „Biergericht“ die Gegenpartei zu verdonnern gewohnt war: „Leg' Deine Hand lieber nicht in's Feuer, Schwipps! Das ist eine reizende kleine Confectioneuse, meinetwegen die Perle, die Krone aller Confectioneusen, aber so unschuldig ist so was nie, wie es aussieht. Charme hat sie und Chic, Alles, was wahr ist . . .“ Aber was liegt mir daran?!“

„Mensch, Du hast das Glück, wenn Du's schlau andrehst, mit ihr in demselben Coupé nach Dresden zu fahren, einzuschneien! . . . Aber was ist denn das? Jetzt rudert ein rother Dienstmann an sie heran; er hat wohl den Gepäckschein für sie gelöst; sie giebt ihm ihr Reisetäschchen; er lootst die überflüssige Duenna hinaus, um so besser! Nanu? Da ist ja auch ein Livréebedienter, er wispert mit dem Dienstmann; die Bestie feixt verdächtig. Den gallonirten Tagedieb kenne ich doch . . Das ist ja der Leporello des Grafen Rassulow. Heiliges Zwiebelmuster! jetzt geht mir eine Bogenlampe auf. Der fatale Caviar-Russe soll dem Mädel diebisch nachgestellt haben . . . Da ist Etwas los, und der Juchtengraf hat die Hand im Spiel. Das muß ich herauskriegen. Entschuldige mich einen Augenblick!“ Damit war Schwipps aufgesprungen, im Nu hatte er den ganzen Wartesaal durchquert, die Thüre zur Sonderabtheilung für Reisende I. Klasse geöffnet, einen Blick in dieselbe geworfen, die Thüre wieder dröhnend in's Schloß fallen lassen und sich zu seinem Commilitonen zurückbegeben, der ihm mit einem Anflug von Spott entgegen rief:

„Du kannst noch einmal Detectiv werden, wenn's im Examen schief geht.“

„Wenn nur alle Detectivs so rasch auf die richtige Fährte kommen! Was hab ich gesagt? Der Russe ist da, im Pelz bis über die Ohren.“

„Dann scheint die Sache allerdings nicht ganz koscher.“

„Abgekartet ist sie. Das Mädel fährt mit ihm, erste Klasse natürlich. Weiß der Teufel, wie der Talgfresser das dumme Ding zu so was beschwatzt hat! Wenn ich ihm nur ein Bein stellen könnte! Ob ich ihm einen dummen Jungen aufbrumme?“

„Unsinn! Dann verehrt er Dir seine Karte und reist erst recht ab. Nein, mein lieber Schwipps, das werden wir anders machen. Lauf schnell für mich an die Kasse und löse mir ein Zuschlagbillet. Jetzt fahre ich auch erste Klasse. Auf die paar Groschen kommt's nicht an. Ich bin sonst kein Spielverderber, aber dem will ich das Entführen versalzen!“

„Wird besorgt!" rief Schwipps und stürzte ab, während Lord seine Sachen zusammenrichtete und beim Stift energisch noch einmal neuen Stoff bestellte.

Das Mädchen in der Ecke, „der süße Fratz", hatte wohl gemerkt, daß sie Gegenstand der Beobachtung für die Studenten geworden war. Nachdem sie ihre Duenna mit dem Dienstmann weggeschickt hatte, fühlte sie sich allein an dem Marmortischlein wie zur Schau ausgestellt und wäre vor Scham und Scheu am liebsten unter den Boden gesunken. Es war ihr plötzlich, als ob sie hinaus müßte in Nacht und Schneesturm, über die verwehten Plätze, durch die todten Gassen bis an das kleine Haus im Stadtgrabengäßchen zu der lahmen alten Frau. Sie getraute sich nur nicht aufzustehen und, von Aller Augen verfolgt, allein durch den Saal zu schreiten. Ob sie das quälende Bewußtsein hatte, vor dem ersten verhängnißvollen Schritt vom Wege zu stehen? Ob ihr das Gewissen schlug? Ob sie wirklich noch so unschuldig war, wie sie aussah? Man hätte darauf schwören mögen. Ein prickelnder Reiz knospenhafter Jugendlichkeit und Anmuth war über das holde Geschöpf ausgegossen. Nicht als ob sie eine Schönheit in irgend einem Stil gewesen wäre. Nichts weniger als das. Aus dem wahrheitsgetreuen Signalement ihrer einzelnen körperlichen Reize hätte auch der verliebteste Bildhauer sein Lebtag keine regelrechte Venus oder Psyche zusammengestoppelt. Das organische Ganze, das die gütige Natur da aus Duft und Licht gewebt hatte, war von unwiderstehlichem Zauber umflossen. Magda gehörte zu den schlechtweg bildhübschen Mädchen, die nicht mehr Toilettenkünste brauchen, als der angeborene Putzsinn jeder Evatochter von selbst hergiebt. Ein leichter Federhut, der mit dem lichtbbraunen Lockenköpfchen zur Welt gekommen zu sein schien, eine hellfarbige Tricottaille, die sich der geschmeidigen Büste liebkosend anschmiegte, ein fußfrei gerafftes Wollkleid, ein paar Bänder und ein paar Blümchen, das war der ganze Zauber, den sie brauchte, um jedes Auge zu bestechen; da war Nichts, was eine gefällige Form absichtlich verrieth, und doch errieth eine jede der erste Blick, vom lieblichen Ganzen zugleich gefesselt. Das unbewußt Anziehende in Magda's Wesen war das ausgesprochen Typenhafte ihrer Erscheinung. Es giebt einen Typus zart-zierlicher, schlanker, deutscher Mädchengestalten mit süßen Madonnengesichtchen, die einen wie Frühlingsblumen kindlich anlachen und mit großen verlangenden Augen zugleich ganz begehrlich anschauen; es ist auch kein leerer Wahn, daß sie in Sachsen besonders zahlreich wachsen, und wie Magda in ihrer lieblichen Selbstverwirrung jetzt da saß und aus den großen, rehbraunen Augen kaum aufzublicken wagte, war sie die richtige Verkörperung jenes Typus, eins von den verführerischen Mädchen, für die man eben noch beten möchte, um gleich darauf mit ihnen frisch darauf los zu sündigen.

Schwipps kam mit dem Zuschlagbillet und der Nachricht zurück, daß der sehnlich erwartete Zug bereits signalisirt sei und in ein paar Minuten

einlaufen werde. Rasch wurde das Trinkexercitium noch einmal in beschleunigtem Tempo repetirt, und Lord, der das Zuschlagbillet mit einem „schönsten Merci“ zu sich steckte und nach dem lieblichen Mädchen hinüberschielte, schien eine Art philosophischer Anwandlang zu haben und sagte: „Höre 'mal Schwipps, ist es nun pure Menschenliebe oder ganz gemeiner Neid, daß wir uns da hineinmischen?“

„Keins von Beiden,“ entgegnete Schwipps, „aber ein Stück sociale Frage ist es. Was auf unserem Grund und Boden wächst, ist unser und soll unser bleiben. „So laßt uns sagen und so es behaupten“ — sag' ich mit dem alten Goethe. Der Teufel hol' alles vaterlandslose internationale Gesindel, das uns unser Eigenthum wegdisputiren will! Und diese Kosaken sollen uns ungestraft die lieblichen Töchter des Landes vor der Nase wegfischen! Du weißt, Lord, ich simple nicht gern Politik oder sonst was, aber die Russen, die wir jetzt hier haben, jeden Morgen möchte ich einen zum Frühstück roh verschlingen und diesen Rassulow zuerst. In seinem Commersbuch heißt es:

Ich hab den ganzen Vormittag
Petroleum studirt,
Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Sprengstoff dedicirt.“

In das Gelächter Lords über diese Variante des bekannten Textes erklangen die drei kurzen gellenden Locomotivpfiffe und das schallende Signal der Bahnhofsglocke, welche die Einfahrt des Zuges in die Station verkündigten. Die Thüren wurden aufgerissen, Alles strömte auf den Bahnsteig hinaus, wo ein nur minutenlanges, aber durch Kälte und Wind verschärft-ungemüthliches Treiben sich entwickelte, die Handkarren mit ihrem nervenerschütternden Rollen die Bagage zum Gepäckwagen schafften, Packer, Packmeister und Postschaffner hastig und mit lauten Rufen die Eilgüter, Briefbeutel und Gepäckstücke einander zuzählten, während die Wagen-Revisoren mit Laterne und Hammer an den Wagengestellen entlang krochen, jedes Rad, jede Feder beleuchteten und die klingenden Hämmerschläge ertönen ließen, mit denen sie jede Achse auf ihre actuelle Diensttauglichkeit prüften. In dem wirren Gedränge der Passagiere, die so schnell wie möglich gute Plätze in den geheizten Coupés zu erhaschen suchten, hatten Lord und Schwipps die kleine Magda nicht aus den Augen verloren. Sie eilte pfeilschnell hinter dem rothen Dienstmann her, der ihre gestickte Reisetasche trug und seinerseits dem Livréebedienten blindlings folgte. Erst ziemlich an der Spitze des Zuges, dicht hinter dem Gepäckwagen machten sie Halt. Dort befand sich ein Waggon I. Klasse: Coupé mit Halbcoupés hinten und vorn, und vor dem letzteren stand auch bereits ein Herr in feinem Pelz, der den Schaffner zu veranlassen wußte, daß er ihm das Spitzenhalbcoupé öffnete. Ehe sie sich's versah, war Magda in dasselbe hineingehoben und geschoben worden, der Livréebediente hatte ihre Reisetasche mit seines Herrn

Handgepäck gemeinschaftlich darin untergebracht, und der Herr im Pelz wollte nunmehr auch behende einsteigen und die Thüre hinter sich zuziehen, — da rief eine richtige Bierstimme, die an's Salamander-Commandiren bei Commersen gewohnt war: „Halt!“ Und in aller Eile riß Schwipps à tempo so heftig die Coupéthüre nach Außen, daß der Herr im Pelz ziemlich unsanft auf den Bahnsteig zurückgeschnellt wurde und ebenso betreten wie gereizt in dem bekannten deutsch-russischen Tonfall die Worte hervorstieß: „Muß sehr bitten, das Coupé ist belegt, aber sehr belegt!“

„Wie so? Eine Dame, ein Herr, das sind erst zwei Plätze, oder soll vielleicht Ihr Bedienter?“

„Mein Herr, mir scheint . . .“

„Hier gilt kein scheint — Erst die Platzfrage. Das Weitere findet sich.“

„Schaffner! Aber Schaffner!“

„Ja wohl, Schaffner,“ rief Lord, „hier ist noch ein Platz frei für einen armen Reisenden erster Klasse. Ganz wie für mich gemacht, ich fahre gern Halbcoupé und vorwärts.“

Nunmehr mengte sich der Zugführer drein: „Nebenan ist noch Platz.“

„Paßt mir nicht nebenan.“

Der Zugführer mit erhobener Signalpfeife treibt zur Eile. Inzwischen haben, durch den Lärm neugierig gemacht, die Insassen nebenan das Fenster herabgelassen, ein behäbiger Herr erblickt die Studenten, er winkt dem Zugführer, der den Wink sofort versteht, auf Lord zuspringt und demselben höflichst mittheilt, daß die Herren nebenan schon seit Reichenbach auf einen dritten Mann zum Skat fahnden.

„Skat? Was sind's für Herren?“ fragt Lord, mit einem Bein bereits im Coupé.

„Ein paar Commerzienräthe aus Görlitz.“

„Commerzienräthe?“ Lord tritt etwas vom Halbcoupé zurück.

„Du wirst doch nicht!? ruft Schwipps außer sich.

„Ein Skat mit Commerzienräthen, das ändert die Sache. Machen Sie die Klappe auf! Addio, Schwipps! Grüß mir den ganzen C. C. Auf Wiedersehen beim Abschiedscommers!“

Und ehe Schwipps noch ein Wort für seine Entrüstung findet, ist der Russe im Pelz wie ein Aal zu Magda in's Halbcoupé geschlüpft, der Schaffner hat die Thüre zugehakt und Lord in's Nebencoupé lancirt, der Inspector winkt, der Zugführer giebt das schrille Abfahrtszeichen, die Conducteure springen auf's Trittbrett, der Heizer, der sich den ganzen Trödel mit angesehen hat, schwingt sich auf die Maschine, und „Fertig! Fort!“ klingt's durch die Halle. Der Locomotivführer legt die trotz des Pelzhandschuhs halb erstarrte Faust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine pustet und prustet, sie regt und bewegt sich, puffend bläst sie eine Dampfwolke gegen das Dach der Halle, die zweite schon in das Schneegestöber draußen, daß die weißen Schneeflocken und die rothen Feuerfunken wild

durcheinander tanzen; die farbigen Signallichter an den Weichenstellen gleiten sachte vorüber, ein langgezogener heiserer Pfiff, noch ein paar Doppelschläge der elektrischen Glocken, deren reine Terz c—e vom Sturm verweht wird — und draußen ist der Zug in der grimmkalten schneetreibenden Winternacht.

II.

In dickwuchtige Röcke, Pelzstiefel und Pelzmützen eingemummt standen der Locomotivführer und sein Heizer auf der großrädrigen Schnellzugslocomotive, die den stolzen Namen „Bismarck" trug". Der Führer war ein herkulisch gebauter, wettergebräunter junger Mann, wie geschaffen für seinen eisernen Beruf; im Vergleich mit ihm sah der mittelstarke Heizer eher schmächtig und schwächlich aus. Eine ganze Weile sprach Keiner von Beiden ein Wort; auf Locomotiven wird überhaupt wenig gesprochen, am wenigsten aber bei scharfer Kälte; der Führer rückte zuweilen an den Griffen, durch die er die Maschine in die verschiedenen Gangarten versetzte; von Zeit zu Zeit warf der Heizer Brennmaterial nach. Ein rabenfinsteres, sturmtobendes, schneetreibendes Chaos lag die Nacht vor ihnen, kaum den Schornstein der Maschine konnten sie erkennen. Sie kämpfen, während die Passagiere sich in den geheizten Coupés ganz häuslich bequem machen, einen ununterbrochenen Kampf gegen die gespenstischen Schrecken dieser Finsterniß. Durch des Führers Gehirn zucken wetterleuchtend die unabweisbaren Gedanken an die tausend Gefahren im Ungreifbaren vor ihm. Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn herausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung zu Fall gebracht? Ist irgend eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleise? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet? So quält er sich in Einem fort mit furchtbarlichen Fragen. Er ist beim letzten längeren Halt, halb steif und betäubt vom Frost, um seine Locomotive herumgegangen und hat sie mit Argusaugen auf ihre maschinelle Gesundheit geprüft; es war ja noch Alles im Schuß, aber im nächsten Augenblick kann ein kleiner Sprung im Radreifen, das winzige Rißchen in einer Achse, die seinem Luchsauge entging, die Ursache zu einer entsetzlichen Katastrophe, einem jähen Ende mit Schrecken werden. Er muß immer und immer daran denken und dennoch mit ruhiger Hand den Regulator weiter öffnen und die keuchende Maschine immer rastloser in die unheimliche Finsterniß der Nacht hineinjagen, in welcher das Heulen des Schneesturms jeden Warnruf der Signale verschlingt. Und ruhig stand der jugendliche Führer des „Bismarck" auf seinem Posten. Er kannte noch eine ganz andere Gefahr; er wußte aus Erfahrung, daß die Wirkung der Kälte auf die Kopfnerven sehr häufig jenen apathischen Zustand erzeugt, der die Locomotivführer im Stehen schlummern läßt. Da heißt es ein Mann, ein Held

der Pflicht sein: der furchtbaren ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt bleiben, mit dem letzten Aufgebot physischer und moralischer Kraft die Augen offen und den Blick auf die Fahrbahn gerichtet zu halten, auf den engbegrenzten Schein, den die Laternen der Locomotive in hinzitternden bläulichen Strahlen auf die Schienen werfen und der beim windschnellen Dahinsausen des Zugs die leuchtenden Stangen der Telegraphenleitung in eben so viel grelle herabschießende Blitze verwandelt und Bahnhäuser, Wasserkrähne, Felswände, Gesträuche, Brücken wie lauter in wilder Jagd dahinstürmende Visionen aus dem dunklen Schoß der Nacht jäh emporzucken und ebenso jäh wieder im finsteren Nichts verschwinden läßt. Wie der wirbelnde Schnee ihm auch in's Gesicht peitschte, wie der von der Maschine windabwärts geschleuderte Dampf ihn auch umbrandete — unbeirrt von allen Schrecken um ihn her, wach und ruhig, seines starken Herzens, seines hellen Kopfes, seiner eisernen Wirbelsäule sicher und bewußt, stand der Führer des „Bismarck“ und öffnete den Regulator weiter, daß der Zug noch dämonisch ungestümer in die Nacht hineinschoß und die dröhnenden Räder kaum mehr die Schienen zu berühren schienen. „Feuern!“ ruft er mit einem Mal dem Heizer zu. Der durch den Gegenflug der Maschine verdoppelt rasende Sturm zerrt den Schall vom Mund weg, das Prasseln, Zischen, Klappern und Heulen hat den Zuruf übertäubt; wie im Traum vor sich hinstarrend, lehnt der Heizer am Bremsapparat des Tenders und hat offenbar nichts gehört. „Feldmann! Feuern!“ ruft der Führer lauter, und die kräftige Hand legt sich schwer auf den Arm des Heizers. Erschrocken fährt dieser in die Höhe und greift nach der Kohlenschaufel, während der Führer die Thüre der Feuerung aufreißt. Ein blendendes Strahlenbündel schießt aus der weißglühenden Feuermasse schier senkrecht in die Höhe, verwandelt die Dampfmasse in einen phantastischen Höllenbreughel und läßt das Schneetreiben wie einen teuflischen Hexensabbath um die Maschine herum erscheinen. In dem Gluthlicht duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers ein Dutzend mal hin und her, jedes Mal auf dem Tender die mächtige Kohlenschaufel füllend und sie in die Feuerung ausstürzend. Er hat mechanisch weiterschaufelnd weit über das erforderliche Quantum Kohlen in den Rachen des Moloch geworfen; eine ungeheure, sprühende Funkenmasse, der prächtigste Feuerwerkseffect, ein unvergleichliches Sternschnuppen-Bouquet, entströmt dem Schornstein . . . „Genug, genug!“ schreit der Führer und reißt mit der Kette die Feuerthüre zu. „Was haben Sie nur auf einmal, Feldmann? Sie sind ja wie ausgewechselt.“ „Ach, Herr Mulde,“ seufzt der Heizer, „mir ist auch gar nicht recht zu Muth!“ Der strenge Führer blickt zuerst finster auf den jammernden Mann und fragt dann milder gestimmt: „Haben Sie vielleicht eine mit?“ . . . „Im Tenderkasten, ja wohl,“ ergänzt schüchtern der Heizer, er weiß, daß die verbotene Rumflasche gemeint war. „Dann leisten Sie sich meinetwegen einen Schluck,“ sagt der Führer mild und zieht den Gürtel um den Leib etwas fester. „Ach, das kann mir auch Nichts

helfen" meinte Feldmann und verfiel wieder in das vorige stumpfe Hinbrüten. Ihm war wirklich zu Muth, als ob ihm überhaupt Nichts auf der Welt mehr helfen könnte. In den paar Minuten des Freiberger Aufenthalts hat er Etwas gesehen, was ihm den Athem benahm, das Herz stocken und das Blut zu Eis erstarren ließ. Sie hatte er gesehen, die kleine Magda, die jüngste Tochter des Handelsgärtners Mulde. Wie lange liebte er sie schon ganz heimlich und treu! Er hatte es kaum sich, geschweige ihr zu gestehen gewagt! Er schaute nur zu ihr empor, wie zu einem höheren Wesen: sie war ja die Schwester seines verehrten Führers, des Hans Mulde, des flottesten von allen Locomotivführern der ganzen Staatsbahn! In seinen kühnsten Träumen hatte er nicht gewagt, an ihren Besitz zu denken. Aber sein Herz hing nun einmal an dem lieblichen Bild, und das konnte ihm doch Niemand verwehren, von ihr zu träumen und es ihr im Traum sogar zu sagen, daß sie der schönste, beste Engel auf Erden sei — . . . Und das war mit einem Mal Alles aus und vorbei, war eine elende, nichtswürdige, infame Lüge. Ein Hohn, ein Spott auf den Glauben an die Menschheit war's, die ganze Welt war des Anspuckens nicht mehr werth. Er hatte sie nur zu deutlich gesehen, er hatte auch das ganze Drum und Dran in der furchtbaren Qual des Augenblickes begriffen, als er wie versteinert dastand. Wie er aber nach all dem wieder auf die Maschine gekommen war, das war ihm ein Räthsel. Und jetzt stand er da in Sturm und Kälte, neben ihrem Bruder, im härtesten Dienst, in beständiger Aufopferung für Andere . . . und die nächsten Menschen gleich hinter dem Gepäckwagen, im wohl durchwärmten molligen Coupé, im traulichsten Beieinander, wie ein glücklich verbundenes junges Paar, Magda und ein Unbekannter, ein nobler Herr, in feinem Pelz, ein Reicher, ein herzloser Schuft, ein Verführer, — er durfte es nicht ausdenken, das Blut hämmerte an die Schläfen, als wollte es die Hirnschale zersprengen! Herrgott! Wenn ihr Bruder eine Ahnung hätte! Soll, darf er ihm verhehlen, was er gesehen hat? Wär's nicht tausend Mal besser, auf dem Fleck ihm die nackte, brutale Wahrheit zu gestehen? Aber bei dem bloßen Gedanken schon faßte den Aermsten ein so heftiges schüttelfrostartiges Zittern, daß er sich am Tender festhalten mußte. Am liebsten wäre er von der Maschine, die gerade mit hellem Dampfaufschrei aus einem Tunnel heraus auf eine Brücke einbog, mit einem Satz in den sicheren Tod hinausgesprungen, da wär' mit einem Mal Alles verwunden und überstanden gewesen. Aber warum denn allein zu Grunde gehn? Sie und er und die anderen Alle mußten mit in den Abgrund, ob schuldig oder nicht, darauf kam's in dieser Welt ja doch nicht an! Ha, mit welcher Wollust er jetzt ein Hinderniß auf den Schienen erblickt hätte . . . Wenn er selbst . . . „Feldmann!" rief der Führer, „wo haben Sie denn schon wieder Ihre Gedanken? Wenn's auf Sie ankäme, gingen wir heute rein zum Teufel!"

„Je eher, je lieber! Die ganze Welt läuft der Hölle in den Rachen."

„Aber es ist nicht mein Beruf, die Leute per Schnellzug dahin zu befördern.“

„Schweigen Sie mir von unserem Beruf,“ schrie Feldmann außer sich, „einen scheußlicheren giebt es nicht. Da stehen in Sturm und Kälte, sich schinden auf Leben und Tod, mit der Schlafsucht kämpfen wie mit dem bösen Feind — für das noble Gesindel da hinter Einem, das sich's auf den weichen Polstern wohl sein läßt, die Prasser und Schlemmer, die verfluchten Reichen“ ...

„Pfui, Feldmann! So weit sind Sie auch schon? Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt.“

Der Zug war in eine Böschung des dichten Forstes bei „Edle Krone“ eingelaufen, er ging unter'm Wind, und die Fahrt war ruhiger, so daß Hans Mulde nicht zu schreien brauchte und gesprächiger wurde.

„Sehen Sie, Feldmann, mein Vater ist blos ein kleiner Handelsgärtner, aber dafür bin ich in dem Glauben groß geworden, daß die ganze Welt ein großer Garten Gottes ist, in dem für jeden Menschen seine Lieblingsblume wächst. Und so hat mich mein Vater gelehrt: Sei zufrieden mit Deinem Loos, und Du bist reicher, als das Haus Rothschild! Ringe nach Zufriedenheit mit Dir selbst — das heißt: thu jeder Zeit, in jeder Lage, was Du sollst, so gut Du's kannst! Dann thust Du Dir selber mehr Ehre an, als der König Dir geben kann.“

„Sei arm, ehrlich und verhungere! Das ist der Lohn, den man davon hat.“

„Mein Lohn ist das Gefühl, daß ich zu Etwas nütz bin auf der Welt. Das muß mir doch der Feind lassen, daß ich etwas Gutes thu', wenn ich in einer Nacht wie die heutige, die kein Zuckerlecken ist, mit dem Aufgebot meiner Kraft ein paar hundert Menschen über alle Fährlichkeiten sicher an's Ziel bringe. Es giebt Teufel in Menschengestalt, die aus Bosheit und Tücke, aus Haß und Neid mit kaltem Blut so einen Zug in die Luft sprengen können. Daß ich das Gegentheil von so einem Hundsfott bin, Feldmann, das ist mein Lohn.“

„Ja, wenn's noch anerkannt würde!“

„Es wird, Feldmann, es wird! Das fühl' ich, so oft ich von solcher Fahrt heil und gesund nach Hause komme. Die frohen Gesichter von Vater und Mutter, und die Schwestern erst, die ernste, stille Martha und das lachfrohe Ding, die Magda, — das ist allemal ein Fest, wie wenn der verlorene Sohn zurückkehrte. Und wenn ich mich zehn Stunden lang im Dienst halb todt gefroren habe, ein Augenblick so warmer Menschenliebe um's Herz herum — und Alles ist vergessen! Das ist mehr wie Lohn, das ist Glück. Um Gottes willen still — Nichts berufen! Jetzt heißt's aufpassen. Wir müssen gleich aus dem Forst heraus sein, die Lichter da unten, das ist Tharant. Der Wind wird steifer, und der Schnee noch dichter. Wir sind noch lange nicht daheim, Feldmann.“

Eine so lange Rede hat Hans Mulde noch nie auf der Locomotive gehalten, er zieht die Pelzmütze tiefer über die Stirn herein und bemerkt nicht, daß sein Heizer weint und schluchzt wie ein Kind.

Jetzt gilt es, die rasende Hast des Zuges zu hemmen, der nunmehr in abschüssigem Gefälle, das an Steile dem Semmering und Brenner Nichts nachgiebt, über Futtermauern von mehr als hundert Fuß Höhe und an schroffen Felswänden hin in das malerisch-romantische Waldthal mit dem ruinengekrönten Städtchen hinabgleitet. Der Sturm hatte bedenklich aufgefrischt. Von unten nach oben läßt er jetzt den feinen, kalten Schnee in wilder Brandung an die eilende Maschine anschlagen, so daß sich förmliche Schneesturzwellen über den Schornstein und das Schutzdach mit solcher Gewalt ergießen, daß die beiden Männer sich jeden Augenblick am Geländer festhalten müssen, um nicht, wie auf hoher See, über Bord geschleudert zu werden. Dabei hat sich der Schnee an windstillen Orten heimtückisch zu lockern Windwehen zusammengelagert, und jedesmal überläuft den beherzten Führer ein Schauder, wenn im fahlen Schein der Locomotiv-Laternen plötzlich die weißen, über die Bahn ragenden Mauern gespenstisch vor ihm auftauchen und die Maschine in die weiche, unheimliche Masse hineinschneidet. Zischend und sprühend stäubt vor den Bahnräumern der Schnee auseinander, und haushoch fliegen links und rechts die geballten Massen von den Rädern auf, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der flüssigen Schneeflut gefüllt werden. In einen Wirbelsturm von Eisnadeln und Schneestaub ganz eingehüllt, keucht und hetzt die Maschine dahin, die Signale verschwinden, auf's Gradewohl geht's in das blinde Ungefähr hinein.

Die Commerzienräthe im Coupé erster Klasse haben an Lord ihren Meister im Skat gefunden, er hat ihnen in aller Eile einen Haufen Geld abgenommen. Mißmuthig, weil er blos Pech hat und noch keinen „Wenzel" zu die Hand kriegte, äußert der Eine: „Wir müßten schon längst in Dresden sein. Wir fahren schlecht. Der Dienst könnte etwas strammer gehandhabt werden." Er war im Aufsichtsrath verschiedener Privatbahnen gewesen, er mußte es ja verstehen. „J wo, in Dresden?" sagte Lord, an dem gerade das Kartengeben war, „wir sind ja noch nicht einmal durch Tharant gerasselt. Jetzt keine Müdigkeit vorschützen, meine Herren, dreimal 'rum langt's noch!"

„Also noch dreimal 'rum!" und sie spielten unverdrossen weiter. —

Im Halbcoupé nebenan suchte Graf Nassulow das junge Mädchen, das still in sich hineinweinte, mit schönen Worten zu trösten und heiter zu stimmen. Er sprach von seiner grenzenlosen Liebe, von unermeßlichen Gütern am kaspischen Meer, von glänzender Zukunft und goldenen Bergen. Er konnte den lieben Onkel aus Warschau nicht genug rühmen und die gute Tante, mit denen Beiden sie heute Abend im Hotel zu Dresden noch zusammentreffen würden. Sie hätten versprochen, Magda wie ein Kind

aufzunehmen. Welche Ueberraschung für die einfachen Gärtnersleute im Vorort drüben, wenn ihre jüngste Tochter plötzlich als russische Grafenbraut mit ihrem neunzackigen Bräutigam vor sie hintreten wird! Lache doch, Magda, lache! Aber sie konnte nicht lachen und seufzte: „Wenn nur Alles gut abläuft. Wenn nur kein Unglück geschieht!“

Der Graf in seinem Leichtsinn bezog diese Aeußerung auf die naheliegende Angst des Mädchens vor einem Eisenbahnunglück, weil gerade eine Schneewehe mit fürchterlichem Anprall an das Coupéfenster schlug, und äußerte verächtlich: „Das bischen Schneesturm! Was soll denn passiren? Die beiden Tölpel da vorn auf der Maschine werden schon aufpassen.“ Bei diesen rohen Worten mußte Magda an ihren braven Bruder Hans denken, [illegible] sie begann nur um so heftiger zu weinen.

Die „beiden Tölpel“ auf der Maschine paßten freilich auf. Sie sprachen kein Wort, aber sie standen wie die Mauern. Hans sah mit Schrecken, wie die Locomotive sich immer mehr mit einer Eiskruste überzog. Das aus dem Schornstein, von den Sicherheitsventilen, der Pfeife und den Pumpen unaufhörlich tropfende Wasser, das an der Maschine herabrieselte, wurde vom Sturm hinweggeblasen, oder es erstarrte an den äußeren Maschinentheilen zu Eis. Lange spitze Eiszapfen überall, dicke Eisbuckel selbst an den schnellstschwingenden Organen, hartgefrorener Schnee in allen Zwischenräumen. „Wenn das so fortgeht, frieren die Pumpen ein!“ rief Hans, für den der Blick in die Einzeltheile der Maschine immer schwieriger und unsicherer wurde. Er wollte die Hand nach den Griffen ausstrecken, um die Pumpen spielen zu lassen, da fühlte er, wie die kräftige Faust am Körper magnetisch festgehalten wurde. Seine nasse Gewandung hatte sich in einen starren Eispanzer verwandelt, die Pelsmütze war zum drückenden Helm geworden, Bart und Pelz waren in eine Eismasse zusammengeronnen, an den Augenwimpern selbst hingen Eiskrystalle, und die Signallichter der Station Tharant, an welchen der Zug eben vorüberjagte, schillerten in allen Farben des Regenbogens. Da rafft er sich auf in seiner ganzen, vollen Mannesenergie, streckt und dehnt die Glieder, daß es kracht, reißt die am Rock festgefrorenen Aermel los, macht sich frei und schüttelt und rüttelt seinen Heizer, der, auf den Tender gestützt, der unüberwindlichen Schlafsucht zum Opfer gefallen zu sein scheint. „Feldmann! Feldmann!“

„Laßt mich, ich schlag ihn todt, den reichen Hund, den Verführer!“ rief der erwachende Heizer, nur schwer die Worte mit erstarrtem Munde articulirend, aus. Dann riß er entsetzt die müden, entzündeten Augen auf: „Was giebt's?“

„Feldmann,“ sagte der Führer nach einer langen Pause, „ich habe Sie heute erst kennen gelernt. Das wird wohl die letzte Fahrt sein, die wir heut miteinander gemacht haben.“

„Das glaub' ich auch, Herr Mulde,“ sagte der Heizer stumpf.

Von nun an sprachen die Beiden kein Wort mehr miteinander. Die Fahrt durch den Plauen'schen Grund und die industriereichen westlichen Vororte Dresdens nahm noch eine gute Viertelstunde in Anspruch, es war ein ununterbrochener Kampf mit dem furchtbaren Dämon der Schlafsucht. Mühsam, mit äußerster Kraftanstrengung hob der Führer zum letzten Mal den Arm, um den schrillen Pfiff ertönen zu lassen, worauf der Zug dröhnend mit den letzten Athemzügen der fast verlöschenden Maschine in die weite Halle des Böhmischen Bahnhofs einlief. Starr und kälteschauernd reicht Hans die Cursuhr dem Inspector, der dienstbeflissen die enorme Verspätung feststellt. Mit einem „Gott sei Dank" aus tiefstem Herzen steigt er ab, prüft zuerst noch einmal gründlich seinen „Bismarck" auf Herz und Nieren und sieht sich dann nach seinem Heizer um. Der aber ist längst spurlos verschwunden. Kopfschüttelnd tritt Hans den weiten Heimweg an.

III.

Infolge einer malitiösen Verschiebung des barometrischen Minimums war über Nacht plötzlich Thauwetter eingetreten. Unter dem schneefressenden Anprall eines steifen Südwests ging der silberflimmernde Schneeflockenschauer in schmutzigen, schüttenden Gießkannenregen über. Es war, als stürzte ein Wasserfall vom Himmel auf das schlafende Dresden herab, und als der Tag anbrach, da waren die Gassen, Canäle und die Plätze Teiche geworden und das griesgrämigste Grau in Grau lagerte über den Dächern. Hell wurde es überhaupt nicht, da rußgeschwärzte Nebel den ganzen Tag über dem Elbthal wallten und wogten, die der wilde Märzsturm bald da, bald dorthin trieb. Erst am Abend legte sich die Rauflust der Elemente, und nach Mitternacht trat Stille ein, ringsherum nur von Rauschen unterbrochen, vom Rauschen des hochfluthenden Stroms, vom Rauschen der tausend und abertausend Wasserrinnen und von dem monotonen Rauschen der himmlischen Schleußen, denn es sintflutete unerbittlich weiter — meteorologisch ausgedrückt etwa' 40 Millimeter in der Stunde. Wer jetzt noch über die Straße mußte, der drückte sich hastig an den Häusern entlang, und was da noch fuhr und ritt und glitt, das huschte und fluschte geräuschlos und eilig seinem Ziele zu. Um so mehr fiel ein nachtbummelnder Trottoirgänger auf, der mitten durch diesen diluvianischen Bindfadenregen so gemächlich und saumselig die Sachsen-Allee dahinschritt, als ob er für die Wasserdichtigkeit seines Regenmantels bei den paar Nachtwächtern, die ihm nachstierten, geflissentlich Reclame zu machen beabsichtigte.

Es war „Lord", der nach der Rückkehr von Freiberg die Nacht in einem Spielclub verbracht, den trüben Tag zum Ausschlafen benutzt hatte und nunmehr tödtlich gelangweilt aus einer glänzenden Soirée in seinem elterlichen Hause fortgegangen war, um sich seine Kopfschmerzen vom Regen wegdouchen zu lassen, wie er sagte. Von der prachtvollen Villa seiner

Eltern im Englischen Viertel bis zur burgartigen Jägerkaserne, wo die Sachsen-Allee zur Albertbrücke hinaufleitet, mußte Lord mindestens eine halbe Stunde gegangen sein, und es war sicher trotz Regenmantel kein trockener Faden mehr an ihm; aber er zeigte noch nicht die geringste Lust, den directen Weg über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer der Elbe einzuschlagen, wo er ein kleines Gartenhaus mit einem Diener allein bewohnte. Er bog vielmehr links ab und ließ sich ganz behaglich auf einer der Ruhebänke des obern Terrassenufers nieder. Wenn er sich in eine volle Badewanne mitten hinein gesetzt hätte — feuchter hätte es auch nicht sein können. Aber das schien auf Lord gar keinen Eindruck mehr zu machen, er knöpfte mit der größten Seelenruhe seinen Regenmantel auf, und während von der modisch breiten Hutkrempe das Wasser wie von einer Dachtraufe auf den sich vorwölbenden Brusteinsatz des Frackhemdes herniederschoß, wandelte ihn die Lust an, eine Cigarre in Brand zu setzen, was ihm nach wiederholten Versuchen mit Hilfe eines Luntenfeuerzeugs schließlich sogar gelang. Ein Genuß war die „Henry Clay,“ von denen das Stück zwei Mark fünfzig kostete, unter diesen Umständen auch nicht, aber Lord wollte nun einmal, so wie er da saß und triefte, über seine momentane Lebenslage nachdenken, und wie bei so Vielen, so war auch bei ihm ohne Rauchen kein Denken. Allein es rauchte und dachte sich schwer unter sothanen Umständen: Die Cigarre lummelte nur gerade noch so, und je mehr Lord sein Leben überdachte, um so weniger schien es ihm werth zu sein. Lord war das hilflose Product moderner Verziehung. Und das war er beim besten Willen der besten Eltern geworden. Lords Vater — der alte Herr Vendalburen — verdankte Alles dem tollen Jahr 1848: den Nimbus eines politischen Märtyrers und das Vermögen eines amerikanischen Eisenbahnkönigs. Der damals junge Vendalburen, hoffnungsvoller Sproß einer niederrheinischen Kaufmannsfamilie, war im „tollen Jahr“ nicht blos eine auffallende junge Männerschönheit, sondern ein richtiger turnerischer Revolutionstypus gewesen. Frisch, fromm, fröhlich, frei vom Scheitel bis zur Sohle, die kühnste Demokratennase in ganz Rheinland und Westfalen, Augen vom blausten Wasser, eine echte Freischärlerstirne und ein blonder Lockenkopf, für einen schlappen Hecker-Hut wie geschaffen. Einen jungen herkulischen Vorturner, der so ausschaute, den mußte das Volk im März anno 48 natürlich zum Bürgergeneral ausrufen. Es gab Bilderbogen, auf denen der General Vendalburen, der noch keinen Schuß Pulver gerochen hatte, eine Barricade hinter sich in die Luft sprengte und den alten Wrangel sammt dem ganzen preußischen Gardecorps zu Paaren trieb. Als die Sache schief ging, riß der tapfere Vendalburen wie die meisten Freiheitshelden aus und ging über das große Wasser nach Amerika, wo ihn die Gesinnungsgenossen mit offenen Armen, aber ohne militärische Ehrenbezeugungen empfingen. Hier wurde er nun ein Held der wildesten Speculation, und man fing bald an, ihn selbst für eine Geldgroßmacht zu halten, da er sich's

vermaß, einem der ersten Häuser den Geldkrieg zu erklären. Er wäre sicher unterlegen, aber sein Concurrent hatte zwei Töchter, die in den schönen Feind verliebt waren. Vendalburen heirathete die älteste, und nach ihrem baldigen Tod heirathete er die Schwester, die auch bald darauf starb. Der enkellose Schwiegervater übergab Alles dem siegreichen Schwiegersohn, den es nach 18 Jahren amerikanischen Kampfes um's Geld gelüstete, die deutsche Heimat, wo neues Leben jetzt dem norddeutschen Bund entsproßte, einmal wieder aufzusuchen. Es war gerade die Zeit, in welcher die alten „Achtundvierziger" wieder zu Ehren kamen, und es konnte nicht fehlen, daß der amerikanische Nabob mit dem deutschen Einheits-Nimbus am Rhein gebührend gefeiert wurde. Vierzig Jahre alt, wie er kaum war und noch viel weniger aussah, besah sich als etwas verwöhnter Kenner Vendalburen die Töchter des Rheinlandes, und seine Wahl fiel auf eine über die Maßen schwärmerische Jungfrau, die sich aus dem elterlichen Bankierhaus hinaussehnte und in etwas überstürztem Liebestaumel dem schönen Mann mit dem Nimbus an die Brust sank. Der Starke war fortan Wachs in den Händen der Schwachen. Sie folgte ihm zwar willig nach New-York, war es aber bald überdrüssig, die deutschen Siege alle in der „fünften Avenue" mit durch das Yankee-Milieu verdünnter Begeisterung feiern zu müssen, und zum Dank für den in der großen Zeit der deutschen Reichswerdelust ihm geborenen Sohn mußte Vater Vendalburen das amerikanische Geschäft in sichere Hände geben und mit ihr nach Deutschland rückeinwandern, um dort im klassischen Lande der Erziehung des Menschengeschlechts den hoffnungsvollen Sprossen zu einem Nummer-Eins-Menschen des Jahrhunderts heran zu bilden. Es war ganz natürlich, daß sie die sächsische Königsstadt zum Aufenthalt wählten: Dresden bietet alles für Erziehungszwecke irgend Nothwendige und Ueberflüssige vom jungen Prinzen bis zum harmlosen jungen Floh, der für einen Flohcircus herangebildet werden soll. Dabei ist Dresden die richtige Stadt für reiche Leute, die neben höchsten Theater-, Concert- und sonstigen Kunstgenüssen, wie sie kaum eine andere Stadt bietet, einen internationalen Verkehr pflegen und im großen Stil unbehelligt leben wollen. Aber dieses schöne Dresden hatte keinen Grund auf das Erziehungsresultat „Lord" oder vielmehr Erich Vendalburen besonders stolz zu sein. Doch das kommt davon, wenn der Vater so und die Mutter so erziehen will. Wahrlich, der bekannte Musterknabe, an dem der Vater an seiner Hälfte prügelte, während die Mutter ihrer Hälfte Zucker gab, konnte nicht schlimmer daran sein, als Erich, dessen ganze Jugend sich in den schroffsten Erziehungsantithesen bewegte. Das Leitmotiv der Mutter:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut . . ."

wurde vom Vater ergänzt:

„Hat er aber selber Nichts,
Nehm' er dem lieben Nächsten ruhig Gut und Blut!"

Der praktische Vater wollte im Sohn sein kaufmännisches Ideal verkörpert sehen. Dies Ideal war ein Universal-Monopolsystem. Der junge Vendalburen sollte einmal die verschiedenen Zweige technischer und industrieller Productionen des Reiches in seiner Hand vereinigen.

Neben der Weisheit, die so alt ist wie die Welt, daß das Geld eine Macht ist, hatte der alte Vendalburen auch die begriffen, die so alt ist wie die Ausbeutung der Naturwissenschaften, daß das Wissen eine Macht ist, und in der Voraussicht, daß im Zeitalter des Sprengstoffs und der „gegeneinander explodirenden Egoismen" das meiste Geld vereinigt mit dem größten Wissen schließlich alles Geld und alle Macht an sich reißen werde, war er darauf bedacht gewesen, daß der junge Erich Alles lernen müsse, was seine Altersgenossen und zukünftigen Erfinder, Entdecker, Rothschild und Monopoldynasten auch lernen, und gerade noch so viel mehr, als dazu gehöre, sie zu überlisten. Denn wenn Häckel und Nietzsche Recht haben, calculirte er, so ist der pfiffigste Egoist zugleich auch der beste Mensch. Und was nützlich ist, ist gut; daher Alles niedertreten, was Einem nicht direct nützlich ist — und sich Einem hinderlich in den Weg stellt notabene! Weiter aber ging der alte Vendalburen denn doch nicht in der radicalen Weltanschauung; im Gegentheil, die stete Angst um das erworbene Gut nagelte ihn ein für allemal an die Moral der Ordnungsparteien. — Von ganz anderen Gesichtspunkten geleitet, obschon auch in den Naturwissenschaften alles Heil erblickend, hatte Erich's Mutter auf seine Erziehung einzuwirken gesucht. Ihr Ideal war nicht Geld machen, sie konnte sogar eine gewisse Verachtung gegen solche Machenschaft geflissentlich an den Tag legen, ganz so wie der überfütterte Hund gegen Knochen. Erich hatte es ja auch zum Glücke nicht mehr nöthig. Sie schwärmte für Geld haben, um durch dasselbe ein potenzirter Mensch, ein Uebermensch zu sein. Mit Abscheu vor den Muskeln, die den Herkules zum Herkules machen, kann man ein schwärmerischer Bewunderer des Herkules sein. Und wie der Herkules Muskeln, hat der König Kanonen und Soldaten nöthig, um ein richtiger König zu sein. Aber — und das war der springende Punkt in den vergleichenden Anschauungen der Frau Vendalburen —: wie der göttliche Herkules doch etwas ganz Anderes war als die Summe seiner Muskeln, und wie der große König etwas Anderes als das Produkt aus seinen Kanonen und Soldaten — so muß auch beim ungezählten Millionär ein gewisses Etwas noch hinzukommen zu den Millionen, wenn der Aermste seinen Beruf nicht ganz und gar verfehlt haben soll. Und dieses allein seligmachende Etwas ihrem Erich durch die Erziehung mit auf den Lebensweg zu geben, war Frau Vendalburens eifrigstes Bestreben gewesen. Ein zweiter Alexander von Humboldt in vermehrter und verbesserter Auflage, ein Humboldt des 20. Jahrhunderts — das war das Mindeste, was Erich werden mußte. Eigentlich war Humboldt noch viel zu einseitig und nüchtern, viel zu doctrinär, überwundener Bildungsphilister, vieux jeu. Ein Apostel des neuen naturwissenschaftlichen Evangeliums,

ein mit mystischer Erkenntniß der geheimsten Naturkräfte ausgestatteter, die Menschheit durch die segensreichsten Erfindungen und Entdeckungen beglückender Messias, der es verstände, die kühnsten Phantasien und dichterischen Traumgesichte à la Jules Verne auf experimentellem Wege wahr zu machen und als höchste Errungenschaften des Menschengeistes zum allgemeinen Besten zu verwerthen — als solcher würde ihr Erich nicht blos zunächst die einzig mögliche Flugmaschine erfinden und sich damit sozusagen günstig einführen, sondern er würde streng exact methodisch auf inductivem Wege durch einfache physikalisch-chemische Processe und bloße Molekularverschiebungen eine nach menschlichem Belieben zu bewirkende Vertheilung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit auf dem ganzen Erdball ermöglichen und so im Handumdrehen erreichen, was bisher dem lieben Gott als ziemlich unmöglich nachgesagt wurde, es nämlich Jedermann recht machen zu können. Selbstverständlich war damit auch die meistgesuchte Formel mit dem unheimlichen x des menschlichen Elends gefunden, die sociale Frage so gut wie gelöst. Ebenso die sieben Welträthsel, zu denen sich ein bescheidener Mann wie Dubois-Reymond beispielsweise noch bekennt. Immer herrlicher wird sich die Macht der lebendigen Schöpfung über den todten Stoff offenbaren, bis an die fernsten Weltnebel und ungezählte Siriusweiten darüber hinaus wird Erich, ihr Sohn, in's Unendliche und Unbegriffene hinaus die Marksteine menschlicher Erkenntniß hinausrücken, er wird das letzte Wort jeder Kunst, das erste und letzte jeder Religion, das befreiende Wort des Daseins überhaupt sprechen, der entdeckten Seele die entschleierte Welt, der begriffenen Welt die begreifende Seele zeigen. So etwa, vielleicht noch etwas confuser reimte sich Frau Vendalburen Erichs praktischen Lebensberuf zusammen. Ihr oder vielmehr seines Vaters Geld sollte ihm dazu die Wege bahnen. Zunächst mußte man die Welt auf einen solchen Messias vorbereiten. Frau Vendalburen hielt es für ihre Mission, in den besten Kreisen die Meinung zu befestigen, daß Herr Erich nach glänzend bestandenem Ingenieur-Examen nur noch die nächste beste passende Gelegenheit abwarte, um sich als Retter der Gesellschaft vorzustellen. Sie kannte die heutigen Menschen gerade genug, um zu wissen, daß man die beliebten maßgebenden Kreise auf dem Weg des geselligen Vergnügens im großen Stil leicht für Alles in Bewegung zu setzen vermag. Daher hatte sie ihre Villa zum goldenen Haus der höheren Geselligkeit gemacht, in welchem ein Fest das andere todt hetzte. Sie wußte tausend Anlässe zu ersinnen, tout Dresde darin zu vereinigen, jedem Geschmack etwas Verlockendes zu bieten, jeder herrschenden Richtung zu huldigen, der einflußreichen Localberühmtheit ein blendendes Relief zu geben und Groß und Klein sich zu verbinden. Die Virtuosität, mit welcher sie die schwere Kunst der Repräsentation auszuüben verstand, bewirkte, daß eine angenehme, wohltemperirte Stimmung für Alle den gastlichen Räumen des „goldenen Hauses" eine eigenartige Anziehungskraft verlieh. Und doch hatte dies

Alles nur den einen Zweck, den jungen Erich in Scene zu setzen. Was dessen Vater betraf, so erschien derselbe dabei nur als eine Art Prinz-Gemahl der souveränen Königin der Feste seines Hauses. Er hatte auch gerade genug zu thun, sein ungeheures Vermögen im werbenden Kreislauf der Güter zu erhalten. Das bischen Zeit, welches ihm diese verantwortungsvolle Beschäftigung noch ließ, verbrauchte er redlich dazu, monopolistische Pläne für Erichs Zukunft zu schmieden und diesen nach und nach auf seine welterschütternde Finanzmission vorzubereiten. Und wie herrlich weit hatten's die lieben Eltern mit ihrem erzieherischen Paroxysmus gebracht! Dahin — daß Erich in ihnen bereits seine ennemis naturels erblickte. Während der Volksmund in seiner trivial-tiefsinnigen Weise ihm nachrühmte, daß er in der Wahl seiner Eltern hervorragend vorsichtig gewesen sei, verließ ihn Tag und Nacht der peinigende Gedanke nicht, daß er sich tausendmal wohler fühlen würde als Sohn der nächsten besten braven Handwerkerfamilie. Da hätte es doch eine Möglichkeit für ihn gegeben, sich heraus, vorwärts, empor zu arbeiten. Er empfand undeutlich, daß das eine Lust gewesen wäre; um so deutlicher empfand er — die ganze Unlust der Lage, in die ihn seine Geburt versetzt hatte. Für letztere sich den lieben Eltern verpflichtet zu fühlen — dazu fühlte er zu modern; gedankt hätte er ihnen für Alles, was sie dem werdenden Menschen thaten — wenn es darnach gewesen wäre, aber da er anfing, sich als den hin und hergeworfenen Spielball ihrer pädagogischen Schrullen vor sich selbst zu entlarven, als das naturwissenschaftlich stigmatisirte Wunderkind, das im Boudoir der Frau Mama die Gesellschaft hypnotisirte, morgen als der selbst registrirende Patent-Monopol-Automat, der neben den Geldschränken in der Schatzkammer des Millionen-Vaters figurirte, da er gar keinen blutwarmen Herzenszug der Freude an seiner angeborenen Natur, sondern nur eitle Absichtelei und Streberei mit der dressirten Gliederpuppe gewahr wurde, da hieß Alles begreifen — Nichts verzeihen, und ein ingrimmiger Drang, sich dagegen aufzulehnen erfaßte ihn. Aber er raffte sich nicht auf und rannte auch nicht davon, denn ganz mild und mollig, aber unwiderstehlich, hatte ihn immer wieder, ehe er sich's versah, der paktolische Strom des Wohllebens, die sanfteste aller Gewalten, erfaßt und allen Widerstand in seinen wollüstig schmeichelnden Wellen ersticken lassen. In einem Punkte jedoch hatte sich Erich frei gemacht: er hatte sich, um für's Examen ungestört „ochsen" zu können, ein einfaches Gartenhaus auf dem Neustädter Elbufer gemiethet. Im „goldenen Haus" der Frau Vendalburen gab es natürlich nur stilvoll eingerichtete Prachträume; ein blauer Musiksalon mit Kuppel und mattrosa Oberlicht, in welchem der Gral- und Parsifalcultus betrieben wurde; eine Bibliothek ganz in Goldleder und Holz, — selbstverständlich werthvollste Schnitzereien, Intarsien, echte Glasmalereien, — hier wurden Vorlesungen und litterarische Symposien veranstaltet; dazu die schönen Räume der Gemäldegalerie, eine Tribuna mit den Perlen der Sammlung, ein Makart-

Salon, ein Böklin-Zimmer, eine Gabriel-Max-Nische, eine Secessionisten-Ecke u. s. w. Frau Vendalburen hatte ihren besonderen Schopenhauer-Fauteuil, einen Helmholz-Faullenzer, eine Nietzsche-Chaiselongue . . . Eines Tages fand sie auf einem dieser Möbel in ihrem Goethe-Winkel einen Zettel mit folgenden Zeilen von Erichs Hand: „Goethe hatte nur Holzsessel in seinem Arbeitszimmer . . . und zu einem Besucher, der sich über diese Einfachheit überrascht zeigte, sagte er: ‚Bequemlichkeit ist ganz gegen meine Natur. Eine reiche Umgebung hebt mein Denken auf, versetzt mich in einen passiven Zustand. Ich glaube, Pracht, Eleganz ist Etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.‘ Da ich in diesem Punkt genau wie Goethe denke, wirst Du begreifen und mir nicht verübeln, daß ich mir eine Privatwohnung gemiethet und Dich nicht dabei zu Rath gezogen habe. Dein Erich.“ — Als Frau Vendalburen dies las, that sie, wozu sie Talent und Neigung am meisten trieb; sie belog sich selbst, indem sie ausrief: „Der Abscheuliche! das heißt, ich hätte gerade so gehandelt!“ Aber das Garçonlogis ihres Erichs besah sie sich mit keinem Auge. Es war nur der Trieb, der Alle bändigt, wenn Erich vor der Zeit ein Junggesellenleben führte, das ihn bald zu völliger Blasirtheit führen mußte. Es hatte eine Entwerthung aller Werthe in ihm stattgefunden, die ihn Nichts, auch das Höchste, was das Leben bot, nur einen Schuß Pulver werth achten ließ. Hätte er noch frisch von der Leber weg hassen können, er hätte den Reichthum gehaßt, mehr als der explosionssüchtigste Anarchist; sein ewiges Reden war: Reichthum macht ärmer als arm; Reichthum lehrt kleiner denken als kleinlich; Reichthum ist Heißhunger in der Sättigung; er ist der Durst des Schiffbrüchigen, der Seewasser trinkt. Und hätte er sich noch so recht nach Etwas sehnen können, er hätte sich nach den Schüttelfrösten gesehnt, wie sie die Haut des Darbenden überlaufen. Aber das Weltbild seiner Lust und Unlust war, noch ehe es die Morgenröthe eines goldenen Jugendtages gespiegelt hatte, in tausend Scherben zersplittert, und aus jedem grinste ihm die Teufelsfratze des Weltekels entgegen. Das Leben erschien ihm eine zwecklose Ebbe und Flut der Sauerstoffströmung in den Blutcanälen seines Körpers; das dunkle Chaos der Reize, Vorstellungen, Triebe, Wallungen, Gedanken und Ideen, die sich in wilder Flucht an dem rothen Faden eines erdichteten Ich abhaspelten, schien ihm der Traum eines Irrsinnigen, eines Nachtwandelnden, ein Traum, dem die erquickende Hülle des Schlafes fehlte. Es war natürlich, daß Erich Todesgedanken in seinem Innern wälzte. Er vernahm ganz deutlich die Stimme: „Stirb zu rechter Zeit, also lehrt Zarathustra. Meinen Tod lehre ich Euch, den freien Tod, der kommt, wenn ich will.“ Wer hätte das dem hochgewachsenen, schlanken jungen Mann mit den geschmeidigen, aber von athletischer Muskelkraft strotzenden Gliedern angesehen? Dem stilltraurigen Erich vielleicht, wenn den überhaupt Einer gekannt hätte; aber dem laut fröhlichen feschen „Lord“ sicher kein Mensch. Aber das sind die Schlimmsten, die sich

zur letzten Abendmahlzeit lustige Gesellschaft laden und heimlich von der Tafel schleichen, wenn die Gäste gerade am ausgelassensten sind und sich's nicht träumen lassen, daß sie ihren bereits todten Wirth hoch leben lassen. Es war eine unheimliche Lieblingsvorstellung Erichs, so zu verschwinden — und wie er so vom Regen schon ganz aufgeweicht da saß, kroch der Versucher verlockender denn je an ihn heran. Ohnmacht zum Leben, raunte er ihm zu, ist noch lange nicht Kraft zum Sterben. Willst Du so lange säumen, bist Du nicht mehr so viel Rückgrat übrig hast, um aufrecht aus dem Leben hinaus zu schreiten? Gieb mir Deinen Arm, ich führe Dich bis an's Wasser, ich will Dich sogar hineinstoßen . . ." So hörte Erich den Versucher zu sich sprechen. Und da sah er sich plötzlich inmitten aller Menschen aus der Soirée bei seinen Eltern heute Abend. Sie meinten es so gut mit ihm. Nur ein Weib, ein vor Standesamt und Altar dazu bestalltes Weib, wäre jetzt noch im Stande, ihn zu retten. „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden", tröstete sich Frau Vendalburen mit Schiller. Und sie hatte sie auch schon ausfindig gemacht, diese blutarme Jungfrau; sie trug eine schilfgrüne Robe und Moosrosen im dürftigen blonden Haar. Daß ihr Vater ein verschuldeter Graf war, dem an der Börse bereits ein paar Perlen aus der neunzackigen Krone gefallen waren, verlieh der Sache einen Reiz, vor dem sich Erich jetzt wieder schüttelte, indem er daran dachte und unwillkürlich laut ausrief: „Das wäre nun so eine Rettung für's Leben! Heiliger Zarathustra, wo ist dein höherer Mensch, dein Adelsmensch, der Uebermensch?! Wenn es mir nicht mehr vergönnt sein soll, ihn auf Erden zu sehen, so laß mich mit „eigenen Flügeln in eigene Himmel" fliegen, mich verlangt nach Ewigkeit!"

Der fortdauernde Regen that das Seinige, Erich in seinen auf die Verneinung des Willens zum Leben gerichteten Gedanken zu bestärken. Solch ein Regen kann Steine erweichen. Nur die Hohenzollern und die Landwehr, die ihre schönsten Siege bei Regenwetter erfochten haben, vermag er allenfalls zu Thaten anzuspornen; die andern Menschen macht er lebensmüd und mürbe. Kann doch ein Regen, der nicht aufhört, den Weltuntergang bedeuten! Und Erich's schlaffen, todestrunkenen Sinnen raunte der Regen erlösende Seelendämmerung zu; ihm war, als ob die besten, tiefstgehenden Wurzeln alles Bedenkens und Wollens schmerzlos leicht, ja fast wohlthuend vom Lebensgrund gelockert und aus ihm hinausgespült würden, als ob das immer Ungestillte, Unsichtbare eingelullt im seligen Gefühl des Zerfließens und Vergehens jetzt zur Ruhe kommen sollte. . . . Wahrhaftig, nur ein Kleines blieb ihm dazu noch zu thun: die paar Schritte an's Brückengeländer, der Schwung über dasselbe . . . Er dachte und sah es vor sich und mußte hell auflachen, weil ihm dabei die reine Jungfrau einfiel, die ihn doch retten sollte. Wie spricht doch Zarathustra? „Euer Eheschließen — seht zu, daß es nicht ein schlechtes Schließen sei! Es ist ein großes Ding, immer zu Zweien sein." Aber

dazu gehören Zwei! Ich hab an mir zu viel und nicht genug —, also Schluß!"

Indem sich Erich aufrichtete, um vielleicht zu thun, was er sich nicht länger überlegen wollte, huschte in Nacht und Regen ganz plötzlich eine Gestalt an ihm vorüber. Aus dem Dunkeln in's Dunkele — ein flüchtiger Blitz. Aber wenn er sie nur in der Augenblickshelle eines zitternden Gaslichtstrahls wahrgenommen hatte, seine Blicke jagten wie Spürhunde hinter ihr her — er wußte nicht, warum. Es war ein weibliches Wesen auf der Flucht, wie es schien, vor Verfolgern. Aber so weit das Auge reichte, kein solcher zu sehen. Schlank war sie, anmuthig, soviel ließ das Licht der zweiten, dritten Gaslaterne, das sie passirte, eben noch erkennen, und blutjung; Füßchen wie diese mit zarten Knöcheln, die so elastisch und sicher von Stein zu Stein springen, das haben nur die Gazellen und die jungen Mädchen. Jetzt hält sie plötzlich inne und blickt scheu um sich; dann ein paar hastige Schritte und wieder Halt, wie unschlüssig, und so noch einmal und noch einmal, und dann resolut links um auf die Brücke zu ... Da zuckt's mit einem Mal durch Erichs Gehirn: „Das ist ein unglückliches Geschöpf, das sich von der Albertsbrücke in's Wasser stürzen will. Es steht statistisch fest, daß sich alle vierzehn Tage ein Individuum von irgend einer Dresdner Brücke in die Elbe stürzt. In den letzten vierzehn Tagen ist es zufällig Keinem eingefallen: die Statistik rast, sie muß noch heute Nacht ihr Opfer haben. Soll's das arme Mädel sein? Verliebt, verführt, verlassen natürlich. Der ganz gewöhnliche Weg jungen Mädchenfleisches — da werd' ich mir doch einmal erlauben, der Statistik ein Schnippchen zu schlagen. Schicksal, ich vermesse mich, Dir in's Rad zu fallen. Vorsehung, ich bitte tausend Mal um Verzeihung, aber wenn's wirklich an dem ist . . . Wo ist sie? Aha dort, etwas über den ersten Brückenpfeiler hinaus, wahrhaftig, jetzt steht sie still, sie ringt die Hände, nein, sie wirft den Mantel ab, was? noch mehr? Die will ganz sicher gehen . . . das heißt untergehen, nicht etwa von den Röcken getragen werden . . . Holla, mein armes Kind, da ist's die höchste Zeit . . ."

Rascher, als er dies Selbstgespräch gemurmelt hatte, war Erich, mit einem Schlage ganz That- und Willenskraft, zu der Treppe gerannt, die zum Ausladequai hinunterführte. Noch einmal spähte er nach der Unbekannten und sah, wie sie im schimmernden Nachtgewande — so schien es ihm — sich auf's Brückengeländer schwang. Da — fünf, sechs und mehr Stufen auf einmal nehmend, war Erich in eben so viel waghalsigen Sätzen auch schon unten; Hut, Regenmantel, Frack und Weste flogen links und rechts nur so weg, er selbst gerade in den Fluß hinein und auf die Stelle los, wo die stumm ohne Aufschrei gerade ab von der Brücke herniederstürzende Mädchengestalt just in dem Augenblick im Wasser aufschlug, als er nach energischem Anlauf per Kopfsprung nach vorwärts in die Flut tauchte. Er war ihr mit voller Geistesgegenwart schnurgerade entgegen-

gesprungen, die Strömung mußte sie ihm vollends zutreiben. Und nun galt es, sie von der Seite oder vom Rücken her zu haschen, und das mußte rasch geschehen, ehe noch ein Strudel sie erfaßte. Der von den ausgiebigen Schneefällen und Regengüssen hoch angeschwollene Strom schoß mit verdoppeltem Gefäll und unwiderstehlicher Wucht zwischen den Brückenpfeilern schäumend dahin, drückte hier Alles in die Tiefe, schlang es dort gestaut in sich zurück und trieb es in wirbelnden Kreisen spiralförmig herum. Da war kein Verlaß auf Suchen und Haschen, und der beste Schwimmer konnte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, sich gegen die elementare Gewalt in der Brustlage zu behaupten. Und auf wie lange? Es war ein furchtbares Entweder — Oder nach Secunden gezählt. Aber die Berechnung Erichs war richtig gewesen: der erste Widerstand, auf welchen er unter Wasser stieß, waren ein Paar weiche Arme, die ihn krampfzuckend ankrallten. Erich besaß so viel Kaltblütigkeit, daß er sich bei dieser Berührung, die ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, gleichzeitig über sein gelungenes Calcül freuen und mit vollster technischer Sicherheit schulmäßig exact alle Vorsichtsmaßregeln in Anwendung bringen konnte, die in dem vorliegenden durch die ungünstigen Umstände erschwerten Fall einzig und allein zur Rettung zu führen vermochten; da es ihm nicht möglich war, mit dem von ihr umklammerten Arm den Leib der Unglücklichen zu umfassen, so drückte er, immer Wasser tretend, sie mit aller Gewalt von sich, um sich selbst die volle Freiheit der Glieder zu bewahren, wickelte das lange aufgelöste und dichte Haar des Mädchens so fest um seinen linken Vorderarm, daß ihr Kopf auf denselben wie auf eine Rolle zu liegen kam, und schob sie, die an seinem gesteiften Arm wie an einer Rettungsstange schwebte, vor sich her dem Ufer zu. Obschon dasselbe ganz nahe war, so war es doch ein heillos schweres Stück Arbeit, es zu erreichen. Kaum hatte er sich und seine zitternde Last aus einem Strudel glücklich herausgerungen, so zog sie ein neuer Fluttrichter in seine gefährlichen Kreise, oder die veränderte Strömung trieb sie wieder vom Ufer ab. Erich mußte seine ganze Kraft darauf verwenden, sie Beide über dem Wasser zu halten, und als er, um sich in der richtigen Schwimmlage zu behaupten, eine Drehung vornahm und den ermatteten linken Arm ein wenig beugte, da geschah es, daß der Körper des todtgeängsteten Mädchens auf den seinen anprallte und jenes von der Erstickungsnoth den Ertrinkenden eingegebene krampfartige Umschlingen stattfand, welches schon den besten Schwimmern bei ihren Rettungsversuchen den Tod gebracht hat. In diesem Fall giebt es nur ein probates Mittel, — Erich zögerte es anzuwenden. Er fühlte das noch lebenswarme athmende Wesen an seiner Brust, fühlte das mit dem Tod ringende Herz an seinem Herzen pochen, und es überkam ihn wieder das Sterbenwollen. Am Ende mußte ja doch die Statistik Recht behalten, und hatte er nicht selbst eben erst mit dem Sensenmann geliebäugelt, nun faßte ihn die knöcherne Faust, ein kurzer Griff, dann war's

vorbei, ein einziger unangenehmer Augenblick, Athemnoth und entsetzliches Hämmern an die Schläfen, als ob die Hirnschale zerspringen müßte; der Strudel hat sie Beide nach unten gerissen, die Wasser gurgeln, Erich fühlt Alles, wie es kommen muß, wie er's schon einmal durchgemacht hat auf hoher See; das Letzte war ein wunderbares Leuchten wie Sonnenschein auf grünen Matten, himmlisches Klingen und Tönen, damals war er allein, und jetzt fühlt er Alles doppelt, das Vergehen zweier Leben, das Verhauchen zweier Seelen ineinander —, er und sie werden Eins und Nichts in demselben Moment ... Aber wer ist diese sie? wer? ich will es wissen, sie sehen, sie soll leben, ich will's! Und blitzschnell, wie sie gekommen, war die Anwandlung vorüber, ein Ruck, ein Zusammenraffen, — aber er kann nicht los von ihr, sie krallt sich krampfhaft ihm in's Fleisch, sie zieht ihn hinunter in's Verderben, da greift er kaltblütig und klar, wie er wieder geworden, zu dem probaten Mittel: ein Schlag, so wuchtig er ihn führen kann, auf ihr Genick, und sie ist betäubt, die schlaffen Glieder geben ihn frei, aber da hat er sie auch schon wieder umfaßt und arbeitet sich mit ihr empor. Das Alles war das Werk von ein paar Minuten gewesen, aber sie waren bereits den Strom hinuntergetrieben bis zum Gondelhafen am Fuß des Belvedere. Hier, oder überhaupt nicht mehr, hier, wo verschiedene Treppen in den Fluß hinabführen, muß Erich das Ufer gewinnen, er macht eine letzte gewaltige Kraftanstrengung, zum Glück kam die Strömung, die an die Quaimauer drängt, ihm hilfreich zu Statten, er fühlt eine Stufe, noch eine, er faßt festen Fuß, er athmet tief auf, richtet sich aufrecht in die Höhe und springt, die Ohnmächtige wie ein Kind auf beiden Armen tragend, das Ufer hinan. Das Erste, was er sah und hörte, war eine von der Augustusbrücke herrumpelnde Nachtdroschke. Die schickt der Himmel — war Erichs Gedanke. „Halt!!!“ So angerufen, mußte der Kutscher halten. Erich riß den Wagenschlag auf: „Um's Himmelswillen aussteigen, meine Herrschaften! Es handelt sich um ein Menschenleben!“ Drei Herren und eine Dame wickelten sich aus dem Fahrgehäuse und waren ganz verdutzt ob des Anblicks. „Sie verzeihen, aber force majeure,“ sagte Erich und hob das ohnmächtige Mädchen in den Wagen. „Ich bin Arzt,“ sagte der eine von den zwei Herren in mittleren Jahren, „wenn ich helfen kann.“ „Kommen Sie mit,“ rief Erich, „ich will's Ihnen fürstlich lohnen.“ „Bitte, recht gern, und vor allen Dingen hier mein Ueberzieher. . . . „Während er denselben rasch auszog, fanden sich die anderen ermittirten Insassen der Droschke auch in die Situation, und der eine, ein Gigerl, das zuerst etwas von „pyramidaler Zumuthung“ gemurmelt hatte, wollte nicht an Großmuth zurückstehen und bot sofort auch sein kurzes Ueberzieherchen an, ebenso sein Begleiter seinen Kaisermantel und dessen Dame ihren warmen, weichen Blaufuchspelz für das arme, verunglückte Geschöpf. „Es thut Nichts, wir haben ja Schirme ...“ meinte sie. „Das reicht für's Erste,“ rief der Arzt aus der Droschke heraus, und: „Ich werd's

Ihnen nicht vergessen,“ setzte Erich hinzu und dann: „Nun, Kutscher, in die Leipziger Vorstadt, Oppellstraße — so schnell's geht! Ich bezahle das Happel, wenn's drauf geht!“ Und die Droschke sauste so schnell, wie eine Droschke sausen kann, der Augustusbrücke zu.

IV.

Es war viel Wasser die Elbe thalab geflossen seit jener abenteuerlichen Thauwetternacht, in welcher Erich sich die vollwichtigsten Ansprüche auf die Rettungsmedaille erworben hatte. Der Sommer war in's Land gezogen. Ueber dem anmuthigen Elbflorenz webte der volle Licht- und Blüthenzauber eines nicht endenwollenden Juninachmittags; Alles, was Odem hatte, freute sich des Lebens, die ältesten Leute sonnten und vergnügten sich — und Frau Vendalburen kam auf den nie bisher gehegten Einfall, Erichs Garçonwohnung einen Besuch abzustatten. Sie mußte übrigens diese mütterliche Regung für eine ihres persönlichen Ansehens so unwürdige Begebenheit erachten, daß nicht einmal ihr Kutscher und Kammerdiener darum wissen durften. Auf dem Rückweg von einer mehrstündigen Fahrt durch die Dresdner Haide ließ sie am Linke'schen Bad plötzlich halten, stieg aus und befahl dem Rosselenker wie dem Shawlträger, die sich Beide durch tadellosen Hinterkopfscheitel auszeichneten, in pferdeschonendem Tempo ohne sie nach Hause zu fahren. Augenscheinlich mußte Frau Vendalburen nach dem neuesten Stadtplan oder durch mündliche Beschreibung sich über die Oertlichkeit ganz genau unterrichtet haben, denn kaum war der elegante Landauer ihrem Gesichtskreis entschwunden, so ging sie der Diakonissen-Anstalt entlang, zuerst schnurstracks der Elbe zu, bog, ohne zu schwanken, hier in die richtige Seitengasse rechts, dann dort in die ebenso richtige links und gelangte so rasch auf dem kürzesten Wege zu einem lauschigen Pförtchen in epheubewachsener übermannshoher Gartenmauer, wo sie mit ausgestreckter Hand sich's noch einmal zu überlegen schien, dann aber energisch die Glocke zog. Der Bruder Pförtner, der ihr sofort öffnete, war Erichs Diener Anton, dem man die beneidenswerthe Stellung eines Factotums in einer eleganten Junggesellenwirthschaft am wohlgepflegten Aeußeren auf den ersten Blick ansah; die Unterwürfigkeit und Discretion gegenüber selbst Allem, was herrschaftlich auftrat, die Hochnäsigkeit und Abweisung in Person gegen alles übrige — Civil. Wenn der bekannte Blitz aus heiterem Himmel vor ihm eingeschlagen oder wenn ein veritables Krokodil in Lawn-tennis-Costüm ihm eine Visitenkarte entgegengestreckt hätte, Anton hätte nicht überraschter sein können, als durch das unvermuthete Auftauchen der Frau Vendalburen. Aber kein Zeichen des Erstaunens lief über die aschgrau-faltenlose ausrasirte Schauspielerlarve, die so spiegelglatt und fettig glänzte, wie der Parquetboden eines frisch gewichsten Ballsaals. Mit der aller Neugier baaren ganz selbstverständlichen Dienstbeflissenheit eines Kammer-

dieners, den sein Herr eben zum siebenten Mal an einem Vormittag hereingeklingelt hat, frug er, sich verbeugend, mit lakaienhaft gedämpfter Stimme:

„Die gnädige Frau befehlen?“

Frau Vendalburen fragte gar nicht erst, ob ihr Sohn zu Haus wäre; sie schien vom Gegentheil unterrichtet und nur, damit der Diener wisse, wie er sich zu verhalten habe, sagte sie kurz: „Ich will mir Erichs Wohnung einmal ansehen.“ Anton nahm diese Erklärung mit einer Respectsverbeugung und Mienenspiel so auf, als ob in den anderthalb Jahren, die Erich hier wohnte, Frau Vendalburen absolut zu gar keiner anderen Stunde auf diesen Gedanken hätte verfallen können als gerade jetzt, und schritt die Wege weisend voran. So wenig Erichs Mutter in diesem Augenblick zu schwärmerischer Natur- und Kunstbetrachtung aufgelegt sein mochte, sie mußte doch, überwältigt von der leuchtenden Rosenpracht, in die sie plötzlich eingetreten war, unwillkürlich an Klingsors Zaubergarten und Blumenmädchen denken. Und inmitten dieser die daseinsfreudigste Stimmung athmenden Farbenidylle lag die kleine Villa, ein im Geist Palladios ausgeführter Rundbau, der jedes halbwegs classische Gemüth sofort ganz italienisch anmuthete. Die Terrassenanlage mit Freitreppen zu beiden Seiten und der offenen Vorhalle machte jenen südlichen Landhäusern so eigenen Eindruck des Offenen, Gastfreundlichen und gesellig Heiteren, der unmittelbaren Lebensberührung mit der Natur. Und daran schlossen sich helle, prächtige Räume mit reicher Holzverkleidung der unteren Wände, traulich und wohnlich anheimelnde Gemächer, die sich ringsherum um einen geräumigen, kuppelbedeckten, von Oberlicht erhellten Mittelsaal gruppirten. Alles einfach, edel, vornehm, im Kleinen die bewußte Großheit des Stils nicht verleugnend. Wenn irgendwo, so hätte hier für einen geschmacklosen Besitzer die Gefahr nahe gelegen, sich an dem ruhig harmonischen Ausklingen dieser Poesie des Raumes zu versündigen und durch Vollstopfen mit modischem Krimskram das schönheitverklärte Ganze in Grund und Boden zu verunstalten. Dies hatte Erichs feiner Sinn glücklich vermieden, wollte er doch dem gedankentödtenden Luxus des elterlichen Heims entrinnen! Als er diesen Rosentempel miethete, sagte er zu sich: „Das hat der große Baukünstler wohl für ein glücklich liebend Paar geschaffen und ein paar Freunde, die neidlos mit genießen können. Nun will ich's vorläufig einmal mit der Arbeit versuchen und abwarten, bis die kommt, die dazu gehört.“ Und er hatte es mit der Arbeit versucht, es waren unvergeßliche Stunden jugendlicher Werdelust gewesen; dann waren wieder andere gekommen, Tage und Wochen, Monate des sinnlosen Todtentanzes, den man das Genießen nennt, und darauf wieder der Ekel und die Lebensmüdigkeit, und Erich, der eben erst ausziehen sollte, sich das Leben zu erobern, war bald so weit, daß er es ein für allemal von sich werfen wollte. Und wenn nicht ein Wunder geschah, — aber es war geschehen, es war gekommen, in

Sturm und Regen: ein Vorbote des Lenzes, in der eisbrechenden Märznacht hatte sich das Wunder ereignet.

Indem Frau Vendalburen das Junggesellenheim ihres Sohnes durchmusterte, erlebte sie eine angenehme Enttäuschung. Es hatte sie große Ueberwindung gekostet, diesen Besuch in Erichs Abwesenheit zu machen; aber es ließ ihr keine Ruhe: sie mußte hinter das Geheimniß ihres Sohnes kommen. Seit jenem Gesellschaftsabend am 16. März, wo sie ihm beinahe compromittirend deutlich vor den Gästen des Hauses ihre Absichten mit der schilfgrünen Comtesse zu verstehen gegeben hatte, war Erich ein auffallend Anderer geworden. Er kam nicht seltener wie früher, eher öfter; aber so oft und so lange er da war, war er mit seinen Gedanken ganz wo anders. Sein Dableiben war wie eine Ruhepause zwischen zwei wichtigen Geschäftsgängen. Dem Vater Vendalburen gefiel dies plötzliche thatkräftige Auftreten, und da Erich ihm anvertraute, daß er über Nacht Lust zu selbstständiger Unternehmung bekommen habe und es sich zunächst um ein praktisches, freilich vielleicht sehr kostspieliges Experiment handle, so nahm er, der dem jungen Studenten schon einen fürstlichen „Wechsel" gewährt hatte, nicht den geringsten Anstand, seinem einzigen Erben den weitgehendsten Credit zu eröffnen. Er hatte seinem Sohn in die Augen gesehen und gar nicht weiter nach seinem Vorhaben geforscht; darüber war er ruhig: zu Bummelzwecken verlangte Erich den väterlichen Credit nicht. Ganz anders Frau Vendalburen: ihr stiegen Bedenken auf, die sie bisher nicht gekannt hatte. Daß Erich ein sehr elegantes Garçonleben führe, die theuersten Sports treibe, hie und da bei Gelegenheiten, denen ein Cavalier nun einmal nicht aus dem Weg gehen kann, auch vor hohem Spiel nicht zurückschreckte, wobei sie sogar eher wünschte, daß er verlöre, als gewönne, — dazu berechtigte, ja verpflichtete ihn sogar seine Erziehung und sein Name. Auch was den heiklen Punkt gewisser delicaterer Beziehungen anlangt, von denen eine Mutter nichts Näheres zu wissen braucht, hatte sie keine bange machenden Scrupel bis jetzt gehabt; sie dachte eben auch, Jugend müsse austoben, und Erich werde, wenn's Zeit sei, gerade so wie andere Söhne aus besten Häusern in eine standesgemäße Ehe treten. Als er aber auf den ersten deutlichen Wink in dieser Richtung sich dergestalt ablehnend rückäußerte, daß ein Weiterexperimentiren ganz ausgeschlossen schien und sich geradezu eine Kluft zwischen Mutter und Sohn aufthat, da ward ihr mit einem Mal ängstlich zu Muth, und sie konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, Erich zappele in den Schlingen eines raffinirten weiblichen Dämons, aus denen sie ihn wider seinen Willen befreien müsse. Sie hatte gerade Daudets „Sappho" gelesen, und ihre Angst wuchs von Tag zu Tag. Von Erich selbst würde sie Nichts erfahren, ihn durch Dritte beobachten oder aushorchen zu lassen oder gar Erkundigungen auf dem Wege des Dienstbotenklatsches einzuziehen, widerstrebte ihrer Natur ganz und gar, und so blieb ihr Nichts übrig, als sich selbst einmal in die Höhle des Löwen zu wagen. Ihr Besuch in der

Rosenvilla war also ein Recognoscirungsmanöver mit der ausgesprochenen Parole: cherchez la femme! Sie war ganz überzeugt, daß ihr mütterlich geschärfter Blick dort die Spuren des weiblichen Wesens entdecken müsse, und daß es ihr gelingen werde, den bösen Zauber der Unholdin zu beschwören. Die angenehme Enttäuschung, die Frau Vendalburen nun erlebte, bestand darin, daß die ganze Wohnung Erichs in Allem den Eindruck eines mit dem denkbarsten Comfort ausgestatteten Gelehrtenheims machte, und zwar eines sehr jungen Gelehrten, dessen letzte Mensur wahrscheinlich noch lange nicht die allerletzte war. Trophäen aus dem activen Corpsstudenten- und Sportsleben jeder Gattung, welche neben Modellen, Plänen und Entwürfen Schreibtisch, Staffeleien, Schränke, Mappen und Wände des Studirzimmers zierten, verschmolzen den frischen Duft des Lebens mit einem unleugbaren Ernst des Strebens. Einen Hauch dieses Wesens ihres Erich hatte Frau Vendalburen bis jetzt noch nicht verspürt. Sie fühlte eine Anwandlung von Respect, aber ihre Verwunderung war noch größer und freudiger, als sie nirgends, in keinem Winkel der Rosenvilla eine Spur leichtfertigen Umgangs, das erwartete Hexenparfüm, zu entdecken vermochte. Nicht jeder Junggeselle hält so rein, war das Schlußresümé ihrer mütterlichen Haussuchung. Einen geradezu rührenden Eindruck machte es auf sie, als sie im Schlafzimmer Erichs ein kleines Kästchen fand, äußerst werthvolle Nürnberger Arbeit aus der Zeit und ganz im Stile Jamnitzers. Es war das einzige Inventarstück von Bedeutung, das Erich aus der elterlichen Wohnung in seine neue Einrichtung mit herübergenommen hatte. Sie hatte es ihm einst zum Geburtstag geschenkt mit den Worten: „Für Deine Heimlichkeiten" und einen kleinen goldenen Schlüssel dazu. Erich hatte einen ganz gleichen zweiten anfertigen lassen und ihr an ihrem Geburtstage übergeben, indem er sagte: „Der Schlüssel zu meinen Heimlichkeiten jeder Zeit." War es Zufall oder hatte sie es immer um — Frau Vendalburen öffnete das Medaillon, das sie um den Hals trug und entnahm ihm behutsam den goldenen Schlüssel. Sie hatte ein Recht auf Erichs Heimlichkeiten, sie öffnete das Kästchen. Es enthielt Nichts als ein kleines Heft in gepreßtem schwarzen Leder mit der Aufschrift: „Tagebuch."

Mit hochklopfendem Herzen nahm Frau Vendalburen das kleine Büchelchen an sich, das, wie ihr flüchtiger Blick ihr zeigte, nur wenige beschriebene Seiten enthielt. Sie setzte sich, von dem leisen Schauer banger Erwartung erfüllt, in der Veranda, die aus dem Schlafzimmer in den Garten führte, nieder. Es war ein lauschiger Winkel, wie erlesen, ein Geheimniß auszukosten. Nur gedämpft, wie aus weiter Ferne, drang der rastlos brausende verworrene Lärm der Großstadt herüber, durch das dunkle Laub schimmerten die Hügel mit den zahllosen Landhäusern, glänzte der Strom mit seinen belebten Brücken, sah man leuchtende Kuppeln und ragende Thürme, Paläste und Dächer und von bunter Menge erfüllte Promenaden; ein sanfter Wind trug die verhallenden Klänge einer Gartenmusik herüber, denen sich der

Duft frisch erblühter Rosen gesellte. Der die Villa einfriedigende Blumengarten mit seinen schattigen Lindenbäumen wehrte den lauten Lärm des Alltags von dieser Oase in der Großstadt ab, welche der süße Zauber des Geheimnisses umschwebte. Und das erste Geheimniß ihres Sohnes sollte Frau Vendalburen jetzt erfahren. War es ein großes Glück oder ein großes Weh? Sie mußte es wissen und las . . .

V.

15. März 1887.

Das war eine tolle Nacht. Sie zwingt mich, ein neues Leben und ein Tagebuch anzufangen.

Auf großes Ehrenwort — ich war so weit: ich wollte meine Rechnung mit dem Himmel machen. Bin ich ein so schlechter Sohn, daß ich's kalt lächelnd gekonnt hätte? Ich hätt' es gekonnt, trotzdem — nein, weil ich Vater und Mutter ehre, Vater und Mutter liebe, oder eigentlich lieben möchte — Nota bene als ein ganz Anderer . . . Aber dieser Andere, von dem ich träume, den ich immer ahnen muß und nicht fassen kann, der mir die Ruhe stiehlt wie ein Gespenst —, dieser Andere kann ich nicht werden — nicht einmal für mich am Sonntag, geschweige denn für die Alltagswelt und was auf ihr lebt und webt. Das ist der Haken, an den ich mein bischen Existenz hänge so gleichgiltig wie einen alten Hut.

Zunächst aber heißt's — Leben. Ich habe ja ein Menschenleben gerettet; das heißt die Rettung eingeleitet. Vorläufig hat das arme Mädel 41,2 Temperatur; es kann ein „schöner“ Typhus werden, meint der Medicinmann.

Aber eine herrliche Nacht war's doch — von dem Moment an, da sie wie ein Meteor aus Regen und Nacht tauchte. Wie das arme Wurm von der Brücke sprang und ich ihr nach in's Wasser turnte —, wie war mir da mit einem Mal geschehen?! Und erst als ich in dem Gischt, Gegurgel und Gerudere da unten ein paar weiche Glieder zu packen kriegte — Herrgott, das Gefühl vergesse ich in meinem Leben nicht! Ich weiß, was Wollust ist, und welche Schauer Einen überlaufen können, aber es kommt Alles auf die Mischung an — das war ein Wollustschauer eigner Art. Und dann der Augenblick zwischen Leben und Tod. Jeder Augenblick ist nur der Punkt, wo der Weg von der Wiege und der Weg bis an's Grab, wo Leben und Sterben zusammenstoßen, aber fühlen muß man beide, die warme und die eisige Hand, die zugleich an's Herz greifen. — Aber das Schönste kam erst: wie ich die Triefende aus dem Wasser trug, da hab' ich dich vollauf gekostet, mit fiebernden Athemzügen eingesogen — du dionysisches Lebensgefühl des olympischen Siegers! Pfui, was mach' ich für große Worte über das bischen Apportiren aus dem Wasser! Es war eine Kette von ganz fidelen Erlebnissen — Alles miteinander. Wer mir z. B. gesagt hätte, daß ich mich noch einmal so tugend-

sam und zweifelsohne an einer Nachtdroschke erfreuen würde? Die Freude über den menschenfreundlichen Arzt, der gleich mitfuhr . . . und die erst über die guten Luschkas! Dafür, daß die alten Leutchen einmal meines Vaters weiße Sklaven waren — recte den Hausmannsposten versahen — komme ich mitten in der schönsten Wintermitternacht und poche an ihr Altersversorgungs-Sanssouci auf der Oppellstraße: „Aufgemacht! Heraus aus dem Bett und den warmen Platz der halben Leiche da eingeräumt!“ Und darüber freuten sich die guten Seelen unbändig, fragten nicht lange, und die alte Luschka that, als ob die Kleine ihr Enkelkind wäre. Wie das Wurm im weichen Linnen lag, der Arzt hatte die Bewußtlose nach allen Regeln behandelt, behorcht und beklopft und das gerettete Leben, aber auch das hohe Fieber constatirt, da sah ich sie zum ersten Mal bei Licht und — heiliger Zarathustra! das war ja der „süße Fratz“ vom Bahnhof in Freiberg! Das war eine so packende Ueberraschung, daß ich Alles um mich vergaß, mich am Bettrand nieder und über sie warf und sie mit Küssen bedeckte wie einen todtgeglaubten, plötzlich wiedergefundenen, herzigen Schatz. Nun war mir auf einmal klar, warum ich Dich retten mußte . . ., ich blöder Thor, der dem schnöden Skat mit tantième-geschwängerten Aufsichtsräthen fröhnte, während Du im Nebencoupé die Beute eines verthierten . . . Taucht unter, ihr Gedanken! Das braucht Niemand zu wissen. . . . Du bist wiedergeboren . . . zu neuem Leben. „Nicht wahr, Doctor, sie wird leben?“ fragte ich den Arzt, der ergriffen wie die alten Luschkas meiner Gefühlsexplosion zugesehen hatte. „Dazu ist entschieden Hoffnung vorhanden,“ erwiderte er zuversichtlich, gab die nöthigen weiteren Anordnungen, und damit war die Sache im richtigen Geleise. Daß ich kein Undankbarer sein würde — brauchte ich den ci-devant Hausmannsleuten nicht erst noch zu versichern. Wir konnten der Ruhe und ihrer Pflege die Kleine getrost überlassen . . . und so bestieg ich mit dem Doctor die Nachtdroschke, deren Pferd sich verschnauft hatte, während der Kutscher einige Kümmel genehmigte, brachte den Arzt vor seine Wohnung in der Eliasstraße und fuhr heim.

„Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ Nehm' mir's kein Mensch übel, daß ich den ehrwürdigen Kaiser Wilhelm citire, aber seine Weltanschauung lag mir in dieser Nacht zum ersten Mal näher als die der Firma Kraft und Stoff, nach welcher alles Geschehen nur der zwecklose Ablauf eines nach mechanischen Gesetzen erfolgenden Stoff- und Kräftespiels sein soll. Nun aber heißt's für mein achtzehnjähriges Kind sorgen. Der „süße Fratz“ soll's gut haben! Wenn nur erst der vom Arzt verordnete „schöne Typhus“ überstanden wäre!

19. März.

In Freiberg gewesen, die „lahme Tante“ im Stadtgrabengäßchen ordentlich in's Gebet genommen. Der Schrecken fuhr ihr in alle Glieder,

selbst in das lahme Bein. Zu ihrer Ehrenrettung sei's gesagt, daß sie nicht gekuppelt hat; sie ist eben auch beschwindelt worden. Sie kann gar nicht glauben, daß es so schlechte Russen giebt. Ich habe ihr klar gemacht, daß das so zu sagen auch nur Menschen sind. Der Caviar-Graf hat der ehrsamen „Stellmacherswittib“ einen Schreibebrief von einem sarmatischen Onkel mit Postscriptum von einer Tante in Dresden vorgewiesen, in welchem das edle Paar dem gräflichen Neffen, der sich zu einer Tochter des Volkes herablassen wolle, Aufnahme und Fürsprache bei den gestrengen Eltern irgendwo am Ural verspricht. Magda, so heißt der „süße Fratz“ solle unter ihrem Dach und Schutze wohnen bis . . . O dieses vermaledeite bis! Auf diesen faulen Leim sind die Alte und Kleine gegangen. Es war kein Heldenstück, Octavio! Der elende Kerl hat Magda natürlich in ein Hôtel geschleppt, betäubt, hypnotisirt und . . . Na, dafür werden wir ihm noch einmal auf's Juchtenleder knieen. Was muß das arme Ding ausgestanden haben, bis sie in Nacht und Nebel in's Wasser ging! Sobald sie transportfähig ist, bringe ich sie in den Stellmacherswittwe-Wigwam nach Freiberg zurück. Es darf gar nicht ruchbar werden daß sie fort war. Nachher verfaßt die lahme Tante einen Brief an Magdas Mutter, das Mädel sei krank gewesen und habe nicht gewollt, daß Vater und Mutter sich ihretwegen ängstigen, oder sonst was dergleichen. Sie wird sich schon einen „Behelf“ machen, wie sie mir versicherte. Ich habe „Schwipps“ in alle Details eingeweiht. Er schlug Lufthiebe vor Wuth und Verwunderung und rief fortwährend dazwischen: „Siehst Du! das habe ich ja vorausgesagt.“ Auch daß sie von der Albertbrücke in die Elbe springen und ich sie herausziehen werde . . . hatte er Alles vorausgesagt. Und jetzt wollte er eine „Corpshatz“ auf die dortigen Russen in Scene setzen. Es kostete große Mühe, ihm dies commentmäßig gebotene Blutvergießen auszureden. Endlich sah er ein, daß die Sache thunlichst vertuscht werden müsse; er unternahm die Instruirung der Füchse, die Magda vom Tanzverein her kennen konnten, und wer sonst noch etwa um die Geschichte wisse, wie der rothe Packträger und die „Mastkuh von Dienstspritze“, dem braucht ja nur das Maul gestopft zu werden.

A propos — die lahme Tante hat allerlei confuses Zeug von einem gewissen Feldmann geschwatzt. Kreuzbraver junger Mann, arm wie eine Kirchenmaus und verliebt bis auf die Knochen — in Magda natürlich. Viel zu schüchtern, was zu sagen, hofft nur wie auf den Himmel und seufzt einstweilen. Magda wäre ihm gewiß gut, wenn er nur selbstbewußter aufträte. Aber natürlich, so ein armer Schlucker, wo soll der Muth hernehmen. Vorläufig beschränke er sich, um nur in einer Art Fühlung zu bleiben, darauf, als Heizer mit Magda's Bruder Hans, dem anerkannt forschesten Locomotivführer der ganzen Staatsbahn, zu fahren. Die Sache geht mir im Kopf herum; vorläufig ist es ein ganz unklares Gefühl wie ein dicker Kopf vor dem Ausbruch des Schnupfens, aber ich werde den schüchternen Socialdemokraten — um so besser, wenn er's noch

nicht sein sollte — ausfindig machen und ihn mir auf seine Toggenburger-Gefühle für Magda einmal gründlich besehen.

21. März.

Das Hôtel hab' ich nun auch heraus: Victoria-Hôtel. Haus allerersten Ranges, sehr beliebte erste Nachtstation für vornehme Hochzeitsreisende. Zweite Etage, Ecke Seestraße und Promenade — denke ich mir den Locus delicti. Scenerie: Großer Salon, links Schlafzimmer mit zwei Betten, rechts Schlafzimmer mit zwei Betten. Dieses Apartement war von russischem Onkel und Tante gemiethet worden, die ihre jungen Verwandten am Bahnhof in Empfang nahmen. Das Opferlamm wurde natürlich bei der Tante installirt, und nach einem opulenten Souper mit berauschenden Getränken fand zuletzt eine der drastischen Verwechslungen statt, mit welchen Boccaccio die lüsterne Lesewelt so köstlich zu unterhalten weiß. Am anderen Morgen verduftet zuerst der Caviar-Graf, dann der gemiethete Onkelinski sammt Schlepptante, und — nun denke sich Einer die Qualen aus, die das arme, gottverlassene, mit Füßen getretene und geschändete Wesen da oben unter wildfremden Menschen, von frechen Späheraugen umlauert, erdulden muß vom ersten Augenblick des Erwachens an bis zu der mitternächtlichen Stunde, wo es ihr gelingt, unbeachtet über den Corridor die zwei Treppen hinunter an der Portierloge vorbei in's Freie zu gelangen! Im Vergleich damit sind die Leiden in Dantes Inferno doch blos Hühneraugenschmerzen. Und wie tapfer sich die Kleine im Zusammenbrechen gehalten hat! Abends hat sie unter dem Vorwand, mit den Verwandten für morgen anderwärts ein Rendezvous verabredet zu haben, die Rechnung verlangt und — den ganzen Schwamm mit ihren Habchen und Papchen bezahlt. Der russische Onkel hatte zwar Alles auf seine Nummer schreiben lassen und versichert, er komme bis morgen früh zurück, aber der „süße Fratz" zählte seine paar Gräten zusammen, und da es gerade langte, meinte sie, es wäre nur, wenn der Onkel vielleicht doch nicht so bald wiederkommen sollte. Die kleine Heldin! Es giebt noch keine Medaille für bezahlte Rechnungen, dafür müßte sie erfunden werden.

Und das Alles ist keine sensationelle Romanerfindung von mir, auf die ich mir was einbilden könnte, sondern echtes document humain. Das Victoria-Hôtel hat keine Geheimnisse vor mir, ich habe nicht umsonst im sogenannten „Keller" des Hauses ganze Nächte mit Cavalieren verspielt. Gestern habe ich zur Abwechslung einmal dort dinirt, das Lesezimmer unsicher gemacht, den Portier ausgehorcht, mir Wohnungen auf allen Etagen für etwaige unterzubringende Bekannte zeigen lassen und die Kellner angezapft, bis ich den richtigen erwischt hatte. Den habe ich gesprächig gemacht, aber sehr. Es war mir zuletzt ein Leichtes, Magdas Koffer herauszukriegen. Sie hat ihn noch selbst gepackt und zugeschnallt, ich habe ihn im Triumph zu Luschkas gebracht.

Der arme Fratz ist noch immer „merschtendeels nicht recht bei sich", wie Mutter Luschka sagt. Jst's zu verwundern, daß sie ein Nervenfieber hat?! Und der Arzt findet Alles in schönster Ordnung. Jch bin ihm rasch gut geworden diesem braven Medicinmann. Er strahlt ordentlich eine Heilkraft aus, die mehr werth ist als ein Dutzend Apotheken. Es ist Alles Ruhe und Sicherheit an ihm, klares Anordnen, nachhelfende und vormachende Hand. Dem Mann baue ich eine eigene Klinik für arme Kinder, wenn ich ihm noch lange zusehe. Warum nicht, wenn's ihm und der Welt zu Nutz und Frommen ist? Wozu mein Vater so viel überflüssiges Geld hat, wird mir überhaupt immer klarer.

29. März.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Märchenprinz. Jch hatte Alles, was des Menschen Herz begehrt. Aber die Welt und das Leben der Menschen kannte ich gar nicht. Nun war es ein lieblicher Tag, und wie ich aus meinem Palast in der Stadt auf mein Lustschloß im nahen Park fuhr zu einem fröhlichen Gelage mit Freunden, sah ich einen gefesselten Mann, den die Häscher mit Faustschlägen und Fußtritten auf der Straße vor sich hertrieben. Jch werde den Blick nie vergessen, den der Aermste mir zuwarf: es war ein Wetterleuchten des unsagbarsten Hasses. Jch ließ halten, und mein Jäger mußte fragen, was der Mann verschuldet habe. „Er hat ein Brot gestohlen. Sein krankes Weib und drei hungernde Kinder hatten seit vorgestern Nichts gegessen. Da ging er hin und nahm ein Brot vom nächsten besten Laden weg." Jch befahl umzukehren, die Lust zum Gelage war mir vergangen . . . —.

Und wieder fuhr ich nach dem Lustschloß im verschwiegenen Hain am Goldfischteich, wo holde Frauen darauf harrten, mir den Abend mit Spiel und Tanz zu versüßen. Da tönten furchtbare Schmerzensschreie an mein Ohr. Die Häscher hatten einen Mann an den Marterpfahl gebunden und geißelten ihn, daß sein Blut in Strömen floß. Entsetzt ließ ich fragen, was sein Verbrechen? „Herr, der Mann kam vom Todtenacker, wo sie seine Frau verscharrt haben. Da begegnet ihm ein aufgeputztes Mädchen, die am Arme eines Reichen hing, der mit ihr tändelte und den Trauernden anherrschte, er solle sich aus dem Wege scheeren. Da sah der Mann, daß es seine Tochter war, die sie für todt bejammert hatten — und in blinder Wuth schlug er auf den Verführer los. Dafür peitschen ihn die Häscher, wie es sich gehört." Jch ließ umkehren, die Lust zu Spiel und Tanz mit leichtfüßigen Dirnen war mir vergangen . . .

Noch einmal fuhr ich des Weges nach dem Lustschloß in den schattigen Bergen. Diesmal wollte ich blos dem süßen Nichtsthun fröhnen, fischen und jagen. Da sah ich einen todten Mann am Wege liegen. Er war schrecklich anzusehen, ein Bettelmönch, der ihm die letzte Tröstung gegeben, deckte seine Kutte über ihn. Jch ließ fragen, was sich begeben habe.

Der Mönch gab Auskunft, er habe ihn gekannt als einen braven Menschen, der zwei starke Arme gehabt und sie gern fleißig gerührt habe. Nun habe er Arbeit gesucht, acht Tage lang vom Morgen bis zum Abend — und nicht gefunden. Da seien die Kräfte geschwunden, und lautlos, klaglos, ohne die Vorübergehenden im Geringsten zu belästigen, sei er Hungers gestorben an der Straße. — Ich ließ umkehren — die Freude am Nichtsthun war mir vergangen . . . —

Da erwachte ich, und obschon das ganze Traumabenteuer nicht speciell in China spielte, fiel mir der Spruch eines bezopften Gelehrten ein: „Auf jeden Menschen, der dem Müßiggang fröhnt, kommt ein Anderer, der den Hungertod stirbt."

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen, und sofort sah ich klar: Die ganze Morgentraumdeutweis ist kein Original: es ist die Legende von dem jungen Prinzen Sakya-Mani aus dem Stamm der Gautama (später Buddha) und ich hab sie in Barthélemy Saint-Hilaires Lebensbeschreibung Buddhas wer weiß wie lange schon gelesen. Ich bin kein Prinz, und an mir ist sicher kein Religionsstifter verloren gegangen, aber der Traum leuchtet in nächtliche Tiefen unseres Wesens, in die kein Strahl des Tageslichtes fällt. Habe ich nicht in den letzten Tagen (und notabene Nächten) die Spuren Feldmanns gesucht? Und wo? Auf der Schattenseite des Großstadtlebens wo die Weinberge liegen, in denen die socialen Wühler arbeiten. Da habe ich zum ersten Mal mit offenen Augen gesehen, was man unter die strafgesetzlich vervehmtesten Paragraphen rubricirt und was im Grunde Nichts ist als die Ausgeburt der Massenarmuth. Ich habe mich wahrscheinlich nicht weniger entsetzt als der junge Prinz aus dem edlen Hause der Gautama. Und geschämt habe ich mich erst — aber wie! Also ein gebildeter Europäer ist man, mündig gesprochen von den officiellen Verkündern der Schulweisheit — „summa cum laude" — und davon weiß man Nichts, ist seine wohlgezählten 23 Jahre mit Scheuledern und Ohrenklappen blind und taub am großen Elend vorbeigegangen — seinem mehr oder weniger blödsinnigen Vergnügen nach?! Und so machen's Alle! Und da soll's besser werden! Trotzdem? Ja, wie denn? Die höchste Weisheit der Statistik sagt: es giebt nur zwei Klassen von Menschen. Die Einen arbeiten, um zu leben —, die Anderen haben das nicht nöthig. Und wenn die letzteren zufällig gute Menschen sind, dann schenken sie ihren Brüdern, den armen Teufeln, was. Auch auf zweierlei Manier: Der Eine hat die sogenannte leichte Hand. Zu dem braucht man nur zu sagen: „Ach, schenk mir was! Dann sagt er schon: „Da hast Du Rubel!" — Der Andere schenkt auch, aber auf dem Instanzenweg. Er sagt: „Beweis erst, daß Du würdig bist, durch ein Zeugniß von Diesem, durch eine Bescheinigung von Jenem und das Gutachten des Dritten . . . Wenn Du bis dahin nicht verhungert bist, was ich nicht verhindern kann, soll Dir geholfen werden." Also Mitleid und Almosen, systemlos oder in System gebracht,

polizeilich überwacht, das ist das ganze Programm, nach welchem seit Christi Geburt gewirthschaftet wird. Ist es da ein Wunder, daß die Armen auf den neuen Messias hoffen, der ihnen die rechte Hilfe zur Selbsthilfe bringen soll?

O ich Utopist! Da wäre ich ja richtig bei Tolstoj angelangt und schwimme am Ende gar im socialistischen Fahrwasser! Da möcht' ich doch bitten! die faulen Köpfe kenne ich, die auf der Fabrik- und Handarbeit herumreiten, als ob die Denkarbeit, der Erde Salz, ein Luxusartikel wäre! Da wäre ja die ganze Welt eine Redaction, in welcher die Redacteure, die mit dem Kopf arbeiten, das Gnadenbrot äßen und der „Sitzredacteur“, der die Strafen abbrummen muß, für seine Posteriori-Arbeit auf der Gefängnißpritsche allein sein Salair zu Recht bezöge. Nein, nein! Es muß dem lieben Gott, als er die Menschheit zu lebenslänglicher Arbeit im Schweiß ihres Angesichts begnadigte, etwas Göttliches vorgeschwebt haben. Nicht gerade die Arbeit von heute. Da ist sie doch nur ein Mittel für Jeden, auf Kosten des Anderen mehr zu sein als der Andere, zum Mindesten davon zu leben, während der Andere verhungern kann. Das ist Alles noch in Sünden gethane Arbeit. Wie anders wird es sein, wenn einmal alle Arbeit nur Blüthe und Frucht ist, die auf dem Baum der Menschenliebe reift, wenn Schaffen und Weben wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen, einander die goldenen Eimer des Lohnes reichen, harmonisch all das All durchklingen? Dann ist der erste große heilige Arbeitstag auf Erden angebrochen, dann wird der Schöpfer vielleicht . . . doch der Mensch versuche den Schöpfer nicht . . . und ich will Nichts versprechen, was er nicht halten kann. Ich bin ja noch ganz nüchtern. Sollte mir die Lust zum Frühstück auch vergangen sein? Jedenfalls geht mir im Kopf herum, was der sonderbare Russe sagt: „Wer bin ich, der ich Anderen helfen will? Ich stehe des Mittags auf, verweichlicht und geschwächt durch eine beim Spiel verbrachte Nacht — habe, um mich aus dem Bett zu erheben, Dienst und Hilfe einer Menge Leute nöthig — und ich behaupte, daß ich mich um Diejenigen kümmere, die um fünf Uhr aufstehen, auf dem Fußboden schlafen, von Gemüse und Brot leben und es verstehen, Erde zu pflügen, eine Axt mit einem Stiel zu versehen, einzuspannen und zu mähen — welche an Kraft, Kunstfertigkeit, Ausdauer hundertmal stärker sind als ich — und ich bilde mir ein, ihnen helfen zu wollen. Die Bilanz eines solchen Menschen, d. h. das Verhältniß dessen, was er von den Leuten nimmt, zu dem, was er ihnen giebt, ist ja tausendmal günstiger, als meine Bilanz, wenn ich berechne, was ich den Leuten abnehme und was ich ihnen gebe.“

Ganz recht! Von heute an werde ich in der Buchführung meines Lebens dafür sorgen, daß eine andere Bilanz herauskommt. Habe ich im Traum dreimal meine Carosse umkehren lassen, weil mir die Lust am Wein, Weib und Müßiggang verekelt war, so werde ich im wachen Zustand

das Fahrzeug meines Lebens auch noch einzulenken und das Steuer so zu drehen im Stande sein, daß es einen neuen, richtigen Curs einschlägt.

31. März.

Gestern Abend endlich Feldmann ausfindig gemacht. Die „rothe Amsel“ auf der Ammonstraße war mir als das Local bezeichnet worden, in welchem er an bestimmten Abenden in der Woche sich die nöthige „Bettschwere“ zu trinken pflege. Ich verabredete mit Corpsbruder G. und Freund K., der „rothen Amsel“ einen Besuch abzustatten. Beide sind für solche Extratouren sehr eingenommen. G. ist ein ebenso genialer wie unbeschäftigter Architekt, im Kreis der Engeren auch Demolirungs-Stadtrath geheißen, weil er am liebsten ganz Dresden niederreißen oder umkrempeln möchte, ein großer Volksredner vor dem Herrn, Stimmungsmacher und Massenbreitschlager, Krakehler, wenn er gereizt wird, brütet alle nur denkbaren kunstgewerblichen Eier aus, treibt Antiquitätenhandel wie Sport nebenher und hat jedem Verleger, soweit der deutsche Buchhandel reicht, gegen Vorschuß bereits eine populäre Kunstgeschichte in zwölf Bänden versprochen. Freund K., als Corpsstudent, was man einen Dreibänder-Mann heißt, gilt gegenwärtig für einen der schneidigsten Journalisten, dessen kritische Feuilletons mehr gefürchtet sind, als Falbs kritisch'ste Tage. Beide haben sich schon oft an den Unordnungsparteien gerieben und hofften, in der „rothen Amsel“ auf gute Bekannte zu stoßen. Wir machten uns so schäbig wie möglich, stülpten die unverzeihlichsten Hüte auf und traten, das liederliche Kleeblatt in Person, gegen Mitternacht den Gang in die Genossenkneipe an. Unser Erscheinen machte nicht den erwarteten Effect, weil gerade ein Vehmgericht über einen Genossen gehalten wurde, der sich vielzüngigen, zweideutigen Wesens verdächtig gemacht hatte. Es war ein stürmisches, summarisches Verfahren. Die buntscheckige Gesellschaft, Arbeiter jeden Alters, fast lauter Basserman'sche Gestalten, stieß und drängte sich im Saal um das „Bureau“ herum, einen runden Tisch mit Schreibmaterial aller Art, welcher just das hohe Tribunal vorstellte. Hier wurde gerade der Stab über den Verurtheilten gebrochen — und wir machten uns schon darauf gefaßt, daß er vor unsern Augen gelyncht und als halbe Leiche auf die Straße geworfen würde und wir höchst wahrscheinlich gleich hinter her. Aber es kam anders. Der Pechvogel, er war zum Ueberfluß auch noch Schuster, ward ganz einfach als für die Genossen nicht mehr existirend erklärt; keine Hand vergriff sich an ihm, Alle traten plötzlich von ihm weg, Niemand sagte ihm, er solle die Thür von Außen zumachen, es war, als ob ihn plötzlich Niemand mehr sähe, in einem Moment plötzlicher Todtenstille schien sein Name ewigem Vergessen überantwortet zu werden, er war de facto nur noch Luft. Todtenbleich wankte er hinaus. Diese Execution imponirte uns entschieden. Aber wir hatten gar keine Zeit, unsere Eindrücke auszutauschen, denn während nun mit einem Mal die alle Sorten billigen Tabaks

qualmenden Genossen in lauter Unterhaltung sich gruppenweise den Einzeltischen zuwandten, wo Bier und Kümmel, Wurst- und Käsebemmchen den Skat würzten, waren wir als fremde Eindringlinge auch schon auf's Korn genommen und wurden sehr deutlich gefragt, was oder wen wir hier zu suchen hätten. „Wir suchen den Genossen Feldmann.“ „Den Maschinenschlosser?“ „Allemal.“ „Hat der die — Herrn hierher bestellt?“ „Sonst wären wir doch nicht hier.“ „Na, dann kommen Sie 'mal mit.“

Wir fingen schon an Aufsehen zu erregen. Mißtrauische umringten und begleiteten uns in eines der hinteren Zimmer, aus welchem der Sologesang einer jugendlichen, aber gaumigen Tenorstimme ertönte. Ein blasser Blusenmann von hübschem, nicht unintelligentem Aussehen, der Sänger, wurde uns als Feldmann bezeichnet.

Ob wir den meinten? Natürlich!

Man ließ ihn aussingen. Er trug eine Strophe aus der Arbeitermarseillaise vor, aber so falsch, daß man sie ihm kaum anrechnen konnte. Aber ein richtiger Socialdemokrat war er doch schon: er gab ja sogar den Ton an, wenn auch nicht gerade den richtigen. Der Refrain wurde um den Tisch herum von Einigen ebenso falsch, von den Anderen beinahe so falsch im Chorus wiederholt. Dann erst rief unser Geleitsmann:

„Feldmann!“

„Was giebt's?“

„Hier sind die Herren, die Du herbestellt hast.“

„Was habe ich die — Herren?“ Und Feldmann, dessen Sensorium durchaus nicht so umdunstet war, daß man ihm ein X für ein U machen konnte, starrte uns verwundert an. Wir grüßten alle Drei ganz vertraulich: „Guten Abend, Feldmann.“

Feldmann, dem das Blatt schoß, daß er „veralbert“ werde, sagte verdrießlich: „Wünschen Sie dem Teufel guten Abend. Mir nicht!“ Und auf meine schnelle Zwischenrede: „Aber Feldmann, wir kennen uns doch.“ „Mich machen Sie nicht dumm!“ Und zu den Genossen gewendet: „Das is ja Quatsch. Diese fremden Bourgeois sind mir nicht im geringsten gar nicht bekannt.“

Es war ein Moment dramatischer Spannung. Jetzt hieß es rasch handeln. Mit einem lauten „Bitte, meine Herren, jetzt habe ich den dummen Spaß satt, alter Junge,“ hatte ich Feldmann beim Camisol, zerrte ihn bei Seite und sagte ihm in's Ohr: „Es handelt sich um Fräulein Magdas Leben. Wenn Sie uns nicht augenblicklich kennen, ist sie verloren — Schafskopp!“

Feldmann war buchstäblich wie vom Blitz getroffen. In seinem Wesen ging eine Veränderung vor, die nur ich zu begreifen im Stande war. Aus seinen weit aufgerissenen stahlhellen Augen starrte mich auf einmal Etwas an, das ich nicht beschreiben kann, das Unerforschliche, das Erste und Letzte, das jedes Einzelleben ausmacht, das Dunkelste und Tiefste in der fühlenden

Brust, das vulcanisch hervorbrechend, in ein Leuchten und Aufflammen, einen einzigen Blick concentrirt, sich an das ihm Verwandte im Mitmenschen wendet. Es war eine Secunde, wie wenn ein Raubthier über mich stürzte, aber ich hielt in meiner souveränen Ueberlegenheit auch sicher fühlend den elementaren Anprall ruhig aus, und da war es plötzlich wieder der hilflos fragende, die Faust seines Schicksals spürende Mensch, der mich ansah... und dann kam der sich in die Situation schickende Intellect, und Feldmann feixte so dumm-pfiffig und grinste so verständnißinnig, graulte sich am Kopfe, klatschte mit der flachen Rechten ein über's andere Mal auf den Schenkel und rief unter allgemeinem Gelächter:

„Spaß muß sein! Ich habe mich doch blos so dummöhrig gestellt, weil Ihr so spät erst angelatscht kommt. Also nix für ungut! Guten Abend lieber Freund, schönsten bon soir!" Und damit schüttelte er Jedem von uns treuherzig die Hand, daß die Finger knackten. „Drei Seidel Bairisches für meine Freunde, die Herren . . ." Ich nannte rasch drei Namen, die mir gerade einfielen. Aber da kam ich schön an. Von verschiedenen Seiten rief man: „I wo! Nur keine Falschmeldungen! Guten Abend, Herr Baumeister! Der Herr K. will sich wohl wieder einmal ein Feuilleton über uns leisten!" Stürmische Heiterkeit. „Und wenn schon!" rief Feldmann, und schlug mit der Faust auf den Tisch — „Wenn Ihr die Herren kennt, was macht Ihr denn da erst für'n Meerrettig? Meine Gäste sollen leben, prosit!"

Wir waren legitimirt, man ließ uns unbehelligt. Freund G. und K., die Erkannten, mischten sich unbefangen unter die Gesellschaft, und bald hörte ich, wie sie die Lacher auf ihrer Seite hatten. Die Leute waren für einen guten Witz empfänglich. Ich kneipte mit Feldmann, wies aber jede Aufklärung auf später zurück. Zunächst sondirte ich meinen Mann; es ist ein herzlich guter Mensch, der nur in seinem Unglück diese Kreise aufsucht, das war mir bald klar.

Die Gesellschaft nahm bald einen ernsteren Charakter an; es waren Nachrichten vom ungünstigen Ausfall einer Stichwahl in der Provinz eingelaufen. Auf die hatte man gewartet; eine ernste Discussion war im Anzug, die Gegenwart von uns „unsicheren Kunden" wurde unbequem. Wir waren uns bald klar über die unhaltbare Situation, ich gab Feldmann einen Wink, daß er uns begleiten soll. Wir brachen auf. An der Thüre sagte uns der Geleitsmann von vorhin: „Wir sagen nicht auf Wiedersehen. Eigentlich hätten wir Sie an die Luft befördern müssen, aber wir sind Dreihundert gegen Drei, und Sie sollen nicht sagen können, daß wir unhöfliche Menschen sind. Nu aber . . . rrraus!" Und Feldmann, der unseren Rückzug deckte, rief er noch nach: „Mit Dir reden wir noch über den Fall." So uns mehr geschoben als gehoben fühlend, zogen wir alle Viere einigermaßen „betöppert" ab. Aber meinen Zweck hatte ich doch erreicht. An der Ecke der Ammon- und Annenstraße sagten mir die Freunde gute Nacht, und ich ersuchte Feldmann, mich zu begleiten.

3. April.

In Feldmann's Adern rollt kein Tropfen socialdemokratischen Blutes. Er hat mir versichert, von hundert Genossen seien neunzig eben so wenig socialdemokratischen Herzens wie er. Die Socialdemokratie der Massen ist für die Meisten ein Aberglaube, für viele ein modischer Sport, für den Rest eine letzte Zuflucht, ein Betäubungsmittel, ein Opium, das den gierigen Sinnen aus Wollust und Grausamkeit gemischte Traumbilder vorgaukelt. Im Großen und Ganzen die Religion der ungebildeten Unzufriedenen. Also nur wer Bildung und Zufriedenheit um sich zu verbreiten weiß, ist ein berufener Bekämpfer des ungeheuerlichen Weltdrachen, der die Continente auffressen und die Meere aussaufen und doch nicht genug haben wird. Es soll ja unmöglich sein — contenter tout le monde et son père. Immerhin ich habe einen Beruf: Bildung und Zufriedenheit um mich zu verbreiten, so weit meines Vaters Mittel mir das erlauben. Und ich will's einmal auf einem anderen Weg versuchen als auf dem der Groschenbibliotheken und der Wärmestuben mit Bliemchenkaffee. Es muß bei den Leuten von Innen herausgeholt werden. Mit Feldmann habe ich einen guten Anfang gemacht. Der hat jetzt schon ein Ideal: sich Magda zu verdienen. Den ganzen Sachverhalt kennt er nicht. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben Magdas existiren für ihn ganz einfach nicht; sie werden nie den Frieden seines Herzens trüben. Er weiß, ich habe ein Mädchen aus dem Wasser gezogen und bei braven Leuten untergebracht. Sie kam von Freiberg und ist vom böhmischen Bahnhof weg einem Elenden, der sie verführen wollte, ausgekniffen, die halbe Nacht in Todesangst umhergeirrt und in einem Anfall von Verzweiflung in die Elbe gesprungen. Im Fieber hat sie das Alles verrathen lassen, auch den Namen der lahmen Tante und den Feldmanns hat sie mehrmals genannt. Erkundigungen bei der lahmen Tante haben alles Weitere ergeben. Sie wird dorthin zurückgebracht werden, er wird, ein braver Maschinenschlosser geworden, dem ich eine Werkstatt einrichte, der Reconvalescentin einen Besuch abstatten, um die Genesende werben und die Gesunde heimführen. Er warf sich mitten in der Straße auf die Kniee und gelobte Alles mit heiligen Eiden. Mir hat er die Hände geküßt, mich einen Gott genannt — ich ihn einen Hans Tapps, und damit war die Sache abgemacht.

7. April.

Das Fieber ist vorüber. Magda ist bei vollem Bewußtsein. Die Krankheit hat sie gar nicht entstellt. Sie staunt so lieb aus den süßen Augen die fremden Menschen an und dankt für Alles, was sie an ihr gethan. Wer weiß, was die alte Luschka, die ich übrigens längst instruirt hatte, ihr vorgeplauscht haben mag. Der Arzt mußte ihr bestätigen, daß ein junger Arbeiter mit Namen Feldmann sie aus der Elbe, in welche sie in der Dunkelheit am Gondelhafen gerathen sei, gezogen habe; daß ich zu-

fällig mit ihm (dem Arzt) gerade dazu gekommen sei und sie hier untergebracht habe. Mich hat sie nicht danach gefragt. Als ich selbst davon anfing und den Namen Feldmann nannte, sah sie mich, mit großen bittenden Augen, die sich nach und nach ganz mit dicken Thränen füllten, an, barg das mit dem ersten blassen Roth sich bedeckende Gesichtchen in die Kissen und weinte bitterlich. Sie gab dann keine Antwort mehr ... und man mußte sie in Ruhe lassen.

12. April.

Unüberwindliche Spannkraft der Jugend! Magda ist schon in dem kleinen Gärtchen gewesen. Sie wird mit jedem Frühlingsmorgen, die jetzt mit frischem Grün und Knospen einander überbieten, rosiger und lieblicher. Wenn das so fortgeht, fange ich an Feldmann zu beneiden, namentlich, wenn ich bedenke, daß ich mein Leben eingesetzt und mir das ihrige erkämpft habe und eigentlich — Pfui Herrenmoral! Und was habe ich Feldmann versprochen? Notabene wenn er ... Ja doch! Er hat seine Werkstatt! er arbeitet für ein halbes Dutzend, alle Tage schleppt er mir einen curirten Socialdemokraten herbei. Ich habe den ganzen Tag zu thun, um Arbeit für die gezähmten Hephäste zu schaffen. Aber ich stehe schon in Unterhandlung über den Ankauf einer großen Maschinenfabrik, die ich auf ganz neuem Fuß einrichten will. Ich weiß nicht, wie mir das Alles von der Hand geht! Wo ich anklopfe, wird mir aufgethan, alle Hände strecken sich mir entgegen. — Es ist doch gut, wenn man so einen accreditirten Vater hat — à la bonne heure! er hat mir tüchtig vorgearbeitet. Aber er soll staunen. Ob ihm mein industrielles Utopien gefallen wird? Na, erst muß ich ein halbtausend Arbeiter haben, lauter in der neuen wirthschaftlichen Freiheit dressirte Bebel-Hengste, die zufriedene Menschen, patriotische Deutsche und vergnügte Arbeiter geworden sind. Ja, vergnügte Arbeiter will ich, und der vergnügteste soll Feldmann sein ... Aber à propos, den guten Feldmann so vergnügt zu machen, kostet mich doch manchmal ein bischen viel Ueberwindung. Das war gestern so ein Moment, wo mich Magda ganz plötzlich in eine Ecke zog, auf ihren Koffer deutete und ganz nahe zu mir geneigt mir in's Ohr hauchte: „Den haben Sie hierher gebracht — nicht wahr, Niemand anders?" Ich mochte wohl ein ganz blödes Gesicht machen und sagte: „Nu natürlich, aber reden wir doch davon nicht ..." Das war so ziemlich das Dümmste, was ich erwidern konnte ... Sie wußte nicht, wohin vor Scham mit den Augen, und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Ich riß ihr die Hände von den Augen und rief: „Magda .. liebes Mädchen .." „Um Gotteswillen, lassen Sie mich .." Ich aber konnte sie nicht lassen ... „Nein," sagte ich, ihre Hände wie in einem Schraubstock umklammert haltend, „Du mußt mich hören, armes Kind. Ich weiß, wie unschuldig Du bist, Du bist so rein, wie — ach wozu Worte! Ich weiß Alles, habe Alles mit Dir gefühlt ..." — „Ach,

darum haben Sie mich nicht sterben lassen wollen ...“ „Was? ich? Wie kommst Du darauf? ...“ „Ach! seien Sie still .. Sie sind so edel, so gut ... und ich weiß noch, wie mir auf einmal so wohl wurde und alle Todesangst von mir wich .. ach ...“ Weiter konnte sie nicht sprechen. sie warf sich, Alles vergessend, — oder an Alles erinnernd — in voller Leidenschaft an meine Brust und weinte heftig. Da stand ich. Ach hätte doch Feldmann nie auf der Straße gekniet und Eide geschworen! Aber ehe ich noch weitere Wünsche ausdenken konnte, hatte sich Magda mit einem jäh hervorgestoßenen „Verzeihen Sie mir dummem Ding!“ losgerissen und war davon gerannt. Ich kann jetzt in meinem Gewissen nicht mehr auf Ehre und Seligkeit constatiren, ob ich dem „süßen Fratz“ nachgerannt wäre, wenn in demselben Augenblick nicht wieder zufällig, wie in jener Nacht, da ich sie halbtodt im Arm trug, der Doctor auf der Bildfläche erschienen wäre, oder ob ich die begreiflicherweise sehr heftig entbrannte Regung durch Aufbietung der moralischen Widerstandskraft niedergekämpft hätte .. Ich glaube an diesen catonischen Sieg meiner besseren Natur, denn mein erstes Wort an den Doctor war: „Sehen Sie sich Magda an, ich glaube, wir können sie heute noch nach Freiberg zur Tante entlassen.“ Und ich sprach dieses große Wort, wie ich mir einbilde, ganz gelassen aus. Hinterher war ich aber wieder froh, als der Doctor sich äußerte, die Reconvalescentin sei ganz reisefähig, wenn mir's recht wäre, möchte die Uebersiedelung aber erst an einem der nächsten Tage erfolgen, weil er sich's nicht nehmen lasse, medici praesentis halber mitzufahren.

Ende April.

Feldmann ist nicht wiederzuerkennen, Sonntags sogar patent. Er ist ein sehr begabter Schlosser und versteht's, die Arbeiter zu leiten wie nicht leicht Einer. Es steht fest: ich erwerbe die Maschinenfabrik. Sie soll das Schulschiff sein, auf dem ich mir eine Phalanx von Arbeitern erziehe. Hilfe zur Selbsthilfe — es ist eine große sittliche Aufgabe. Einen habe ich schon auf seine eigenen Füße gestellt, und er wird bald nicht blos ein gemachter, sondern ein selbstgemachter Mann sein.

Anfang Mai.

Magda befindet sich in Freiberg wohlauf und wird nächstens mit den Pfingströschen um die Wette blühen, wie „Schwipps“ sich poetisch ausdrückt. Der gute Kerl hat die dortige Frau Fama so zu bearbeiten verstanden, daß der „süße Fratz“ von bösem Klatsch ganz verschont geblieben ist. Alte Bekannte haben Magda herzlich zu ihrer Genesung beglückwünscht. Es muß dies Alles wie Lethe auf sie gewirkt haben. Uebrigens ist Feldmann in Freiberg gewesen und gut aufgenommen worden. Er schwebt im siebenten Himmel — und wenn er jetzt bei der Arbeit steht, seines Glückes Schmied, so dünkt mir, ich sehe und höre Jung Siegfried: „Hoho, hahei, hoho! Nothung, Nothung! neidliches Schwert!“

5. Mai.

Ich bin schon ein paar Mal mit Feldmann in Muldes Gärtnerei gewesen; sie liegt ziemlich weit draußen zwischen den östlichen Vororten der Stadt. Jede Großstadt hat drei Gürtel: einen für die nöthige Bewegung — die Ringbahn, einen für den Magen — die Gemüsefelder, und einen für's Auge — die Blumengärtnereien. In den letzteren ist gut sein. Ich glaube, Vater Mulde vertauschte seine einfache Cottage mit keinem Palast in der Stadt. Es ist nicht groß, sein blumiges Eiland, aber es hat sein vornehm Apartes durch die uralten Lindenbäume, die den Eingang beschatten, und die träumerischen Trauerweiden, die es ringsherum einfriedigen. Vater Mulde ist ein glückliches Original, er verrichtet sein Geschäft mit dem Herzen, seiner Hände Arbeit ist sein verkörpertes Denken und Fühlen, in dem Stück Naturleben, mit dem er's jeden Tag zu thun hat, sieht er den Schöpfer sich offenbaren, und so ist sein Arbeiten ein Beten, ein Reden mit Gott — und er ist, wenn je ein Patriarch es gewesen, ein Philosoph, gegen alle Anfechtungen gefeit, ein harmonisch abgerundeter Mensch mit der in sich geschlossensten Weltanschauung, die es geben kann. Man merkt das in den ersten fünf Minuten, würde es ihm aber in hundert Jahren nicht ablernen können. Seine Frau ist ein fast scheu zurückgezogenes Wesen, so sanft und still im Hause waltend wie die Blumen um's epheuumrankte Haus herum. Eine ganz andere Nummer ist ihr Sohn Hans, ein Bild jungmännischer Kraft und Arbeitsintelligenz, eine ernst-schöne Erscheinung Dann ist da noch Martha, Magdas Schwester, so ziemlich ein Jahr älter wie diese. Was die Andern Gutes an sich haben, das hat sie auch, aber noch etwas ganz ihr Eigenes dazu, das sich nicht so sagen läßt. Und Augen . . . Wo die hinsieht, da geht ein Herz auf.

9. Mai.

Schon wieder draußen bei Muldes gewesen. Die ganze Familie ist mir merkwürdig sympathisch; sie sind auch mir alle von Herzen gut. Feldmann wird nicht müde, mich über den grünen Klee zu loben. Es fehlte nicht viel, so hätte er erzählt, was ich an Magda gethan. Zum Glück haben sie alle keine Ahnung davon.

12. Mai.

Hans Mulde ist der richtige technische Leiter für meine neuwirthschaftliche Probirfabrik. Er hat schon halb und halb zugesagt. Er muß erst klar sehen, wo ich hinaus will. Das zwingt auch mich, mir klarer über mich selbst zu werden. Große Pläne gähren in mir. Vor allen Dingen soll's ein frisches, fröhliches Arbeiten werden.

15. Mai.

Es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht gegen Abend zufällig bei Muldes einfinde. An ihrem Abendtisch habe ich so zu sagen schon einen

Serviettenring. Das hat aber seine ganz geschäftlichen Gründe: erstens muß ich mit Hans über die Fabrik sprechen, und zweitens soll mir Vater Mulde den Garten meiner Rosenvilla ganz umkrempeln. Merkwürdigerweise spreche ich aber am meisten mit Martha. Es plaudert sich so gut mit ihr und — hol's der Henker, was ich so von der Welt mit ihren Augen betrachte, das fängt an mir zu gefallen.

„Sie werden uns gewiß recht altmodisch finden, sagte sie neulich. Vater liest uns Sonntags aus der Bibel vor, an Werktagen wohl auch einmal aus einem der alten Schmöker, an denen sein Herz hängt. In dem einen steht geschrieben: Ein jeder Stern am Himmel ist ein geistiges Gewächs, dem eine Blume bei uns auf der Erde entspricht. Diese Blume zieht der Stern durch seine anziehende Kraft so an, daß sie über sich hinaus unsichtbarlich dem Himmel zuwächst.“

„Den Schmöker kenne ich auch, mein Kind,“ sagte ich, „das ist der gute alte mystische Herr aus Schwaben Theophrastus Paracelsus . . . Ich kann mir denken, daß er bei Vater Mulde in hohem Ansehen steht.“

„Vater schwört auf ihn wie auf ein Evangelium. Für ihn giebt's gute und böse Blumen, und das Volk, meint er, benennt sie danach auch Gottesgnadenkraut, Sonnenblume, Christwurzel, Marienröslein und Teufelsbeere, Hexenhaar, Wolfsmilch . . . Haben Sie den schönen Stich von Meister Dürer in Vaters Zimmer gesehen: die von dem Engel gekrönte Maria auf einer Blume stehend? Das ist sein Hausaltarbild. Und dann seine Lieblingsdichter . . . je nach ihrer Verehrung für die Blumen . . .“

„Na, da kann er sie eigentlich alle recht gern haben bis auf den bösen Freiligrath von wegen der „Blumen Rache . . .“

„Sie wollen sagen, das sei eine schlechte Reclame für einen Blumenzüchter . . .“

„Wenn Sie's selbst aussprechen . . .“

„Ach, Vater denkt gar nicht an's Geschäft. Sehen Sie: Rückert, das ist sein Mann.“

„Nun, und Sie?“

„Ich gebe Nichts auf lyrischen Weihrauch. In einer Zeit, wo man in Gottes lieber Natur fast nur russige Schornsteine und nackte Pfähle mit gespannten Drähten sieht, da, meine ich, müßte im Dienst der Blumen stehen allein wie Minnedienst gemahnen, und die den Wald hüten und Blumen groß ziehen, die cultiviren wörtlich genommen das Erhabene und Schöne auf der immer altersgrauer werdenden Erde Tag für Tag in praktischer Arbeit und brauchen sich dabei nicht auf liebe Engelein, seltsame Heiligen, gütige Feen und die neun Musen zu verlassen.“

Ich sah mir das Mädchen groß an, die das so schlicht und einfach vor sich hinsprach, und dachte mir: „Du bist selber doch so eine Fee im modernen Gewand — und was wirst Du einmal Alles dem rechten Mann sein: die Poesie, wie sie sein soll, neben der Arbeit, wie sie sein soll!“

17. Mai.

Ehe ich ihr ein Compliment machte, bisse ich mir die Zunge ab. Aber es mußte einmal heraus, wie geschmackvoll sie sich zu tragen versteht."

„Das gehört doch zum Geschäft," scherzte sie. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

„Sie haben's den Blumen abgelauscht — das Geheimniß der Farbe."

„Ich darf doch nicht ganz hinter meinen stummen Gespielinnen, die nur zum Auge sprechen, zurückbleiben. Glauben Sie mir, die verstehen's. Das ‚Vergißmeinnicht' zum Beispiel ist gewiß ein bescheidenes Ding, aber goldgelbe Staubgefäße auf blaßblauem Grund der Blumenkrone — und das Veilchen will doch gewiß Nichts weniger als auffallen, aber violette Blume auf gelblich-grünem Laub. Das ist doch beinahe kokett. Und dann erst die stolzen Rosen und die capriciösen Orchideen — da giebt's tausend und eine Varietät, und jede hat ihr specielles Toilettenmotiv möchte ich sagen."

„Und Sie, Fräulein Martha," rief ich, „keine Weltdame . . ."

„Ach was," unterbrach sie mich, „ich habe zwei Fähnchen, ein helles und ein dunkles, ein paar Bändchen und meine Blumen . . . Das ist der ganze Zauber!" Und damit lief sie lachend weg.

„Das ist der ganze Zauber, den Sie brauchen . . ." rief ich ihr nach . . . um mich verrückt zu machen — hätte ich beinahe hinzugesetzt.

20. Mai.

„O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!" Die Nachtigall singt's, das von überschwänglichen Sommerbeinkleidern umflutete Gigerl trällert's auf der Promenade, die jugendliche Liebhaberin wagt dem Director einen neuen Contract anzubieten, der dauerlaufende Börsen-Galopin effectuirt sich an der Straßenecke eine Rose in's Knopfloch, der ärmste Mensch, der Nichts hat, als vier kahle Wände, in denen er schon längst verlernt hat, Hoffnung zu schöpfen, schöpft wenigstens einmal wieder frische Luft — und ich genieße mein „Garten-Glück", mit Zarathustra zu sprechen. O du himmlisch stille Idealität dieses Blumendaseins! Ihr seligen Stunden am späten Nachmittag, wo alles Licht anfängt so still und so ruhig zu werden. Das ist die Zeit des Labsals für die Augen, die kühner und kühner werden und sich's im Wagemuth vermessen möchten, der sinkenden Sonne offen in's göttliche Strahlenantlitz zu schauen. Marthas Augen haben etwas von diesem Sonnen-Sehnen an sich. Ich sagte es ihr. „Es ist so natürlich," meinte sie; „wir sind ja Alle Kinder der Sonne, wie Vater sagt. Die Sonne lehrt beten zu einem heiteren himmlischen Wesen; die Sonne lehrt die Menschen lieben. Wie sie liebt, das ist die Liebe, die sich ganz hingiebt. Wenn sie ihr Auge brechen fühlt, da schüttet sie Glut und Glanz, so viel sie noch hat, über die Welt und geht nicht eher von hinnen, als bis sie der ärmsten Hütte verfallendes Dach mit goldenen Ziegeln gedeckt

hat.“ Die Sonne ging gerade unter, als sie so sprach; wir saßen Hand in Hand, bis es dunkelte und die Sterne sichtbar wurden, die beglückenden Sendboten allewiger Liebe — Millionen Sonnen!

25. Mai.

Gestern hab' ich den tiefen Sinn im kind'schen Spiel an mir erfahren. Sie hatte mir eine Blume an den Hut gesteckt. In der Zerstreuung wollte ich ohne Hut fort. Da rief sie: „Vergiß das Beste nicht . . .“ Das erste „Du“ von ihren Lippen. Aber es war ja nur ein Citat aus dem Märchen von der Wunderblume. Dem Fant, der sie trägt, öffnet sich der Berg mit allen seinen Schätzen. Er stopft sich die Taschen voll, in der Hast legt er den Hut ab. Schwer bepackt eilt er dem Ausgange zu, da ruft die Warnungsstimme: vergiß das Beste nicht! Doch es ist schon zu spät, die Pforte schlägt hinter ihm zu — und Alles war Katzengold und nur ein Traum. „Bei mir ist's aber nicht zu spät,“ rief ich, „und die Schlüsselblume, die Sie mir auf den Hut gesteckt, soll meiner kühnsten Wünsche Erfüllungspforten aufschließen!“

„Glück zu und gute Nacht!“ hört' ich sie noch rufen. Ich aber, als das Thor hinter mir zuschlug, sagte mir: Solltest Du einmal aus diesem Wundergarten scheiden und hättest vergessen, das Beste mitzunehmen, Dir wäre schlechter zu Muth, als dem armen Fant mit der Wunderblume, und all Dein Gold wär' eitel Katzengold.

29. Mai.

Magda ist nun wieder im elterlichen Hause. Ein Glück, daß sie keinen Augenblick Ruhe vor Feldmann hat. Die Glückliche! Nächste Woche empfehlen sie sich allen lieben Bekannten als Verlobte. Feldmann hat sein Wort gehalten: die paar Dutzend Socialdemokraten, die jetzt unter ihm schlossern, können als loyale Gesinnungsgarde jedem Kriegerverein ein Doublé vorgeben. Und wenn sie hämmern und feilen, dann singen sie dazu wie Johann der muntere Seifensieder Gellert'schen Angedenkens. Sie werden Magda und Feldmann einen Polterabend poltern, daß ihnen die Ohren gellen. Wie glücklich bin ich, daß ich damals jede unlautere Regung unterdrückt habe, als Magdas anmuthender Jugendreiz mein Blut in Wallung brachte! Da hat ein guter Stern über mir gewaltet, der Stern der schönsten Blume in Vater Muldes Blumengarten. Und wenn ich damals schwach gewesen wäre, der schwache Gewaltmensch, wie ich mich sonst kannte? Dann hätte ich vielleicht Martha nie kennen gelernt, — aber wenn doch, dann wäre ich tief unglücklich geworden, so unglücklich, daß ich's gar nicht ausdenken kann, und ein Stern wäre vom Himmel gefallen mitten in die schmutzigste Kothlache des schmutzigsten Erdenwinkels hinein.

2. Juni.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“ Schlimm, lieber Schiller, wenn Du Recht hättest. Das war der Mai meines Lebens, der

Wonnemonat erwachender Liebe — den Becher freilich credenzt kein Gott zum zweiten Mal. Ich liebe Martha, ich brauch's ihr nicht zu sagen, Geständniß ist jeder Hauch meines Mundes. Sie liebt mich, liebt mich gewiß. Warum zittere ich davor, sie danach zu fragen?

5. Juni.

Vater Mulde war heut in der Stadt. Er wollte sich meinen Garten auf die vorzunehmenden Aenderungen einmal selber ansehen. Martha war mit ihm gekommen. Es machte mir eine unsagbare Freude, ihr mein Haus zu zeigen und zu sehen, daß ihr Alles wohl gefiel. Wie mir das Herz schlug, das Herz, das ganz vernehmlich sprach: die Rechte ist gekommen. Sag' ihr: gesegnet ist Dein Eingang, Du sollst bei mir bleiben bis an's Ende der Tage! Ja, ich wollte es sagen, ich mußte es ihr sagen, jetzt gleich . . . Da geschah Etwas, das Allem ein Ende machte. Es war nur ein Wort, ein ganz einfaches Wort, das sie hinwarf. Sie fragte, und es war ganz natürlich, daß sie danach fragte, Jedermann hätte so gefragt, warum ich denn so allein lebe. Aus Nothwehr, wollte ich ihr klar machen, um mein besseres, arbeitendes Ich zu retten. Aber nun wäre das nicht mehr nöthig, und dieses Alleinleben sollte je eher, je lieber ein Ende nehmen, denn . . .

„Denn Sie wollen Ihrer Mutter eine Tochter zuführen," unterbrach sie mich.

„Meinem Haus eine legitime Herrin," rief ich dazwischen.

„Ohne den Segen der Mutter?"

„Wenn sie mich liebt, wie ich sie liebe, wird sie die Meine werden und nicht lange fragen . . ."

„Die wäre Ihrer Liebe nicht werth, die es thäte."

„Martha, es handelt sich um mein Leben — Sie sagen nein?"

„Ich sage — nein, weil es sich um mehr als Ihr Leben handelt. Sie kennen sich nicht, wie ich Sie kenne. Sie sind viel besser, als Sie wissen. Von Vater und Mutter haben Sie sich getrennt und doch so gut wie nicht getrennt. Sie können jede Stunde in's Vaterhaus zurückkehren und Ihr Haupt in den Schoß der Mutter legen, Sie haben ihr Nichts abzubitten, sie hat Ihnen Nichts zu vergeben, was nicht vergessen und verziehen wäre. Und jetzt wollen Sie, von der Leidenschaft übermannt, eine Schuld auf sich und eine Mitschuldige laden. Sie wissen, daß Ihre Mutter nie ihre Einwilligung geben, daß sie eher sterben, als verzeihen wird — und wenn dann die Stunde kommt, und wer Ihr Herz kennt, weiß, daß sie kommen wird, wo Sie von Reue gefoltert nach Versöhnung lechzen und der Weg zu ihr führt nur über die Leiche Ihrer Mitschuldigen . . . . O, danken Sie dem Himmel, daß ich heute klarer sehe und gefaßter bin als Sie. Schon früher hätt' ich Ihnen sagen müssen: Kommen Sie nicht mehr hinaus zu uns. Aber, o Gott, es war ja Alles so lieb und gut, und

ich hab' Nichts geahnt, bis es über mich gekommen war. Nun aber muß es Alles aus sein. Ihr Wort darauf, dies sei unser Lebewohl für immer. Wenn Sie nicht wollen, daß ich elendiglich zu Grunde gehe! Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Sie haben uns ja immer noch mehr gegeben, als genommen . . . Vergessen Sie den Blumengarten und die arme Martha!“

„Martha!“ Aber da war sie schon draußen im Garten und zog Vater Mulde, der gar nicht wußte, was das heißen sollte, mit sich fort.

Mitte Juni.

„Möchte kein Hund so länger leben! Tag und Nacht wie ein Verbrecher um mein verlorenes Blumenparadies herumschleichen. Mein Gehirn hat sich alle Eventualitäten vorgehaspelt: Zusammen fliehen! Thut Martha ihren Eltern nicht an. Zusammen sterben? Thut sie ebenso wenig — und ich mit dem neu erwachten Willen zum Leben, Willen zur Macht, Willen zur Arbeit?! Der Mutter Alles beichten? Nichts einfacher; sie wird sagen: „Thu, was Dir beliebt, wie Du's immer gethan; frei', wen Du willst — aber nicht über meine Schwelle mit ihr!“ So wird sie sprechen, so wird sie sein und unerbittlich aus Unfähigkeit, anders zu sein. Könnte gerade so gut von ihr verlangen, sie soll über ihren Schatten springen oder aus der Haut fahren. Wie soll Martha das ertragen? Sie will's gar nicht; sie kann auch nicht anders sein, als sie ist. Und so, wie sie ist, gefällt sie mir gerade. Unerforschliche Macht der Geschicke — Magda muß ich retten, um Martha zu verderben! Mutter, Du sagtest, nur ein Weib könne mich retten, und diese Eine opfert Dir Dich und — mich. Magst Du's nie erfahren — dem Vater werd' ich's sagen, wenn meine Arbeit gethan, meine Zeit gekommen. Fortan gehöre ich den Unglücklichen . . . hinaus in's wilde Leben, der Unbehauste werde ich sein, der den Hafen auf offener See sucht, die Stille im Sturm!“ . . .

* * *

Hier brach das Tagebuch ab. Mit angehaltenem Athem hatte Frau Vendalburen gelesen, manchmal stockte ihr das Herz und drohte zu zerspringen. So war ihr nie im Leben zu Muth gewesen, zuletzt liefen ihr die Thränen stromweise über's Gesicht, und sie schluchzte: „Erich, mein Erich!“ Draußen ging der Junitag zur Rüste, ganz oben auf dem höchsten Zweig des blühenden Lindenbaumes saß die Amsel und sang ihr Lied. Und als es ganz ruhig und klar in der Mutter Brust geworden, da griff Frau Vendalburen zur Feder und machte folgenden Zusatz zu Erichs Tagebuch:

„Heute hat Dich Deine Mutter kennen gelernt. Sie ist stolz auf Dich und glaubt fest daran, daß Gott Großes mit Dir vorhat. Wie gut er's mit Dir meint, sehe ich daran, daß er Dich auf wundersame Art ein

Geschöpf finden ließ, an dem er offenbar sein Wohlgefallen hat. Er läßt sie Dich lieben und Dir die Augen öffnen, und Du Blinder kannst noch glauben, daß er sie Deiner, und wie Du überzeugt bist, meiner Dummheit wegen elend verkommen lassen werde? Mein liebes, großes, thörichtes Kind, wenn Du dies gelesen hast, so eile hinaus in Dein Blumenparadies, küsse Martha auf die Stirne, sag' ihr, das komme von mir, und dann bitte sie, daß sie Dich zu mir begleite . . . Ich habe keinen heißeren Wunsch, als Euch zu segnen; dem Vater erzähle ich Alles, das soll meine ganze Revanche sein — und was den ‚süßen Fratz' anlangt, die darf auf Eurer Hochzeit nicht fehlen."





Eine deutsche Grabstätte in Holland.

Von

Hans Müller.

— Berlin. —



ine Reise durch das stammverwandte Holland zeigt uns mancherlei Erinnerungen an ursprünglich deutsche Fürstengeschlechter, die in auswärtigem Solde deutsche Tüchtigkeit bewährt, wohlverdienten Ruhm erworben und ihren letzten Ruheplatz in fremder Erde gefunden haben. Berühmt und viel beschrieben ist vor Allem die Nieuwe Kerk zu Delft, wo alle Fürsten aus dem Hause Oranien-Nassau bis zum letzten Könige von Holland beigesetzt sind. Weniger bekannt ist die Grabstätte der Nassauer Grafenfamilie zu Breda. Wenn aber auch der Weg seltener hierher führt, so verdient gerade dieser Ort nicht weniger unsere Beachtung, und eine Beschreibung des dortigen vorzüglichen Grabmals dürfte um so mehr Interesse finden, da leider über seinen Verfertiger in der Kunstgeschichte noch vielfache Unklarheit herrscht.

Breda ist eine holländische Cantonshauptstadt der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Eisenbahn von Venlo nach Rotterdam gelegen, ebenso von Antwerpen über Rosendaal wie von Amsterdam über Utrecht leicht zu erreichen. Das wohlhabende und reinliche Städtchen mit seinen neunzehn- bis zwanzigtausend Einwohnern wird von zwei Flüssen, der Mark und Aa, bespült. Außerdem verbindet der über sechzehn Kilometer lange Canal von Breda den Platz mit der Maas. Die Stadt hat nicht weniger als sieben Kirchen, von denen mehrere als sehr stattlich bezeichnet werden können. Sodann giebt es dort eine königliche Militärakademie, Arsenale, ein Laboratorium, einen Beginenhof mit zwanzig Häusern, ein neues vornehmes Concerthaus und die von den Grafen von Nassau errichteten Schloßbauten. In älterer Zeit war die Stadt stark befestigt und hat häufig sehr schwere Belagerungen aushalten müssen. Eine dieser Belagerungen

hatte den merkwürdigen Verlauf, daß Moritz von Oranien 1590 die von den Spaniern neun Jahre vorher überrumpelte Festung durch List zurückeroberte, indem siebzig Soldaten, in ein Torfschiff versteckt, in die Festung eingeschmuggelt wurden. Noch jetzt sieht man die umfangreichen Wälle, Stadtgräben und Forts. Die 1534 von Heinrich von Nassau gegründete Festung galt seit Jahrhunderten überhaupt als der wichtigste Punkt in der vor der Maas gelegenen Festungslinie, der in Folge seiner morastigen, leicht zu überschwemmenden Umgegend beinahe unangreifbar, freilich auch sehr ungesund gemacht werden konnte. Die heutigen Einwohner beschäftigen sich mit mannigfaltigen Zweigen der Industrie und des Handels. Insbesondere stehen dort die Strumpfwirkerei, die Tuch- Teppich- und sonstige Wollweberei in Blüthe. Der Handel scheint mit Geschick und Vortheil gehandhabt zu werden, denn die neuerdings sehr bedeutende Zunahme des Ortes legt Zeugniß davon ab, daß manch Einer sein Schäfchen in's Trockene zu bringen wußte. Nach allen Seiten hin entstehen neue hübsche Gebäude und Villen, zum Theil freilich in einer allzu schablonenmäßigen Gleichartigkeit, Haus neben Haus, wie aus der Spielschachtel hingestellt. Eine Fahrt auf den beiden Pferdebahnlinien orientirt am besten darüber. Sonst ist es ziemlich still und öde zwischen den Mauern. Die sprichwörtliche holländische Langweiligkeit gähnt dem Besucher aus jeder Straße entgegen, und es scheint fast, als wenn die Bewohner selbst eine Ahnung von der Richtigkeit der Bezeichnung hätten. Der weibliche Theil der Bevölkerung wenigstens — und dieser macht, wie in Holland häufig, einen bei Weitem vortheilhafteren Eindruck, als der männliche — sieht den Fremden so sehnsuchtsvoll und so neugierig an, als verspürte er den heißen Drang, von draußen Etwas zu hören oder gar aus diesem ewigen Alltagseinerlei herausgerissen zu werden.

Die nassauischen Schloßbauten können kaum mehr als Sehenswürdigkeiten gelten. Nur der Schloßpark, Hof von Valkenberg genannt, mit seinen alten schönen Bäumen, zum großen Theil im sechzehnten Jahrhundert angelegt, zum Theil aber auch dem modernen Geschmack angepaßt, macht einen fürstlichen Eindruck. Das alte Schloß wurde seit 1531 unter den Grafen Heinrich III. und Renatus († 1544) von Nassau erbaut, begonnen von einem Künstler Namens Thomas Vincenz von Bologna, vollendet von Jakob Romans unter Wilhelm von Oranien, König von England, 1696, weshalb man häufig von einem älteren und einem neueren Schloß reden hört. Das umfangreiche Gebäude besteht aus einem Viereck, von den Gewässern der Mark umgeben, und ist neuerdings Sitz der Kriegsakademie. Als solche wurde das Schloß gänzlich umgeändert, ohne die geringste Spur seiner alten Pracht und Herrlicheit zu hinterlassen. In früheren Tagen muß es aber dort stattlich genug ausgesehen haben. Manches interessante Ereigniß der so reichbewegten niederländischen Geschichte weist dorthin. Hier fanden die Vorverhandlungen zu dem sogenannten Bredaer Compromiß

Wilhelms von Oranien mit Egmont und Hoorn statt, den der niederländische Adel im Jahre 1566 zur Abwehr der Inquisition und anderer Uebergriffe der spanischen Regierung einging, ein Actenstück, das nach und nach von vierhundert Edelleuten unterschrieben wurde und die Grundlage zum Geusenbund abgab. Der wichtige historische Moment ist, wie man weiß, Gegenstand eines berühmten Gemäldes von E. de Bièfve geworden, das sich heutzutage im Brüsseler Musée moderne befindet und das in der neuen Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat. Neben Gallaits Abdankung Karls V. wurde das im Jahre 1841 gemalte Bild bei seiner Rundreise durch Europa 1843 überall als eine epochemachende Leistung gepriesen, nicht allein für die belgische Schule, sondern auch für die gesammte Wiederbelebung der Coloristik und der realistischen Richtung. Vom Bredaer Schloß aus erließ ferner Karl II. von England im April 1660, vor seiner Thronbesteigung, die sogenannte Declaration von Breda, in der er den Engländern Amnestie und Gewissensfreiheit verhieß. Im folgenden Jahre fand hier nach einem mehrjährigen Seekrieg ein wichtiger Friedensschluß zwischen Holland und England statt, in dem beide Theile ihre Eroberungen einander zurückgaben. Die wichtigsten Geschehnisse der Bredaer Geschichte sind außerdem folgende: Im dreißigjährigen Krieg wurde die Stadt von dem niederländischen Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien erobert und durch den westfälischen Frieden den vereinigten Niederlanden zugesichert. 1793 wurde Breda fast ohne Schwertstreich dem französischen General Dumouriez übergeben, einige Wochen später aber wieder geräumt, um 1795 auf's Neue in die Hände der Franzosen zu gelangen. Als Pichegru ganz Holland eroberte, machte die französische Garnison 1813 bei Annäherung der russischen Avantgarde unter Benkendorf einen Ausfall. Da erhob sich die gesammte Bürgerschaft und verschloß den Franzosen die Rückkehr in die Stadt, die diese vergeblich von Antwerpen aus wieder zu gewinnen suchten.

Ebenso wenig wie im Schloß begegnet man sonst erheblichen sichtlichen Erinnerungen an die ruhmreichen Zeiten, da das nassauische Geschlecht den wichtigen Statthalterposten in Breda inne hatte. Die Zerstörungslust erbitterter Feinde hat fast Alles dem Erdboden gleich gemacht, und eine neue friedliche Zeit voll Gewerbefleißes und moderner Bausucht verwischte allenthalben die Spuren einstiger Großthaten und Greuel. Wenn man die Geschichte dieses merkwürdigen Platzes näher kennen lernen will, muß man die reformirte Kirche oder, wie die Holländer sagen, die „Hervormde Kerk" am großen Markt besuchen. Dort wissen zahllose Grabdenkmale von den alten Tagen zu erzählen. Aber auch dort haben die kriegerischen Jahre der Vergangenheit arg gehaust, nicht allein siegreiche Eroberer der Stadt, namentlich die Spanier im dreißigjährigen Krieg und die Franzosen bis in unser Jahrhundert hinein, sondern auch — und zwar nicht am wenigsten zerstörungssüchtig — die von religiösem Fanatismus erregten Bilderstürmer der Reformationszeit.

Die reformirte Kirche ist ein spätgothischer Bau, der im dreizehnten Jahrhundert begonnen wurde und im Laufe der Zeit manche Wandlungen durchgemacht hat, mit einem unter Engelbrecht I. im Jahre 1410 geweihten Chor und schönem, neuerdings restaurirtem Thurm. Das Bauwerk, ein wenig an die Antwerpener Kathedrale erinnernd, gewährt einen malerischen Anblick und ist ringsum von Häusern und Häuschen umgeben, die wie Vogelnester an seinem unteren Mauerwerk angeklebt sind. Im Innern ist Mancherlei zu besichtigen, das Meiste freilich im Zustand der Zertrümmerung. Die Umwandlung des früher katholischen Gotteshauses hat, wie an vielen Plätzen, auch hier der Kunst großen Schaden gethan. Doch ist man neuerdings mit anerkennenswerther Pietät bestrebt, die guten Ueberbleibsel zu restauriren, selbst wenn sie mit dem Protestantenthum Nichts zu thun haben. Die Wände, die früher durchgängig Wandmalerei enthielten, sind weiß übertüncht und nüchtern, wie in allen ähnlichen Kirchen. Die Fenster wurden ihres einstmaligen Schmuckes von Glasmalereien beraubt. Nur wenige Reste sind erhalten und zeugen von vergangener Pracht. In einer Seitencapelle findet sich ein ansehnlicher Taufbrunnen aus Kupfer, im Renaissancegeschmack, den die beutegierigen Eroberer zurücklassen mußten, weil er sich als zu schwer und massiv erwies. Nur die decorativen Figuren des Kunstwerks, Evangelisten und Apostel, haben die Franzosen entfernt und mitgenommen. Der Deckel des Brunnens wird durch einen vortrefflich gearbeiteten Krahnen aus Schmiedeeisen in gothischem Geschmack in die Höhe gehoben, der seitwärts angebracht ist. Im Chor findet man bemerkenswerthe gothische Kirchenstühle mit reichem Schnitzwerk von Eichenholz. Bedauerlicher Weise sind aber auch diese nicht auf's Beste erhalten, weder die vortrefflichen Ornamente im Spitzbogenstil noch die höchst ergötzlichen Satiren auf die Geistlichkeit, die unter den Sitzen angebracht sind. Daß die letzteren nicht den Beifall der Kirchenhäupter fanden und vermuthlich schon deshalb beschädigt wurden, kann man wohl begreifen. Es ist bekannt, daß sich die frommen Herren bei Chorstühlen mit Vorliebe kleine Faulenzersitze anbringen ließen, die bei aufgeklapptem Stuhle einen bequemen Ruhepunkt gewähren, sodaß die braven Leute, wenn sie beteten, von Ferne zu stehen schienen und doch, wenn auch aufrecht, saßen. Diese kleinen Sitzgelegenheiten und Hilfsmittel der Bequemlichkeit gaben namentlich in der gothischen Zeit lustigen Bildschnitzern oder auch spottsüchtigen Donatoren erwünschten Anlaß, ihren Humor spielen zu lassen. In sehr vielen Kirchen trifft man an dieser Stelle höchst drollige, ungenirte und unehrerbietige Darstellungen, die entweder bestimmte Persönlichkeiten oder die Geistlichkeit im Allgemeinen bewitzeln und verhöhnen. Der Platz schien besonders geeignet dazu, und in den ältesten Zeiten verstanden die frommen Männer es in der Regel ganz gut, einen derben Witz zu vertragen. Zuweilen freilich mußten sie auch gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn der Stifter solcher Kirchenstühle die Satiren selbst in Auftrag gegeben hatte. Das war z. B. auch bei den Bredaer Chorstühlen der Fall, die von der gräflichen Hofhaltung

geschenkt worden sein sollen. Da sehen wir in meist harmloser, nicht immer direct verständlicher Weise mönchische Eigenschaften und Untugenden verspottet. Besonders häufig wird die Thierwelt zum Vergleich herangezogen. Es werden Kameele, Schweine, Esel, Krebse, auch Drachen abgebildet, daneben Teufel, Sphinxe, oder anzügliche Hindeutungen auf Völlerei, Bettelei, Beschäftigung mit der holden Weiblichkeit und manches Andere.

Das Wichtigste in der Kirche sind die Grabdenkmale. Die darunter Ruhenden kennt man freilich nur zum allergeringsten Theile dem Namen nach. Der ganze Chor ist wie ein Friedhof mit Grabplatten belegt, die fast durchgängig ihre Inschriften und Ornamente durch die Tritte der Jahrhunderte verloren haben. Auch hier hat die Raubsucht gewüthet und zahlreiche Kupferplatten gestohlen. Nur wenige sind erhalten, darunter die eines Willem van Gaelen (Galen) in guter Ciselirabeit, nach 1539 angefertigt. An den Wänden sind ebenfalls prunkvolle Monumente angebracht. An einem umfangreichen, neuerdings restaurirten Denkstein für Heinrich von Nassau mit der Anbetung Mariä befindet sich auf der Rückseite die heilige Gertrud als Beschützerin der Mäuse mit einem kleinen schwarzen Mäuschen abgebildet, das an ihrer Gewandung heraufkriecht — eine Huldigung, mit der der Künstler wohl noch eine kleine Nebenbedeutung verknüpft hat. Hervorzuheben ist ferner ein Wandmonument für den Grafen von Borgnival († 1536) und eins für Dirck von Assendelfft († 1553) und seine Frau, das letztere mit besonders reichem Bilderschmuck und Ornament, auch mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes. Hier wurde bereits bei den beiden Porträt-Figuren, den Engeln und den Säulen, der kostbare italienische Alabaster verwendet, während das Uebrige in Sandstein ausgehauen ist.

Ein wirklich hervorragendes Meisterwerk der Frührenaissance wurde in einer Seitencapelle des Chores errichtet. Mit Recht wohl ist diesem denkwürdigen Monumente in meinem Werke „Badische Fürstenbildnisse, II. Band, Karlsruhe, Chr. Th. Groos 1893“ eine eingehende Besprechung zu Theil geworden.

Das freistehende Grabdenkmal ist — urkundlich sichergestellt — dem Grafen Engelbrecht II. von Nassau und seiner Gemahlin Cimburga, geborenen Markgräfin von Baden (1450—1517), Tochter des Markgrafen Karl I. († 1475) und seiner Gemahlin Katharina von Oesterreich († 1493), gesetzt worden. Engelbrecht II. ist den 17. Mai 1451 in Breda geboren und 1504 ebendaselbst gestorben. Er erbte 1475 von seinem Großvater Engelbrecht I., der allein die Linie Nassau-Beilstein fortsetzte und in Folge seiner Vermählung mit der Erbtochter der Herren von Polanen, Johanna, ausgedehnte Besitzungen in den Niederlanden gewonnen hatte, die ansehnlichen Güter in Breda. Als Feldherr und Liebling der Habsburger hat er in den Niederlanden eine große Rolle gespielt, ist aber ohne männliche Nachkommenschaft aus der Welt geschieden. Sein Bruder, Johann V., erhielt die nassauischen Besitzungen, dessen Sohn war Wilhelm der Reiche (1516—1559), auch

Willem de Oude und später Graf von Nassau-Katzenellenbogen genannt, der die Reformation in seinem Lande eingeführt hat. Und dieser hinwiederum ist Vater Wilhelms I. mit dem Beinamen „Der Schweiger" gewesen, der durch freiwilligen Verzicht von den nassauischen Stammlanden ausgeschlossen war und die alte Linie Nassau-Oranien begründet hat.

Ein anderer Sohn Johanns V. aus der älteren Dillenburger Linie, Heinrich III., trat 1504 die niederländischen Besitzungen Engelbrechts II. an und ließ seinem Onkel das prunkvolle Denkmal in der Bredaer Kirche setzen. Er ist am 12. Januar 1483 zu Siegen geboren worden. Seine Mutter war Elisabeth, Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen. Die Erziehung leitete der Oheim Engelbrecht, dem er in seinen militärischen und staatsmännischen Kenntnissen sehr viel zu verdanken hatte. Sein Leben sollte mit den Schicksalen des Hauses Habsburg besonders eng verknüpft sein. Schon im zwanzigsten Jahre verwaltete er die Grafschaft Vianden. Er vermählte sich mit Franziska von Vianden, die aber nach neunjähriger, kinderloser Ehe starb. Frühzeitig genoß er das größte Vertrauen Maximilians und übernahm die militärische Erziehung des jungen Karl, späteren Kaisers. 1505 erhielt er das goldene Vließ, 1507 wurde er Oberbefehlshaber der Kriegsheere Maximilians und Karls in den Niederlanden, 1509 Drost von Brabant. Karl zeichnete ihn durch dauernde Freundschaft und mannigfache Gunstbeweise aus. Im Jahre 1515 bekam er die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Friesland, eine Stellung, in der er viele kriegerische Lorbeeren erwarb. Sieben Jahre später legte er sein Amt aber wieder nieder, um sich ganz seinem kaiserlichen Herrn zu widmen, nachdem er auch vorher schon sehr thätig für dessen Kaiserwahl eingetreten war. Er ging mit Karl V. nach Spanien und blieb von da ab sein steter Begleiter, indem er überall auf das Nachhaltigste des Kaisers Interessen vertrat. Seine zweite Frau, Claudia von Châlons, Prinzessin von Oranien, starb im Jahre 1521. Ihr Sohn Renatus erbte nachmals die reichen oranischen Besitzungen. In dritter Ehe war Heinrich mit einer Spanierin, Menzia von Mendoza, Markgräfin von Cenette, vermählt. Er selbst starb am 14. September 1538.

Dieser Graf Heinrich von Nassau, dem wir das Denkmal zu danken haben, scheint ein besonders kunstliebender Fürst gewesen zu sein, der aus Deutschland große Neigung zu den Schöpfungen bedeutender Meister mitbrachte. Unter ihm begannen die umfangreichen Bredaer Schloßbauten. Von seinem ernsten, gediegenen Kunstgeschmack zeugt jedenfalls das erhaltene Grabmonument. Ein holländischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Th. E. van Goor (Beschryving der Stadt en Lande van Breda. In's Gravenhage 1744 p. 32) sagt darüber: „pragtige Tombe by Hendrik Graaf van Nassau, deszelfs (Engelbrechts) opvolger naamals doen maaken."

Zur Anfertigung des Grabmals beauftragte Graf Heinrich einen hervorragenden Künstler, der offenbar in Italien ausgebildet war oder sogar

von dort herstammte. Das geschah in der für die Kunst der Niederlande so wichtigen Zeit, als auch hier, wie in Deutschland überall im sechzehnten Jahrhundert, die italienische Frührenaissance mächtig eindrang. Ziemlich schnell wurde damals mit den Traditionen der heimischen Kunst auf dem Gebiete der Malerei gebrochen. Nur die Plastik und Architektur suchten noch in längerer Abgeschlossenheit ihren nationalen Charakter zu bewahren, obzwar sich auch die italienische Ornamentik allenthalben bereits geltend machte. Um so hervorragender wirkt das Bredaer Denkmal mit seinem durchaus italienischen Gepräge und mit seinem italienischen Material mitten unter den niederländischen Kunstschöpfungen. Das Kunstwerk wurde früher keinem Geringeren als Michel Angelo zugeschrieben, von dem es aber keinesfalls herrühren dürfte, wenngleich man die Behauptung in Breda auch heute noch aufrecht zu erhalten sucht. Bedauerlicherweise ist das alte Bredaer Archiv und damit auch wohl jedes sichere Document an Ort und Stelle über die Herkunft des Denkmals bei einer der vielen Belagerungen der Festung durch Brand zerstört worden. In neuester Zeit wird als Verfertiger der schon erwähnte Thomas Vincenz von Bologna genannt, „der, obwohl Schüler Raffaels, sich nach Michel Angelo gebildet hat.“ So lautet wenigstens eine Notiz in Bädekers Handbuch unter der Verantwortung von Anton Springer. In der Vorrede sagt der Meister der Kunstwissenschaft: „Die Grabmäler des Grafen Engelbrecht von Nassau und dessen Gemahlin in der großen Kirche zu Breda . . . . reihen sich den schönsten Werken an, welche die Renaissancekunst im Norden geschaffen hat.“ Sie werden dem vortrefflichen Monument des Erzbischofs Wilhelm von Croy († zu Worms 1521) in der Capuzinerkirche zu Enghien an die Seite gestellt. Ebenso nannte Gustav Ebe (Die Spätrenaissance, Berlin 1886, Band I, Seite 435) das Monument „ein bedeutendes Skulpturwerk, dessen Meister unbekannt ist“; alle Figuren in Alabaster seien von „vorzüglicher Ausführung“. Seine Quelle ist van Ysendyck, der auch nichts Wesentliches über den Künstler vorzubringen wußte. A. Seubert berichtete in den Nachträgen zu Müllers Künstlerlexikon (Stuttgart, 1870, Seite 46) nach den Dioskuren (1866) von einem Tommaso Vincitore da Bologna, der als Schüler Raffaels diesem an den Arbeiten in den Loggien des Vaticans geholfen und später das Weben der Cartons in Flandern beaufsichtigt habe.

Diese Spur dürfte vielleicht bei näherer Verfolgung zu irgend einem Resultat führen. Ein in Flandern auch sonstwie beschäftigter Italiener hat jedenfalls die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, als Schöpfer des Denkmals zu gelten.

Einige dürftige Mittheilungen über den von Julius Hübner in Schaslers Dioskuren erwähnten Thomas Vincidor oder Vincitore von Bologna findet man in der Lebensgeschichte Albrecht Dürers (Thausing, Dürer, 2. Auflage; II. Seite 186). Der italienische Künstler besuchte den deutschen Künstler in Antwerpen, als dieser dem Einzug Karls V. im Jahre

1520 beiwohnte, und brachte ihm Kunde vom Tode Raffaels und von der Auflösung seiner Werkstatt († 6. April 1520). Dürer erzählt darüber selbst in seinem „Tagebuch der Reise in die Niederlande" (erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauers mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Friedrich Leitschuh, Leipzig, 1884, Seite 62 f.). Er nennt ihn dort „Thomas Polonier", erwähnt, daß er „ein guter Mahler" sei und ihn habe kennen lernen wollen. Vincitore war mit eindringlichen Empfehlungsbriefen des Papstes Leo X. ausgestattet und im päpstlichen Auftrage nach den Niederlanden gekommen, um die Ausführung der gewirkten Tapeten nach den Cartons von Raffael und seinen Schülern zu überwachen, und zwar handelte es sich wohl vornehmlich um die zweite Reihe der vierzehn Teppiche mit den Darstellungen aus dem Leben Jesu, die sogenannten jüngeren Arazzi, die nicht wie die älteren elf nach Raffael'schen Cartons gearbeitet sind. Der Bolognese verehrte Dürer einen goldenen Ring mit einem antik geschnittenen Stein — fünf Gulden werth — „aber mir hat man zwifach geldt dafür wollen geben" — und Dürer gab ihm dagegen soviel von seinen besten Bilddrucken, daß es sechs Gulden ausmachte. Am 1. October überwies ihm der deutsche Künstler noch einen ganzen Druck von seinen Werken, damit Vincitore diesen durch einen anderen Maler nach Rom schicken und ihm dafür das Werk Raffaels „Raphaelsding" — wahrscheinlich die Stiche von Marc Anton Raimondi — eintauschen möge. Außerdem schenkte ihm Thomas „ein welsch Kunststück", wofür sich Dürer wiederum revanchirte mit „1 Stüber für ein Kunststück". Thomas von Bologna malte damals ein Bildniß von Dürer, das der Italiener mit nach Rom nehmen wollte. „Der Polonius hat mich conterfet, das will er mit ihm gen Rom führen." Dürer zeichnete dagegen den Italiener „von Rohm" in Kohle (a. a. O. S. 80). Das Porträt von Vincitore, gewiß in Oel ausgeführt, ist leider verloren gegangen. Doch besitzen wir davon einen Kupferstich von Andreas Stock aus dem Jahre 1629, also hundert Jahre später, mit der Unterschrift: Effigies Alberti Dureri Norici, Pictoris, et Sculptoris hactenus excellentissimi delineata ad imaginem eius quam Thomas vincidor de Boloignia, ad vivum depinxit Antverpiae 1520. And: Stock sculpsit: F. de Wit exculdit 1629.

Das Bild muß, nach dem Stich zu urtheilen, ein gutes gewesen sein. Der fünfzigjährige Dürer ist in breitem Hut mit Pelzschaube, langen Haaren, aber kurzgeschnittenem Barte dargestellt. Der Ausdruck des Gesichtes ist ziemlich ernst. Es kann auch nach der Unterschrift des Kupferstiches angenommen werden, daß Dürer das Werk von Vincitore zum Geschenk erhalten und mit nach Nürnberg gebracht habe, wo der Kupferstich angefertigt wurde, worauf das Gemälde verschwand.

Vincitore ließ sich jedenfalls in den Niederlanden festhalten, und es ist nicht überliefert, ob er noch einmal nach Italien gelangt ist. Er wurde

in der Folge peintre de l'empereur, Maler des Kaisers, genannt, lebte bis in die dreißiger Jahre in Breda und erfreute sich namentlich der Gunst des Grafen Heinrich III. von Nassau. Durch diesen Gönner ist er vermuthlich mit dem Kaiser bekannt geworden und in Breda für mancherlei künstlerische Aufgaben angestellt worden. Vorher war der Wohnsitz des Grafen zumeist in Brüssel. Dürer erwähnte (1520) an zwei Stellen sein Haus, das er besuchte. Der italienische Künstler muß Mitte der dreißiger Jahre gestorben sein, da schon 1536 seine Erben in Breda erwähnt werden. (Pinchart in den Bulletins de l'académie royale de Belgique).

Vincitore wird auch von Passavant als einer von Raffaels Schülern erwähnt, der aber später mehr den Correggio nachgeahmt habe. Julius Hübner hat in seinen kleinen Beiträgen zur Kunstgeschichte „Wer hat die Cartons zu den Raphaelischen Teppichen colorirt?“ nachzuweisen gesucht, daß dieser Tommaso Vincitore da Bologna derselbe Schüler Raffaels gewesen sei, den Vasari als „il Bologna“ unter den Gehilfen bei der Ausführung der Arbeiten in den Loggien des Vaticans aufführt, und den Francesco d'Orlanda, ein portugiesischer Miniaturmaler, der noch zu Michel Angelos Lebzeiten in Rom studirte, in einem vom Grafen Raczynski (Les arts en Portugal, 1846, S. 54) mitgetheilten Bericht von 1548 als „den Schüler Raffaels Bologna“ hinstellt, der für die Niederländer die Cartons illuminirte, „die sein Meister für die Teppiche gezeichnet hatte“ und unter die berühmtesten Maler, die man die „Adler“ nenne, zählt. Auch das ist nach diesen Nachrichten wahrscheinlich.

Derselbe Thomas Vincenz von Bologna gilt, wie gesagt, als Baumeister, und zwar nicht nur als Ausschmücker, sondern als Miterbauer des im Jahre 1531 begonnenen Bredaer Schlosses. Jedenfalls wurde er von Heinrich zu Anfang der dreißiger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts dabei beschäftigt, worüber es bei van Goor (a. a. O. p. 61) heißt: „onder't bestier van den beruchten Italiaanschen Bouwmeester Bologne.“

Nach Alledem war dieser Hofkünstler des Grafen von Nassau also ein jedenfalls zu seiner Zeit hoch angesehener und vielseitiger Meister in den verschiedenen Fächern der bildenden Kunst, und es ist an sich wohl wahrscheinlich, daß auch das Grabmal, das der ihm so gewogene Graf seinem Oheim setzte, unter seinem Einfluß — wenn nicht gar von ihm selbst — gemacht worden ist. Dem Grafen war es offenbar darum zu thun, seinem Wohlthäter eine besondere Liebe und Ehrfurcht auch über den Tod hinaus zu erweisen, und daß er sich dazu der Beihilfe seines Lieblingskünstlers bediente, scheint sehr erklärlich. Vincitore gehört dann zu den universalen Meistern, die nach Art der großen Cinquecentisten gleichzeitig als Maler, Baumeister und Bildhauer hervorgetreten sind. Verwunderlich bleibt es nur, daß über einen so vortrefflichen und reichbegnadeten Künstler so gut wie gar keine Nachrichten erhalten sind. In den unruhigen Zeiten, die das brabantische Land damals durchmachte, sind aber viele einheimische, geschweige

denn fremde Künstler vergessen worden, die die pietätvolle Kunstforschung wieder an's Licht zu bringen berufen ist.

Bemerkenswerth für die frühere Ansicht über das Bredaer Grabmal ist eine leichtverständliche, wenn auch nicht stichhaltige Stelle in dem bereits erwähnten holländischen Werke von Th. E. van Goor (p. 81). Der Verfasser bespricht das Denkmal bei der Beschreibung der Kirche folgendermaßen:

Daar tegen over is de Kapel van de H. Maagd Maria, of het Koor der Heeren van Breda; waar in door Hendrik Graaf van Nassau, ter eeren van zynen Oom en Weldvender, Graaf Engelbrecht den II, en Deszelfs Gemalinne Limburg van Baden, is geplaatst de alom beroemde Grafstede, gemaakt door den vermaerden Konstenaer en Beeldhouwer Michiel Angelo de Buonarota, van Albast of Oosterschen doorschynenden Marmer. Dezelve bestaat uyt twee Beelden, een Mann en eene Vrouw, leggende op eene van toetsteen verheve Jark ruggelings uytgestreckt. Bowen dewelke een zware tafel van dien zelfden steen gedragen wordt door vier Mansbeelden alle op hunne eene knie zittende; op welke tafel het Wapentuyg des Graafs, zeer konstig uyt marmor gehouwen, nederlegt. Deze vier marmere Beelden hebben hunne Opschriften, op vierkante albaste plaatjens, beneden hen gestelt, war van'er nog twee in wezen zyn. Het eene Beeld vertoout den Roomschen Keyzer Julius Caesar, in Romeynsch Krygsgewaadt, met't volgende Opschrift: „C. Julius Caesar, Virtute bellica imperavi. Fortitudo." Dat is: „C. Julius Caesar, door Krygsdeugd heb ick geregeert. De Dapperkeid." Het tweede verbeeldt den beruchten Roomschen Veldheer Regulus, met zyn bovenlyf gansch naakt, van eene verwonderings naardige kracht en konst. Waar onder staat: „M. Attilius Regulus, Fidem infractus servavi. Magnanimitas." Dat is: „M. Attilius Regulus, myn gegeven Woord heb ick onverbroken gehouden. De Edelmoedigheid." De twee andere, wiers opschriften afgebroken zyn, verbeelden, naa myn oordeel, twee Grieksche Helden. Men kan nog bemercken, dat de Wapenkleederen dier twee Standbeelden voorheen vergult zyn geweest. Op den voet van den leggenden Jark, aan de Zuydzyde, staan de Kwartieren der Wapenen van den Graaf, en aan de Noordzyde, die van de Gravinne, zonder eenig verder opschrift."

Die Irrthümer ergeben sich leichtlich. Der Schreibfehler Limburg statt Cimburga hat bis in die neueste Zeit statt auf eine badische Prinzessin auf eine solche aus Limburg hingewiesen.

Die beiden Helden, die van Goor für Griechen hält, sind Hannibal, dessen Charakter in dem Worte perseverantia gekennzeichnet werden soll, und Philipp von Macedonien, dem das Lob der prudentia zuertheilt wurde! Der Stifter des Denkmals wollte durch die vier bedeutungsvollen Männer

und ihre verehrungsvolle Huldigung die mannigfaltigen Kriegstugenden seines Onkels und Wohlthäters verewigen. Die Wappen und Insignien, die am Fußende des Monumentes angebracht wurden, sind völlig werthlos als neue und sehr ungeschickte Ergänzungen der alten verlorenen Stücke. In den älteren Beschreibungen des Denkmals sind bessere Darstellungen von ihnen zu finden.

Alle Figuren aus durchsichtigem italienischen Alabaster sind vortrefflich erhalten. Die Köpfe des Grafen und der Gräfin waren freilich in den Zeiten des Bildersturmes durch frevelhafte Hände abgehauen worden, doch haben sie eine sehr geschickte Wiederherstellung erfahren. Es handelt sich bei diesen kunstvoll ausgeführten Gestalten offenbar um wirkliche Individual-Porträts, was doppelt wichtig erscheint, da das Werk ersten Ranges ist. Die Thatsache, daß Vincitore erst 1520 nach den Niederlanden gekommen ist, weist freilich darauf hin, daß er, wenn er der Verfertiger ist, das Fürstenpaar nicht von Angesicht zu Angesicht gekannt, sondern nach früheren Abbildungen gearbeitet hat. Die beiden Gatten ruhen auf vortrefflich in Alabaster gemeißelten, am Kopfende aufgerollten Bastmatten, die hinwiederum auf einer mächtigen schwarzen Marmorplatte liegen. Die todten Körper sind mit gefalteten Händen dargestellt, in einfachen Linnen, mit entblößten, starren Füßen. Die Modellirung zeigt einen ungemein naturwahren, beinahe derben Realismus, der den Tod in seiner echten Gestalt vorführt. Graf Engelbrecht, der an der Auszehrung gestorben sein soll, ist bis auf die Knochen abgemagert. Das edel geschnittene Antlitz zeigt sich stark eingefallen und spricht von langen, endlich überstandenen Leiden. Der Mund ist bei der Todesstarre offen geblieben. Der nackte Oberkörper giebt den Beweis der zerstörenden Krankheit. Trotzdem ist der Anblick keineswegs abschreckend und unangenehm. Vielmehr sehen wir künstlerisch verklärt, in den Zügen des Helden, der hier ausgelitten hat, fromme Ergebung und milden Frieden. Um ein Bedeutendes zarter und inniger wirkt aber das Bildniß der Gräfin Cimburga. Sie ist überlieferungsgemäß an der Schlafsucht gestorben, und es scheint fast, als ob der Künstler sie wirklich im Schlafe habe schildern wollen. Nichts von irdischen Leiden und Sorgen steht auf diesem wohlgestalteten, ebenmäßigen Gesichte zu lesen. Nach reichgesegnetem Leben schläft sie den Schlaf der Gerechten. Der bei den unterschiedlichen Todesarten von der Natur gegebene Contrast hat zu einer wohlerwogenen künstlerischen Gegeneinanderstellung geführt.

Die vier Helden, die als Symbole der Tapferkeit, Edelmüthigkeit, Beharrlichkeit und Vorsichtigkeit auf einer schwarzen Marmordecke baldachinartig das reiche Rüstzeug des Grafen tragen, sind gleichfalls mit großer Liebe und Sorgfalt durchgearbeitet, wenn auch nicht gerade mit derselben Meisterschaft der Charakteristik und Individualisirung, was bei ihrer nur allegorischen Bedeutung erklärlich erscheint. Nur Regulus gab durch seinen nackten Körper wiederum Veranlassung, die vortrefflichen anatomischen Kenntnisse des Künstlers zu zeigen. Dafür tragen die drei übrigen Recken aus-

gewählt prächtige und minutiös ausgeführte Rüstungen. Alle richten ihr Antlitz aufwärts, stolz, wenn auch mit Anstrengung die Last stützend. Als eine ganz vorzügliche Bildhauerarbeit muß schließlich der Waffenschmuck des Grafen angesehen werden, der aus den mannigfaltigsten Stücken besteht und von Brust- und Beingewand, von Schild und Helm bis zu den Schuhen und Schnallen hinab mit größter Genauigkeit wiedergegeben worden ist.

Auf alle Fälle haben wir es hier mit einem Kunstwerk zu thun, das die Beachtung der Kunstforschung verdient, und wenn diese Zeilen dazu dienen sollten, nähere Berichte über seinen künstlerischen Urheber herbeizuführen, so wäre ihr Zweck erfüllt.





Sagen der Indianer von Ost-Canada.

Von

Otto L. Jiriczek.

— Breslau. —

Quellenwerke. — Die Algonkin-Indianer. — Charakter ihrer Mythologie. — Der Sagenkreis von Glooskap. — Seine Geburt. — Kämpfe mit Zauberern. — Die Walfischjagd. — Der Eiskönig. — Der Kampf mit dem Bändiger der Gewässer. — Die Fahrt zum Sturmvogel. — Heros Pulowech und sein Rachezug in das Land der Dämonen. — Das geheimnißvolle Reich Glooskaps. — Glooskaps Abschied. — Die indianische Götterdämmerung. — Der Sagenkreis von Lox. — Die Sternbräute. — Elfen. — Eisriesen. — Die Schlange We-wil-mekw. — Schluß.

Im Oktober 1889 starb zu Hantsport in Neu-Schottland (Canada) in hohem Alter der Reverend Silas Tertius Rand. Wer war Rand? Eine Leuchte der theologischen Wissenschaft? Ein neuer Religionsreformator? Eine amerikanische Berühmtheit? Der Name des bescheidenen Indianermissionars ist zu seinen Lebzeiten kaum in weite Kreise gedrungen, seine zahlreichen Schriften, deren bloße Aufzählung sieben enggedruckte Seiten füllt, sind der guten Hälfte nach Manuscript geblieben; was von ihnen zu seinen Lebzeiten gedruckt worden ist, hat dem unermüdlichen Manne keinen weithinklingenden Namen verschafft, und es ist bezeichnend, daß das Werk, das wohl am meisten dazu beitragen wird, seinen Namen in ehrenvoller Weise der Nachwelt zu übermitteln, erst fünf Jahre nach seinem Tode, dank den Bemühungen des Wellesley-College's, erschienen ist. Es muß ein merkwürdiger Mann gewesen sein, der Baptistenprediger Rand, der in seiner reifen Jugend als Maurer unter der Arbeit Lateinisch lernte, sich autodidaktisch elf todte und lebende Sprachen aneignete, und im Alter von 36 Jahren seine behagliche Pfarre verließ, um sich fortan dem mühevollen, unscheinbaren und materiell kärglichen Berufe eines Missionärs unter den Indianern seiner Heimat, den Micmac und Malifeet-Stämmen,

bis zu seinem Lebensende zu widmen. Was er als Freund der Indianer und im Dienste seines Glaubens geleistet, zeigt der Ehrenname eines „Elihu Burritt von Canada", den ihm seine jüngste Biographie von Helen L. Webster giebt; die Dienste, die er der Sprachwissenschaft als Grammatiker und Lexikograph der Micmac- und Maliseetsprache erwiesen, werden ihm unter den Americanisten ein dankbares Andenken sichern; aber auch viel weitere Kreise, nämlich alle die, welche an der vergleichenden Volkskunde, an den poetisch-mythologischen Ueberlieferungen der Naturvölker Antheil nehmen, werden den Namen Rands, des unverdrossenen Sammlers von Indianersagen und Märchen, dessen kostbare Gabe „Legends of the Micmacs" uns jetzt, fünf Jahre nach seinem Tode, zugänglich geworden ist, in Dankbarkeit nennen und sich der reichen Fülle von originaler Naturpoesie erfreuen, die der ehrwürdige Missionar Rand neben seinem Mitarbeiter auf diesem Gebiete, dem eifrigen Volksforscher Charles G. Leland, vor dem Untergange und der Vergessenheit gerettet hat*).

Von dem einst so mächtigen Volke der Algonkin, das, in zahllose Stämme gespalten und über vierzig Sprachen sprechend, einmal den ungeheuren Raum von Labrador bis weit nach Süden, von den Küsten des atlantischen Oceans bis zu den Rocky Mountains eingenommen, sind heute nur mehr vereinzelte kleine Reste vorhanden, die entweder immer mehr zurückgedrängt und vernichtet, oder von den Weißen inselartig eingeschlossen und von der Cultur aufgesogen werden. Während im Gebiete der Vereinigten Staaten der Indianer in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer historischen Erinnerung geworden sein wird, haben die Eingeborenen von Britisch-Canada ein besseres Loos, dank den Bemühungen menschenfreundlicher Missionäre, der milderen Behandlung seitens der Regierung und nicht zum Mindesten ihrer Unentbehrlichkeit als Pelzjäger in den ungeheuren subarktischen Gebieten im Dienste der Weißen. So kommt es, daß, sehr im Gegensatze zu der weitverbreiteten Meinung von dem gleichmäßigen Aussterben sämmtlicher Indianer, die statistischen Erhebungen eine Zunahme derselben in Canada bezeugen; die Zahl sämmtlicher Indianer Canadas betrug im Jahre 1875 zwanzigtausend gegen dreizehntausend im Jahre 1861, und ein einzelner Stamm in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig weist im Jahre 1892 über dreitausendsechshundert Individuen gegenüber zweitausendzweihundert im Jahre 1851 auf. Sprechen nun diese Zahlen allerdings gegen die Annahme der Aussterbetheorie, so darf man sich doch andererseits keinen Täuschungen darüber hingeben, daß die nationale Eigenart dieser Indianer kaum lange den nivellirenden Einflüssen der Cultur, des Christenthums und der stark vor sich gehenden Rassenmischung Stand halten wird; die Indianer Canadas mögen vielleicht in hundert Jahren an Zahl

*) The Algonquin Legends of New-England, by Charles G. Leland, London 1884; Legends of the Micmacs by the Rev. S. T. Rand, New York 1894.

noch zugenommen haben, aber es werden nicht mehr die Indianer der alten Zeit sein, und man wird unter ihnen nach ihrer Ursprache, ihren Sitten, ihren alten Volksüberlieferungen vergebens forschen. Wie bedauernswerth der Mangel an Verständniß für diese Traditionen und die Lässigkeit in der Aufzeichnung und Erforschung derselben gewesen ist, zeigen auf das Deutlichste die Mittheilungen Lelands, der bei seinen Auskundungen auf diesem Gebiete sehr oft von alten Leuten hörte, ihre Väter oder Großväter hätten diese oder jene Geschichte noch in poetischer Form gesungen, während heute die prosaische Erzählung — und diese oft trümmerhaft — so gut wie ausschließlich vorherrscht. Wie viel aber selbst heute noch gethan werden kann, ersieht man aus den Sammlungen Lelands und Rands, die uns die Trümmer einer großartigen Mythologie und unzählige Sagen und Märchen gerettet haben, einer Mythologie, von der Leland in dem begreiflichen Enthusiasmus des Pioniers zwar etwas übertreibend, aber nicht ganz ohne Grund ausspricht, daß sie der Poesie der Edda, des Kalewala und der grandiosesten altnordischen Sagen in Vielem congenial sei. Es ist die alte Mythologie und Sagentradition eines kleinen Stammes der Algonkin, die uns Leland und Rand gerettet haben, nämlich der „Kinder des Lichtes" oder Wabanaki, wie sie sich nennen, d. h. der seeanwohnenden Indianer von Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz-Edward-Insel sowie Maine, der Micmacs und Passamaquoddy, kleiner, ganz von Weißen umgebener und halbcivilisirter Stämme, die schon zur Zeit der französischen Colonisten größtentheils zum Christenthum bekehrt worden sind. Selbstverständlich sind die alten Ueberlieferungen dieser Indianer schon stark verblaßt und lückenhaft, die alte Mythologie schon auf dem Wege zum bloßen Märchen; immerhin aber sind die geretteten Reste noch so reich und eigenartig, so voll von einer wilden, fremden, aber großartigen natürlichen Poesie, daß es den freundlichen Leser gewiß nicht gereuen wird, sich eine kleine Weile in das Phantasieleben eines merkwürdigen Naturvolkes zu versetzen und damit vielleicht nach langen Jahren wieder für kurze Zeit zu einer Jugendliebe zurückzukehren.

Die landläufigen Kenntnisse von der indianischen Mythologie beschränken sich meistentheils auf das Wissen, daß die Indianer einen „großen Geist", Manitu verehren, womit sich die irreführende Vorstellung verbindet, daß wir es hier mit einem geläuterten geistigen Gottesbegriffe zu thun hätten. Die Missionäre, die den Namen Gott in indianischen Sprachen wiedergeben wollten, wissen besser, wie es mit dem Worte Manitu bestellt ist: es bedeutet nur wunderbar, seltsam, und wird mit zahlreichen Dingen verbunden, die nichts Göttliches an sich haben: Manitustein, der wunderbare Stein, heißt der Stahl und Aehnliches mehr. Der Irrthum, der aber nicht blos von größeren Kreisen, sondern auch von zahlreichen älteren Darstellern und Erforschern des amerikanischen Götterglaubens begangen worden ist, ist verzeihlich, denn Nichts ist schwieriger, als sich der eigenen Vorstellungen von

dem Göttlichen zu entäußern und auf die primitiven Vorstellungen eines wilden Volkes einzugehen, von dem wir keine systematische Durcharbeitung seines religiösen Geisteslebens erwarten dürfen. Die anthropologischen Untersuchungen eines Tylor, Spencer und anderer Forscher haben uns erst gelehrt, die Grundlagen der religiösen Vorstellungen primitiver Völker zu erkennen. Die Vorstellung, daß die eigene Seele unzerstörbar sei, daß sie sich im Schlafe und Traume, aber auch im Zustande magischer Bezauberung vom Leibe trennen, zahllose Gestalten, vor Allem Thiergestalten annehmen könne, daß sie nach dem Tode weiter lebe und den Lebenden erscheinen, ihnen nützen und schaden könne, bildet den Ausgangspunkt für eine Belebung und Dämonisirung der ganzen Natur, deren Erscheinungsformen alle auf des Walten von seelischen oder dämonischen Geistern zurückgeführt werden. Wie alle wilden Völker, ist auch der Indianer von einem Heere von dämonischen Gestalten umgeben, aus denen sich einzelne durch ihre Macht oder ihre besondere Bosheit — denn die Furcht, nicht die Liebe spielt im primitiven Glauben die Hauptrolle — zu einer Stellung emporheben, die wir mit einem Mißbrauche des ethischen und edlen Namens als Götter bezeichnen könnten. So erklärt sich der scheinbar seltsame, aber durchaus richtige und nicht blos für die Indianer giltige Satz Lelands, daß der alte indianische Glaube keine Götter kenne, sondern nur zaubergewaltige Mächte, deren Kraft an einen Fetisch gebunden ist, und daher wird uns der Glaube primitiver Völker verständlich, daß die Menschen durch Zauber, Talismane und Beschwörungen die Macht dieser „Götter" überwinden, von sich abhalten oder gegen ihre Feinde lenken können; erst spät dringt das Denken zu der Vorstellung höherer, reinerer und wohlwollender Mächte durch, die immer eine Errungenschaft höherer Cultur und Gesittung sind.

Aus dieser gemeinsamen Wurzel, dem Seelen- und Dämonenglauben, entsproßten die bei jedem amerikanischen Stamme sehr verschiedenen und bunten Sagen- und Märchencyclen, die man indianische Mythologieen benennen kann, auf deren Charakter selbstverständlich der Culturgrad und die natürlichen Anlagen des betreffenden Volkes, sowie die Natur, von der es umgeben war, den durchgreifendsten Einfluß ausübten.

Die Natur, in welcher die nordöstlichen Algonkin, von deren Mythologie hier die Rede sein wird, lebten, war nicht geeignet, dem Dämonenglauben eine freundliche Färbung zu geben. Dieses Land, sagt Abbé Morillot, ist wie kein anderes geschaffen, Aberglauben zu erzeugen; Alles dort, See, Erde und Himmel ist wildseltsam. Und Leland schildert eindrucksvoll das Ueberwältigende dieser Natur: das Innere des Landes ist eine Wüste sondergleichen, eine gefrorene Sahara, die von der Mitternachtssonne oder dem Nordlicht blutig gefärbt wird. Die wilden Schreie, die aus der Tiefe ausgehöhlter Eisberge ertönen und in den Klippen, Eisinseln und brandenden Wogen widerhallen, erregten noch im 17. Jahrhundert einem Besucher Entsetzen, und der nüchterne Missionär Crantz erhob sich nur ein-

mal in seinem Leben zu poetischer Begeisterung, als er vor etwa hundertfünfzig Jahren von dieser Scenerie sprach.

Diese wilde, arktische Natur hat ein Heer von furchtbaren Dämonen und Schreckgespenstern erzeugt, die den unheimlichen Stempel der Polarnacht tragen und in so Vielem den finsteren Phantomen des Eskimoglaubens gleichen. Daneben aber finden sich Züge von milder, man möchte fast sagen, zarter Schönheit, von naiver Naturpoesie, und im Mittelpunkte der Mythologie steht ein Wesen, Glooskap, das Leland als die großartigste und der Höhe arischen Gottesglaubens am nächsten stehende Gestalt bezeichnet, die je der Phantasie eines wilden Volkes entsprungen ist. Er ist ein Freund der Menschen, voll Größe und Güte; er bekämpft die Feinde des Menschengeschlechtes, die Frostriesen, Zauberer und Dämonen, und mag er auch in diesen Kämpfen noch so dämonisch anwachsen, daß sein Haupt über die Wolken reicht und seine Stimme wie Donner klingt, immer bleibt er doch menschlich in seinem Thun, und wo er mit Menschen zusammenkommt, ist er freundlich; keine Grausamkeit oder Bosheit wird ihm zugeschrieben, er ist familiär, ja sogar humoristisch, ohne doch seine Würde zu verlieren. Man kann in Wahrheit von ihm sagen, daß auf ihm ein Schimmer jener göttlichen Majestät und Güte ruht, womit die arischen Mythologien ihre Götter umkleiden.

Alles Dieses, und besonders der Humor, der sich sieghaft durch die Schrecken des Dämonenglaubens und der Natur durcharbeitet, lassen diese Mythologie, die sich nach dem Zeugnisse von Kennern so stark von der anderer Indianer unterscheidet, wohl des Interesses werth erscheinen, ihr für eine Weile näher zu treten.

Ueber die Herkunft Glooskaps giebt es zwei verschiedene Versionen; nach der einen kam er auf einer schwimmenden Granitinsel über die See; nach einer anderen, die in südlicheren Indianerlegenden ihre Parallelen findet, war er der Zwillingsbruder des Malsum-sis, welcher letztere bei der Geburt den Tod der Mutter verursachte, indem er durch ihre Seite durchbrach.

Malsum-sis, Wolf der Jüngere, war böse und wollte Glooskap tödten. Beide Brüder hatten ein gefeites Leben und waren nur durch ein Ding zu tödten, Malsum durch den Schlag einer Farrenkrautwurzel, Glooskap durch den einer blühenden Binse. Glooskap ahnte, daß der Bruder Böses beabsichtigte, als er ihn nach dem Geheimniß fragte, und gab zwei Mal falsche Auskunft — daher heißt er Glooskap (Lügner) — als aber Malsum nach zwei mißlungenen Mordversuchen schließlich doch durch eine Unvorsichtigkeit Glooskaps den rechten Todeszauber in Erfahrung brachte, mußte sich Glooskap entschließen, ihm zuvorzukommen, und er tödtete ihn im tiefen dunklen Walde. Glooskap saß nun über ihm und stimmte die Todtenklage an, dann aber verwandelte er ihn in das Shickshoe-Gebirge auf der Halbinsel Gaspé; am Ende der Welt aber wird er wieder erstehen und mit allen Dämonen Glooskap bekämpfen.

Als Glooskap nach Canada kam, war es wüste und unbewohnt; da beschloß er, es zu beleben; er schoß mit seinem Bogen Pfeile auf eine Esche, da kamen aus der Rinde kleine Elfen und aus dem Stamme die Menschen; die dunklen lückenhaften Berichte lassen vermuthen, daß die Elfen Holzfiguren schufen, denen Glooskap Leben verlieh.

Ferner schuf er (nach einer anderen Version benannte er blos) die Thiere, anfangs in ungeheuren Dimensionen; als sie aber auf seine Frage, was sie den Indianern thun würden, antworteten: sie zerreißen oder Bäume auf sie stürzen, benahm er ihnen ihre Größe und Stärke bis zu einem Grade, der die Indianer befähigte, ihrer Herr zu werden. Eines der größten Ungethüme nahm er an seinen Busen und streichelte es so lange, bis es immer kleiner wurde und ihm seitdem als kleines Eichhörnchen folgte; in Glooskaps Kämpfen gegen Giganten vermag jedoch das Eichhorn wieder zu riesiger Größe anzuschwellen und seinem Herrn zu helfen. Von den Thieren wählte er dann zu seinem besonderen Dienste die Tauchervögel, doch blieben sie ihm zu lange aus, wenn er sie entsandte, und so behielt er sie nur als seine Berichterstatter und nahm zu seinem persönlichen Dienste zwei Wölfe an, einen weißen und einen schwarzen, die ihm immer folgen. Von diesen Thieren sagt der Indianer noch heute, wenn er die Taucher schreien und die Wölfe heulen hört, sie rufen jammernd nach ihrem davongegangenen Herrn.

Glooskap nahm sich der Indianer an, lehrte sie jagen, Canoes und Wigwams verfertigen, zeigte ihnen den Lauf der Sterne, die Wunderkräfte der Pflanzen und der ganzen Natur. Vor Allem aber beschützte er sie gegen die Ungethüme der Thierwelt und gegen die dämonischen Stein- und Frostriesen und Zauberer, die er mit Hilfe eines magischen Kraftgürtels besiegte. Weithin wanderte er beständig durch ihr Land, und es giebt kaum ein Gebirge, einen Fluß u. s. w., dem er nicht seinen Namen geliehen hätte.

Er selbst aber lebte in einem geheimnißvollen, den Augen der Menschen entzogenen Lande, in das sich nur selten einzelne besonders erkorene und beglückte Menschen verirrten, die er dann freundlich aufnahm und selten ohne wunderbare Geschenke wegziehen ließ. Dort hauste er unverheirathet, ein altes Weib, das er seine Großmutter nannte und das ihm die Wirthschaft führte, sowie ein kleiner Diener aus dem Elfengeschlechte, dessen Name in verschiedenen Versionen als Hausschwalbe oder Marder gegeben wird — wir sehen hier deutlich den Glauben an die Verwandlung eines seelischen Geisterwesens in Thiergestalten — bildeten seine einzige Gesellschaft.

An den Raub dieser zwei dienstbaren Geister, die Glooskap zärtlich liebte, durch einen Feind, knüpft sich ein Cyclus von Erzählungen, die unter einander stark abweichen. Eine Erzählung beginnt damit, daß in alten Zeiten Menschen wie Thiere und Thiere wie Menschen waren und sich beliebig verwandeln konnten (— auf diesem Glauben beruht auch ein großer

Theil der indianischen Namengebung und die „Totem"-Eintheilung der Stämme, d. h. die Gliederung in blutsverwandte Clans, deren Symbol ein Thier war —); mit allen diesen Menschen oder Thieren lebte Glooskap zusammen auf einer Insel, und sie lernten von ihm zahllose Fertigkeiten; aber ihre zunehmende Macht machte sie begehrlich und eifersüchtig, und so benutzten sie die zeitweilige Abwesenheit Glooskaps, um zu entfliehen und seinen Hausstand zu rauben. Nach einer anderen Version war die Welt, als Glooskap kam, voll Dämonen, Zauberer und Hexen, von denen die dämonischen Wesen am furchtbarsten waren, die sich nach Belieben in männlicher und weiblicher Gestalt verkörpern konnten. Einer dieser Dämonen suchte ihn in Frauengestalt zu verführen, als er aber standhaft blieb, raubte ihm der Dämon sein Hausgesinde; wieder nach einer anderen Version war es schlechthin ein Zauberer Winpe, der ihm aus Haß dies anthat. Nach allen Versionen blieb nun Glooskap sieben Jahre allein, sei es aus Kränkung, sei es in Folge eines Zauberbannes, den die feindlichen Dämonen auf ihn legten. Nach Ablauf dieser Frist entschloß er sich, seinen Feind zu verfolgen und seine Diener zu befreien. Nun lag die Insel, auf der er hauste, weit draußen im Meere, und er war nicht Willens, sich zu Fuße darüber zu wagen. So ging er denn an den Strand und begann, auf die hohe See blickend, einen zauberkräftigen Gesang, der die Wale zu ihrem Herrn berief. Der erste, der dem Rufe folgte, erwies sich zu schwach, denn er sank unter der gewaltigen Last des Gottes; dieser berief daher einen anderen, und nun kam der größte aller Wale und trug auf seinem mächtigen Rücken den Herrn der Menschen und Thiere über die brausende See. Der Wal fürchtete in Folge seiner ungeheuren Größe sehr die Nähe des Landes und das seichte Wasser und bat Glooskap, ihm rechtzeitig die Mittheilung zu machen, wann sie die tiefe See verließen. Glooskap aber wollte seine Füße nicht benetzen und trieb ihn immer an, darauf los zu fahren, und so raste der Wal peitschend und schäumend dahin. Das Wasser wurde immer seichter, und der Wal hörte deutlich die großen Muscheln am Grunde singen; doch er verstand ihre Sprache nicht und fragte Glooskap: „Was singen sie?" Sie sangen dem Wale zu, Glooskap abzuwerfen und zu ertränken — doch Glooskap antwortete und sang:

Sie spornen Dich an,
Dich fest zu beeilen,
Ueber's Meer mich zu tragen,
So schnell als Du kannst.

Da flog der Wal wie ein Blitz und saß im Nu festgekeilt im Sande des Ufers.

Nun wehklagte er:

Ach weh, mein Enkel,
Du bist mein Tod,
Nie komm' ich vom Lande,
Nie schwimm' ich zur See.

Doch Glooskap tröstete ihn, gab ihm zur Belohnung eine Pfeife Tabak und stieß ihn mit einem leichten Schlage seines Bogens weit in die See zurück, wo er vergnügt davon schwamm und den Rauch seiner Pfeife hoch in die Luft stieß. — Der Humor dieser Scene ist echt indianisch, ohne doch phantastisch zu sein, denn offenbar haben wir hier eine der zahllosen ätiologischen Thierfabeln der Indianer vor uns, welche auffallende Eigenheiten der Thiere erklären; hier ist der Wasserdampf, den der Walfisch ausstößt, humoristisch als der Rauch einer Pfeife gedeutet, die Glooskap dem Wale und damit der Thierart zum Lohne verlieh. — Der Gott, der auf diese Weise das Festland erreicht hat, sucht nun die Spuren seines Feindes. Auf dem Wege hat er zahlreiche gefährliche Abenteuer zu bestehen, in deren Anordnung und Zahl die verschiedenen Versionen sehr abweichen: er kommt in eine einsame Hütte, wo eine alte Hexe sitzt, die ihm nach dem Leben stellt, oder er hat einen Weg zu passiren, den zwei riesige Schlangen sperren, oder er hat mit einer nacheilenden Hexe einen Kampf zu bestehen, in welchem ihm seine zwei Hunde, die er sonst in Gestalt zweier winziger Mäuse am Busen trägt, und die bei dieser Gelegenheit zu Ungethümen anschwellen, den Sieg erringen — kurz, er überwindet eine Reihe von Gefahren und findet endlich den Feind, der seine Diener geraubt hat und mit sich führt. Glooskap entdeckt sich, den Uebrigen unsichtbar, seinem kleinen Diener und weist ihn an, wie er sich zu benehmen habe. Dieser erregt nun absichtlich den Zorn seines Peinigers und ruft, als ihm derselbe mit harter Strafe droht, wehklagend: „O, wäre mein Vater hier und sähe dies!“ „Er ist nicht da, und Du wirst ihn nie wieder sehen,“ höhnt der Zauberer. „Hier ist er,“ ruft Glooskap und enthüllt sich in voller Göttermajestät dem Zauberer. Dieser weicht erschrocken drei Schritte zurück, sammelt dann alle seine magischen Kräfte und wächst an, bis sein Haupt über die Fichtengipfel reicht; der Gott aber lachte und entfaltete seine ganze Macht und Größe, bis sein Haupt über die Wolken reichte und die Sterne berührte und der Zauberer vor ihm wie ein kleines Kind war; ihn eines edleren Todes für unwerth erachtend, berührte er ihn verachtungsvoll und leicht mit dem Ende seines Bogens, wie einen kleinen Hund, und der Zauberer fiel um und war todt. So kam Glooskap wieder zu seinem Hausgesinde.

Es ist ein eigenthümlicher Zug, daß die Indianer den ärgsten Dämonen die Fähigkeit zuschreiben, in Mannes- und Frauengestalt erscheinen zu können; das böse Nachtgezüchte der verruchtesten Geister stammt von solchen Doppelwesen. Interessant ist für den Unterschied, den die Indianer zwischen sich und den dämonischen Wesen zogen, eine Erzählung, worin eine solche Hexe ein Indianerkind raubt und mit ihrer Brut aufzieht. Als sie der Knabe einmal fragt, warum seine Geschwister so häßlich und böse sind, erwidert sie: „Weil sie Kinder der Nacht sind, doch Du bist ein Kind des Lichtes und Tages, „Wabanaki“. (So nennen sich die Algonkin.) —

Das oben erzählte Abenteuer Glooskaps mit dem Zauberer bildet nur

eine Episode in seinen endlosen Kämpfen gegen das Nachtgezücht. Seine Aufgabe erleichtern ihm Helden, die gleich ihm im Dienste des Lichtes mit magischen Kräften die Zauberer bekriegen, und die in den Indianererzählungen mit so vielen Zügen von Glooskap ausgestattet sind, daß man unschwer hier den interessanten Uebergang eines mythischen Wesens zu einem menschlichen Heros erkennen kann. Einer dieser halbgöttlichen Heroen ist Pulowech, von dem später die Rede sein wird. Ein anderer Helfer der Menschen ist Kitpooseagunow, der Beschützer der Unterdrückten, ein halbriesischer Held, dessen menschliche Mutter einem bösen Riesen erlegen war; der Sohn wächst allein auf und bekämpft unerbittlich das Geschlecht der Giganten. Die indianische Sage läßt Glooskap einmal mit diesem seinem halbmenschlichen Gegenbilde zusammenkommen und gefällt sich darin, diese beiden mächtigen und befreundeten Gestalten ihre Kräfte scherzhaft wetteifernd erproben zu lassen; dieser Wettkampf ist humoristisch gedacht und ausgemalt, doch ist der Humor riesenhafter Natur und wird in aller Freundlichkeit unheimlich-grimmig.

Glooskap besuchte einmal den menschenfreundlichen Riesen und fand bei ihm gute Aufnahme; nur Speise konnte der Wirth seinem Gaste nicht bieten und schlug ihm daher vor, mit Einbruch der Nacht zum Strande zu gehen und in die See zu stechen, um bei Fackelschein Walfische zu harpuniren. Der Gast war es zufrieden, und so schritten sie Beide zum Strande, wo nur ungeheure Trümmer und Klippen, aber kein Canoe zu sehen war. Der Riese lüftete den größten Felsblock auf sein Haupt, und er wurde ein Canoe, nahm ein längliches Trümmerstück, und es ward zum Ruder, und ein langer, dünner Splitter, den er abschlug, ward zum Speer. Alles das trug der Riese zum Wasser und machte das Canoe flott; Glooskap setzte sich in den Stern des Bootes und ruderte, der Riese spähte nach Walen aus, und wie er einen ungeheuren Wal, den größten des Meeres, ersah, wirbelte sein Speer wie ein Donnerkeil in das Wasser; ohne Anstrengung zog er das Ungethüm heraus und warf es in das Boot. Die beiden riesischen Waljäger lachten, und der Donner ihres Gelächters dröhnte über das ganze Wabanakiland. Zu Hause angekommen, theilten sie den Fisch, und Jeder röstete seine Hälfte und verzehrte sie auf einen Sitz. Als sie ihr Mahl beendet hatten, blickte der Wirth gegen Westen und sagte: „Am Himmel stehen noch rothe Wolken, wir werden eine kalte Nacht bekommen.“ Der Gast verstand, daß ihn sein Wirth durch Kälte, die er hervorrufen würde, erproben wolle; er befahl seinem Diener, Brennmaterial zu beschaffen. Doch was half es? Um Mitternacht ging das Feuer aus, der Diener erstarrte vor Kälte, nur Glooskap und sein Wirth saßen und scherzten und lachten, bis die Sonne aufging. In der nächsten Nacht versuchte sich Glooskap gegen seinen Wirth und rief eine solche Kälte hervor, daß Baumstämme und Felsblöcke donnernd barsten, doch auch der Riese überstand diese Probe ebenso gut, wie Glooskap die vorige, und so

schieden sie bei Sonnenaufgang in hoher Befriedigung und bester Freundschaft von einander.

Der grimmige Scherz der beiden Freunde, einander mit Kälte auf Tod und Leben zu erproben, hat ein ernstes Gegenstück in dem Kampfe eines Eisdämons gegen Glooskap; er kommt in des Gottes Wigwam und setzt sich zum Feuer, das fast erlischt, alle Inwohner des Wigwams erfrieren, doch Glooskap hält Stand und erhitzt das Feuer immer mehr durch seine magische Kraft, bis der Eiskönig immer kleiner wird und zuletzt um Gnade bittet. Glooskap entläßt ihn, und nun ist es ringsum Sommer.

Wie in dieser Erzählung der Naturuntergrund, der Sieg des Lichtgottes über den Winter, klar zu Tage tritt, so hat Leland vermuthet, daß auch in der folgenden Erzählung, die er aus dem Munde eines Passamaquoddy-Häuptlings aufgezeichnet hat, derselbe Naturmythus in märchenhaftem Gewande erscheint.

Ein Indianerdorf lag an einem Bache, der die Einwohner mit Wasser versah. Einmal begann der Bach dünner zu sickern und versiegte endlich ganz, zur größten Bestürzung der Indianer, denn ringsum gab es weit und breit keine Quelle; da es noch dazu Herbst war und die Regenzeit bereits vorbei war, konnten sie sich das Versiegen des Baches gar nicht erklären und sandten daher einen Boten bachaufwärts, der dem Laufe des Wassers folgen und erkunden sollte, was dieses Ereigniß verursacht habe. Nach drei Tagen kam er in eine Siedelung und fand, daß die Bewohner einen großen Damm quer durch den Bach gelegt hatten, so daß kein Tropfen abrinnen konnte. Mit seiner Beschwerde wiesen sie ihn an den Häuptling. Der Mann erschrak, als er diesen erblickte, denn ein Ungethüm mit menschlichen Zügen, im Uebrigen aber einem riesigen Ochsenfrosch gleich, lag im Schlamme und hohnlachte über seine Beschwerden. Endlich ließ es sich doch dazu bewegen, ein wenig Wasser frei zu geben; es bohrte mit einem Pfeile eine kleine Oeffnung in den Damm, durch die spärliche Tropfen sickerten. Der Bote mußte mit geringer Zufriedenheit heimkehren; das Wasser lief ein paar Tage schwach, dann versiegte es wieder gänzlich. Die verzweifelten Indianer beschlossen, einen Mann auszuwählen, der mit dem Ungethüme auf Leben und Tod kämpfen sollte, und zu diesem Zwecke solle er in voller Rüstung ausziehen und sein Todeslied singen, ehe er von der Heimat Abschied nähme. Und siehe, Alle boten sich an. Dieses sah Glooskap, und ihn rührte die Tapferkeit seiner Kinder, denn er liebt den Tapferen, und er beschloß, ihnen zu helfen. Er trat unter sie in menschlicher Gestalt als mächtiger Krieger, zehn Fuß hoch, mit hundert rothen und schwarzen Federn in seiner Skalplocke, das Antlitz wie mit Blut bemalt, von jedem Ohre hing ihm eine große Muschel, und ein Adler breitete drohend seine Schwingen von seinem Nacken aus. So trat er unter sie, und sie staunten ihn erbebend an; und als er ihre Klagen gehört, machte er sich sonder Zögern auf den Weg und kam bald zu der Siedelung; dort verlangte er

Wasser und harrte geduldig über eine Stunde, bis ihm ein Knabe einen halben Becher schmutzigen Wassers vom Häuptling brachte. Dann aber erhob er sich, schritt auf den Häuptling zu und durchbohrte ihn mit seinem Speere — und siehe, ein Strom frischen und klaren Wassers drängte sich schäumend und brausend über alle Ufer und Dämme. Glooskap aber wuchs hoch wie eine Fichte, ergriff den Häuptling und warf ihn verachtungsvoll in die Fluth, wo er in einen Ochsenfrosch verwandelt wurde. So half Glooskap seinen Kindern. — Der Sieg des Sommergottes, der mit seinem Speere, dem Sonnenstrahl, den Winter tödtet, welcher den Menschen alles Wasser entzogen hat, ist in dieser Erzählung unverkennbar, die nach Art aller solchen mythologischen Erzählungen ein jährlich wiederkehrendes Naturereigniß in eine einmalige Begebenheit umwandelt und diese episch ausgestaltet und in die gewohnten menschlichen Lebensformen einkleidet.

Ein ander Mal bekämpfte Glooskap den Wind. Es herrschte nämlich einmal ein solcher Sturm, daß die Indianer nicht auf Fischfang fahren konnten, und als dieser unerträgliche Zustand zu lange dauerte, machte sich der Gott auf und wanderte an das Ende des Himmels; dort fand er auf einer Klippe einen großen weißen Vogel sitzen, der seine Schwingen unaufhörlich bewegte. Glooskap redete ihn freundlich an:

„Großvater, habe Mitleid mit Deinen Enkeln und flattere nicht so sehr mit Deinen Flügeln!"

Der große Vogel aber antwortete gelassen: „Ich bin der große Vogel Wuchowsen und bin hier gesessen seit Urzeiten, ich habe meine Flügel bewegt, wie mir gefiel, ehe es noch Menschen gab, und werde sie immer bewegen, wie es mir gefällt."

Da wuchs Glooskap zu voller Göttergröße, daß er die Wolken berührte, faßte den Vogel, als ob er eine Ente wäre, band ihm beide Flügel zusammen, warf ihn in einen Abgrund und ging heim.

Nun hatten die Indianer Ruhe und konnten fahren, wohin und wie sie wollten; aber bald begannen die Gewässer in Folge der Windstille stinkend und morastig zu werden, und selbst Glooskap konnte in dem dicken Pfuhl sein Boot nicht rühren. Da kehrte er zurück zu dem großen Vogel und löste ihm die eine Schwinge, und seitdem wehte wieder der Wind, wie ihn die Menschen brauchten.

Wie bereits erwähnt, hat Glooskap auch ein menschliches Gegenbild, den großen Heros Pulowech; viele Züge, die von diesem erzählt werden, finden sich auch in den Mythencyclen von Glooskap, so daß ein historischer Zusammenhang beider Gestalten wohl vermuthet werden darf. Es mag daher die folgende großartige Sage von Pulowech, auf den weiter zurückzukommen der beschränkte Raum dieses Aufsatzes nicht erlaubt, hier unter den Abenteuern Glooskaps billig ihren Platz finden.

Der große Held Pulowech lebte mit seinem Bruder an einem See im Urwalde. Einmal sah er im See drei Wasserjungfrauen baden; er

schlich sich näher, nahm der schönsten das Haarband, und nun folgte sie ihm willig und ward sein Weib. Einmal mußte er auf einen Jagdzug und ließ sein Weib allein zu Hause, doch verbot er ihr streng, die Thüre zur Nachtzeit zu öffnen. Gegen Mitternacht hörte sie eine Stimme, die um Einlaß bat; eingedenk der Warnung ihres Mannes, schlug sie es ab. Bald darauf meldete sich die Stimme ihrer Brüder, dann die ihrer Mutter, und endlich die ihres alten Vaters, der sie bat, ihm zu öffnen. Da konnte sie nicht widerstehen, eilte zur Thüre, doch ach, es war ein Dämon, der sie getäuscht hatte und nun augenblicklich zerriß und verschlang. Als Pulowechs Bruder heimkehrte, erschrak er, die Hütte leer zu finden und eilte augenblicklich den Spuren nach, doch es ging ihm nicht besser, denn auch er wurde von dem Zauberer getödtet. Zuletzt kehrte der Held heim und ahnte den traurigen Zusammenhang. Er stellte eine hölzerne Schüssel, mit Wasser gefüllt, in seinen Wigwam, sprach einen Zauber darüber und legte sich schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er die Schüssel zur Hälfte mit Blut gefüllt und wußte nun, daß sein Weib und sein Bruder ermordet waren. Schweigend ergriff er seine Waffen und betrat den Rachepfad.

Eines Tages erblickte er auf seiner Wanderung aus einer Felswand ein Knie hervorragen und errieth, daß sich ein Zauberer in den Fels verborgen hatte, um Pulowech zu entgehen; er schnitt das Knie ab und bannte dadurch den Zauberer für immer in den Stein. Später erblickte er über einem See eine Schaar wilder Gänse und wußte, daß dies ebenfalls verwandelte Zauberer seien. Er sang über seine Pfeile eine Beschwörung und erschoß dann mit nie fehlendem Schusse eine Wildgans nach der anderen.

Im Weitergehen fand er am Wege ein armes, halbtodtes Eichhörnchen; er nahm es an seinen Busen und streichelte es liebevoll; das Thierchen erholte sich, und er nahm es mit sich auf seine weitere Wanderung.

Endlich kam er zu einem Wigwam, in dem er einen Mann sitzen sah, in welchem er seinen Feind erkannte. Der Mann nahm ihn nicht freundlich auf und behandelte ihn verächtlich und roh. Pulowech ertrug dies mit eisiger Ruhe und begann seine Abenteuer zu erzählen. Als der Zauberer hörte, daß Pulowech so viele seiner Genossen getödtet hatte, wurde er rasend und hetzte seinen Hund, ein furchtbares Ungeheuer, auf ihn; der Held aber zog das Eichhörnchen aus seinem Busen, und es wuchs zu gewaltiger Größe, und kämpfte mit dem Unthier; das Gedröhne des Kampfes erscholl hundert Meilen weit, doch das Eichhorn blieb Sieger. Der Zauberer wurde auf einmal demüthig und wehklagte, daß der Hund seiner Großmutter todt sei; dann bat er seinen Gast, mit ihm eine Canoefahrt zu machen. Pulowech folgte der Einladung. Das Canoe wurde auf einem Strom ausgesetzt, und die beiden Gegner nahmen darin Platz; immer reißender ward die Strömung, und zuletzt wirbelte der Strom das Canoe wie rasend gegen eine tiefe schwarze Höhle in einem Felsen; knapp vor dem Höhlenthor sprang

der Zauberer an das Land, und Pulowech wurde von dem donnernden Wassersturze mitgerissen. Doch der Held blieb ruhig sitzen und sang seinen Zaubersang, während das Boot in Nacht und Grauen durch die finstere Höhle schoß. Ungefährdet erreichte Pulowech den Ausgang und befand sich nun im Lande der Riesen und Zauberer. Aus einer Höhle sah er Rauch wirbeln; er landete und stieg zu der Höhle hinauf. Von innen hörte er Stimmen und erlauschte, wie der Zauberer eben seiner Großmutter den Tod des Hundes berichtete. „Ich wollte, ich hätte den Pulowech hier, damit ich ihn lebend rösten könnte!“ rief die wüthende Alte. Der Zauberer aber sagte: „Er lebt nicht mehr, denn ich habe ihn in die Todeshöhle geschickt!“ „Und dennoch lebe ich!“ rief Pulowech, in die Höhle tretend und am Feuer Platz nehmend, „und Du, Alte, versuch' doch, mich zu verbrennen!“ Die Alte blickte ihn wüthend an und begann das Feuer so hoch zu schüren, daß es wie ein Sturm sauste und prasselte. Doch der Heros saß still und blickte unverwandt auf die beiden Unholde, die er durch den starren Blick gebannt hielt, und dann stimmte er seinen Zaubersang an, vor dem die Macht aller Unholde wie Nichts zerging. Das Feuer begann mächtiger zu werden, die Unholde schrien und baten um Gnade, der fürchterliche Held aber saß ruhig und beschwor die Flamme, immer heißer zu werden. Die Wände und die Decke der Höhle wurden rothglühend und barsten zischend und donnernd, mächtige Trümmer lösten sich ab und stürzten in das Feuer, die Flammen glühten grell durch den dicken Rauch, doch Pulowech saß in göttlicher Ruhe und sang sein Zauberlied, bis die Unholde zu Asche verbrannt waren. Dann erhob er sich und wandelte schweigend heim. — Die großartige Sage ist so voll dramatischer Steigerung, so kühn und gewaltig mit großen einfachen Strichen gezogen, daß sie zu den hervorragendsten Denkmälern indianischer Erzählungskunst und Phantasie gehört, die uns von den beiden Sammlern Leland und Rand überliefert sind. —

Kehren wir zu dem großen Glooskap-Cyclus zurück. Von seinen beständigen Kämpfen mit den Riesen und Dämonen giebt es zahllose Ueberlieferungen; endlich aber hatte er doch alle Unholde überwunden und zog sich in sein Land zurück. Ehe dies geschah, läßt ihn jedoch eine kleine Erzählung der Penobscotindianer ein Wesen treffen, das seiner Macht Trotz bietet — ein Kind. Glooskap war nie verheirathet und meinte daher, Nichts sei leichter als ein Kind zu bändigen, doch da kam er an den Falschen. Er sah ein Kind sitzen und rief es mit der süßesten Stimme, die ihm zu Gebote stand und die wie Vogelsang im Mai klang, zu sich, doch das Kind blieb still sitzen. Nun ward der Gott zornig, seine Stimme klang wie Donner, das Kind erschrak und weinte, doch rührte es sich nicht vom Fleck. Endlich versuchte der Herr aller Menschen und Thiere seine Zauberkraft und stimmte seine Beschwörung an, der alle Wesen, holde und unholde, folgen müssen — doch der störrische Balg blieb ruhig sitzen, und der ver-

zweifelte Gott mußte erkennen, daß der Eigenwille eines Kindes sogar die Macht des Gottes übertrifft. Die humoristische Anekdote ist bezeichnend für das gemüthliche Verhältniß der Indianer zu ihrem Schutzgotte, dessen Majestät und Größe sie nicht hindert, gutmüthig mit ihm zu scherzen.

In das geheimnißvolle Land, das Glooskap bewohnt, dringen nur selten beglückte Menschen und müssen auf der Wanderung darin große Gefahren bestehen: bald gilt es reißende Ströme zu übersetzen, bald schroffe Gebirge zu übersteigen, einmal sperren Schlangen den Weg, ein andermal schmettern Felsen zusammen und wollen jeden Durchwandelnden vernichten. Glückt es den Menschen, alle Gefahren zu überwinden, so gelangen sie in ein wunderschönes, blühendes Land, Glooskap nimmt sie freundlich auf, giebt ihnen von einer kleinen hölzernen Schlüssel zu essen, deren Inhalt nie abnimmt, wie viel auch davon genommen werden mag, und entläßt sie nie, ohne ihnen einen Wunsch zu erfüllen, der freilich, wenn er vorwitzig und thöricht war, die Strafe in sich selbst hegt; so wurde ein Mann, der größer als alle Wesen zu werden und länger als alle zu leben wünschte, in eine Ceder verwandelt und Aehnliches. Wo dieses Reich des Gottes liegt, weiß Niemand; die Erzählungen von den Gefahren des Weges dahin stimmen vielfach zu den Vorstellungen der Indianer von den Gefahren des Weges in das Jenseits, so daß wir vermuthen dürfen, daß sich mit der Vorstellung vom Reiche Glooskaps die Idee von der jenseitigen Welt der Guten verbunden hat.

Endlich aber nahm Glooskap für immer Abschied von seinen Kindern, und versammelte alle Wesen am Seestrande, bestieg dort sein steinernes Canoe, versprach, am Ende der Welt wiederzukommen und alle Unholde, die dann wieder erstehen würden, zu bekämpfen, und fuhr nach Westen. Alle blickten ihm traurig nach, bis er verschwand; noch hörten sie seinen Gesang über die Wogen, aber auch dieser wurde immer schwächer, und endlich verklang er gänzlich in der Ferne. Eine drückende Todtenstille lastete über den Versammelten, die hörten nur die Wellen am Strande schluchzen, dann aber flohen sie Alle wehklagend auseinander; der Wolf barg sich in den tiefen Wäldern und heulte, die Eule jammerte, und die Taucher flattern seitdem über die ganze Welt und suchen vergeblich ihren Herrn, nach dem sie wehklagend rufen.

Ueber die Rückkehr Glooskaps und das Ende der Welt sind die Traditionen bereits höchst verwischt und lückenhaft geworden: es wird nur erzählt, daß Glooskap jenseits der See einen ungeheuren Wigwam bewohne und beständig Pfeile schnitze; bis der Wigwam voll ist, wird der Gott wiederkehren und unter Erdbeben und Feuer wieder erscheinen und alle Unholde bekämpfen; dann wird Malsumsis, der böse Bruder Glooskaps, wieder erstehen — Alles wird verbrennen . . . „doch wir wissen nicht wie —", so schließen die Erzählungen der Indianer von dieser amerikanischen Götterdämmerung.

Zu dem großen Göttermythencyclus von Glooskap bildet ein heiteres Gegenstück der umfangreiche Cyclus von Thiergeschichten, die sich um den Luchs herum gruppiren; nach Art aller Indianergeschichten werden unter den Thieren zugleich Menschen verstanden, und diese beständige Doppelbeziehung bildet nicht den unbedeutendsten Reiz der originellen Erzählungen. „Lox" ist eine Art mephistophelisches Gegenbild Glooskaps; wie dieser auf einem Walfisch, segelt er einmal auf einem Krokodil, wie dieser behauptet er, aber aus reiner Blasphemie, nur von einer Binse getödtet werden zu können, wie dieser ist er im Besitze großer Mächte, die er aber nur zum Bösen gebraucht, und wie Glooskap kleine gutmüthige Scherze liebt, so ist Lox voll Witz, doch seine Scherze sind fast immer böser, schadenfroher Natur; so taucht er einmal in einem Indianerdorfe ein Kind über Nacht unter das Eis des gefrorenen Flusses und zieht es am Morgen als Erwachsenen heraus; alle Mütter machen das nun nach, aber natürlich ertrinken ihre Kinder, und Lox verlacht aus sicherem Verstecke die Jammernden. Solch' grausamer Scherze sind die Erzählungen von Lox voll; seine eigene Bosheit aber bringt ihm endlich den wohlverdienten Tod, wie im folgenden, in mehrfacher Beziehung höchst originellen und poetisch werthvollen Märchen erzählt wird.

Zwei Elfenmädchen lagen einmal im Walde und blickten die Sterne an; diese funkelten hell und flimmernd, und schritten sacht ihre Straße. Die beiden Mädchen blickten ununterbrochen hinauf, aber was die Sterne sangen, konnten sie nicht hören; der Gesang der Sterne aber lautet:

Wir sind die Sterne, die singen,
Wir singen mit unserem Licht;
Wir sind die Vögel von Feuer,
Wir fliegen über den Himmel.
Unser Licht ist eine Stimme;
Wir machen für Geister den Pfad,
Den Pfad, auf dem sie wandeln.
Unter uns sind drei Jäger,
Die jagen einen Bär;
Es hat keine Zeit gegeben,
In der sie nicht jagten.
Wir blicken herab auf die Berge —
Dies ist der Gesang der Sterne.

Das hörten und verstanden nun die Mädchen, wie gesagt, nicht, wohl aber bewunderten sie den Glanz der Sterne, und die Eine sprach: „Wären die Sterne Männer, ich wählte mir den großen gelben dort." „Und ich den kleinen rothen," erwiderte die Andere. Darauf schliefen sie ein. Als sie erwachten, fanden sie zwei Männer neben sich, einen großen Krieger mit leuchtenden Augen und einen kleinen kränklichen Alten — es waren die Sterne, die sie sich gewünscht hatten, und sie waren im Sternenlande erwacht. Die Mädchen wurden aber des Aufenthaltes im Sternenlande bald überdrüssig, und einmal, als sie einen flachen Stein im Wigwam hoben — selbstverständlich weil es ihnen ihre Männer verboten hatten — sahen sie durch ein

Loch tief unter sich die grüne Erde. Ihre Sehnsucht wuchs nun so sehr, daß die Sternmänner sich entschlossen, sie heimkehren zu lassen; sie sollten sich nur, wie gewöhnlich, am Abend niederlegen, so würden sie am Morgen in der Heimat erwachen, doch dürften sie beileibe nicht die Augen öffnen, ehe die Sonne aufgegangen sei. Die Mädchen versprachen das, aber die Neugierde läßt sie ihr Versprechen brechen, knapp vor Sonnenaufgang blinzeln sie um sich, und entdecken sich auf einer hohen Fichte; hätten sie gehorcht, so wären sie auf dem Erdboden angekommen.

Nun war guter Rath theuer; eine Menge Indianer oder Thiere, wie man eben deuten will, gingen vorbei, doch keiner erbarmte sich der zwei weißen Mädchen oder Hermeline. Endlich kam Lox vorbei und holte sie gegen das Versprechen der Ehe herab; die beiden Hermeline aber waren schlauer wie er, hetzten Hornisse auf ihn und entflohen. Sie kamen zu einem Flusse, an dem ein Fährmann, der Kranich, wohnte; die Mädchen lobten seinen schönen Hals und seine stattlichen Beine, und der geschmeichelte Fährmann setzte sie sofort über. Sie kamen glücklich jenseits an und entgingen so den Nachstellungen des Luchses. Kurz darauf kam Lox und verlangte polternd übergeführt zu werden; sowohl diese rauhe Art, als auch die höhnischen Bemerkungen Lox's über seinen krummen Hals und seine mageren Beine ärgerten den Kranich so, daß er Lox mitten im Flusse abwarf und davon ging; Lox aber ertrank und wurde vom Strome irgendwo an das Land gespült. Eine solche Lebenskraft aber wohnte ihm inne, daß er sofort wieder frisch in die Höhe sprang, als ihn zwei Knaben aus dem Condorstamme, die zufällig hinzukamen, anrührten. Zum Danke dafür that er den Kindern allerhand boshaften Schabernack an und tödtete ihre Mutter. Dafür rächt sich der große Condor, der Häuptling des Stammes, an ihm, indem er, durch die Luft heranrauschend, den Bösewicht packt, bis zum Himmel emporträgt und dort los läßt. Einen ganzen Tag fällt Lox und hat genug Galgenhumor, mit den Armen Flugbewegungen zu machen und das Geschrei des Condors spottend nachzuahmen. Wie er in rasender Schnelligkeit sich den furchtbaren Felsklippen nähert, spricht er schnell die magische Formel: „Nur mein Rückenbein schone!" und ist im Nu zerschmettert. Doch Ameisen tragen alle Theile seines Beingerüstes wieder zusammen, das Rückenbein, der Sitz seiner Unsterblichkeit, ist heil, und so steht Lox wieder in alter Kraft da und zugleich in alter Bosheit, — denn zum Danke zertritt er die mitleidigen Thierchen. Neue Bosheiten begeht er nun, zuletzt aber fängt er sich in seiner eigenen Schlinge. Auf der Flucht vor nachstellenden Rächern birgt er sich in einer Höhle bei einem Wasserfall, den er abdämmt; das Wasser aber bricht den Damm und ertränkt den indianischen Teufel Lox*), den Bösen. —

*) Lox ist der indianische Name, der aber wahrscheinlich fremden Ursprungs ist. Leland S. 169.

Wieder eine andere Art von Märchen hat den lieblichen Elfenglauben zum Hintergrunde, und seltsam genug schreiben auch die Indianer ihren Elfen bezaubernden Gesang zu und glauben sie im Besitze wunderbarer Flöten, nach deren Klang Alles tanzen muß. Jeder Baum, jeder Wald, jeder See, kurz die ganze Natur hat im indianischen Glauben ihre seelischen Bewohner, von denen zahllose Sagen gehen, die des Weiteren hier aufzuführen der Raum verbietet. Ehe wir aber von den Wabanaki Abschied nehmen, müssen wir noch kurz bei der Nachtseite ihres Dämonenglaubens verweilen, der unter dem Einflusse der wilden Natur, in der sie leben, furchtbare Unholde gezeitigt hat.

Ein schreckliches Heer von Hexen, Unholden, Schlangen, Drachen und andern Unthieren bevölkert die arktischen Wüsten, der schrecklichste aller Unholde aber ist der Chenoo, der Eisriese, der an Stelle des Herzens einen Eisklumpen trägt. Wenn er einherschreitet, zittert die Erde, die Bäume zersplittern und brechen, und seine Stimme klingt wie Donner. Die Chenoos sind Menschenfresser und würden alle Menschen vernichten, wenn sie nicht zum Glücke sich auch gegenseitig anfallen und tödten würden; besiegt ein Chenoo den anderen, so verbrennt er ihn und verschlingt sein Herz, damit er nicht wiedererstehe; der Sieger aber wird durch das verschlungene Herz noch wilder. Bei ihren Kämpfen spielt das Horn einer riesigen drachen- oder eidechsenartigen Schlange eine große Rolle, es bildet die gefährlichste Waffe, denn ein solches Horn, wenn es in den Leib gebohrt wird, schlägt in der Erde Wurzel, umschlingt das Opfer und erdrückt es. Die Entstehung des Chenoo wird grauenvoll gedacht, denn sie waren Menschen, die durch bösen Zauber vereist sind. Eine Geschichte wird erzählt, wie ein Mädchen, das einen Zauberer verschmähte, von ihm zur Strafe in eine Chenoo verwandelt wurde; er legte ihr Schnee auf den Nacken, und seitdem begann ihr Herz zu vereisen, sie wurde trübsinnig, begann zu toben, zeigte Verlangen nach Menschenfleisch, und ihre Verwandten mußten sie auf ihren eigenen Wunsch tödten und verbrennen; als der Leib vernichtet war, fiel ein Stück Eis heraus, es war das Herz, das zu Eis geworden war.

Von einem Chenoo wird erzählt, daß er sich einmal zu weit nach Süden gewagt hatte; er wurde immer kleiner und schwächer, und als die Sommerhitze auf's Höchste stieg, starb er.

Die große Schlange mit den Hörnern, die im Wasser lebt, Wewilmekw, spielt auch sonst in verschiedenen Erzählungen eine bedeutende Rolle, so in folgender merkwürdiger Geschichte vom Todtentanz.

Eine Hexe verfolgte einen Indianer mit ihrer Liebe; als er sie abwies, schlug sie ihn mit Wahnsinn. Der Bruder des Unglücklichen ging zu einem Flusse, worin der Wewilmekw hauste, und beschwor ihn herauf. Das Unthier fand Gefallen an dieser Kühnheit und versprach, ihm zu helfen. Auf sein Geheiß schabte der Indianer Etwas von seinem Horne ab und gab die Hälfte seinem Bruder in einem Tranke, worauf derselbe sofort genas. Die

andere Hälfte aber gab er der Hexe zu trinken, die sich gerade bei einem Tanzfeste mit den übrigen Mädchen des Dorfes befand. Sie nahm den Trank und tanzte weiter, aber bei jeder Runde wurde sie ein Jahr älter, und als sie acht Runden gemacht, sank sie als altes verschrumpftes Weib zusammen und war todt. Dies ist die merkwürdige Geschichte vom indianischen Tanze des Alters oder Todes.

Die reichen Schätze von mythologischen und märchenhaften Ueberlieferungen, die in Lelands und Rands Sammlungen enthalten sind, sind mit vorstehenden Mittheilungen keineswegs erschöpft, ja kaum angedeutet; doch müssen diese genügen und reichen hin, erkennen zu lassen, wie dankenswerth die Bemühungen der genannten Männer um die Wahrung und Aufzeichnung dieser Indianersagen gewesen sind.

Leland hat in seinem Werke versucht, zahlreiche Aehnlichkeiten der Wabanakimythen mit der altnordischen Mythologie nachzuweisen, und glaubt dieselben kaum anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß die Eskimos, mit deren Glauben die Wabanaki Vieles gemeinsam haben, in Grönland viele Züge der nordischen Götterlehre von den Skandinaviern, die vom 11. bis 14. Jahrhundert dort ansässig gewesen waren, vernahmen und dieselben den Algonkin vermittelten. Die kühne Hypothese, welche diesen Traditionen der Indianer ein ungeahntes Interesse verleihen würde, scheitert neben vielen anderen Gründen vor Allem daran, daß die Eskimosagen, welche nach dieser Theorie von altnordischen Elementen getränkt sein müßten, keine Spur eines solchen Einflusses zeigen. Es ist hier nicht der Ort, die Unhaltbarkeit dieser Hypothese weiter nachzuweisen und darzuthun, daß die Ueberlieferungen der Indianer als Denkmäler ihres eigenen Glaubens zu gelten haben*). Sie sind uns auch als solche interessant genug, und wer durch das Gewirre der Phantastik, das sich um die poetischen Gestaltungen jedes Naturvolkes schlingt und den Culturmenschen befremdet, zu der Erkenntniß der einfachen und großen Grundzüge durchdringt, wird sich an der schlichten natürlichen Schönheit und Größe der poetischen Conception auch dieses uns so ferne stehenden Naturvolkes erfreuen können und die Wahrheit von Rückerts schönem Worte erfahren, daß die Poesie in allen Zungen dem Verstehenden nur Eine Sprache ist.

---

*) Auf die Märchen, welche deutlich europäische Beeinflussung jüngerer Zeit aufweisen, ist hier nicht eingegangen; auch die nur von Amerikanisten entscheidbare Frage, wie weit die englischen Reproductionen Lelands und Rands dem Originalwortlaute entsprechen, ist für die Sphäre dieser Mittheilungen belanglos.





Religion ohne Dogma.

Von

Hans Schmidkunz.

— Starnberg. —

Dem Publicum wird es nicht leicht gemacht, sich unter den Bewegungen gegen starres Kirchenthum, die in unserer Zeit eines neuen religiösen Bedürfnisses geschehen, zurechtzufinden. Und doch wird, wie es scheint, dieses Bedürfniß immer stärker, immer mannigfaltiger, und der Versuch, dieses Zurechtfinden wenigstens von einem Punkt aus zu erleichtern, wohl immer willkommener. In den letzten Jahren haben nicht wenige größere Vorgänge auf religiösem und auf eigentlich kirchlichem Gebiet die weite Oeffentlichkeit und nicht wenige kleinere Vorgänge in der religiösen Litteratur den engeren Theilnehmerkreis aufgeregt. Schon daß das anonyme Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen" (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, zuerst 1888, verfaßt von einem badischen Pfarrer, Namens Wimmer), binnen zweier Jahre bis zur 9. „Auflage" vorgedrungen ist, zeugt von religiösen Uebergängen im öffentlichen Bewußtsein. Der Professor der neutestamentlichen Exegese an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Straßburg, Heinrich Holtzmann, hat im 18. Band von „Meyers Conversations-Lexikon" (Jahres-Supplement 1890—1891) einen Artikel „Theologische Litteratur" geliefert, aus dem diese Strömungen — die theoretischen wie die praktischen, die engeren wie die weiteren — mit einer wohl befriedigenden Objectivität und Uebersichtlichkeit vor das Auge des leicht verwirrten Laien treten.

Am lautesten scheint aus all dem Geräusch herauszutönen der Ruf „gegen das Dogma". Es sind nicht erst Stürmer von außen, die ihn erheben, sondern bereits führende Männer der Kirche selbst. Otto Dreyer,

Oberkirchenrath in Meiningen, ist mit seiner Schrift „Undogmatisches Christenthum“, von 1888—1890 in vier Auflagen erschienen (Braunschweig bei Schwetschke), hier vielleicht in erster Reihe zu nennen. Schriften wie F. P. Hubers „Dogmenlose Sittenlehre für Schule und Haus“ aus dem Jahre 1892 (Berlin, Bibliographisches Bureau) oder des Ethikers Theobald Ziegler „Religion und Religionen“ aus dem Jahre 1893 (Stuttgart, Cotta) oder die „Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde“ von Gerhard Heine aus demselben Jahre sind ein häufiger Artikel. Allmählich beruhigen sich zwar die Kämpfe um des Kirchenhistorikers Adolf Harnack Aeußerungen über das Apostolicum und um den „Fall“ des württembergischen Pfarrers Christoph Schrempf sammt all den zugehörigen Laienpetitionen u. dgl., von denen noch vor Kurzem eine orthodoxe gewünscht hatte, die Tübinger evangelisch-theologische Facultät, deren neues Mitglied, Professor Johannes Gottschick, als scharfer Schriftkritiker aufgetreten war, solle durch eine sechste und zwar schriftgläubig besetzte Professur ergänzt werden. Aber Schrempf selbst ist zum ständigen Litteraturkämpfer geworden und spricht aus seiner Zeitschrift „Die Wahrheit“ (halbmonatlich, Stuttgart, Frommann) weiter zu seinem Volk. —

Bewegt sich all dies innerhalb der Grenzen des Christenthums, so hatte der weltbunte Religionscongreß der Chicagoer Ausstellung von 1893 die einzelnen Religionen über ihre Grenzen hinausblicken lassen und sie vorübergehend zu gegenseitiger Vergleichung geführt. Es scheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich die Bemühungen jener fliegenden Gesellschaft in festeren Formen fortsetzen. Ein Aufruf ist von dorther (wie die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 22. Februar ds. J. mittheilte) zur Gründung einer „Universellen Kirche“ ergangen, vertreten von einem Rabbiner, einem Volkskirchenprediger, einem Universalistenprediger und einem Geistlichen der unitarischen Kirche, die wir noch im Späteren kennen lernen werden. „Auf der breiten Grundlage der Humanität soll ein Tempel der Universalreligion errichtet werden, der dem forschenden Geiste des Fortschrittes ebensowohl wie der helfenden Liebe geweiht ist.“

In eine eigenthümliche Mitte zwischen diese Weltmeerwellen und die heimischen Wogungen führen solche Religionszüge, die das Christenthum beinahe bis auf seine letzten Besonderheiten entkleiden und es zu einer allgemeinen Religion machen, in der eine Fülle ethischer und sociologischer Ideale die frühere Fülle von Glaubens-, Kirchen- und anderen Formen abgelöst hat. So M. von Egidys „Einiges Christenthum“, das von einer reichlichen Litteraturfluth täglich weiter getragen wird. Auch dieses ist eine Religion ohne Dogma, doch noch mehr eine Religion ohne Kirche und in seiner äußeren Formlosigkeit nicht leicht ganz richtig zu verstehen und von ähnlichen Bestrebungen abzugrenzen. Daß es vom Publicum etwa mit dem unreligiösen Freidenkerthum der Schaaren Ludwig Büchners — einer

Nichtreligion mit Dogma — verwechselt werde, ist wohl nicht zu besorgen. Aber eine andere freidenkerische Strömung dürfte vielleicht, wenn auch nur aus äußeren Gründen, der Egidy'schen allzu ähnlich erscheinen: die Gesellschaften für sogenannte „ethische (moralische) Cultur". Man weiß wohl, wie diese Bewegung in Chicago unter dem berühmt gewordenen Führer Felix Adler begann; wie bei uns Georg von Giżycki (daneben auch Friedrich Jodl und Ferdinand Tönnies) auf sie hinwies, u. A. namentlich durch Herausgabe einer Uebersetzung der Gesellschaftsvorträge Salters: „Die Religion der Moral" (Leipzig-Berlin, Friedrich, 1885), eines Buches, das uns noch im Weiteren zur Führung dienen wird; wie dann in Berlin (19. October 1892), freudig begrüßt und lebhaft befehdet, die „Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur" entstand, die seit Beginn des Jahres 1893 eine Wochenschrift „Ethische Cultur" herausgiebt (Berlin, Ferd. Dümmler, in welchem Verlag vor Kurzem auch Salters „Ethische Lebensansicht" und überhaupt die Litteratur dieser letzteren Richtung erschienen ist), und wie endlich auch andere Städte, zuletzt Innsbruck und München, in gleicher Weise nachfolgten. Einen Theil dieser Kämpfe überblickt man an der Hand einiger Controversartikel in Pernerstorfers „Deutschen Worten", Wien 1893, 1. und 8. bis 12. Heft.

Der Unterschied der ethischen Bewegung von der Egidys ist grundsätzlich groß genug: beim „Einigen Christenthum" nicht nur ausgesprochene, wenngleich unkirchliche Religion, mit Beibehaltung des Gebetes und sonstigen Gottesdienstes, sondern auch unmittelbarer Bezug auf Christus; bei der „Ethischen Cultur" ausdrücklicher Ersatz der Religion durch Sittlichkeit und kein Gebet. Salter tadelt dieses geradezu (in seiner „Religion der Moral" S. 236) als einen „Ueberrest von einer alten, unkritischen, unwissenschaftlichen Geistesgewohnheit." Dagegen äußert sich z. B. einer von Egidys Mitstreitern, Friedrich Holtschmidt, in dem Schriftchen „Das Heil der Welt" (Braunschweig, Schwetschke 1892): „Aber eine Gesellschaft für ethische Cultur, welche die Religion außer Betracht lassen, sie vielmehr als Sache jedes Einzelnen behandeln will, ist gut für Diejenigen, welche jene Cultur durch ihr religiöses Bewußtsein schon besitzen — auf die religionslose Menge kann sie keinen Einfluß gewinnen. Ethische Cultur anders anzustreben als durch die Religion, das heißt nur, aus einem vom Stamme abgelösten Zweige noch Blüthe und Frucht erwarten wollen. Nur derjenige Zweig kann blühen, welcher mit dem Stamme und dadurch mit der Wurzel verbunden ist und aus dieser seine dauernde Nahrung empfängt. Jeder andere Zweig stirbt bald ab." Und zwar ist ihm Religion „die überzeugungsvolle Anerkennung des Sittlichkeitprincips, welches seinen Ursprung in dem höchsten Wesen, in Gott, hat, und das Bewußtsein unserer über den Abschluß des irdischen Daseins hinausreichenden höheren Bestimmung." „Religion kann nur da sein, wo dieser Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist." So allgemeingeläufig diese Auffassung der Religion auch scheint, so

finden sich doch bezeichnenderweise deutsche Stimmen über jenen Unterschied, die das Grundsätzliche weniger betonen und mehr nach dem Gradunterschied der Tüchtigkeit fragen; so Egidys nächster Kämpe, Prof. Lehmann-Hohenberg selbst, der darüber, auch in litterarischer Uebersicht, berichtet und den Unterschied des ethischen Culturstrebens vom „Egidy'schen Wollen" in dessen dort nicht erreichter „großartiger Universalität" sieht (Volksschrift „Einiges Christenthum", April 1893, S. 147). Auch ein ferner stehender Kritiker der ethischen Cultur (F. von Feldegg in den „Deutschen Worten", 8. bis 9. Heft, S. 545) spricht davon, daß wohl Egidys „mit viel schwärmerischer Ueberzeugung, aber etwas unklaren Absichten verbundene Bewegung die tiefergehende sei."

Wir werden im Folgenden ein Zusammentreffen von radicalem Christenthum und ethischer Cultur kennen lernen, bei dem zwischen Beiden sehr genaue, freilich amerikanische Rechnung geführt wurde. Schon hier, gegenüber Egidy, darf aber ein weiterer Unterschied beider Tendenzen, welcher in der so häufigen Annäherung dunkel bleibt, jedoch mit der eigentlichen Religionsfrage am meisten zusammenfällt, nicht unmarkirt entschwinden. Die antireligiösen Bestrebungen wollen das Gegentheil von den christlichen Bestrebungen der ersten und der daran anknüpfenden späteren Jahrhunderte. Damals galt es die Idee einer Abwendung von der irdischen Welt und die Hinwendung zur Gotteswelt, zum Staat Gottes, der Augustinus in seinem Werk „de civitate dei" den classischen Ausdruck gegeben hat. Nach anderthalbtausendjähriger Uebersättigung mit dem, was am Gottesreich zu gehaltvoll war, beginnt (oder begann mit der französischen Revolution, Salter S. 227) die Abwendung davon und das Drängen nach dem Aufbau eines Reiches der Welt und des Menschen. Je nach der eigenen Anschauung faßt man auch das Wirken Jesu auf. Jetzt heißt es seitens eines Vertreters des Einigen Christenthums (Holtschmidt) von Jesus: „Er hat der Menschheit die Erlösung gebracht. Nicht eine Erlösung vom Leben, wie die Philosophie des Unglaubens und des Weltschmerzes sie predigt, sondern die Erlösung vom Tode. Er hat uns erlöst vom Tode, indem er ein neues Leben in uns weckte, welches allen Weltschmerz überwindet und auch den Tod überdauert." Jenes Gedankens vom Reich der Welt und des Menschen zumeist rühmt sich der Nichtreligiöse, ihn vermißt er auch bei einer der freiesten christlichen Secten, beim Unitarismus (zum Theil vielleicht mit Unrecht): den Gedanken, „daß die vollkommene Ordnung der Dinge, welche die Allmacht uns in einer anderen Welt bereiten sollte, wir selber hier zu schaffen haben. Ich glaube, es ist eine Art von Allmacht in der menschlichen Natur . . . ich glaube an die Allmacht von Ideen und an die der Menschen, insofern sie von denselben ergriffen sind." „Es bedarf nicht des wunderthätigen, himmelschaffenden Gottes der alten Theologie; ja er ist insoweit unser Feind, als die Menschen veranlaßt werden, ihm die Aufgaben zu übertragen und ihm die Resultate zu überlassen, welche sie selbst vollbringen sollten. Eine wunderthätige, himmel-

schaffende Kraft liegt in uns selbst. So lange wir beten, wird diese Göttlichkeit entehrt. Bis sie erwacht, giebt es keine Erlösung (Salter 235)."

Das ist allerdings die Sprache des Entweder — Oder, wenngleich manche Christen unserer Zeit selbst diese Gedanken zum Theil mit anerkennen. Aber zwischen dieser Selbstherrlichkeit und jener christlichen Demuth, die da immer noch, auch in der freiesten Religion spricht: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," giebt es wohl keine Verwechselung noch Vereinigung.

* * *

Ein Uebersetzungswerk aus der Litteratur des „Einigen Christenthums" soll uns nun noch mit einem anderen jener Religionszüge bekannt machen, die zwischen Weltreligion und christlichem Sonderstreit in der Mitte laufen, mit dem amerikanischen Unitarismus: „Religion ohne Dogma. Sechs Vorträge von John W. Chadwick. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Berlin, Bibliogr. Bureau" (o. J.; die Vorrede datirt vom Juli 1891). „Neue Folge." Von L. Fleischmann. Ebenda 1893 (beide leider ohne Inhaltsangabe).

Der Unitarismus (bei Chadwick Unitarianismus) ist diejenige christliche Religion, die in Gott nur Eine, nicht drei Personen sieht; die Unitarier sind also „Antitrinitarier". Um diese Richtung gut zu verstehn, ist es zweckmäßig, auf ihre ersten Vorläufer, den Arianismus sammt seinen Vorstufen, zurückzugehn.

In den ersten christlichen Jahrhunderten war neben Anderem auch das Trinitätsdogma erst im Werden; als vorherrschend läßt sich eine an den Unitarismus anklingende stärkere Betonung der ersten göttlichen Person, des Vaters, stärker, als es mit dem nachherigen Dogma verträglich war, bezeichnen: einerseits durch den Monarchianismus (auch Sabellianismus genannt), die Lehre von der alleinigen Herrschaft des Vaters, dessen bloße Erscheinung ohne getrennte Existenz Christus sei — und andererseits durch den mehr orthodoxen Subordinatianismus, die an Paulus anknüpfende Lehre von der Abhängigkeit des doch persönlich unterschiedenen Sohnes vom Vater. Diese bildete im 4. Jahrhundert Arius zu der Lehre aus, Christus sei ein zeitliches Geschöpf Gottes, das ihm nur wesensähnlich (ὁμοιούσιος) sei. Indem nun, namentlich durch Athanasius den „Großen", die entgegengesetzte Theorie durchdrang und im Ganzen herrschend blieb — der Sohn dem Vater wesensgleich (ὁμοούσιος) — war Christus der Göttlichkeit näher gerückt. Allerdings erhielten sich Reste des Früheren. Erstens hatte die Kirche noch mit manchen ähnlichen Ketzereien zu thun: zumal mit den die beiden Naturen Christi auseinanderlegenden Nestorianern, deren letzte bisher nicht unirte Nachfahren sich nun auch zum Anschluß an Rom anschicken, und mit den über die Orthodoxie der „Dyophysiten" noch hinausgehenden „Monophysiten", die gar nur eine göttliche Natur in Christus annahmen; Fehden, die noch

durch drei Jahrhunderte dauerten. Zweitens war der Arianismus nicht ausgestorben: die ostgermanischen Gothen und Vandalen sammt den westgermanischen Langobarden blieben ihm lange treu, und dieser germanische Antheil am Kampf gegen die Vergöttlichung Christi mag eine Vorausdeutung des gleichen späteren germanischen Antheils daran sein. Drittens verblieb in der orientalischen Kirche trotz des anerkannten Athanasianismus doch ein Stich in's Arianische durch stärkeren Nachdruck auf Gott Vater, von welchem allein ohne Betheiligung des Sohnes — im Gegensatz zu dem „filioque“ der abendländischen Kirche — der heilige Geist ausgehe; eine Auffassung, die zwar mit der „symmetrischen“ der Filioquisten immerhin vereinigt werden kann, wie noch in unseren Tagen die Bonner „Unions-Conferenzen“ („Bericht u. s. w.“, Bonn, Neusser 1874/75) zeigten, die jedoch auf ein tiefergreifendes Bedürfniß nach einheitlicherer Verehrung Gott Vaters und stärkerer Näherrückung des Sohnes deutet.

Das Mittelalter bereicherte die Frage nicht eigentlich; nur daß der beginnende Nominalismus, für den ja blos Individuen existiren, die drei göttlichen Personen zu drei wahrhaft selbständigen Substanzen, den Einen Gott also zu drei Göttern machte, womit durch eine unannehmbare Consequenz der officiellen Lehre das entgegengesetzte Extrem zu einem Unitarismus vorgeführt war. Außerdem etwa noch der Umstand, daß Abälard wieder einen Stich in die monarchianische Betonung Gott Vaters verräth (insbesonders: „tractatus de unitate et trinitate divina,“ verworfen durch die Synode zu Soissons 1121, seither verloren geglaubt, wieder aufgefunden von Stölzle 1891). Diese unsere Kenntnisse erstrecken sich aber nur auf das westeuropäische Mittelalter. Das osteuropäische, für das die byzantinische Litteratur ein vorläufiges Centrum bildet, ist zwar in solchen Fragen zunächst nur durch die starre Gleichheit seiner Dogmatik bekannt; da es aber, wie ich der freundlichen Mittheilung des Vorkämpfers auf diesem Gebiet, Professor Krumbachers, entnehme, in seiner Ketzergeschichte noch eine unausgeschöpfte Fülle selbständiger Regungen besitzt, deren Erforschung aussichtsreicher sei als etwa die der endlosen Commentare, so vermuthe ich meinerseits, daß sich dort auch manche unitarischen Anwandlungen finden werden, und zwar, in Folge der „antifilioquistischen“ Denkweise des Orients, zahlreicher als im filioquistischen Occident.

In der Neuzeit dauerte es ziemlich lange, ehe wieder eine „Centralisirung“ Gottes und eine „Näherrückung“ Christi in größerem Stil aufkamen; behielten ja doch die Neuerer im Wesentlichen die bisherige Christologie bei. Calvin ging (nach Chadwicks Darstellung I. Band S. 18) in's andere Extrem: sein „Dualismus von Liebe und Gerechtigkeit in dem Wesen Gottes“ (d. h. also der Gegensatz des liebevollen Sohnes zum unerbittlich gerechten Vater) erregte „bei unseren ersten Unitariern wie bei den reformirenden Presbyterianern die größte moralische Entrüstung,“ mehr als der Umstand, daß er „statt eines drei Götter hatte“. Im „sogenannten

evangelischen Religionssystem" sieht Chadwick (I 96) „die vollständige Unterordnung des Vaters unter den Sohn". Die Reformirten neigten einigermaßen nach einer stärkeren Betonung des Menschlichen in Christus, was für ihren Abendmahlsstreit gegen die Lutheraner von Bedeutung war. Einen dogmatisch und kirchlich ausgesprochenen Unitarismus jedoch entfalteten erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Socinianer, zunächst in der Schweiz, dann in Polen; man betrachtete und verfolgte sie geradezu als Arianer, bis zu der im Jahre 1658 gegen sie angedrohten Todesstrafe, trotz deren sie sich noch lange erhielten und in Siebenbürgen als Unitarier bis heute bestehen. An einer Entgöttlichung Christi arbeiteten dann verschiedene Mächte, von den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts an, neben weniger populären Bewegungen der Speculation, bis herab zu der protestantischen Linken und dem „neuen Glauben" von heute; doch eine abgerundete Ausprägung der antitrinitarischen Lehren geschah wohl erst durch den amerikanischen Unitarismus.

Es scheint müßig, die Betrachtung dieses durch solche allbekannte geschichtliche Umwege vorzubereiten. Allein vielleicht ist der Hinweis nicht werthlos, daß durch weite Strecken des religiösen Denkens ein Gegensatz gegen die Nebeneinanderstellung Gottes und Christi, ein Zug nach homogener Göttlichkeit im „Vater" und nach ebensolcher Menschlichkeit im „Sohne" geht, daß diese Tendenzen kein isolirter Secteneinfall, sondern ein historisch gewichtiges Bedürfniß religiöser Naturen sind, und daß somit die amerikanischen Unitarier an ein wesentliches Stück Religionspsychologie und Religionsgeschichte anknüpfen. Ich denke mir die verschiedene Betonung der Göttlichkeit Christi und die der Menschlichkeit Christi als je eine Curve, deren erstere, die Vergöttlichungscurve, von einem vielleicht recht niedrigen Stand in der urchristlichen Zeit bis zum Schluß des 7. Jahrhunderts, also bis zur Vollendung des orthodox-dogmatischen Christusbildes, im Ganzen ansteigt, von da fast 9 Jahrhunderte hindurch mit untergeordneten Schwankungen gleich bleibt und nun erst sehr langsam, dann seit der Aufklärungszeit schneller sinkt, bis sie sich zu einer asymptotischen Fortführung in's Unbegrenzte beruhigt. Die entgegengesetzte Curve entgegengesetzt. Und damit Hand in Hand gehen die Auffassungen der Göttlichkeit des „Vaters" als einer einheitlichen, proportional der Ungöttlichkeit des „Sohnes": das eigentliche Gebiet des Unitarismus.

Dieser knüpft ausdrücklich, aber mit Kritik, an seine Vorgänger an. Von Arius übernimmt er die wesentliche Ablösung Christi von Gott, bedauert jedoch, daß die „völlige Unvereinbarkeit" seiner Lehre „mit der Menschlichkeit Christi viel dazu beigetragen hat, die Lehre in Mißcredit zu bringen" (I 17); von den Antitrinitariern nimmt er den materiellen Inhalt ihrer Theorie, rückt aber ihre Hauptabsicht, den theoretischen Widerstand gegen das Trinitätsproblem und den Nachweis eines „Rechenfehlers" (I 18 und 94) in zweite Linie und stellt die ethische und kosmologische

Seite, zum Theil sogar die ästhetische, voran. Zuvörderst sträubte sich sein moralisches Gefühl dagegen, daß die sittliche Einheit Gottes verleugnet werde, und daß zwischen den göttlichen Attributen ein unüberwindlicher Widerspruch bestehe; man habe Gottes Gerechtigkeit einerseits, seine Liebe und Gnade andererseits nicht vereinigen können und sie deshalb auf zwei Personen vertheilt, die also wesenseins sein, aber zugleich miteinander „moralisch Krieg" führen mußten. Chadwicks Abneigung gegen diesen Calvinismus kehrt häufig wieder. So wenn er ausführt (II 46), daß „für die, die sich unter dem Banne der Erbsünde fühlten und sich ohne innere Kraft glaubten, mit ihr zu brechen, es sehr natürlich war zu sagen: ‚Die Schlechtigkeit, die ihr mich lehrt, will ich ausführen; es müßte schlimm stehen, wenn ich nicht die Vorschrift noch verschärfen könnte'. Daß sich nicht mehr fanden, die diesem Winke nachkamen, zeigt, wie viel besser die menschliche Natur war, als Calvin meinte." Und an einer anderen Stelle: „Unzweifelhaft waren die grausamen Strafen, die man sich in einer anderen Welt vorstellte, ein Spiegel der Grausamkeiten, die man in dieser Welt fortwährend ausübte;" „thatsächliche Grausamkeit erzeugte ideelle Grausamkeit; sie schufen sich Gott zu ihrem Ebenbilde, — zum Ebenbilde ihrer Grausamkeit und ihres Hasses." — Zweitens aber treten gegen jene Zerspaltung Gottes die kosmologischen Denk- und Vorstellungs- (Verstandes- und Phantasie-) Forderungen auf. Vor Allem „die Einsicht, daß jeder Mensch von gleicher Art mit dem Vater ist"; sie habe „den athanasianischen Anspruch für Jesus weniger falsch als einseitig gemacht". Und zwar „hat der Unitarismus, als eine ‚Bewegung der mit der Naturwissenschaft übereinstimmenden Vernunft', täglich neue Gründe für den Glauben gefunden, daß es einen Gott und Vater Aller giebt, — einen und nur einen. Naturwissenschaft ist nur ein anderer Name für die entdeckte Einheit und Harmonie der Welt." Wie vor 1500 Jahren die Homousität Christi mit Gott Orthodoxie gewesen sei, so sei heute die Homousität der Materie (oder vielmehr des Substrates dessen, was für unsere Vorstellung Materie ist) mit Gott noch Ketzerei. „Aber es ist der Glaube aller Männer der Wissenschaft und der Philosophen und wird bald genug auch Orthodoxie sein: Es giebt keinen Gott neben der Substanz des Weltalls; Gott ist die Substanz des Universums" (I 140).

* * *

Dies also die Bekenntnisse, die dem Unitarismus seinen Namen und seinen artbildenden Unterschied geben. Es ist jedoch merkwürdig, daß Chadwick nicht sie zur Grundlage seiner Bekennung des Unitarismus macht. Dieser habe „drei Grundsätze, nämlich: 1. das Recht und die Pflicht eines Jeden, seine freiesten Gedanken bei den höchsten Dingen anzuwenden; 2. das Recht und die Pflicht, die Vernunft zum entscheidenden Prüfstein für die Wahr-

heit zu machen; 3. das Uebergewicht des Charakters über das Glaubensbekenntniß, der Lebensführung über den Glauben" (I 12). Dieser dritte Grundsatz mag wohl die Hauptursache davon sein, daß irgend ein wesentlicher Glaubensinhalt erst nach jenen Principien zur Geltung kommt: „auch giebt es noch einige Glaubenssätze von großer Wichtigkeit, von denen jeder einzelne ein neuer Grund dafür ist, daß ich Unitarier bin. Zu allererst nenne ich die Einheit des göttlichen Wesens" (I 17).

Dies Alles aber seien nur eben thatsächliche Ueberzeugungen der Unitarier, und nicht einmal aller; „allgemeine Glaubenssatzungen" lehnen sie ebenso ab wie eine „allgemeine Behörde" (I 16): sie führen das „congregationale", das gemeindliche Kirchensystem, das bekanntlich schon den Protestantismus gegenüber dem Katholicismus (einigermaßen auch die altkatholische vor der römisch-katholischen Kirche) und innerhalb des Protestantismus wieder die Independenten (Congregationalisten), den linken Flügel der Puritaner, gegenüber den Presbyterianern auszeichnet, am reinsten durch (I 13); bildete sich ja doch der Unitarismus in Nord-Amerika auch geschichtlich aus Puritanern und Independenten heraus, welche letzteren bereits den Vater, nicht Jesus zum Mittelpunkt ihres Glaubensbekenntnisses machten (I 96). Am maßgebendsten dürften den Unitariern sein die „Lehre von der Würde der menschlichen Natur", die Verwahrung gegen die sonst so allgemein „christliche Lehre von der menschlichen Verderbtheit," die Abhängigkeit der Auffassung Gottes von der des Menschen (I 19); und diese Vermenschlichung des Menschen wird wohl die Grundlage ihrer Vermenschlichung Christi sein, die sie der „Vermenschlichung Gottes" entgegenhalten (I 70 und 36 f.). „Wie eine Hebung der Moral die Religion beeinflußt hat," sagt Chadwick (II 107), „ist das interessanteste und wichtigste Capitel im religiösen Leben des Menschen." Für ihn selbst besteht echte Moral nicht wie für einen seiner Collegen in „einer blos äußerlichen Anpassung der socialen Regeln, welche die Gesellschaft mit ihrer Zustimmung gestempelt hat," in „bloßer Vermeidung von Dingen, die der Staat und die sociale Ordnung zu thun verboten haben," sondern sie schließt in sich den Sinn „von Etwas, was wir Anderen oder dem allgemeinen Wohl oder einem Ideale der Vollkommenheit schulden" (II 89 f). Und sagt sein College zu Gunsten der Heiligkeit des inneren Lebens: „Was ein Mensch thut, d. h. seine Moral, ist Nichts; was er ist, das spricht für ihn, das entscheidet," so erscheint ihm eine solche Darstellung von persönlicher Erlösung kaum weniger egoistisch, als die Darstellung der orthodoxen Theologie. „Sie macht die Erlösung unserer eigenen Seele zur Hauptsache; und ob es eine Erlösung von den Qualen der Hölle oder denen des Gewissens und unbefriedigender Ideale ist, — es bleibt egoistisch." Das Gegentheil sei der Standpunkt, „den Jesus einnahm, als er sagte, daß wer seine Seele zu erhalten suche, sie verlieren würde, wer aber sie für die gute Sache verlöre, sie glorreich gerettet bekommen würde. ‚Blicke nach außen, nicht nach innen.' Die Zeit, die mit Analysiren von Motiven ver-

bracht wird, ist Zeit, die zur Linderung des Elends eines Mitmenschen verbracht werden könnte" (II 92). Keineswegs aber gilt es bloße Ethik gegen Religion. Die Unitarier sind in der That, wenngleich nicht in der Vorschrift, ausgesprochene Gottesgläubige und zwar nicht etwa Pantheisten oder Deisten, sondern Theisten, d. h. sie glauben an einen persönlich selbstständigen und ausdrücklich welteingreifenden Gott, letzteres sogar durch die „Lehre von der Versöhnung": „Gott hat durch Christum die Welt mit sich versöhnt" (I 23); allerdings glauben sie nicht an eine biblische Offenbarung (I 24), wohl aber an Unsterblichkeit, weil dieser Glaube „die Antwort giebt auf die auf menschliche Unvollkommenheit gegründeten Forderungen des Geistes, der Sittlichkeit und des Gemüths" (22).

Das Zusammentreffen dieser Glaubensansichten ist das Ergebniß einer fast vier Menschenalter langen Geschichte. An ihrem Eingang steht neben Anderen besonders ein Mann, dessen Geist universal war wie wenig andere, der durch seine Vereinigung materialistischer Naturwissenschaft mit spiritualistischer Geisteswissenschaft so recht geeignet war, den gleichen Charakter des heutigen Unitarismus vorzubereiten; dem Chemiker bekannt als Entdecker des Sauerstoffs und vieler anderer Stoffe, sowie als Vorarbeiter Lavoisiers, dem Philosophen als Fortsetzer Lockes und besonders der physiologisch gefärbten Psychologie Hartleys, dem Theologen als kirchenfeindlicher Schriftsteller: Joseph Priestley, geboren 1733 in England, gestorben 1804 in Nordamerika. Er pastorirte Gemeinden von Dissenters (Gattungsname für alle von der englischen Staatskirche getrennten Protestanten) und dies in einer Zeit, in der diesen „Nonconformisten" noch nicht — wie erst seit 1828, unter Georg IV. und seinen Nachfolgern geschah — gleiche Rechte mit der anglicanischen Kirche eingeräumt waren, und auf den Unitarismus sogar (bis 1813) Todesstrafe gesetzt war. Priestley hatte nach dem Vorgang anderer (1774) eine Unitariergemeinde zu Birmingham gestiftet, wich aber später den Angriffen der Theologen und Nichttheologen und gründete nach seiner Uebersiedelung in die neue Welt auch in dem Staat Pennsylvanien solche Gemeinden.

Von da an entwickelte sich der Unitarismus stetig; vorerst durch jenen Vertreter, der bis heute wohl der bedeutendste Führer der Sache geblieben ist: William Ennery Channing, geboren 1780, gestorben 1842, wirkend zumeist in Boston, seither einem Hauptsitz des Unitarismus (über ihn in Gelzers „Protestantischen Monatsblättern" 1806). Er wurde weithin populär, u. A. durch sein Wohlthätigkeitswirken (Salter „Religion der Moral" S. 223) und seine Bekämpfung der Sklaverei. Er vor Allem wird unter den Bestreitern einer geoffenbarten Wahrheit der orthodoxen Lehren (Chadwick I 14 und 32) und unter denen genannt, welche die Würde der menschlichen Natur voranstellen (ebenda 19 und 57 f.); und er zumeist scheint den ethischen Zug des Unitarismus vor den theoretischen, der wohl noch bei Priestley die Hauptsache gewesen sein mag, gerückt zu haben —

„hat man doch sogar von ihm gesagt, er sei übertrieben empfindsam gewesen und habe ein fast krankhaftes Auge für das moralische Uebel gehabt“ (Salter 229). Dadurch kam er selbst in Zwiespalt mit anderen Unitariern, worüber später. Unter den übrigen Führern der Richtung ragt nach der radicaleren Seite Theodor Parker (1810—1860) hervor, erst von den Seinigen selbst befehdet und 1845 wegen seiner Versuche, den Unitarismus zu corrigiren, zum Austritt aus dem Kirchenverband gedrängt, schließlich aber als Gleicher unter Gleichen wirkend; ein Gedenkbuch über ihn von A. Altherr (St. Gallen 1894) hat seinen Namen eben wieder in die Erinnerung des Publicums zurückgeführt. Man sieht, wie sich der Unitarismus einigermaßen von rechts nach links bewegte (Chadwick I 14 f., 21 f.). Später war wohl H. W. Bellows (1814—1882) der berühmteste Führer, weit bekannt auch durch sein sociales Wirken.

Abgesehn von einer Ausbreitung nach Großbritannien, wo die Unitarier seit fast einem Jahrhundert in Manchester ein theologisches Stift besitzen, das am 18. October 1892 nach Oxford verlegt wurde, blieben sie in jenem nordöstlichen Zwickel der Vereinigten Staaten, der sich von New-York und Brooklyn, dem Sitz Chadwicks, bis Boston dehnt, später auch in Chicago, heimisch und haben an der berühmten Harvard-Universität zu Cambridge-Massachusetts (deren Ehrenmagister Chadwick ist) die theologische Facultät inne. Sie gruppiren sich in einzelne Kirchen, deren in mancher Stadt mehrere sind, und diese bilden die „Amerikanisch-unitarische Association“, die jedoch über eine bloße Association nicht hinausgeht. Eine „nationale Conferenz“ vom Jahr 1865 war für sie grundlegend. Ein Jahrbuch, „Boston Unitarian Anniversary,“ mehrere (frühere und jetzige) Zeitschriften, „Unitarian Review“, „Liberal Christian“, und überhaupt eine reichliche Literatur wirken nach ihrer Weise. Einen socialistischen Vortrag, den Lawrence Gronlund gelegentlich der Weltausstellung Ende Mai 1893 in der „dritten Unitarierkirche“ zu Chicago gehalten hat, machte der Nationalökonom Prof. Julius Platter in Zürich durch eine Uebersetzung auch dem deutschen Publicum zugänglich („Deutsche Worte“, November 1893, S. 715 ff.). Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch einen Aufsatz: „Ein Ausweg aus dem Dreieinigkeits-Streit“ („A Way out of the Trinitarian Controversy“), den vor einiger Zeit J. M. Whiton in der Zeitschrift „The new World“ (zweiten Bandes 7. Heft) veröffentlicht hat.

Auf die Entwickelung des Unitarismus von rechts nach links dürfen wir wohl einen gewissen Nachdruck legen, weil sie wieder die schiefe Ebene zeigt, auf der Abweichungen von der dogmatischen Ueberlieferung wenigstens im großen geschichtlichen Verlauf zu den letzten Freidenkerfolgerungen führen. Bei den Unitariern bestand einst noch der „Traum von der Unfehlbarkeit der Bibel“; dann (1838) als „absolut wesentlich“ das Bekenntniß: daß die „Vollmacht Jesu, im Namen Gottes zu sprechen, auf die einzig mögliche Weise bezeugt werde, nämlich durch die wunderbare Offenbarung seiner

Macht"; heute völliges Absehen von Offenbarung und Wunder (Chadwick I 35 f., 98 f.) Früher, durch Channing, „die arianische Lehre, die Jesus als ein einzigartiges Wesen, als ein Wesen sui generis, hinstellte, dem Wesen nach dem Vater ähnlich, aber nicht dem Vater gleich oder gleichewig mit ihm;" hiervon sehr verschieden die neuunitarische „Lehre von seiner reinen Menschlichkeit" (I 97). Und noch über die Leugnung der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung hinaus (welche Lehre schon bei den Vorgängern unserer Unitarier, den Socinianern, von der älteren, mehr juristischen Auffassung zu einer mehr ethischen fortgebildet worden war) trat sogar die allgemeinere Lehre, „daß Jesus eine besondere Rolle bei der sittlichen Besserung der Menschen übernommen," bei den Unitariern immer mehr zurück (I 101).

Trotz des Mangels bestimmter Glaubenssatzungen (siehe z. B. I 92 f) und trotz des Fortschreitens zu radicalster Stellung, die Beide den Unitarismus zu einer der freiesten aller christlichen Secten machen, wird ihm doch von Anhängern wie Gegnern die „unitarische Orthodoxie" vorgeworfen (Salter S. 218, 221). Von ihren Anhängern: darunter war sogar Channing; und die Abneigung, „Jesus Herr und Meister zu nennen", also das theoretische Minimum dieser Kirche anzuerkennen, führte, „von den Unitariern auf ihrer Nationalconferenz mit Unfreundlichkeit betrachtet", zum Ausscheiden der Träger dieser Abneigung aus der Genossenschaft (ebenda S. 217). Unter den Gegnern des Unitarismus und besonders der „kleinen, halbgeglaubten Ueberbleibsel des christlichen Bekenntnisses" in ihm (S. 241) erwähne und benütze ich den Führer der „Gesellschaft für moralische Cultur" in Chicago, William Mackintire Salter, von dessen Vorträgen einer die Frage behandelt: „Weshalb der Unitarismus uns nicht befriedigt" (S. 215—242). Hier handelt es sich vornehmlich um jene Religionslehren, die der Unitarismus zwar nicht officiell, aber doch thatsächlich bekennt; wenn eine unitarische Kirche in ihrer Erklärung, daß sie sich „nicht auf ein Glaubensbekenntniß gründe, daß sie völlige Freiheit der Meinung hinsichtlich aller Gegenstände des speculativen Glaubens gewähre und den Charakter zum einzigen Prüfstein der Religion mache", „ganz offen ist, so unterscheidet sie sich gar nicht von einer ethischen Gesellschaft" (S. 221 f).

Drei Gründe der Unzufriedenheit mit dem Unitarismus bringt Salter vor: dieser verlange erstens zu viel in speculativer Hinsicht, zweitens zu wenig in praktischer Hinsicht und zeige drittens einen „allgemeinen Mangel an Ernst in der Behandlung der Fragen des Tages", ja sogar in der Haltung gegen Jesus und in dem Begriff der Religion (S. 223 ff., 235 ff.). Am stärksten bewegt den ethischen Culturpfleger der zweite Grund: für ihn fehlt es dem Unitarismus an genügender Beachtung der socialen Frage. Das habe sogar schon Channing selbst getadelt, in einer Stelle, die in der unitarischen Ausgabe seiner Werke fehle: Der Unitarismus war „mehr ein Protest des Verstandes gegen absurde Dogmen, als das Werk eines tiefen

religiösen Princips, wurde durch die Vermischung mit einer materialistischen Philosophie schon früh gelähmt und fiel zu sehr in die Hände von Gelehrten und politischen Reformern; die Folge davon ist ein Mangel an Lebenskraft und Stärke, welcher uns wenig Hoffnung läßt, daß er unter der gegenwärtigen Leitung oder in seiner gegenwärtigen Gestalt viel ausrichten werde. Wenn ich Ihnen sage, daß keine Secte dieses Landes sich weniger für die Sklavenfrage interessirt hat oder mehr zum Conservatismus neigt, als die unsere, so werden Sie beurtheilen, was von ihr erwartet werden kann." So Channing (Salter, S. 225). Seine Worte werden auffallend bestätigt durch den Unitarierführer Bellows, der in der Ungleichheit unserer socialen Lage eine „weise Vorsorge für das größte Glück Aller" und zu viele Vortheile für den Christen in seinem Verhältniß zu den Armen sieht, „als daß er wünschen könnte, daß Armuth nicht länger auf Erden bekannt wäre" (S. 224). Man beachte aber, daß die von Salter hervorgezogenen Stellen ungefähr aus den dreißiger Jahren stammen, daß also seither fast zwei Generationen unitarischer Entwickelung vergangen sind, und daß jetzt wenigstens Chadwick das Uebergewicht „der Lebensführung über den Glauben" als unitarischen Grundsatz preist (I 15). Immerhin scheinen die Gedanken und Gefühle der Vertreter „Ethischer Cultur" mehr als die der Unitarier auf die Mitwelt gerichtet zu sein. Dort bedeutet Moral „so viel wie das Wohl Aller, moralische Fragen sind sociale Fragen" (Salter 229); hier ist es vor Allem das Streben nach eigentlich sittlichem Werth und nach Verwirklichung der allgemeinen Ideale von Menschenwürde durch den betheiligten Einzelnen. Dort ein demokratischer und altruistischer Zug; hier trotz Chadwicks Moraltheorie ein verklärter Egoismus einer Auslese von Menschheitsexemplaren, das Ganze auf die höheren Culturschichten angelegt, auf akademische Luft, auf die oberen Zehntausend, auf Menschen, die zu dieser theoretischen und praktischen Verfeinerung die genügende Muße haben. So auch dort ein Ton des Vortrags, den der Musiker „breit" oder „dick" nennen würde, hier ein kunstreicher Zusammenklang feiner, dünner Töne, ein Genuß für geistige Gourmands. Liest man Chadwicks Predigten, so ergänzt man sich unschwer das Bild einer Kirche, darin sich Vornehme mit jenem Ernst drängen, den die Gewohnheit eines tüchtigen Denkens und Handelns ausreift, nicht aber mit dem anderen Ernst, den eine Gefühlsvertrautheit mit den tiefen, seelenbelastenden Lebensproblemen zeugt, und der weit eher vor den Redekanzeln der ethischen Gesellschaften, vielleicht auch vor der Egidys, zu finden sein dürfte. Doch versagt Salter den Unitariern sogar im Praktischen nicht sein Lob: „gerade sie sind als Klasse vielleicht ausnehmend human und von Gemeingeist beseelt, zu guten Werken geneigt, mehr selbst noch außerhalb als innerhalb der Kirche; sie haben — und dies gilt heutzutage für eine Empfehlung — wenig von jenem Jenseitszuge, jeder „Andernweltlichkeit", und die Religion kommt bei ihnen vielleicht mehr dem nahe, eine Gesinnung zu sein, welche das tägliche

Leben umfaßt und es veredelt, als dies bei irgend einer anderen Secte der Christen der Fall ist" (S. 216). Sie sind am wenigsten „Hinterweltler", wie man in der heutigen Nietzsche-Sprache sagen würde. —

Sollen wir noch eine eigene Kritik der Chadwick'schen Sammlung anfügen, so können wir den Feinschnitten ihrer Gedankengänge sowie ihrer tiefedlen, von Schwulst und Pathos freien, doch sozusagen mehr dianoëtischen als ethischen Würde nur alle Bewunderung widmen. Die philosophische und — wie mir scheint — auch theologische Sicherheit sachlicher Einzelheiten bleibt dahinter häufig zurück. So läßt Chadwick seinen bald pantheistischen, bald theistischen Gottesbegriff in sich unausgeglichen. So spricht er (I 46) von „dem Gesetze des Universums", ohne jedoch zu sagen, was er damit meint. So sieht er, im Gegensatz zu der Sittenlehre, „die da bleibt" und „den Grund ihrer Vorschriften in den nothwendigen Bedingungen der Menschen" findet, die Grundlage der vergangenen oder vergehenden Sittenlehre im Willen Gottes: „Mord und Unzucht sind Unrecht, weil Gott es so bestimmte; aber er hätte ebenso leicht bestimmen können, daß Beides Recht sei" (I 123). Dies äußert also der unitarische Theologe, als hätte es nie einen Thomas von Aquin gegeben. Auch Chadwicks Behauptung: „heutzutage ist jede höhere Erklärung des Weltalls monistisch, d. h. einheitlich" (I 141), verräth mehr den eigenen Standpunkt als historische Bewandertheit. Andere Stellen überlassen wir dem Kopfschütteln des Theologen: so wenn Chadwick meint, der Glaube, Wille, Eifer, von dem die prachtvollen Kirchenbauten im Westen Europas aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeugen, „waren nur der Ausdruck einer mächtigen Reaction gegen die seit Jahrhunderten erstarrten Glaubensvorstellungen"; „nicht sowohl der Glaube an eine zukünftige Welt, als der an die gegenwärtige ließ diese Dome sich so hoch himmelwärts erheben und zierte sie mit so reichem Schmuck" (I 112 f.). Und dem Sprachforscher bleibe der Satz überlassen, daß „die vergleichende Philologie die verschiedenen Sprachen nur zu verschiedenen Dialekten einer gemeinsamen Sprache macht" (I 95).

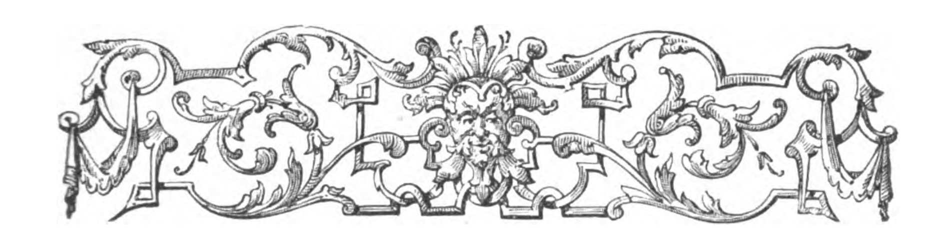
Chadwicks Buch enthält im ersten, mehr theoretischen Band zunächst eine biographische Notiz, dann eine Einleitung: „Warum ich Unitarier bin", und als Grundstock die 6 Kanzelvorträge: „Das Wesentliche in der Religion" (wozu Unsterblichkeitsglaube und sogar Theismus nicht gehören sollen), „Glaube und Leben", „Das große Gebot", „Positive und negative Theologie", „Die gute neue Zeit", „Religion trotz alledem und alledem". — Der zweite, mehr praktische Band besteht ebenfalls aus 6 Predigten. Die erste, „Das Kind in der Mitte", darf wohl als eine der tiefsinnigsten und zugleich annuthigsten Weihnachtsgaben bezeichnet und gerade deutschen Familien als ein — doch durchaus von aller Salbung und Sentimentalität freies — Erbauungsstück empfohlen werden. „Das Kind in der Mitte der Christzeit ist nicht ausschließlich das jüngste im Hause, es ist das Kind im

Allgemeinen.“ Außerdem „ist das Kind in der Mitte, d. h. die Thatsache der Kindheit, die charakteristischeste und wichtigste Thatsache, die sich in dem Weltlauf von dem nebelhaften Urfeuer bis zu der Weltordnung, die das Besitzthum unseres gegenwärtigen Lebens ist, herausgebildet hat“. Je weiter zurück, desto weniger Bedeutung hat die Kindheit; je weiter nach vorwärts, desto mehr gilt sie, desto länger dauert die Zeit der Hilflosigkeit. So beim Menschen gegenüber dem Thier: „je vollständiger die Erziehung vor der Geburt ist, desto weniger Fortschritt nach derselben“. „Das Kind in die Mitte gestellt . . . was bedeutet dies? All' jene Gelehrigkeit, Fortschrittsfähigkeit und Individualität des Charakters, die einen Menschen von allen anderen Geschöpfen nach der wissenschaftlichen Auffassung weit mehr unterscheidet, als einen Hund oder Pferd von einem Grashalme.“ So aber auch bei den höheren Schichten der Gesellschaft gegenüber den niedrigeren. Und aus der Schwäche kleiner Kinder „kam Kraft hervor, — die Kraft eines vereinigten Hausstandes, elterlicher Zuneigung, geschwisterlicher Sympathien und kindlicher Liebe“. Darum kann der Prediger sogar ‚mit Wordsworth‘ sagen: „Das Kind ist der Vater des Mannes“, „für uns aber soll das Kind von Nazareth ein Symbol für alle Kinder sein, die durch die Jahrhunderte heruntergetrippelt gekommen sind; und seine tiefste Bedeutung soll uns aus dem Kindergesichtchen entgegen leuchten, das zuletzt in unserem Kreis das Licht der Welt erblickt hat.“ — Die zweite Predigt der „Neuen Folge“ behandelt „die constructiven Errungenschaften der höheren Kritik“ und weist die Gewinne auf, welche die anscheinend nur zerstörende Bibelkritik gebracht hat. — Eigenthümliche Gedankengänge mit besonderem pädagogischen Werth bringt der dritte Vortrag: „Der Preis der moralischen Freiheit.“ Er stellt den Ausspruch des römischen Feldherrn: „Für einen hohen Preis erlangte ich diese Freiheit,“ und den des Apostels Paulus: „Aber ich wurde frei geboren,“ einander gegenüber und weist besonders auf die hin, die jenen Preis selbst bezahlten. „Gute Gewohnheiten“ — so erläutert dies Chadwick — „sind die moralischen Verdienste, die in der Bank des Charakters Zins auf Zins tragen und dem Inhaber bald einen Nothpfennig in die Hand geben“; und zum Näheren benützt der Prediger das werthvolle Capitel des Psychologen William James, das die Hauptsache bei aller Erziehung darin findet, „unser Nervensystem zu unserem Verbündeten zu machen, anstatt zu unserem Feinde“, und das daran eine Reihe praktisch-ethischer Winke anschließt. Chadwicks eigener Gedankengang schließt diese Reihe mit den Worten ab: „Der Preis der Freiheit ist das Aufgeben unseres Vorurtheils, das fortwährende Frischerhalten des Bewußtseins, daß wir am Ende doch Unrecht haben können, das unaufhörliche Suchen nach dem, was wirklich wahr ist, statt nach bloßer Bestätigung der Ansicht, die wir aus einem oder dem anderen Grunde beizubehalten wünschen.“ — Ein vierter Vortrag bespricht „die Kraft der zukünftigen Welt“; ein fünfter „Moral und Religion“. — Der

letzte ist überschrieben: „Große Hoffnungen für große Seelen"; er deutet den Gedanken, „daß große Hoffnungen für große Seelen sind", mit den Worten: „Je größer die Seele, desto größer die Hoffnung; und dies gilt durch die ganze Reihenfolge von den größten und berühmtesten Menschen, die die Welt je gekannt hat, bis zu den schwächsten und verachtetsten, die auf reine und edle Weise das Gesetz gehalten haben." „Die großen Seelen machen uns größer und bereiten uns für die Theilnahme an den Hoffnungen vor, die sie hegen, und durch die sie gestützt werden".

Im Ganzen mag uns das Werk eines jener nunmehr häufigeren Zeichen dafür sein, daß wir an den Amerikanern würdige Wettkämpfer nicht nur im Materiellen, sondern auch im Geistigen haben und von ihnen selbst in religiösen Grundfragen, einem besonderen Erbstück des Deutschen, etwas lernen können, wir, deren kirchliche Bewegungen an Kraft doch noch sehr hinter den amerikanischen zurückstehen dürften.





Die großen Epidemien des Mittelalters.

Ein culturhistorischer Rückblick.

Von

O. Meding.

— Wohldenberg. —

Die Fortschritte der Wissenschaft und der Cultur haben die Seuchen, jene schrecklichen Geißeln der Menschheit, denen in früheren Zeiten die Medicin ohnmächtig gegenüberstand, zum großen Theil verschwinden lassen, den noch über uns herziehenden Epidemien die verheerende Kraft gebrochen, auch erfolgreiche Mittel des Kampfes gegen die Heimsuchung gefunden, so daß wir gerade in den Zeiten solcher Heimsuchung in dem Rückblick auf die Vergangenheit uns der siegreichen Kraft des in der Wissenschaft concentrirten Menschengeistes freuen und die sichere Hoffnung schöpfen können, daß es in schnellem Fortschritt gelingen werde, die unheimlichen Eindringlinge in unser Culturleben ganz auszuschließen.

In kurzen Skizzen nur wollen wir einen solchen Rückblick vornehmen. Unter allen Geißeln der Vorzeit steht die Pest voran.

Nach einigen leichteren Angriffen überzog diese furchtbarste aller Seuchen zum ersten Male in verheerender Gewalt auch das nördliche und westliche Europa. Prokop, ein griechischer Geschichtschreiber, giebt in seinem von Claudius Maltretus übersetzten Werk: „pestilentia gravissima“ eine eingehende Beschreibung der Epidemie, welche von Constantinopel aus Europa heimsuchte und, wie er sagt, das ganze Menschengeschlecht ausrotten zu wollen schien.

Im Jahre 542 erschien die Seuche zuerst in der Stadt Pelusion in Egypten, nahm von dort ihren Weg nach Alexandrien und zugleich nach Palästina. Im Frühling des Jahres 543 tauchte sie in Constantinopel auf, zog von dort, immer von Osten nach Westen, über ganz Europa.

Die Krankheitserscheinungen waren sehr merkwürdig und unterschieden sich wesentlich von anderen und späteren Seuchen, welche in ganz plötzlichem Ausbruch ihre Opfer überfielen.

Die meisten Befallenen, so erzählt Procopius, glaubten zuerst Dämonen in Menschengestalt vor sich zu sehen, welche aus der Luft herabschwebten und sie auf einzelne Stellen des Körpers schlugen. Andere hatten diese Erscheinungen im Traum und erwachten darauf mit angstvollen Empfindungen, während viele allerdings auch ohne diese visionären Erscheinungen befallen wurden.

Das erste pathologische Symptom war ein plötzliches Fieber, bei Einigen im Moment des Erwachens, bei Anderen mitten in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Der Körper veränderte dabei sein Aussehen nicht, und die Temperatur zeigte keine außerordentliche Erhöhung, auch bemerkte man keine inneren oder äußerlichen Entzündungszustände. Den ersten Tag war dieses Fieber so leicht und unbedeutend, daß es weder bei dem Kranken noch bei dem Arzt, der den Puls untersuchte, eine ernste Gefahr befürchten lassen konnte. Aber am zweiten oder dritten Tage entstanden rothe Geschwülste an verschiedenen Stellen des Körpers, meist am Unterleibe, in den Achselhöhlen und auch hinter den Ohren, und die Kranken behaupteten, daß dies jedesmal die Stellen seien, an denen die ihnen erschienenen Dämonen sie berührt hätten. Zu gleicher Zeit verfielen die Kranken in eine tiefe, stumpfsinnige Erschlaffung, während bei Anderen Delirien und furchtbare Wuthausbrüche eintraten. Die Letzteren behaupteten, Menschen vor sich zu sehen, welche sie tödten wollten und flüchteten vor diesen Erscheinungen mit entsetzlichem Geschrei. Die Krankenwärter hatten die größte Mühe, in den Wuthausbrüchen die Kranken zu bändigen, und wenn diese keine Pflege hatten, so tödteten sie sich häufig selbst, indem sie sich aus den Fenstern stürzten oder ertränkten, wenn sie an ein Wasser gelangen konnten.

Die Geschwüre sanken nach ein bis zwei Tagen wieder zusammen, und dann trat der Tod sofort ein. Die Sectionen, welche einzelne Aerzte vornahmen, um den Grund der Krankheit zu entdecken, zeigten eine vollständige Fäulniß durch den ganzen Körper. In seltenen Fällen nur öffneten sich die Beulen zu einem starken Ausfluß von Eitermassen, und in solchen Fällen waren die Kranken fast jedesmal gerettet. Es mußte also ein Gift den ganzen Körper durchsetzt haben, dessen Entfernung nach außen die Genesung ermöglichte, die Versuche aber, die Beulen zu öffnen, hatten niemals Erfolg, wenn nicht die Natur selbst den Proceß der Entleerung nach außen eintreten ließ. Bei Einzelnen zeigten sich diese Beulen nicht, statt dessen bedeckte sich der ganze Körper mit schwarzen linsengroßen Flecken. Dies war die Form eines schnelleren Verlaufs der Krankheit, denn wenn sich dieselbe durch die schwarzen Flecken zeigte, starb der Kranke meist in kaum einer Stunde. Procopius hebt besonders hervor, daß nach allen Beobachtungen, die man damals gemacht, eine Ansteckung durch die Berührung vollständig

ausgeschlossen war. Die Pfleger, welche unausgesetzt mit den Kranken beschäftigt waren, blieben häufig ganz gesund oder wurden zu einer ganz anderen Zeit, in der sie mit keinem Kranken mehr in Berührung gekommen waren, von der tödtlichen Seuche befallen.

Wenn nun auch die Beobachtungen, welche damals gemacht wurden, dem primitiven Zustand der Wissenschaft entsprachen und auch durch die Scheu vor der Seuche behindert und getrübt werden mochten, läßt doch die ganz bestimmte Mittheilung über die Erscheinungen der Dämonen visionäre Hallucinationen schon vor dem Ausbruch der Krankheit und auch während des Verlaufs derselben voraussetzen, und es muß wohl angenommen werden, daß das Gift als ein miasmatischer Stoff sich in der Atmosphäre befand und so zunächst in das Gehirn eindrang. Jedenfalls stand die damalige Wissenschaft vollkommen rathlos der Seuche gegenüber. Es gab kein Arzneimittel, welches nur irgendwie Hilfe brachte; als Desinfectionsmittel kannte man nur Feuer und Räucherwerk. Die Beschaffung gesunden Trinkwassers war, wo sich nicht reine Brunnenquellen vorfanden, schwer, ja fast unmöglich. Diätetische Vorbeugungen waren auch nicht möglich, da man wenig Kenntniß über die Beschaffenheit und Wirkung der Nahrungsmittel besaß, und da mit der Epidemie, welche in ungeheuren Dimensionen die Menschen wegraffte, die Hungersnoth sich nach kurzer Dauer verband. Die Wohnungen waren eng und konnten weder gelüftet noch gereinigt werden. Die Leichen blieben unbegraben auf den Straßen liegen und wurden zum Theil von den Hunden zerrissen, welche durch den Tod ihrer Herren verwilderten. Die Aerzte konnten also, selbst wenn sie den Muth hatten, mit den Kranken zu verkehren, Nichts weiter thun, als die Symptome der Krankheit durch die oberflächliche Beobachtung jener Zeit, welche noch über keine genügenden Mikroskope verfügte, constatiren.

Die Epidemie in Constantinopel dauerte 4 Monate, und die Zahl der Todten betrug an jedem Tage fast 5000 und erhob sich sogar bis zu 10000 und noch mehr.

Im Jahre 567 brach in der Auvergne eine neue Pestseuche aus, welche fast noch schlimmer war als die erste. In der Achselhöhle zeigte sich bei den Befallenen zunächst eine schlangenförmige eiternde Wunde. Die Kranken verloren das Bewußtsein und starben am zweiten Tage. Die Sterblichkeit war so ungeheuer, daß in der Basilika von St. Peter zu Clermont täglich 300 Leichen aufgebahrt wurden, ungerechnet alle die, welche unbeachtet in den Häusern und auf den Straßen gestorben waren und dort liegen blieben. Lyon, Châlons und Dijon waren vollständig entvölkert, und erst nach Jahresfrist fast kehrten diejenigen, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, zurück.

Zehn Jahre später herrschte eine furchtbare Pest in Marseille. Ein Schiff, das von Spanien mit Waaren beladen kam, hatte, man weiß nicht wie, wahrscheinlich in Waarenballen, die aus dem Orient kamen, den Pest-

stoff mitgebracht, einige Matrosen wurden angesteckt, und so kam die Seuche in die Stadt, wo sie erst langsam fortschritt und dann plötzlich mit so gewaltiger Macht ausbrach, daß sie einer Feuersbrunst gleich von Haus zu Haus ging und den größten Theil der Bevölkerung dahinraffte. Der Bischof Theodorus hatte sich in der Basilika von St. Victor mit seiner Umgebung verschlossen und verrichtete dort unausgesetzt Andachten und Gebete, um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen. Dies war das einzige Mittel, das man kannte, dazu kamen aber noch Beschwörungen und Zaubertränke aller Art, welche mehr schadeten als nützen konnten und welche Gelegenheit boten, um Personen aus der Welt zu schaffen, deren Tod Diesem oder Jenem erwünscht sein mochte.

Als endlich die Seuche erloschen war und die geflohenen Einwohner in die verwüstete Stadt zurückkehrten, begann die Sterblichkeit noch einmal, freilich in einem immer schwächeren Grade. Es dauerte zwei volle Jahre, bis Marseille ganz von der Geißel befreit wurde.

Im Jahre 591 erschien die Seuche in Straßburg und verbreitete sich von dort weiter. Die Kranken wurden bei dieser Epidemie von einer Art von Schwindel befallen und stürzten auf den Straßen plötzlich todt nieder. Das Zeichen war meist ein heftiges, krampfhaftes Gähnen oder ein plötzliches starkes Niesen, dem der Tod fast unmittelbar folgte.

Aus jener Zeit schreibt sich, wie man sagt, die Sitte her, daß man zu einem Niesenden sagt:

„Zur Genesung" — oder „Gott helfe."

Eigentlich wird wohl die Form ursprünglich gewesen sein:

„Gott helfe zur Genesung."

Diese verheerende Wanderung der „Bubonischen Pest", wie man sie von den ausbrechenden Geschwüren nannte, durch Europa hörte mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts so ziemlich auf. Wo die Krankheit noch hin und wieder auftrat, verlor sie mehr und mehr ihren vernichtenden Charakter, ohne daß indeß die ärztliche Wissenschaft irgend ein Mittel der Vorbeugung oder Heilung gefunden hätte.

Im vierzehnten Jahrhundert erschien dann die sogenannte schwarze Pest. Bei dieser Seuche wurden die Kranken von einem heftigen Fieber, starkem Kopfschmerz, Schwindel, Schläfrigkeit und Verlust des Gedächtnisses befallen; die Zunge und der Gaumen wurden schwarz und sahen wie verbrannt aus; der Athem hatte einen furchtbaren Verwesungsgeruch. Der ganze Körper bedeckte sich mit schwarzen Flecken. In seltenen Fällen zeigte sich ein eiternder Ausschlag, und dann war eine Heilung möglich. Die Sterblichkeit war noch viel größer als bei der ersten Seuche im sechsten Jahrhundert, und wo die Krankheit auftrat, raffte sie fast alle Einwohner ohne Ausnahme, namentlich in ländlichen Ortschaften, hin. Sie nahm ihren Ausgang von den Inseln des mittelländischen Meeres und verbreitete sich wieder durch Italien und Frankreich über ganz Europa. Nach den Chroniken jener Zeit verlor

Constantinopel zwei Drittel seiner Bevölkerung; die Insel Cypern ebenso viel. In Kairo starben 15 000 Menschen; 100 000 in Florenz; 70 000 in Venedig; 60 000 in Neapel; in Sicilien 40 000. Rom verlor fast drei Viertel seiner Einwohner. In London begrub man auf den Kirchhöfen 100 000 Menschen. Avignon verlor in sieben Monaten 100 000, die Stadt Marseille 50 000 und Straßburg 60 000.

Wenn man die verhältnißmäßig geringe Einwohnerzahl der großen Städte jener Zeit in Betracht zieht, wird man das Entsetzen ermessen können, das eine solche Sterblichkeit in der ganzen Welt verbreitete.

Diese Epidemie raffte eine große Anzahl hochstehender Personen fort. Ihr fiel die Königin Johanna von Burgund, die Frau Philipps VI., zum Opfer, ebenso Johanna II., Königin von Navarra, Enkelin Philipps des Schönen. Auch Alphons XI. von Castilien wurde von der schwarzen Pest hingerafft und Laura von Noves, die Geliebte des Petrarca, um die er in seinen berühmten Gedichten klagte.

Noch ein weiteres Product der Litteratur entstieg der giftigen Seuche. Boccaccio hatte sich mit einem Freundeskreis aus Florenz geflüchtet, und dem in ländlicher Abgeschiedenheit gefundenen Asyl verdankt das berühmte Decamerone seine Entstehung.

Die medicinischen Berichte constatirten bei dieser schwarzen Pest die unmittelbare Ansteckung durch Berührung, und man behauptete sogar, daß die Uebertragung der Krankheit durch den Blick und das gesprochene Wort stattfände, so daß Jeder, der einen Pestkranken ansah oder anredete, verloren war. Es war daher Vorschrift, daß bei dem Besuch der Aerzte und der Priester die Kranken die Augen schließen und absolutes Schweigen beobachten mußten. Mittel fand man ebenfalls nicht. Man betrachtete die Krankheit als eine Strafe Gottes, und überall wurden feierliche Andachten und Processionen gehalten, um das Uebel abzuwenden.

Auch damals war bereits der Aberglaube thätig, um den Juden die Schuld an dieser Pest zuzuschreiben, sie sollten die Brunnen vergiftet haben. Die fanatischen Secten der Flagellanten, der Begards und der Turlupins durchzogen das Land und veranstalteten zahlreiche Judenverbrennungen, obgleich der Papst Clemens VI. energisch gegen diese Barbarei auftrat, für welche man damals noch nicht den Namen des Antisemitismus erfunden hatte.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen die von der Medicin und Wissenschaft nicht abwendbaren Seuchen mit rücksichtsloser Strenge durchführte, waren ebenso thöricht als barbarisch. Wenn in einem Hause ein Pestkranker sich befand, so wurde das ganze Haus verschlossen, über die Thür malte man ein rothes Kreuz mit der Inschrift: „Gott habe Mitleid mit uns." Niemand durfte das Haus verlassen, und der Eintritt war nur den Aerzten und den von der Regierung besonders autorisirten Personen gestattet. Die Pforten des Unglückshauses wurden bewacht, so lange, bis

alle Einwohner gestorben waren. Für Diejenigen, welche die Kranken besuchten, war ein ganz besonderes Costüm erfunden; sie mußten eine Maske tragen, in deren Augen Glas eingesetzt und deren lange Nase, einem Schnabel ähnlich, ganz mit starken Parfüms angefüllt war, durch welche die eingeathmete Luft hindurchgehen mußte. Unter dem Mantel trug man einen anliegenden, ganz zusammenhängenden Anzug von orientalischem Maroquin und einen eben solchen Hut und Handschuhe. Die Begräbnisse, wenn sie überhaupt besorgt wurden, fanden heimlich statt, Niemand durfte ihnen beiwohnen, und es durften keine schwarzen Trauerkleider getragen werden. Wenn aber die Epidemie einen hohen Grad erreicht hatte, so blieben meist die Leichen in den verschlossenen Häusern unbeerdigt liegen und bildeten so furchtbare Brutstätten der Verseuchung. Peter Sordes, welcher von der Pest ergriffen worden war und zu den wenigen Geheilten gehörte, schrieb im Jahre 785 ein Werk, das er dem Erzbischof von Aquitanien dedicirte, über die furchtbare Krankheit, und in diesem giebt er die seltsamen Mittel an, welche die Aerzte verschrieben und welche ihrer ganzen Natur nach vollkommen unwirksam sein mußten. Die Aerzte in Aquitanien schrieben damals einen Anzug von grobem Capuzinertuch mit einem Kragen von Maroquin vor. Dieser Anzug sollte durchparfümirt werden mit Räucherwerk aus Lorbeer, Rosmarin, Kümmel, Majoran, Fenchel, Wachholder und Weihrauch. Die Zimmer sollte man mit verbranntem trockenen Heu ausräuchern. Die Ohren sollten mit von Moschus getränkter Baumwolle verstopft werden. Im Munde sollte man eine Gewürznelke oder Angelikawurzel tragen, in den Händen einen Schwamm mit Rosenessig getränkt, um häufig daran zu riechen. Auf dem Magen war verordnet eine spanische Haselnuß mit Quecksilber gefüllt und daneben einen Beutel mit Arsenik zu tragen. Bei wirklichem Ausbruch der Krankheit waren Pillen von Aloë, Myrrhen und Saffran vorgeschrieben. Alles dies half aber Nichts und um so weniger, da die meisten Personen gar nicht in der Lage waren, so complicirte Vorschriften zu befolgen.

Neben der Pest traten im sechsten Jahrhundert noch die Pocken, die Masern und das Scharlachfieber epidemisch und stark verheerend auf, zuerst bei den Kindern. Aber die Seuche griff dann auch in höhere Altersstufen.

Diese „eruptiven" Fieber, wie man sie nannte, waren im Alterthum unbekannt gewesen: weder Hippokrates noch Galen, noch irgend ein griechischer Schriftsteller thut derselben Erwähnung.

Im Jahre 570 trat diese Epidemie mit verheerender Gewalt in Italien und Gallien auf und hielt sich lange Zeit. Gregor von Tours schrieb, daß im Jahre 580 das Gebiet von Auvergne durch eine große Ueberschwemmung heimgesucht sei, und dieser wäre eine mörderische Seuche gefolgt, welche ihren Weg durch ganz Gallien genommen habe. Die Kranken hatten schwere Kopfschmerzen, hohes Fieber und einen Ausschlag, welchen man Korallen nannte, am ganzen Körper. Der König Chilperich selbst wurde schwer krank,

und als er sich erholte, verfielen seine Söhne Hildebert und Clodobert der Krankheit, und der Letztere starb. Austrechilde, die Frau des Königs Gontram, starb am Scharlachfieber, ebenso Nantin, Graf von Angoulême. Die Leichen wurden so schwarz, als ob sie bei hellem Feuer verbrannt worden wären. Die Aerzte unterschieden zwischen den drei Krankheiten Pocken, Masern und Scharlachfieber nicht scharf; dennoch aber hatten sie mehr Mittel gegen dieselben, als gegen die Pest; man setzte den Kranken Schröpfköpfe auf die Schultern; unter denselben bildeten sich glockenförmige Geschwüre, welche geöffnet wurden und deren Ausleerung oft Heilung brachte; außerdem wendete man mit Erfolg alle damals bekannten Gegengifte an, um das in dem Körper wirksame innere Gift zu zerstören. Immerhin aber war die Sterblichkeit sehr groß, wenn die Seuchen auch nicht jene entsetzliche panische Furcht erregten, wie die Pest.

Im fünfzehnten Jahrhundert nahm eine ganz eigenartige und sehr verheerende Krankheit ihren Weg durch Europa. Da dieselbe zunächst in England auftauchte, nannte man sie den englischen Schweiß.

Sie brach im Jahre 1486 in der Armee Heinrichs VII. aus, welche in Wales im Quartier lag, kam in wenigen Tagen nach London und verbreitete sich in kurzer Zeit über ganz England. Obgleich sie nur einen Monat dauerte, so sagt Olindsheds Chronik, daß sie so furchtbar verheerend gewesen sei, wie man sich seit Menschengedenken nichts Aehnliches erinnern könne, von hundert Kranken sei im günstigsten Falle nur einer gesund geworden. Die Epidemie kehrte in England im Jahre 1515, 1517, 1529 und 1551 wieder. Jedesmal war ihr eine sehr feuchte Temperatur und heftige Stürme vorangegangen. Die Epidemie von 1529 war besonders verheerend. Der König Heinrich VIII. wurde von ihr ergriffen und erholte sich nur mühsam. Der ganze hohe Adel von England wurde decimirt. Der Marquis du Bellay, der französische Botschafter in London, wurde zwar gerettet, aber blieb lange krank. Die Seuche machte dann ihren Weg durch ganz Europa und richtete furchtbare Verheerungen in Holland, Deutschland und in der Schweiz an. Bei der bekannten Synode, welche Luther und Zwingli in Marburg hielten, flohen die Geistlichen des reformirten Cultus aus Furcht vor der Epidemie. In Augsburg erkrankten in drei Monaten 18000 Personen, von denen fast die Hälfte starben. Die Krankheit erschien immer im Sommer und Herbst, vorzüglich bei feuchtem Wetter. Die schwach organisirten Personen, die Armen, die Kinder und Greise wurden weniger von ihr ergriffen als die vornehmere Welt und die kräftigen Naturen. Die Symptome theilten sich in drei Perioden. Zuerst ergriff den Kranken ein starker Frost mit einem Gefühl, als ob Ameisen durch die Glieder kröchen, und einem außerordentlichen Abfall der Kräfte; daneben zeigte sich starkes Zittern und Schauern. Dann trat ein starker Schweiß mit brennender Hitze im ganzen Körper und einem fast unlöschlichen Durst ein. Die Kranken waren äußerst aufgeregt und unruhig und ihre Stimmung verzweifelt;

ein peinigender Kopfschmerz verband sich mit starkem Herzklopfen und einem schweren und unüberwindlichen Angstgefühl. Darauf endlich trat vollständiges Delirium ein, der Schweiß nahm einen Verwesungsgeruch an, und die Kranken verfielen in eine bewußtlose Schlafsucht, welche mit dem Tod endigte. Die Dauer der Krankheit war häufig nur zwei Stunden und überschritt niemals einen Tag, auch in den Fällen nicht, in denen sie mit Heilung endete. Die Genesung dauerte sehr lange, und es vergingen oft Monate, bis die Kranken wieder ihre volle Kraft erlangten; oft auch behielten sie ihr Lebenlang mehr oder minder peinigende Nachwehen.

Diese Krankheit wurde schon etwas sorgfältiger beobachtet, besonders durch die Aerzte Kaye und Bacon, und fast scheint es nach den bezeichnenden Symptomen, als ob sie der Influenza verwandt gewesen sein möchte.

Wirksame Mittel fand man auch hier nicht, weder zur Vorbeugung noch zur Heilung, und Alles mußte dem Zufall überlassen bleiben.

Auch der Skorbut, welcher heute nur noch bei Seeleuten, die lange ausschließlich von gesalzenem Fleisch und trockenem Gemüse gelebt haben, beobachtet wird, einer gesunden Lebensweise sofort wieder weicht und sehr selten tödtlich wird, durchzog im Mittelalter zuerst im Jahre 1248, durch die Kreuzzügler aus dem Orient eingeschleppt, als Seuche die europäische Welt.

Eine der furchtbarsten Plagen aber war der Aussatz, welcher schon zur biblischen Zeit in Aegypten und Palästina als eine entsetzliche Geißel bestand. Die furchtbare Ansteckungsgefahr des Aussatzes und die absolute Unheilbarkeit der schauerlichen Krankheit schlossen die medicinische Beobachtung derselben fast vollständig aus. Die Aerzte wagten es nicht, sich dem Kranken zu nahen, da schon der Athem und die Ausdünstung desselben das Gift übertrug, und sowohl die Heilkunde als die staatliche Sanitätspolizei beschränkte sich ausschließlich darauf, durch rücksichtslose, drakonische Gesetze die gesunde menschliche Gesellschaft vor der Ansteckung durch die Seuche zu schützen. Die Aussätzigen wurden in besondere Niederlassungen untergebracht und verloren alle bürgerlichen Rechte; sie konnten kein Zeugniß abgeben und waren den strengsten polizeilichen Vorschriften unterworfen. Sowie sie in das Asyl der Aussätzigen geliefert waren, wurden sie für bürgerlich todt erklärt. Die Ehe wurde durch den Aussatz aufgehoben. Die Aussätzigen trugen einen grauen Mantel und einen besonders geformten Hut, der sie von Weitem schon kenntlich machte, und führten eine Glocke oder eine Knarre, durch welche sie alle Begegnenden aufmerksam machten, ihnen aus dem Wege zu gehen. Das Betteln war ihnen erlaubt; aber sie durften nicht die Thürdrücker der Häuser berühren, sie mußten eine Schale oder einen Hut auf der einen Seite des Weges aufstellen und dann auf der anderen ihre Glocke läuten, worauf dann die Vorübergehenden ihre Almosen in die Schale oder den Hut warfen. All' diese Grausamkeit half aber Nichts, und der Aussatz nahm immer mehr überhand, so daß Tausende von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurden und elend zu Grunde gingen.

Freilich war der Aussatz eigentlich keine Epidemie, welche ihren Weg machte und demnächst wieder erlosch, es war eine fortdauernde Seuche, die unausgesetzt die menschliche Gesellschaft verfolgte.

Endlich gehörte noch das sogenannte St. Antoniusfeuer (ignis plaga) zu den verheerenden Epidemien des Mittelalters. Im zehnten Jahrhundert erschien diese Krankheit zuerst und suchte besonders Frankreich mörderisch heim. Die Chronik des Frodoard beschreibt diese Krankheit vom Jahre 945. Er nennt die Seuche ein verborgenes Feuer, welches die Glieder einzeln von innen heraus ergriff und sie von dem Rumpf abtrennte, nachdem sie fast vollständig verbrannt waren. Der Verlauf war kurz; häufig trat der Tod mit dem Abfall der Glieder und namentlich der Extremitäten schon in einer Nacht ein. Auch gegen diese Krankheiten fanden die Aerzte kein Mittel. Die Mutter Gottes, die Schutzheilige von Paris, wurde besonders angerufen, und die Chronik behauptet, daß in der Notredame wunderthätige Heilungen vorgekommen seien. Vielleicht beruht dies darauf, daß die Geistlichkeit den armen hilflosen Kranken die Kirche von Notredame zu einem Zufluchtsort eröffnet und ihnen dort Pflege zu Theil hatte werden lassen. Alle Kranken strömten dorthin, und es waren oft sechs- bis siebenhundert auf den Steinfliesen des Bodens gelagert. Die einzelnen Genesungen, die dort vorkamen, mögen dann wohl der wunderthätigen Kraft der Mutter Gottes zugeschrieben worden sein.

Alle diese Schrecknisse sind vorübergezogen. Die Intensität der Seuchen nahm ab, und sie verschwanden endlich ganz. Die Medicin hatte freilich kein Heilmittel gefunden; aber wohl mag die wachsende Cultur diesen Krankheiten, welche in dem barbarischen und ungesunden Leben ihren Grund hatten, ihre Keime und Brutstätten entzogen haben, wie ja auch manche Thiergattungen, wie die Elenhirsche, die Auerochsen, die wilden Schweine sich vor der Cultur zurückziehen und allmählich eingehen. Die regelmäßige Bebauung des Bodens hat die miasmatischen Sumpfdünste vertrieben; die besseren Wohnungen und die bessere Nahrung hat die menschliche Natur unempfindlicher für das Seuchengift gemacht, und so kommen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weniger dieser entsetzlichen Seuchen vor, so daß selbst die Krankheiten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege bei der vielfach ausbrechenden Hungersnoth entstanden, gar nicht mehr mit jenen Epidemien gleichzustellen sind. Die Pest ist verschwunden, das St. Antoniusfeuer nicht wiedergekehrt, Pocken, Masern und Scharlach haben aufgehört, verheerende Epidemien zu sein, der Aussatz kommt nur im höheren Norden, am meisten in Norwegen noch vor, und wenn auch die Medicin eigentliche Heilmittel für jene Krankheiten, wenn sie erscheinen würden, auch heute kaum mit Sicherheit anwenden könnte, so ist doch der Keim derselben in der heutigen Culturepoche nicht mehr lebens- und verbreitungsfähig. Die einzigen Seuchen, mit denen wir heute noch zu rechnen haben, sind die Cholera und die Influenza, Beide aber stehen jedenfalls außer allem Ver-

gleich mit den früheren Geißeln der Menschheit, und die verhältnißmäßig geringe Sterblichkeit würde in den Zeiten des Mittelalters kaum von den Chronikschreibern erwähnt sein. Die heutige Wissenschaft sucht weniger nach den Mitteln, die bereits ausgebrochene Krankheit zu heilen, als nach den Gründen derselben, um sie durch deren Beseitigung unmöglich zu machen, und gerade die letzte Cholera-Epidemie hat in dieser Hinsicht wunderbare Erfolge aufzuweisen. Man hat ja fast mit Sicherheit constatirt, daß immer das Wasser die Verbreitung der Krankheitskeime vermittelt, und daß durch die sichere Beschaffung gesunden Wassers und gesunder Wohnräume die Seuche mit siegreichem Erfolge bekämpft wird. Ueberall da, wo eine correcte Wasserbeschaffung und regelrechte Desinfection stattfand, ist die Krankheit sporadisch geblieben. Wenn irgendwo die Cultur und die Wissenschaft glänzende Erfolge zu verzeichnen hatten, so ist es auf dem Gebiet der Epidemien, und darum kann ein Rückblick auf die Gräuel der Vergangenheit nur mit Dank gegen die Arbeit des forschenden und strebenden Menschengeistes und zugleich mit der Zuversicht erfüllen, daß mehr und mehr die eigentlichen Epidemien, welche wie eine unwiderstehliche elementare Naturkraft über das Menschengeschlecht hereinbrachen, aus den Culturländern verschwinden werden.





Goldene Herzen.

Drama in einem Aufzuge.

Nach dem Französischen des **Léon Cladel** für die Bühne bearbeitet

von

Emil Burger.

— Breslau. —

Personen:

Pierre Eloy, Landmann, 70 Jahr alt, glattrasirtes Gesicht mit treuherzigem, dabei aber durchtriebenem Ausdruck, kahle Stirn, an den Schläfen dichtes weißes Haar, im Nacken kurze Ringellocken.

Marie, seine Frau, 60 Jahre alt.

Jean, ihr Sohn, 20 Jahr alt.

Jeannette, ihre Nichte, Jeans Braut, 17 Jahre alt.

Ort der Handlung: Dorf im südwestlichen Frankreich. Zeit: April des Jahres 1863.

Die Bühne stellt einen mit Quadersteinen gepflasterten und mit Kies bestreuten Hofraum dar, der im Hintergrunde durch eine Mauer abgeschlossen ist. In der Mitte der Mauer breiter, offener Thorweg. Rechts im Hintergrunde ein die Mauer überragender Erdhaufen, auf dem ein Feigenbaum gepflanzt ist. Auf der rechten Seite der Bühne großes steinernes Wohnhaus mit verschiedenen Thüren; in der Mitte hohes Portal. Auf der linken Seite der Bühne ein Stall und ein offener Schuppen. In der Mitte der Bühne ein offener, gemauerter tiefer Brunnen; Spuren des Verfalls sind an demselben sichtbar, der Rand ist stellenweise abgebröckelt. Das obere Ende einer in den Brunnen führenden Leiter ist sichtbar. Rechts neben dem Brunnen ein breiter, eichener Baumstumpf, daneben ein Wagenrad, sowie einige Bündel Stroh, Blätterhaufen u. s. w. Die untergehende Sonne beleuchtet eine herrliche Gebirgslandschaft, die jenseits der Mauer sichtbar ist.

Erster Auftritt.

Pierre Eloy. Marie.

Pierre (im Brunnen, singt).

Hirtenlied.*)

Sonntag Morgens, als ich aufstand und hinaus die Heerde trieb,
Hört' ich (ihre Stimme kannt' ich) singen schön mein trautes Lieb,
Ich vernahm den Sang der Süßen, der vom Berge klang so hell,
Und sogleich zu ihrem Preise macht' ich dieses Liedchen schnell.

---

*) Die in dem Drama vorkommenden Lieder sind mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung dem „Ausländischen Liederschatze von O. H. Lange", Leipzig, C. F. Peters, entnommen.

Marie (in blauer Capotte mit rosafarbenen und gelben Bändern, Brusttuch, grobwollenem Kleide und Holzpantinen kommt rechts aus dem Haupteingange. Die schwere Thür ächzt laut in ihren Angeln, der Kies knirscht unter Maries Schritten). He da, Pierre! wo steckst Du denn, lieber Mann!

Pierre (hört auf zu singen). Bist Du's, tolles Weib? Machst Du solchen Lärm?

Marie. Ja wohl, ich bin's. Komm schnell 'rauf! (laut schluchzend.) Ach Gott, ach Gott, ach Gott!

Pierre. Was ist denn los? Seufzer, Thränen? (Klettert die Leiter empor und erscheint in ganzer Figur an der Brunnenöffnung. Er ist in bloßem Kopfe und trägt eine lange Blouse von ungebleichter Leinwand, um den Leib eine schafledderne Schürze.) Da bin ich, mit Leib und Seele, in höchst eigener Person, was willst Du von mir, Maria, sag' an, was giebt's? Du siehst ja gerad' aus, als kämst Du von einem Mönchs- oder Nonnenbegräbniß, und als ob Dich ein recht schwerer Kummer drückte?

Marie (ganz außer Athem, nimmt ihre Capotte ab, öffnet ihr Brusttuch, sinkt verzweifelt auf den Baumstumpf und faltet die zitternden Hände). Wenn Du wüßtest, ach, liebster Mann, wenn Du wüßtest!

Pierre. Na, na! so 'ne kleine Ahnung hab' ich schon.

Marie. Nein, nein, denn wenn Du nur die geringste Ahnung hättest ..

Pierre. Ich wette hundert gegen eins, daß ich's weiß. Ein Floh hat Dich gebissen, oder 's ist Dir was in die unrechte Kehle gekommen, Herzel.

Marie. Da bist Du sehr auf dem Holzwege, von solchen Kleinigkeiten ist hier nicht die Rede.

Pierre. Nun hab' ich's aber satt! Sprich oder ich steige wieder in dieses Loch 'runter, leg' los oder ich verschwinde.

Marie (halb ohnmächtig). Unser Junge, unser Kleiner, unser Jean . . .

Pierre (steigt über die Brüstung des Brunnens, sehr ernst). Sollte ihm was passirt sein?

Marie. Sage mir, lieber Mann — aber sofort — was unsere Wirthschaft werth ist.

Pierre. Ich hab' Dir's schon mehr als hundertmal gesagt . . . sie ist . . . na, sagen wir, sie ist . . . jedenfalls viel weniger werth als vergangenes Jahr.

Marie. Ich will wissen, wie viel Gold- oder Silberstücke.

Pierre. Donnerwetter, was schneid'st Du für ein Gesicht? Willst Du endlich mit der Sprache heraus? Nein, diese Weiber! Nur Männer bringen's fertig, sich mit ein paar Worten zu verständigen.

Marie. Drei- bis vierhundert Dukaten, nicht wahr?

Pierre. So ungefähr, vielleicht etwas weniger, vielleicht etwas mehr; ja, ja, drei- bis viertausend Francs.

Marie. Ach, arme Leute wie wir sind erst glücklich, wenn sie im Grabe ruhen.

Pierre. Im Grabe? Was faselst Du da? Wir sind Beide noch kerngesund, also still davon! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und wer sich ohne Grund betrübt, fordert das Schicksal heraus. Jetzt haben wir aber genug geschwatzt. Ich denke immer so: Lustig gelebt und selig gestorben, und wenn ja mal das Unglück kommt . . .

Marie. Es ist gekommen, ja, ja, ich sehe es dicht vor uns.

Pierre. Zeig' mir blos wo? Du mußt's doch wissen, wenn Du so scharfe Augen hast.

Marie. Nur einige Schritte von hier. Steig' auf die Mauer und blick' um Dich.

Pierre (setzt sich rittlings auf die Mauer und sieht in die Ferne). Dort unten weidet eine Heerde junger Kühe, hier links wälzt sich ein Schwein im Schlamm, und rechts grasen einige Schäflein.

Marie. Und bei den Haselnußsträuchern an der Quelle?

Pierre. Sehe ich vier oder fünf Gendarmen zu Pferde, die ihre Säbelscheiden und Gewehrläufe putzen und unter ihren Wehrgehängen und Dreimastern ganz gehörig schwitzen.

Marie. Du siehst sie also und kannst sie ganz genau unterscheiden?

Pierre. Nu natürlich . . . die muß man doch sehen, wenn man nicht triefäugig ist oder den Hühnerplinz hat.

Marie. Nun, ich kann Dir sagen, sie und der Sensenmann sind ein und dasselbe.

Piere. Zum Teufel, was schwatzest Du da für Unsinn? Die von der Cavallerie und das alte, dürre Gerippe, wie reimt sich das zusammen?

Marie. Und doch! Unser Jean ist Soldat, oder er wird's nächstens sein, und sie kommen ihn abholen, sie haben mir's selbst gesagt.

Pierre. Sie haben Dir's gesagt?

Marie. Jawohl. Noch tönen mir ihre Worte in's Ohr, heut Abend, wenn sie ihr Geschäft in der Stadt abgemacht haben, wollen sie sich bei uns einfinden.

Pierre. Na hör' mal, das wäre ja noch schöner! So lange ich diese Mauer bewache, darf Keiner ohne meine Erlaubniß herein. Wo steckt denn übrigens der dumme Junge?

Marie. Der geht seinem Vergnügen nach, während ich mich hier abängstige. Das arme Kind ahnt nicht, was ihm bevorsteht.

Pierre (steigt todtenblaß, in höchster Aufregung von der Mauer, wobei er, am ganzen Leibe zitternd, strauchelt, und geht einige Augenblicke auf und ab. Dann plötzlich seine Hand ausstreckend, mit fester, entschlossener Stimme). Du kannst Dich darauf verlassen, der Junge kommt mir nicht aus dem Hause.

Marie. Heute vielleicht nicht, aber morgen.

Pierre. Heute nicht und morgen nicht, niemals überhaupt!

Marie. Und wie willst Du's denn verhindern, daß sie ihn mit Ge-

walt fortschleppen? Vielleicht hast Du einen schweren Batzen Geld im Koffer liegen und kannst unsern Sohn vom Militär loskaufen?

Pierre. Nu wird mir aber die Geschichte doch langweilig, Alte. Wir woll'n mal die Sache in aller Ruhe überlegen. Du meinst also, sie werden ihn von hier (zeigt nach dem Hause) wegholen?

Marie. Wenn ich lüge, so will ich hier auf der Stelle ohne Beichte sterben. Ich bin halb wahnsinnig vor Angst. (Weint.)

Pierre. Man sieht's. Schweig' und laß mich nachdenken. Hör' auf zu weinen. Du hast schon viel zu viel gejammert.

Marie. Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, und Dir kommen sie auch schon in die Augen.

Pierre (trocknet sich die Augen mit der verkehrten Hand und läuft schweigend hin und her, bald in sich versunken, bald vor Wuth auffahrend. Dann geht er zu seiner Frau, küßt sie auf die Stirn, zwingt sie, sich neben ihn auf ein Bündel Stroh zu setzen, und faßt sie unter den Arm. In vertraulichem Tone). Heutzutage kann man aber auch keiner Seele mehr trauen. Ich war doch schon so glücklich, er hatte mir so bestimmt versichert . . .

Marie. Wer ist denn dieser er?

Pierre. Der Mann von neulich.

Marie (macht eine Bewegung des Erstaunens; spricht mechanisch vor sich hin). Der Mann von neulich?

Pierre (ihre Hände erfassend, so daß sich ihre runzligen, aderreichen Finger in einander verschlingen). Nun ja, der von neulich. Ich hab' Dir Nichts erzählt, weil ich Dir nicht unnöthig Angst machen wollte. Jetzt hör' mich an: Vergangenen Freitag liege ich beim Dunkelwerden, Nichts ahnend, im Grase, Du weißt schon, unter der hohen Eiche, hinter dem Hause. Vor mir weidet die Kuh, über mir zwitschern die Sperlinge. Plötzlich höre ich Schritte neben mir, ich dreh' mich um, bin mit einem Sprunge auf den Beinen, und sehe den Feldhüter dicht vor mir stehen, der aus seiner Ledertasche einen rothgesiegelten großen Brief zieht und ihn mir überreicht. Folgende Worte stehen darin: „Verfügung des Herrn Maire von Bruniquel. Beim Empfange dieses hat sich der Rekrut Pierre Eloy unverzüglich nach Marmande, wo das 9. Dragonerregiment steht, zu begeben. Wofern der oben Genannte besagtem Befehle nicht augenblicklich nachkommt, wird er behördlicherseits dazu gezwungen werden." Du kannst Dir meinen Schrecken denken, als ich dieses verwünschte Schriftstück las. Gleich am nächsten Morgen fuhr ich nach Montauriol, ging auf die Präfectur und zeigte es dem Bureauvorsteher. „Na, hören Sie mal," sagte ich zu ihm, als er es entziffert hatte, „sind das Ihre Versprechungen? So also beschützen Sie mich? Ich danke schön!" „Dieser Schreibebrief," antwortet er mir, „ist aufgesetzt von einem Esel. Sie soll und wird Niemand belästigen, darauf können Sie sich verlassen. Der Regierung ist wiederholt berichtet worden, wie verdient Sie sich schon gemacht haben. Sie weiß, daß Sie eines Tages einen gar vornehmen Herrn, einen Baron, mit Gefahr Ihres Lebens aus dem

Wasser gezogen haben. Ein ander Mal war Feuer beim Pfarrer, und da haben Sie sogar einigen Geistlichen das Leben gerettet. Seien Sie nur ganz ruhig, lieber Eloy, ich schreibe jetzt nach Paris, und in einigen Tagen haben wir eine vom Kaiser unterzeichnete Verfügung in Händen, die Ihren Sohn vom Militärdienst entbindet. Er soll bei Ihnen bleiben, lassen Sie mich nur machen." So sprach der Beamte, und ich hoffte bestimmt, daß von der Geschichte keine Rede mehr sein würde. Ich war ganz stolz auf den Erfolg meiner Reise, und als ich nach Hause kam, schüttete ich mein Herz aus und erzählte mein Abenteuer dem Kleinen. Wir dachten, es wäre Alles in schönster Ordnung, und jetzt ist auf einmal Alles wieder anders. Ich liebe unseren Sohn ebenso sehr wie Du, Marie, und hätte ich gewußt, wie's kommt, bei Gott, ich hätte dieses Gut längst verkauft. Der Jean ist mein Ein und Alles, und ehe ich mich von ihm trenne, suche ich den Bonaparte in seinen Tuilerien auf und mache ihm in Gegenwart seiner Generäle und Marschälle die Hölle heiß. „Seine Mutter und ich," werd' ich ihm sagen, „leben nur für ihn, unser einziges Kind. Wir wollen nicht, daß er fortgeht von uns!" Und Du wirst sehen, der Kaiser wird mir Recht geben, denn sonst hätte er kein Herz.

Marie. Zum Kaiser gehen, Pierre? Beim Kaiser wirst Du noch weniger ausrichten, als beim Präfecten. Du armseliges Menschenkind bildest Dir ein, Du könntest mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Ach nein, in diesem ird'schen Jammerthale geht's nicht immer so, wie wir wünschen. Du mußt doch einen Grund haben, wenn Du Deinen Sohn behalten willst, und was kannst Du für einen angeben? Keinen. Verloren ist die Hoffnung unseres Lebens, wenn der Himmel nicht . . .

Pierre. Der Himmel?

Marie. Ja.

Pierre. Der Himmel hilft nur Demjenigen. der sich selbst zu helfen entschlossen ist. Die Leute sagen, und Du bist auch der Meinung, daß ich das Pulver nicht erfunden habe; aber das Eine weiß ich, daß unser Liebling bei uns bleiben wird. Mein Schädel ist hart, ich geb's zu, sehr hart, aber er wird schon ein Mittel ausfindig machen, um diesen Menschenjägern ihre Beute abzujagen, denn hier sitzt ein Herz, das ihm helfen wird, und das ebenso tief empfindet, liebes Weib, wie das Deine, ohne daß ich viel Aufhebens davon mache. Ha, ha, das wäre ja noch schöner! Solche Schufte, uns so mir Nichts, Dir Nichts, den Sohn wegzufangen, die Freude und Stütze unseres Alters, als ob wir mindestens Stücker zehn auf Lager hätten. Daraus wird Nichts, alter Freund! Man kommt nicht so ohne Weiteres in ein Haus hereinspaziert, das armen, aber rechtschaffenen Leuten gehört. Und Du schneidst Dich ganz gehörig, einfältige Knopfgabel, wenn Du des Teufels Großmutter für ein Eichhörnchen und die Eloys für dumm hältst. Immer klopf' an meine Thür, es wird Dir Niemand aufmachen, magst Du wollen oder nicht, Du mußt draußen campiren, mein Jungchen.

Marie. Wenn's ihm nicht paßt, schlägt er Thüren und Fenster mit dem Gewehrkolben ein.

Pierre. Sie sollen nur kommen, sie sollen blos die Thürklinke berühren, und Du wirst sehen, wie ich sie auf den Trab bringe.

Marie (die Hände faltend). Ach, ist das ein schweres Kreuz, das uns unser Sohn aufbürdet!

Pierre (stolz, herausfordernd). Ich werde es tragen.

Zweiter Auftritt.

Pierre. Marie. Jeannette

(kommt halbnackt, einen vollen Wasserkrug auf dem Kopfe, aus dem Hauptportal rechts).

Jeannette. Tante, was fehlt Ihnen? Ist das Mutterschwein krank oder die Ferkel, die Kuh oder das Kalb, die Stute oder die Eselin, ein Schäfchen oder ein Zicklein?

Marie. Der Herr im Himmel droben hat's gewollt, und wir müssen uns drein fügen, sein Wille geschehe!

Jeannette. Was hat er gewollt? Mit gefalteten Händen beschwöre ich Sie, Tante, bitte, sagen Sie mir's!

Marie. Frage meinen Mann und nicht mich, ich bring's nicht über die Lippen.

Jeannette (erstaunt, sich schnell nach Pierre umwendend). Onkel, bitte, seh'n Sie mir in's Gesicht. Es kommt mir so vor, als hätten Sie auch Kummer.

Pierre (hebt den Kopf und sieht sie einige Secunden an, ohne sie zu erkennen). Du bist's Jeannette, und ohne ihn? Wie kommt das? Ihr steckt doch sonst immer beisammen. Wo hast Du ihn gelassen?

Jeannette. Den Jean? Soeben ist er mit langer Nase abgezogen.

Pierre. Wo?

Jeannette. Auf der Wiese. Er mähte und sang dabei von Freundschaft und Liebe. Ich komme vorüber, er ruft mich; ich gehe zu ihm hin, wir plaudern mit einander. Er küßt mich, und ich wisch' ihm Eins aus. Oh, sehen Sie, Onkelchen, das nenne ich keine richtige Liebe, wenn er mich zu sehr liebt. Ich will, daß wir uns heirathen. Nein, nein, so kann's nicht weiter fortgehen. Wann werden Sie denn an den Papst schreiben, daß er uns den Dispens schickt, der uns erlaubt, uns kirchlich trauen zu lassen. Schreiben Sie ihm morgen, oder noch lieber gleich heut, sofort. Sie seufzen, was ist denn eigentlich los?

Pierre. Uns geht's sehr schlecht, liebe Jeanette, ja, ich fürchte sogar, mit uns ist's aus, und daran ist nur Dein Schatz schuld.

Jeannette. Mein Schatz? Ja freilich, der macht sich keine Sorgen und singt mit den Lerchen und Nachtigallen um die Wette! Aber Tante, Sie lösen sich ja auf in Thränen . . .

Marie. Liebes Kind, beklage uns! Wir sind Beide schon so matt und marode, der Alte und ich, es geht zu Ende mit uns, und jetzt soll er uns verlassen, und Du, armes Mädchen, hast erst voriges Jahr Deine Eltern begraben und wirst bald gar keine Familie mehr haben.

Jeannette. Er uns verlassen? Und wohin will er gehen, wenn ich fragen darf?

Marie. Unter die Soldaten.

Jeanette. Wie? unter die Soldaten? (Streckt die Hände in die Höhe und ist nahe daran, hintenüber zu fallen, während draußen vor dem Thore eine junge männliche Stimme folgendes Lied singt:)

Schlank, wie Reben aufwärts streben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan,
Und wie ferne Morgensterne
Glänzet mich ihr Auge an.
Ihren schönen, zarten Tönen
Horcht und schweigt die Nachtigall,
Hain und Bäume steh'n wie Träume
Um verstummten Wasserfall.

Marie (eilig). Er ist da, er ist es! Weißt Du, Herzchen, bring' Du ihm die traurige Nachricht allmählich bei, und theile ihm dann noch viel schonender mit, daß die Gendarmen heut Abend bei Sonnenuntergang in unser Haus kommen werden, um ihn abzuholen, und daß er kaum noch Zeit hat, uns Lebewohl zu sagen.

Pierre (in feierlichem Tone). Wofern ich nicht für meinen Sohn eintrete und die Rolle des lieben Gottes übernehme auf dieser Erde! (Geht mit schwankenden Schritten, vornüber gebeugt, durch eine der Nebenthüren rechts in's Freie. Marie weinend und schluchzend rechts durch das Hauptportal ab in's Haus.)

Dritter Auftritt.

Jean (mit nackten Füßen und Armen, einen ungeheuren Strohhut im Nacken, eine Sichel auf der rechten Schulter, vergnügt pfeifend an der Schwelle des Hofthors). **Jeannette** (in Schmerz versunken auf einem Blätterhaufen).

Jean (stellt die Sichel in den Schuppen links). Guten Tag, kleine Maus, grüß Dich Gott, mein zuckersüßes Täubchen, mein allerliebstes Hühnchen, da hast Du mich wieder, Deine alte Ratte, Deinen girrenden Täuberich, Deinen Hans Gockelhahn. Diesmal mußt Du dran glauben, Schätzchen. Ah, Du wirst nicht gleich sterben, wenn ich auch einmal mit Dir schönthue. Also sperr' Dich nicht weiter, mein Herz, komm' hierher. Einen tüchtigen Schmatz auf beide Backen, und Alles ist vorbei, meine Königin, Alles. Ah, das ist nicht schön von Dir, mich so zu behandeln! Dein häßlicher Bräutigam lächelt Dich an, und Du, Schönliebchen, schmollst ihm noch? (Singt.)

Wie ich ahnend zitt're, wenn Dein Schritt erschallt!
Wenn ich Dich erblicke, wie das Blut mir wallt!
Oeffnest Du die Lippen, klopft mein ganzes Herz,
Deine Hand berühren reißt mich himmelwärts.

Jeannette (richtet sich langsam auf, zunächst unentschlossen und mit angstvoller Miene. Dann trocknet sie ihre nassen Wimpern, streicht sich das Haar aus dem Gesicht, stellt sich Jean gegenüber und sieht ihm fest in die Augen). Du bist kein großer Wahrsager und Prophet, aber ich will Dir doch ein Räthsel aufgeben. Guck' mir mal in die Augen und sage mir, was Du darin siehst.

Jean. Himmelsblau und Sternelein, die aus den Wolken hernieder gefallen sind, Cousinchen.

Jeannette. Ah, Du hast den rechten Augenblick gewählt, um zu spaßen und Dich über mich lustig zu machen.

Jean. Oeffne mir Deine Arme, gleich lieg' ich drin, reich mir Deine Lippen, sofort häng' ich dran.

Jeannette. Er sieht und hört Nichts, er ist blind, er denkt, ich lache!

Jean. Ich lach' doch auch. Denn seit meiner Kindheit ist das so meine Gewohnheit, und ich hoffe, daß ich sie beibehalten werde bis zum Grabe.

Jeannette (ihren aufsteigenden Zorn niederkämpfend). Ja, ja, freu' Dich noch und jubilire so recht aus Herzenslust, armer Freund, denn früh genug werden sie Dich zu Grabe tragen. Denke Dir . . .

Jean. Zwitschere weiter, Vögelein! Spitz' dann Dein Schnäbelchen zum Kuß, laß die Aeuglein spielen und kokettir' mit mir. — Na, wird's bald?

Jeannette. Wirst bald aus einer anderen Tonart pfeifen. Hör' mal zu: In's Loch wollen sie Dich werfen, zur Hölle — zur Fahne schleppen.

Jean (ihre Taille umfassend, mit ungläubigem Gesicht, in spöttischem Tone). Wenn's weiter nichts ist! Da woll'n wir mal die fremden Länder absuchen und sehen, ob die Dirnd'ln dort ebenso mitleidige Herzen haben, wie die bei uns zu Hause, und ob sie meinem Schatz bis an die Achseln reichen.

Jeannette. Was schwatztest Du da für Zeug zusammen? Der Augenblick ist da, wo Du Dich von mir und den Deinen trennen sollst, und Du kannst so vergnügt sein? Nun meinethalben, geh' Deiner Wege! wir werden Dich weniger bedauern. Du hast Recht, immer lustig, immer froh! (Unfähig, ihren Schmerz länger zu unterdrücken, bricht sie in helle Thränen aus.)

Jean (bestürzt). Aber sei doch nicht so kindisch! Warum weinst Du, sag' warum?

Jeannette. Weil Du nur noch ein paar Stunden bei uns bleiben darfst.

Jean. Ach was, das ist ein fauler Witz, eine offenbare Ente.

Jeannette. Leider nein, es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. Das Schlimmste aber dabei ist, daß Du frohen Herzens von uns gehst.

Jean. Und warum nicht? Hier wie überall haben Schäfermädchen das Kanonenfutter gern. Hoch zu Roß, den Sarraß an der Seite, den Helm auf dem Haupte, den Küraß vor der Brust, schaut man so übel nicht aus und könnte wohl auch den Mägdlein des Nordens in deutschen Landen gefallen. Gilt man doch mit Recht als die Zierde und Blüthe der Kinder

des Südens. (Will Jeannette küssen; sie aber entreißt sich voll Zorn seiner Umarmung und flieht auf den Erdhügel rechts im Hintergrunde.)

Jeannette (laut und heftig). Freilich, einen stattlichen Krieger wirst Du wohl abgeben, aber meine Rosen und Früchte werden einem Andern gehören. Wandere Du über Berg und Thal, und sieh, ob die Weibsbilder, die mit dem Russen oder Spanier zusammenleben, wirklich so reizend und zugänglich sind, wie man sagt. Leg' Dich ordentlich in's Zeug, Kleiner, schwatze das Blaue vom Himmel herunter, und lausche mit ihnen im Waldesdunkel dem Gesange des Pirol und der Meise ... Ha, ha, mir ist's doch so egal, ob Du der oder jener nachläufst. (Mit einer verächtlichen Handbewegung.) Ich mach' mir so viel draus! Auf Wiedersehen und glückliche Reise, Herr Soldat, empfange unseren Scheidegruß, laufe, renne, wohin Du willst. Sei thätig im Krieg und in der Liebe, aber bedenke, daß gar manches Schäflein munter und lustig aus dem Stalle fortlief, das traurig und abgehetzt wiederkam, noch ehe ein Jahr vergangen.

Jean (ernster gestimmt, murmelt vor sich hin). Nun hört aber der Spaß auf. Mir kommt's jetzt wirklich vor, als stände der Feldwebel schon vor mir und nähme mein Nationale auf.

Jeannette. Er ist nicht weit, und es wird nicht lange dauern, so hat er Dich. Ah, sei ohne mich glücklich in der Fremde, weit fort von hier, bei Deinem Regiment. Ich aber werde hier einsam und verlassen vor Schmerz und Sehnsucht vergehen, denn Du liebst mich ja doch nicht mehr. Leb' wohl! (Sie hält tief ergiffen inne, ihr Busen wallt stürmisch auf und nieder. Jean, auf's Höchste erschrocken, springt auf sie zu, hebt sie in die Höh' und drückt sie leidenschaftlich an seine Brust. Jeannette fährt fort). Nein, nein, laß mich, geh' fort, flatterhafter Knabe, weit fort von den Deinen und dem häuslichen Herd. Laß mich hier sterben vor Gram. An Deine Liebe habe ich geglaubt, wie an ein Evangelium. Du aber hast nicht einen Funken von Zuneigung zu der gehabt, die für Dich allein auf Erden athmet, seit sie Dich kennt. Undankbarer, bald wird eine Fremde meinen Platz in Deiner verlogenen Seele einnehmen, und mein Herz, das Du, Abscheulicher, verrathen, wird ohne Aufhören nach Dir verlangen, und verlassen, auf ewig verlassen, dulden und klagen. Laß mich, laß mich ... (Beide stehen eng umschlungen, sich mit aller Kraft an einander pressend, hoch oben auf dem Erdhügel und sind in gegenseitige, entzückte Betrachtung versunken. Er küßt sie unaufhörlich auf die Lippen, die sie ihm hingebungsvoll hinreicht, wobei ihr herabwallendes rothblondes Haar sein dunkelgebräuntes Gesicht bedeckt.

Jean (weist mit der Hand auf den unermeßlichen, von der untergehenden Sonne beleuchteten Horizont, leidenschaftlich, ernst und zärtlich zugleich). Verzeihung, theures Mädchen, erfahre, wer ich bin und wisse, daß ich Dir gegenüber stets derselbe bleiben werde. Mag er dahineilen zu Fuß oder hoch zu Roß, mag er fahren im Wagen, im Kahn oder auf dem Floß, mag er bei den Arabern sein Lager aufschlagen oder bei den Engländern vor Anker liegen, immer und überall, so lange er athmet, sichtbar Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig und allein Deinen Reizen wird ewig treu bleiben Dein Geliebter. Zürne mir nicht, wenn ich Dir soeben vorgeredet, ich könnte lustig und fidel von

dannen ziehen und Menschen wie Dinge nichts achtend, ohne ein Gefühl des Schmerzes diese schönen, theuren Gefilde verlassen, auf denen ich geboren bin, verlassen diese strahlende Sonne, dieses herrliche Land, diesen leuchtenden Himmel, mein friedliches Dach, meinen alten, gebrechlichen Vater und meine zärtliche Mutter, Dich endlich, meinen Schatz und mein Leben, verlassen dies Alles, um in die finstere Kaserne zu kommen und den schweren Dienst im Regiment zu thun. Oh nein, Jeannette, das war nur Spaß, süßes Herzchen, ich log, wenn ich Dir versicherte, ich würde frohen Herzens in fremden Landen weilen, auf der Suche nach Vergnügen und Gefahr! Aber sag' mir doch jetzt mal ehrlich: „Ist es denn wirklich wahr, daß Dein Geliebter von Dir gehen und in die weite Ferne wandern soll?" Ich kann's noch immer nicht glauben, holder Blondkopf. Antworte mir schnell, recht schnell, und sage mir, daß auch Du nur Spaß gemacht hast.

Jeannette. Spaß gemacht? Sieh' mich genau an, Jean, und Du wirst sehen . . .

Jean (sieht ihr tief in's Auge). Ja, jetzt weiß ich, daß ich scheiden muß, von diesen Bergen und diesen Thälern.

Jeannette (seufzend und die Hände ringend). Ach! ach!

Jean (tröstend). Laß den Muth nicht sinken. Sei vernünftig, faß Dir ein Herz!

Jeannette. Vorbei, alles vorbei! (Kreuzt die Arme und steht in sich versunken da).

Jean (verschlingt sie mit seinen Blicken, verzweifelt und unschlüssig, was er thun soll. Dann beruhigt er sich plötzlich und wendet sich in stolzer, kühner Haltung zu ihr). Wenn ich mich stürze in's Getümmel der Schlacht, wenn die Kugel des Gegners mich trifft oder sein Bajonett mich durchbohrt, dann werden Dir Alle sagen, die meinen eiskalten, marmorbleichen Körper hingestreckt sehen auf feindlicher Erde: „Er starb als Held, in Liebe gedenkend seines theuren Mädchens, und beim letzten Athemzuge noch einmal flüsternd ihren süßen Namen." Und vielleicht wird ein Freund, der meinen Todeskampf mit angeschaut, meine letzte Bitte erfüllen und Dir sagen, in welchem Thal oder auf welchem Hügel Dein Getreuer den ewigen Schlaf schläft, fern von den Seinen und dem Vaterlande und allzufern, ach! von Dir und Deinen schützenden Fittichen, oh Du mein guter Engel!

Jeannette (klammert sich halb ohnmächtig an den Feigenbaum). Ach, geh' nicht fort. Die Trennung überleb' ich nicht.

Jean. Hab' keine Angst, wir sehen uns schon wieder.

Jeannette. Dich verlieren, Dich, meine Hoffnung und mein Glück? Ach, ich weiß nicht mehr, wo ich bin und was ich rede. Wenn Du fortgehst, werde ich Dir folgen auf Schritt und Tritt. Ich muß Deine liebe Stimme hören und Deinen Blick schauen, der tief in's Herz mir dringt und es erschauern macht vor Seligkeit. Ich lieb' Dich mehr, ja, ich will

Dir's gestehen, tausend Mal mehr als den Stern meines Auges, und ich bin der Verzweiflung nahe. Ach, warum plauderst Du nicht mehr? Bitte, bitte, sprich zu mir, sag' mir noch was . . .

Jean (niedergeschlagen, schmerzerfüllt, unfähig, zu antworten, geht in den Hof hinunter). Wo steckt denn der Vater? Weißt Du's nicht, Jeannette?

Jeannette. Soeben ging er hinaus, vornüber gebeugt, wie ich in diesem Augenblick.

Jean. Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen, und das sofort!

Vierter Auftritt.

Jean. Jeannette. Pierre

(kommt staubbedeckt, über und über schwitzend, die Hände auf dem Rücken, mit ruckweisen, automatenhaften Schritten aus einer der Nebenthüren rechts).

Jeannette. Onkelchen!

Jean. Papa!

Pierre (hebt langsam den Kopf in die Höhe). Hast Du gethan, Nichte, was ich Dir hier soeben aufgetragen? (Zu Jean.) Hat sie Dir ausgerichtet, mein Kind, was hier vorgeht?

Jeannette (in ehrerbietigem Tone). Alles! Ich habe Nichts verschwiegen.

Jean. Und ich weiß jetzt Manches, lieber Vater, was mir heut Morgen, als ich aus dem Bett stieg, noch vollständig unbekannt war.

Pierre. Sehr gut! (Zu Jeannette, den Zeigefinger nach ihr ausstreckend.) Du packst Dich fort und kommst mir nicht eher wieder, als bis ich Dich rufe. Ach ja, was ich noch sagen wollte. Wenn etwa meine Frau die Absicht äußert, hierherzukommen, so laß sie nicht aus dem Hause und sage ihr, daß wir für ihre Gesellschaft danken. Marsch fort!

Jeannette (geht vorsichtig, auf den Fußspitzen, nach dem Portal rechts. Vor den steinernen Stufen bleibt sie stehen). Erlauben Sie, Onkel, daß ich ihm noch einen Kuß gebe?

Pierre (mit barscher, aber etwas zitternder Stimme). Na meinetwegen, aber keine Umstände, keine Zärtlichkeiten, und beeil' Dich! (Jeanette kommt schnell zurück, fliegt ihrem Bräutigam an den Hals und küßt ihn auf die Wangen.)

Jean. Das war kein richtiger Kuß! (Sie küßt ihn wieder, diesmal aber auf den Mund.) So, der war schön! Und noch einen — noch einen, Geliebte!

Jeannette. Ja doch, so viel Du willst; da — und da — und da! (Reißt sich von ihm los, im Fluge rechts ab durch das Portal.)

Jean. Auf ewig Dein, hier und in fremden Landen!

Fünfter Auftritt.

Jean. Pierre.

Pierre (geht ein paar Mal mit gesenktem Kopfe und verstörten Blicken vor Jean auf und ab; dann macht er eine plötzliche Wendung, geht auf Jean zu und legt ihm beide Hände auf die Schultern. In feierlichem Tone). Lieber Sohn, meine Frau war vierzig und ich fast fünfzig

Jahr, als wir Dich zeugten. Schon längst rechneten wir auf keinen Sproß mehr, und es hätte wirklich wenig gefehlt, so wäre keine Spur mehr von dem Stamme der Eloys übrig geblieben. Da endlich wurdest Du uns geboren. Ah, war das ein Jubel, als Du kamst, eine neue Blüthe in diesem alten Hause! Und als Du Deine kindlich klagende Stimme erhobst, schien es mir, als hörte ich einen Zaubergesang. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glückselig ich an diesem Tage war. Ich blickte zum ewigen Gotte empor, hob Deinen kleinen Körper, den die Thränen Deiner Mutter benetzt, in die Höhe und rief aus: „Dies Knäblein wird uns trösten in unserem Jammer, unserem Elend. Es wird die Hoffnung, die Freude, der Reichthum unseres Lebens sein, und später, in fernen Tagen, wird es uns eines Abends die blinden Augen schließen. Die Alte aber und ich werden scheiden, gestärkt durch das Bewußtsein, daß uns unser Kind überleben, die Erde bebauen und seine Nahrung finden wird wie wir“. Ja, wir hofften, unser Sohn werde der Stammvater eines neuen Geschlechts werden, und zahllose Enkel und Enkelkinder würden unser in Liebe gedenken. Da hab' ich mich aber gründlich getäuscht. Ich bin ein falscher Prophet gewesen, und was einst war, ist heute nicht mehr. Zwanzig Jahre lang hatte ich nur Augen für Dich, und jetzt soll ich mit einem Mal auf das Glück verzichten, Dich am Morgen zu sehen und am Abend, zu jeder Stunde, draußen und drinnen und überall. Ja, auf uns lastet ein Verhängniß. Unsere Seele ist betrübt und unser Jammer ohne Ende. Denn wir denken mit Entsetzen daran, daß Deine Stunde geschlagen hat, armes Kind, das wir so oft umarmt und geküßt, als es noch in der Wiege lag. In ein fremdes, unbekanntes Land sollst Du ziehen, jenseits des Meeres, weit fort von hier, gegen den Feind, dessen Kanonen taub sind und blind wie die unsrigen. Sie machen keinen Unterschied und zermalmen Roß und Reiter ohne Erbarmen. Vielleicht werden Dich Kartätschen oder Granaten in Stücke reißen. Wenn ich wenigstens noch da wäre, um den Kugelregen von Dir abzuwenden und auf mich allein hinzulenken, mein theures Kind. (Vor Aufregung nahe daran, hinzusinken.)

Jean (tief gerührt, hält ihn aufrecht und umarmt ihn zärtlich). Sie haben mir früher gar manchesmal Muth zugesprochen, lieber Vater, und erklärt, ein Mann dürfte niemals die Büchse in's Korn werfen. Darum wage ich es heute, Sie durch einige Worte aufzumuntern. Der Gedanke, daß ich Soldat werden soll, berührt mich ebenso schmerzlich wie Sie, aber ich denke, ja, ich bin sicher, daß ich Euch alle Drei, Sie, die Mutter und Jeannette, lebend und gesund antreffe, wenn ich einst zurückkomme, und ich hoffe, die Gnade desjenigen dort oben, der mich Ihnen zum Trost gesandt, wird mich erhalten, und Sie werden noch die Genugthuung haben, lieber Vater, wieder aufzublühen in meinen Söhnen. Ihre Enkel, schön wie holde Jesuskindlein, werden von Ihnen lernen, wie man den Acker pflügt und das Land bebaut, und Sie werden auch ihnen die Lehre einprägen, daß es unsere heilige Pflicht

ist, nicht zu wanken und zu weichen, wenn das Unglück naht und das Verderben über unser Haus hereinbricht. Mich haben Sie diese Pflicht gelehrt, und recht, sehr recht haben Sie daran gethan. Wäre ich heute der, der ich bin, ohne Ihren Rath und Ihr Beispiel, die meine Seele gestärkt und mein Herz gestählt haben wie Feuer das Eisen? Ah, wenn jetzt wirklich die Zeit der Prüfungen naht, so sind wir auch noch da. Mein Herz wird Ihrer herrlichen Lehren eingedenk sein auf immerdar. Ich bin so, wie Sie haben wollten, daß ich werde: unbeugsam dem Schicksal, ohne Furcht und Tadel den Menschen gegenüber. Glücklich? oh nein! aber ergeben in mein Loos, starken Geistes und sicheren Schritts meinen Weg wandelnd. Bin ich doch der Schüler und Sohn Jean Pierre Eloys, und ich selbst führe den Namen Jean Pierre Eloy! Lieber Vater, ich bürge Ihnen dafür, Sie haben, als Sie mich schufen, einen Mann geschaffen. Er steht hier vor Ihnen, unerschütterlich und fest wie eine Eiche, deren Stamm der Sturm wohl bricht, aber niemals zu beugen vermag. Ein Umstand jedoch beunruhigt mich. Wird der Ertrag der Ernte für Ihren Lebensunterhalt ausreichen? Sie sind nicht mehr jung, und die Kraft Ihres Körpers ist durch schwere Arbeit erschöpft. Was kann ich für die Meinen thun, wenn ich in der Fremde bin, und sie hier kein Brot zu essen haben? Oh, mein Gott, der bloße Gedanke daran könnte mich wahnsinnig machen. Nein, nein, da können sie beim Regiment lange auf mich warten. Prosit Mahlzeit, meine Herren! bekommen die zur Antwort, und damit basta!

Pierre (hört anfangs theilnahmlos und niedergeschlagen zu; allmählich wird er aufmerksamer, bei den letzten Worten fährt er begeistert in die Höhe, sein Gesicht verklärt sich, mit donnernder Stimme) Bravo, bravo, mein Sohn! Du sprichst mir ganz aus der Seele. Der Bauer ist doch kein Stück Vieh, das sich willenlos zur Schlachtbank führen läßt. Die Vorgesetzten kümmern sich den Teufel um die Narben und Schrammen, die der gemeine Mann mit nach Hause bringt. Nein, nein, genug des grausamen Spiels! Wir haben's satt, uns in aller Herren Länder herumschicken zu lassen und mit Bajonetten, Bomben und Granaten zu hantiren. Nieder mit dem Kriege! Unsere Jungens fühlen sich wohler auf den blühenden Gefilden der Heimat, als in kalten Leichentüchern, und die gediegene Hausmannskost schmeckt ihnen besser als der Flaps in der Kaserne.

Jean (zögernd, mit unsicherer Stimme). Ja wohl, Ihr Zorn ist ganz berechtigt, und ich gebe zu, daß Ihre Ansichten praktisch und vernünftig sind, aber manchmal liegt die Sache doch anders. (Lebhaft.) Ah, wenn morgen im Dorfe folgende Bekanntmachung angeschlagen würde: „Frankreich ist in Gefahr, Kampf und Sieg sind nothwendig, wenn Ihr Euch retten wollt, bewaffnet Euch, Ihr müßt fort, Ehre und Gewissen gebieten es Euch!" so würde ich mich keinen Augenblick besinnen. Ich würde mein Gewehr auf die Schulter nehmen, stechen und schießen, wie's befohlen wird, und der Welt zeigen, daß Frankreich noch immer die Königin unter den Nationen ist. Ja, für's Vaterland, für's theure, ist Jeder gern bereit, in Kampf

und Tod zu gehen. Doch davon ist augenblicklich nicht die Rede. Kein Feind bedroht uns, und überall herrscht Ruhe und Friede im Lande. Wir allein kommen in Frage, und gerade die Meinen bedürfen des Schutzes meines Armes. Daraus folgt für mich, daß ich bleiben muß, und was auch kommen mag, ich erkläre Ihnen, Vater, ich werde hier bleiben.

Pierre. Ist das aber auch wahr, wirklich wahr? Kann ich bestimmt darauf rechnen?

Jean. Mich soll auf der Stelle der Schlag rühren, wenn ich die Unwahrheit sage. Oh, Sie können mir's glauben, das steht fest, unumstößlich fest.

Pierre. Das ist ausgezeichnet. In dem Falle kannst Du ja gleich anspannen.

Jean. Wozu denn? Wohin so eilig?

Pierre. Zum Notar.

Jean. Und was haben Sie bei dem zu thun?

Pierre. Ich will ein Versehen gut machen und Geld auf unser Grundstück aufnehmen.

Jean. Muß denn das gleich sein?

Pierre. Ja wohl, um der sauberen Bande, die Dich einziehen will, Geld in den Rachen zu werfen und einen Ersatzmann für Dich zu kaufen. Es wäre schon längst geschehen, aber Deine Mutter und ich haben immer gedacht — Du weißt schon . . .

Jean. Keine Ahnung.

Pierre. Wir glaubten bestimmt, der Herr Präfect würde uns helfen. Ah, den soll doch gleich der Teufel holen! Er hatte uns alles Mögliche versprochen, und was meinst Du wohl, was er uns jetzt anbietet? Gendarmen.

Jean. Das finde ich allerdings nicht hübsch von ihm.

Pierre. Sie sollen hier nicht mit Thränen, sondern mit harten Thalerstücken empfangen werden, aber man darf Nichts verreden, vielleicht auch mit dem Knüppel. Wenn's sein muß, werd' ich ihnen ein Lied einbläuen, daß sie die Engel im Himmel pfeifen hören.

Jean. Immer hübsch ruhig, mäßigen Sie sich, und überlegen Sie sich die Sache noch einmal, lieber Papa.

Pierre. Hab' ich mir ganz genau überlegt. Da hört doch Alles auf, so ohne Weiteres hierher zu kommen, Deine Braut und meine Frau unglücklich zu machen und das ganze Haus auf den Kopf zu stellen. Ich will's ja verkaufen, meinetwegen, aber wehe den Schuften, wenn sie mir über die Schwelle kommen und Dich beim Kragen nehmen wollen! Freilich, Geld muß aufgetrieben werden, das geht nicht anders. Und der Notar wird mir auf der Stelle so viel Stangen Gold geben, wie ich brauche. Aber was ist denn mit einem Mal los, Jungchen? Du siehst ja aus, wie ein begossener Pudel.

Jean (tief traurig, aber mit fester Stimme). Ich meine, lieber Vater, wenn ich Ihren Plan billigte, so würde ich einen Fehler, einen sehr großen Fehler

begehen, und das wäre eine Feigheit, die ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen würde. Hier darf Nichts verkauft werden, weder das Haus, in dem unsere Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben, noch das kleinste Stückchen Acker, und ich thue am besten, ich packe meine sieben Sachen und gehe nach Marmande, wo das 9. Dragonerregiment steht.

Pierre. Du sprichst ja lauter Unsinn. Wie mir's scheint, hast Du den Verstand verloren.

Jean. Im Gegentheil, ich glaube, ich habe ihn wiedergefunden.

Pierre. Sicher nicht, denn Du weißt nicht mehr, was Du sprichst.

Jean. Oh doch!

Pierre. Nein, tausendmal nein!

Jean. Ganz gewiß.

Pierre. Ich sage nein, und ich will Dir's mit zwei Worten beweisen.

Jean. Das ist ganz undenkbar.

Pierre. Oh doch! Du mußt aber nicht gleich so ungeduldig werden. Hör' mich blos noch einmal ruhig an, und Du wirst sehen . . .

Jean. Ich habe Alles gesehen, Alles geprüft, Alles erwogen. Mag's kommen, wie's will, dieses Gut darf unter keinen Umständen verkauft werden. Vorhin haben wir — oder vielmehr habe ich — viel sinnloses Zeug geschwatzt. Wozu sollen wir uns länger selbst belügen? Der Maire hat befohlen, und der p. p. Jean Pierre Eloy hat einfach Ordre zu pariren. Wir mögen hier austüfteln, was wir wollen, das Gesetz behält doch immer Recht. Eines schönen Tages nehmen sie mich beim Kragen und führen mich fort. Ob mir's paßt oder nicht, ich muß marschiren. Bin ich aber fort, so bleibt Euch auf der ganzen weiten Welt Nichts mehr übrig, als diese Besitzung. Nur wenn Ihr sie behaltet, könnt Ihr in Ruhe essen, trinken und schlafen, wie bisher. Euch dieses letzten Zufluchtsortes zu berauben, Euch ein solches Opfer . . .

Pierre (am ganzen Leibe zitternd). Was fällt Dir ein, mich hier so anzuschreien und Dich auf's hohe Pferd zu setzen? Mit Freuden gebe ich all' meine bewegliche und unbewegliche Habe hin, um Dich, meinen kleinen Jean, bei mir zu behalten, und ich wünsche, daß Du gehorchst, wenn ich befehle. Du bleibst hier und rührst Dich nicht von der Stelle. Und jetzt bitt' ich mir Ruhe aus, stillgestanden!

Jean. Sie haben ja ganz Recht, aber weshalb ereifern Sie sich denn so? Thun Sie mir blos den Gefallen, liebster, bester Vater, und bedenken Sie . . .

Pierre. Ich hab' genug geredet. Es geschieht, wie ich gesagt habe, oder Du bist für mich nicht mehr vorhanden.

Jean. Sie sind selbstverständlich Herr im Hause, und ich beuge mich vor Ihrer Autorität, wie's meine Pflicht ist, aber ich möchte doch . . .

Pierre. Donnerwetter, nun wird mir's aber zu bunt. Der Junge macht's sich zum Spaß, mich zum Zorn zu reizen, und er hat's richtig

fertig gebracht. Verdammter Schwätzer, einfältiger, dummer Bengel, begreifst Du denn nicht, daß, wenn ich das Gut verkauft und einen Stellvertreter für Dich besorgt habe, Niemand mehr das Recht hat, seine Nase in unsere häuslichen Angelegenheiten zu stecken? Wir behalten Dich dann bei uns, wir pflegen Dich, wir wiegen und singen Dich ein, Du bist unser Zuckerpüppchen, und Du, Du ... Wie? Du schüttelst den Kopf und unterstehst Dich, mit den Achseln zu zucken? Denkst Du vielleicht, ich bin betrunken?

Jean. Verzeihen Sie, aber ich bin weit entfernt davon, anzunehmen ...

Pierre. Nun gut, die Sache wäre also abgemacht. Wir verkaufen Alles, was wir haben, wir behalten Dich bei uns und sind froh und glücklich. — Nun, bist Du taub? Was meinst Du? ja oder nein, sprich!

Jean (zitternd, todtenblaß). Sie verkaufen Alles, und ich bleibe hier. Ja wohl, so ist's beschlossen, so soll's sein. Dann werden wir uns wohl nach Arbeit auf irgend einem Dominium umsehen müssen.

Pierre (horcht auf und sieht Jean forschend in's Auge). Wie?

Jean. Nu natürlich! Wenn wir kein eigenes Besitzthum mehr haben, müssen wir das ganze Jahr hindurch von früh bis spät für einen Anderen arbeiten.

Pierre. Wir, die Sklaven eines Fremden, wir Beide, die immer und überall frei waren, wie die Vögel in der Luft?

Jean. Ja wohl, 's geht eben nicht anders.

Pierre. Mach' keinen Unsinn.

Jean. Wenn wir auf der ganzen weiten Welt nicht das kleinste Stückchen Erde mehr unser eigen nennen, so bleibt uns in der That nichts Anderes übrig, als in Dienst zu gehen und beim ersten besten Stoppelhopser der Umgegend für Tagelohn zu arbeiten. Anders freilich schaut die Sache aus, wenn ...

Pierre. Hast Du noch was auf dem Herzen? Los damit!

Jean. Wenn unter solchen Verhältnissen das Unglück wollte, daß ich fortmüßte ...

Pierre. Fortmüssen? Nein, sag' mir blos, wie Du auf diesen Einfall kommst: fortmüssen?

Jean. Ich meine nur so. Man kann auch wirklich kein Wort mehr sagen, ohne Sie zu beleidigen.

Pierre. Ich versteh' Dich nun einmal nicht, oder doch nur so halb und halb.

Jean. Ich will versuchen, deutlicher zu sein. Du weißt doch, lieber Vater, wir Menschen sind den Launen des Schicksals preisgegeben. Wie nun, wenn uns plötzlich ein Unglück träfe?

Pierre. Wieso? Was meinst Du? Sprich Dich klar und bestimmt aus, nenne die Sache beim richtigen Namen, ich befehle es Dir!

Jean (nur mühsam seine Aufregung unterdrückend). Wir Menschen sind alle sterb-

lich hinieden, und es kommt oft ganz anders, als wir denken, und nicht selten stirbt ein kräftiger Bursch vor seinen Eltern, ja wohl, das kommt alle Tage vor, daß die Alten länger leben als die Jungen. Angenommen nun, eine plötzliche Krankheit raffte mich hin, was würden Sie in diesem Falle anfangen, gebrochen an Geist und Körper und ohne einen Ort, wo Sie Ihr müdes Haupt niederlegen könnten? Ich in der Erde und Sie ohne Heim, ein nettes Zukunftsbild, nicht wahr? Ah, Sie haben's so haben wollen; es hat mir Ueberwindung genug gekostet, aber ich habe meine Meinung frei heraus gesagt, und Sie haben mich verstanden. Wenn ich also sterben sollte . . .

Pierre. Untersteh' Dich! Dann will auch ich nicht länger . . .

Jean. Und die Mutter? (Pierre starrt ihn mit weitgeöffneten Augen an, ohne zu antworten.) Sie müßte sich dann mitbegraben lassen oder hier allein zurückbleiben und bei fremden Leuten betteln gehen. Was meinen Sie dazu?

Pierre (fassungslos, mit stammelnder Stimme). Wer? ich? Nichts. Ich meine gar Nichts . . . Ah, Du hast mir's aber gut gegeben, alle Wetter, Einen so reinzulegen!

Jean. Wieso denn? Das würde ich mir niemals erlauben.

Pierre. Warum nicht? Es war Dein Recht, mich an meine Pflicht zu erinnern. Aber sage mir blos, wo Du Deine Worte hernimmst. Ein gelehrter Herr hätte nicht besser sprechen können als Du, ein einfacher Bauernjunge. Du bist ebenso wenig auf Schule gewesen wie ich und kennst Deine Sache doch ganz genau, und wahrhaftig, Du hast mir eben eine tüchtige Lection ertheilt, wofür ich Dir sehr dankbar bin. Alle Achtung! Du könntest einem Juristen zu rathen aufgeben. In den alten Rittergeschichten, die mir meine Großeltern am häuslichen Herde erzählt, behandelt kein Paladin die Dame seines Herzens oder selbst seinen König mit zarterer Rücksicht als Du mich heut, und ich bin doch nur ein armer einfältiger Landmann. Tritt näher und küsse mich, denn unter Deinem Bauernkittel schlägt ein ritterliches Herz!

Jean (stürzt seinem Vater in die Arme, Beide halten sich lange Zeit fest umschlungen). Oh Papa, es thut mir von Herzen leid, Ihnen so weh gethan zu haben.

Pierre. Laß Dir's nicht leid thun. Es schadet manchmal Nichts, wenn man Eins abkriegt. Man glaubt, ein Adler zu sein und ist blos eine Nachteule.

Jean. Oho! ein Anderer sollte es wagen, sich so wegwerfend über Sie zu äußern . . .

Pierre. Hör' mal, unter uns gesagt, Du hast eine kräftige Faust, die packt ihren Mann fest, streckt ihn zu Boden und zermalmt ihn. Ja, ja, Du haust zu, als wärst Du Einer von der alten Garde und nicht ein blutjunger Rekrut. Sehr gut verarbeitet, bravo, bravo! Du wirst mir unverbesserlichem alten Schwätzer schon die nöthige Ruhe beibringen, hoffentlich kühlt sich dann die Lavagluth meines Gehirns etwas ab.

Jean. Das wäre vergebliche Mühe. Das Blut gewisser Männer ist heiß wie die Gewässer mancher Quellen, die unter eiskalten Felsen hervorsprudeln und doch niemals gefrieren.

Pierre (kreuzt die Arme über die Brust). Die Frau, die Dich zur Welt brachte, ist stolz auf Dich, und bei Gott! sie hat ein Recht dazu. Ihr Sohn ist wirklich ein guter Sohn und hat nicht seines Gleichen.

Jean. Das wäre wahr, wenn er an Sie heranreichte.

Pierre. Stell' Dich neben mich, und Du wirst sehen, daß Du mich weit überragst.

Jean. Nur mit den Schultern, sonst in keiner Beziehung. Nein, nein, der Ast ist nicht so viel werth wie der Baum, dem er entsprießt, der ihn trägt.

Pierre (senkt den Kopf). Deine Gesinnung ist edel, zu hoch fast für mein Verständniß.

Jean. Oh nein, Sie verstehen sehr wohl, was ich meine, und deshalb sind Sie auch damit einverstanden.

Pierre (überlegt einen Augenblick). Nun ja, ich geb's zu, da Du's so haben willst. Wir nehmen keine Hypothek auf, das Gut wird auch nicht verkauft, es bleibt in unserem Besitz bis an unser seliges Ende, das ist abgemacht, das steht fest; aber nun sage mir, was wirst Du beginnen?

Jean. Ich werde meine Pflicht thun, und im Kriegslager, wohin mein Geschick mich ruft, Alles freudig ertragen, denn mein Gewissen wird mir keine Vorwürfe machen, und ich werde glücklich sein in dem Bewußtsein, daß die Meinen zu essen und zu trinken haben, und daß ihr Haus sie schützt vor den rauhen Winden des Nordens. (Die Stimme versagt ihm vor Rührung, er eilt auf Pierre zu, der tief in Gedanken versunken, sein Gesicht in seine Hände vergraben hat, und küßt ihn auf Stirn und Hände.)

Pierre. Ja, ja, das Schicksal ist manchmal zu ungerecht. Ich hab' nicht das Glück, das Andere haben. Vergangenes Jahr zu Ostern starb unser lieber Nachbar Beyrou, Du weißt schon, der nur zwei Schritt von hier gewohnt hat. Der arme Kerl befand sich damals genau in derselben Lage wie ich heut. Seinen Sohn hatte das Loos getroffen, und nun sollte ihn der Alte entweder nach Mexico ziehen lassen, oder seine Weinberge verkaufen und einen Ersatzmann für ihn stellen. Da bekam er's Fieber und starb, und das war ein großes Glück, denn er rettete durch seinen Tod zwei theure Wesen, seine Gattin und sein Kind.

Jean (laut und heftig). Was soll das heißen, Vater?

Pierre. Wart's doch ab und stör' mich nicht durch unnöthige Redensarten. Das Gesetz schreibt vor, daß der einzige Sohn einer Wittwe vom Militärdienst frei ist. Da nun der Nachbar zur ewigen Wachtparade einging, so durfte sein Kind bei der Mutter bleiben. Eine solche Gnade hat mir der liebe Gott leider nicht erwiesen. Die Leute zeigen mit Fingern auf mich, wenn ich über's Feld gehe, und sprechen zu einander: „Für den

wär's auch besser, er läge eingekastelt in der Grube, als daß er noch auf der Erde herumkriecht. Und das ist sehr richtig. Du bist jung, gewandt und flink zu Fuß. Mit Deiner Hand, die fest wie ein Schraubstock den Pflug umspannt, zwingst Du die Frucht dem widerspenstigen Boden ab, aber ich bin zu Nichts mehr nütze. Ich fühl's, ich hab' genug gelebt, genug geschafft. Mein Tagewerk ist vollbracht, und ich denke, es ist Zeit, zur Ruh' zu gehen. Aber brechen wir davon ab. Lauf' zu Deiner Mutter, nimm Abschied von ihr und mach' Dich auf den Weg. Doch sieh, da kommt sie selbst.

Sechster Auftritt.

Pierre. Jean. Marie und **Jeannette**

(aus dem Hauptportal rechts).

Marie. Mein Gott, was ist denn eigentlich los? Du hast mir's zwar ausdrücklich verboten, lieber Mann, Euch zu stören, aber Ihr schreit ja so, daß Einem die Decke über dem Kopfe zusammenstürzen möchte, da wollt' ich blos wissen, was hier vorgeht.

Pierre. Wir haben vorhin etwas zu laut gesprochen, das ist richtig, liebes Weibchen. Jetzt ist Alles in Ordnung, ich seh's jetzt selber ein, er muß fort. Ihr könnt ihm unterdeß noch den Abschiedskuß geben, und wenn's anfängt zu dämmern, so kommt mit ihm dann nach dem neuen Wege, und wenn Ihr uns nicht die Ohren zu sehr vollplärrt mit Eurem Gewimmere, dann wollen wir ihm noch bis zur Salamander-Grotte das Geleit geben, wo am Charfreitage alle Hexen aus der Umgegend zusammenkommen, um ihren Sabbath zu feiern . . . Auf baldiges Wiedersehen, Ihr holden Turteltäubchen, und quält mir unseren Täuberich nicht gar zu sehr, wenn ich bitten darf. (Drückt Jean wiederholt die Hand und geht in regelmäßigem Schritt, noch einige Scherzworte vor sich hinmurmelnd, durch eine der Nebenthüren rechts in's Freie.)

Siebenter Auftritt.

Jean. Marie. Jeannette.

Jean (sieht ihm nach). Der Aermste spielt seine Rolle, so gut er kann, aber es will ihm nicht so recht gelingen. Ah, in seinem Herzen sieht's anders aus, und ich weiß bestimmt, daß er ebenso unglücklich ist, wie ich.

Marie. Jean?

Jean (dreht sich rasch herum, in lebhaftem Tone, mit erzwungener Heiterkeit). Was wünschest Du, Mama?

Jeannette (trocknet sich die Augen mit der Schürze). Wirst Du, Geliebter, Angebeteter meiner Seele, bald wieder zu uns zurückkehren aus fremden Landen, aus weiter, weiter Ferne?

Jean (scheinbar sehr vergnügt). Nun hab' ich aber das ewige Geklage und Gewinsele bald satt. Für den ersten Augenblick ist die Sache ja unangenehm, aber das ist doch noch kein Grund, sich das Leben so zu verbittern. Ihr

thut ja wahrhaftig, als ob das das größte Unglück wäre, das Einem passiren könnte. So 'ne kleine Reise — da ist doch weiter Nichts dabei, Ihr könnt ganz ruhig sein. Eh' Ihr Euch verseht, bin ich wieder da. Ueber jenem Hügel tauche ich auf wie die Morgenröthe, und an dem Tage sollt Ihr ein feines Liebeslied zu hören bekommen. Und von diesem Augenblick an werden wir uns nie mehr trennen. Juchhe! Es wird geheirathet. Dich, Kleine, versteh' ich ganz genau. Ich gehe jede Wette ein, daß ich weiß, was in Deinem Köpfchen vorgeht. Lüge nicht, und zeig' mir Dein Gesichtchen, das so niedlich aussieht, wenn's auch über und über mit Thränen bedeckt ist. Nicht wahr, Du fürchtest, ich könnte das Herz einer Fremden erobern, und wenn ich heimkomme, Nichts mehr von Dir wissen wollen? Häßliches Ding Du, Dein Schatz wird Dir nicht untreu werden, und wenn Du deshalb Angst hast, so ist das rein zum Lachen. Hör' mir mal zu: Sobald ich dort angekommen bin, wohin sie mich schicken, kaufe ich mir Federn, Tinte und Papier und schreibe Dir jeden Sonntag einen Brief, denn das ist der einzige Tag, an dem nicht exercirt wird.

Jeannette. Du mir schreiben, Unglücklicher? Aber Du kannst ja erst gar nicht schreiben.

Jean. Ich werde schon in der Compagnie einen gewandten Federfuchser ausfindig machen, dem ich einige wahr empfundene Zeilen dictiren kann. Und ist meine Zeit vorbei, so komm' ich vielleicht mit lorbeergeschmücktem Helm und rothem Bändchen im Knopfloch zurück. Da wärst Du aber stolz, lieb' Mütterchen, auf Deinen Jungen, nicht? Und Du erst, Liebchen, Du würdest rein närrisch vor Freude. Immer munter, munter, lustig, lustig! Es ist also abgemacht, ich komme wieder, gesund, wie ein Fisch im Wasser, und bin vielleicht Sergeant, Lieutenant oder gar Hauptmann, mindestens aber Unteroffizier, darauf könnt Ihr Gift nehmen.

Marie. Wofern nicht ein tödtlicher Streich uns Beides zugleich entreißt, Deinen Leib und Deine Seele! Ach, liebes Kind, ich hab' Dich empfangen und Dir die Brust gereicht, als Du zur Welt kamst, und ich weiß gewiß, ich hätte das Leben satt, wenn es das Unglück wollte . . . Heilige Jungfrau Maria und Du, Herr Jesus, geboren in einem Stalle zwischen Maulthier und Rind, nehmt uns in Euren gnädigen Schutz, aber habt vor Allem Erbarmen mit ihm!

Jean. Ich freu' mich schon riesig auf die lange Kerze, die Sie mir bei meiner Rückkehr in der Pfarrkirche anbrennen werden. (Umarmt und küßt seine Mutter.)

Marie (hebt die Arme zum Himmel empor und murmelt vor sich hin). Warum hast Du ihn mir gegeben, allmächtiger Gott, wenn Du ihn mir wieder nehmen willst?

Jean (zärtlich). Nicht gar so ängstlich, liebe Mama! Sei tapfer und muthig wie Dein Mann. Er zittert nicht vor Angst wie Du, er nimmt sich zusammen, er beherrscht sich.

Marie. Er ist ein Mann. Hätte er Dich unter seinem Herzen getragen, wie ich, er wäre sicherlich weniger Herr seiner Empfindungen als ich. Er ist ein Mann.

Jean. Versuchen Sie, es auch zu sein, sonst läßt mich meine Kraft im Stich. Sehen Sie, ich hatte mir vorgenommen, mich heimlich fortzuschleichen, und wahrhaftig, es thut mir leid . . .

Marie. O Du böses, grausames Kind, wie kannst Du's nur wagen, so zu reden?

Jean (Marie umarmend). Verzeihung, Mütterchen, Verzeihung! Ihr Körper ist nur ein einziges Thränenmeer, und ich kann die meinigen auch nicht mehr zurückhalten. Oh mein Gott, mein Gott, ich bin der Verzweiflung nahe!

Jeannette. Jean!

Jean (sie durch Thränen anblickend). Sie fehlte noch, sie wird mir vollends den Rest geben.

Jeannette. Erinnerst Du Dich Geliebter, daß Du mir eines Tages schwurst, Du würdest mich lieben bis zu Deinem letzten Athemzuge? Hast Du Dich anders besonnen? Gewiß nicht. Wir kennen uns schon zu lange. Du warst kaum dem Gängelbande entwachsen, da kam ich. Nie hat Argwohn oder Mißtrauen zwischen uns geherrscht, nie ist ein schroffes Wort gefallen. Aber ich gestehe es Dir ein, ich bin etwas eifersüchtig, sehr eifersüchtig sogar, und der Gedanke, Deine Blicke könnten auf einer Andern ruhen, Deine Hand sie berühren, Dein Mund ihren Hauch einathmen — oh nein, das ertrüg' ich nicht, und fern von Dir würd' ich im Wahnsinn enden oder langsam dahinschmachten. Oh, ich baue fest auf Deine Schwüre und glaube, ja, ich will glauben, daß Du mir ebenso treu bleiben wirst wie ich Dir. Denk' an mich alle Tage beim Erwachen und beim Schlafengehen, und wenn die holde Maienzeit wiederkehrt, dann erinnere Dich an das, was Du mir eines Abends am Ufer des Aveyron gesagt hast. Wir saßen unter einer Eiche, deren Wipfel bis an die Wolken reichte, in ihren Zweigen wimmelte es von Vögeln und auf ihrem Stamme von Bienen: So wahr die Sterne über unseren Häuptern in goldenem Glanze erstrahlen, wird nie eine Andere als Du die Geliebte meines Herzens sein, und keine Andere wird aus meinem Munde die Worte vernehmen, die ich hier an Dich richte unter der lichtfunkelnden Wölbung des Himmels: „Ich bete Dich an!" So wird's doch immer sein, nicht wahr mein Herz? und ich denke, Du wirst mir die Treue bewahren und eines Tages, und wäre es auch erst in einem Jahre oder in zwanzig Jahren, so mir zurückkehren, wie Du mich verlassen, so weiß und ohne Flecken, wie ich bin und bleiben werde bis zu Deiner Rückkehr zu mir.

Jean (außer sich vor Schmerz, stürzt auf das Haus zu und schreit wie wahnsinnig). Die Stunde hat geschlagen, der Vater erwartet mich auf der Landstraße, ich muß fort, liebste Mutter, ich muß fort.

Jeannette (reicht ihm die Hände, mit stammelnder Stimme). Es ist vorbei, ich verliere ihn, er geht von dannen, ich bin allein!

Jean (an den steinernen Stufen des Portals). Nun Mütterchen, meinen Stock und mein Ränzel!

Marie (ihm mechanisch Schrit für Schritt folgend). Deine letzte Toilette, ja wohl, wie ein Verbrecher, die letzte, die allerletzte Toilette. (Beide rechts ab durch das Portal.)

Achter Auftritt.

Jeannette allein.

Jeannette (unbeweglich mitten im Hofe stehend, spricht wie geistesabwesend vor sich hin) Wie sagt' er doch vorhin: „Immer und überall, so lang er athmet, sichtbar Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig und allein Deinen Reizen wird ewig treu bleiben Dein Geliebter." Ewig — ist sehr lange, und die Männer sind heutzutage so unbeständig. (Geblendet von den fast horizontalen Strahlen der untergehenden Sonne, sucht sie Schutz unter dem Schuppen links, lehnt sich an einen Pfeiler, und zählt, in Träumerei versunken, die Aehren einer Garbe.) Ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören, seine Hand nicht mehr berühren, seinen Hauch nicht mehr athmen, geschieden sein von ihm, der all mein Licht ist und all mein Leben! Ach, welch' furchtbare Qualen werde ich erdulden in der langen Zeit, wo er fern sein wird von hier! (Man hört in der Nähe des Hauses einen Hund heulen. Sie schaudert zusammen.) Ah, das scheußliche Thier! Man möchte darauf schwören, daß er so heult, weil er den Tod gesehen. (Sie bekreuzt sich.) Oh mein Gott, mein Gott! errette uns in dieser Welt, und nimm uns einst gnädig auf in jener! (Träumerisch.) Wenn mir's möglich ist, will ich hier sieben Jahr ganz allein leben ohne Dich, lieber Freund!

Neunter Auftritt.

Jeannette. Pierre.

Pierre (todtenblaß, schleicht geräuschlos wie ein Gespenst durch die halbgeöffnete Thür des Portals, geht langsam und bedächtig zum Brunnen, lehnt sich mit den Ellbogen auf den Rand und mißt seine Tiefe mit den Augen). Fast sechzig Fuß tief ist dieses Loch! (Schleppt sich, kein Auge von dem Brunnen wendend, nach dem Baumstumpf und bleibt dort in Nachdenken versunken sitzen. Dann trocknet er sich plötzlich mit den Aermeln die auf seiner marmorbleichen Stirn perlenden Schweißtropfen, richtet sich hoch empor und lehnt sich mit halbem Körper über die gähnende Tiefe. Mit keuchender Stimme). Ja wohl, ich bin fest entschlossen, es muß geschehen, und es wird geschehen, aber vorher will ich ihn noch einmal umarmen. (Weicht Schritt für Schritt nach dem Baumstumpf zurück und sinkt dort, an allen Gliedern zitternd, zusammen. Er ist so geistesabwesend, daß er Jeannette nicht bemerkt, die unter dem Schuppen hervorkommt und auf ein zerbrochenes Rad gestützt, zu seinen Füßen niederkniet.)

Jeannette. Lieber Onkel, warum zittern Sie so? Thut Ihnen was weh?

Pierre (fährt vor Schrecken in die Höhe und kommt zu sich). Ach so — Du bist's Mäuschen? Du kniest so vor mir auf der Erde?

Jeannette. Ja wohl, ich selbst; denn ich kann mich nicht mehr auf den Beinen erhalten, und das Herz ist erstorben in meiner Brust. Aber sagen Sie, Onkel, sind Sie nicht wohl?

Pierre. Ich glaube, ich fiebere etwas, aber sonst fühl' ich mich ziemlich wohl.

Jeannette. Es würde mich freuen, wenn's weiter Nichts wäre. Mir schien's doch aber, als ob Sie Schmerzen hätten!

Pierre. Nein, nein.

Jeannette. Oh doch.

Pierre. Und ich sage: Nein!

Jeannette (befühlt ihm Stirn und Hände). Und ich sage: Ja! Ihre Haut ist ja kalt wie Eis.

Pierre (faßt sie an der Taille und am Nacken und prüft ihre Augen mit langem, durchbohrendem Blick). Unter uns gesagt, Kind, sei offen, hast Du ihn lieb?

Jeannette. Ihn, wen denn?

Pierre. Zum Donnerwetter, den ich am liebsten habe, und Du auch, kurz, unsern Liebsten. (Jeannette sieht ihn erstaunt an.) Sag' mir, Herzchen, wie's da drinnen aussieht, ich bitte darum, ja, ich befehle es Dir.

Jeannette (mit einem schmerzlichen Seufzer, immer noch auf den Knien liegend). Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Pierre (fährt in fieberhafter Unruhe mit den Fingern über seine Stirn, als ob in seinem Innern ein entsetzlicher Kampf stattfände; dann mit hohler, gleichsam aus den Tiefen der Erde heraustönender Stimme). Niemand wird in diesem Hause je erfahren, wonach mich heute hungert und dürstet. (Hält Jeannette, die sich voller Entsetzen von ihm losreißen will, mit Gewalt fest). Du hast mir noch nicht geantwortet, Kind; so antworte mir doch! Mehr als dreimal so alt bin ich wie Du, und habe daher wohl ein Recht, danach zu fragen, nicht wahr? (Jeannette zittert vor Aufregung. Pierre stellt sich ihr gegenüber in Positur, bescheiden und doch selbstbewußt). Meinen Sohn mußt Du lieben aus ganzem Herzen, mein Kind, und so lange Du lebst. Seine Seele weiß nichts von Trug und Schmeichelei, er ist nicht wie die Andern, er ist offen und ohne Falsch. Wisse, er ist ein seltenes Herz, ein goldenes Herz, ein wahrhaft königliches Herz, ja wohl, das ist er. Mit einem Wort: er ist ein Mann, und deshalb mußt Du, Blondköpfchen, ihn hegen und pflegen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe und mir hier versprechen, liebe Nichte, daß Dir von nun an Alles in der Welt gleichgiltig sein soll, außer ihm. Oh versprich mir, und das sofort, ihn glücklich, recht glücklich zu machen, damit ich Ruhe finde hienieden und im Jenseits, wo ich in nicht zu langer Zeit weilen werde. Bei der heiligen Messe, an die alle meine Ahnen geglaubt, beschwöre ich Dich, thu' meinen Willen, holdes, blondes Kind. Leiste den Eid, gieb mir das Versprechen, und später, in den nächsten Tagen — Du wirst dabei sein — werde ich Dein Versprechen hier in die Tiefe (zeigt auf den Brunnen) und dort in die Höhe mitnehmen.

Jeannette. Gutes Onkelchen, mir ist Ihre Rede nicht recht verständlich.

Pierre. Ich wiederhole Dir, was ich Dir schon einmal gesagt: Bemüh' Dich zunächst, zu verstehen, was ich meine, und dann, meinem Wunsche nachzukommen, soweit Du's im Stande bist, damit ich mich beruhigt in's Grab legen kann.

Jeannette. Was soll das heißen? Er geht fort, und Sie wollen, daß ich mich seinem Glück widme, wenn er nicht mehr hier ist?

Pierre. Er geht fort, ja wohl, er geht fort, aber . . .

Jeannette. Vollenden Sie.

Pierre. Nun angenommen, er ginge nicht?

Jeannette. Oh, wenn er nicht fortginge, würd' ich ihn in meinen Armen wiegen vom frühen Morgen bis zum späten Abend und seine treue Hüterin sein bis an's Ende meines Lebens.

Pierre. In jedem Falle sei immer und überall seiner würdig.

Jeannette (sich plötzlich mit einem Ruck stolz emporrichtend). Nichts wird mir leichter sein, als zu halten, was ich geschworen. Warum bezweifeln Sie das? Ich stamme aus Ihrem Geschlecht, und ich rühme mich dessen. Ich gehöre zur Familie der Eloys, sie ist die Ihrige und auch die seine.

Pierre (fährt vor Freude mehrere Mal in die Höhe). Ja, das ist wahr. Sehr schön gesagt, Töchterchen, komm, fürchte Dich nicht, küß mich, mein Kind! (Pierre und Jeannette küssen sich zärtlich; im Hause hört man lautes Schluchzen). Mein Ehegespons, Deine Tante, jammert so.

Jeannette. Ja wahrhaftig, sie ist's, und Jean sucht sie zu trösten. Sehn Sie, sehn Sie, dort kommen sie schon! Ach, wie traurig sehen sie Beide aus!

Pierre. Warte nur ein Stündchen oder zwei, oder nein, blos ein paar Minuten, und Du wirst sehen, wie freudig ihre Augen wieder glänzen.

Jeannette. Retten Sie sie, lieber Onkel, oder wenn Ihnen das nicht möglich ist, beruhigen Sie sie wenigstens.

Pierre. Ich hab's Recept zu einem ausgezeichneten Mittel, mit dem werde ich sie heilen.

Jeannette. Wann denn? Wo denn?

Pierre. Hier.

Jeannette. Bald?

Pierre. Sofort, aber sei still, Kind, thu' so, als wüßtest Du von Nichts, sie werden noch zeitig genug Alles erfahren.

Jeannette. Was denn?

Pierre. Pst!

Jeannette. Ja, ja! (Sie treten Beide unter den Schuppen links.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Jean. Marie.

Jean (erscheint mit Marie an dem Hauptportal rechts. Er hat eine grobwollene Joppe an. Ueber den Leinwandhosen und dem Oberleder seiner mit Nägeln beschlagenen Schuhe trägt er schaflederne Gamaschen, die ihm bis an die Knie reichen, auf dem Kopf einen schwarzen Filzhut mit breitem Rande und sehr niedrigem Deckel, über der rechten Schulter einen Stock. Das untere Ende desselben ist durch ein rothcarrirtes, mit den vier Enden zusammengebundenes Taschentuch gesteckt, in welchem sich seine Habseligkeiten befinden. Jean zeigt eine erzwungene Heiterkeit und sucht seine Mutter zu trösten; sie ist mehr todt als lebendig). Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Mama, kommen Sie nicht weiter mit, ich bitte, ich beschwöre Sie auf den Knien.

Marie. Ich will Dir folgen, und ich werde Dir folgen bis zur Landstraße, wo der Vater auf uns wartet.

Jean. Bleiben Sie hier; es hat ja gar keinen Zweck, von Haus erst fortzugehen.

Marie. Genug der Worte! Du magst sagen, was Du willst, es ist doch in den Wind gesprochen.

Jean. Aber ich versichere Sie, 's ist Ihr Tod, und auch ich ertrag's nicht länger.

Marie. Mein Kind zu begleiten, ist meine Pflicht.

Jean. Noch einmal, Mutter, flehe ich Sie an bei Allem, was Ihnen heilig ist, haben Sie mit mir und mit sich selbst Erbarmen!

Marie. Was auch über mich kommen mag, ich will meine Pflicht erfüllen bis an's Ende.

Jean. Nun meinetwegen! da ich hier Nichts mehr zu sagen habe, so machen Sie, was Sie wollen. (Geht in den Hof hinunter, der von den purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne so hell erleuchtet wird, daß seine Augen fast geblendet sind. Er grüßt mit einer Handbewegung das Bäumchen, unter dem er soeben seine Braut geküßt, und wendet dann sein Gesicht nach dem Himmelsraum, der sich über seinem Haupte ausspannt. Hier läßt er seine Augen im Kreise umherschweifen und bricht, als er sie wieder zur Erde senkt und das Steinpflaster erblickt, auf dem er als Kind so oft mit Jeannette, gespielt, in lautes Schluchzen aus. Plötzlich sieht er im Halbdunkel des Schuppens etwas Weißes schimmern. Sofort verändert sich sein Gesichtsausdruck, er nimmt eine heitere Miene an und geht auf den Fußspitzen auf Jeannette zu, die sich nicht von der Stelle rührt.) Dich haben sie wohl in einen steinernen Brunnen oder in eine Trauerweide verwandelt, Du kleiner Rothkopf Du?

Jeannette. Leider nicht, aber heute wär' mir's wirklich lieb, wenn ich blind und taub wäre.

Jean. Was zum Henker hast Du hier unter diesen Balken zu suchen, an denen lauter Spinnweben hängen? Und noch dazu so einsam und allein!

Jeannette. Oeffne die Augen, und Du wirst Jemanden zu meiner Rechten erkennen, der mir schon seit geraumer Zeit Gesellschaft leistet.

Jean (mit der Hand die Augen schützend, erkennt Pierre). Du, Vater, hier?

Pierre (kommt langsam aus dem Halbdunkel hervor und spricht mit gehobener Stimme). Es giebt Tage, und der heutige ist ein solcher für mich, an dem es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Dann erbebt auch wohl ein starkes Herz und die reinsten und edelsten Vorsätze werden schwach. Darum bin ich wieder in's Haus zurückgegangen, ich hatte Angst, die Einsamkeit könnte mir den Muth nehmen zur frischen That. Außerdem wollte ich Dir noch einige gute Rathschläge mit auf den Weg geben, und da siehst Du mich nun hier, mein Sohn, bereit, die Aufgabe zu erfüllen, die ich auf mich genommen habe.

Jean (zu seiner Mutter und zu seiner Braut im flüsternden Tone). Noch nie hab' ich ihn so gesehen. Was mag er nur vorhaben? (Beide beantworten seine Frage mit mitleidigem, schmerzlichem Achselzucken.)

Marie. Wir wissen es ebenso wenig wie Du. Jedenfalls hat er heut ein merkwürdiges Benehmen. Vielleicht ist er nicht ganz bei Verstand.

Pierre (mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe). Kind, das mir theurer ist, als Alles auf der Welt, das ich mehr liebe, als mich selbst, umarme mich. Ich gebe nach, ja, ich gebe endlich nach. Aber bevor Du gehst, hilf mir noch die Leiter aus dem Brunnen nehmen. Man ist doch schon sehr alt und gebrechlich. (Jean hebt die Leiter aus dem Brunnen, und Beide tragen sie nach dem Schuppen. Dann gehen sie Beide auf das geöffnete Hofthor im Hintergrunde zu, wobei Jean den am ganzen Leibe zitternden Vater stützt. Marie und Jeannette folgen ihnen. Am Thor angekommen, umarmt und küßt Jean seinen Vater, seine Mutter und seine Braut und will sich entfernen. Pierre klammert sich an ihn an.)

Jean (sich losmachend). Nicht einen Schritt weiter, Vater, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier!

Pierre. Noch einmal umarme mich, Jean, geliebtes Kind! (Jean drückt ihn an seine Brust). Ach, halte meinen Hals fest umklammert mit Deinen Armen, denn sieh, die Nacht ist da, tiefschwarz steigt sie zur Erde hernieder! (Weist mit priesterhafter Geberde auf das Firmament, wo auf der einen Seite die Sonnenscheibe in einem Meer von Purpur und smaragdgrün gefärbtem Himmelblau untertaucht, während auf der anderen inmitten dahintreibender Wolken einige schwach schimmernde Sterne goldig erglänzen und die große silberne Sichel des Mondes emporsteigt.)

Jean (mit einem Ausdruck so tief religiöser Verehrung, daß beide Frauen erbeben). Theurer, angebeteter Vater, der uns so treu ergeben —

Pierre (ihn liebevoll anschauend). Ja, ich bin Vater und werde es beweisen. Ach, mein Stab und meine Stütze im Greisenalter, mein Alles geht von hinnen. Was sind wir Armen doch zu beklagen. (Sinkt zusammen; bald aber wird er Herr seines Angstgefühls und richtet sich kraftvoll empor). Wohlan, es muß geschehen, mag's kommen, wie's will, und es wird geschehen.

Jean. Was denn, lieber Vater?

Pierre. Hör' mich an, mein Sohn und präge meine letzten Worte tief Deinem Gedächtniß ein. Wenn der Allmächtige, der uns Alle regiert, einst eine so furchtbare Prüfung über Dich verhängen sollte, wie die, zu der ich in diesem Augenblick verurtheilt bin, so sage Deinem Sohne, daß ein Vater die Pflicht hat, sich zu opfern und selbst sein Leben dahinzugeben, wenn es gilt, den zu retten, den er gezeugt. Nun lebe wohl, mein Kind, lebe wohl, auf ewig lebe wohl!

Jean (reicht ihm die Hand). Auf Wiedersehen, mein Vater und mein Gott! (Stürzt, ohne sich umzusehen, nach rechts fort. Marie und Jeannette bleiben am Thorweg stehen, sehen ihm nach und winken ihm Abschied zu. Pierre geht festen Schrittes zum Brunnen, lehnt sich an den Rand und sieht hinunter.)

Marie (angstvoll). Eloy, Pierre, lieber Mann, was machst Du da? Was betrachtest Du mit so starrem Blick?

Pierre. Mein Grab! Ich rette Euch, ich scheide! Jean bleibt hier, er ist der einzige Sohn einer Wittwe! (Stürzt sich in den Brunnen. Marie bricht mit lautem Aufschrei zusammen.)

Jeannette (fängt sie mit ihren Armen auf und sinkt in die Knie). Gott sei seiner armen Seele gnädig!

(Der Vorhang fällt.)





Meyers Konversations-Lexikon.

Der fünften Auflage des „Großen Meyer", dieser „Schatzkammer des menschlichen Wissens", dieses „Riesenwerkes deutscher Geistesarbeit", dieses „Wunders deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit" — wie man ihn mit anscheinender Ueberschwänglichkeit und doch mit voller Berechtigung genannt hat — haben wir schon nach dem Erscheinen der ersten Hefte ein paar Geleitworte gegeben. Nun liegen bereits mehrere Bände des unentbehrlichen Nachschlagewerkes vor. Was zum Lobe eines derartigen Werkes gesagt werden kann, ist in allen erdenklichen Tonarten gesagt worden; man müßte wiederholen, was hundertmal zum Ausdruck gekommen ist, wollte man die Vorzüge des Werkes, die Vortrefflichkeit des Textes, der Illustrationen und kartographischen Beilagen rc. beleuchten.

Lassen wir das Werk für sich selbst sprechen, indem wir einen winzigen Bruchtheil desselben hier wiedergeben, aus dem wenigstens annähernd ein Schluß auf das Ganze sich machen läßt. Greifen wir aus dem 4. Bande des „Großen Meyer" ein Thema heraus, das durch seine Beziehung zu Zeitereignissen für den Leser einen besonderen Reiz hat. Die kriegerischen Vorgänge in Ostasien haben Alles, was Bezug auf die Culturzustände Japans und des Himmlischen Reiches hat, in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Daß Japan im Gegensatz zu China sich dem Einfluß der europäischen Cultur zugänglich gezeigt, war bekannt, bis zu welchem Grade jedoch es sich dieselbe angeeignet, lehrte aller Welt zur Ueberraschung erst sein kriegerisches Vorgehen gegen den thönernen Koloß China, der unter den rasch geführten vernichtenden Schlägen des weiter fortgeschrittenen Gegners so schnell zusammenbrach. Wie sehr dagegen die Culturverhältnisse Chinas bei der starren, selbstgenügsamen Abschließung des Reiches zurückgeblieben sind, lehrt uns der betreffende Abschnitt in Meyers Lexikon, zu dem die beiden hier reproducirten Illustrationstafeln die lehrreichste und anschaulichste Ergänzung bilden. Wir erfahren hier manchen Zug, der diese Zurückgebliebenheit Chinas scharf beleuchtet; andererseits aber auch manche unbekannte überraschende Einzelheit, die uns Achtung abnöthigt. —

Merkwürdig muthet es uns an, wenn wir vernehmen, daß in diesem ungeheuren Reich, das fast die Hälfte der Bevölkerung ganz Asiens umfaßt, das eine uralte Cultur besitzt, eine Sprache gesprochen wird, die unter allen Sprachen der Erde auf der niedrigsten Entwicklungsstufe steht. Sie besteht durchaus aus einsilbigen Wörtern und entbehrt



Bilder aus China.

Frau. — Palankin (Tragstuhl) aus Bambus. — Frau.

Tracht eines Vicekönigs. — Dschonke. — Tracht eines Mandarinen.

Kamelrücken-Brücke bei Wan-schau-schan. — Südöstlicher Theil der Befestigung bei Peking.

Theil der großen Mauer am Nan-kau-Paß. — Tien-Ning-Szu-Pagode bei Peking. — Altes Thorhaus bei Schanghai.

Aus: Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl.



Bilder aus China.

Frauenschuh für Normalfuß, für Krüppelfuß. Opiumpfeifen. Kopfbedeckung der Kaiserin. Hellebarden. Streitaxt. Zwei Säbel in einer Scheide. Hiebspeer. Schmuck. Gürtelschnalle der Mandarinen. Porzellanvase. Fächer. Theegeschirr. Schwarzlackierter Becher mit Perlmuttereinlagen. Alte Theebüchse mit Specksteinschnitzerei. Schriftzeichen neuen Stiles. Tin-tso-Korallenknopf auf dem Hute eines Mandarinen. Schmucknadel. Ohrgehänge aus Glas und Korallen mit Seidenbüschel. Geschnitzter Bambusbecher. Halsgehänge. Nadel aus Gold und Email. Goldene Schmucknadel. Kamm aus graviertem Holz. Damentasche. Stickerei (Drachenmotiv). Stoffmuster.

dabei aller grammatischen Sinnbegrenzungen. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unterscheidung von Hauptwort und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt. Die bestimmte Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche strengen Gesetzen unterworfen ist. — Trotzdem ist die geistige Befähigung der Chinesen nicht gering; das bezeugen eine Reihe völlig selbstständig gemachter überraschender Erfindungen, eine umfassende, besonders encyklopädische Litteratur und auch die Stellung, welche sie dem Gelehrtenstande einräumen. Der Gelehrtenstand ist der geachtetste unter allen Ständen; er ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen. Nur gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Diese nachahmenswerthe schöne Theorie wird leider durch eine häßliche Praxis unwirksam gemacht. Denn wir lesen weiter, daß, da alle Klassen dem Geld nachstreben und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt durch Geschenke ꝛc., statt durch Wissen, sich zu verschaffen, es dem Wohlhabenden nicht an Stützen fehlt zur Erklimmung der Stufe eines angesehenen Mannes. Hier haben wir eine der Ursachen für die Untüchtigkeit und Corruption des chinesischen Beamtenthums, die der Krieg mit Japan so grausam bloßgelegt hat. —

Der Zopf, bei uns das Symbol des Rückschritts und der geistigen Verknöcherung, ist keineswegs von jeher als wesentlicher Bestandtheil des Chinesen angesehen worden; er ist erst durch das jetzige Herrscherhaus — seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644) — eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitern Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die langgezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachsthum des Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert. Indeß gilt dies nur von den vornehmeren Klassen der Chinesen, bei denen die Eigenthümerinnen so verunstalteter Füße „goldene Lilien“ heißen. Bei den Mandschufrauen, zu denen auch die Frauen und Nebenfrauen des Kaisers gehören, ist diese Verstümmelung der Füße nicht Sitte.

Eines erfreulichen humanitären Fortschritts darf sich China rühmen: die zwar nicht völlige Beseitigung, aber doch wesentliche Einschränkung der Unsitte der Tödtung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborener Mädchen, welche nach früheren Berichten unter den unteren und mittleren Ständen fast Regel sein sollte. Durch Errichtung von Findelhäusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subscription erhalten werden, ist dieser Barbarei einigermaßen entgegengearbeitet worden. Die Erziehung der Mädchen ist jedoch sehr mangelhaft: wenige können lesen und schreiben; bei den wohlhabenderen Klassen dürfen sie mit dem 12. oder 13. Jahr als „Mädchen im Kämmerlein“ mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern verkehren und nur in dicht verschlossener Sänfte das Haus verlassen.

Die Verheirathung liegt ganz in den Händen des Vaters, der als Hausherr im vollsten Sinne des Wortes mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie waltet, aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehen ist und für ihre Verbrechen bestraft wird. — Die Ehe kann geschieden werden, die Sitte erlaubt sogar, daß der Mann seine Frau mit ihrer Zustimmung einem anderen Mann als Weib verkauft; unter den reicheren Klassen herrscht zum Theil Vielweiberei.

Die **Wohnungen** der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz auf Schiffen, neben dem Wohnschiff befinden sich oft andere als Schweinestall oder Gemüsegärten. Andere leben auf festgelegten Flößen. Die um einen Hof erbauten Häuser sind einstöckig, höchstens zweistöckig und meist blos in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst theils aus Brettern, theils aus mit Lehm angestrichenem Flechtwerk oder aus Matten zusammengefügt. Der Boden ist nicht gedielt und uneben; statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen. Der Hausrath besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen. Die Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt und auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen. Die mit den Wohnungen der Reicheren verbundenen Parke und Gärten sind geschmackvoll angelegt.

Nach der landläufigen Anschauung bei uns besteht die Nahrung des Chinesen aus Reis und wieder Reis; indeß ist, wie wir aus dem „Großen Meyer“ ersehen, seine

Speisekarte denn doch weit mannigfaltiger. Der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich Alles, was genießbar ist; doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich. Eine Specialität sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Theeconsum ist enorm, doch begnügt sich der ärmere Mann mit Aufguß über Blätter von wild wachsenden Artemesia- und Ribes-Arten, selbst mit heißem Wasser; den Wein vertritt ein aus Reis und Hirse hergestellter Branntwein, der warm genossen wird. — Das entnervende Opiumrauchen herrscht unter allen Klassen trotz aller Edicte der Regierung; auch Tabakrauchen und -Schnupfen sind verbreitet.

Bewegung von einem Orte zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst in Tragsesseln aus Bambus; in N. sind zweiräderige Karren im Gebrauch. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen Einzelner; das gut organisirte Regierungspostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Correspondenzen. Die Waarenbeförderung wird auf dem Landwege, im S. mittels Schiebkarren, im N. mittels zweiräderiger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maulthiere, im W. Kamele sind jedoch die meist benutzten Transportmittel. Das Spazierengehen ist den Chinesen kein Bedürfniß, dagegen sieht man häufig Erwachsene einen Lieblingsvogel im Käfig stundenlang spazieren tragen. Leibliche Uebungen werden nur vom Militär vorgenommen; doch ist das Ballspiel beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin und her gestoßen wird. Als Eigenthümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie beim Schreiben die Wörter nicht in wagerechten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen ꝛc.

Wir haben nur Einzelheiten aus dem angezogenen Artikel des Konversations-Lexikons herausgreifen können; immerhin werden dieselben nebst den Illustrationen dem Leser wenigstens eine ungefähre Vorstellung geben, mit welcher Gründlichkeit und Ausführlichkeit der „Große Meyer“ sein Thema behandelt, und in welcher Weise er Denen Rede steht, die von ihm Auskunft und Belehrung verlangen. — a.

Erinnerungen von Felix Dahn.

Viertes Buch. Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888). I. Abtheilung (1863 bis 1870). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1894.

Der neueste Band von Felix Dahns Erinnerungen beginnt mit einem reizenden Idyll und schließt mit einem gewaltigen Schlachtengemälde. Aus den bedrückenden Verhältnissen, die dem Dichter die letzten Jahre seines Münchener Aufenthalts verbitterten, ist er als Professor nach dem anmuthigen, rebenumkränzten Würzburg übergesiedelt, dessen mildes Klima und landschaftliche Reize nicht weniger als die gesellschaftlichen Zustände besänftigend und anregend auf ihn wirkten. „Allerdings: etwas Einlullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein dolce far niente versinken; der köstliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichem Genießen —“ nun, wir kennen ja Felix Dahns rastlosen Thätigkeitstrieb, um zu wissen daß trotzdem Würzburg für ihn kein Capua werden konnte. In seinem poetischen Heim vor der Stadt, von Gärten und Weinbergen umgeben, in tiefster Einsamkeit, schaffte er — man sollte glauben, poetische Werke? — nein, ernste wissenschaftliche Bücher auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte. Denn seit dem Jahre 1858 schien Dahns dichterische Ader fast vollständig versiegt; wie er glaubte, für immer. Welche Umstände hauptsächlich hieran die Schuld trugen, ist im dritten Bande seiner Erinnerungen zu lesen, wenn auch vielfach nur zwischen den Zeilen. Erst im Jahre 1867 ergriff den Dichter ein frischer Strom von dichterischem Schaffen, mächtiger als je zuvor, und seit dieser Zeit hat der neu gewonnene Trieb und Drang, dichterisch zu gestalten, nicht aufgehört bis auf unsere Tage. Und wer hatte diesen gewaltigen Zauber auf seinen Geist ausgeübt? Therese, seine zukünftige Gattin, die hochbegabte Dichterin, die in jenem Jahre zuerst vor seinen Blicken auftauchte und einen Aufruhr von Gefühlen in ihm erweckte, der, bei der jahrelangen Aussichtslosigkeit, sie je zu besitzen, den Dichter oft „dem Wahnsinn und anderen alleräußersten Dingen sehr nahe brachte“. — —

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, also zurück zu unserer Würzburger Idylle! Sehr anmuthig sind die Schilderungen, die der Dichter von seinem geselligen Leben und von den Persönlichkeiten entwirft, mit denen er hauptsächlich Verkehr pflegte. Die verschiedensten politischen, wissenschaftlichen und religiösen Standpunkte, auf denen seine Universitätscollegen und andere Freunde standen, thaten dem gemüthlichen, geselligen Umgange keinen Eintrag. Interessant ist auch die Parallele, die Felix Dahn zwischen seinen Zuhörern an den Universitäten zu München, Würzburg, Königsberg und Breslau zieht, wobei die Breslauer Studenten nicht gerade gut davonkommen. Leider muß man zugestehen, daß das Urtheil Dahns ohne jede Voreingenommenheit und vollkommen objectiv abgegeben ist.

Die freundlichen Würzburger Tage wurden jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Krieges im Jahre 1866, der mit seinem Kanonendonner bis in die stillen Straßen der Stadt drang. Das Verhältniß Süddeutschlands zu Preußen, der Haß gegen den rücksichtslosen, allmächtigen Bismarck, dessen imposante Persönlichkeit doch allmählich das Staunen, die Anerkennung und endlich die Bewunderung und Liebe des Feindes sich erringt, sind mit den anschaulichsten Farben geschildert und gehören zu den besten Partien des interessanten Buches. Auch hier wirkt, wie in den früheren Bänden der Erinnerungen, erfreulich die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der Dahn seinen politischen Gesinnungen Ausdruck verleiht, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen; ein Umstand, der ihm auch die Anerkennung seiner politischen Gegner verschaffen muß. Verhältnißmäßig kurz und wohl einem späteren Bande vorbehalten sind die Mittheilungen des Dichters über sein äußeres und inneres Verhältniß zu Therese, das ihn, wie schon oben erwähnt, vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 bis zum Rande der Verzweiflung führen sollte. Der Krieg hat ihn thatsächlich gerettet; mit ihm trat eine Erhebung des Dichters ein aus „trostloser Schmerzversunkenheit". „War doch jetzt", sagt er, „jene Saite in mir angeschlagen, die unter allen von dem Ritterspiele des Knaben an bis heute am mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die heldenhafte; wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andere in mir — Alles ohne Ausnahme — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf."

Am liebsten hätte er mit der Waffe in der Hand für das theure Vaterland gefochten, aber seine vielfachen Bemühungen nach dieser Richtung hin blieben leider ohne Erfolg, er mußte sich begnügen, als Ritter vom rothen Kreuz Samariter-Dienste zu leisten und als moderner Tyrtäos die deutschen Krieger durch feurige Lieder zu begeistern. Wer aber glaubt, daß die Strapazen eines Ritters vom rothen Kreuz, der sein Amt ernst nimmt, geringer sind als die eines Kriegers in Reih und Glied, der irrt sich. Und Felix Dahn nahm sein Amt — wie sich das bei ihm von selbst versteht — durchaus ernst. Einmal — bei den Kämpfen um Sedan — kann er es sich doch nicht versagen, die Binde mit dem rothen Kreuz vom Arm zu streifen, das Gewehr zur Hand zu nehmen und mit seinen bayrischen Landsleuten im Sturm vorzudringen, bis er, von einem Schuß gestreift, im Graben niedersinkt. Doch das Alles muß man selber lesen; alle die großen und kleinen Erlebnisse vor und während des Krieges, insonders die ganze Schilderung der Schlacht bei Sedan, ist von einer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, daß man das Buch nicht eher aus der Hand legt, als bis man die letzte Seite verschlungen hat. Dabei weiß der Dichter seine eigenen Erlebnisse stets mit den großen allgemeinen Wendungen und Stadien des Krieges in Verbindung zu halten, er bietet ein historisches Gemälde allerersten Ranges, dessen Werth nicht vergehen kann.

Eine besondere Würze verleihen dem Buche die eingestreuten kleinen Anekdoten und Episoden, zum Theil humoristischer Art, wie sie Jeder, der das Glück hatte, den großen Krieg mitzumachen, erlebt hat, und die für's ganze Leben zum goldenen Schatz seiner Erinnerungen gehören.

Unerwähnt darf schließlich nicht bleiben, daß der Dichter trotz aller patriotischen Begeisterung, die ihn bei seiner Erzählung durchdringt, nirgends zum Chauvinisten wird; im Gegentheil, er läßt den guten und großen Seiten des Gegners volle Gerechtigkeit widerfahren und scheut sich nicht, wo die Sache es fordert, dem deutschen Volke seine Fehler nachdrücklich vorzuhalten. —

Dieser kurze Hinweis möge genügen, um dem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Buche recht zahlreiche Freunde zu verschaffen. — e.

Bibliographische Notizen.

Frauen. Roman von Valeska Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach.) 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner.

Während alle bisherigen dichterischen Schöpfungen der Gräfin Bethusy-Huc unter dem Pseudonym Moritz von Reichenbach erschienen sind, läßt die Dichterin ihr neuestes Buch unter ihrem eigenen Namen veröffentlichen. Wir wissen nicht, ob diese Entschließung irgend welchen äußeren Ursachen entsprungen, finden jedenfalls aber in dem Buche selbst hierfür den triftigsten Grund. Mit großer Energie und überzeugender Wärme ficht hier die Gräfin Bethusy für jene Entwickelung der Frauenfrage, die wohl als die berechtigte Emancipation von hinfälligen Vorurtheilen bezeichnet werden kann: für die erweiterte Erwerbsberechtigung der Frauen, und es scheint uns begreiflich, daß sie verschmäht, es von einem Versteck aus zu thun. Die Gräfin Bethusy darf sich ja auch des Wohlklanges ihres Dichterrufes ganz sicher fühlen; nennt man unter den schriftstellernden deutschen Frauen die besten Namen, wird sicher auch der ihre genannt! — Sie ist besonders eine Meisterin der Conversation; fließend-elegant und geistvoll-pikant zugleich ist ihre Sprache. Sie besitzt auch den großen Vorzug, die Grenzen ihrer dichterischen Kraft zu kennen; deswegen läßt sie sich mit problematischen Naturen nicht ein und zieht es vor, in lebenswahrer Plastik Typen aus der Gesellschaft zu gestalten. Hiermit soll selbstverständlich nicht gemeint sein, daß diesen Gestalten die seelische Vertiefung fehlte, im Gegentheil, die Gräfin Bethusy ist eine viel zu echte Dichterin, um nicht volle Herzenstöne anschlagen zu können, um nicht für das Sehnen und Ringen in der Menschenseele rechtes Verständniß zu besitzen, und auch hierfür giebt gerade ihr neuestes Buch die giltigsten Beweise. So ist dieses Buch bedeutend durch seine Tendenz und als interessante fesselnde Lectüre bestens zu empfehlen. Schade nur, daß die „Frauen" der Gräfin alle derselben Gesellschaftsregion, derjenigen der Autorin angehören. Innerhalb jenes Kreises bewegt diese sich allerdings als meisterhafte Beobachterin; alles was für ihn charakteristisch ist, weiß sie in frappanter Lebendigkeit darzustellen oder mindestens anzudeuten. Aber eine gewisse Einseitigkeit haftet diesen Darstellungen dennoch an; vor Allem fehlt ihnen die Wirkung der Contraste, und weil wir von dem großen Talente der Gräfin Bethusy überzeugt sind, weil wir sicher glauben, daß ihre poetische Gestaltungskraft über die Modelle hinausreicht, die ihre nächste Umgebung ihr bietet, deswegen wünschen wir sehr, ihr auch einmal als Interpretin eines anderen Lebens, als des high-life zu begegnen. A. W.

Rothdorn. Novellen von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane & Co.

Die Verfasserin bewegt sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen weiblicher Belletristik, sondern hat ein starkes Talent mit einer ausgeprägten Individualität; — sowohl in der Charakterzeichnung, wie in der Seelenschilderung bekundet sie einen Zug männlicher Kraft von überzeugender Lebenswahrheit. In der Novelle „Eltern" bewundern wir die gelungene Charakterisirung eines starrköpfigen, schroffen Mannes und dessen Erziehung zur Nachgiebigkeit und milderer Beurtheilung einer anders gearteten Persönlichkeit durch schwere Prüfungen. — Mit feinstem Verständniß für Seelenanalysen ist die Novelle „Rechts oder Links" ausgestattet; eigentlich nur ein Stimmungsbild, umfaßt sie in ihrer skizzenhaften Kürze doch ein Stück Leben, das zwar sehr alltäglich und gerade deshalb so tief traurig ist. In der Erzählung „Erotikon" wird das Seelenleben eines mit hervorragend musikalischer Begabung veranlagten Mädchens geschildert und die Wechselwirkung dieser fein organisirten Natur zu der Macht der Töne mit künstlerischem Verständniß zur Darstellung gebracht, nur trübt eine absichtlich wirkende Originalität in der Schreibweise den harmonischen Eindruck, den die beiden vorher genannten Novellen bei uns hervorgerufen hatten. mz.

Die Juden von Barnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

In der V. Auflage liegen diese „Franzos'schen Geschichten", mit denen der Dichter zuerst seinem novellistischen Talent die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet, vor uns — diese Thatsache spricht durch sich selbst. Schon längst bedarf das Buch des Hinweises nicht mehr, um immer und immer wieder gesucht und gelesen zu werden, und dennoch halten wir es nicht

für überflüssig, auch der fünften Auflage der „Juden von Barnow“ einige Worte mit auf den Weg in alle Lande zu geben. Was diesen „Geschichten“ den gültigen Werth verleiht, was ihnen die Macht gab zu einem litterarischen Siegeszuge, das ist nicht nur durch des Dichters höchste Kunst, das Regen der Menschenseele bis in seine leisesten Schwingungen zu erkennen, geschehen; das ist geschehen, weil hier der Dichter diese Kunst in den Dienst der Wirklichkeit gestellt. Das, was Karl Franzos uns hier berichtet, das ist wirkliches jüdisches Leben, wie es sich, trotz des Vernichtungskampfes der Jahrhunderte, unversehrt erhalten in dem podolischen Ghetto, aus dem er seine Geschichten erzählt. Aber jüdisches Leben nicht nur in seinen Formen, sondern auch in seinem seelischen Inhalt lehrt Franzos uns kennen, und dieser Inhalt ist unausrottbar mit jenes Volkes Eigenart verknüpft, so daß er in seinen Grundzügen sich erhalten hat, allüberall, wo dem Judenthum treu gebliebene Familien wohnen. Die seelische Eigenart des Judenthums ist das Geheimniß seiner Widerstandsfähigkeit und zugleich sein höchster Vorzug, und weil gerade ihr in den Franzos'schen Geschichten mit echter dichterischer Feinfühligkeit Rechnung getragen ist, weil hier, ohne jede Voreingenommenheit dafür oder dawider, dargethan wird, wie viel Schönmenschliches das jüdische Gemüthsleben birgt, deswegen halten wir in einer Zeit des wüsten Antisemitismus die Neuauflage seines Buches für besonders dankenswerth. Für das „stark vermehrte“ dieser Auflage bleibt uns allerdings die Verlagshandlung den Nachweis schuldig. A. W.

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland.

Der bereits rühmlichst bekannte Verfasser versucht hier, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, das Verhalten einer Menschenseele unter der Einwirkung eines bewegenden Geschehens nicht in epischer oder etwa cyclischer Schilderung, noch in dramatischer Abspiegelung, sondern mit den „menschlichen Zeugnissen“ der Lyrik darzustellen. Er glaubt damit etwas Neues zu geben, und jeder gefühlvolle Leser wird ihm beistimmen. Avenarius zeigt sich in seinem neuen Werk als ein trefflicher Seelenforscher und Seelenarzt. Der Inhalt ist klar und einfach. Der Held der Dichtung, ein junger Arzt, wird durch den Tod seiner Geliebten fast wahnsinnig. Er rettet einen armen Knaben von dem Tode des Ertrinkens und findet in der Genesung dieses Schützlings das Gleichgewicht seiner Seele und die Menschenliebe wieder. Alle Traurigen, welche den Verlust eines geliebten Wesens beklagen, werden sich durch „Lebe“ wunderbar getröstet fühlen und dem Dichter den wärmsten Dank sagen. N.

Lyra germano-latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte in's Lateinische übertragen von Ernst Eckstein. Dresden, C. Reißner.

Kleine Lieder von Goethe, Heinrich Heine, Rückert und anderen sind in lateinische gereimte Verse übertragen, und zwar mit Beibehaltung ihres Versmaßes, so daß sie nach den bekannten Melodien auf lateinisch gesungen werden können. So sicher und gewandt, wie es in diesem Büchlein geschehen ist, kann die lateinische Sprache nur Jemand brauchen, dem sie in der Jugend durch Lectüre und praktische Uebungen wohl vertraut geworden ist. Ernst Eckstein muß auf dem Gymnasium, das er in seinen „Humoresken“ immer nur zur Caricatur verzerrt und schonungslos dem Spotte preisgegeben hat, doch einmal recht hübsch Latein gelernt haben. dr.

Die im Verlage von Hermann Seemann in Leipzig erscheinenden **„Illustrirten Elzevier-Ausgaben“** beliebter Dichtungen werden sich durch ihre geschmackvolle und eigenartige Ausstattung viele Freunde, namentlich in der Damenwelt, erwerben. Der weiche, dunkelrothe Ledereinband, das zierliche Duodezformat, der bei aller Kleinheit sehr klare und scharfe Druck, der hübsche Bilderschmuck verleihen diesen Bändchen, — die gebunden je 3,00 Mk., broschirt je 2 Mk. kosten — einen vornehmen Charakter. Bisher erschienen: Peter Schlemihl von Chamisso (illustrirt von Hans Looschen), Heines Harzreise (illustr. von Ludw. Stiller), Hauffs Phantasien im Bremer Rathskeller (illustr. von Adelb. Niemeyer), Shakespeares Romeo und Julia (illustr. von Ludw. Stiller) und Classische Balladen von Goethe und Schiller (illustr. von Hans Looschen). — Weitere Bände sollen folgen, zunächst Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts und Lessing: Minna von Barnhelm.

— l —

Die Musikalische Universal-Bibliothek (Verlag von Felix Siegel in Leipzig) bietet Gelegenheit, Musikstücke

einzeln zum billigen Preise von je 20 Pf. zu erwerben und sich auf diese Weise statt der fertigen Albums solche selbst nach eigenem Geschmack zusammenzustellen, für welche die Verlagshandlung elegante Mappen liefert. Die Bibliothek enthält sowohl klassische Werke wie sogenannte Salonmusik: Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen; Arien, Lieder, Duette 2c. Papier, Stich und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Die Bibliothek umfaßt zur Zeit 744 Nummern. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alethagoras, Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse. Zweite, umgearb. Auflage. Braunschweig, O. Salle.
Allers, C. W., „Unser Bismarck“. Lieferung 4 Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
Andersen, C. S., „Alma“. Erzählungen, Beschreibungen, humorist. u. andere Dichtungen in Poesie und Prosa aus Südamerika. Erster Band: Prosa. Wyk, E. A. Krüger.
Andersens, H. C., Sämmtliche Märchen. 30. Auflage. Jubiläums-Auflage. Leipzig, E. Wartig.
Bergen, W., Daheim und Draussen. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Blennerhasset. Lady geb. Gräfin Leyden, Talleyrand. Eine Studie. Berlin, Gebr. Paetel.
Blum, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. I. und II. Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Boy-Ed, I., Werde zum Weib. Roman. Zwei Bände. Dresden, C. Reissner.
Busse, H. H., Lieder des Himmels. München, K. Schüler (Ackermann's Nachf.)
Bütow, O., Die Weltordnung. I. Band. 1. Liefrg. Braunschweig, A. Limbach.
Carus, P., Fundamental Problems. Chicago, The open court publishing Company.
Christomannos, Th., Sulden-Trafoi. Schilderungen aus dem Ortlergebiete. Mit Illustrationen nach Originalen von E. T. Compton, Tony Grubhofer, Wilhelm Humer, Karl Jordan, F. Rabending und A. v. Schröter. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. 14. Jahrg. No. 15. Wien, Verlag „Deutsches Dichterheim“.
Ebner-Eschenbach, M. v., Zwei Comtessen. Vierte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerk., Namen- u. Sachregister herausg. von A. v. d. Linden. III. Band. 1822—1832. Zweite Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.
Eisenberg, L., Johann Strauss. Ein Lebensbild. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Ellinger, G., E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg, L. Voss.
Emants, M., Lilith. Ein Gedicht in drei Gesängen. A. d. Holländ. übertr. von A. Crons. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte uns. Junkerthums. Stuttgart, R. Lutz.
Fabricius, A., Lanisaponiadis quae supersunt cum veteris scholiastae suisque adnotationibus. Cöln, P. Neubner.
Feldegg, V., Scolarenlieder. Dresden, E. Pierson.
Frapan, I., Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Fried, A. H., Friedens-Katechismus. Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung. Dresden, E. Pierson.
Friedmann, A., Russische Rache. — Der neue Aktäon. Zwei Novellen. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3272.) Leipzig, Ph. Reclam jun.
Fuchs, R., Strandgut. Ausgewählte Dichtungen. Dritte durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Gera, K. Bauch.
Geiger, L., Karoline von Günderode und ihre Freunde. Mit dem Portrait der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Geucke, K., Das Irrlicht. Oper in einem Akt. Musik von Karl Grammann. Dresden, O. Damm.
Giessler, C. M., Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches. Hamburg, L. Voss.
Gottschall, R. v., Eine Dichterliebe. Erzählung. Dresden, C. Reissner.
Gregorovius, Ferd., Briefe an den Staatssecretär Hermann von Thile. Herausg. von Hermann von Petersdorff. Mit e. Bildniss von Ferd. Gregorovius. Berlin, Gebr. Paetel.
Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Mit 10 prächtigen Farbendruckbildern nach Aquarellen von Thekla Brauer. Leipzig, O. Spamer.
Groller, B., Ueberspannt. Roman. Dresden, E. Pierson.
Güssfeldt, E., Die Insel Reichenau und ihre Klostergeschichte. Constanz, W. Meck.
— P., Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Mit Illustr. Berlin, Gebr. Paetel.
Gynta, P. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Halden, Elisabeth, Bunte Steine. Erzählungen und Märchen für Kinder von 7—12 Jahren. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich.
Haugwitz, M. v., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Hensel, S., C. Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Berlin, B. Behr's Verlag.
Hevesi, Ludwig, Glückliche Reisen. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.
Hoffmann, H., Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
Hoffmanns, E. Th. A., ausgewählte Werke in vier Bänden. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.
Jensen, W., Eddystone. Zweite Auflage. Berlin. Gebr. Paetel.
Katscher, L., Friedensstimmen. Eine Anthologie. Eingel. von K. F. Meyer und B. v. Suttner. Leipzig. E. Wartig.
— Schuldlos verurtheilt! Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen. Leipzig, A. Janssen.
Kothe, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Kraus, R., Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter Aus seinem alltägl. Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Kretzer, M., Die Buchhalterin. Roman. Dresden, E. Pierson.

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Zu unserm zweihundertundelften Hefte.

Seit wir zum letzten Male — nach dem 150. Hefte — rückschauend uns und unseren Lesern Rechenschaft abzulegen suchten über das von uns im Laufe von mehr als 12 Jahren Erstrebte und Geleistete, hat sich die stattliche Reihe unserer Hefte um weitere 60 vermehrt. Es ergeht uns, wie dem Wanderer, der, immer höher klimmend, immer weitere Aussichten mit seinem Blicke umfaßt; jetzt können wir bereits mit berechtigter Genugthuung auf 210 Hefte oder 70 Bände zurückschauen. Die Summe von Talent, Arbeit und Wissen, die in diesen 70 Bänden steckt, zu ziehen, müssen wir uns versagen; müßten wir doch wiederholen, was wir in den Geleitworten zum 151. Hefte bereits gesagt hatten. Wir glauben, eine Durchsicht der letzten 20 Bände wird auf's Neue bestätigen, daß unsere Zeitschrift ihren Platz unter den vornehmen Revuen Deutschlands voll behauptet hat, daß sie nach wie vor für die gebildeten Kreise als eine Fundgrube edler Unterhaltung und anregender Belehrung gelten darf.

Die bekanntesten und gefeiertsten Dichter und Gelehrten unseres Vaterlandes im Verein mit hervorragenden Vertretern fremdländischen Schriftthums finden wir wie in den früheren auch in den letzten 20 Bänden als Mitarbeiter von „Nord und Süd“. Zu unseren alten Freunden, die uns erhalten blieben, sind neue hinzugetreten. Ohne im Geringsten auf Vollzähligkeit der Liste Anspruch zu machen, nennen wier hier nur auf's Gerathewohl Gelehrte und Dichter wie Ferdinand Cohn, Ludwig Fulda, Ola Hansson, Otto Erich Hartleben, Detlev von Liliencron, Rudolph Lothar, L. Marholm, Dick-May, Max Nordau, Erich Schmidt, Franz und Paul von Schönthan, Lorenz von Stein, Hermann Sudermann — Namen, die als bezeichnend für das Programm der Redaction gelten dürfen, daß unserer

Zeitschrift starres Festhalten am Alten und grundsätzliche Abschließung gegen das Neuere eben so fern liegt wie wahlloses Mitmachen der litterarischen Tagesmode. Unbeirrt durch die Schlagworte streitender Parteien haben wir unbefangen geprüft und das Gute genommen, wo wir es fanden.

Auch das Gebiet, auf dem sich unsere Mitarbeiter bewegen, haben wir so weit wie irgend möglich bemessen. Wir haben der Dichtung Raum gegeben — der epischen, der lyrischen, der dramatischen, in Prosa wie in gebundener Form, — dem wissenschaftlichen Essay, der leichten Unterhaltung, der kritischen Besprechung. Wir haben der Litteraturgeschichte durch Veröffentlichung interessanter Documente, wie Lassalles Tagebuch, der Briefe von Heinrich Heine an Laube, der Blätter aus dem Werther-Kreise, der ungedruckten Dichtungen und Briefe Fritz Reuters, der Regiebemerkungen und Briefe von Carl Seidelmann, Dienste zu erweisen gesucht. Wir haben mit einem Worte Alles in den Kreis unserer Betrachtung gezogen, was den gebildeten Menschen interessiren muß. Nur Eines haben wir streng ausgeschlossen: die Polemik der Parteien in Staat und Kirche.

Eine Besonderheit von „Nord und Süd", die unsere Zeitschrift mit keiner andern gemeinsam hat, ist die Beigabe eines Kunstblattes, Radirung, das Bildniß einer hervorragenden Persönlichkeit aus der Gegenwart darstellend. Nicht der Zufall oder das frivole, sich schnell verflüchtende Interesse an irgend einer vergänglichen Tagesberühmtheit, sondern systematische Auswahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, deren Leistungen die Zeitgeschichte festhält, und die durch ihre Arbeiten den Tagesruhm überdauern, ist bei diesen Veröffentlichungen maßgebend. Die Sammlung der bisher erschienenen 210 Hefte von — „Nord und Süd" — bildet auf diese Weise jetzt schon eine Galerie verdienter und berühmter Zeitgenossen, wie sie ähnlich kaum ein zweites Mal vorhanden sein dürfte, eine Zeitgeschichte der Gegenwart in Bildnissen von sprechender Charakteristik und in künstlerisch vollendeter Ausführung. Es versteht sich, daß bei dieser Auswahl vorwiegend unser deutsches Vaterland berücksichtigt werden mußte: aber auch hervorragende Männer des Auslandes, deren Bedeutung die Grenzen ihres Heimatlandes überragt, sind berücksichtigt worden. In diese Galerie berühmter Zeitgenossen sind alle Tüchtigkeiten, gleichviel welchem Gebiete sie angehören, aufgenommen: die bedeutendsten Dichter, Wissenschafter, Künstler, Staatsmänner, Industrielle, Militärs, Parlamentarier der Heimat und der Fremde, ohne irgendwelche einseitige Tendenz, frei von allem nationalen, ethischen, confessionellen Particularismus. In den bisher erschienenen 210 Heften von „Nord und Süd" sind ebensoviel ausgezeichnete Männer und Frauen unserer Zeit in Bild und Wort, sei es durch das eigene Wort oder eine Charakterisirung aus competenter Feder, in intime Beziehungen zum deutschen Leser gebracht worden.

So dürfen wir denn mit einiger Befriedigung auf den Weg, der hinter uns liegt, zurückblicken und mit gutem Muth vorwärts schreiten und, wenn wir die Mahnung des Goethe'schen Spruchs befolgen, auch die Verheißung auf uns beziehen:

Liegt Dir Gestern klar und offen,
Wirkst Du heute kräftig, frei,
Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Dresden und Breslau im September 1894.

Redaction und Verlag von
„Nord und Süd“.

Hermann Türck:

(Hamlet ein Genie, 1888, S. 18 u. 20. Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, S. 24 f.)

„Hamlet hat sich als richtiger Idealist, wie es gewöhnlich solchen Menschen geht, zuerst ein völlig falsches Bild von der Welt und ihrem eigentlichen Wesen gemacht; denn selber von Natur durchaus geneigt, für das, was er als edel und gut erkannt, auch mit Aufopferung aller persönlichen Interessen einzutreten, lebte er bis zum Tode seines Vaters in dem Glauben, daß die Menschen überhaupt im großen und ganzen so dächten und fühlten wie er selber, daß sie wie er das Edle um des Edlen willen liebten, daß also z. B. die Hofleute seinem vortrefflichen Vater nicht darum so bereitwillig dienten, weil sein Vater König war und der Dienst ihrer Eitelkeit oder ihrem Beutel Vorteil brachte, sondern darum, weil es ein so edler wackerer Mann war, der zum Wohle des Landes die besten Absichten verfolgte und selbst sein Leben dafür in die Schanze schlug, daß z. B. ferner seine Mutter in voller Würdigung des edlen Charakters seines Vaters diesen stets mit so überaus großer Zärtlichkeit umfing. Nie hätte es Hamlet für möglich gehalten, daß ein schlechterer Mann als sein Vater Gegenstand gleichgroßer Ehrfurcht von Seiten der Menschen und gleichgroßer Zärtlichkeit von Seiten einer Frau sein könnte.

Erkennen wir daraus, daß Hamlet ein ideal gerichteter selbstloser Mensch ist, der das Edle, das Wackere und Tüchtige um seinerselbst willen, das Gute um des Guten willen liebt und selbst mit der Preisgabe aller persönlichen Interessen zu fördern bereit ist, so werden wir verstehen, wie gewisse Erfahrungen, die er nach dem Tode seines Vaters macht, auf ihn wirken müssen. In Wittenberg erreicht ihn die Kunde vom Ableben seines Vaters; er eilt nach Hause und — welch seltsames Bild stellt sich hier seinen Augen dar! Das Unglaublichste, das was er nie auch nur im entferntesten für möglich gehalten hätte, das ist geschehen und steht als Thatsache leibhaftig vor ihm da. Auf dem Throne, an der Stelle, die sein edler Vater so viele Jahre lang mit so hohen Ehren geschmückt mit den schönsten Tugenden eines Regenten und Helden eingenommen, an der Seite der Frau, die dreißig Jahre lang dem zärtlichsten der Gatten angehört, erblickt er seinen Oheim, einen prahlerischen, sinnlichen, durch und durch egoistischen, gleißnerischen Menschen, der, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht und von den eigenen Be-

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 1894.)

„Das gemeinsamste aller Menschenschicksale ist der Tod. Nichts geläufiger, als daß die Väter vor den Söhnen sterben. Aber der Verlust eines solchen Vaters, der das Ideal eines Gatten, eines Helden, eines Königs war:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem;
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn!"

Und das Andenken dieses Mannes hat sein eigenes Weib in den Wind geschlagen, verunehrt, weggescherzt, in schnöder Hast, in blutschänderischem Frevel sich mit dem Andern vermählt, sie hat die Weide jenes schönen Berges verlassen und mästet sich in diesem Sumpf! „Würd' ein Thier doch länger trauern!" Dieser leichtfertige, zucht- und treulose Sinn seiner Mutter ist es, worüber Hamlet nicht hinwegkommt:

„Hätt' ich den ärgsten Feind im Himmel lieber
Getroffen, als den Tag erlebt, Horatio!" —

Er sieht die Welt mit anderen Augen, als die Dutzendmenschen, wie Rosenkrantz und Güldenstern. Darum erscheint sie ihm „so besonders". Ihm ist die Welt ein Gefängniß, ein stattliches, und Dänemark eines der schlimmsten. —

Der jähe Tod des Vaters, die schamlose, gesunkene Heirath der Mutter hat ihm die Welt und das Leben bis zur Unerträglichkeit des Daseins verleidet:

„Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui! pfui darüber! Es ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt; verworf'nes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich."

Er möchte sich in Thränen auflösen oder vernichten. So lauten die ersten monologischen Worte, die wir von ihm hören:

„O schmelze doch dies allzu feste Fleisch!
Zerging' und löst' in einen Tau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord!"

Lieber Nichtleben als Leben, lieber Nichtsein als Sein, lieber keine Welt als diese vorhandene, dieser wüste Garten, der auf in Samen schießt, Unkraut erfüllt ihn gänzlich! Ich wüßte doch keinen Ausdruck, der eine solche Gemüthsstimmung und Lebensanschauung kürzer und treffender bezeichnet, als daß man nach der heutigen Redeweise sie pessimistisch nennt. —

(Schiller-Schriften, I. Bd. Zweite neubearbeitete u. vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen", Heidelberg 1891. S. 70. In der ersten Auflage „Die Selbstbekenntnisse Schillers",

gierden aufs stärkste beherrscht, den Menschen schmeichelt, um sich ihrer Dienste zu versichern. Hamlet sieht mit Staunen das Unglaublichste geschehen, er sieht die Leute am Hofe, er sieht seine eigene Mutter diesem neuen „buntscheckigen Lumpenkönig", der in jeder Beziehung das völlige Gegentheil des eben erst verstorbenen Fürsten ist, ganz in derselben Art wie noch vor kurzem seinem edlen Vater begegnen, mit derselben dienstfertigen Ergebenheit von Seiten der Hofleute, mit derselben zärtlichen Hingabe von Seiten der Mutter. Was er sieht ist mehr als genug, um seine ganze ideale Weltanschauung mit einem Stoß über den Haufen zu werfen. —

Im Vordergrunde seines Bewußtseins steht von nun an der Zusammenbruch seiner **idealen** oder sagen wir besser seiner **optimistischen** Weltauffassung. Der Optimismus schlägt um in krassen **Pessimismus**, dem die ganze Welt hohl und nichtig wird."

Hermann Türck:

(Hamlet ein Genie, 1888, S. 25. Das psychologische Problem in in der Hamlet-Tragödie, 1890. S. 26.)

„In der That sehen wir ihn schon vor der Erscheinung des Geistes, der ihm die Rache zur Pflicht macht, mit demselben verzweifelten Schmerz über die sittliche Schwäche der Menschen erfüllt, wie später. Diese Krisis aber ist da, noch bevor Hamlet durch den Geist seines Vaters von dem ruchlosen Brudermorde erfährt und zur Rache aufgefordert wird. Der Monolog (I, 2):

„O möcht' es schmelzen, aufgelöst in Tau
Zergehn, dies feste, allzu feste Fleisch!"

zeigt uns schon den ganzen Aufruhr seiner Seele und den ausgesprochensten Ekel an dieser Welt und all' ihrem Wesen."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 82 und 83.)

„Von einem Hamlet, der des feinsten ästhetischen Empfindens, der reinsten Freude an der Wahrheit, der aufrichtigsten Bewunderung jedes tüchtigen und großen Wesens fähig ist, sagt Paulsen gleich beim Beginn seines Aufsatzes: „Die Summe seiner Lebensanschauung ist, alle Menschen sind Schauspieler. Und die Summe seiner Lebensfreude ist, allen diesen Schauspielern die Maske abzureißen und die Gemeinheit, die Niederträchtigkeit, die Mordlust, die Wollust, die hinter der schönen Larve des

Frankfurt a. M. 1858, unveränderte Titelausgabe 1868, ist die folgende Stelle noch nicht enthalten, auch keine entfernt ähnliche.)

„Ein höchst phantasievolles, liebreiches, der tiefsten Gefühle fähiges, von der Herrlichkeit und Schönheit der Welt entzücktes Gemüth erkennt plötzlich in der ihm eigensten Welt einen Pfuhl des Verderbens und der Gräuel; eine Offenbarung, die wie der Blitz niederfährt, erleuchtet ihm auf das Grellste die Hölle auf Erden, wo es noch kurz vorher den Himmel gesehen. Nun ist es plötzlich aus mit dem Himmel über der Erde und auf ihr, es ist aus mit aller **idealen** und **optimistischen** Lebensansicht; die **pessimistische** und in ihrem Gefolge die materialistische bemächtigt sich dieses Gemüts."

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49 und 51, 1894.)

„In dieser Stimmung ist er bereits, als der Geist ihm erscheint und den Mord offenbart, den „höchst schaudervollen". —

Gleich der erste Monolog nach der Szene im Thronsaal giebt den Grundton der Seelenstimmung Hamlets, er soll die Gefühle aussprechen, die ihn beherrschen und darum auch die mächtigsten sind und bleiben. Dieser Grundton ist sein Widerwille gegen Welt und Dasein."

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 1894.)

„Seine vom Ansturm schmerzlichster Schicksale plötzlich verdüsterte und zu Boden gedrückte Lebensanschauung hat nichts gemein mit dem genußreichen Pessimismus, der die gierigen Selbstgefühle steigert und heutzutage eine Unzahl Köpfe verwirrt; daher es eine ganz verkehrte Vorstellung ist, daß Hamlet sich an dem Elend der Welt und der Niedertracht der Menschheit weide und mit so boshafter Geschäftigkeit ihre Schlechtigkeiten zu entlarven beflissen sei."

Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Anstandes und der Sitte verborgen sind, offenbar zu machen". Man vergegenwärtige sich, was für ein elendes Subjekt ein Mensch wäre, bei dem wirklich „die Summe aller Lebensfreude" nur darin bestände, und vergleiche damit die edle Gestalt des Helden, der über die Vernichtung seiner Ideale vom tiefsten Weh ergriffen wird, sodaß er den Tod wie eine Erlösung betrachtet (III, 1). —

Genug, die falsche Ansicht, daß Hamlets Pessimismus selbstsüchtiger und perverser Natur sei, zuerst von Döring vertreten, ist von Paulsen in's Extrem getrieben worden. Ein Verständnis von Hamlets Charakter kann aber nur der gewinnen, der den durchaus edeln und idealen Charakter des Pessimismus des Dänenprinzen erkennt."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie 1890, S. 34, Hamlet ein Genie, 1888, S. 44.

„Die ursprüngliche Güte seines Wesens bürgt vielmehr dafür, daß er früher oder später die Trauer über die Vernichtung seiner Ideale überwunden, und eine seinen Kräften und Anlagen entsprechende Thätigkeit entfaltet hätte. Hierauf deutet auch der von Fortinbras gesprochene Epilog (V, 2):

„Er hätte sich, wär er hinaufgelangt,
Höchst königlich bewährt."

Mit welcher Bewunderung und aufrichtigen Achtung spricht Hamlet von dem jungen Helden Fortinbras (IV, 4). Hamlet sagt da:

„Beispiele, groß und greifbar wie die Erde
Ermuntern mich. So dieses Heer, so groß
An Stärk' und Zahl, geführt von einem zarten
Blutjungen Prinzen, dessen Geist, geschwellt
Von göttergleichem Ehrgeiz, in die Zähne
Dem ungewissen Ausgang trotzig lacht."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 8.)

„Ihm fehlt, wie Goethe meint, bei aller Seelenschönheit „die sinnliche Stärke, die den Helden macht", das heißt die zu jedem großen Thun nöthige Herbigkeit und rücksichtslose Thatkraft, die ohne nach rechts und links zu blicken mit größter Konsequenz ihr Ziel verfolgt. Hamlet ist bei Goethe eine Art Werther. Und zwar liegt der Vergleich mit Werther nahe. Goethe's Darstellung des Hamlet-Charakters deckt sich in wesentlichen Punkten mit seiner Werthergestalt: Dort wie hier ein weiches gefühlsseliges,

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Fortinbras aber feiert den todten Hamlet als Krieger und Helden: „Wäre er zum Throne gelangt, so würde er sich höchst königlich bewährt haben." Diese Worte sind nicht umsonst gesprochen, sie gehören nach des Dichters offenbarer Absicht zu der Charakteristik Hamlets und werden durch dessen Aussprüche selbst in seinem letzten Monologe bestätigt. —

„Dieser Fortinbras mit seiner Heldenschaar imponirt ihm; er sieht eine That, eine Thatkraft vor sich, die ihm nicht ekel, schaal und flach und unersprießlich erscheint, wie sonst das ganze Treiben dieser Welt (I, 2); diese Krieger gehen in den Tod, wie ins Bett, für ein Stück Land, das nicht die Rede werth ist, für ein Phantom des Ruhms."

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 48, 1894.)

„Schon Goethe hatte uns einen Hamlet gezeichnet, der seinem Werther erstaunlich ähnlich sah: „ein schönes, reines, höchst moralisches Wesen ohne heroische Leidenschaft, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht." Wäre Werther in eine ähnliche Lage gerathen, als in welcher Hamlet ist, so würden Goethe's Worte genau auf ihn passen: „eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist." Die That ist ein „Eichbaum", er ist ein „Blumengefäß". Was Goethe von dem Helden unserer Tragödie

jedem Eindruck nachgebendes Wesen, das gerade infolge der zu zarten Organisation den Stürmen des Lebens nicht gewachsen ist, sowie eine feine kostbare Wage, welche die kleinsten Gewichte angiebt, in ihrem zarten Mechanismus zerstört wird, wenn man sie mit Zentnergewichten belastet. Es ist jedoch nicht schwer nachzuweisen, daß es Hamlet an einer rücksichtslosen Thatkraft, die unter Umständen Furcht so wenig wie moralische Bedenken kennt, durchaus nicht fehlt, und daß Goethe aus der Neigung Hamlets, sich Stimmungen hinzugeben und in Reflexionen zu ergehen, Konsequenzen auf sein übriges Wesen gezogen hat, die nicht zutreffen."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 29.)

„Daß die Darstellung der Mordthat auch in der Seele Hamlets die Vorstellung des Geschehenen mit größter Lebendigkeit wachruft und das in jeder Menschenseele schlummernde Rachegefühl auch bei ihm für kurze Zeit entflammt, ist nur der Natur gemäß; und als er daher kurz darauf zur Mutter gerufen den König im Gebet findet (III, 4), ist er in der That gewillt, ihn niederzustoßen. Das lebhafte Rachegefühl aber, welches ihn in diesem Augenblicke wirklich beherrscht, verhindert die That. Für Hamlet selbst wäre ja der Tod eine Erlösung; es ist daher keine Rache für ihn, den König, gerade da er seine Seele im Gebet läutert, kurzer Hand niederzustoßen. Nein, wenn Hamlet sich rächen will, so will er wirkliche Rache; der bloße Tod ist Lohn, nicht Strafe; auch dies völlig im Sinne des Pessimismus, für den das Leben eine Last ist."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 27.)

„Die Erzählung des Geistes (I, 5) dient mehr dazu, den Pessimismus Hamlets zu bestärken, indem sie ihm die Beweise liefert, daß er mit seiner trüben Weltansicht im Rechte ist, als daß sie seinem Gemüte irgend eine bestimmte Richtung gäbe. Hier hat er ja den klarsten Beweis dafür, daß in der That hinter dem schönen lächelnden Aeußern ein böses Innere steckt, daß einer ein Schurke sein und doch immer lächeln kann.

Wenn Hamlet die Absicht hat, den Mord seines Vaters zu rächen, und es ist kein treffend sagt, daß ihn „das ganze Stück zu Tode drücke", paßt vollkommen auf den Helden seines Romans.

Wie sehr gleicht dieser Hamlet dem Goethe-Werther!"

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Wie Hamlet, selbst ungesehen, den Mörder seines Vaters vor sich sieht, wehrlos, in seine Hand gegeben, ein Schwertstreich und Alles ist gethan, so möchten ihn die Rachegeister, die schon im Aufruhr sind, zur That drängen; er zückt das Schwert und sagt; „Jetzt könnt' ich's thun, bequem, er ist im Beten, jetzt will ich's thun". Aber eine solche Rache wäre nicht Vergeltung, sondern Wohlthat. Meuchelmord gegen Meuchelmord! Aber sein Vater ist im Schlaf, unvorbereitet, in seiner Sünden Maienblüthe weggerafft worden; er dagegen will den Mörder tödten, während dessen Seele allem Anscheine nach im Gebete bei Gott weilt, er hilft ihm zum Himmel, während er ihn zur Hölle senden soll. „Nein, hinein, du Schwert! sei schrecklicher gezückt!" Mitten im Pfuhl der Sünden will ich ihn niederstoßen, „daß er die Fersen gen Himmel bäumen mag und seine Seele so schwarz und so verdammt sei, wie die Hölle, wohin er fährt."

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 50, 1894.)

„Während die Rachelust mit allem Ungestüm in Hamlet aufflammt, ist seine Lebenslust schon zu Boden geschlagen und wird durch die Offenbarungen des Geistes noch tiefer herabgedrückt, als sie es vorher schon war. Rachelust ist Thatenlust, die als solche in der Lebenslust wurzelt, und eben diese ist in der Seele Hamlets abgestorben oder im Sterben. Dieselben Motive, welche die Rachelust entzünden, löschen die Lebenslust aus. Die Welt ist ein wüster Garten, gänzlich von Unkraut erfüllt! Diesen Garten soll er ausjäten, er soll das

Zweifel, daß er diese Absicht wirklich hat, so besitzt sie doch kein treibendes Interesse für ihn, sie füllt nicht seine Seele aus, sondern tritt weit zurück vor der prinzipiellen Bedeutung, welche Hamlet dem Geschehenen beilegt: daß ein Mensch, ein Bruder am Bruder so handeln konnte, erfüllt ihn mit Entsetzen über das Böse, das als Potenz in jeder Menschenseele schlummert. Er sagt zu Ophelia (III, 1):

„Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt' ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren."

Wenn er mit Claudius zugleich alles Böse aus der Welt schaffen könnte, er würde sofort zustoßen. So aber ist ja Claudius für ihn nur ein Repräsentant dieser bösen Welt überhaupt. Claudius für sich ist ein Nichts, „the king is a thing — of nothing" (IV, 2)."

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 13.)

„Es ist die Eigenart wenig thatkräftiger Menschen, mit dem, was einmal geschehen, nicht abschließen zu können. Sie haben nicht die Willenskraft, das Geschehene in allen seinen Konsequenzen anzuerkennen, sondern ergehen sich entweder in unfruchtbaren Klagen, oder suchen sich über die Konsequenzen des Geschehenen hinwegzutäuschen. So tröstet sich der König, der in der Gebetsszene (III, 3) nicht imstande ist, seine sündhafte Begier zu besiegen und zur wahren Buße zu kommen, am Schlusse mit der trivialen Wendung: „All may be well, es kann ja noch alles gut werden."

Unkraut im Garten Dänemarks ausreißen! Was hilft es, da die ganze Welt ein wüster Garten ist und auf in Samen schießt!

Derselbe Mann, der ihm die Trauer über den Verlust des Vaters weglächeln möchte, hat ihm den Vater umgebracht, der Bruder den Bruder, auf die grausamste und feigste Art; und die Mutter, wider alles göttliche und menschliche Recht, allem Gefühl und aller Sitte zum Hohn, hat sich mit diesem immer lächelnden Schurken vermählt. Alle Rache ist hinfällig, wenn der Rächer von der Welt und dem Menschen so wie Hamlet denkt: „Was ist mir diese Quintessenz von Staub?" —

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Auf dem Wege zur Mutter erblickt er den König, knieend im Gebet, von Gewissensqualen gefoltert, von einer Reue angewandelt, die keine wirkliche Reue ist, deren Unfruchtbarkeit er selbst fühlt, da er zwar die Schandthat los sein, aber die Vortheile derselben behalten möchte. Dieser Monolog des Königs ist ein unübertreffliches Seelengemälde nicht eines reuigen Sünders, sondern der sündhaften Reue, die keine Entsagung kennt und darum keine Gnade erreicht, es ist die Reue, die nicht emporsteigt und zum Himmel dringt, sondern in der Angst stecken bleibt und sich mit dem Schlußworte tröstet: „Vielleicht wird Alles gut."



Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Türck, Dr. Hermann, **Hamlet ein Genie.** Zwei Vorträge in Berlin und Hamburg gehalten. 1. Aufl. 1888. Preis 1 Mark.

Aus dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" in Wien vom 21. März 1888: „Für den seelischen Konflikt, in welchem Hamlet befangen ist, findet Hermann Türck den richtigen Schwerpunkt. Alle früheren Erklärer lassen das Drama mit der zweiten Erscheinung des Geistes beginnen, mit der Aufbürdung der Rächerarbeit, unter welcher Hamlets sittlich-zarte Schultern zusammenbrechen. In Wahrheit aber hat die Krisis schon vorher begonnen. Noch ehe Hamlet ein Sterbenswörtlein von der gespenstischen Erscheinung vernommen, noch ehe der Gedanke an seines Vaters Mord und Rache sein Gemüt belastet, spricht er von Selbstmord und Todessehnsucht, von dieser öden, schalen, ekeln Welt, die ihm ein wüster Garten scheint, von geilem Unkraut überwuchert. So spricht derselbe Hamlet, von dessen schwärmerischem Idealismus in Ophelias Schmuckkästchen die giltigsten Beweise liegen: Briefe voll von überschwenglicher Seligkeit, Geschenke, zu denen er „Worte fügte voll süßen Liebesduftes". In dieser wüsten, gemeinen Welt, über die er ein Pfui! ruft, hat er selbst eine Liebe empfunden, die klarer als die Sonne, klarer als das Licht der Sterne, wahrer als die Wahrheit selbst gewesen ist. Ja, Hamlet war ein glücklicher Idealist. Nicht nur als Verliebter, auch als Prinz, als der Sohn eines mächtigen und edlen Königs, der sich im Glück einer reinen Ehe und in der treuen Liebe seines Volkes sonnt. Die Welt mußte ihm im rosigsten Lichte erscheinen, von den Menschen sieht er nur Gutes und Schönes. Aber was ist geschehen, als er von Wittenberg zurückkehrt? Sein edler Vater ist tot, an seiner Stelle thront ein Lumpenkönig, dieselben Menschen, die dem neuen Regenten früher Gesichter schnitten, geben jetzt für sein Portät eine Handvoll Dukaten. Und noch mehr! Seine Mutter, die von einem Apoll geliebt war, giebt sich vier Wochen später einem Satyr hin! So hat man also seinen Vater nicht geliebt, weil er gut und edel war, sondern nur weil er die Macht besaß; so lebt man also in dieser Welt nicht dem schönen Ideal, sondern man dient einem ekeln Götzen.

Nun versinkt das Leben, das ihm so rosig geleuchtet, in die dunkelste Nacht. Seine ideale Weltanschauung bricht zusammen. Sterben wäre das Beste. „O, möcht es schmelzen, dieses feste allzu feste Fleisch!" In diesem Zusammenbruch seines Idealismus liegt der Kernpunkt der Tragödie; Hamlet ist in eine geistige Krisis gedrängt, die das eigentliche Thema der ganzen Dichtung ist. Von der Rache für seinen Vater ist noch kein Wort gefallen, und doch stehen wir jetzt schon mitten in dem rollenden Verhängnis."

Türck, Dr. Hermann, **Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.)** Eine philosophische Studie. Preis 50 Pf.

Türck, Dr. Hermann, **Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege.** I. Auflage 1891. Preis 1 Mark.

Im zweiten Bande seines neuesten Werkes „**Entartung**" S. 321 sagt **Max Nordau**: „Dem Ursprung einer der „originellsten" von Nietzsches Lehren, nämlich der Deutung des Gewissens als einer Befriedigung des Grausamkeitstriebes durch innere Selbstzerfleischung, ist bereits Dr. Hermann Türck in einer vortrefflichen kleinen Schrift nachgegangen. Er erkennt ganz richtig am Grunde dieses irrsinnigen Einfalls den Krankheitszustand der sittlichen Verirrung."

Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Türck, Dr. Hermann, Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig approbirte **Promotionsschrift.** 1890. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Herr

Joseph Kainz

hat sich die in dieser Schrift niedergelegte Auffassung des Hamlet-Charakters zu eigen gemacht und in seiner Darstellung im Jahre 1891 im Ostend-Theater verkörpert.

Herr Dr. Richard Jellner, damals Rezensent der Vossischen Zeitung, jetzt Dramaturg am Deutschen Volkstheater in Wien, hat, wie er dem Verfasser mitteilte, kurz nachdem er diese Schrift gelesen, Joseph Kainz in der Rolle des Hamlet gesehen und den erhaltenen Eindruck in der Vossischen Zeitung No. 387 vom 21. August 1891 wie folgt geschildert:

Die jugendlich phantastische Schwärmerei des Weltschmerzes, welchen Herr Kainz seinem Hamlet zu Grunde legte, ist nichts weiter, als der Umschlag einer sonnigen Lebensansicht, die einst felsenfest an ein edles Sein geglaubt hat, welches hinter dem anmuthigen Schein des Lebens verborgen sein müsse, und die nun dem Pessimismus Platz macht, sobald sie an einem furchtbaren Beispiel Einblick genommen hat in die häßlichen Nachtseiten der Menschenseele. Dieser Umschlag muß um so entscheidender das Gemüt des Prinzen erregen, je stärker vordem der Idealismus die ahnungslose Seele beherrscht hatte. Nicht erdrückt und thatenlahm tritt daher Hamlet in die Handlung des Stückes ein, sondern er ringt heldenmäßig in dem Zwiespalt, der sich zwischen dem eigenen Ich und der offenbar gewordenen Weltunordnung aufgethan hat. Die Entdeckung der Mordthat und der Schändlichkeit der Königin und später die Bestätigung durch das Schauspiel fachen die quälende Enttäuschung vollends zum pessimistischen Fanatismus an, der in wollüstiger Konsequenz an allen Säulen der entweihten Weltanschauung von ehedem rüttelt. Die zu rächende That ist ihm nur mehr ein Symptom des allgemeinen Dahinwelkens, eine Episode in dem Chaos, welches sich seiner entsetzten Seele aufgethan hat, der vernichtenden Vergeltung nicht würdiger als die übrige große Lüge des Daseins. Der König ist ihm nur ein Nichts im Vergleich zum gemeinen Uebel, und nur im Augenblick der Leidenschaft, wenn der Blick unmittelbar zur That zurückgelenkt wird, wie nach der Schauspielszene, greift die Faust ans Schwert. Die Handlung ging bei dieser mit jüngsten „Hamlet"-Forschungen übereinstimmenden Auffassung nicht in den äußerlichen dramatischen Ereignissen vor sich, sondern im Gemüt des Helden, und deshalb erschienen die sarkastischen Dialoge und die philosophischen Selbstgespräche nicht als kühl bewunderte abstrakte Anhängsel, sondern als eigentliche Etappen der Handlung, gegen welche die Ensembleszenen als erläuternde Episoden zurücktraten.

Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.

Litterarischer Weihnachts-Anzeiger

von

Nord und Süd.

1894.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Von Gottes Gnaden. Neuest. Rom. v. **Nataly von Eschstruth.** 2 Bde. Brosch. 10 M., geb. 12 M.

Die Haidehexe und andere Novellen. Von **Nataly von Eschstruth.** Broch. 5 M., geb. 6 M.

Die ewige Braut. Roman von **H. v. Zobeltitz.** Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Literarische Festgeschenke.

Der Wahrheitsucher. Neuest. Roman v. **K. E. Franzos.** 2 Bde. 2. Aufl. Br. 10 M., eleg. geb. 13 M.

Ungeschickte Leute. Geschichten v. **K. E. Franzos.** 2. Aufl. Brosch. 4. M., gebunden 5 M.

Die Teufelsgrethl. Roman von **Otto von Schaching.** Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Norwegische Novellen. Von **M. M. von Oertzen.** Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die Wunde der Zeit. Roman von **Ernst Remin.** Geh. 5 M., geb. 6 M. 20 Pf.

Die Johanniter. Roman von **F. v. Zobeltitz.** Brosch. 6 M., geb. 7 M. 20 Pf.

Griechische Frühlingstage von **Ed. Engel.** Ein Band. Groß 8. broch. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Illustrierter Weihnachtskatalog umsonst und postfrei.

Prospekte über die Werke v. Eschstruth, Gerstäcker, Mantegazza ꝛc. umsonst und postfrei.

Neuigkeiten dieses Jahres aus dem Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Häuslicher Bilderbogen

von **Oskar Justinus.**

(Aus dem litterarisch. Nachlasse.)

Ein Bd. 20 Bg. 8⁰. Geheftet Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Oskar Justinus, durch dessen vor Kurzem erfolgten Tod das deutsche Publicum eines seiner liebenswürdigsten u. gemüthreichsten Dichter beraubt wurde, zeigt in diesem aus seinem litterarischen Nachlaß zusammengestellten Buche alle die Vorzüge, die ihn zu einem der bevorzugten Lieblinge der deutschen Leserwelt gemacht haben.

Esina.

Zwischen Kirche u. Pastorat.

Novellen von **Mite Kremnitz.**

Ein Band. 18 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 4.—; gebunden Mk. 5.—.

Diese Novellen stehen, was sittlichen, wie ästhetischen Tact, edle und zugleich vernunftsgemäße Lebensauffassung, sowie künstlerische Form anbetrifft, hoch über den gleiche Fragen discutirenden Erzeugnissen moderner Novellistik.

Der Wunsch.

Ein Märchenspiel in Versen von **Rudolf Lothar.**

Zum ersten Male aufgeführt am Wiener Hofburg-Theater am 7. Januar 1894.

3 Bogen 8⁰. Geheftet Mk. 1.—; gebunden Mk. 2.—.

Daß das Publicum nicht den Geschmack für dramatische Werke eingebüßt, in welchen Gedankentiefe sich mit einer die Wirklichkeit verklärenden Phantasie und poetischer, das Ohr durch Wohllaut bezaubernder Sprache verbinden, das bewies der Erfolg, welchen das Drama Lothar's „Der Wunsch" bei seiner Aufführung im Wiener Hofburgtheater hatte.

Scheinheilige der großen Welt

Roman von **Fürst von Meschtschersky.**

Zwei Bände. 34 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 6.—; gebund. Mk. 8.—.

Der Roman zählt zu den besten Erzeugnissen des russischen Autors, dessen Werke in Deutschland nicht minder wie in seinem Vaterlande populär geworden sind.

Jakob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie

von **Bernhard Münz.**

Ein Band. 7 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 1.50; gebunden Mk. 2.50.

Berhard Münz, ein Schüler des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen, schildert in obigem Buche nicht nur den äußeren Lebensgang des viel zu wenig gewürdigten Mannes, der ein „Märtyrer der Wahrheit" war, sondern liefert auch eine durch musterhafte Klarheit ausgezeichnete Darstellung der Philosophie Frohschammers.

Irrlichter.

Roman von **Gregor Samarow.**

Zwei Bände. 33 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 8.—; gebunden Mk. 10.—

Der neue Roman des bekannten Autors spielt vornehmlich in den Kreisen der hohen Finanz- und Sportwelt Berlins und schildert großstädtische Verhältnisse in interessanter Weise.

Medusa.

Roman von **E. Vely.**

Ein Band. 17 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 3.—; gebunden Mk. 4.—

Unter dem sonnigen Himmel Italiens, in den Kreisen der Künstler und der kunstsinnigen und reiche Kunstschätze besitzenden italienischen Aristokratie spielt der neueste Roman der gefeierten Erzählerin, und mit südlicher Gluth schildert sie die „die Schranken der Pflicht" durchbrechenden Leidenschaften.

Sonderlinge.

Novellen von **Otto Roquette.**

Ein Band 20 Bogen 8⁰.

Geheftet Mk. 4.—; gebunden Mk. 5.—

Der alte und doch frisch und jugendlich gebliebene Otto Roquette verfügt über die Kunst, merkwürdige Menschenexemplare lebendig und plastisch zu schildern, wie die fünf Erzählungen dieses Buches beweisen, die den Sonderling von der ernsten, tragischen, wie von der komischen Seite anschaulich schildern.

Bühnenkünstlerinnen.

Roman von **August Siems.**

Ein Band. 20 Bogen 8⁰.

Geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—

August Siems, bekannt durch sein langjähriges Wirken am großherzoglichen Hoftheater in Darmstadt, sowie als Verfasser der populären Pantomimen „Die lustigen Heidelberger", „Deutsche Turner", „Ein Künstlerfest" und als Erzähler durch seinen das Artistenleben schildernden Roman „Ein Circusmädchen", bietet in seinem neuesten Werk eine authentische treue Schilderung aus dem Theaterleben, für welches das große Publikum ein begreifliches Interesse hegt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Romane und Novellen.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin (Frau von Adlersfeld), **Haideröslein.** Roman. Dritte Auflage.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Boy-Ed, Ida, Sturm. Novellen.
Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

In diesen drei Novellen offenbart Ida Boy-Ed eine Logik und einen psychologischen Scharfblick, wie er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man kann sagen überhaupt wenigen Schriftstellern der Gegenwart eigen ist.

Glaser, Marie von, Zittergras. Skizzen und Novelletten. 2. Auflage.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; fein gebunden M. 5,—

Dieses Erstlingswerk einer begabten Schriftstellerin hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Die Kritik rühmt den liebenswürdigen Plauderton, über den die Verfasserin verfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten. Die kleinen Geschichten sind zumeist Aristokraten-Novellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständniß erlauscht und wiedergegeben.

Justinus, Oskar, Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.
2 Bände. Geheftet M. 7,50; fein gebunden M. 9,50

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten. Deshalb wird dieser große humoristische Roman mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Dohm, Hedwig, Wie Frauen werden. — Werde, die Du bist. Novellen.
Geheftet M. 3,—; gebunden M. 4,—

Diese Novellen übertreffen durch künstlerische Vollendung, durch Ideengehalt und Weite des Horizontes wohl Alles, was sonst auf diesem Gebiete geschaffen wird.

Sacher-Masoch, Leopold von, Zerka. Die Maus. — Maria im Schnee. Novellen.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; fein gebunden M. 5,—

Das Ewig-Weibliche hat auf Sacher-Masoch von jeher große Anziehungskraft geübt; mit besonderem Vorliebe und Meisterschaft schildert er Frauengestalten voll Temperament, Launen, voll Stolz und Herrschsucht. Auch in den drei Erzählungen dieses Buches sind die Heldinnen Frauen, die weibliche Anmuth mit einem Zuge männlicher Energie vereinen. Dem aufmerksamen Leser enthüllt sich in diesen unterhaltenden Geschichten manche ernste Wahrheit, die der Verfasser in Bezug auf die Frauenfrage, auf die Stellung von Mann und Frau zu einander in gewinnender Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung zum Ausdruck bringt.

Samarow, Gregor, Am Abgrund. Roman.
2 Bände. Geheftet M. 9,—; gebunden M. 11,—

Gregor Samarow versteht es meisterhaft, auch in diesem neuen Romane das Interesse seiner Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Es ist eine zum Theil neue Welt, die wir hier in den Schilderungen russischer Zustände kennen lernen. Die Sprache ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwung und dabei doch maßvoll; einzelne Scenen von geradezu ergreifender Wirkung.

Schönthan, Franz von, Der General. Novelle.
Geheftet M. 2,—; fein gebunden M. 3,—

Daß Franz von Schönthan, der dem großen Publikum vornehmlich als ein Anhänger der heiteren Muse bekannt ist, auch für die ernsten Conflicte des Lebens Verständniß und dichterisch gestaltende Begabung besitzt, hat er in dem Schauspiel „Das goldene Buch", überzeugender jedoch in dieser Erzählung bewiesen.

Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

Der Roman ist packend geschrieben und die Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden sehr anschaulich und fesselnd. Das Werk, das in seinem Thema ganz fin de siècle ist, darf auf einen großen Leserkreis rechnen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aord und Süd.

Cine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Laul tindau.

Gnundsiebzigfter Vand.

Mi! t>cn poiliaül n«n:

V»i! kwnld l^asse, liermonü teui, Franz Iloppcl><kIIf,ld,

schlesifche Vnchdiuckeiei, «unst» und Verlag«.Anstalt
v, 3. 2chottlaend«l,

Inhalt des ?j. Bandes,

»ctoüer. — Oovember. — Vecember.

S«i!»

1894«?. l'riZCks k'ülWnF. 1894«
/V.V!
,1
HD
,A
'ii i' 'i um
läßlieber Ver82us
UM«» . « -
l««lni»». . <?> «
»«Uln». 34» «
»,!««st,ll,. N «
! ,^,„V^^"^'V'<',

si!llV«slös»Iy
8sis>ul«l 8»!l».
!l^Nl.8»^orll
8sisU«l«l l»«til!«>.
^>,
!!!N!I!!!!IN!7s,!,MN!!llll!!!!!lll«,!!!!l,ll!!!!!!IM!MM««!lMUllM!INl>!!l!!!l!!l»!U!!!M!,
alle illilmIssHzzel-Hiülllln^i!, ^«tliellßll unil HlWickn.
Usbei-ssoizen« IloMg in ll«n yi-ö88ton 8tällt«n alloi- Wslttnsüs
^"^-sl<^<.4»^t
'^-»»»'^M'»»»'»'",^'»^,',^»^^',^'^'«','^^^'«^^^^'^^^'»^','^

Vctober l8<)4.

Inhalt.

yierzn ein Portrait: «arl Lwald Lasse.
Radlrnng von Wilhelm Rohr in München.

.No.l. »nb -Ol,' .rscheln. «m Anfand« M°na» l„ I,ef>e„ ml. i» .<«« «nnübell»«.
»II» S»chl,anl>ln»uen nnl> p°st»nst»l,en nehmen jedeizel! U.stellunuen an,
i l?^ -"^ >?" «dactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be-
zug ichen Sendungen sind ohne Angabe ein« 0ersonennm„en< .«
richten an die ^
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
. siebenhufenerstr. 2/3.

Die schöne Dschanfeda Hanum und ihre Verfolger.

«Line türkische Geschichte

von

Rudolf Lindau.

— Ronswntinopel. —

!n Angora lebte vor vielen Jahren ein Mann Namens Iunnüß, der für den reichsten Bewohner der Stadt galt, und in dessen Hause alle Reisenden und Wanderer, ob vornehm oder gering, arm oder reich, stets gastfreundliche Aufnahme fanden. Iunnüß hatte eine tugendhafte Frau, die er innig liebte, und als diese nach turzer Krankheit starb, war er bis zum Tode betrübt. Er brach die Handelsbeziehungen ab, die er bis dahin gepflegt hatte, und zog sich so sehr von allein Verkehr mit seinen früheren Freunden uud Bekanuten zurück, daß er bald nur noch feine beiden Kinder, Osman und DschanfM, und den Imam*) einer in der Nahe seines Hauses gelegenen Moschee sah. Osman war ein gottesfürchtiger, kluger Jüngling-, von Dfchanfedü, erzählte man in den Harem, fie fei das fchönste Mädchen der Stadt, ja wohl des ganzen Reiches; der Imam war ein häßlicher Menfch von etwa vierzig Jahren, aber von einiger Gelehrfamkeit und großer Klugheit. Er hatte es verstanden, die Freundschaft und das volle Vertrauen Iunnüß' zu gewinnen.

Der Imam liebte Dschanfetck, wennfchon er fie feit ihren Kinderjahren nicht mehr gefehen hatte. Die Haremsberichte über ihre unvergleichliche Schönheit, die durch feine Mutter, welche dem alternden Sohne nicht mißtraute, an feine Ohren gedrungen waren, hatten feinen Verstand getrübt, alle Gottesfurcht in ihm getödtet und maßlofe Leidenschaft und Begierde in seinem

") Priester.

Herzen entfacht. Tfchanfedüs Bild, wie er es sich nach der Beschreibung seiner Mutter ausmalte, groß, schlank, mit tiefschwarzem Haar, blauen Augen und marmorweißem Antlitz, verfolgte ihn Tag und Nacht, ließ ihn Speise und Trank vergessen, so daß er zum Skelett abmagerte und grausenhaft anzusehen war. Er wußte wohl, daß Iunnüß ihm seine Tochter niemals zum Weibe geben würde, da er arm, alt und häßlich war, und wenn er bemerkte, wie die Kinder in der Straße sich erschreckt von ihm abwandten, so erkannte er auch, daß DschanfedK freiwillig nicht an seiner Seite bleiben würde, aber dennoch sann er unausgesetzt darauf, wie er sich durch List oder Gewalt in den Besitz der schönen Jungfrau setzen könnte. Da kam ihm der Gedanke, daß er damit anfangen müsse, Iunnüß und Osman aus Angora zu entfernen, damit Tfchanfedä, des starken Schutzes ihres Vaters und ihres Bruders beraubt werde. Er benutzte die Traurigkeit, die Iunnüß seit dem Tode seiner Frau überfallen hatte, um diefem eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten als das gottgefälligste nnd deshalb beste Heilmittel gegen seine Schwermut!) anzupreisen, und Iunnüß, dem das Leben in Angora keine Freude mehr bot, ging sogleich auf den vom Imam angeregten Gedanken ein. Er befahl feinem Sohne Osman, Alles zu einer genieinsamen Pilgerfahrt nach Mekka und Medina vorzubereiten, und nach wenigen Tagen fchon waren die Neiden reisefertig.

Iunnüß hatte einen alten Intendanten, der feit vielen Jahren im Hause nach eigenem Ermessen schaltete und waltete und dort Alles in guter Ordnung hielt, aber Iunnüß' Freundschaft für den Imam war größer als sein Vertrauen zu dem elirlichen Diener, und so stellte er dm Imam über einen Verwalter, indem er Jenem eine große Summe Geldes übergab und ihn bat, die Rechnungen zu bezahlen, die der Intendant ihm zur Bestreitung der Unkosten des Haushaltes vorlegen würde. Ter Haushofmeister fühlte sich dadurch tief gekränkt, aber er schwieg, wie dies seine Pflicht als Diener war.

Nachdem Iunnüß und Osman Angora seit zwei Wochen verlassen hatten, ließ der Imam den Intendanten rufen und befabl ihm, Rechnung über seine Ausgaben während der vergangenen zwei Wochen abzulegen. -— Ter Verwalter war darüber erstaunt, denn sein Herr hatte niemals Aehnliches von ihm gefordert.

„Ich bedarf Eures Geldes nicht," fagte er. „Ick kann mit dem, was ich besitze, bis zur Rückkehr meines Herrn auskommen."

„Ich sehe wohl," erwiderte der Imam, „daß Tu vorziehst, mit meinem Freunde Iunnüß abzurechnen, den Tn täuschen kannst, weil er blindes Vertrauen zu Tir hat; aber ich vertrete ihn jetzt, und es ist meine Pflicht, darauf zu achten, daß er in seiner Abwesenheit nicht von diebischen« Gesinde betrogen werde. Tu mußt mir sogleich Rechnung ablegen; verweigerst Tu dies, so hast Tu das Haus zu verlassen oder ich rufe Tich vor den Kadi."

„Ich fürchte nicht, vor dem Kadi zu erscheinen," sagte der Verwalter,
„denn ich habe nichts Unrechtes gethan, und die alten Leute dieser Stadt,
in der ich geboren bin und mein Bart weih geworden ist, kennen mich für
einen ehrlichen Mann; auch der Kadi weiß, daß ich es bin; — doch ziehe
ich vor, ein Haus zu verlassen, in dem Ihr über mich gestellt worden seid.
Ich werde Euch die Schlüssel, die noch in meinem Besitz sind, aushändigen
lassen. Was dann noch in Iunnüß' Hause geschehen mag, dafür werdet
Ihr allein verantwortlich sein."
Als der Imllm die Schlüssel in seinen Händen hielt, war er erfreut,
denn er wähnte, daß er den« Ziele, nach dein er strebte, nun nahe gerückt
sei. — Er bemühte sich zunächst, die Lebensweise Dschanfedäs genau kennen
zu lernen und benutzte dazu seine arglose alte Mutter. Diese kannte Dschan-
sedü seit ihrer Geburt, und bei der Freundschaft, die deren Vater mit dem
Imllm verband, war es natürlich, daß sie ein häufig und gern gesehener
Gast im Harem des reichen jungen Mädchens war. Wenn dann die alte
Frau nach diesen Besuchen wieder mit ihrem Sohn zusammentraf, so erzählte
sie bereitwillig und unaufgefordert Alles, was sie im Laufe des Tages iu Ge-
sellschaft der Dschanfedä, Hanum erlebt batte. Nach kurzer Zeit war der
Imam mit den regelmäßigen Gewohnheiten des Lebens, das die heimlich
Geliebte führte, vollständig vertraut. Auf diese Weise wußte er auch, daß
Dschanfeds, an schönen Menden gern in dem großen Garten verweilte, der
sich, von hohen Mauern umgeben, hinter dem Hause ihres Vaters aus-
breitete. Sie war dabei gewohnlich von Dilbeer, ihrer Lieblingssklavin
begleitet, doch kam es nicht selten vor, daß diese, wenn sie einen Auftrag
im Hause auszuführen hatte, die Herrin in dein sicheren Garten allein ließ.
Auf seine Kenntnisse dieser Verhältnisse baute nun der Imam den thörichten
und frevelhaften Plan, sich der Person Dschanfedäs zu bemächtigen. Er
schlich sich allabendlich in den Garten, wobei er eine schmale Thür in der
Mauer benutzte, die, dem am anderen Ende gelegenen Hause gegenüber,
vom Garten unmittelbar in's Freie führte. Er entging fomit der Beob-
achtung des Pförtners, der den Eingang zum Hause bewachte, sowie der
zahlreichen Diener und Sklaven, die sich im Hofe und in den daran grenzen-
den Gebäuden aufhielten. In dem Garten standen viele alte Bäume und
verdeckte Lauben, so daß es Jemand, der die Oertlichkeiten so genau kannte
wie der Imam, leicht war, sich dort den unaufmerksamen Blicken harmloser
Spaziergänger zn entziehen.
Als die Zeit des Vollmondes nahte, erschienen Dschanfeds und Dilbeer
jeden Abend im Garten. Die beiden Mädchen setzten sich dann gewöhnlich
auf eine breite steinerne Bank, die, etwa in der Mitte des Gartens, unter
einer mächtigen Platane angebracht war. Dort hörte man die Nachtigallen
schlagen und andere Vögel in Liebesweh rufen und fchluchzen, so daß die
Herzen derer, die ihnen lauschten, sich mit unbeschreiblichem Sehnen füllten.
Schwiegen die Vögel einen Augenblick, fo trat sogleich Todtenstille ein, und

die Ruhe unter deu duftenden Bäumen, deren Blätter im milden Mondlicht erzitterten, wurde dann so feierlich, daft die Mädchen nur leife zu flüstern wagten oder am liebsten schwiegen.
Dschanfedü, und Dilbeer waren in leichten (Gewänden gekleidet und gingen unverschleiert, wie im Harem, da sie keines Mannes Blick zu fürchten hatten. Doch wurden sie von Augen, gieriger als die eines hungrigen Wolfes, überwacht. Der Imam, im schwarzen Schatten eines Baumstammes, stand nur wenige Schritte hinter ihnen.
Am vierten Abend erschien Dschanfedä ohne Begleitung und lieft sich auf ihreu Lieblingsplatz nieder. Sie trug ein gelbseidenes leichtes Hemde, das bis zu ihren kleinen Füße reichte, in der Mitte durch einen breiten goldenen Reif zufammengehalten war und Arme und Hals frei lieft. Ihr aufgelöstes Haar bedeckte wie ein Mantel aus langen, schwarzen glänzenden Seidenfäden die zart geformten Schultern, den fchmalen Nacken, den Rücken und die schlanken Hüften.
Der heifte Athem des Imam flog wie der eines abgehetzten Thieres, sein Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen. Er trat hervor. DschanfedK fuhr erfchreckt in die Höhe und stand kerzengerade, stumm, zitternd, bleich vor ihm. Er hatte die Worte, die er ihr bei der ersten Begegnung sagen wollte, die er sich wohl hundert Mal wiederholt hatte, die das Herz des juugen Mädchens rühren sollten, vergessen. Er konnte nur beide Arme nach ihr ausstrecken und wimmernd murmeln: „Dschanfedü! Dschanfedä!"
Da kam dem geängstigten Mädchen die Stimme zurück. Sie stieft einen Schrei des Entsetzens aus, der wie ein geller Pfiff die Stille der Mcht durchschnitt, und wollte entfliehen. Aber der Imam hatte sie mit seinen knochigen Armen gepackt und zog sie unwiderstehlich an sich. Sie fühlte sich umschluugen, emporgehoben, sie vernahm unheimliches Äechzen, Stöhnen, scheuftliche Lippen suchten ihren Mund und fanden ihn, und sie glaubte sich unrettbar verloren, als sie in geringer Entfernung die ängstliche Stimme Dilbecrs vernahm:
„Herrin! Herrin! Ich komme!"
„Zu Hilfe! Nette mich! Der Imam!"
Dschnnfedü, fühlte sich plötzlich frei und sank zu Boden. Fast vergingen ihr die Sinne, aber ini nächsten Augeublick hörte sie die weiche Stimme der geliebten Sklavin und fühlte deren fünfte Hände anf Gesicht und Armen:
„Was ist geschehen? ^h, Herrin, was ist geschehen?" jammerte Dilbeer.
„LI Kamcw-!iII»!i," murmelte DschanfedK. „Du kamst zur rechten Zeit. Folge mir! Schnell! Hier ist es nicht geheuer."
Im Laus erreichten die beiden Mädchen den Harem, und dort erzählte Dschanfedll ihren entsetzten Zuhürerinnen, daft sie von einem Manne über-fallen sei, i»> dem sie den Imam erkannt habe.

„Ten Imam? Das Scheusal?" riefen die Dienerinnen.
„Ja, den Imam, den Freund meines Paters."
Als der elende, gottvergessene Imam die Stimme Dilbeers vernommen, da war sein Verstand plötzlich wieder Herr seiner Sinne geworden, und er hatte erkannt, daß sein verbrecherischer Anschlag mißlungen sei. Er war entflohen und, durch die Gartenthnr in der Mauer, zu der er den Schlüssel hatte, in's Freie gelangt, vorläufig vor jeder Verfolgung sicher. — Der böse Geist, der sich seiner bemächtigt hatte, flüsterte ihm neue, üble Nachschlüge ein. Da er Dschanfed^ nicht besitzen konnte, so wollte er sie verderben. — Er begab sich langsam nach Hause. Während des Weges reiften in ihm die fchändlichen Pläne, mit denen er sich trug. Seine Mutter erwartete ihu, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Er trat ihr unfreundlich entgegen und sagte: „Weshalb verschwiegt Ihr mir, was im Harem der Tochter meines Freundes Iunnüß vorgeht?"
Die alte Frau antwortete: „Ich verstehe Dich nicht. Ich habe Dir nichts Geheimes verschwiegen.)m Harem der Dschanfedä Hauum geht Alle? so zu, wie es gute Ordnung und Sitte erheischen."
„So hat das listige Mädchen auch Euch getäuscht," fuhr der Imam fort, und darauf erzählte er seiner erstaunten Mutter, er habe durch geheime Kundschafter, die er augeworben, weil er der Dschanfedü, fchon seit einiger Zeit mißtraute, iu Erfahrung gebracht, daß die pflichtvergessene Tochter seines Freundes im Geheimen ein Liebesverhältnis; mit einem Ungläubigen angeknüpft habe und mit diesem zu entfliehen beabsichtige. Es sei ihm soeben gelungen, das verbrecherische Paar zu überraschen. Der Fremdling habe die Flucht ergriffen, und Dschanfed^ würde ihn» gefolgt fein, hätte er fie nicht gewaltsam zurückgehalten.
„Nun begebt Euch morgeu früh zur DschanfedK Hanum," schloß er seinen lügnerischen Bericht, „und sagt ihr, meine Befehle, die ich Namens ihres Paters crtheilte, wären, sie dürfe den Harem nicht wieder verlassen nnd bis zur Rückkehr ihres Vaters oder Pruders Niemand, außer ihren Dienerinnen, darin empfangen. Sie follte nicht uersnchen, ungehorsam zu sein, denn ich würde sie im Geheimen auf Schritt uud Dritt überwachen lassen. — Nachdem Ihr der DschanfeoK diese Befehle mitgetheilt habt, müßt Ihr Euch sogleich wieder entfernen. Sie wird wahrscheinlich versuchen, mit Euch zu spreche» und ihre Missethat in Abrede zu stellen, dann sollt Ihr sie aber unterbrechen und sagen: ‚Mein Sohn hat mir Alles erzählt, was ich zu wissen brauche.' Und ich wünsche, daß Ihr weiter kein Wort sagt, noch ein Wort von ihr anhört, sondern Ench schleunig zu mir zurückbegebt. Ich werde Euch erwarten."
Die Mutter des Imam sagte: „Niemals hätte ich der Dschanfedü Hauum so viel Schlechtigkeit zugetraut. Sie sieht gut und rein aus, und ich hatte sie immer dafür gehalten." Darauf führte sie den Auftrag, den der Sohn ihr gegeben hatte, getreulich aus. —

„Wie nah!» Dschanfedä Eure Mittheilung auf?" fragte der Imam
feine Mutter, als diefe wieder zurückgekehrt war.
„Sie brach in Thränen aus und fagte: ‚Auch ohne den Befehl Eures
Sohnes hätte ich den Harem vor der Rückkehr meines Vaters nicht wieder
verlassen. Ich fürchte wich vor dem Abfcheulichen. Ich bin jetzt fchutzlos;
aber fagt ihm, er werde den Zorn meines Paters kennen lernen/ Darauf
antwortete ich nach Deinem Wunsche: Mein Sohn hat mir Alles erzählt',
und entfernte mich fogleich wieder. Es war ein schwerer Gang für mich,
denn ich habe DschanfM Hanum gleich einer Tochter geliebt."
„Ihr habt wohl gethan," entgegnete der Imam. „Ich danke Euch."
Darauf fchrieb der Imam einen ausführlichen Brief an Iunnüß, in
dem er die Lügen, die er feiner Mutter bereits aufgetifcht hatte, wiederholte
und noch weiter ausschmückte und ihm anempfahl, feine Rückkehr nach
Angora möglichst zu beschleunigen, damit Dschanfcdä, nicht Schimpf und
Schande über fein Haupt brächte. „Ein verliebtes Mädchen ist schwer zu
überwachen," schloß er seinen Brief, „und ich weiß nicht, ob meine ge-
ringen und unerfahrenen Kräfte dazu genügen werden. Den ersten Lieb-
haber habe ich verjagt; aber ein zweiter kann auftauchen. Euerer Tochter
mißtraue ich, und sie muß wohl fehr listig sein, da es ihr gelungen ist.
Euch selbst und auch meine Mutter vollständig über das Sündhafte ihrer
Regungen zu täuschen. Daß sie plötzlich züchtig und aufrichtig geworden
fein sollte, dazu müßte sie ihre ganze Natur verändern. Das glaube ich
nicht: denn wer einmal in den Bergen gewesen ist, ist bedacht, dorthin
zurückzukehren."
Diesen Brief übergab der Imam einen» sicheren Boten, dem er große
Eile anempfahl und den, es gelang, die Karawane, mit der Iunnüß feine
Pilgerfahrt angetreten hatte, in der lyrischen Wüste zn überholen.
Iunnüß las den Brief aufmerksam durch, wozu er lange Zeit gebrauchte;
dann reichte er ihn seinem Sohne Osman, der dem Bater seit Ankunft des
Noten nicht von der Seite gewichen, weil er begierig war, zu erfahren,
welch' wichtige Angelegenheit die Entsendung eines Briefes verursacht haben
mochte.
Der unglückliche Bater verharrte eine Nacht und einen Tag, ohne zu
sprechen und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und erst kurz vor Morgen-
grauen des zweiten Tages, als die Karawane zum Weitennarsch aufbrechen
wollte, rief er Osman zu sich und befahl ihm, nach Angora zurückzukehren.
Er solle dort zuerst den Imam aufsuchen und nachdem dieser die Schuld
Dschanfedüs bestätigt, die Unwürdige tüdten; Alles was sie an Juwelen und
kostbaren Gewänden besessen habe, solle vom Imam verkauft und an die
Armen der Stadt uertheilt werden, nur den goldenen Gürtel, der von ihrer
tugendhaften Mntter herrühre, und den der Bater ihr befohlen babe, niemals
abzulegen, solle er ihr abnehmen und ihm zum Zeichen, daß seine Befehle
ausgeführt worden fein, zurückbringen.
^ >

Osman erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, den Vater milder zu stimmen, und da ihm seine Schwester sehr theuer gewesen war, so trat er mit tiefer Trauer im Herzen den beschwerlichen Rückweg nach Angora an. Auch er hegte setzt bitteren Groll gegen Tschanfedä, doch würde er, hatte es in seiner Gewalt gestanden, ihres Hebens geschont und sie zur Gefangenschaft in einem entlegenen Theile des Harems verurtheilt haben. Er hatte dies seinen: Vater angedeutet, aber der hatte sein Anliegen mit strenger Gebärde stumm zurückgewiesen.
Nach langer Fahrt traf Osman endlich wieder in Angora ein. Unterwegs hatte er seltsame Traumbilder gehabt. Tschanfedä war ihm erschienen und hatte ihn bittend und traurig angesehen- „Glaube mir, glaube dem Lügner nicht; ich bin unschuldig, schone meines Lebens!" Tas Bild der unglücklichen Schwester verfolgte ihn auch am Tage, und während er auf dein Rücken seines nnhörbar dahinschreitenden, schnellfüßigen iwmeels durch schreckliche Einöden zog, vernahm er Tschanfedäs weiche Stimme: „Ich bin unschuldig, schone meines Lebens." Seine Traurigkeit wurde immer größer, und er fühlte sich daran erkranken, aber er wußte, daß es ihm oblag, seinem gekränkten Vater ein gehorsamer Sohn zu sein, und der Entschluß, dessen Befehle auszurichten, schwankte nicht in ihm.
Mit finsterem Ernst begrüßte der Imam den Heimgekehrten, und unbewegt vernahm er dessen Notschaft, er käme nach Angora, um Tschcmfeda zu tödten, falls sie schuldig sei.
„Sie ist schuldig, schuldig alles dessen, was ich Deinem Vater geschrieben habe. So handle nach seinen Befehlen."
Tarauf begab sich Tsman nach dem väterlichen Hause und in den Harem zu seiner Schwester. Tiefe war höchlich erstaunt, ihren Bruder, den fie in Mekka wähnte, plötzlich vor sich zu sehen; aber ihre Verwunderung mar keine freudige, fondern gab Unruhe und Beängstigung zu erkennen.
„Was führt Tich jetzt fchon nach Angora zurück?" fragte sie. „Dem Vater ist hoffentlich kein Unfall zugestoßen? Tu felbst siehst elend und traurig aus."
„Ich fühle mich elend und traurig. Ter Vater war nicht krank, als ich ihn verließ. Was mich nach Angora zurückgeführt hat, das werde ich Tir später erzählen. Jetzt mache Tich bereit, nnch zu begleiten."
Osman führte seine Schwester, sobald sie Mantel und Schleier angelegt hatte, an das Ufer des Engüri-Su und ging ihr lange Zeit stromaufwärts vorau, bis die Neiden eine einfame Stelle erreicht hatten. Tort bedeutete Tsman seine Schwester, sich unter einem Baume niederzulassen, dessen Wurzeln in den schnell vorbeischießenden Strome hineingriffen, und vor ihr stehend, mit tiefer Traurigkeit in Stimme und Gebärde, fugte er, er wäre mit dem Auftrag seines Vaters nach Angora gekommen, sie zu tödten, weil sie sich einem Ungläubigen hingegeben und mit diesem zu entfliehen beabsichtigt habe.

Dschanfedü konnte auf diese Anklagen zuerst nur durch Thränen ant-
Worten; dann erzählte sie mit zitternder Stimme, was an jenem verhängniß-
uollen Abend vorgefallen war. Aber ^sman war durch den verlogenen
Brief des Iman auf die Darstellung seiner Schwester vorbereitet uud glaubte
ihr nicht. Und je öfter und eindringlicher sie die Netheuerungen ihrer
Unschuld wiederholte, je mehr war 3)sman von ihrer Schuld überzeugt.
„Löse jenen Gürtel und gieb ihn mir," sagte er.
Als er den Neif in der Hand hielt und Dschanfedä, emporheben wollte,
um sie in den Strom zu stürzen, denn ihr Blut zu vergieße«, dazu fehlte
ihm die Kraft, zauderte er noch einmal vor dem Vollbringen der furcht-
bare« Aufgabe, feine eigene Schwester zu tödten; doch kam ihm der Ge-
danke nicht, seinein Vater ungehorsam zu seiu. „Es muß sein!" sagte er
vor sich hin. Er nahm Dschanfedü, in seine Arme, nnd seiner Sinne kaum
noch mächtig, näherte er sich schwankenden Schrittes dem steilen Ufer. Da
vernahm er Dschanfedäs Stimme:
„Glaube mir, glaube dem Lügner nicht, ich bin unschuldig, schone
meines Lebens."
Osmcm ließ Dschanfedii aus feinen Armen gleiten lind blickte verwirrt
um sich. Das waren dieselben Worte, die er im Traume gehört und die
während des Rittes durch die Einöden und Wüsteneien von Syrien und
Kleinasien so oft an sein Thr gedrungen waren. War es nicht eine Stimme
des Himmels, die er vernommen hatte? Stand nicht im heiligen Koran,
daß Allah die Seelen der Schlafenden bei sich aufnimmt?
„Ich will Deines Lebens fchonen, Dschanfedü," sagte er kaum hörbar;
„Gott wird mir den Ungehorsam gegen meinen Vater verzeihen, da er selbst
mir befiehlt. Dich nicht zu tödten."
Darauf versank er in tiefes Nachsinnen, und als er daraus erwachte,
berieth er milde und ruhig mit seiner Schwester, was geschehen müsse, um
ihr selbst das Leben zu lassen, gleichzeitig aber dem Vater den neuen
Schmerz zu ersparen, seinen Sohn als einen Ungehorsamen zn erkennen.
Endlich kamen sie überein, dein Vater müsse der Glauben gelassen werden,
daß seine Tochter todt sei, und diese solle in ein fernes Land fliehen, so
daß er fie niemals wiedersehen würde. Dann übergab ihr Osman eine
ansehnliche Summe Geldes, die er noch von der Reise in seinem Gürtel
bei sich trug und verabschiedete sich wie ein Bruder von ihr. Sie weinte
dabei so bitterlich, daß auch ihm die Thräuen in die Augen traten.
„Du ziehst mit Gott," sagte er endlich. „Was er für Dich bestimmt
hat, das wird sich erfüllen." (Wörtlich: „Du wirst nun lesen, was auf
Deiner Stirn eingeschrieben ist.")
,^n Angora berichtete ^sman dein ^mam, DschanfedK fei todt, gönnte
sich im vaterlosen Hause einige Tage Rast und schloß sich endlich einer
Karawane an, um in Mekka, wie er es mit seinem Vater verabredet hatte,
wieder mit diesem zusammenzutreffen. E-> kostete ihm große Ueberwindung,

dem Imam nicht zu sagen, daß er ihn für einen Lügner halte, aber er wußte, daß er dadurch den Argwohn seines Vaters erweckt haben würde, und deshalb schwieg er. -— Der Immn, der Osman als einen gehorsamen Sohn kannte, schöpfte keinen Verdacht. Das ernste Wesen des Bruders der unglücklichen Dschanfedä bedurfte für Den, der in Osman den Henker der eigenen Schwester erblickte, keiner Erklärung.

Dschanfedü, schritt inzwischen unverzagt ihres Weges. Sie war dem Tode so nahe gewesen, daß das (beschenk des Lebens allein genügte, ihr junges Herz mit Muth und Hoffnung zn füllen. Und dann: zum ersten Male seit langer Zeit ctthmete sie frei wieder auf, dem sie hatte niemals gezweifelt, daß der Imam sie mit tödtlichem Haß verfolgen werde. Nun hatte er feine Rache gekühlt, und sie fühlte sich frei von den Verfolgungen des Niederträchtigen. — Gegen Abend erblickte sie auf einer weiten Ebene einen Hirten, der dort feine Schafe weidete. Sie fchritt auf ihn zu und stand bald vor einem alten, von den Jahren gebeugten Mann, mit einen: milden Antlitz, in dem ein Paar große Augen, hell und klar wie die eines Kindes, frenndlich leuchteten. Dschanfedä, begrüßte ihn artig und fragte ihn, ob er ihr nicht den Anzug eines Hirten uerfchaffen könnte.

„Was willst Du, meine Dochter, mit Manneskleidern anfangen?" fragte der Hirt.

„Ich will sie meinem Vrnder schenken," antwortete Dschanfedü,.

„Nun, ich könnte Dir vielleicht helfen," fubr der Hirt fort; „denn ich besitze feit einigen Jahren fchon ein neues Gewand, das ich aber uoch nicht getragen habe, weil ich damit warten wollte, bis ich einmal nach Angora gehen müßte. Aber das kann noch lange dauern. Wenn Du mir zurückerstatten willst, was ich dafür gegeben habe, fo will ich es Dir überlassen."

Der Hirt nannte eine bescheidene Summe, und Dschanfedä, und er wurden ohne Weiteres handelseinig. Darauf fchaffte der Hirt aus dem nahen Zelte einen neuen Anzug aus festem, hellbraunem Tuch herbei, an dein Nichts fehlte — anch die hohe Schäfermütze, Sandalen und Gürtel waren dabei.

Dschanfeds, eilte leichten Herzens damit davon, und als sie bald darauf eineil Wald erreicht hatte, verbarg sie dort ihre eigenen Gewänder unter trockenem ^aub und abgebrochenen Aesten und kleidete sich von Kopf bis zu Füßen in den neuen Hirtenanzug. Ihre langen Haare band sie in einem festen Knoten anf dem Scheitel zusammen, so daß sie unter der Schäfermütze versteckt werden konnten, und anch die Sandalen wußte sie, weunschon nur mit großer Mühe, sür ihre zierlichen Füße einigermaßen paffend zu machen. Als sie sich noch den langen, breiten Gürtel um die schlanken Hüften geschlungen, da erschien sie wohl als der amnutbigste Hirtenknabe, den man je gesehen hatte. — Nun eilte sie, so schnell ihre leichten Füße sie tragen konnten, eine»! Dorfe zu, dessen Minarct sie schon seit geraumer Zeit erblickt hatte und das sie wenige Minuten nach Sonnenuntergang

erreichte. Ein junger Mann, den sie am Brunnen vor dein Dorfe traf,
führte sie vor das Haus des reichsten Bewohners des Torfes, bei dem fie
mährend der Nacht gastfreundliche Aufnahme fand. Am nächsten Morgen
zog sie in aller Frühe weiter, verbrachte auch die zweite Nacht unter gast-
freiem Dache, und fo ging es uoch viele Tage fort, bis sie eines Morgens
das Meer erreichte, das sie nie zuvor gesehen hatte und dessen Anblick sie
mit Bewunderung erfüllte.
Dschanfedä war sich bewußt, daß ihre Verkleidung eine unvollkommene
war, und hatte es während der ersten Tage vermieden, sich in den Dörfern,
die sie zu durchziehen hatte, bei Hellem Tageslicht zu zeigen. Sie war
immer vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hatte erst in der Dämmerungs-
stunde Aufnahme für die Nacht gesucht. Sie wußte nicht, wohin sie zog,
nnd sie machte sich auch keine Gedanken darüber, was schließlich aus ihr
werden würde. Die letzten Worte ihres Bruders: „Du ziehst mit Gott!
Was er für Dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen," genügten zu ihrer
Beruhigung. Doch betrat sie jedes neue Haus, in dem sie rasten wollte,
mit großer Befangenheit, und schon zu verschiedenen Malen hatte sie unter
freiem Himmel übernachtet, um nicht genöthigt zu sein, die Gastfreundschaft
fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Diese Vedenklichkeiten hatten sie
des Wanderns müde gemacht, und als sie sich nun am Meere sah und viele
Tagereisen weit von Angora wußte, da beschloß sie, sich in der ersten
größeren Stadt, die sie antreffen würde, für einige Zeit niederzulassen.
Sie hatte den Geldvorrat!,, den ihr Bruder ihr mitgegeben, kaum berührt,
und konnte der Zukunft für gerann« Zeit ohne Sorgen entgegenfehen. Ehe
ihre Mittel aufgezehrt seien, hoffte sie, Anstellung in einem Harem gefunden
zu haben. Es handelte sich für sie jetzt zunächst darum, den Männeranzug,
den sie trug, wieder gegen Frauenkleider einzutauschen.
Gegen Abend des Tages, an dem Dschanfedä, an das Meeresufer ge-
langt war, erblickte sie die alte Stadt Isinid vor sich; aber als sie ermüdet
dort angelangt, war es bereits späte Nacht geworden. Sie wagte nicht,
sich nach einem Obdach umzusehen, und nachdem sie sich an einein Brunnen
mit einem Stück Nrod und einigen Datteln, die sie unterwegs gekauft,
gelabt hatte, trat sie in einen offenen Garten und ließ sich dort unter einen
Baum wieder, wo sie, an den Stamm gelehnt, alsbald in tiefen Schlaf versank.
Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die ihr auf das Gesicht fielen,
weckten sie plötzlich. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie mit Verwunderung,
daß sie sich in dem schönsten Garten befand, den sie je gesehen hatte. —
Rings umher auf sorgfältig gepflegten Beeten blühten nnd prangten neben
herrlichen Rosen und anderen Blumen fremdartige Gewächse von fonder-
barm Formen und erstaunlicher Farbenpracht; die Bänme vom schönsten
Grün, hell und dunkel, strotzten von Lebenskraft, einige waren mit lieblichen
duftenden Vlüthen bedeckt, an anderen hingen schon reifende Früchte, und
die Wege und Alleen waren so sanber gehalten, hie und da mit weißen.

rochen und blauen Steinchen gepflastert, daß man hätte glauben können,
sie seien mit buntfarbigen Teppichen und Matten bedeckt, um sie dem Fuß-
gänger angenehm und dessen Auge gefällig zu machen. Als die überraschte
Dschanfedö auf die andere Seite des mächtigen Baumstammes trat, an dem
sie während der Nacht geruht hatte, sah sie zu ihren Füßen ein Nassin aus
weißem Marmor, mit krystallhellem Wasser gefüllt, in dem Gold- und Silber-
fischchen spielten und in das die alten Bäume, die das Necken umstanden, ihre
dunklen Schatten warfen; auch sich selbst erblickte Dschanfedä in dem klaren
Wasser, und sie vertiefte sich so sehr in die Betrachtung des lieblichen Bildes,
das ihr die glatte Fläche wiedergab, daß sie erschreckt auffuhr, als sie plötz-
lich menschliche Stimmen vernahm. Nun wollte sie entfliehen, aber auf den:
Wege, den sie einzuschlagen hatte, um an die weiße Mauer zu gelangen,
die sie hinter Bäumen und Gesträuch hervorragen sah, kamen ihr vier
Männer mit dunklen Gesichtern, in bunter arabischer Tracht entgegen, von
denen ein Jeder ein ruhig dahinschreitendes Pferd an langer Leine führte.
Die Männer hatten sie noch nicht erblickt. Sie trat fchnell hinter den
Baumstamm, der sie ganz verbarg. Tic rauhen Stimmen näherteil sich,
schon glaubte sie langsamen, dumpsen Hufschlag zu vernehmen. Sie hatte
als Kind, im Garten ihres Vaters, wie ein Eichkätzchen in den Näumeu
gespielt, und ohne sich zu bedenken, klomm sie setzt in die Höhe, um sich
hinter dichten Aesten und Blättern den Blicken der fremden Männer zu ent-
ziehen. Bald hatte sie einen sicheren Platz gefunden, und von dort aus er-
spähte sie nun neugierig, was zu ihren Füßen vorging.

Die Pferde, die mit lang ausgestrecktem Hals an das Becken getreten
waren, batten die Köpfe wieder gehoben und blickten aufmerksam in das Wasser.

„Nun? Seid Ihr nicht durstig? Trinkt!" hörte TschanfM einen der
Männer sagen.

Dann traten die Pier an das Wasser; es war rein und ungetrübt,
die alten Bäume spiegelten sich darin wie immer, die Männer erkannten
nichts Ungewöhnliches. Sie streichelten liebkosend die seidenglatten Hälse
der Pferde und sprachen ihnen freundlich, wie Kindern, zu: „Trinkt, Lieblinge,
trinkt! Das Wasser ist frisch und rein."

Aber die Pferde blieben unbeweglich. „Sie sind verhert," sagte einer
der Araber. „Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß Dschinn zur
richtigen Stunde den Trunk verweigert. Und seine drei Brüder thun ein
Gleiches. Sie sind verhert."

Der zweite Araber wurde ungeduldig. „Trink!" rief er dem Hengste
zu, den er an der Leine hielt, und er versuchte, dessen Kopf gewaltsam nach
dem Wasser zu ziehen. Aber das Thier warf den stolzen Nacken unwillig
in die Höhe und wieherte leise.

Da ließ sich plötzlich in geringer Entfernung vom Baume eine ge-
bieterische Stimme vernehmen. „Was treibt Ihr hier? Weshalb laßt
Ihr die Thiere nicht trinken?"

Die Araber luarfen sich nieder und berührten mit ihren Stirnen den
Erdboden. Dann antwortete der Eine, noch immer in knieender Stellung,
den Kopf demüthig gebeugt:
„Oh, Padischah! Die Pferde find uerhert. Sie wollen nicht trinken."
Der Mann mit der gebieterifchen Stimme näherte sich gelassen. Er war
von hoher Gestalt und edlem Anstand. Auf seinein weißen Geficht lagerte
ein Ausdruck tiefer Ruhe, wie DschanfedK ihn noch auf keines Menschen Antlitz
bemerkt hatte. Jetzt stand er am Rande des Beckens, neben den Pferden
und blickte in das Wasser. Das war hell und klar — aber in dem Schatten
des Brunnens zeigte sich etwas Fremdartiges: ein großer dunkler Körper.
Der Padifchah hob den Kopf, und alsbald entdeckte er Dfchanfedii.
„,«omm herunter," fagte er.
Dschanfedü ließ sich den glatten Stamm hinabgleiten, dabei wurde ihr
Beinkleid etwas in die Höhe gestreift, und der Sultan erblickte einen feinen,
blendend weißen Knöchel.
Gleich darauf stand Dfchanfedä bleich und zitternd vor dein Herrfcher.
Aber diefer blickte sie freundlich an, und alle Härte war aus der gebieterifchen
Stimme gefchwunden, als er fagte:
„Was thatest Du in den« Baum, wo Dein Schatten meine Pferde er-
schreckte?"
„Ich hatte dort Obdach gesucht."
„Obdach? Bist Du heimatlos?"
„Ich bin von meinem Vater geflohen, weil er mir zürnte."
„Wie heißt Dein Vater?"
„Iunnüh von Anqora," antwortete sie unüberlegt.
„Und Du selbst?"
„BelM,." — Sie hatte sich in dem Augenblick, in dem sie die Frage
vernahm, klar gemacht, daß sie nicht versuchen dürfte, den Sultan über ihr
Geschlecht zu täuschen; aber ihren wahren Namen wollte sie nicht sagen, aus
Furcht, dies könnte sogleich zur Entdeckung ihrer Abkunft führen und sie ihrem
Vater verrathen.
Die Pferde hatten inzwischen in langen Zügen ihren Morgentrunk ein-
gesogen, und die Männer wollten sich lautlos entfernen, um sie nun wieder
in den Stall zu führen. — Der Sultan wandte den Kopf nach ihnen und
sagte nachlässig:
„Eine Sänfte! Hierher!"
Einer der Araber sprang in weiten Sähen davon, von dem Pferde,
das er an der Leine führte, lustig gefolgt.
Dschanfedä oder Behiöh, wie sie von nun an heißen sollte, wurde
bald darauf von fchwarzen Sklaven in den Harem getragen, der zu
dem Jagdschloß von Ismid gehörte. Der Sultan hatte eine befondere Vor-
liebe für diesen Landsitz, so daß er ihn oftmals, wenn die Negierungs-
geschäfte seine Abwesenheit von Ttambul gestatteten, auf längere oder kürzere

Zeit besuchte, — Der Kroßherr, der langsam vorangeschritten war, hatte
im Harem bereite seine Befehle gegeben, als Nehidh dort eintraf. Sie
wurde von stillen, gewandten Sklavinnen ehrerbietig empfangen und in ein
kühles Gemach gefübrt, aus dem sie eine halbe Stunde später, kostbar ge-
schmückt, wieder hervortrat, um in einem anderen Naume dm Besuch des
Pndischah zu erwarteil.
Dschanfedä war in Angora als das schönste Mädchen des Reichs ge-
priesen worden, nnd das Urtheil der kleinen Stadt erwies sich nun als
richtig. Der Sultan hatte nie etwas Schöneres gesehen, als das junge
Mädchen, das mit züchtig zu Boden geschlagenen Lidern vor ihm stand.
Als sie auf seine Anrede den Blick zu ihm erhob und er in die tiefen,
blauen, reinen Kinderaugen schaute, da entflammte er in nie gekannter
Leidenschaft zu dein fchönen Wesen und beschloß, es zu seiner (Gemahlin zu
machen. — Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden noch an demselben Abend
statt, und vier Tage später brachten vom Sultan entsandte Boten Hochzeits-
geschenke für die jüngste Gemahlin des Großherrn aus Stamlml zurück, die
einer Sultanin würdig waren: Kopfreifen, Hals- nnd Annbänder, Gürtel,
Ohr- und Knöchelreifen aus lauterem Golde, mit Diamanten und Perlen
verziert, einen mit Edelsteinen besetzten Spiegel, mit Diamanten durchwirkte
Schleier, Pantoffeln, mit Perlen gestickt, Stelzenschuhe für's Bad aus Gold
mit Juwelen besetzt, und zahlreiche Gewänder aus den kostbarsten Stoffen
für alle Tages- und Jahreszeiten. — Der große Neichthum in dem Dschanfedu
feither gelebt hatte, kam ihr jetzt ärmlich vor, doch dachte sie mit Wehmuth
an ihre freie Jugend im Harem von Angora und an ihre Verwandten, die
sie, trotz der grausamen Behandlung, die ihr von ihrem Vater zu Dheil ge-
worden war, noch immer zärtlich liebte. Und auch an Dilbeer, ihre Lieb-
lings-Sklavin, dachte sie und hätte sie an Stelle der stummen Frauen ge-
wünscht, die ihre Dienste um sie ohne Freude verrichteten.
Nachdem der Sultan seinen Aufenthalt im Jagdschloß von Ismid
noch um zwei Wochen über seine ursprünglichen Pläne hinaus verlängert
hatte, kehrte er nach Stambul zurück, von Behiöh begleitet, für die in
einein Theil des Harems von ToMapu eine besondere Wohnung mit
großer Pracht eingerichtet worden war. Nach einem Jahre genas sie dort
eines schönen Knaben, wodurch die Zuneigung des Sultans zu ihr noch
vergrößert wurde, so daß sie bald für den größten Liebling des Padifchah
galt und von den anderen Frauen, die sich durch sie aus dem Herzen des
Großherrn gedrängt fühlten, mit Neid und Eiferfucht behandelt wurde. Aber
Niemand wagte, das zu zeigen, überall begegnete sie freundlichen Blicken und
hörte artige Worte, und ihre Sklavinnen, die sie zu Anfang aus Furcht
allein aufmerksam bedient hatten, schlössen sich bald in treuer Anhänglichkeit
an sie an, weil ihre unvergleichliche Schönheit, ihre Milde nnd Herzensgüte
auf Alle, die das Glück hatten, ihr näher treten zu dürfen, einen unwider-
stehlichen Zauber ausübten.

Ein großer Sultan tennt nicht die kleinliche Neligierde gewöhnlicher Menschen. Ter Großherr wußte, daß Behich schon war, daß sie ihm allein angehörte, er erkannte, daß sie sich des Zusammenseins mit ihm freute, und er lauschte gern ihrer weichen 'Stimme, wenn sie, ihn einschläfernd, leise sang oder ihm Geschichten aus ihrer Heimat erzählte, die von Urahnen bis zu ihrer Mutter gekommen waren und die diese ihr als Kind und junges Mädchen erzählt hatte. Mehr verlangte der Sultan nicht von Behi6h; es kümmerte ihn nicht zu wissen, woher sie kam. Seit den Fragen, die er bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr an sie gerichtet, hatte er sich nicht wieder nach ihrer Herkunft erkundigt. Sie stammte aus Angora, ihr Vater, der sie schlecht behandelt hatte, führte den Namen Iunnüß. Tessen würde sich der Sultan vielleicht noch erinnert haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, daran zu denken — aber er dachte nicht daran. Tiefe Gleichgiltigkeit des Padifchah, die der Großartigkeit seines Charakters entsprang, war nicht etwa von einem Mangel an Theilnahme für die von ihm bevorzugte Gemahlin begleitet, !und als er sie eines Tages traurig und nachdenklich fand, fragte er sie, was ihr fehle. Sie antwortete nach einigem Zögern und mit oftmals wiederholtem Tank für das gnädige Wohlwollen, das ihr der Sultan nun feit drei Jahren bezeuge, und für das sie ibm in unverbrüchlicher Treue und Liebe zugethan sei, Heimweh verzehre sie, sie sehne sich danach, ihre Anverwandten, von denen sie seit ihrer Trenung von ihnen nie wieder gehört hätte, einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederzufehen. Ter Sultan, der sie von ihrer Traurigkeit heilen wollte, ertheilte ihr die zur Reise uöthige Vrlaubniß, wofür sie ihm mit Thränen dmrtte, und traf Unordnungen, wonach die Sultanin, denn eine solche war sie seit der Geburt ihres Sohnes, die beabsichtigte Reise standesgemäß unternehmen könnte: ein Wagen für sie und den Prinzen, der sie begleiten sollte, zahlreiche andere Wagen für den Leibarzt der Sultanin nnd für die männliche und weibliche Haremsdienerfchaft, die ihr Gefolge bildeten, wurden reifefertig gemacht, und vierzig Soldaten der berittenen Leibwache des Padifchah auserlesen, unter dem Vefehl eines alten Hauptmanns, für die perfünliche Sicherheit der Sultanin und des Prinzen, während des Turchmarfches durch einsame Landstriche, in denen Räuber hausten, Sorge zu tragen. An die Spitze des ganzen Zuges wurde, mit Recht über Leben und Tod während der Fahrt, ein noch junger Wesir gestellt, der sich durch seine Klugheit und anscheinende Treue das volle Vertrauen des Sultans zu erwerben gewußt hatte.

Während der ersten Tage der langsamen Reise ereignete sich nichts Vemerkeiwwerthes. Die Eultanin saß, allen Anderen, als ibren Tienerinnen, unsichtbar, in verschlossenem Vagen, in dem sie auch ihre Mahlzeiten einnahm und den sie nur verließ, um bei Ankunft in dem Orte, in dem übernachtet werden sollte, dicht verschleiert in den Harem zu treten, in dem Wohnung sür sie vorbereitet worden war. Je weiter der Zug in das

Innere Anatoliens vordrang, je drückender wurde die Hitze, schließlich geradezu unerträglich. Ter zweijährige Prinz ertränkte. Ter herbeigerufene Arzt schrieb das Leiden des lindes der Hitze zu, die in dem verschlossenen Wagen herrschte, und verordnete, daß während der Mittagszeit an schattigen Stellen gerastet, und daß die Fenster und Vorhänge des Wagens nur während kühler und feuchter Nässe geschlossen, am Tage aber stets offen gelassen werden sollten. Tie Snltanin gehorchte diesen Vorschriften unbedenklich, und bald trat Besserung in dem Zustande des kleinen Kranken ein.

Nun saß die Sultanin während des ganzen Tages am offenen Wagenfenster. Der feine Schleier ließ die Züge ihres Antlitzes errathen, und aus der schmalen Oeffnung unterhalb der Stirn blickten ihre großen Augen blauleuchtend hervor. Als der junge Wesir, beim Vorbeireiten an dein langsam dahinrollenden Wagen der Snltanin, diese Augen zum ersten Male erblickte, da hatte sein Herzschlag gestockt, und seitdem verfolgten sie ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht: Liebeswahnsinn, wie er den Imam von Angora zum abscheulichen Verbrecher gemacht hatte, bemächtigte sich seiner nnd zerstörte seine Vernunft. Sein Sinnen ging fortan nur noch dahin, wie er sich der Person der Sultanin bemächtigen könnte; alles Andere, ja sein Leben, erschien ihn« werthlos.

Ter Zug hatte bereits den Punkt überschritten, wo sich der Engüri-Su, an dem die Stadt Angora liegt, in den Sakaria ergießt, uud das Ziel der Neise konnte in zwei Tagen erreicht werden. Schon zeigten sich die Minarets des Torfes Istanos, in dem die vorletzte Nacht verbracht werden sollte, als der Wesir Halt zu machen befahl nnd, unter dem Vorwande, er wolle feststellen, ob in dem armseligen Flecken ein der Sultanin würdiges Unterkommen zu finden sei, dorthin uomusritt. Er kam nach einer Stunde auf feinen» mit Schweiß bedeckten Rosse zurück und begab sich zunächst zum Leibarzt der Sultanin, dem er erzählte, in Istanos wütheten die Vlattern, namentlich unter den Kindern, und der Ort muffe deshalb umgangen werden. Da aber ein anderes Torf vor dem nächsten Morgen nicht mehr erreicht werden könnte, so verbliebe nur, Vorrichtungen zu treffen, um die Nacht an dem Platze zu verbringen, auf dem man sich gerade befand. Ter Arzt erblickte darin keine Gefahr für die Gesundheit der ihm anvertrauten Sultanin nnd des Prinzen, und nachdem er einen Nnndgang mit dem Wesir unternommen hatte, bezeichnete er für den Wagen, in dem die Sultanin übernachten follte, eine Stelle, auf die der Wesir ihn aufmerksam gemacht hatte: unter einem vereinzelten Naum, auf einer kleinen Anböhe, die nur für eiueu Wagen Platz gewährte.

„Die Luft dürfte dort oben reiner sein, als in der niedrigen Ebene, in der Nähe des Flusses," bemerkte der Wesir.

„Ganz richtig," bestätigte der Arzt.

Nachdem der Wagen auf den Hügel geführt worden war, wurden die Pferde ausgesuaunt, damit ihr Scharren und Wiehern am frühen Morgen

die Ruhe der Sultanin nicht störe, und mit den anderen Pferdm zu-
sammengebracht, die am Fuße der Anhöhe, in der Nähe der Haremswagen,
an langen, in den Boden gerammten eisernen Bolzen festgebunden waren.
— Für den Wesir, den Hauptmann und den Leibarzt wurden Zelte auf-
geschlagen; die Soldaten waren nicht verwöhnt: sie streckten sich neben ihren
abgezäumten und abgesattelten Pferden zur Ruhe nieder.
Der Wesir und der Hauptmann hatten eine Runde um das kleine
Lager vollendet und dabei Alles in Ordnung gefunden. Als sie sich trennen
wollten, sagte der Wesir:
„Habt Ihr Wachen zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt?"
„Das habe ich, wennschon von keiner Seite Gefahr droht."
„Wo stehen die Posten?" fragte der Wesir weiter.
„Am Fuße des Hügels, zur Rechten und Linken des kaiserlichen Wagens."
„Nun, dann kann der Sultanin und dein Prinzen kein Unfall zu-
stoßen," sagte der Wesir.
„Iu8odllll»li! Gott gebe es," entgegnete der Hauptmann.
Es war dunkle Nacht geworden, der Himmel hatte sich mit Gewölk
überzogen, die Luft war fchwül, rings umher herrschte tiefe Stille. Man
vernahm das Platschen: und Rauschen des nahen Engüri-Eu. Aus weiter
Ferne tönte der klagende Ruf eines Nachtvogels herüber.
Der Wesir bot dein Hauptmann gute Nacht, dieser antwortete mit
höflichem Dank; dann verschwand ein Jeder in seinen: Zelte.
Einige Stunden später trat der Wesir unhörbaren Schrittes wieder
in's Freie. Alles in: Lager war in tiefen Schlaf versunken; auch die
beiden Schildwachen, die zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt waren,
mochten wohl ihrer Pflicht nur unaufmerksam walten, da sie wußten, daß
von Außen keine Gefahr drohte, und die einfache,: Männer an einen Ver-
räther im Innern des Lagers nicht dachten. Der Himmel war noch immer
bewölkt und schien das schwarze Vorhaben des Wesirs begünstigen zu wollen.
Er schlich sich auf einer der freien Seiten des Hügels an den Wagen der
Sultanin und lauschte dort mit gespannter Aufmerksamkeit. Nirgends lies;
sich ein verdächtiger Laut vernehmen. Darauf öffnete der Wesir leise die
Wagenthür und beugte den Kopf vorwärts. Alles blieb still. Jetzt ver-
nahm er die ruhigen, tiefen Athemzüge der Nehi^h Hamm: und ihres
Sohnes; und nun trat er in das Innere des Wagens und schloß die Thür
behutsam hinter sich wieder zu. — Alles dies war geräuschlos geschehen;
doch empfand die Sultanin die Nähe eines fremden Wesens und murmelte
kaum hörbar, wie in: Traum:
„Seid Ihr es, Herr?"
Aber in demselben Augenblick war sie jäblings und schrecklich erweckt,
dein: eine breite, kräftige Hand hatte sich auf ihr«: Mund gelegt und drückte
ihr Haupt in das weiche Kissen, aus den: es rubte. Dann vernahm sie
die Stimme des Wesir:

„Wenn Ihr den leisesten Laut hervorbringt, um Hilse herbeizurufen,
so ist Euer Kind und so seid Ihr des Todes! Wollt Ihr mich ruhig anhören, so legt als Zeichen Eure Hand auf die meine."
Sie that so, und er gab ihren Mund wieder frei. Darauf richtete sie sich halb in die Höhe und tastete nach ihrem Kinde. Es lag ruhig schlummernd neben ihr; aber als sie den Versuch machte, es aus der unmittelbaren Nähe des Wesir zu entfernen, da fühlte sie dessen schwere Hand: „Das Kind bleibt in meiner Gewalt als Unterpfand Eures Schweigens. So lange Ihr Eurem Versprechen treubleibt, droht ihm keine Gefahr. Ihr haltet sein Leben in Euren Händen. — Nun vernehmet meine Worte."
Er sprach lange und eindringlich auf die Ueberfallene ein. Sie solle mit ihm entfliehen und in einem Lande, wohin die Gewalt des Sultans nicht reichte, fein Weib werden. Er habe Alles zur Flucht vorbereitet. Verweigere sie, mit ihm zu ziehen, fo werde sie und ihr Kind und so werde auch er sterben. „Wisse," sagte er, „daß ich bereits seit einer Stunde in» Wagen bei Dir war, ehe Du aus dem Schlaf erwachtest. Zwei meiner Diener, die in geringer Entfernung von hier vor der Thür lauern, haben mich bei Dir eintreten fehen. Sie können vor dem Sultan bekunden, daß Du mich zur Nachtzeit während einer Stunde in Deiner unbewachten Nähe geduldet Haft. — Damit würde Dein Todesurtheil unwiderruflich gesprochen sein, wie stark auch die Zuneigung sein mag, die der Sultan für Dich hegt. Und so hast Tu nur die Wahl, mit mir zu ziehen und zu leben — oder zu sterben."
Der Wesir log, indem er so sprach: Allein war er gekommen, von Niemand gesehen, hatte er die Sultanin überfallen, und diese war sogleich nach seinein Eintritt in den Wagen erwacht. Seine Lügen und Drohungen bezweckten, Behiöh zu erschrecken und in seine Gewalt zu treiben. Was darnach geschehen würde, darüber hatte er sich keine Gedanken bilden können, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das Eine gerichtet: sich der Tultanin zu bemächtigen.
BelM) nahm jedes seiner Worte in sich auf und sah sich unrettbar verloren, denn daß sie eines qualvollen Todes sterben würde, wenn der Sultan von ihrem nächtlichen Alleinsein mit einem anderen Manne erfahre — das wußte sie — das mußte so sein. Aber so sehr sie auch ihr junges Leben liebte, sie wollte es nicht durch Untreue und Ehrlosigkeit erkaufen. Unbemerkt suchte und fand ihre Hand in der Dunkelheit das Schloß, das die Wagenthür öffnete, und während der Wesir immer eindringlicher auf sie einsprach, abwechselnd flehte und drohte, und in seiner blinden Leidenschaft kaum noch erkennen konnte, wns vorging, öffnete sich die Wagenthür plötzlich nnter dein Druck der Hand Vehwhs, und diese sprang iu's Freie. Ihre weiße Gestalt flog, wie die eines gehetzten Wildes, die Anhöhe hinunter, dem Engüri-2u zu. Der Wesir hörte, wie sie von der Schildwache angerufen wurde; gleich darauf erklang das harte Schwingen einer Bogensaite

und das Schweren eines fliegenden Pfeiles, und dann vernahm der Wesir deutlich heftiges Aufmufcheu des Flusses, wie wenn ein großer fchwerer Körper hineingeworfen würde.
Da begann das Kind im Wagen kläglich zu fchreien und rief nach feiner Mutter. Ter Wesir packte es wüthend am Halse und würgte es, und bedeckte es mit den Kiffen und Decken, die auf dem Bette lagen. Das arme gemordete Wefen gab keinen Laut mehr von sich; hätte es noch gelebt, fo würden die Kissen, unter denen es begraben war, sein Schreien erstickt haben.
Alles dies war so schnell geschehen, daft der Wesir sein Zelt bereits wieder erreicht hatte, ehe es im Lager unruhig wurde. Nun horte er die laute Stimme des Hauptmanns, und sogleich, als wäre er plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, trat er vor fein Zelt und fragte gebieterisch, was der Lärm zu bedeuten, wer es gewagt habe, die Nachtruhe der Sultanin zu stören.
Der Hauptmann antwortete kurz: er habe die Schildwache rufen hören, er erwarte die Meldung der aufgestellten Posten. — Der Wesir blieb neben dein Soldaten stehen, wobei er verschiedentlich Zeichen von Ungeduld gab, als die Wachen nicht sogleich erschienen. — Endlich standen diese vor dem Hauptmann.
„Ich war auf meinem Posten," berichtete einer der beiden Soldaten, „als ich plötzlich eine weifte Gestalt, die von der Anhöhe kam, wie im Fluge an mir uorbeihuschen sah. Ich rief sie an, und da sie keine Antwort gab, fo fandte ich ihr auf's Gerathewohl einen Pfeil nach. Dann hörte ich, das; sie in's Wasser fprnng, und lief an das nahe Ufer; aber es war nichts mehr von ihr zu fehen."
In dem Augenblick erscholl von der Anhöhe wildes Schreien und Klagen: „Die Sultanin und der Prinz sind verschwunden! 'Dh, über uns Unglückliche! Unsere geliebte Herrin ist uns geraubt!"
Fackeln wurden herbeigebracht. Vei dem gelblichen, schauerlichen Lichte, das sie verbreiteten, sah der Wesir, daft sich das gebräunte Soldatengesicht des Hanptmanns mit sahler Blässe überzogen hatte. Die Beiden erklommen schnellen Schrittes die Anhöhe. — Sie fanden den Wageil von jammernden Sklavinnen umringt. Als sie sich der Thür näherten, ertönte ein geller Schrei des Entsetzens: „Der Prinz! Der Prinz! Der süsse Liebling! Ermordet! Ermordet!"
Ein Sklavin stand in der offenen Wagenthür. Sie hielt die weihe Leiche des ermordeten Kindes zwischen ihren zitternden schwarzen Händen und zeigte sie den Umstehenden.
„Erdrosselt . . . seht! erdrosselt haben die Fluchwürdigen ihn!" rief sie und deutete auf die grausigen Merkmale des Mordes, die das Kind um seinen zarten Hals trug.
Auf Befehl des Wesirs wurden nun sämmtliche Soldaten mit Fackeln versehen, um beide Ufer des Flusses sorgfältig abzusuchen. Sic kamen

nach einer Stunde unuerrichteter Sache zurück. Nirgends war eine Spur
von der Sultanin zu entdecken gewesen.
Ter Hauptmann stand mit verschränkten Armen vor dem Wesir und
blickte finster zu Boden.
„Glaubt Ihr, daß wir noch etwas thnn können, um die Spur der
Sultanin zu entdecken?" fragte der Wesir.
„Tic Soldaten müssen, sobald der Tag graut, zu Pferde steigen und
die Umgegend absuchen."
„So gebt die nöthigen Anordnungen."
Da hob der alte Soldat das gebeugte, schon ergraute Haupt und sagte
rul,ig, mit fester Stimme: „Ich habe auf dieser Welt keine Unordnungen
mehr zu treffen. Die Sultanin und der Prinz waren meiner Obhut an-
vertraut. Daß ich sie dem Padischah nicht zurückführen kann — ist mein
Tod." Er zog seinen Doch, stieß ihn sich mit sicherer Hand tief in die Brust
und sank sterbend zu Boden.
Am wichsten Morgen setzte sich der Wesir in eigener Person an die
Spitze der Reiter, um in der Umgegend des Lagers nach der Sultanin zu
suchen. Er zeigte dabei, wie die Soldaten unter sich bemerkten, die Uner-
fahrenheit eines Laien, und seine ungeschickten und oberflächlichen Nach-
forschungen hatten kein anderes Ergebnis;, als die von Wald zu Wald und
von Dorf zu Dorf gehetzten Garden auf das Aeußerste zu ermüdeu. Während
der darauf folgenden Nacht wurde wieder biuouakirt und am nächsten Morgen
bei Tagesanbruch der Rückmarsch nach Stambul angetreten. Borber unter-
bielt sich der Wesir noch längere Zeit in herablassender Weise mit dein
Leibarzt der Sultanin, dem er die Ansicht aufzudrängen verstand, die Sultanin
muffe in einem Zustand von Geistesstöruug ihr Kind erdrosselt und sich selbst
darauf ertränkt haben. Der Wesir wußte dies so geschickt als die einzig
mögliche, gewissermaßen selbstverständliche Erklärung der Ermordung des
Prinzen und des Perschwindens seiner Mutter darzustellen, daß sich der
Arzt diese Auffassung vollständig aneignete und dieselbe bald darauf mit
fo viel gewichtigen wissenschaftlichen Gründen vertrat, als habe er selbst sie
entdeckt. Danach wußten denn auch die Diener und Sklavinnen der Sultanin
nicht anders, als die Beschwerlichkeiten des Marsches bei starker Hitze, ver-
bunden mit der Sorge um die Gesundheit des Prinzen, hätten bei der
Nehi6h Hanum ein hitziges Fieber erzeugt, und i» dem ersteu heftigen An-
fall dieser Krankheit sei die Sultanin zur Mörderin an ihrem Kinde und
wahrscheinlich auch an sich selbst geworden.
Das Haremsgesinde der Sultanin war der Begleitung des Wesirs nicht
würdig. Dieser wählte deshalb die zehn bestberitteneu Soldaten der Escorte,
die er so schnell vorwärts trieb, daß sechs der Pferde unterwegs liegen
blieben, und der Wesir mit uur vier Leuten, die, wie er selbst, auf das
Aeußerste erschöpft waren, in wenigen Tagen die weite Strecke zwischen
Angora und Stambul zurücklegten. Dort angekommen, ließ sich der Wesir

beim Sultan melden und wurde sogleich von diese!» empfangen. Er hatte nicht zu sprechen, um zu berichten, er sei Ueberbringer einer Trauerbotschaft: das erkannte der Großherr sogleich an den abgemagerten Zügen, dm sieber-Haft glühenden Augen und den: Ausdruck tiefer Trauer, der sich über das Antlitz seines Günsttings gelagert hatte.

Der Wesir erzählte in gedrängter Kürze uud wohlüberlegten Worten von den entsetzlichen Vorgängen im Lager von Istanos. Er stellte dabei die Geisteskrankheit der Sultanin nicht mehr als eine unbegründete Vermuthung, sondern als eine feststehende Thatfache hin. Ter Sultan entließ ihn mit einer stummen Gebärde und zog sich in seine innersten Gemächer zurück.

Ter Tod der geliebten Gemahlin uud ihres Sohnes füllte das Herz des Sultans niit tiefer Trauer. Er konnte auf der einsamen Höhe seiner Größe Niemand klagen und seine,« schweren Herzen dadurch Erleichterung schaffen, und der stumm getragene Schmerz zehrte an ihm wie ein tüdtliches Gift. — Die Heilmittel, die der Hausarzt dagegen anwandte, hatten keinen Erfolg, und nachdem dieser in allen gelehrten Büchern, die zu seiner Verfügung standen, nachgelesen hatte, was znr Linderung von Seelenschmerzen angeordnet werden könnte, bat er den Sultan ehrfurchtsvoll, Zerstreuung zu suchen und zwar durch Reisen. — Der Großherr ging zuerst glcichgiltig, bald darauf jedoch eifrig auf diefen Vorfchlag ein. — Er wollte denfelben Weg einschlagen, auf dem Vehiöh ihre letzte Reise gemacht hatte, die Stelle sehen, wo sie gestorben war, die geschicktesten Baumeister sollten ihn begleiten und Pläne zur Errichtung eines großartigen Grabmals entwerfen. — Der Leibarzt beglückwünschte sich zu dem von ihm gemachten Vorschlage, denn die Lebensgeister des Sultans, die schon dem Erlöschen nahe gewesen waren, flackerten wieder auf.

Die Vorbereitungen zur Abreife waren schnell getroffen, der Aufbruch erfolgte an einein günstigen Tage, bei kühlem, klarem Wetter. Im Gefolge des Sultans befand sich derselbe Wesir, der die Sultanin begleitet hatte, denn dieser sollte ihm während der langen Fahrt alle Stellen zeigen, an denen BelMH Hanum gerastet, und schließlich die Anhöhe, von der aus die Unglückliche sich in den Engüri-Tu gestürzt hatte. Dort, die Ebene hoch überragend, aus weiter Entfernung sichtbar, sollte ihr Grabmal errichtet werden.

Der Wesir war der Einzige, der während der Reise beim Sultan vorgelassen wurde, und auch mit diesem sprach der Padischah nur, um sich von ihm zeigen und erklären zu lassen was auf dem Wege mit Behiöh Haumn in Beziehung gebracht werden konnte: im Schatten diefes Baumes liatte sie während der Mittagshitze gerastet und sich gelabt, an jenem Bache Blumen gesammelt, die sie später dem Prinzen geschenkt, dort stand das Haus, in dem sie die Rächt verbracht hatte — und so fort. Im Uebrigen zog der Großherr fchweigfam femer Straße, und Schwcrmuth lagerte auf seinem Antlitz.

"^

Im Lager vor Istanos verbrachte er vierundzwanzig Stunden unter einem Zelte, das auf der Anhöhe aufgeschlagen war, wo der Wagen gestanden, in dem VelMH mit ihrem Kinde zum letzten Male lebend geruht hatte. — Dann, ohne sich in Istanos aufzuhalten, das die Sultanin nicht berührt, zog der Sultan nach Angora. (3s war seine Absicht, dort einen Wohnsitz zu beziehen, in dem er, während der Errichtung des Grabmals, so lange, wie die Negierungsgeschäfte es gestatteten, leben wollte.

In Angora befand sich derzeit kein öffentliches Gebäude, das dem Sultan sogleich ein Unterkommen nach seinen Gewohnheiten hätte gewähren tonnen. Deshalb wurde das Haus des reichsten Bewohners der Stadt, des Hadschi Iunnüß, hinter deni sich ein großer Garten befand, wie ihn der Sultan liebte, ausersehen, um dein Großherrn als vorläufigen Wohnsitz zu dienen; dem Hadschi wurde mitgetheilt, daß ibm die hohe Ehre zu Theil werden würde, seinen Herrn gastfreundlich bewirthen zu dürfen. Er bereitete in kurzer Zeit Alles vor, was dazu nothwendig war, und dies wurde ihm bei feinen großen Reichthümern, und da er stets darauf eingerichtet war, Gäste zu empfangen, nicht fchwer.

Der Sultan zeigte sich mit der Aufnahme, die er in Augora fand, zufrieden und ließ seinen Wirth zu sich bescheiden, um ihm dies zu sagen und ihn dadurch zu erfreuen. — „Wie heißt Du?" redete er ihn an.

Der Hadfchi nannte seinen Namen.

„Iunnüß?" wiederholte der Sultan erstaunt. „Wieviel Kinder hast Du?" fuhr er fort.

„Der Himmel hat nur zwei Kiuder gefchenkt," antwortete Iunnüß, „einen Sohn, Osman, der noch am Leben ist und den Gott mir erhalten möge, und eine Tochter Dschanfedü, die vor Jahren gestorben ist."

Der Sultan fragte nicht weiter; der Hadfchi war gerührt durch die Theilnllhme an feinen Familienverhältnissen, die der Padischah zu erkennen gegeben hatte.

Am nächsten Tage, kurze Zeit nach Sonnenuntergang, wurde dem Hadschi die Ankunft eines neuen Gastes gemeldet: eines alten Hirten. Iunnüß befahl, ihn in üblicher Weife zu laben und für sein Obdach zu sorgen.

Bald darauf kam der Diener zurück, um zu fagen, der Hirt bitte um die Vergünstigung einer Unterredung mit dem Hadschi.

„Er ist willkommen. Laß' ihn eintreten," sagte Iunnüß.

Bald darauf erfchien in der Thür ein alter Mann mit schneeweißen: Bart und buschigen weißen Augenbrauen, über dem einen Auge trug er eine Binde, auch das andere schien der Sehkraft zu mangeln, denn es war halb gefchlossen. Dies, aber nicht mehr, konnte der Hadschi, bei der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, erkennen. — Der Hirt näherte sich seinem Wirthe unsicheren Schrittes, wobei er seine gebeugte Gestalt auf einen langen Stab stützte, den er in der Hand trug. Der Hadschi bot ihm den

ehrerbietigen Gruß, der dem hohen Alter gebührt, und fragte nach seinem Vorhaben.
„Ich habe erfahren, das; der Sultan in Euerem Hanse weilt," ant-
wortete der Hirt mit feiner Stimme, „und daß seine Seele von tiefer Traurigkeit umuachtet ist. Ich weiß eine Geschichte, die ihn zerstreuen und vielleicht von seiner Schwermuth heilen würde . . . Ihr dürft versichert sein, Hadschi, daß ich nicht ohne guten Grund spreche. — Wollt Ihr den Großherrn fragen, ob er mich in Gegenwart seines Wesir anhören will? Auch möchte ick, daß Ihr, sein Wirth, meiner Erzählung beiwohnt, Ihr und Euer Sohn, sowie der Imam dieses Stadtviertels, damit Ihr erkennet, daß ich mich nicht leichtfertig in die durchlnuchte Gegenwart des Kalifen gedrängt habe . . . Holt feinen Bescheid, Hadschi, ich bitte Euch darum, und dann kommt zurück und gebt ihn mir. Ich werde Euch, mit Eurer Genehmigung, an dieser Stelle erwarten."
„Wenn mich der Snltan empfangen will, so werde ich Euren Wunsch vortragen," antwortete der Hadschi und entfernte sich. Er kam nach kurzer Zeit zurück und sagte, der Sultan sei geneigt, in einer Stunde die Erzählung des Alten zu hören.
Tarauf entgegnete dieser: „So habe ich noch einige unbedeutende An-
liegen, denen Ihr Berücksichtigung verschaffen mochtet: der Sultan geruhe anzuordnen, daß, während ich erzähle, Niemand den Saal verläßt. Ter Großherr wird diese Bitte eines alten Mannes bewilligen, dem er sich gnädig zeigt, da er seine Erzählung mit anhören will. Tann möchte ick Euck, Hadscki Iunnüß, ersuche«, den Saal, in dem ich sprechen soll, nnr spärlick zu erleucktcn, da meine kranke Augen ein Helles Licht nicht ohne Schmerzen ertragen können; und endlich wollt Ihr mich dem Sultan so nahe kommen lassen, wie die schuldige Ehrfurcht vor ihm es gestattet, denn meine Stimme ist schwach und ich wünschte, daß nickt ein Wort von dem, ums ick sagen werde, dem Padischah entgehen möge."
„Ihr stellt mehr Bedingungen, als irgend ein Erzähler, dein ick je ge-
lauscht habe," sagte der Hadschi; „aber Ibr scheint von der guten Wirkung Eurer Geschichte überzeugt zu sein, und Ibr seid ein alter Mann. So will ich denn, so weit es in meinen Gräften stebt, anordnen, was Ihr verlangt, und auch dem Sultan Euren Wuusck vortragen, daß Niemand, während Ibr sprecht, den Saal verlassen möge."
„Ihr werdet nicht bereuen, mir gefällig gewesen zu sein."
Eine Stunde später wurde der Hirt durch einen matt erleuchteten Saal geführt, an dessen Ende der Sultan auf einem erhöhten Tesfel Platz ge-
nommen hatte. In geringer Entfernung von den Füßen des Padischah lag ein Teppich, der für den Erzähler bestimmt war, und auf dem sich dieser, nach ehrfurchtsvollem Gruß, niederließ. Hinter ihm befanden sich, außer dem Wesir und einigen Personen und dem Gefolge des Sultans, der Hadschi Iunnüß, dessen Sohn 'Tsman und der Imam, der Freund des Hadschi.

Die Ansgangsthür war von zwei Soldaten aus dem Gefolge des Sultans bewacht."

„Du darfst sprechen," sagte der Padifchali zu den: Hirten gewandt. Darauf begann dieser mit feiner, klarer Stimme:

„In einer Stadt Kleinasiens lebte einmal ein unbescholtener und wohlhabender Mann, der eine schöne und tugendhafte Gemahlin, einen Sohn, eine Tochter und einen Freund, den Imam, besaß. Da starb die Frau . . ."

Und nun, im weiteren Verlauf, erzählte der Hirt mit allen Einzelheiten die Gefchichte der unglücklichen Dschanfedä, — der er aber, sowie den anderen Personen, die in seiner Erzählung auftraten, fremde Namen gab.

An die Stelle seiner Erzähluug gelangt, wo die Sultanin, vom Wesir zu Tode geängstigt, aus dem Wagen springt, fuhr der Hirt folgendermaßen fort:

„Asisöh" — nnter diesem Namen hatte er Tschanfcdu. bezeichnet — „hatte foeben das Ufer des Flusses erreicht, als ein Pfeil, dicht an ihr vorbei, in das Wasser flog. Sie wußte, daß er für sie bestimmt gewesen war, nnd vor Aufregung und Angst kaum noch ihrer Sinne mächtig, sprang sie in das Wasser und gelangte an das jenseitige Ufer, dort lief sie landeinwärts, fo schnell ihre Füße sie trugen, ohne zu wissen wohin, bis zum Morgen. Da erblickte sie zu ihren Füßen eine Landschaft, die ihr bekannt erschien, und als ihre suchenden Augen in der Mitte der Ebene einen Hirten erblickten, der dort seine Schafe weidete, da war sie ganz sicher, daß das Schicksal sie wieder an dieselbe Stelle geführt hatte, wo sie vor drei Jahren mit dem Hirten zusammengetroffen war, von dem sie damals einen Anzug gekauft hatte. Sie eriuuerte sich des milden Antlitzes und der arglosen, freundlichen Augen des alten Mannes, und sie schritt unverzagt auf ihn zu. Bei irgend Jemand in der Welt, in die sie ansgcstoßen war, mnßte sie Hilfe suchen und finden, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte, nnd sie war schnell entschlossen, demselben Mann ihr Vertrauen zu schenken, der ihr bereits einmal einen großen Dienst geleistet hatte.

„Der Schäfer war höchlich erstaunt, als er eine junge Frau vor sich stehen sah, im Nachtgewand, mit goldenen Spangen an den Fußgelenken und kostbaren Migen in den 3)bren. Sie redete ihn sogleich an: .Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater? Ihr verkauftet mir vor drei Jahren Euer neues Gewand/

„Ein gutes Lächeln zog über sein Gesicht, und er sagte: ,Ich erkenne Dich wohl, meine Tochter; aber verwunderlich erscheinst Du nur, denn Dil siehst aus, als wärst Du von reichem Lager in einen Fluß gesprungen und zu mir gelaufen/

„Mein Schicksal ist wunderbar und grausam. Ick will Euch anvertrauen, was Ihr davon wissen dürft, und ich hoffe, Ihr werdet mir helfen/

„,Ich bin ein alter und ein armer Mann/ antwortete er; ,aber wenn es Gottes Wille ist, daß ich Dir helfen foll, fo will ich Dir gern zu Diensten fein/

„Darauf erzählte Asisöh, sie sei von einem mächtigen Pascha überfallen und mit dem Tode bedroht worden und habe sich nur durch Flucht vor ihm retten können.
„,Warum suchst Du nicht Schutz bei Deinem Gemahl?' fragte der Hirt.
„,Man hat mich bei meinem Gemahl verleumdet, so daß er mich für untreu hält. Auch von ihm droht mir Gefahr, so lange er nicht die Wahrheit kennen gelernt haben wird/ antwortete Asisöh.
„,So möge es Gott gefallen haben, zu bestimmen, daß er die Wahrheit erfährt. Einstweilen magst Du gleich einer Dochter bei mir leben.'
„Darauf verblieb Asisöh bei dein alten Hirten. Aus dem Erlös des kleinsten ihrer goldenen Ringe kaufte er ein Zelt, das neben den» seinigen aufgefchlagen wurde, und Männerkleider, in denen die von ihm angenommene Tochter die Schafe hüten konnte, ohne von vorüberziehenden Landbewohnern beachtet zu werden. — Asisöli war sehr traurig, denn sie gedachte des geliebten Gemahls, bei dein man sie verleumdet hatte, und des theuren Sohnes, um dessen Schicksal ihr bangte; aber sie war ruhig, denn sie hoffte, den Verfolgungen des falfchen Freundes ihres Vaters und des ungetreuen Dieners ihres Herrn für immer entgangen zu sein. — So verflossen drei Monate. Da drang bis in die Einsamkeit, in der sie mit ihrem zweiten Vater lebte, die seltsame Kunde an ihr Ohr, der Snltan selbst käme gezogen, um die Stelle zu besuchen, an der feine Gattin, die er todt wähnte, in geheimnißvoller Weise verschwunden war. — Als Asisöh dies erfuhr, erhellte ein fchwacher Hoffnungsfchimmer die Nacht ihrer Traurigkeit, und sie bat ihren Vater, den Hirten, znm Sultan zu gehen und diesen, die ganze Wahrheit aufzudecken — das tbat er . . ."
Hier schwieg der Hirt plötzlich, und tiefe Stille trat ein. — Die Erzählung war an zwei Stellen unterbrochen worden. Der Imam und der Wesir hatten, als von dem Ueberfall im Garten und später von dem im Wagen die Rede war. Einer nach dein Anderen versucht, den Saal heimlich zu verlassen. Die Wachen hatten sie zurückgewiesen, und jetzt standen sie, bleich und zitternd, zur Rechten und Linken der Thür, der verdienten Strafe für ihre Missethaten gewärtig. Der Hadschi Iunnüs; blickte traurig und beschämt zu Nodeu, auch Osman, sein Sohn, wennschon dessen Augen furchtlos aufgefchlagen waren, schien tief bewegt. Der Sultan allein hatte vollständige Rübe bewahrt, nur hatte seine Stimme einen sanften, milden Ton, den seine Umgebung nicht kannte, als er den Hirten leise fragte:
„Wie kennst Tu diese Geschichte voll trauriger Schicksale und unerhörter Freuelthaten?"
„Weil ich Dschanfedü, bin, die Tochter des Hadschi Iunnüs;, die Schwester Osmans — Vehiöh, die Gemahlin des erlauchten Sultans, die Mutter des ermordeten Prinzen — Asiseh, die Tochter des alten Hirten."

Sie hatte sich dessen, das sie unkenntlich gemacht und entstellt hatte,
entledigt und stand jetzt, die jugendliche Gestalt aufgerichtet, vor dein Sultan.
Ihre Stimme war weicher und tiefer geworden und zitterte, und die Augen
strahlten in feuchtem Schimmer in dem abgehärmten, kleinen Gesichte.
„Das wußte ich," sagte der Snltan, „sobald Du zu sprechen begannst.
— Sei willkommen im neuen Leben, in dem Dir Freude und Ruhe werden
sollen."
Der Imam und der Wesir wurden am nächsten Tage hingerichtet; dem
Hadschi Iunnüß wurde seine grausame Härte der Tochter gegenüber ver-
ziehen, weil sie seinem tiefgekränkten Ehrgefühl entsprossen war, Osman end-
lich zog mit dein Sultan nach Stambul und wurde an Stelle des einen
der Hingerichteten zun» Wesir ernannt.
Dschanfeds, lebte noch mehrere Jahre an der Seite des Sultans, dessen
Liebling sie blieb; aber die furchtbaren Ereignisse der Nacht im Lager von
Istanos und der Tod ihres geliebten einzigen Sohnes nagten an ihrer Ge-
sundheit, und sie starb jung, den Namen einer Sultanin von großer Milde
und Güte und von unvergleichlicher Schönheit hinterlassend. — Der
Padischah errichtete ihr in der Nähe von Ismid, wo er sie zuerst gesehen
hatte, ein herrliches Mausoleum, das Jahrhunderte überdauern sollte, aber
bald nach seinem Tode durch ein Erdbeben vernichtet wurde, und von dessen
Pracht jetzt nur noch einige zerstreute Marmorblöcke zeugen, die, von Sturm
und Wetter aller Schönheit beraubt, einen Theil des öden Platzes bedecken,
auf dem vormals die berühmten Gärten des Jagdschlosses von Ismid
grünten nnd blühten.

Karl Lwald Hasse.

von

Hermann Güst.

— leipzig. —

!üngst, am 23. Juni dieses Jahres, ist der Nestor der deutschen
Kliniker, Geheimer Hofrath Dr. msch Karl Ewald Hasse,
früher ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie an
den Universitäten zu Zürich, Heidelberg und (Hattingen, in sein füufuud-
achtzigstes Jahr getreten, nachdem es ihm bereits im vorigen Jahre, am
19. März 1893, vergönnt gewesen ist, in seltener Rüstigkeit des Körpers
und Frische des Geistes sein sechzigjäriges Jubiläum als Doctor der
Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe zu feiern.

Hasse gehört zu den seltenen Erscheinungen, die kaum noch iu der
medicinischen Welt zu finden sind. Ihm ist es vergönnt gewesen, einen der
wichtigsten Abschnitte in der Geschichte der Heilkunst, die große Zeit der
Reformation derselben, die im vorigen Jahrhundert begonnen hatte uud in den
ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen, in welcher Epoche die Naturwissen-
schaften, namentlich Anatomie und Physiologie, iu ihr zu Ehren gelangten und
ihnen ihr Necht zu Theil wurde, ausreiste, wir sagen, Hasse ist es vergönnt
gewesen, diese bedeutungsvolle Zeit der Wiedergeburt unserer Wissenschaft mit
zu durchlebe», und nicht nur zu durchleben, soudern auch thatkräftig und
schöpferisch an ihr teilzunehmen, iu die Geschichte der Mediciu zielbewußt mit
einzugreifen, so daß sein Name allezeit mit ihr verknüpft sein wird.

Aber nicht uur iu Bezug auf seine Fachwissenschaft ist Hasse heute
eine seltene Erscheinung, sondern auch in Nezug ans das allgemeine Geistes-
leben, indem er regen und innigen Antheil an allen Culturbestrebungen der
Zeit genommen hat; namentlich ist er ein eifriger und begeisterter Jünger

der Kunst, der er noch heute mit jugendliche»« Feuer huldigt und zwar nach
dein Ausspruche Senecas: „lies Zsvera, verum ^auäiuiu". Zeugniß hierfür
legen seine, leider als Manuscript gedmckten, nur für seine Kinder nnd
nächsten Verwandten, wie für die bevorzugten seiner zahlreichen Schüler und
Freunde niedergeschriebenen Erinnerungen aus seinein Leben dar, in denen
uns der ganze Hasse als Mensch wie als Gelehrter und Freund der Künste
entgegentritt, eine ebenso vornehme wie harmonisch ausgestaltete Natur, deren
Wesen ebenso den Verstand befriedigt, wie Herz und Gemüth wohlthuend berührt,
eine Natur, die mit dem ihr verliehenen Pfunde redlich gewuchert hat.
Geboren ist Hasse im Jahre 1810, wie schon erwähnt am 23. Juni,
zu Dresden, wo sein Vater, Friedrich Christian August Hasse, als Professor
der Geschichte und Moral an dem königlichen Kadettenhause zu Dresden an-
gestellt war. Als Gelehrter, Schriftsteller und Menfch, namentlich auch als
fein gebildeter Mann, erfreute sich dieser in den weitesten Kreisen eines aus-
gezeichneten Rufes und war hoch geachtet. Die vorzüglichen Eigenschaften
des Herzens und Geistes, die den Gruudzug seines Eharakters bildeten,
hatten sich auch auf feine Söhne vererbt, von denen der Neltestc nachmals
Professor der Theologie, und zwar der Kirchengeschichte, in Bonn, der
Jüngere aber unser Ewald Hasse war.
,,Vonn62'Mui 1a carte 6'uu PNV8, 8a contiFuration, 8«n dinmt
868 SKUX, 808 V6nt8, 868 Plo6lictioll8 uature1>68, 8a ilore, 82 20oIoF!6
st tout6 8.1 F6U^rll^1li6 P^v8i(^uo, 6t ^6 ms tlatto c>6 V0U8 clire » P6U
pll'8, s>U6l 86lÄ 1'uc>IUIU6 lis 06 PNV8 6t ciU6Ü6 r>I»66 66 r>»V8 06(!UP6ra
ällN8 1'di8toil6," bemerkt Eousin. So kann man auch sagen: zeige mir
das Haus der Eltern, die Umgebung, in der die Binder heranwachsen, und
ich will dir sagen, wie sie geartet sind. Wie Flora und Fauna ein Product
ihrer Unterlage uud ihrer Umgebung sind, wie die Pflanze abhängig ist von
dem Boden, auf dem sie wächst, der ihr Nahrung giebt, von dem Himmel,
unter dein sie blüht, in dessen Sonnenschein sie gedeiht, von all' den geo-
logischen, topographischen und klimatischen Verhältnissen, von Licht und Luft,
von Wind und Wetter, fo auch der Meufch vo» der Scholle Erde, auf der
er wandelt. Sie bedingt feineu Eharakter, beeinflußt sein Thuu uud
Dreiben und bildet das Fundament seiner Stellung in der Geschichte. So
wirkt auch das Elternhaus, und diese Wirkung ist in Hasse auf allen feinen
Lebenswegen bemerkbar, wie im Knaben und Jüngling, spiegelt sie sich nach-
mals im gereiften Manne uud heute noch in dem würdigen Greise; in
gleicher Weise hat das Dresden von damals mit seiner reizenden Natur,
ganz besonders aber mit seinen >iunstschäbcn, aber auch mit seinen litte-
rarischen Kreisen seine Spuren in ihm nachhaltig hinterlassen.
Die erste Schulbildung erhielt Hasse mit seinem älteren Vruder von
einem „strammen, sauberen Unteroffizier" im väterlichen Hause, dann in
einein Privatinslitute, weiter in der Neustädter Bürgerschule, um später der
„Ehre" theilhastig zn werden, als Ertraner in das Xadettenhaus auf-

genommen zu werden, eine Ehre, die man als eine große werthvolle Vergünstigung ansah, über die aber Hasse später anders zu urtheilen gelernt hat. Dresden erschien damals, wie Hasse in seinen «Erinnerungen» erzählt, als eine Art Zuflucht für viele Leute, die mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft Schissbruch gelitten hatten. Franzosen und Franzosenfreunde, auch Italiener fanden sich ein. Bei Hofe waren namentlich die Polen aus dem ehemaligen Großherzogthum Warschau der hilfreichen Dheilnahme empfohlen. Im elterlichen Hause und auch sonst kam Hasse vielfach in Berührung mit diesen ausländischen Gästen. Der Umgang mit ihnen trug nicht wenig mit zu der weltmännischen Art seines Benehmens bei, durch die er sich nachmals so vortheilhaft in der Gesellschaft auszeichnete.

Bald nach vollendetem siebzehnten Jahre verließ Hasse nach leidlich bestandenem Maturitäts-Eramen — die Erzählungen des Liuius, Tacitus und Herodot hatten ihn wohl angezogen, so wie er auch an Ovid und Homer Genuß gefunden batte, aber er hatte es nur zu einein Halbwegen Verständniß dieser Sprachen gebracht, wie er berichtet — die Kadetten-Anstalt, um das medicinische Studium zu beginnen, zuerst in Dresden an der seitdem aufgehobenen medicinifch-chirurgischen Akademie. Jetzt befand er sich im richtigen Fahrwasser, die Beschäftigung mit den Naturwisfenfchaften, mit Mineralogie, Botanik und Zoologie, mit Physik und Chemie, namentlich aber mit der Anatomie, fagten ihm mehr zu, als die mit den alten Sprachen, die damals den Schulen: durch ihre ausschließlich grammatikalische Behandlung nicht weniger verleidet wurden, wie sie es heutzutage noch vielfach werden, leider nicht zum Nutzen der humanistifchen Bildung. Die Neigung zur Medicin war auch ein Erbstück, das Hasse von mütterlicher Seite empfangen hatte. Sein Urgroßvater Demiani war praktifcher Arzt gewesen und hatte sich, als seinerzeit die Inoculation der wahren Pocken geübt wurde, einen großen Nuf in dieser Mchtung erworben. Seine Vorsicht nnd Sorgfalt bei dieser nicht unbedenklichen und glücklicherweise alsbald durch die >Ulhpockenimpfung überflüssig gewordenen Maßnahme war, wie Hasse mittheilt, so anerkannt, daß er an den kurfürstlichen Hof nach Dresden berufen und später, nach glücklich verlaufener Operation, als Leibarzt angestellt wurde. Die medicinische Mchtung ging dann auf den Enkel über, und weiter auch auf den Urenkel, unferen Hasse.

Wie sehr ihn aber auch das medicinische Studium anzog und fesselte, so vernachlässigte er doch, dem Antriebe, den er im väterlichen Hause erhielt, folgend, nicht seine allgemeine Bildung, namentlich nach der ästhetischen Seite hin. Ganz besonders war es die Xunst, in welcher Beziehung ihm Dresden reiche Nahrung bot, die pietätvoll gepflegt wurde. In Architektur, in Malerei und Vildncrei fanden sich ja hier unvergleichliche Schätze. So wurde die Antitensammlung im japanischen Palais mit der nöthigen Ehrfurcht vor dem Geiste des Alterthums bewundert, die nachhaltigste Wirkung übte aber die Gemäldegalerie auf den jugendlichen Sinn und auf das fügend-

liche Gemüth aus, eine Wirkung, die bestimmend für die ganze künstlerische
Richtung des Mannes geworden ist.

Auch der Litteratur schenkte Hasse seine Aufmerksamkeit und bewegte
sich in den schöngeistigen, Kreisen Dresdens, die allerdings zum Theil recht
philisterhaft angehaucht waren, so eine litterarische Gesellschaft, die unter
dem Namen des Liederkreises eine ganze Schaar mehr oder minder kleiner
Poeten in sich schloß, und die trotz ihrer Harmlosigkeit viel Spott und
Hohn über sich ergehen lassen muhte. Zu nennen sind hier auch die
ästhetischen Dheestunden einer Persönlichkeit aus der Zeit der süßen
Schwärmerei und Freundschafts-Gefühle, der Elife von der Recke, und des
Dichters der <Urania», Diedge, die Beide ihren Lebensabend, umgeben
von einem Kreise feingebildeter Menschen, die sich in gleicher Weise durch
Schönheit und Güte des Herzens und Geistes auszeichneten, verbrachten.
Von nachhaltigerer Wirkung waren aber für Hasse die Eindrücke, die er
später von Dies, dem litterarischen Tyrannen von Dresden, empfing.

Vis in sein zwanzigstes Jahr verblieb Hasse in Dresden und folgte
dann 1824 seinen« Vater nach Leipzig, der bereits ein Jahr früher zur
Uebernahme einer historischen Professur an der Universität dahin übergesiedelt
war. In neue, von den Dresdenern wesentlich verschiedene Verhältnisse ver-
setzt, beginnt hier für Hasse ein neuer Lebensabschnitt, sowohl in wissen-
schaftlicher wie in socialer Beziehung. „Diese Stadt" — so charakterisirt
Hasse das damalige Leipzig in seinen «Erinnerungen» — „und ihre Be-
wohner, der ganze Charakter, das Leben und Dreiben daselbst unterschied
sich sehr wesentlich von der Dresdener Eigentümlichkeit. Von Alters her
hatte sich das Gemeinwesen ganz eigenartig entwickelt, selbstständig wie in
einer Reichsstadt und doch nicht so abgeschlossen. Unabhängiger Sinn war
in der Bürgerschaft im Verfolge einer ausgebreiteten und erfolgreichen kauf-
männischen Thätigkeit entwickelt worden. Die zu dieser Zeit bereits 429 Jahre
alte Universität hatte ebenfalls den Sinn für Kunst und Wissenschaft geweckt
und genährt. So war eine weit freiere Strömung, neben feiner Vildnng
und sicherem Blick in dein gesammten städtischen Leben entstanden. Man
Mite sich ganz anders gegenüber den Dresdnern, auf deren Haltung aller-
dings eine gewisse Abhängigkeit von dem königlichen Hofe, dein Adel und
der höheren Beamtenwelt, endlich auch von der vornehmen und reichen
Fremden-Eolonie ihre Einwirkung nicht verfehlen konnte." Und weiter be-
merkt Hasse: „Ohne Zweifel war Leipzig eine der Hauptstätten des deutschen
Lebens und Schaffens. Dabei konnte ein Jeder nach seiner Art und Ge-
fallen feinen Antheil an der Bewegung nehmen oder sich ganz zurückziehen,
ohne weiter in Anspruch genommen zu werden."

In der medicinischen Facultät der Universität Leipzig herrschten damals
zum Dheil noch recht vorsintfluthliche Verhältnisse, obgleich die von Frank-
reich ausgegangene Wiedergeburt der Heilkunst auch bereits in Deutschland
Widerhall zu erwecken begonnen hatte. So lehrte die Raturgeschichte sämmtlicher

drei Reiche noch nach altgewohnter Weise Schwägrichen, indem er fast nur
eine trockene Specieskennerei zun: Besten gab und aus einer sehr kümmer-
lichen Sammlung die wichtigsten Gegenstände vorwies. Eine Ausnahme
uon dieser Versumpfung machte damals einzig und allein der außerordentlich
lebendige und geistvolle Anatom und Physiolog Ernst Heinrich Weber, lange
Zeit die Zierde der Facultät, bis auch er, wie viele Ändere, nicht einsehen
wollte, daß der Mensch alt würde und jüngeren Kräften Platz machen müsse.
Mit einem seltenen Feuereifer trat Weber der krankhaften naturphilo-
sophischen Richtung jener Tage entgegen und leistete mit höchst bescheidenen,
ja geradezu ärmlichen Mitteln Erstaunliches. Wie erfolgreich und fruchtbar
als Forscher, so anregend, ja Begeisterung erweckeud war er als Lehrer.
Obgleich Weber auch im hohen Alter, zu der Zeit, da wir seine Schüler
waren, sich die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Jugend dewahrt hatte,
wodurch er nicht wenig anziehend wirkte, so darf doch auch nicht verschwiegen
werden, daß er in dieser Zeit den gewaltigen Fortschritten der Wissenschaft
nicht mehr gerecht wurde, zum nicht geringen Nachtheil der damals Medicin
Studirenden. So hatte er von den bahnbrechenden Arbeiten eines du Vois-
Renmond und Anderer auf dem Gebiete der Nervenphpsiologie, die sich
bereits allgemeiner Anerkennung und Würdigung zu erfreuen hatten, kaum
eine Idee.
Waren nun schon in den theoretischen Fächern der Medicin, mit Aus-
nahme der von Weber vertretenen, zur Zeit, da Hasse in Leipzig studirte,
die Verhältnisse wenig erfreuliche und ermuthigende, so sah es in den
praktischen womöglich noch trauriger aus, zu denen nach bestandenein
Naccalaureats-Eramen übergegangen wurde. „Mit der allgemeinen Patho-
logie und Therapie wurde begonnen. Da bekam man aber leider," so
schildert in gerechter Entrüstung über die damaligen, in der medicinischen
Facultät herrschenden verrotteten Zustände der sonst so mild und nachsichtig
urtheilende Hasse Verhältnisse, unwürdig der berühmten Universität Leipzig,
„da bekam man aber leider," sagt er, „nur eine trockene unreife Togmatik,
von einer unfruchtbaren Terminologie belastet; namentlich entbehrte die
Aetiologie fast jeder wissenschaftlichen Grundlage. Und nun die Arzneimittel-
lehre. Auch hier war wenig uon einer physiologischen Anschauung bei der
Beurtheilung der Arzneiwirkungen zu spüren," und, müssen wir hinzusetzen,
noch sehr lange, fast bis auf unfere Tage. „Tas Beste," fährt er dann
fort, „ergab noch die reine Pharmakologie; allein, was die Anwendnng der
Mittel anlangte, stützte man sich auf die sogenannte Erfahrung nnd auf
phantastische, zum Theil naturphilosophischc Voraussetzungen, nur seltcu
vernahm man etwas von erperiiueutelleu Nachweisen." Es kann da nicht
Wunder nehmen, wenn unter solchen Verhältnissen die Homöopathie gläubige
jünger fand. Tas gab Veranlassung zu den von Jörg geleiteten Arznei-
Prüfungen. Tiefer ließ seine Zuhörer die verschiedensten Medicamente ver-
schlucken, worauf diese ihm über die beobachteten Wirkungen Bericht erstatten

mußten. So ließ er auch — (MtlcNs 68t 8ntii-mn nun zcrinsrs — als
Professor der Geburtshilfe von seinen Klinikern die Wirkung des 8ec-al6
coi-nutuin prüfen, die er nicht anerkennen wollte.
Mit den Zeichen aus dein Pulse war man damals noch nicht viel
weiter als von Valens Zeiten her gekommen — die Messung der Körper-
wärme ging über den Nnlor inor<iax kaum hinaus, Percussion und Aus-
cultntion, die so wichtigen Hilfsmittel für die Diagnose, die weit und breit
ansingen, in der ärztlichen Welt Eroberungen zu machen, bis nach Leipzig
waren sie noch nicht gelangt, hier waren sie in jener Zeit noch vollständig
böhmische Dörfer.
Ebenso wenig befriedigte Hasse in der speciellen Pathologie der damals
so gefeierte Clarus, der durch seine gewichtige Persönlichkeit und seine ganze
öffentliche Stellung als die erste medicinische Autorität in Leipzig galt und
sich auch als Allmächtiger in der Facultät gerirte. Hasse, obwohl die
Schwäche Clarus' als Menschen wie als Gelehrten wohl erkennend, läßt ihm
doch alle Gerechtigkeit widerfahren; er nennt ihn einen Mann von Geist
und Thatkraft, der feinen Standpunkt mit Gewandtheit und Würde zu vertreten
verstand. Den jungen Anfängern imponirte Clarus nicht wenig dadurch, daß
er den klinischen Unterricht noch in eleganter lateinischer Sprache ertheilte, bald
wurde man aber inne, daß das «Verda laosre» nicht selten die thatsächliche
Belehrung bedenklich überwucherte. Dabei behandelte Llarus die Medicin
noch ganz nach dein Muster der sogenannten Geisteswissenschaften, n, priori,
für die Thatsachen Lehrsätze aus Bernunftgründen aufstellend und fo, anstatt
das Gebäude auf einem festen und sicheren Grund zu errichten, anstatt von
unten von oben anfangend, gleichsam den Kirchthurm von der Spitze aus
bauend. Anfangs ließ sich Hasse zwar durch diese gewandt und eindring-
lich aus dem Minde gewichtigster Auctorität vorgetragenen Dogmen düpiren,
aber schon als Student, obgleich er noch nicht vom Vaume der Ertenntniß,
der damals seine Früchte in Paris zeitigte, genossen hatte, kamen ihm
Zweifel an der Mchtigkeit der befolgten Grundsätze, und er wurde bald
inne, daß die medicinische Wissenschaft, wie sie von Clarus behandelt wurde,
sich auf falscher Fährte befinden müsse. Bereits in jener Zeit begann sich der
reformatorische Geist in ihm zu regen, wenn er auch erst während des Pariser
Aufenthaltes zum Durchbruch und zur vollen Geltung gelangte und für die
ganze weitere Entwickeluug Hasses maßgebend wurde.
Als das gelobte Land der Medicin galt damals, und mit vollem
blechte, Frankreich, wo in Paris, wie in einem Brennpunkte, die ersten
Kräfte sich vereinigten. Dorthin zu gehen, erhielt Hasse, nachdem er in
Leipzig am 19. März 1833 die Würde eines Doctors der Medicin,
Chirurgie und Geburtshilfe durch öffentliche Bertheidigung eines Themas
aus der vergleichenden Anatomie, über die Gelenke der Articulaten, sich
erworbeu hatte, die väterliche Erlaubnis;. Es wurde nun nicht gezögert und
im Frühjahr des genannten Jahres die Reise nach Frankreich angetreten.

Der Weg wurde zunächst über Teplitz, Karlsbad und Franzensbad eingeschlagen, um die berühmten böhmischen Bäder kennen zu lernen. Dann ging es über Bamberg nach Würzburg, wo die berühmten medicinischen Anstalten Hasse Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit Leipzig boten. Nickt allenthalben waren die Verhältnisse so schlecht wie in dieser Stadt. Schon früher hatte Hasse bei einem Besuche von Jena gefunden, daß daselbst Manches weit besser war, als in dem „mittelalterlich verknöcherten" Leipzig. Ebenso hatte er in Halle, wo Krukenberg mit vielem Erfolg wirkte, eine viel objectivcrc Mchtung gefunden, als in Leipzig, indem man dort die Herrschaft eigenmächtiger Theorien verschmähte und den Thatsachen unbefangen gegenübertrat. In Paris eröffnete sich dem juugen Arzte eine neue Welt, sie, die Heu; von ihm ersehnte, umfing ihn nuu, und mächtig wirkte sie ans ihn ein. Hier fand er, was er fuchte, was er bedurfte, reiche Befriedigung im Gewinnen neuer Anschauungen in echt naturwissenschaftlichem Geiste sowohl, wie in der weiteren Ausbildung auf Grund der anatomisch-physiologischen Methode.
Aber so großen Eindruck auch Paris in medicinischer Hinsicht ans Hasse machte, so hohe Achtung es ihm einflößte, so nahm er doch das Gesehene, so werthvoll es auch war, uicht so ohne Weiteres als ein Evangelium hin und übte strenge Kritik daran, dabei mit sicherem Blick die Spreu von dein Weizen sondernd. So hatte er sofort den wahren Wcrth des vielgefeierten Nroussais erkannt, die Hohlheit und Leere eines Abenteurers.
Trotz aller Porzüge, die sie besaß, entging Hasse die Einseitigkeit der französischen Schule nicht. Hier trat bei ihm das folgerichtige Denken der nackten, rohen Erfahrung gegenüber, in welcher Beziehung der Deutsche gegen den Franzosen im Portheil war, bei dem wiederum die Phantasie überwog. So galt es, die Thatsachen nicht nur hinzunehmen nnd sie scharssinnig nnd geistreich zu deuten, sondern sie auch causal zu verknüpfen. Wenn die 'Entzündung als Grundlage der krankhaften Vorgänge hingestellt wurde, so entging ibm nicht, daß dieselbe oft eine erst ziemlich fpäte Folge der krankmachenden Ursache ist. Und so kam ihm der Gedanke,- daß, so lange man nicht über die specifischen Ursachen der Krankheiten aufgeklärt sei, man sich auf ein unbefangenes Studium der Krankheitsuorgänge und ihres Perlanfes, fowie auf eine genauere Erkenntnis; der anatomischen Veränderungen und physiologischen Vorgänge der zunächst ergriffenen Organe und der übrigen Körper theile beschränken müsse. Hieran hat die Folgezeit die Frage nach der Aetiologie der Krankheiten geknüpft, in deren Beantwortung die Gegenwart so fruchtbringend gewirkt und fo Bedeutendes geleistet hat.
Die glückliche Beanlagung des Deutschen bewirkte bei Hasse das, was die Franzosen auszeichnete, die emsige und scharssinnige Forschung im Einzelnen und die phantasiereiche Ausgestaltung desselben, immer in Beziehung zum Ganzen zu bringen und nicht nur analytisch, sei es mit dem Secinnesser, sei es mit dein Mikroskop oder mit chemischen Reagentien, sondern auch synthetisch thätig zu sein, nicht nur nach Wissen, das sich in einein uncrsätt-

lichen Heißhunger nach Erfahrung, der unserer Zeit eigen ist, kennzeichnet,
sondern auch nach Erkenntnis; zu streben, was auch für eine ersprießliche
Therapie von Wichtigkeit sein mußte. Nach dieser Mchtuug war aber von
den Franzosen Nichts oder nnr Wenig zu lernen; in Bezug auf das thera-
peutische Handeln herrschte bei ihnen eine große Gleichgültigkeit und eine
ermüdende Einförmigkeit, die das ganze Heilverfahren kennzeichnete.
Eo wurde Hasse, im Geiste der Reformation wirkend, die von Frank-
reich ausgegangen war, nachmals mit einer der Hauptbahnbrecher und
Bannerträger der neueren von Frankreich ausgegangenen medicinischen
Richtung in Deutschland, die er aber hinfort in deutfchem Geiste veredelte.
Es ist das unbestrittene Verdienst der Franzofen, das Rad in's Rollen
gebracht zu haben; wie auf fo vielen Gebieten sind sie auch auf dem der Medicin
die Anreger und uufere Lehrmeister gewefen. Eo viel die Deutschen ihnen
aber auch in dieser Beziehung zn danken haben, so sind sie doch nicht die
bloßen Rachtreter derselben geworden. Auf der Erfahrung fußend, nament-
lich die Ergebnisse der pathologifchen Anatomie und Physiologie beherzigend,
haben die Franzofen die medicinischen Begriffe begründet nnd festgesetzt, vom
Einzelnen zum Einzelnen fortschreitend, uerstandesmäßig das Gegebene
unterscheidend. Die Deutschen haben sich damit nicht genügen lassen, ihnen
verlangte nach der höheren Form des Denkens, nach der Vernunft, die Ideen
fchafft. Verständig sind die Franzosen wohl sehr, fast übermäßig, erschrecklich
verständig, vernünftig fetten; nüchtern erfassen sie Alles mit dem Verstände,
bringen einen reichen und werthuollen Schab von Erfahrungen zufammen,
den sie kühl begreifen, vermögen aber nicht das Begonnene zun: Abschluß,
in einer umfassenden Idee zur Darstellung zu bringen, worin erst die
schöpferifche Kraft des Geistes zum Ausdruck gelangt. Hierin liegt erst
der bleibende Werth der Geistesarbeit, das die flüchtige Erscheinung und
den Wechsel der Zeit Ueberdauernde. Und wenn die Deutschen in der
Schaffung solcher Werthe so Großes geleistet haben, so danken sie Dies der
harmonischen Ausbildung der drei Grundformen des Seelenlebens, die sie
bewahrt hat, einseitig, nur dem Verstände huldigend, zu „Götzenanbetern
einer rein intellectnellen Entwickelung" zu werden, um uus eines Ausdrucks
Dilthevs zu bedienen, der sehr richtig bemerkt: „Es gereicht zwar einer
wissenschaftlichen Untersuchung zum Rachtheil, wenn sie durch irgend ein
Gefühl oder einen Zweck gebunden ist, so daß sie nicht unparteiisch und
selbstständig verfährt. Jedoch in Wahrheit geht unserem Erkennen und
Forschen immer eine Theilnahme des Gefühls, eine Thätigkeit des Willens
zur Seite. Wer wollte bestreiten, daß in der Ausbildung uou Plntos
Ideenlehre nicht mich die sittliche Willenskraft und die innige Liebe znm
Schönen reichen Antheil gehabt! Die Thatfache, daß der Mensch auch als
erkennender doch zugleich fühlend und wollend thätig ist, haben unsere
Deuter, besonders Hegel uud Herbart, nicht genügend gewürdigt." So ist
es eine arge Verirrung, wenn Hegel das Sein lediglich im Denken cmf-

gehen läßt, und Herbart Lust und Unlust eines lebenswarmen Fühlens und
ein kräftiges Streben zu einem Beiwerk unseres Vorstellens, als des einzig
Wirtlichen, herabdrückt.
So gehurt auch Hasse als echter Deutscher zu jenen „verständigen,
geistreichen und lebhaften Menschen", von denen Goethe sagt, „daß sie ein-
sehen, daß die Summa unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals
rund aufgeht, fondern daß immer ein wunderlicher Bruch ftbrig bleibe."
Und wenn auch die Beschäftigung mit der Medicin Hasses Hauptsache, fein
Beruf war, fo hat er doch nie unterlassen, auch den Ansprüchen des Ge-
müthes nach Vermögen Rechnung zu tragen. So boten ihm nach dieser
Seite hin, wie früher in Dresden, jetzt in Paris die werthvollen Kunst-
schätze, die hier aufgehäuft sind, reiche Nahrung für Herz und Sinn, die
er auch in der Befriedigung der Wanderlust fand, der er fchon in der
Jugend geni gefrötmt hatte; und wie sie ihn damals trieb, die nähere und
fernere Umgebung Dresdens und das fächfifche Vaterland zn durchstreifen,
so veranlaßte sie ihn auch zu verschiedenen weiteren Ausflügen von Paris.
Da wurde eine Ferienreise an die Loire unternommen und ein anderes
Mal die Normandie durchwandert, wobei überall den herrlichen Denkmalen:
der Baukunst besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.
Im August 1834 kehrte Hasse in's Vaterland zurück, dankbar aner-
kennend, wie ihn der Aufenthalt in Paris in feinen medicinischen Studien
mächtig gefordert, feine Kenntnisse vervollständigt und sein Urtheil gefestigt,
zugleich aber auch feinen Gesichtskreis in jeder Hinsicht erweitert hatte. Aber
nicht den geraden Weg in die Heimat schlug Hasse ein. Zuvor begab er
sich noch nach Wien, das er auf dem Umwege durch Nordturol und das
Salzkammergut erreichte. In der Kaiferstadt an der Donau begann damals
erst die Morgenröthe jener Zeit zu dämmern, die in der Folge so glanz-
voll für die medicinifche Schule Wiens wurde und ihre befruchtenden Strahlen
nach allen Seiten hin ausfandte. Rokitansky fing eben an, seine Bedeutung
geltend zu machen, während Skoda nur erst seine Studien beendet hatte.
Im Frühjahr 1835 wurde über Prag, wo Hasse mit Oppolzer Freund-
schaft schloß, in die Heimat zurückgekehrt. Manche verlockende Anerbieten
waren ihm gemacht worden, aber er war den Versuchungen, wie ver-
führerisch sie auch waren, immer noch glücklich entronnen. Die akademische
Laufbahn war Hasses Ideal, aber es bot sich nicht gleich Gelegenheit dazu.
Inzwischen nahm Hasse die Stelle eines ärztlichen Begleiters und Rath-
gebers des Grafen Gregor Stroganow an, mit dem und dessen Familie
er auf Reifen ging, worauf er sich einige Zeit als praktischer Arzt in
Dresden niederließ, bis ihn Clarus nach Leipzig in das dortige Iacobs-
Hospital berief, wo er ihm die sehr bescheidene Stelle eines Repetenten der
medicinischen Klinik anbot. iDhne Bedenken gab Hasse die in letzter Zeit
vielversprechenden Ansuchten in Dresden und das dortige heitere und an-
regend gesellige Leben auf, um nunmehr mit allen Kräften auf das erfehnte

Ziel loszugehen, welch anstrengende Thätigkeit und aufopferungsvolle Arbeit es auch erfordern würde. In rosigein Lichte erschien ihm jetzt das Leben, zumal es ihm überraschend schnell gelang, sich im Jahre 1836 in der medicinischen Facultat für das Fach der pathologischen Anatomie habilitiren zu tonnen, obgleich gerade hier die grauenvollsten Verhältnisse herrschten. Die Schilderungen Hasses über diese spotten allen Begriffen, die man heut-zutage von derartigen Instituten hat; diese Unzulänglichkeiten waren aber für ihn nur ein Antrieb zu desto energischerer Tätigkeit. Trotz aller An-strengungen, trotz aller Erfolge gelang es aber Hasse nicht, wie er verdient hätte, außerordentlicher Professor zu werden. Intriguen waren dabei mit im Spiele, an denen es wie damals allerdings auch heute noch nicht an den deutschen Universitäten fehlt. Ein Gesuch Hasses um eine Professur wurde vom Ministerium abschlägig beschieden und zwar auf das Gutachten von Clarus hin, das, charakteristisch für den Menschen und den Mann der Wissenschaft, verdient, tiefer gehängt zu werden, und das dahin ging, daß die pathologische Anatomie durchaus nicht von solcher Bedeutung für die Medicin sei, um einen besonderen Professor dafür anzustellen, daß vielmehr ein Jeder, der die nöthige mechanisch-anatomische Schulung besitze, dafür eintreten könne. So Etwas konnte man noch angesichts des aller Orten eindringlich sich bemerkbar machenden französischen Einflusses, an-gesichts der Erfolge, die Rokitansky erzielte, angesichts der Thätigkeit Hasses, deren Wirkung offen vor Augen lag, behaupten! Durch Beharrlichkeit er-reichte aber Hasse schließlich doch sein Ziel, im Jahre 1839, was ihm besonders deshalb von großem Werthe war, weil er dadurch größere Aus-sicht auf Berufung an eine auswärtige Universität erhielt. „Auf eine solche" — bekennt er in seinen «Erinnerungen» -^ „war meine Hoffnung um so mehr gerichtet, je mehr ich einsehen mußte, daß meine Stellung ini Hospitale, Elarus gegenüber, immer unhaltbarer, ja das ganze Ver-hältnis; zu ihn, immer peinlicher wurde. Auf seine und der Seinigen persönliche Wünsche hatte ich nicht einzugehen vermocht, und meine wissen-schaftlichen Pläne waren ihm gleichgiltig. Bei der Verfolgung derselben und in meiner ferneren akademischen Laufbahn mochte er mir sogar Gegner sein. Einmal, weil meine Richtung der seinigen nicht entsprach, haupt-sächlich aber, weil er leider an der bei einflußreichen Professoren so häufigen Monomanie litt, seine leibliche Nachkommenschaft auch zu seiner Nachfolge im Amte machen zu wollen."

Acht Jahre hatte Hasse in Leipzig gewirkt, als er eine Berufung als Kliniker zunächst nach Dorpat, dann nach Zürich erhielt, welch' letztere er annahn,. Eine neue, segensreiche Thätigkeit begann hier für ihn, eine Thätigkeit, die wie in humanitärer und praktischer Beziehung, so auch für die Wissenschaft von Erfolg war, und die nicht nur ihn, in jeder Beziehung zusagte. Verstand und Herz in gleicher Weise befriedigte, sondern auch für die Allgemeinheit die schönsten Früchte trug.

Die Thätigkeit, die Kasse als Professor der Pathologie und Therapie
sowie als Leiter der medieinischen Kliniken seit 1844 in Zürich, dann weiter
seit 1852 an der Universität Heidelberg und endlich seit 1856 in Göttingen
entfaltet hat, ist zu sehr rem fachmännischer Art, als das? wir hier näher darauf
eingehen konnten. Hasses Bedeutung auf medicinifchem Gebiete liegt vor-
zugsweise in seinem reformatorischen Wirken, indem er dem für die Natur-
wissenschaften fo verderblichen Dogmatismus, diefer Hydra der Wissenschaft-
lichkeit, beherzt entgegentrat und ihn mitbezwingen half. Aber nicht minder
hervorragend hat er sich auch als Forscher und Lehrer bewährt, namentlich
auf dem Gebiete der Lirculations- und Nespirationsorgane wie des Nerven-
systems hat er die Wissenschaft gefördert, in welchen Fächern er seinerzeit als
eine erste Autorität galt, wie auch seine Weck: „Anatomische Beschreibung der
Krankheiten der Eirculations- und Nespirationsorgane" und „Krankheiten des
Neruensnstems", welch' letzteres Buch zwei Auflagen erlebte, während das
erstere in's Englische übersetzt wurde, beweise«. Auch als praktischer Arzt hat
Hasse außerordentlich segensreich gewirkt, indem er nicht nur mediciuischer
Berather und Helfer, sondern auch ein wannfühlender Freund war, der
die Anforderungen des Herzens denen des Verstandes nicht unterordnete.
Wenn Hasse trotz der wissenschaftlichen Befriedigung, die er in Zürich
empfand, trotz der hohen focialen Stellung, die er dafelbst einnahm, sich
bewegen lassen konnte, die neu gewonnene Heimat, in der es ihm immer
so gut ergangen war, die er liebte uud in der er sich wohl suhlte, zu ver-
lassen, so war hierfür namentlich das inzwischen in der Limmatstadt ein-
gerissene politische Treiben bedingend. Eine Partei war hier nn's Nuder
gelangt, die bestrebt war, nur ihre Parteiinteressen zur Gcltuug zu bringen
und diese auch bei der Verwaltung der Universität mitwirken zu lasseu,
was zu wiederholten Mißstimmungen führte und für Hasse Veranlassung
wurde, einen Nuf nach Heidelberg — frühere Berufungen an andere
Universitäten hatte er regelmäßig ausgeschlagen — anzunehmen, allerdings
nicht leichten Herzens und nach vielem Ueberlegen und Schwanken.
Trat nun Hasse iu Heidelberg iu einen größeren akademischen Wirkungs-
kreis ein, so gerieth er doch dort, was das Parteitreiben anbelangte, aus
dein Negen in die Traufe; die Verhältnisse waren hier noch viel unerguick-
lichere als in Zürich. Ultramontane, Protestanten, Liberale, Absolutisten
und Particularisten, Großdeutsche und die Anhänger Preußens lagen sich
hier in den Haaren, von deren Gezänk und Streit auch die Universität
nicht unberührt blieb. Auch herrschten in Heidelberg arge Mißstände in der
Zusammensetzung der medicinischen Facultät, die ein erfolgreiches Wirken
fehr erschwerten und die Freudigkeit an dein Berufe arg verleideten. Hasse
griff daher zu, als er im Jahre 1856 einen Nuf nach Göttingen erhielt,
obgleich man Alles daran fetzte, ihn zum Bleiben zu bewegen und bereit
war, nach Möglichkeit seinen Wünschen zu entsprechen. Die unerquicklichen
Personalverhältnisse in der Facultät konnten aber in absehbarer Zeit nicht

aus der Welt geschafft werde,!, und um persönliche Vortheile war es Hasse nicht zu thun, daher gab er dem an ihn ergangenen Rufe an die Georgia Augusta in Göttingen Folge.

Es kann das bei der Gesinnung Hasses uud seiner Gemüthsuersassung einigermaßen Wuuder nehmen, denn die Verhältnisse waren in jener Zeit in Göttingen auch nicht besonders verlockende. Ueberall, wohin sich Hasse wendete, herrschten reactionäre Zustände. So war es, als er nach Zürich ging, so in Baden, während seines Aufenthaltes in Heidelberg, endlich auch jetzt wieder in Güttingen. König Georg hatte die Verfassung des Landes in ihren wichtigsten Dheilen eigenmächtig auf einen überwundenen Standpunkt zurückgeführt und dadurch in der Bevölkerung große Beunruhigung, bei den Liberalen entfchiedenen Niderstand hervorgerufen. Auch die Universität, berichtet Hasse, war vorzugsweise in der Opposition. Zwar hatten sich hier die Verhältnisse nicht in dem Maße verschärft, wie im Jahre ^l887 unter dem Könige Ernst August, der bekanntlich sieben der angesehensten Professoren abfetzte und aus dem Lande verwies, indessen waren auch jetzt zum allerhöchsten Mißfallen die Wahlen der Universität für die Ständeuerfammlung stets oppositionell ausgefallen. Zugleich verlautete, daß die Universität im Allgemeinen von den einflnßreichsten Häuptern im Ministerin»! uud iu der Nüreautratie scheel angesehen werde. Es war daher natürlich, daß Hasse mit einigem Mißtrauen den amtlichen und persönlichen Begegnungen entgegensah.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber ungleich günstiger, als Hasse ursprünglich gemuthmnßt hatte, auch trat er durch Krankheitsfälle bei Hofe, zu denen er herbeigerufen wurde, in nähere und dauernde Beziehungen zn diesem, wobei er Gelegenheit hatte, den blinden König, wie die Königin näher kennen zu lernen und zwar ganz besonders im häuslichen Kreise, wo sie sich als Menschen geben durften. Auch hier war der Eindruck, deu Hasse empfiug, eiu ungleich vortheilhafterer, als er geahnt hatte. So entstanden gewisse vertrauliche Beziehuugeu zum Hofe, die Hasse in den Stand setzten, einen tieferen Blick in den Eharakter des oft und viel geschmähten Königs zn thun und ein nicht auf den Schein, fondern auf das Wesen desselben gegründetes Nrtheil sowohl über ihn ini Allgemeinen, wie insbesondere über seine nicht öffentliche Art und Weise in Haus und Familie abzugeben. „Es liegt mir das Letztere ganz besonders am Herzen" — betont Hasse in seinen, gerade in dieser Beziehung sehr interessanten, weil völlig von den gewöhnlichen Anschauungen abweichenden Erinnerungen — „da ich dem hohen Herrn für sein beständiges gnädiges Wohlwollen Dank schuldig bin. Visher ist ja der König in der Oeffentlichkeit nur abfchätzig besprochen worden, und, bei reichlichen! Tadel, hat man ihm nicht einmal mildernde Umstände zuerkannt, ja, es hat sich sogar der wohlfeile Spott der Menge an feine Ferfen geheftet. Da fcheint es mir Pflicht, auch die vielen Lichtseiten im Verhalten des viel verleumdete» Herrn znm Ausdruck zu bringen

Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, je weniger ich, wie ich gleich hier erklären muß, an der deutschen Politik des Königs Gefallen gehabt habe und mit einem entschiedenen Borurtheile gegen ihn seiner Zeit nach Hannover gekommen war."

Ganz besonders offenbarte sich die Liebenswürdigkeit des Königs, weim er, nach Erledigung der Negierungsgeschäfte, am Abend seine Theegesellschaft aufsuchte, wo er heiter und unbefangen sich einer harmlosen Geselligkeit als ein guter Hausvater hingeben konnte. Den Porsitz am Theetisch nahm die Königin Marie ein, die Hasse als die wahre Schönheit des ganzen Hofes schildert, eine königliche Gestalt, ihr Antlitz strahlend von Güte und Anmuth, dessen Ausdruck sich auch in der Unterhaltung nicht verleugnete und bei ihrer Umgebung Vertrauen und Verehrung erweckte, wobei Hasse ganz besonders hervorhebt, daß sie, was von anderer Seite ihr sehr unbedacht zum Vorwurf gemacht worden ist, es stets unterlassen habe, Einfluß auf ihres Gemahls öffentliches Wirken auszuüben. Auch wäre ein derartiges Nestreben bei dem Charakter des Königs ganz ohne Erfolg geblieben und hätte nur eine Störung des häuslichen Friedens herbeigeführt. Sie hatte wohl erkannt, daß sie ihre Stellung nicht an der Seite der Minister, sondern in der Familie zu suchen habe.

Wie viel ernste und heitere Dinge auch an den Theeabenden der königlichen Familie verhandelt wurden, wobei die Musik eine große Rolle spielte, so kam doch niemals die Politik oder die öffentlichen Geschäfte zur Sprache. Nur einmal, als gerade Neuwahlen zur Ständeuersammlung bevorstanden, gab der König Hasse zu verstehen, daß es sein Wunsch sei, daß die Universität eine «correcte» Wahl treffe, und ersuchte ihn, mit darauf hinzuwirken, was zu thun jedoch Hasse nußer Stande zu fem erklärte. Der König wurde darüber allerdings momentan mißgestimmt, ließ es Hasse aber nicht weiter entgelten, so daß dieser noch weiter person» ^r»ti88iQm bei Hofe blieb.

Hasse nennt den König den wirklichen Führer der Regierungsgeschäfte, wobei ihn sein unglaublich treues Gedächtniß unterstützte. Stets war er bereit, den steigenden Bedürfnissen der Universität zu Hilfe zu kommen. Ganz besonders hebt aber Hasse hervor, daß der König Georg wie durch Abstammung, so durch angeborene Anlage und endlich auch durch Erziehung durch und durch Welse gewesen sei. „Mit dem bekannten hohen Selbstgefühl dieses Geschlechtes," urtheilt Hasse, „verband sich der Stolz des englischen Prinzen und der starre Sinn des niedersächsischen Stammes. Dies und das Bewußtsein einer unleugbar großen Begabung hätte den König wahrscheinlich schon zur Überschätzung seiner Machtstellung sichren können. Nun kam das Unglück hinzu, das ihn zu einer Zeit des Augenlichtes beraubte, in der die geistige Entwickelung erst recht sich entfaltete. Das lange dauernde Leiden nebst Euren und Operationen fesselte den jungen Prinzen an den beschränkten Kreis des elterlichen Hofes, schloß ilm Jahre lang von der

^ >

Außenwelt ab, gab ihm statt klaren Lichtes nächtliches Dunkel, was Alles
die bereits vorhandene Neigung zu einer phantasiereichen Auffassung der Ver-
hältnisse noch mehr begünstigen mußte. Was wäre aus dem geistig so be-
gabten Jüngling geworden, wenn er durch einen regen und vielseitigen Verkehr
nach außen Charakter und Einsicht hätte durcharbeiten und erweitem können.
So aber schwächte sich sein Urtheil über das Maß der Außendinge ab, und
er täuschte sich in dieser Richtung um so leichter, je weniger das über ihn
gekommene Unheil seine Energie und Thatenlust zu beugen im Stande ge-
wesen war. Sein Ideal fand er in der Größe und Macht des Welfen-
hauses, sein Vorbild war Heinrich der Löwe, als dessen politischen Erben
er sich ansehen mochte. Wie er, nachdem er den Thron bestiegen, keine
Mühe scheute, alle Erinnerungen an den Ahnherrn in den Schätzen des
Welfenmuseums zu vereinigen, so hat er sich vielleicht auch wohl dem Traume
hingegeben, den einstigen Länderbesitz des großen Welsen unter seinem Scepter
wieder zu vereinigen. Tagegen mar ihm der Gedanke, sich jemals auch
nur eines Theiles seiner königlichen Macht zu begeben, wahrscheinlich ganz
unfaßbar, höchstens würde er vielleicht ein Verhältnis, wie im alten deutschen
Kaiserreiche haben über sich ergehen lassen. Daß die romantische Denkweise
und das ausgesprochen particularistische Selbstgefühl im ärgsten Widerspruch
zu den tatsächlichen Verhältnissen, zn dem Entwickelungsgange der deutschen
Geschichte und zu den immer dringender sich geltend machenden idealen
Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volkes stand, das wurde dein
Könige entweder nicht klar bewußt, oder er beachtete es nicht. Die lebhafte
Phantasie des Vlinden überwog dessen sonst so scharfe Einsicht. Es ist be-
greiflich, daß ein solcher Mann durch bloße Ueberredung nicht dazu gebracht
werden konnte, sich kleiner machen zu lassen. Seinem tragischen Geschicke
mußte er unaufhaltsam verfallen. — In ruhigen Zeiten hätte dieses Alles
wenig zu fagen gehabt, allein beim Eintreten schwerer politischer Ver-
wickelungen mußte ein Verkennen der wahren Lage der Dinge die größten
Gefahren mit sich bringen, lind als nun das Verhängnis, immer näher
und deutlicher herantrat, vermochten keine Vorstellungen, die zahlreich und
dringend an den König gelangten, seinen festen Willen zu überwinden.
Leider hatte er sich auch zu Nerathern lauter Männer gewählt, die entweder
seine politischen Ansichten wirklich theilten oder sich schweigend unter seinen
geistigen Einfluß stellten oder endlich ihren Vortheil darin fanden, den Herrn
auf feinen Irrwegen zu begleiten. Freilich wäre er unter allen Umständen
unbeugsam geblieben, selbst wenn, wie es die Legende von seinem Ahnherrn,
Heinrich dem Löwen, meldet, ein Kaiser vor ihm gekniet bätte."

Nach dieser Schilderung, die uns Hasse von dem Elmrakter des Königs
giebt, wird dessen Verhalten in der Katastrophe von 1866 verständlich.
Aber „tout «oinprsnäi-k, o'szt Wut paräonnLi-," und so wendet ihn auch
Hasse seine wehmüthige Theilnahme zu in dem Unglück, das ihm betraf,
als er seiner Krone verlustig ging, jedoch, bemerkt er dazu: „mit tiefem

Schmerze mußte man sich abwenden, als er vergaß, daß er ein
deutscher Fürst sei und sich mit dem Neichsfeinde in Verbindung
setzte."
Anch die persönlichen Beziehungen, die uuter den Professoren der
Georgia-Augusta herrschten, waren erfreulicher, als es sonst vielfach an den
deutschen Universitäten der Fall ist. Hasse hat sich in jeder Beziehung in
Göttingen wohl gesuhlt, und interessant sind die Porträts, die er mit
treffender Charakteristik der wissenschaftlichen Bedeutung von den hewor-
rngenderen Mitgliedern der Universität entwirft, und wenn auch hier wieder
die kritische Mer Hasses in den Vordergrund tritt, wie sie in den scharfen
prägnanten Zeichnungen zur Geltung gelangt, fo hat er diefen ein so fein-
fühliges Eolorit zu geben verstanden, daß er auch hier wieder als Meister
künstlerischer Tarstellung sich offenbart, wie er auch, in den Überlieferungen
unserer großen klassischen Zeit herangewachsen, in Litteratur wie in der Kunst ein
Anhänger derselben, in seinem eigenen Schaffen diese widerspiegelt, während
er auf medicinischem Gebiete durchaus nicht ein „I^anclator tLmpori» ac-ti"
gewesen ist, sondern hier kühn die Leuchte zu dem gemaltigen Umschwung
uud Aufschwung, den Naturwissenschaften und Heilknnst in unserem Jahr-
hundert genommen haben und wodurch diesem die Signatur aufgedrückt
worden ist, mit vorcmgctragen hat. Selbst das Alter hat ihn hier, wie dies
sonst meist der Fall ist, nicht konservativ, geschweige denn reactionär gemacht,
nnd so bezeichnet er auch Robert Koch, der einst sein Schüler gewesen,
als den Bedeutendsten, der aus der Göttinger Schule hervorgegangen sei:
„Wir können leider in Göttingen," fügt er Tem hinzu, „uns nicht rühmen,
in der von ihm eingeschlagenen Richtung seine Lehrmeister gewesen zu sein.
Ich selbst stand am Anfange der sechziger Jahre der Lehre von der Bedeutung
der Mikroorganismen noch ziemlich skeptisch gegenüber. Zwar hatte ich von
Anfang meiner Lehrtätigkeit an die Forderung einer wohlbegründeten
Aetiologie betont und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die bekannten,
scharf gezeichneten Krankheiten, insbesondere die ansteckenden, nicht anders
als durch eigenartige, specifische Ursachen entstehen könnten. Es schien mir
jedoch vorschnell, die Nacterien so ohne Weiteres als das Wesentliche der
Entstehung hinzustellen. Nie betreffende Theorie zeigte mir uoch zu viele
Lücken für eine überzeugende Erklärung der gefammten Krankheitsvorgänge.
Uud nun waren es die ersten schlagenden Beweisführungen Kochs und der
Nachweis, daß es die durch die Mikroben erzeugten giftigen Zersetzungs-
producte seien, welche die Krankheitserscheinungen jheruorrufen, was mich
vollständig bekehrte. So kann ich mich nicht den Lehrer, sondern den wohl-
überzeugteu Schüler Kochs nennen. Was Koch wirklich bedeutet, das ist er
gauz durch sich selbst uud so unser Aller Lehrer geworden."
Ein seltenes Beispiel unbefangener und freimüthiger Würdigung eines
Mannes, der nicht wenig angefeindet worden ist, und über den Viele noch
heute beflissen sind, den Stab zu breche», indem sie nach Art der kleinen Kläffer

die epochemachenden Entdeckungen Kochs angreifen und ein «Danaer-
geschenk» für die praktische Medicin nennen.
Im Jahre 1^?N hat sich Hasse von der Lehrthätigkeit sowie uon der
Praris zurückgezogen und verbringt jetzt ein „ot'uin «um äiFiiitate" mit
derselben Frische des Geistes wie in der Jugend, und wie sie den reifen
Mann auszeichnete, der Kunst ergeben und theilnehmend nn der geistigen
Bewegung und den Ereignissen der Zeit, wenn diese auch mitunter einen
herben, nicht besonders erfreulichen Beigeschmack haben. Hasse hat sich den
alten Glauben tren bewahrt und hält an ihm fest, daß Wahrheit es allein
nicht thue, sondern daß stets die Schönheit mit ihr verbunden sein müsse,
und diesen Glauben hat er allzeit in seinem langen, gottbegnadeten Dasein
bethätigt, bethätigt in seinem Denken sowohl, wie in seinem Thun, in seiner
ganzen öffentlichen wie häuslichen Lebensführung, fo daß der heitere, glück-
liche Lebensabend an der Seite seines „trautesten Freundes und treuesten
Pflegers", seines Schwiegersohnes Dr. mml. Hermaun Schläger und
dessen Familie, uns den Ausspruch Goethes auf's Neue bekräftigt: „Was
man in der Iugeud wünfcht, hat man im Alter die Fülle."

Michael Beer und Eduard von öchenk.

(Ungedruckte Vriefe Veers.)

Mitgeteilt von

G. Man 3/)

— Verlin. —

Michael Beer, der Dichter des „Paria" und des „Ttruensee", der Bruder des berühmten Eomvonisten Meyerbeer und des hervorragenden Astronomen Wilhelm Beer, war eines jener tüchtigen Talente, dem die Mitlebenden reichliche Bewunderung zollten, den aber das Schicksal zu früh aus der Lebensbahn riß, um ihn» auch bei der Nachwelt eine immer lebendige Erinnerung zu sichern. Immerhin aber hat er sich bis auf unsere Tage im Svielulane deutscher Bühnen erhalten, und auf's Reue wird man auch seiner Persönlichkeit gedenken beim herannahenden Hundertjahrfest der Geburt Immermanns. Bildet doch der NeerIiumermann'sche Briefwechsel das werthvolle Ieugniß einer Dichterfreundschaft, die im herzlichen und ehrlichen Gedankenaustausch, vor Allem über Kunst und Politik, ihren festen Rückhalt fand. Ueberraschender aber als die Beziehungen des Berliners Beer zu seinem norddeutschen, nur wenige Jahre älteren Landsinann, dem Magdeburger Immermann, ist die innige Freundschaft des Pariadichters mit dem Manne, der ihm nach feinem Tode mit der Herausgabe seiner Werke und seiner Briefe an den Düsseldorfer Poeten ein fchönes Denkmal gefetzt hat, mit dem bauerischen Minister Eduard von Schenk. „Dieser war strenger Katholik (1817 vom Protestantismus übergetreten), jener von Geburt Jude, nach Gesinnung Freidenker; dieser geborener Rheinländer, jener echter Berliner; dieser klerikaler Minister, Hofmann, im bayerischen Staatsdienst ergrauend, jener berufsloser Poet, Sohn eines reichen Bankiers,

*) Aus Materialien zu einer Biographie Beeis; die Briefe sind mir gütigst zur Verfügung gestellt von Frau Theiese von Stachelhausen, geb. von Schcnl.

ein wohlhäbiges Reiseleben führend; dieser politisch reactionär, jener durch-
aus liberal, dieser 38, jener 2«, Jahre alt, als sie sich kennen lernten —"
so ungefähr habe ich an anderer Stelle die äußeren und inneren Gegensätze
der beiden Männer gekennzeichnet. Und trotzdem durfte schließlich der frei-
sinnige Jude den frommen Staatsmann — duzen. Es war vor Allem das
beiderseitige Interesse an Poesie, das sie zusammenführte. Beer war be-
sonders ein warmer Bewunderer des in den 29er und 3!)er Jahren viel-
gespielten Schenk'schen Trauerspiels „Veliscir"; als Brüder in Apoll ver-
söhnten sie sich immer wieder, wenn politische oder religiöse Ansichten zeit-
weilige Entfremdung hervorriefen.

Den Winter 1826 auf 27 verbrachte Beer in München im stetem
Verkehr mit Schenk, der ihn in den ersten Kreisen einführte. Damals be-
schäftigte sich der Dichter des „Paria", der 1823 mit diesem Einacter seinen
ersten großen Vühnenenerfolg erzielt hatte, eingehend mit dem Struenseestosf.
Im Sommer begab er sich an den Rhein, nach Bonn, um dort das neue
Drama zu forden:. Aus diefer Zeit stammt der erste der uugedruckten
Briefe, dem ich die übrigen, nur mit den nothwendigsten Bemerkungen ver-
fehen, chronologisch geordnet, folgen lasse. Veer fchreibt:

Bonn, den 14t'.» Scfttbr. 27.

Obgleich, mein treurer Freund, ein Stillschweigen wie das Ihrige jeder ferneren
Mittheilung einen Anstrich von Zudringlichkeit giebt*), so breche ich doch heute cinm
festen Vorsatz und erscheine lieber zudringlich als baß ich Ihnen die Freude vorenthielte,
die Sie gewiß bei Lesung des beiliegenden Briefes empfinden werden. Die Beilage des
Briefes wird Ihnen erklären, wie er in meine Hände gekommen ist. Er ist von Goethe,
an einen langjährigen vertrauten Freund geschrieben und schildert den Eindruck, den der
Besuch des Tichters unter den Konigen auf den König der Dichter hervorgebracht hat*'").
Dieser Eindruck ist so gewaltig und tief eindringend gewesen als die Handlung Ihres
herrlichen Königs selbst großartig und herrlich war. Wer König Ludwig so liebt wie Sie,
ich habe kein Recht hinzuzusetzen wie ich, dem muß es ungemein anziehend sein zu sehen
wie ein Gemüth wie Goethe« die größte Ohre, die einem Sterblichen zu Thcil weiden kann,
empfängt; und eine vertraute Aeußerung darüber gewährt ein wunderbares Interesse.
Ter Dank, den Goethe unmittelbar, wahrscheinlich auch schriftlich, Ihrem herrlichen
König erwiedert hat, kann kein ähnliches Interesse haben, denn die Ehrfurcht tönt dock
immer mit, die zu den Ohren der Majestät klingt. — Hier spricht der Freund zum
Freunde und mich dünkt es ist der schönste Lohn, der dem Könige für seinen erhabnen
Besuch weiden könnte, zu vernehmen, was der unbelauschte Goethe darüber geäußert.
Deshalb suhle ich einen unwiderstehlichen Reiz, das Vertrauen des Professors T'Alton***),
der mir den Brief bei seiner schnellen Abreise anvertraute, ein wenig zu mißbrauchen
und ihn Ihnen mitzuteilen, damit Sie auch, wenn es Ihnen passend scheint, ihn zur
Kenntnis Ihres edlen Monarchen gelangen lassen tonnen. Ich bin völlig mit mir
darüber einig, daß ich dadurch nichts thue, was nicht Goethe und T'Alton billig er-

*) Beer hatte seit seiner Abreise bereits zwei Briefe an Schenk geschrieben, die im
Beei-Immermann'schen Briefwechsel mit abgedruckt sind.

**) Bezieht sich auf den bekannten Geburtstagsbesuch Ludwigs I. von Bayern bei
Goethe.

***) D'Alton, Goethes Freund, war seit 1818 Professor der Archaclogic und
Kunstgeschichte in Bonn.

scheinen dürfte. — Dürfte ich Sie nun aber auch bitten diese Mittheilung des Briefes nicht weiter auszudehnen und ihn mir so bald es Ihnen möglich ist zurückzusenden. Es ist der Original-Brief, den ich sende; wie immer bei Goethens Briefen ist er von ihm dictirt. Nur die letzte Zeile ist von seiner Hand. Wer möchte unter seinen Papieren ein solches Document, das dem Empfänger so thätig die Freundschaft eines großen Mannes bekundet, gern vermissen? Also lege ich Ihnen die Zurücksendung dringend an's Herz.

Sie haben doch woh! die Exemplare meiner Novelle erhalten*). Auf dm Wunsch mehrerer Freunde habe ich mich entschlossen sie nicht unter meinem Namen erscheinen zu lassen und Cotta hat die Freundlichkeit nun diesem Wunsch zu willfahren und das Titel-Blatt Umdrucken zu lassen. Also Ihr Exemplar ist ein Geheimniß! Ich sehne mich unendlich nach Nachrichten von Ihnen. Herzliche Grüße an die lieben Ihrigen. Unwandelbar Ihr

Michael Beer.

Düsseldorf, den 24. Oktober 1827.

Wenige Tage, mein geliebter Freund, nachdem ich meinen unfreundlichen Mahnbrief an Sie geschrieben, erhielt ich Ihr freundliches Schreiben**). Um ihnen zu zeigen, wie vollkommen es mich mit Ihrem Stillschweigen ausgesöhnt hat, schreibe ich Ihnen diese Heilen aus Ihrer Vaterstadt, die mir ihres heitcm Aussehens halber immer lieb war, und mir nun tausendmal mehr ist da sie mir den Freund gegeben, der doch über alles geht, und mir die schönen, wenn auch in der Situation nicht Ungehörigen Worte Wllllcnstcins eist recht wahr gemacht hat. Ich werde dem Sänger der Nachtuiolen nicht sagen, wo diese Worte stehen. Die Cassiepeja (nicht nach Schillers unhellcnischer Orthographie Eassiofteja) leuchtet hin! Doch eh' ich über Freundschaft spreche habe ich meinen letzten etwas herben Brief zu commcntieren. Unfriede, Neid und HaH, die Dämonen des ganzen weiten Lebens der Welt, schleichen sich ebenso gut wie in die großen Ver> haltnisse der Staaten, in die kleineren aller Institute. Es sei Gerichtshof ober Theater, Königs« oder Bauernhof — wo Gleichgestellte zu einem gemeinsamen Zwecke hinwirken sollen, der einzelne aber dennoch seine Interessen in's Auge faßt, da zieht man mit dem Athem irgend ein Gewürm aus Pandoras Büchse in die Brust. Von allen Instituten aber, die traurige Erfahrung mache ich täglich hier, ist keines reicher an solchem Gezücht als eine Universität. Größer als irgendwo sind dort die Spaltungen. Jeder hält den andern des Verrathes, des Spottes und der Intention fähig, baß ihm von seinen Collcgen bei den unschuldigsten Handlungen die schändlichsten Motive untergeschoben werden. Aus diesem Grund war D'Alton in einer wahren Verweiflung, daß Nees***) erfahren habe, daß er Goethes Brief einem Tritten anvertraut und dieser Dritte nun einen Gebrauch davon gemacht hatte, den hämische Leute Goethe vcrrathen und vielleicht dadurch peinlich anregen konnten. Necs ist nun freilich dessen ebenso unfähig als Sie und ich, aber D'Alton ist nicht vortrefflich genug, um zu glauben, baß sich sein Feind, denn dafür halt er Necs, die Gelegenheit würde entgehen lassen, wider ihn bei Goethe, an dessen Gunst ihm viel gelegen ist, zu intriguiren. In einer Verzweiflung, die tragi-komisch schien, mir aber peinlich war, trieb er mich an, Sie um den Brief zu mahnen, und ich mußte mich um so eher bewogen fühlen es zu thun, da ich mir ehrlich gesagt, Ihr Stillschweigen nicht mehr

*) Gemeint ist eine Künstlernovelle „Naphaels Schatten", in der, gegen das modische Nazarenerthum gerichtet, eine Lanze für die ewige Mustergiltigkeit der classischen Linaueceiitistcn gebrochen wirb. Abgedruckt in den Ges. Werken.

**) Dieser Mahnbrief ist nicht erhalten und scheint von Schenk vernichtet worden zu sein.

***) C. G. Nees von Escnbeck, Professor der Botanik, seit 181C, in Bonn, stand gleichfalls in freundschaftlicher Beziehung zu Goethe und hat seiner Zeit die Bekanntschaft Neers mit dem Weimarer Altmeister vermittelt.

zu deuten wußte. — Nun ist Alles wieder gut. Ich werde gelegentlich den Brief wieder erhalten, D'Alton ist dadurch, daß der König dessen Sendung wohlaufgenommen, wieder versöhnt, und ich habe die Uebcrzeugung wieder gewonnen, die leider etwas zu Wanten anfing, daß Sie mir noch der alte sind und daß wir uns ewig verstehen werden, was uns auch immer trennen mag, — Hier bin ich hcrgereist, um ein längst gegebenes Versprechen gegen Wilhelm Schadow*) zu lösen, den ick auf einige Tage besuchen wollte, um seine neuesten Bilder, und die seiner besseren Schüler zu sehen. Ich denke heute Immeinillnn bei ihm kennen zu lernen. Indessen habe ich schon durch Schadow ein frühes Exemplar seines eben erscheinenden neuen Dramas Hofer, nach Immermanns Titel, „Gin Trauerspiel in Tvrol" erhalten und mit großem Interesse gelesen. Mit allen seinen früheren Sachen, wissen Sie, konnte ich mich nicht mit seinem Genius und seinen Ansichten befreunden. Verzerrte Gestalten, geschmacklose Wahl des Stoffes, unerquicklicher Humor schreckten mich überall ab. Im Trauerspiel u. Tnrol ist mir endlich die Morgenröthe eines großen Talents aufgegangen. Zur Probe sende ich Ihnen eine Scenc, die ich von Heinrich**) copiren ließ: Der Herzog v. Danzig hat durch Hofer die Schlacht am Isel verloren. Zu Anfang des dritten Aktes hat der Herzog v. Leuchtenberg den Bericht darüber vernommen. Der Verlust dieser Schlacht erschüttert auf eigen echt tragische Weise den Unerschrockenen.

Jetzt lesen Sie die Scene mit seinem Vertrauten Narraguan. Nachher noch ein paar kritische Worte über das Ganze. Vielleicht schließe ich den Brief nicht eher, bis ich Ihnen auch Etwas über Immermanns Persönlichkeit sagen kann,

(Folgt die copirte Scene.)

d. 29. Oktober 1827.

Erst heute schließe ich diesen Brief, lieber Freund, und thue es um so lieber da ick Ihnen nun sagen kann, daß ich in diesen Tagen fast stündlich mit Immermann (der Ruth bei dem hiesigen Landesgericht ist) zusammen war, einen offnen anspruchslosen Mann gefunden und hoffen darf, einen Freund gewonnen zu haben. Seit ich Sie verlassen, fand zwischen mir und einen» Dritten kein ähnlicher GedankcN'Austausch statt: da ist alles besprochen worden, Pläne wurden mitgetheilt über das noch unvollendete und das bereits angefangene. Die Brust ging mir wieder auf und ich glaube wir scheiden beide ermuthigter von einander. Immermann ist wie Sic wissen nur die spärliche Anerkennung einiger Kritiker geworden, keines seiner Stücke hat auf der Bühne das Leben gewonnen, das das stumme Kind der Brust erst zu einem athmendcn Geschöpf macht. Dies Gefühl hat einen heilsamen Stachel in seiner Seele zurückgclassm, der ihn nicht wie dies bei unedleren Naturen, wie Müllners der Fall wäre, zur Bitterkeit reizt, er spornt ihn nur an die alte Bahn zu verlassen und Hofer ist das erste lebendige Erzeugnis dieses Gefühls. Sic werden eine große Freude an diesem Stück haben. Es ist ein durch und durch gesundes Wcrk. Ein edles Bild voll scharf gezeichneter und kräftig loloiirter Gestalten. Vielleicht wäre der Ton des Hintergrundes duftiger zu halten gewesen und zugleich deutlicher. Das warme Alpen-Odem, das uns im Tell entgegcnweht, wäre wohl auch auf dem Tviolcr Gebirg erquicklich gewesen. Ich sage indeß nicht, daß es durchweg fehlt. — Nur war mir's oft, als war' es ein großer Gewinn für die Tragödie gewefen, hätte der Himmel dem Dichter vergönnt selbst die Berge zu schauen, von denen nieder die Schützen den Tob auf die Franzosen seuden.

Immermann kennt von Ihnen nur die Schluß-Scene des dritten Aktes vom Belisar, (mit der Sie „das kindische Vergnügen" zu einem hohen gesteigert haben). Sie hat ihn auf's innigste bewegt und er hat den Abel und die anmuthige Milde Ihres Talentes

*) Der bekannte Gründer der Düsseldorfer Malerschulc, Director der Akademie daselbst.

**) Ein Bruder Beers.

erkannt. Mich hat das ungemein gefreut, denn es stiebt nichts schüures als einen neuen
Freund für einen alten zu gewinnen, sa dag nirgends eine Spaltung des Gefühls zu
entstehen braucht.
Von Struenfee sage ich Ihnen nichts. Ich bin erst im dritten Alt. Aber ich
hoffe Sie sollen mit mir zufrieden sein, wenn wir uns auch etwas später sehn. — Denken
Sie, welch ein Gefühl es mir erregt hat, von Immerniann zu hören, daß er den Hofer
in — drei Wochen gedichtet hat? Schaudern Sie doch auch ein wenig, lieber Schenk.
Trei Wochen! Man möchte verzweifeln.
Mit alter unwandelbarer Freundschaft Ihr
Michael Beer.'
Bonn 14. Novbr. 1827.
„Als ich von Düsseldorf zurückkam, fand ich Ihren lieben Brief und die Einlage
des Goethischen Schreibens. Ich eilte nicht mit der Beantwortung, weil ich Sie schon
im Besitz meines Düsseldorfer Briefes wußte und mich, ehrlich genanden, ein solcher
luror poeticu« ergriffen hatte, daß ich, und noch bis zu diesem Augenblick, lediglich
meinem Dänen lebe und hoffe den Minister noch am Ende des Jahres zu stürzen. Ich
arbeite mit allen Kräften daran, weil ich mir doch nur nach der Vollendung meines
tragischen Spiels den erheiternden Genuß Ihres Umgangs gönnen darf. — Daß ich
über das Schicksal des Goetne»Niief3 völlig beruhigt war, werben Sie schon aus meinen
Düsseldorfer Zeilen ersehen haben. Es ist nun alles in der besten Ordnung und einige
Details dieser Angelegenheit sollen uns zu erbaulichen Gesprächs-Stoffen dienen. —
Die anmuthigcn Gaben Ihrer Muse haben mich ungemein erfreut. Besonders Hab'
ich mich mit dem Sonett befreundet. Es hat mir auf's Neue Ihre Meisterschaft in dieser
Form und die Grazie, mit der sich ihr Ihr Genius schmiegt, bewiesen. Sie wissen daß
man in der Arbeit eines dramatischen Werkes wenig lyrischer Ergießung bedarf. Was
ich darin diesen Sommer geleistet, ist unbedeutend, meist erotischer Art. Aber um Ihre
liebe Gabe durch eine ähnliche, wenn auch nicht durch eine gleiche zu erwiedcrn, sende
ich Ihnen ein Gedicht auf das Sicbengebirge am Rhein, dessen unbeschreibliche Schön»
heit mir oft das Herz in diesem Sommer wunderbar erweitert bat. Finden Sie es auch
in der Form nicht ganz korrekt (es ist nicht allen gegeben, sie mit solcher Reinheit wie
Sie es können zu handhaben) so werden Sie doch trotz Ihrer Satyre auf meinen Lweralismus, mit wahrhaft liberaler Gesinnung darin erkennen, daß es ein wahres, ein ungeheuchcltes Gefühl für das Große, nicht für die Großen, in die Seele geflöht hat. Es
ist so schön und macht mir Sie so lieb und werth, daß man nie den Ihnen Gefahr lauft ver»
kannt zu werden. Sagen Sic mir doch, ob Sie mir zum Druck dieser lyrischen Bagatelle
rächen. Sie hat hier viel Freunde gefunden*). Erhalte ich denn nicht auch ein ge>
drucktcs Exemplar Ihrer Kantate auf die Vespermann**). Ich möchte sie gern meiner
Mutter und meinen Brüdern senden ... Ist es Ihr Ernst, lieber Schenk, daß Sie mich
fragen ob ich einwillige Höllen den Paria spielen zu lassen? Es steht mir überhaupt
nicht zu eine Intendanz zu mahnen sich eines Stückes zu erinnern das ihr Kosten und
wie es damals schien dem Publikum sein Mißfallen verursacht hat, — wenn sie es sich
aber selbst in's Gedächtniß riefe, so gebührte doch wohl Urban zunächst in München
EMails Stelle in dieser Rolle zu vertreten. Sollte dieser die Rolle zu spielen wünschen,
so bitte ich Sie Hrn. v. Poißl zu versichern, wenn er, was mir kaum deutlich scheint,
darüber meine Wünsche vcmehmen wollte, daß mir dies die zweckmäßigste Besetzung zu
sein scheint. Indeß wird es wohl dazu nicht kommen, denn sntr« nmi» «oit dit, ich
glaube er hat in aller Stille den Paria zu seinem Bruder den Crociato in die Kammer

*) Das Gedicht, eines der schönsten von Beer, ist abgedruckt in den Werken
S. 387 ff.

**) Fr. Sigl-Vespermllnn, Sängerin an der München« Hofbühne.

der Vergessenheit gelegt*). Erregt denn die Schechnci gleichen Enthusiasmus bey Ihnen wie bey uns? Es ist eine gebührende Anerkennung gegen den Componistcn der unübertrefflichen Vestalin, baß Ihr König und Ihr Publikum Spontini so freundlich empfangen hat. Bewahre Sie nur der Himmel vor seiner nahem Bekanntschaft und möge ein günstiges Geschick die Kasse des Theaters und Ihre Ohren vor Alcidor und seiner Schmiede behüten**), — Was Sp.' Zuneigung zu meinem Bruder betrifft, so mögen Sie ihr neunundzwanzigmal weniger trauen als Christus dem Judas trauen durfte. Dieser veriieth doch für die Summe von 3l> Silberlingen den Heiland, Svont, würde Meyerbeer um einen halben und wohl auch zionr 8on dun, pliüsir uerrathen. — Die Wahrheit dieser Behauptungen tann ich durch unzählige Beweise bestätigen, — Wir sind hier alle voller Jubel über dm Sieg der allitrten Flotte vor Navarin. Ich aber noch ganz besonders darüber, daß ein Theil der östr. mitverbrannt ist. Ich denke ein ssunte davon fällt auf M ichs Herz***), — Sagen Sie mir nicht ich soll toleranter in politischen Maximen seyn. Das positiv Schlechte hassen heißt nicht anders als mit ganzer Seele lieben. Lassen Sie doch diese Zeilen und meinen Düsseldorfer Brief nicht ganz unbeantwortet. Tausend Grüße den lieben Ihrigen und den Freunden Bellile, Hailbronner, Langer, Lindner, Klenze, Värmann und wer sich meiner n»r irgend noch freundlich erinnert. Herzlichst Ihr

Michael Beer.

Frankfurt 8. Januar 1828-

Mein theuier Freund! Der Ort dieses Briefes wird Ihnen wohl schon andeuten, daß ich auf dem Wege zu Ihnen bin. Indetz habe ich hier so manches erfahren, das meine ungeduldigen Schritte ein wenig hemmt und ich kann mich nicht entbrechen den Gedanken einer Ucberraschung aufzugeben und diesen Brief als Boten ooranzusenden. — Struensee ist seit 14 Tagen fertin, sogar bis auf die für die Darstellung nöthigcn Abkürzungen fertig. Ich gestehe Ihnen, daß mich Ihr freilich durch Ihre großen Beschäftigungen leicht erklärliches, aber für mein Gcmüth doch nicht ganz zu entschuldigendes Stillschweigen auf meine beiden letzten Briefe, abgehalten hat Ihnen diese für mich in der Thllt erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Ich verband zugleich mit diesem Schweigen die Idee Sic zu überraschen und war selbstisch genug zu glauben, daß meine Ankunft in München meinen Freunden und — bei der großen Ärmuth neuer tragischer Productionen, da ich ein fertiges Trauerspiel mitbringe, auch der Intendanz nicht unwillkommen sein dürfte. Ich will mich der Hoffnung nicht entschlagcn, daß meine Freunde mich nickt ungern sehen weiden, ich kann aber nach dem, was ich hier gehört, nicht zweifeln, daß ich ter Intendanz höchst unwillkommen sein werbe. Von Mlle Stubenrauch, die ich hier gesprochen, weil ich, das tonnen Sie denken ein großes Interesse habe manches über die bestehenden Verhältnisse bey der München« Bühne zu erfahren, namentlich ob ich das vollständige Personal des Schauspiels, das ich durchweg in Struensee beschäftige, vorfinde, ob kein Urlaub mir einen Matador entführt, da habe ich mit Schrecken hören müssen, daß Madame Fries Anfangs März ihre lang projektierte Reise antritt, und» gerade dies dürfte doch wohl erst der Zeitpunkt sein, in »reichem ich das Stück auf die Bühne bringen könnte, da der Carneval nicht viel früher beendigt scyn wird-st). Ob

*) Herr von Poißl war der damalige Intendant, Eßlair erster Held, Urban jugendlicher Held und Liebhaber, Höllen Vertreter zweiter Rollen am Münchencr Hoftheater-, der Erociato ist ein Iugendwerk Meyerbeers.

**) Cpontinis Herrschsucht war ebenso berüchtigt wie der ohrenbetäubende Lärm seiner großen heroischen Opern.

***) Natürlich Metternichs Herz. Die Schlacht bei Navarino war nm 2<>. Octobcr 1827. -

-s-) Frau Fries spielte dann doch in ter Premiere die rcinkevolle Königin Juliane und zwar in vorzüglicher Weise.

Madame Flies mir zu Liebe vielleicht acht Tage länger in München bleibt, das will ich dahin gestellt sel,n lassen, nnd es würbe wahrscheinlich doch am Ende auf den Eindruck ankommen, den die Rolle, die ich ihr bestimmt, auf sie machen wird. Indeß tritt ein Zweifel bcy mir ein, der mich vielleicht bestimmen könnte, das Stück der München« Intendllncc gar nicht anzubieten, sondern meine Anwesenheit in München, die außerdem einen rein wissenschaftlichen Grund hat, da ich für einen neuen Plan Ihre königliche Bibliothek fleißig zu benutze» denke*), blos dazu anzuwenden, Ihren König um die Gnade zu bitten ihm mein Stück in Druck zueignen zu dürfen und überdicß mit Herrn von Cotta wegen des Druckes selbst abzuschließen.

Den einen Zweifel — es sind deren mehrere, — haben Sie mein theurer Freund veranlaßt und Sie mögen selbst uriheilen, welch eine peinliche Empfindung sich meiner bemächtigt hat, als ich ihn erfahlcn. Im Geivläch mit Mlle Stubenrauch, die mich, was ich anfangs einem Mangel an Welt zuschrieb, sehr precieus empfing, ergab es sich, daß ich gewissermaßen die Veranlassung geworden, daß Mlle St. ihr Engagement in Stuttgart gebrochen hat, da sie behauptete, daß durch mich (gedenken Sic meines Briefes an Sie aus Stuttgart, das Gerücht in München verbreitet worden sei als wolle sie die Stuttgart« Intendanz gar nicht**). Was ich darüber geschrieben ist nichts anderes als was ich in Stuttgart vernommen und ich dachte eine solche Aeußeiung an meinen Freund Schenk wohl ungestlaft lichten zu dürfen. Wci konnte denken, daß eine solche Aeußeiung, die in bei That für das junge Mädchen ungemein kränkend sein muhte, so verbleitet würde, daß sie ihr zu Ohren kommen mußte. Denken Sie sich meine Situation als mir das mit einer Natürlichkeit, die der jungen Schauspielerin auf dcr Vühne nicht übel stehen wülbe, in's Gesicht gesagt wurde. Ich hatte die Wahl Nor einer Dame als V«° liiumdei oder als Grobian zu stehen und zog mich so aus der Affaire wie man es bei» solchen Gelegenheiten gewöhnlich thut, das heißt, ich blieb eigentlich dann stecken. Ich würde nun an und für sich das Geschichtchen als etwas ganz unbedeutendes betrachten, wenn ich nicht das Vorgefühl hätte, als habe es im Allgemeinen ein Mißwollcn gegen mich bei der Intendanz erregt und ich danke dem Himmel eine so unabhängige glückliche Stellung in der Welt, daß Sie mir eine kleine Portion Stallsiun nicht vellllgen können.

Ich bin ftlso^ gesonnen, falls mii die München« Theater-Intendanz nicht mchl wohl will, auch nicht das kleinste Schrittche» zu thun, sie zu vcisöhnen, und sollte, wozu ich sehr große Hoffnung habe, Struensee trotz dieser Hoffnungen nicht in Belli» gegeben weiden und somit, wenn es auch in München nicht geschieht, auf lange Jahre (ich hoffe nicht auf immer) für die Darstellung verloren sen», so will ich das lieber, als ein unwürdiges i»ter pecoini sagen.

Wie nun aber die Intendanz gegen Mick) gesonnen sc», das wünschte ich zu erfahien, che ich nach München komme. Wünschte es durch Sic zu erfahren, damit ich in München selbst nicht gcnöthigt wäie, mii selber eine abschlägige Antwort, die nicht anders als unendlich kränkend für mich senn könnte, zu holen. Meine Bitte geht demnach dahin, und ihre Erfüllung eiwaltc ich von Ihnen theurei Freund wie ein Pfand Ihrer Freundschaft, die ich wie ein Gut betrachte, das mir kein Mißverständnis; und kein Argwohn entwenden kann —: daß Sie die Güte hätte» so schnell als möglich nach Empfang dieser Zellen Herr» Baron Poißl von meiner plojeltirten Ankunft zu beuachiichtigeu und ih» zu fragen, ob ei, falls ihm meine Tragödie sonst gefällt (die Clause! versteht sich wohl von selbst), nichts dagegen habe sie noch vor bei Madame Flies Nbieisc auf dem König!: hoftheat« zu geben. Wen» lein andeies Stück fül diesen Zeitpunkt vorliegt, so steht der materiellen Möglichkeit nichts im Wege. Auf die Weise wie ich die Rollen veitheilt wünsche, steh ich mit meinem .stopf dafür, daß alle Schauspieler in

*) Studien zu einem Drama „Kaiser Albrecht", das übrigens nicht zur Ausführung kam.

**) Die angedeutete Bricfstellc fand sich nicht unter dem mir zur Verfügung ge» stellten Material.

der gegebenen Zeit ihre Rollen vortrefflich memorieren tonnen. Das Stück enthält
36 Personen und ich setze voraus, daß die Damen Fries, Stubemauch, Hayn, die
Herrn Eßlair, Urban, Vespermann, Hölter, Balte und — Augast als die mir wichtigsten
des Stückes um die bestimmte Zeit in München gegenwärtig sind. Ende Januar tann
das Stück bequem ausgetheilt werden. Ich würde zu der Darstellung in München einen
Prolog schreiben, in welchem ich den Zuschauer auf die politischen Schwachen der
Personen aufmerksam mache» würde, die in dem Stück selbst vorgeführt weiden, und
gerade in dem Mangel dessen untergehn, was Baiern besitzt und glücklich macht. Zu
welchen poetischen Schönheiten sich diese Idee in der Ausführung pretieren würde, welche
großartige Stellung er dem Staate und der Tragödie bezeichnen würde, brauche ich dem
Dichter des Belisar nicht zu erläutern. — Ich bitte nur, mein verehrter Freund, daß
Sic die Güte hätten, dem Herrn Intendanten noch an demselben Tage, an welchem Sic
meinen Brief empfangen, die eben gemachte Frage zu stellen (immer mit der Elaufel,
daß ihm und den Darstellern das Stück gefiele). Die Antwort darauf erbitte ich mir
natürlich noch den folgenden Tag nach Augsburg unter Adresse Michael Beer, ^te
rennte. Ich komme auf jeden Fall nach München, der Intendant mag ja oder nein
sagen, aber ich komme nicht eher, wie bis ich weiß, was er gesagt hat. Finde ich keine
Antwort von Ihnen in Augsburg, so sehe ich es nls eine stille Erwiderung an, die so
viel heißt als: wir alle wollen dich nicht mehr . . .

Ich denle, wenn meine Briefe von Hause mir nichts Wichtiges bringen was mich
bestimmen tonnte nach Berlin zu gehen, den 14. od: 15. in Augsburg einzutreffen. — Giebt
mir Ihre Antwort Veranlassung, nach München zu kommen, so bitte ich Sie, die Gefälligkeit
zu haben mir vom 16. an zwei Zimmer (wo möglich die, welche die Catalani gehabt hat),
bei hllvaid zu bestellen. Bellile hoffe ich mündlich zu versöhnen, ich werde auch für Therese
und Caroline wohl einen Talisman finden, der mich nicht unwillkommen machen wird. —
Finde ich nach einem 24stündigen Aufenthalt in Augsburg Ihre Antwort nicht,
so gehe ich ohne Weiteres über Straßburg nach Paris, denn meiner Freunde in München
muß ich gewiß sein, sonst komme ich nicht hin. — Entschuldigen Sie den Tinten-Flecken,
ich habe eine zu große Scheu vor Copieren. Sonst hätte es dieser äußerst flüchtige Brief
wohl verdient. Herzlich wie immer Ihr

M. B.

Berlin, 21. Iuui 1828").

Nur mit wenigen Worten kann ich Ihnen heute, mein theurer Freund, meine
glückliche Ankunft in der hnpcrästhetischen Residenz anzeigen. Die Familien-Gespräche
und unzählige Besuche, die zu machen und zu empfangen sind, nehmen in diesen ersten
Tagen so meine Zeit in Anspruch, daß ich Entschuldigung zu finden hoffe, w:nn dieser
Brief Ihnen nichts bringt als meinen ersten herzlichen Gruß und die feste und treue
Versicherung, daß mir, trotzdem ick im Kreise meiner geliebten Verwandten bin, die ich,
dem Himmel sei Dank, alle wohl gefunden habe, eine Seele fehlt, die ich, das fühle ich
schon langst, da finde» muß, wo ich mich heimisch fühlen und verstanden werden soll.
Ja, lieber Schenk, schon in den ersten Tagen meiner Ankunft in Berlin sage ich Ihnen,
daß ich nach München zurückkehren werde . . . Ich bin, wie ich gewollt, den 19. hier
angekommen und würde vergebens versuchen, Ihnen die Freude und Ileberraschung der
Meinigen zu schildern. Aber auch ich habe doch einen großen Trost und eine unnenn-
bare Freude empfunden, Mutter und Bruder wieder an's Herz zu drücken . . ,^^)

*) Zwischen den vorigen und diesen Brief fällt die glänzende Erstaufführung des
„Struensee'' (27. März 1828), dem eine solche des für München neuen „Paria" voran-
gegangen war. Nach einem mchrmonatlichen Aufenthalt an der Isar begab sich Beer
im Juni nach Berlin, um von da mit seiner Mutter Spaa aufzusuchen.

**) Es folgt hier eine Reihe von nebensächlichen Mittheilungen und Auftragen
geschäftlicher Art.

Mit dem fceimüthigen Bekenntniß, daß ich unausstehlich bin und dem, daß ich Ihr Freund bleibe, so lange Sie der meinige bleiben wollen, schließe ich diese Zellen. Ich glaube durch die letzte Bedingung die Dauer unserer Freundschaft nicht verkürzt zu haben. Grüßen Sie doch auch Heine und unfein poetischen gedichtberaubcnben (?) Klmze.
Ein solcher Freund der Poesie darf ein Poesienräuber sein und es soll mich freuen, wenn er unfern platonischen Platen mit dem Gedanken behält, baß ich ihm diesen hesperisch-hellenischen Blüthen-Duft als ein Andenken zurückgelassen, das er freundlichst (oder ohne Superlativ) freundlich bewahren möge*).
Den 21. Juni,
aus der lybischen Wüste von der großen Oase Albrechts des Baren.
Ihr treuer M. Beer.
Splll. 19. Aug. 1828.
Obgleich ich, theurer Freund, erst vor einigen Tagen au Sie geschrieben, muh ich Sie heute schon wieder mit wenigen Zeilen behelligen.
Nach langem Kampfe mit mir selbst hat doch das innige unerschütterliche Vertrauen in Ihre Freuudschaft zu mir gesicgt und nach Beseitigung mancher kleinen Zweifel und troz der Abrede, die wir genommen, daß Sie meine Dedilation an König Ludwig nicht lesen sollten, sende ich Sie Ihnen doch hierdurch und fordre Ihre» Rath und Ihre Meinung"""). — Soll und kann sie so bleiben? Ist nichts darin, was den König verletzen könnte? Sollte ich mehr zu seinem persönlichen Lobe sagen? Ist Ihnen überhaupt das Ganze recht gewendet und hätten Sie nicht vielleicht lieber ganz unberührt gelassen, was ich zum Thema der Widmung genommen? Tic stnlistischcn Anforderungen an eine Dedilation sind freilich fehl gering und leicht zu befriedigen; verhehlen Sie mir aber auch nicht, wenn Ihnen in dieser Rücksicht etwas zu verbessern scheint.
Kurz, mein theurer Schenk, rathen Sic mir nach Ihrer besten Einsicht und, vor allem senen Sie ganz wahr gegen mich und abstrahieren Sie von Ihren eigenen politischen Grundsätzen, indem Sie die meinigen benrthcilen. Doch ich fühle, daß diese Anforderung meinem besten Freunde beleidigend klingen könnte. Vergeben Sie mir und schonen Sie mich nicht, wenn Ihnen vielleicht die ganze Tcdikation verwerflich und zu geringfügig scheinen sollte. Ich hoffe in den Anreden nicht gefehlt zu haben. — Sollten Sie die Deditation, so wie sie ist, billigen, so bitte ich Sie dieselbe gefälligst Herrn v. Cotta sogleich zustellen zu wollen . . . Dem König indessen bitte ich Sie die Deditation nicht vorher zu zeigen. Sie selbst waren, wie ich mich erinnere, der Meinung, daß dies ganz unziemlich sen. Ueberhaupt dächte ich theurer Freund, Sie ließen keinen Dritten etwas davon wissen. Nur mir verhehlen Sie Ihre innerste Ueberzeugung nicht. — Ick erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, mein theurer Freund, bis dahin unwandelbar
Ihr
treuer Freund
in Eile. Michael Beer.
Wieviel Schenk zur schließlichen Fassung der Struensee-Widmung beigetragen hat, erfahren wir nicht. Die nur vorliegenden Vriefe zeigen eine Lücke von drei Jahren, während deren bedeutsame (Geschehnisse in das Leben der beiden freunde eingriffen. Veer lebte um die Wende des Jahr-

*) Beer hatte Heine bei dem einflußreichen Schenk eingeführt, wofür er sich mit der bekannten Struensee-Kritit bedankte. Klenzc ist der berühmte Schöpfer der unter Ludwig I. ausgeführten Monumentalbauten. Uebcr Neers Verhältnis; zu Heine und Platen vgl. den letzten der hier mitaetlmlten Briefe. — Ein vor dem nächsten bereits aus Span obgeiandtcr Brief ist nicht erhalten.
**) Gemeint sind die als Widmung dem Stiuensee vorangestellten Piosaworte. Werke S. 287.

zehnts fast ausschließlich in Paris. Niewohl er in dieser Zeit ein Trauer-
spiel „Schwert und Hand" und zwei Lustspiele vollendete, trat jedoch sein
Interesse an Poesie hinter dem an den weltbewegenden Tagesfragen sehr
stark zurück. Mit Wonne sog er den Freiheitsathem der Iulireuolution ein
und begrüßte die volksbefreiende That mit einer noch handfchriftlich erhaltenen
jubelnden Hymne an die französische Hauptstadt. Indeh nun Beer im
frischen Strome des Liberalismus fchwamm und in verschiedenen Dichtungen
den schlafenden deutfchen Michel beklagte, traf sein klerikaler Freund, der
seit 1828 bereits Minister des Innern war, eine Reihe reaetionärer Maß-
regeln gegen die Neformbewegung, die einen scharfen Angriff der Opposition
und das schließliche Ausscheiden Schenks aus dem Ministerium zur Folge hatten.
Sein König bewahrte ihm jedoch die Gunst und Gnade uud ernannte ihn zum
Generalcommissär lind Regierungspräsidenten mit dein Sitz in Regensburg.
Dahin ist denn der nächste erhaltene Brief Neers gerichtet.

Paris, dm 23. Juli 31.

„Meine ersten Zeilen aus Paris, uerehrter Freund, sind für Sie, um Ihnen, da
ich nicht weif;, ob Sie den Tcmps in Rcgenburg halten, eine merkwürdige poetische
Korrespondenz zu senden, die ich heute darin finde. — Sie enthält einen Angriff
Vlllthelemy's (Verfasser des t>I« ,w I'Iwmme) gegen Lamartine und dessm Enviderung*).
Offenbar ist der poetische Sieg auf Seite des Angegriffenen, indeh ist die Anklage der
Ehr- und Stellensucht nur schlecht uertheidigt ... Ich bin eist seit gestern hier und muß
eiligst diese Zeilen schlichen, um der 8«,!«:« Mvai>, die in einer Stunde stattfindet, bei-
zuwohnen. Alles lebt hier in der grüßten Spannung. Ich habe im Laufe des gestrigen
Tages schon wohlinformierte Personen von allen Farben gesprochen. Keiner weiß, was
die nächste Stunde bringen tann und wird. Niemand lennt die Kammer und ihre innerste
Gesinnung. Soviel scheint gewiß, die Präsidenten-Wahl wird entscheiden, was das jetzige
Ministerium zu hoffen hat. Casimir Perier sträubt sich gegen die Wahl Lafittes zu
dieser Stelle. Ertrotzt er nicht, daß diese Wahl rmterbleibe, so hat die Majorität ge-
sprochen und der König ändert dann sein Ministerium, man zweifelt dann nicht, daß der
allgefürchtete Odilon Aarrot an's Ruder kommt'*). In diesem Falle — doch — psut-
ötr« 1« cliilbl« u'ü»t-il M« »i unii yu'un l« peiut. Lassen Sie mich bald hören, daß
Sic nicht ganz vergessen haben Ihren treu ergebenen M. V.

Wiederum tritt in dem Briefwechsel eine Pause, diesmal von anderthalb
Jahren, ein. Beer blieb bis zu Ende des Jahres 1831 in Paris: zu den
ihn so sturk interessirenden politischen Vorgängen kamen noch bedeutende
künstlerische Erlebnisse, — nämlich die ersten Aufführungen von seines
Bruders Oper „Robert der Teufel". Frühjahr 1832 begab er sich nach
Verlin, wo am 3». April sein schon ein Jahr zuvor vollendetes Trauerspiel
„Schwert uud Hand" erstmals dargestellt wurde und uach einem Achtungs-
erfolg mehrere Wiederholungen erlebte. Nach einer Sommerreife am Rhein

*) Auguste Varthelemn war Gegner der Bourbonen und der Iulidunastic. Der
1829 erschienene „M c!« l'lwmme" ist eine Elegie auf den Herzog von Reichstadt,
Napoleons I. Sohn.

**) C. Perier (Vater) war 1831 Minister des Innern; Lafittc gehörte, nachdem er,
unzufrieden mit der Politik des Iulilönigs, seinen Ministerposten im März 1531 auf-
gegeben, in der Kammer zur schroffen Oftposition, Haupt derselben war eben Odilon-Barrot,

und in Frankreich traf Beer Ende des Jahres 1832 wieder in München ein;
von hier aus schrieb er seine:» Freunde nach Negeusburg folgenden Brief,
nach langem Schweigen eine doppelt warme Erwiderung auf die Bitte Schenks,
von nun an in ihrem Verkehr das freundfchaftliche „Tu" zu gebrauchen.

München 23. Tec. 1832.

Wenn ich meiner elften Empfindung gefolgt wäre, mein geliebter Freund, so
hätte ich den liebenswürdigsten oller Briefe unmittellar nach seinem Empfang beaM»
«ortet. Durfte ich ihn doch mit dem herzlichsten Worte schmücken, dessen wir beide
zwar, trotz unseres Jahre langen Schweigens nicht bedürfen, um uns ganz zu verstehn.
Für unsre Freundschaft ist dies Symbol der innigsten Vertrauliä,keit wahrer Luxus.
Indcß ich liebe den Luxus. Er macht alles behaglicher und bequemer und so komme
ich mit ganzem Herzen meines liebsten Freundes Wunsch entgegen uud begrüße ihn mit
dem schönen brüderlichen Du. —

Nimm meinen herzlichsten Tan! für Teine liebliche Gabe. Ich kannte das edle
Gedicht schon längst uud habe mich längst auch in der Stille daran erfreut. Denn es-
Dir selber sagen, wie ts mir so wohl gefallen hat, das konnte ich nicht, Du Böser, der
mich ein volles Jahr ohne Antwort gelassen.

Wäre das Wetter nur irgend erträglich gewesen, so hätte ich mir zu Weihnachten
die Antwort selbst geholt. So aber blickte mich der Himmel finster und ungastlich an
und es liegt der liebe Brief vor mir, der mir auch das Schreiben an Dich wieder lieb
macht. Mit meiner Antwort zugleich geht ein Päckchen an Dich ab, das, denke ich,
gerade zum Wcihnachts-Avend in Dein Haus fallen soll, um eine magere Bescherung
zu werden. So arm habe ich München noch nie gefunden als diescsmal, und es hat sich
auch nichts meinen Blicken dargeboten, das würdig gewesen wäre. Dir gesandt zu werden.
So habe ich denn zu einer Sendung, die ich aus Paris empfangen, meine Zuflucht
nehmen müssen und so empfängst Du nichts als einen Westenstoff, den man mir als das
Neueste rühmt, und der vielleicht im Regensburger Caincval seine Dienste thun tonnte.
Ich erfülle nur ein gegebenes Versprechen, indem ich Frau von Schenk den vollständigen
Klavier-Auszug des Ilodert I« Iii»!,Ic> sende, und ich hoffe, das; die Fräulein Thcrcsc und
Marie die kleinen gestickten n«ucl8 nicht verschmähen werden, die ich für sie beigelegt.

Wie gerne hätte ich Dir eine poetische Gabe gesandt. Aber leider ist mein
Portefeuille so leer als mein Kopf und die Poesie Hot mir, seit uns das Schicksal ge-
trennt, ein ewiges Lebewohl gesagt. Ware ich Herkules, so würde ich sagen, daß ich am
Scheidewege stände, auf dem Gebiete nämlich, wo ein Weg zur Melpomene und der andre
zur Thalia iührt. Wenn noch an eine Begeisterung bei mir zu denken ist, so wäre es
gewiß eher für die letztere, denn ich fühle etwas von dem in mir, was jetzt das gesammte
Publikum der gebildetsten Länder Europas zu fühlen scheint — Abstumpfung nämlich gegen
die illusorischen Emotionen der Tragödie, seit uns das Leben selbst so ungeheure gicbt.

Struensce wiib nicht, wie es früher bestimmt »rar, dm 28«'», sondern erst den
4tm Jänner sein. Bis dahin hofft die zärtliche Juliane in den Armen eines Helden
die alte Kraft wieder zu finden, die sie in diesen Tagen verlassen zu haben scheint"").
Tu hast bereits erfahren, daß ich den Schluß des dritten Aktes nach Deiner mir oft
geäußerten Idee geändert und es wird ihm in dieser Szene Gelegenheit zu einem groß-
artigen Benehmen gegeben, das nohl das Interesse für ihn erhöhen wirb. Wirkt diese
Szene, — so ist die Wirkung Dein Verdienst, denn ich fühle, daß die Ausführung nur
schwach das echt dramatische der Idee wiedergegeben.

Die Krone v, Envern habe ich mit großem Vergnügen gcsehn*). Die großen
Schönheiten der 3 ersten Alte sind mir doch noch lebendiger als ben der Lektüre ent»

*) Wer und was hiermit gemeint ist, war mir nickt möglich, zu ermitteln.

**) Drama von Schenk.

^

gegengctreten. Ueber die Haltung des Amaliich in dm beiden letzten hätte ich manches einzuwenden. Indes; eriti^u« ezt »iL«» et 1'nrt e»t llüiicil«! — Ich habe, das fühle ich besonders nach Schwert und Hand, nicht das Recht immer den schärfsten kritischen Matzstab an fremde Werte zu legen. Besonders nicht an die Deinigen, der von jeher in seiner Kritik meiner Produktionen immer den Nagel auf den Kopf getroffen ....
Hast Tu Immermanns Meilin gelesen? Ein wunderliches Gedicht. Willst Du, so sende ich Dir's.
Tausend herzliche Wünsche zum neuen Jahr. Möge es die Welt der Schrecken des scheidenden vergessen machen, uns aber, denke ich führt es bald zusammen und wir sagen uns dann mündlich wieder, dlltz wir uns in allen Verhältnissen des Lebens unerschütterlich treue Freunde bleiben wollen. Mit der herzlichsten Liebe
Dein M. N.

München, 4. Febr: 1833.

Herzlichen Tank, mein geliebter Freund, für Deine beiden lieben Briefe. Je schwerer Teine Beiufs»Geschäfte auf Dir lasten, um so dankbarer erkenne ich das Opfer, das Tu mir gebracht, indem Tu Tich Ihnen entziehst, um dem fernen Freund einige Augenblicke zu widmen. Ich hätte Dir meinen Tank für diesen neuen Beweis Deiner Freundschaft schon vor einigen Tagen ausgesprochen, wenn ich nicht von Tag zu Tag gehofft, die fertige Abschrift des neugestalteten Slruensee zu erhalten, d'c ich nebst Immermanns Alexis und Meilin diesen Zeilen beifügen wollte. Indetz währt das zu lange und mein Brief eilt der Sendung voraus. Ich sagte, der neugestaltete Ctruensee, weil ich das ganze Stück nicht allein auf das Bett des Prociustcs gespannt habe, sondern auch manche Veränderungen vorgenommen*). Die erste Tienersccne ist jetzt in Versen, die Volksscene gestrichen, da sie, indem man 2!r.' Arrestation auf dem Theater sieht, mir leine dramatische Notwendigkeit mehr schien, der Scenenban des ganzen dritten Aktes verändert — doch Du wirst es selbst lesen und mir freundschaftlichst sagen, ob mir bey den Veränderungen nicht Johann Ballhorn die Feder geführt. Toch genug von mir und meiner abgestandenen Poesie.
Bist Du neugierig zu erfahren, wie wir'3 diesen Carneval hier treiben? Toll genug, theurer Freund; alles tanzt — nein mehr als dies, alles rast. Morgen rasen die Studenten im Odeon und die bedeutendsten Locken und Scheitel werden herabsteigen zu den Ricgclhautchen und neiden vielleicht durch ihre Herablassung nicht an Schönheit gewinnen. Au demselben Abend rast der Herr von Cche(etzler) in groszartigem Wahnsinn, denn er giebt einen Ball, zu dem er einige wenige Bekannte und sehr viele Unbekannte geladen hat. Mit einem Wort, die Gesellschaft (Ix zoeiots), in deren Gesellschaften er nie gekommen ist, wird seine Gesellschaft bilden. Ich bin einer der aus dem Plebs Erwählten, der auch zu der Ehre einer Einladung gekommen ist — er weiß selbst nicht wie. Und ich werde hingehen, nicht weil ich mich zu amüsieren oder zur rm^uerio Stoff zu empfangen hoffe, sondern weil ich beobachten will, wie Jeder in dem fremden Saal seine Maske trägt. Für die nächste Woche erwarten wir einen Ball des Herzogs Max, mit dem er sein herrliches Palais eröffnet. Außerdem giebt es Soireen in den verschiedensten Kreisen und es fehlt nicht, wie Tu siehst, an Unterhaltungen, die aber nirgends künstlerischer Natur sind. O nur ein Fünkchen Poesie in allen diesen Festen! Vergebens! Seit Tu München verlassen, sind die Musen ans den Salons entflohen und im Theater sind sie dagegen auch nicht zu finden. O dies Theater! Ter scheidende Intendant geht klanglos zum Orcus hinab und nichts bleibt von ihm zurück als die Schädelstätte verpfuschter Stücke. Wir haben in dieser Woche den Freischützen erlebt in dem Mlle. Fuchs die Agathe und Mlle. Teiscnrieder das Aennchen sangen. Wir haben eine Zauberflüte gehört, in der die 3 Damen mit den 3 Herren um den Preis des

*) Die umgearbeiteten Scenen des Struensee sind abgedruckt in den Werken, S. 521 ff.

Falsch-Singens gerungen. Ich habe ihn in meinem Innern den Damen zuerkannt, das müssen die Genien gemerkt habe», und sie bemühten sich nun, so viel es in ihren Kräften stand, in den letzten Acten ihren schwarzen Kolleginnen den Rang abzulaufen. In der Arie der Pamina muß ich gestehn, daß sie ihre Absichten erreichten. Die Tragödie hat dagegen in „Isidor und Olga" einen seltenen Triumph gefeiert'"). Mlle. Seegel spielte die russische Gräfin mit einer so nationalen Kälte, daß einige Zuschauer Frostbeulen davon bekamen. Als Gegenstück tnrannte Herr Forst den Wolodomir mit solcher Wahrheit, daß man von Augenblick zu Augenblick die Knute in seiner gestikulationsreichen Hand erwartete. Man kann in der That sagen, cs war eine vollendete Darstellung, denn Holten spielte den jungen Maler mit demselben Anstand, der uns« guten deutschen Jünglinge der Fresken im Hofgarten auszuzeichnen pflegt. — Mit Beschämung erkenne ich, daß ich Dir nichts Neues schreibe, und Du kennst die alte Misere genau genug, um daß ich nicht fürchten müßte, daß ihre weitere Beschreibung Dir als höchst überflüssig, erscheine. — Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in München nicht eben viel neue Bekanntschaft gemacht. Die einzige, die einer Erwähnung gegen Dich verdient, ist die des Grafen Platen. Er hat ein fast unnahbares Wesen, und da ich aus Dir leicht begreiflichen Gründen mich nicht zu ihm gedrängt, so haben wir uns zuerst bei Schellina, gesehen, ohne uns zu nähern und in ein nur irgend bedeutendes Gespräch zu gerathen**). Als aber neulich an Schillings Geburtstag wir uns wieder trafen, führte ein günstiger Zufall das Geivrach auf Poesie und Politik und wir fanden uns gegenseitig von so divergierender Meinung und jeder suchte die seine so hartnäckig zu vertheidigen, daß wir so Gelegenheit fanden in nicht zu endendem Gespräch unsere innersten Gedanken auszutauschen. Der Erfolg dieser Annäherung (denn was führte mehr zusammen als solch «in Streit) war, daß Platen mit mir zusammen nach Hause fuhr und mir dort einige seiner Polenlieder vorlas, die mich sehr mit ihm versöhnt haben. Ich sehe Dich lächeln, denn Tu glaubst an die Milde des moslowitischcn Philipps und an die Milde seines Alba in Warschau. Der ungläubige Platen aber läßt in seinen Elegien einem herzzerreißenden Jammer über das Schicksal des armen gclnuteten Volks freien Lauf, dem nur zwischen der russischen Peitsche zu Hause oder dem hilflosen Elend der Fremde die Wahl bleibt.

Deiner liebenswürdigen Schwägerin den allerherzlichsten Tank für ihren trefflichen Brief, den ich meinen Erben als ein Muster der feinsten weiblichen Grazie und Schalkhaftigkeit, des liebenswürdigsten Humors und der tadellosesten Orthographie hinterlassen werde. . .

Dieser mimte« Pries war der letzte, den Beer cm seinen Freund schrieb. Sechs Wochen darauf starl' der lebensfrohe Dichter, erst 33 Jahre alt, dahingerafft von einem dösartigen Mrvenfieber. Er schied aus dem Leben genau ein Jahr nach dem Tode des Meisters, den er über Alles verehrt, am 22. März 1833. Sein Freund Schenk veranstaltete zum Gedächtnis? des Dahingeschiedenen eine Aufführnng des Struenfee und gedachte seiner später noch in einer den Werken vorangestellten Lebenoftizzc mit warmer, etwas zu vcmegurischer Schilderung. Mögen auch die hier mitgethcilten Freundschastc-briefe dazu beitrage», das Bild des talentvollen Dramatikers im Gedächtnis; der Mchlebendcn aufzufrischen.

*» Isidor und Olga, ein Trauerspiel in 5 Acten von E. Raupach.

") Es mußte dem mit Heine befreundeten Beer peinlich sein, so sehr er selbst Heincs bekannten Angriff gegen Platen rerdammte, mit Letzterem zusammenzutreffen.

Das Programm der Nationalisten.

von

Edward Bellamu.^

— Lhicopee-Fallz Massachusetts). —

ie Veröffentlichung des folgenden Artikels in „Nord und Süd" giebt mir die n'illkmnmene (Gelegenheit, den deutfcheu Lesern meines „Rückblicks" einige Worte über die Bewegung zur Einführung eines von Grund aus neuen Wirthfchaftsfystems zu sagen, welche in den Vereinigten Staaaten herbeizuführen jenes Auch beigetragen hat.

Ter Socialismus ist in Europa etwas Altes, aber in Amerika etwas Neues. Seit dem Beginn der modernen demokratischen und Humanitären Bewegung hat in der alten Welt das Schausviel des wirthschaftlicheu Elends der Massen den Geist wohlmeinender und denkender Personen dazu bestimmt, über mögliche sociale Neuordnungen nachzusinnen, welche die allgemeine Wohlfahrt wirksam befördern würden. In den Vereinigten Staaten ist es ganz anders gewesen. Dank der (tröste unseres noch nicht ocenvirten Eontinents, unserer ungeheueren materiellen Mfsguelleu und unserer relativ schwachen Bevölkerung hat es iu unserem Volte bis ganz neuerdings wenig andauerndes oder weit ausgedehntes wirtschaftliches Elend gegeben. Jeder, der stark und bereit zum Arbeiten war, war bisher, allgemein zu reden, wohl in der Lage, sich einen guteu Lebensunterhalt zu erwerben. Infolgedessen hatten socialislische Ideen absolut keinen Boden in diesen: Lande. Natioualötonomische dielehrte und einige Gruppen europäischer Einwanderer in unseren großen Städten wußten etwas vom Socialismus; aber das Volk im Allgemeinen wußte weder etwas von der Sache, noch wollte es etwas davon wissen.

*) Auloiisirte Ucbeisetzung von Geora uon Giiucli-Beilm.

In dem folgenden Artikel wird der Proceß der Accumulation des Reich-
thums kurz beschrieben, durch welchen neuerdings die wirthschaftlichen Zustände
dieses Landes sich verschlechtert haben. Diese Wandlung mußte natürlich mit
der Zeit unter alleu Umständen Platz greifen; aber ihre Plötzlichkeit und
Schnelligkeit machte sie sicherlich zu einem der Wunder der Geschichte. Der
nußerordeutliche, allgemeine Eindruck, den in diefem Lande der „Rückblick" mit
seiner Schilderung eines besseren, auf wirthschaftlicher Gleichheit gegründeten
Gesellschaftssystems machte, erklärt sich größtentheils durch die Thatsache, daß
die Veröffentlichung desselben zu einer Zeit stattfand, als das amerikanische
Volk ernstlich sich der Veränderung in seiner Lage bewußt zu werden begann.
Sogleich entstanden im ganzen Lande Dutzende und dann Hunderte von Clubs
uud Vereinen zur Verbreitung der Idee der wirtbschaftlichen, auf ein
nationalisirtes Industriesystem gegründeten Gleichheit. Eine große Anzahl
von Journalen, besonders unter der Landbevölkerung, entwickelte diefe Lehre;
der größere uud reichere Theil der Presse griff sie au und suchte sie lächerlich
zu machen; während die monatlich oder vierteljäbrlich erscheinenden Revuen
ihre Spalten der Discussion derselben öffneten. Sie wurde ein Haupt-
gegeustand der Erörterung in den Gesellschaften und in den Zeitungen, und
auch die Geistlichen, welche mit der Zeit gleichen Schritt halten wollten,
hatteu darüber zu predigen. Mit einem Worte, der Socialismus, von dem
man zuvor kaum etwas gehört hatte, wurde plötzlich zu eiuer Sache, die im
Vordergrunde des öffentlichen Interesses stand. Diese so plötzlich erlangte
Stellung hat er seitdem völlig behauptet. Dies konnte in der That auch
uicht anders sein bei einen: denkenden Volke, welches sab, das; die be-
drohliche Macht der Plutokwtie, welche dem „Rückblick" Gehör verschafft
hatte, von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat einen immer unver-
kennbareren Eharakter annahm, bis auch der, welcher am optimistischsten an
das unüberwindliche Glück der Republik glaubte, ihre schreckliche Gefahr
nicht länger leugnen konnte. Heut scheint es, daß der Streit zwischen der
Idee der Demokratie und dem wirthschaftlicheu Absolutismus des Privat-
capitals in Amerika eher als anderswo zur Enschcidung komme» wird. Es
kann in diesen» Zeitpunkte der Weltgeschichte und zumal iu Amerika, wo die
Gruudstimmung des Volkes intensiv demokratisch ist, kein Zweifel bestehen,
welches diese Entscheidung sein wird; es wird ein nationalisirtes Industrie-
spstem mit der Bürgschaft unveräußerlicher wirthschaftlicher Gleichheit fein.
In Amerika giebt es keine monarchischen oder aristokratischen Institutiouen
oder Traditionen, welche dem Volke widerstehen könnten, wenn es sich ein-
mal erhöbe; und wenn die Amerikaner sich erheben, dann sind sie sehr schnell
und radical in ihren» Handeln. In Amerika giebt es nichts über dem
Willen des Volkes, da die Verfassung nur seine Schöpfung und durch
die Wahlstimme der Vürger unbeschränkter gesetzlicher Modificirung unter-
worfen ist. Dieser Sachlage gegenüber zögere ich nicht uorherzusagen, daß,
falls nicht vor.den« Schlüsse dieses Jahrhunderts die socialistische Ordnung

in Europa eingeführt wird, Amerika der Pionier der Welt zu wirthschaftlicher Gleichheit sein wird, wie es ihr früher die sogenannte politische Gleichheit gebracht hat.

Was den Unterfchied zwischen dem Nationalismus und anderen Formen des Socialismus anbelangt, so kann man sagen, daß die Nationalisten sich von vielen anderen Arten von Socialisten dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur auf die corporatiue Organisation der Industrie anstatt des Privatcapitalismus dringen, sondern daß sie auch darauf bestehen, daß diese corporatiue Organisation eine staatliche, den ganzen Staat umfassende sei, wobei natürlich vorausgesetzt ist, daß der Staat bereits demokratische Form hat. Während ferner viele andere Socialisten sich mit der Forderung einer „gerechten" Verkeilung der Producte begnügen, was das nur immer bedeuten möge, verlangen die Nationalisten eine gleiche Vertheilung. Die Maxime einiger anderer Socialistenschulen: „Jedem nach seinen Dhaten" verwerfen wir, in Anbetracht, daß diefe Norm zugleich ihrer Idee nach unethisch und gänzlich undurchführbar in der Praxis ist. Wir wollen auf die Production und Vertheilung der Güter die nationale Idee anwenden, wie das Verhältniß zwischen dem modernen Staate und seinen Bürgern sie zeigt, nämlich die Forderung von Beiträgen von Seiten der Bürger unter einem gleichförmigen Gesetz, bei Rücksichtnahme auf das Unvermögen, und die beständig gleiche Dheilnahme Aller an den resultirenden Wohlthaten, ohne Rücksicht auf die Ungleichheit der Beiträge, welche die Folge relativen Unvermögens ist. Die gleiche Bertheilung gleichsinnig erhobener, aber notwendig ungleicher Beiträge ist in den civilisirten Staaten das Princip aller öffentlichen Verwaltung, und dieses Princiv wollen wir auch bei der Ausdehnung der öffentlichen Verwaltung auf die industriellen Angelegenheiten befolgen.

In unserer Propaganda suchen wir deu gehässigen und bitteren Ton zu vermeiden, in der Meinung, daß eine so starke Sache wie die unsere der Heftigkeit der Sprache nicht bedarf. Wir appelliren an alle blassen in gleicher Weise und weisen — für Amerika wenigstens, was auch immer für andere Länder gelten mag -— die Borstellung zurück, daß die Ausgleichung der menschlichen Lebenslagen das Werk einer einzigen blasse der Gesellschaft sein muh. Wir suchen immer besonders die moralische Seite unserer Argumente zu betonen.

Ich will noch hinzufügen, daß die Nationalisten, obwohl sie ihre Maßregeln durch politische nnd legislative Mittel durchzuführen eifrigst bemüht sind, sich nicht zu einer bestimmten politischen Partei organisirt haben. Ihre Propaganda ist gleichsam pädagogisch gewesen und hat sich auf den Volksgeist überhaupt gerichtet. Sie finden sich in allen Parteien, aber vornehmlich wirken sie mit der unlängst entstandenen Bolksvartei (oeopIe'Z zmrtv), welche in einem solchen Umfange ihr praktisches Action-iprogamm adoptirt hat, daß man sie zuweilen selbst, ungenau, die Nationalisten-Partei genannt hat.

II.*)

Man hat mich aufgefordert, über den Nationalismus zu berichten, sein Programm darzulegen und die ersten Schritte anzugeben, welche in der logischen Entwickelung des Planes zu thu» find. Ich habe dabei besonders auf Amerika Bezug zu nehmen, obwohl offenbar die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten von derjenigen der älteren Nationen sich nur durch die Plötzlichkeit unterscheidet, mit welcher sich die drückenden Zustände entwickelt haben, welche in Europa schon von Alters her bestehen.

Der Nationalismus ist die wirthschaftliche Demokratie. Er will die Gesellschaft von der Herrschaft der Reichen befreien und durch die Anwendung der demokratischen Formel auf die Erzeugung und Vertheilung der Güter ötonomifche Gleichheit herstellen. Er will der gegenwärtigen Leitung der wirtschaftlichen Interessen des Landes durch nicht verantwortliche Eavitalisten, welche ihre eigenen Zwecke verfolgen, ein Ende machen und sie durch verantwortliche öffentliche Functionäre ersetzen, welche für die allgemeine Wohlfahrt thätig find. Das heißt, er will das industrielle und commercielle System mit dem politischen in Harmonie bringen, indem er das erstere unter die Herrschaft des Volkes bringt, wie dies bei dem letzteren schon geschehen ist, damit es, wie es bei der politischen Regierung der Fall ist, gemäß dem gleichen Stimmenrecht Aller zum gleichen Nutzen Aller verwaltet werde.

Wie die politische Demokratie die Menschen gegen Bedrückung zu schützen sucht, welche durch politische Maßregeln gegen sie ausgeübt wird, so will die wirthschaftliche Demokratie des Nationalismus gegen die weit zahlreicheren und fchlimmeren Bedrückungen Schutz gewähren, welche durch wirthfchaftliche Maßregeln herbeigeführt werden. Die wirthfchaftliche Demokratie des Nationalismus ist die Folge und die nothwendige Ergänzung der politischen Demokratie — eine Ergänzung, ohne welche es der letzteren niemals gelingen kann, einem Volke die Freiheit und Gleichheit zu sickern, welche sie verspricht.

Die Zustände, welche die gegenwärtige nationalistische Agitation besonders in Amerika rechtfertigen, können in der Mrze folgendermaßen gekennzeichnet werden.

Es ist gewiß augenscheiulich, daß die Art der Organisation und Verwaltung des Wirtschaftssystems, welches die Production und die Vertbeilung der Güter regelt, wovon nicht nur das ganze Wohl, fondern fogar das nackte Leben Aller abhängt, für ein Volk unendlich wichtiger ist, als die Art und Weise, in der irgend ein anderer Theil ihrer Angelegenheiten geregelt wird. Das Wirthschaftsfystem der Verewigten Staaten war früher, und noch zu einer Zeit, deren fich jetzt Lebende erinnern, ein solches, welches

*) Dieser zweite Artikel ist zuerst im März-Heit des New-Zorlcr „Forum" in englischer Sprache veröffentlicht worden.

dein individuellen Unternehmnngsgeiste ein recht freies Feld darbot und
Allen eine gewisse Möglichkeit gewährte, einen behaglichen Unterhalt, wenn
nicht Reichthum, zu erwerben; und in Folge dieser Thatsache hat, ungeachtet
mancher Ungleichheiten der Lage, bis neuerdings ein gut Theil allgemeiner
Zufriedenheit geherrscht.
Durch eine wirthschaftliche Umwälzung, wie es in folchem Umfange
und solcher Schnelligkeit noch niemals eine gegeben hat, sind innerhalb eines
Menfchenalters, und hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren, diese früheren
Zustände vollständig verwandelt worden. Statt eines Feldes für freie
Loncurrenz, das in jeder Richtung eine gute Gelegenheit zu individueller
Initiative darbot, gewahren wir gegenwärtig eine centralisirte Verwaltung oder
Gruppe von Verwaltungen, welche von großen Capitalisten und Verbindungen
von Capitalisten, die sowohl die Richtung wie den Profit der Industrie des
Volkes monopolisiren, geleitet werden.
Obwohl die ökonomischen Herrscher, welche so in diesem Lande die in-
dividuelle Unternehmung vernichtet haben, Interessen unter ihrer Votmähig-
keit haben, die für das Volk unvergleichlich wichtiger als diejenigen Func-
tionen sind, welche die sogenannte politische Regierung ausübt, werden doch,
während unsere politischen Regierer ihre Macht nur im Auftrage des Volkes
haben und demfelben für deren Ausübung verantwortlich find, jene Herrscher,
welche die wirthschaftliche Regierung des Landes verwalten und den Lebens-
unterhalt des Volkes in ihrer Hand haben, vom Volke dazu nicht erwählt
oder irgendwie damit beauftragt, und halten sich demselben in Vetreff der
Art und Weise, wie sie diese Macht ausüben, nicht für verantwortlich.
Indem sie die wohlanständige Heuchelei verschmähen, mit welcher andere
Souveräne ihre Prätensionen zn bemänteln gepflegt haben, rechtfertigen die
Capitalisten, welche sich unserer wirtschaftlichen Regierung bemächtigt haben,
ihre Herrschaft nicht, indem sie entweder das göttliche Recht der Könige oder
die Zustimmung der Regierten oder selbst nur eine wohlwollende Absicht
bezüglich ihrer Unterthanen vorschützen. Sie machen keinen anderen Macht-
titel geltend, als ihr Vermögen, den Widerstand zu unterdrücken, und erkennen
den persönlichen Gewinn als das einzige Motiv ihrer Politik ausdrücklich
an. In Verfolgung dieses Zieles ist die Verwaltung der wirthschaftlichen
Regierung des Landes fo geleitet worden, daß in den Händen eines unbe-
deutenden Theiles des Volkes die Masse des Reichthums concentrirt worden
ist, welcher die Mittel des allgemeinen Unterhalts liefern mutz.
Vor fünfzig Jahren, als durch die Anwendung des Dampfes auf das
Maschinenwesen die Macht des Capitals der Arbeit gegenüber plötzlich ver-
vielfältigt wurde, galt dieses Land für die ideale Demokratie der Geschickte
wegen der vorwiegenden Gleichheit in der Verteilung des Reichthums und
der daraus folgenden allgemeinen Zufriedenheit und des Gemeinsinnes von
Seiten des Volkes. Gegenwärtig sollen 31000 Menschen die Hälfte des
Reichthums besitzen, von dem 6,'i<W>»><»0 Menschen in ihrer Cristenz ab-

hängen, und der größere Theil der anderen Hälfte ist das Eigenthnm eines weiteren kleinen Bruchtheils der Bevölkerung, während die große Mehrheit der Nation ohne erhebliche Habe ist. Nach den letzten Schätzungen, welche sich auf die statistischen Angaben der Volkszählung von 1890 gründen, besitzen 9 Procent der Bevölkerung der Vereinigten Staaten 71 Procent des Reichthums des Landes, so daß nur 29 Procent für die übrigen 91 Procent der Veuölkeruug verbleiben; und 4974 Personen oder Familien, welche die reichste Gruppe unter den erwähnten 9 Procent sind, besitzen ein Fünftel des Gesammtuermügens des Landes oder nahezu ebensoviel, wie der Gesammtbesitz der 91 Procent des Volkes beträgt.

Seit den Zeiten, wo die kriegerische Eroberung die völlige Eonfiscation der Güter und Personen des besiegten Volkes bedeutete, meldet die Geschichte von keiner so vollständigen, in so kurzer Zeit bewirkten Expropriation einer Nation, wie dieser. Die Völker Europas seufzen freilich nnter ähnlichen Zuständen; aber bei ihnen sind sie das Erbe vergangener Zeiten, nickt, wie in Amerika, das Ergebnis; einer, in einem Menschenalter bewirkten Umwälzung.

Diese Ableitung des Neichthums einer Nation zur Bereicherung einer kleinen blasse hat außerordentliche sociale Wandlungen bewirkt und droht noch verhängnisvollere herbeizuführen. Unsere Farmer-Bevölkerung, welche die Masse des Volkes ansmacht uud in der Vergangenheit der wohlhabendste und zufriedenste Theil desselben, die Hauptstütze der Republik iu Frieden und Ktrieg, war, ist durch unerträglichen wirthschaftlichen Druck und die Aussicht, in die Lage der Bauern gebracht zu werden, zur revolutionärsten Klasse der Nation gemacht worden. Die Wandlung in der Lage der Handwerker ist nicht minder uerhängnißuoll gewesen. Mit der Eonsolidirung des Capitals unter coruoratiuer Verwaltung ist Alles, was in dem Verhältnis; von Unternehmer und Arbeiter humau war, verschwunden, und gegenseitiges Mißtrauen und Haß und eine Haltuug organisirter Feindseligkeit sind an seine Stelle getreten. Es ist die Hauptfunction der Miliz geworden, die Streikenden in Furcht zu halten und den Aufruhr unzufriedener Arbeiter zu unterdrücken. Durch einen Anschauungsunterricht von erschreckender Häufigkeit werden wir belehrt, daß nnser industrielles System, wie die politischen Systeme Europas, letzten Eudes auf dein Bajonett beruht. Die Kastenunterfcheidungen der alten Welt von höheren, niederen nnd mittleren Klaffen, — Worte, die für nnsere Väter abscheulich waren, -— finden schnell bei uns Eingang und bezeichnen nur zu richtig die Auflösung unserer einst ungebrochenen, innerlich zusammenhängenden Gemeinden zn auf einander erbitterten Elementen, welche in einem Staate zufammenzuhalten, bald die eisernen Banden politischen Despotismus erforderlich machen wird.

Angesichts dieser Lage, welche aus der Eroberung und Ausbeutung unseres Wirtschaftssystems durch eine nicht verantwortliche nnd despotische Oligarchie entstanden ist, behaupteten die Nationalisten, daß, wenn das Volk

der Vereinigten Staaten irgend einen Dheil des hohen Zustaudes uon Gleichheit, Freiheit nnd materieller Wohlfahrt behalten will, der sie früher zmn Neide der Welt inachte, es hohe Zeit ist, daß es, in Ausübung seiner obersten Macht über Negierungen uud Einrichtungen, der Usurpation ein Ende macht, die seinen Zustand so lange gefährdet hat, und an deren Stelle ein neues Snstem wirthfchaftlicher Verwaltung setzt, indem sie dessen Grund in solchen Principien legt uud dessen Kräfte in solcher Forin orgauisirt, wie es ihnen ihrer Sicherheit uud ihrem Glücke am »leisten zu entsprechen scheint.

Welche Art industrieller und wirthschaftlicher Negierung soll das Volk an die Stelle der gegenwärtigen nicht verantwortlichen Herrschaft der Reichen fetzen? Die Frage beantwortet sich in einem gewissen Umfange von selbst; denn wenn das Volk die Negierung einsetzt, so muß sie offenbar eine Volksregierung sein. Aber eine andere Frage bleibt übrig. Soll diese Negierung vom Volke individuell oder collectiu ausgeübt werden? Sollen wir den Zustand der Dinge wiederherzustellen suchen, welcher vor einem halben Iabrhunderte und früher eristirte, wo in jedem Felde der Industrie und des Haudels die selbstständige individuelle Unternehmung die Negel war uud hundert mit einander concurrirende Firmen das Geschäft befolgten, welches nun von einem Einzigen gethan wird? Selbst wenn es wünfchenswerth wäre, diese Aera wieder zurückkehren zu lassen, so würde es doch so wenig in Frage kommen, wie das Unternehmen, den jnngsräulichen Eontinent, die grenzenlosen Hilfsquellen, das uuoccupirte Land und die anderen materiellen Bedingungen wieder herzustelleu, welche sie möglich machten.

Das Industriesystem, welches nnter den gegenwärtigen und künftigen Bedinguuge» des Landes uufere dichte Bevölkerung befchäftigen und erhalten foll, muß eine systematisirte, centralisirte, in einander greifende wirtschaftliche Orgauisation von höchster Wirksamkeit sein. Es ist eine physische Unmöglichkeit, dem Volke als Individuen die Verwaltung ihrer wirthschaftlichen Interessen wiederzugeben; aber ne läßt sich unter seine collective Controlle bringen: und das ist die einzige mögliche Alternative gegenüber der wirthschaftlichen Oligarchie oder, wie man sie nennt, Plutokratie. Dies ist das Programm des Nationalismus. Wir sind der Meinung, daß das industrielle System einer Nation, gleich seinen, politischen System, eine Regierung des Voltes, durch das Volk, für das Volk und für Alle gleich fein muß. Zu diefem Zwecke wünschen wir alle industriellen uud commerciellen Geschäfte des Volkes als eine öffentliche Angelegenheit organisirt zu fehen, fodaß sie fortan, wie alle anderen öffentlichen Angelegenheiten, dura, verantwortliche öffentliche Veamte zum gleichen Nutzen der Bürger verwaltet werde.

Dies System wird Nationalismus genannt, weil es uon der Nationalisiruug der Industrie ausgeht, worin, als eine beschränktere Anwendung desselben Priucips, die Municipalistrung und staatliche Eontrolle localer Geschäfte inbegriffen ist.

Der Socialismus schließt die Socialisirung der Industrie ein. Dies kann sich auf den nationalen Organismus gründen oder auch nicht, und kann die wirthschaftliche Gleichheit einschließen oder auch nicht. Mit dem Socialismus verglichen ist der Nationalismus ein Begriff, der jenem nicht entgegengesetzt ist oder ihn ausschließt, sondern nur von größerer Präcision ist, welche durch eine Wolke vager und bestrittener Folgerungen, welche mit jenem Worte geschichtlich verknüpft sind, nothwendig gemacht wird.
Vielleicht der gewöhnlichste Einwand gegen den Plan, die Industrie zu organisiren und sie als eine öffentliche Angelegenheit zu betreiben, ist der, daß er nochmehr Regierung involviren würde. Aber dem ist nicht fo. Der Nationalismus wird nur eine Art der Negierung an die Stelle einer anderen setzen. Das industrielle System, das in den Vereinigten Staaten entstanden ist, ist, wie wir gesehen haben, eine Negierung von der härtesten und despotischsten Art. An die Stelle der unverantwortlichen Herren, welche jetzt die wirthschaftlichen Interessen des Volkes mit einer Nuthe von Eisen lenken, will der Nationalismus die Selbstregierung des Volkes setzeil. Thomas Iefferson foll gesagt haben, daß diejenige Negierung die beste ist, welche am wenigsten regiert. Das ist eine wahre Marime; nnd die Negierung, welche am wenigsten regiert, ist die Selbstregierung. Das war es, was die Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung dachten, als sie darauf bestanden, eine eigene Negierung einzuführen, trotz der Bereitwilligkeit König Georgs, ihre Angelegenheiten für sie zu beforgen. Das ist es, was die Nationalisten denken, wenn sie an Stelle der gegenwärtigen wirthfchaftlichen Oligarchie eine Volksregierung der industriellen Interessen des Volkes befürworten.
Es wird zu einem klareren Verständniß des Programms des Nationalismus dienen, wenn wir zwischen dem völlig verwirklichten und dem im Processe der Einführung begriffenen Plane sorgfältig nnterfcheiden. Viele der gewissesten und nothwendigsteu Folgen des völlig durchgeführten Nationalismus müssen bis dahin ganz ausgeschlossen bleiben. Dazu gehört das Princiv der unverletzlichen ökonomischen Gleichheit aller Bürger, natürlich ohne Nückstcht ans das Geschlecht.
Die ökonomische Gleichheit ist die offenbare Folge der politifchen Gleichheit, fobald das ökonomische System demokratisirt ist. Ganz abgesehen von den zu ihren Gunsten sprechenden ethischen Erwägungen folgt sie als etwas Selbstverständliches aus dem gleichen Stimmrecht Aller bei der Bestimmung des Vertheilungsnwdus. Was auch immer ein demokratifcher Staat unternimmt, muß für den gemeinfameu — d. h. den gleichen — Nutzeu Aller unternommen werden. Die europäischen Tocialisten, oder ein großer Theil derselben, bestehen nicht auf der ökonomischen Gleichheit, sondern lassen auch im idealen Staate ökonomische Unterschiede zu. Dies kommt daher, daß sie nicht, wie die Nationalisten, ihre Schlußfolgerungen aus der strengen Anwendung der demokratischen Idee auf das Wirtschaftssystem herleiten.

Aber obwohl die ökonomische Gleichheit der Schlußstein des Nationalismus ist, muß sie doch warten, bis die Nation ihr Productionssystem vollständig organisirt hat. Das Gewölbe muß vollendet sein, bevor der Schlußstein eingefügt wird, obwohl, nachdem er eingefügt ist, die Sündhaftigkeit des Gewölbes von ihm abhängt.

Während die Nationalisten es als berechtigt anerkennen, daß man von der Partei einer radicalen Reform ein bestimmtes Programm verlangt, fo folgt daraus doch nicht, daß sie mit Genauigkeit den Lauf der Ereignisse vorauszuwissen vermeinen. Große Umwälzungen, wie friedlich sie sich auch vollziehen mögen, folgen nicht vorbestimmten Plänen, fondern bahnen sich felbst ihre Wege, deren allgemeine Richtung und Ziel wir besten Falles voraussagen können. Einstweilen möchten die Nationalisten den Weg durch eine schrittweise Ausdehnung der öffentlichen Leitung der Geschäfte vorbereiten — eine Ausdehnung, welche so schnell oder so langsam vor sich gehen wird, wie die öffentliche Meinung es bestimmen mag.

Wenn eine Industrie oder ein Beruf zur öffentlichen Sache gemacht wird, fo müssen zwei Ziele gleicherweise im Auge behalten werden: nämlich erstens der Vortheil des Publicums durch billigere, wirksamere und ehrlichere Bedienung oder Waarenspenduug, und zweitens, aber als ein in jeder Hinsicht gleich wichtiges Ziel: die unmittelbare Perbesserung der Lage der aus dem privaten in den öffentlichen Dienst herübergenommenen Arbeiter. Was den ersten Punkt anbelangt, so muß jeder Beruf und jedes Unternehmen, das in öffentliche Leitung übernommen wird, fo verwaltet werden, daß sie genau auf ihre Selbstkosten kommen, d. h. der Dienst oder die Waare muß zu dem uiedrigsten Preise geliefert werden, welcher die Ausgaben und die angemessene Verwaltung des Unternehmens bezahlt. Der Nationalismus beabsichtigt, zum Zwecke aller Production den Nutzen und nicht den Profit zu machen, und jedes nationalisirte Unternehmen muß ein Schritt nach dieser Richtung sein, indem es, so weit es in Betracht kommt, den Profit eliminirt.

Was die Verbesserung der Lage der Arbeiter anbetrifft, welche in allen Fällen der Nationalisirung eines Unternehmens der zweite nnd gleich wichtige zu erstrebende Zweck ist, fo reicht es hin, zu sagen, daß der Staat sich als der Musterunternehmer zeigen muß. Mäßige Arbeitsstunden, gesunde und sichere Arbeitsbedingungen, Vorsorge für Krankheit, Unfall und Alter und ein System der Annahme, Beförderung und Entlassung von Arbeiten!, welches sich streng auf das Verdienst gründet und alle willkürliche, persönliche Einmischung aus politischen oder anderen Gründen absolut ausschließt, muß alle öffentlich geleiteten Unternehmen von Anfang an kennzeichnen. In besonderen Fällen, wie bei der Nekleidungsmanufactur, welche jetzt in so weitem Umfange durch die Sklaven von Hungerlöhne zahlenden Unternehmern betrieben wird, können anständige Löhne und Arbeitsbedingnngen den Preis fertiger Kleidungsstücke zeitweilig erhöhen. Wenn dieser Umstand

einträte, sc> würde er nur zeigen, wie nothwendig es war, das Geschäft zu einem Staatsmonopol zu machen; und wir können hinzufügen, daß aus Gründen der Menschlichkeit dieses Geschäft eines der ersten ist, welche unter öffentliche Verwaltung genommen werden sollten.

Was die allgemeine Frage hinsichtlich der Ordnung anbetrifft, in welcher die verschiedenen Industriezweige nationalisirt oder (was dasselbe ist) unter Gemeinde- oder Staatsleitung und -Besitz gebracht werden sollten, so stimmen die Nationalisten im Allgemeinen darin überein, daß vriuilegirte Unternehmungen aller Art, welche, da sie öffentliche Vorrechte genießen, bereits quasi-öffentliche Geschäfte sind, zuerst berücksichtigt werden müssen. Hierher gehören die Telegraphen und Telephone, die localen sowohl als die allgemeinen Eisenbahnen, die Gemeindebeleuchtung, die Wasserwerke, Fähren und dergleichen. Die Eisenbahnen allein beschäftigen gegen 890 WO Männer, und die Arbeiter in den anderen erwähnten Unternehmungen können diese Zahl bis auf 19W999 erhöhen, welche vielleicht eine Gefammtbevölkerung uon 4 WWW repäsentiren — gewiß ein hinlänglich großer Theil der Nation, um damit einen Anfang zu machen. Diese Unternehmungen würden andere mit sich führen. Zum Beispiel: Die Eisenbahnen sind die grüßten Eonsumenten von Eisen und Stahl, und die nationale Verwaltung derselben würde naturgemäß die nationale Verwaltung des größeren Theiles des Eisengeschäfts mit sich führen. Es giebt in: Lande gegen 599999 Eiseuarbeiter, welche eine von dieser Industrie abhängige Vevülkerung von vielleicht 2999999 Personen repräsentiren; was mit den oben erwähnten Kategorien eine Gesammtzahl von gegen 6999990 Personen ergiebt. Dieselbe Logik läßt sich auch auf die Beschaffung der Kohle anwenden, mit welcher, als Transporteure und als Hauptconsumenten, die Eisenbahnen eng liirt sind. Die Notwendigkeit, das, was von unseren Wäldern noch übrig ist, zu erhalten, wird alle Staaten bald zwingen, sich der Forstangelegenheiten anzunehmen, was sehr wohl der Beginn der Uebernahme der Holzindustrie in den Staatsbetrieb werden kann. Wenn unsere schnell abnehmenden Fischereien geschützt werden sollen, so wird nicht nur die Staatsaufsicht, sondern auch der Staatsbetrieb bald nothwendig sein.

Im Felde der allgemeinen Industrie haben die Trusts und Syndikate, welche das allgemeine Verlangen nach dein Nationalismus so sehr erregt haben, auch den Fortschritt desselben sehr vereinfacht. Wo immer die Leiter eines Industrie- oder Handelszweiges, dem besetz und dem öffentlichen Interesse zuwider, ein Monopol gebildet haben, was ist da gerechter und angemessener, als daß das Volk selbst durch seine Functionäre das in Frage stehende Geschäft übernimmt und es zum Kostenureisc verwaltet? Angesichts der Thatsache, daß die meisten Hauptzweige der Production jetzt „snndikatet" worden sind, wird man gewahren, daß dieser Vorschlag, wenn er vollständig ausgeführt werde» würde, uns der völligen Verwirklichung des Planes des Nationalismus ziemlich nahe bringen würde.

Inzwischen würde derselbe Proceß auch in anderen Richtungen vor sich gehen. Fremde Regierungen, welche große Heere haben, lassen gewöhnlich, um sich die Qualität und die Billigkeit zu sichern, die Bekleidung der Soldaten, die Rationen und anderes Nothwendiges in Staatswerkstätten herstellen. Die britische Regierung, welche der unsrigen am meisten ähnelt, wurde durch die Betrügereien der Lieferanten gezwungen, im Krimkriege die Herstellung der Bekleidung für die Soldaten selbst zu übernehmen, und ist seither mit den besten Resultaten bei dieser Maßregel geblieben. Wenn unsere Regierung im Bürgerkriege die Lieferungen für die Soldaten selbst hergestellt hätten, so würde dies eine große Summe Geldes erspart haben. Es ist höchst wünschenswert!), daß sie sofort die Anfertigung der Bekleidung und anderer Bedürfnisse für ihre Soldaten und Seeleute und für alle anderen von ihr beschäftigten Personen, die so bedient zu werden wünschten — wie sie es gewiß Alle wünschen würden — übernähme; denn derartige, vor der Perfälschung sichere und zum Kostenpreise gelieferte Waaren würden in diefen Tagen betrügerischen Geschäftsbetriebes selbst für einen Millionär ein Glück fein. Diese Politik, die Bedürfnisse der von der Regierung angestellten Personen durch das Product öffentlich geleiteter Industrien zu befriedigen, würde in dem Maße, als sich die Anzahl der Angestellten vennehrte, das ganze Productions- und Distribntionssystem des Nationalismus herbeiführen.

Zu den besonderen Geschäftszweigen, welche sofort in öffentliche Verwaltung genommen werden sollten, gehören der Vranntweinhandel und die Feuer- und Lebensversicherung. Es wird vorgeschlagen, daß jeder Staat sofort in feinem Gebiet den Branntweinhandel monopolisirt und an den Orten, welche es wünschen, Verkaufsstätten eröffnet. Dieser Plan würde die Prositgier als Motiv, den Absah zu steigern, beseitigen, eine genaue Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften sichern und eine reine Waare verbürgen. So lange man sich noch nicht für die Rationalisirnng der Spiritus-Fabrikation entscheidet, brauchte die Rationalregierung nur aufgefordert zu werden, ein Transportgesetz zu erlassen, welches die Staaten innerhalb ihrer Grenzen gegen illegale Lieferungen schützt.

Was die staatliche Lebens- lind Feuerversicherung anbetrifft, so würde dies Unternehmen keinen Fonds außer der Inanspruchnahme des Staatscredits auf Grund lange bewährter Risico-Verechnungen erforderlich machen. Es würde zu den Selbstkosten in Staatsgebäuden von niedrig besoldeten Beamten und ohne alle Ausgaben für Neclamezwecke verwaltet werden. Dies würde denen, die sich gegen Feuersgefahr versichern, wenigstens 25 Procent Prämien und denen, die ihr Leben versichern, wenigstens 59 Procent ersvaren, und vor Allem würde es eine Versicherung sein, welche nicht selbst wieder versichert zu werden brauchte.

Wenn von einer Stadt, einein Einzelstallte oder der ganzen Nation Privatgeschäfte übernommen werden, so müssen sie natürlich bezahlt werden.

indeni man zum Abschätzungsprincip die Kosten eines gleichwerthigen Geschäfts nimmt.

Natürlich muß diese ganze Frage der Entschädigung mit Rücksicht auf die Thlltsache erwogen werden, daß die letzte Wirkung des Nationalismus die Vernichtung aller, wie immer auch entstandenen ökonomischen Überlegenheit ist.

Die Organisation der Arbeitslosen auf der Grundlage einer staatlich beaufsichtigten Corporation ist ein dringend nöthiges Unternehmen, welches ganz dem Programm des Nationalismus gemäß ist. Die Arbeitslosen repräsentiren eine Arbeitskraft, welche nur der Organisation bedarf, um sich reichlich selbst zu erhalten. Es ist die Pflicht und das Interesse des Staates, die Arbeitslosen nach ihren verschiedenen Berufen und Fähigkeiteil — die Arbeiterinnen sowohl als die Männer — so zu organisiren, daß ihr Unterhalt durch ihre eigenen Producte geliefert wird, welche nicht zum Kaufe auf den Markt kommen, sondern gänzlich innerhalb des Kreises der Producenten confumirt werden sollten, so daß sie in keiner Weise die allgemeinen Preise oder Löhne schädigten. Dieser Plan betrachtet das Probten, der Arbeitslosigkeit als ein, sich periodisch besonders verschlimmerndes, dauerndes Problem, welches daher zu feiner Lösung einer dauernden und elastischen Vorkehrung bedarf, durch welche innerhalb eines Kreifes eine in sich vollständige und von dem commerciellen System unabhängige Production und Eonsumtion gesichert wird. Es giebt keine andere ernsthafte Methode, das Problem der Arbeitslosigkeit zu behandeln.

In dem Maße, als die Industrien, der Handel und die allgemeine Geschäftsthätigkeit des Landes öffentlich orgnnisirt sind, werden die Quellen der Macht und die Mittel des Wachsthums der Plutokmtie, welche vo» der Beherrschung und dem Ertrage der Industrien abhängen, unterminirt und abgeschnitten. In demselben Maße werden augenscheinlich die Regelung der Arbeit des Volkes und die Mittel zur Beschaffung feiner Lebensbedürfnisse unter feine collective Gewalt gelangen. Den Plan des Nationalismus zu vollenden durch die Durchführung feines Princips, Allen den gleichen Unterhalt und eine den Fähigkeiten entfprechende Beschäftigung zu verbürgen, wird es nur eines Processes der Systematisirung nnd Ausgleichung der Bedingungen in einer bereits vereinheitlichten Verwaltung bedürfen.

Die Thätigkeit der Nationalisten ist bisher hauptsächlich eine erziehende gewesen. Dies mußte nothwendig so sein wegen der Größe des Planes, da er zur Ausführung feiner umfassenden Seiten fo etwas wie eine nationale Annahme vorausfetzt. Nefonders in Betreff der Gebiete des localen öffentlichen Dienstes, wie der Wasser- und Beleuchtungswerke u. dergl., ist iu den letzten drei Jahren eine Gefühlswoge zu Gunsten der Municipalisirung folcher Unternehmungen durch das Land gegangen, und, weit davon entfernt, zu fallen, fchwillt sie zu einer Fluth an. In fast jeder fortschreitenden Gemeinde hat sich in den letzten paar Jahren ein mehr oder minder

starker Keim von Bürgen: gebildet, der jeder neuen Bedrückung von
Seiten privilegirter Eorporationen mit einer Forderung öffentlicher Ver-
waltung begegnet. Der übermüthige Hohn wohl verschanzter Monopole:
„Was wollt Ihr denn dagegen thun?" macht die Menschen nicht mehr ver-
legen. Eine Antwort ist auf den Lippen Aller, und sie heißt: Nationalismus!
Der Umstand, daß die Frage der öffentlichen Verwaltung des Handels und
Wandels als eines Heilmittels gegen den Mißbrauch des Capitalismus
neuerdings plötzlich zu einem der in den Zeitungen und Journalen am
häusigsten discutirten Gegenstände geworden ist, ist natürlich das beste all-
gemeine Anzeichen von dem Umfange, in welchem sich das öffentliche Be-
wußtsein mit dieser Sache beschäftigt.

Unzweifelhaft aber der auffallendste einzelne Beweis von der Schnellig-
keit und Echtheit der Ausbreitung des Nationalismus ist die Tatsache, daß
bei der Präsidentenwahl im Jahre 1892 mehr als eine Million Stimmen
für die „Volkspartei" (pko^Is'g pari)) abgegeben wurden, deren Programm
die wichtigsten Punkte des oben dargestellten nationalistischen Programms
enthält. Daß selbst jenes Programm nicht radical genug war, um einen
großen Theil der Partei und der mit ihr Smnvathisirenden zu befriedigen,
ist durch den weit fortgeschrittenen Standpunkt offenbar geworden, den
staatliche und städtische Eonvente, die großen Arbeiterorganisationen in
ihren nationalen und örtlichen Versammlungen und die Fanner-Verbindungen
eingenommen haben. In der Dliat darf man zuversichtlich die Behauptung
aufstellen, daß, so weit die ökonomische und industrielle Unzufriedenheit in
diesem Lande bisher bestimmten Ausdruck gefunden hat, sie die Form von
Forderungen einer mehr oder minder vollständigen Anwendung der Natio-
nalisirungsidee auf das Gefchäftsleben angenommen hat. Der Grund davon
ist einfach der, daß bei näherer Untersuchung kein anderer Ausweg sich
finden läßt.

Personen, die zum ersten Male auf den Nationalismus aufmerksam
gemacht werden, verfehlen deswegen oft den Punkt, auf den es ankommt:
sie gewahren nicht, daß, wenn die Plutokratie nicht triumphiren soll, der
Nationalismus die einzige Alternative ist. Solche Personen pflegen die
Nationalisirung oder öffentliche Leitung der Industrie nur als einen unter
vielen nationlllükonomischen Plänen anzusehen, welcher mit den übrigen, als
mehr oder minder anziehend oder sinnreich, zu vergleichen ist. Es entgeht
ihnen, daß sie die nothwendige und einzige, eine Lösung der ökonomischen
Frage verbürgende Methode ist, welche in ihrem Eharakter demokratisch ist.
Viele, die aufrichtig an die Volksregierung und die demokratische Idee als
ein allgemeines Princip glauben, — oder meinen, daß sie es glauben, —
würden diese Frage ohne Zweifel anders ansehen, wenn sie sich die Zeit
nähmen, zu erwägen, daß die öffentliche Verwaltung der Industrie, wie
schon diese Worte selbst besagen, die Ersetzung der persönlichen und Klassen-
regierung durch die Volksregierung ist, und daß, wenn sie sich derselben

entgegenstellen, sie gerade;» gegen die demokratische Idee und zu Gunsten der oligarchifchen Herrschaft in dein ausgedehntesten und wichtigsten Gebiete menschlicher Interessen auftreten.

Es giebt zwei Principien, nach denen die gemeinsamen Angelegenheiten in Gesellschaft lebender Menschen geregelt werden können: die Negierung durch Alle für Alle und die Negierung durch Wenige für Wenige. Die Zeit ist nahe, wo sich entscheiden muß, ob hinfort das eine oder das andere Princip die Organisirung der menschlichen Arbeit und die Verkeilung ihrer Früchte regeln soll. Die zahllosen vergangenen Kämpfe in dem uralten Mngen der Vielen gegen die Wenigen, fei es um persönliche, religiöse oder politische Freiheit, haben nur den Weg geklärt und zu diesen: allumfassenden Ziele geführt, für das man sich jetzt in der ganzen Welt vereinigt. Es ist die entscheidende Tchlncht, für welche alle die früheren Gefechte nur vorbereitende Scharmützel waren.

Gewiß, nicht in vielen Zeitaltern, vielleicht noch niemals, haben Männer und Frauen während ihrer kurzen Lebenszeit die Gelegenheit gehabt, einen fo schweren Irrthum zu begehen, wie diejenigen, welche sich in diesem Kampfe auf die unrechte Teile fchlagen.

Zwei Übertragungen französischer Gedichte.
von
Sigmar Mehring.
— Verlin, —

Der öchutzengel.
von Nsillligri.

Ein Veltler, den der Tod schon grüß», „Als mich die liebe überkam,
5ieht seinen 3chntzgeist näher schweben, ward auch mir eitel Vual bereitet."
Und ruft: „Daß Du Dich jetzt bemühst, „Wohl," sagt der Engel, „doch aus 5cham
Rann wenig mir Vefried'gnng geben. Hab' ich Dich damals nicht begleitet"
Auf dürrer 5treu zur Welt gebracht,
5oll Deinen Gott ich kindlich lieben?"
„Wohl," sagt der Engel, „ich gab Acht,
Daß diese -treu stets frisch geblieben."
„Almosen sucht' ich bis zum Grab',
Daß ich vor Hunger nicht verrecke."
„Wohl,' sagt der Engel, „und ich gab
Dir selbst dazu die Vettelsäcke."
„Ich zog in's Feld mit frohem Muth,
Ein 3chuß hat mir das Vein genommen,"
„Wohl," sagt der Engel, „das war gut,
3onst hättest Du die Gicht bekommen."
„Manch'Weib mag schlimm sein, aber mcins
Könnt' mir das Haus zur Hölle machen,"
„Wohl," sagt der Engel, »unsereins
Mischt niemals sich in Ehesachen."
„Kann noch ein Glück erringen ich,
Eh' mich empfängt des Grabes Fremde?"
„Wohl," sagt der Engel, „bau' auf mich!
Ich komm' mit pfaff und Todtenhemde,"
„winkt mir des Himmels Gnadenlicht?
wird mich der Teufel weiter schröpfen?"
„Wohl," sagt der Engel, „—wohl auch nicht.
Zähl' es vir ab an Deinen Knöpfen." —
„Und als ich einst mir wein erschlich, Der Iwiesprach schnurriger Verlauf
Kam über mich gleich das Verhängnis;," 3timmt' Alle, die ihr lauschten, heiter,
„Wohl," sagt der Engel, „doch durch mich Der Vettler niest, der Engel drauf
Erhieltst Du nur ein Jahr Gefängniß." Ruft ihm „Gott helf!" zu und stiegt weiter

5eelenkampf.
von Sulln Pludliomm!'.
Awei stimmen kommen nie zur Ruh',
Der 3eelenkampf währt unergrnndet:
<Ls giebt Vernunft den Gott nicht zu,
Den liebe träumt und laut verkündet.
5«i fromm, sei Freigeist — es ist «Lins:
Du Haft dem Zwist Dein Vhr gegeben.
<Ls ist mein traurig loos, wie veins,
Mit diesem Widerstreit zu leben.
««ein Vater leitet diese Welt,"
Lagt der verstand, der urtheilsschroffc,
„Hier, wo da- Löse Recht behält."
Da spricht da« Herz: „Ich glaub' und hoffe.
Mit etwas liebe kommt man weit,
Hoff' auch und glaub ihn, den ich preise,
Ich spüre Gott und Ewigkeit."
Doch der verstand ruft: „Ja, beweise!"

Der Ounkt des Archimedes.
von
Gla Gansslin.
— 5chlieisee. —

>i!N'5 Vormittags, Ende März, stehe ich auf dem Valcon meines Penstonszimmers am Schiffbauerdamme und sonne mich. Es ist ganz mollig; ich sichle, wie die Wärme mir weich in's Vlut dringt und kann geradezu ihren Weg von Glied zu Glied und von Theilchen zu Theilchen «erfolgen. Schlage ich die Augeu von den Lasturähmen auf, die an den beiden Einfassungen der Svree liegen, und haben sie den weitgestreckten Wirrwarr von Dächern, Thurmspchen, Schornsteinen — die ganze Partie zwischen dem massiven Eomvler des neuen Reichstagsgebäudes mit seiner vergoldeten, in der Sonne funkelnden Kuvvel und dem ungeheuren Gewölbbogen aus Eifen und Glas, der den Eentralbcchnhof überwölbt — umsMunt, fo verlieren sie sich in einem Meer von Licht, in die noch riesigere Vogenwölbung des Himmelsranmes von funkelndem Blau, die sich über der Riesenstadt spannt und in deren Mitte die Sonne wie eine runde Oeffnung steht, durch die das Licht funkelnd heruorsvrüht aus den unendlichen Lichtregionen dahinter. Und wenn dann der Blick, geblendet und müde, nach unten zurückkehrt von seiner Himmelfahrt, so bleibt er ruhen am Horizont, den die Luft wie ein dichter, blauer, sich schwärzlich vertonender Rauch mit weichgezeichneten Umrissen einfaßt.

Wie ich so dastehe, fühle ich auf eiumal, das; es nicht blos die Sonnenwärme ist, die mich durchauillt. Es ist auch etwas Anderes. Es kam zusammen mit der Sonnenwärme. Ich mache mir nicht klar, was es sein kann, aber lasse mich davon gefangen nehmen. Ich höre nicht länger das Pfeifen und Fauchen von der Eisenbahnhalle und sehe nicht mehr die Züge sich wie schwarze Schlangen aus dem Niesenrachen heruorwinden. Die

Sinne schlummern ein, während ich in das versinke, was mit der Sonnen-
warme kam, nnd das ich gar nicht darauf angucken mochte, was es ist.
Eine Mattheit, aber voller belebender Sonne; ein Schlummer der Seele,
aber voll von Träumen, die noch nicht Körper angenommen-, eine Sehnsucht,
aber nicht von der Art, die Unbefriedigung ist, sondern eine Sehnsucht, in
der die Gewißheit kommender Seligkeiten lächelt; eine unbestimmte uud doch
sonnedurchleuchtet klare Empfindung, daß das Leben jetzt seine alte, häßliche
Haut vor mir abstreifen und sich in feiner neuen, schönen zeigen wird, und
daß ich felbst das Mysterium der Wiedergeburt durchmache . . .
Etwas Schwarzes taucht auf in den Sonnenweiten meiner Seele,
etwas Schwarzes, das sich bewegt — und ich entdecke auf einmal, daß ich
ganz wach dastehe nnd den kleinen zierlichen Erpreßzug nach Frankfurt a. M.
anfehe, der ans den dunklen Eingeweiden des Bahnhofes hervorgeglitten
kommt, sich an dem Eisengitter der hohen Spreebrücke hinringelt und um
eine Hausecke verschwindet.
Mein innerer Vlick ist mit einer Geschwindigkeit, die auch die modernsten
mechanischen Schnellkräfte übertrifft, gefchwinder als der Dampf, geschwinder
als das Telephon, dem Erpreßzug vorausgeeilt; und ehe dieser noch zwischen
den Hausgiebeln hinter mir verschwunden ist, zeichnet sich in meinen: eigeneil
Innern ein ganzes Panorama der Landschaft, die der Zug erst in den
nächsten zwanzig Stunden durcheilen wird, deutlich in allen Einzelheiten, im
Lauf einer Tecunde, und zuletzt bleiben die fcharfen Linien fchneebedeckter
Nergtamme an dein klarblauen fonnigen Horizont — in meinein Innern —
stehen.
Plötzlich halte ich den Schlüssel zu meinem. Sinneszustand in der Hand,
weiß, was meine Sehnsucht mir wieder einmal vorgegaukelt hat, und stehe
zwischen den verblichenen Eoulissen des Geheimnisses meiner Wiedergeburt.
Ich sage mir, daß das Ganze doch nichts anderes war, als die alte, uer-
herte Lust, in die weite Welt hinauszufahren, die Lust, die wir als Kinder
noch dieser Welt gegenüber fühlen, nnd die wir als Greise der andern
Welt gegenüber nicht mehr haben, wenn wir, wir modernen Träumer, sie
auch immer noch in uns großzieben, obgleich wir schon hundert Mal auf
unsere Nase gefallen sind als verunglückte Itarusse. Ich vergewissere mich,
daß ich ganz ohne allen Zweifel auf dem Nalcon eines Pensionszimmers
am Schiffbauerdamm in Berlin stehe, die Spreeprähme unter mir, einen
ganzen Wirrwarr gebrochener Dachlinien vor mir, das Reichstagsgebäude
zur Rechten und den Eentralbahnhof zur Linken. Tic Sonne scheint
beständig, und es ist blendend blan um mich herum; aber in mir ist es
auf einmal ganz kalt geworden, als fei etwas inwendig erlofchen; und ich
gehe nüchtern nnd gedrückt zurück zu meinen Arbeiten, mit denen ich mich
seit einein Jahr häuslich eingerichtet, zwischen dem Reichstagsgebäude und
dem Bahnhof Friedrichstrahe, in einem Pensionszimmer am Schiffbauer-
damm.

Aber wie ich gegen Abend ausgehe, faßt mich die Stimmung von:
Vormittag aufs Neue. Ich ertappe mich darauf, daß ich umherwandere
und von der Stadt und ihren verschiedenen Theilen Abschied nehme, wie
man von einer Geliebten, mit der man die Erinnerungen eines langen Zeit-
raumes theilt, und von den tausend liebgewordenen Kleinigkeiten, von ihrer
Person und ihren Sachen und den Räumen, die Zeugen eines heimlichen
Glückes gewesen, Abschied nimmt. Und wie ich weit, weit weg, in der
fernen Stmßenperspective die blaue Dämmerung gewahre, die blos Berlin
besitzt und die ich so lieb habe — nicht das feuchte nebelblaue Abendlicht
unserer Seestädte, sondern eine blanke durchsichtige Dämmerung, die uns
erscheint wie die Brechung des sinkenden Dunkels gegen die Sandkorn-
varcellen des märkischen Bodens — wie ich sie gewahre, wird mir ganz
warin und weich und wehmüthig, als beherberge sie tausend verletzliche Er-
innerungen, die man in sich ausreißen und wegwerfen muß, daß sie hin-
schwinden und sterben, während man selbst fern ist. Ich rede nur ein, daß
es sich gar nicht um eine Trennung handele; aber ich weiß, ich werde
reisen; und dabei überfällt es mich noch stärker, das Gefühl des Abschieds,
das ich jedesmal empfinde, wenn ich Ort oder Umgang wechsle, selbst wenn
mir Neide gleichgiltig waren — es überfällt mich, süß und trostlos, und
füß gerade in seiner Trostlosigkeit.
Während ich herumstreife, ohne zu merken, wieviel Zeit vergeht, wird
es völlig Abend, Alles flimmert von Licht, und die Straßeu sind voller
Menschen. Ich gehe gerade unter der Eisenbahnbrücke Friedrichsstraße
und möchte auf die andere Seite hinüber, kann aber nicht: zwei ununter-
brochene Reihen Wagen gleiten die Straße entlang, jede in ihrer Rich-
tung, wie die Treibriemen um zwei Räder. Ich sehe auf die Eckuhr und
fage mir: Theaterstunde. Eine Vision vom Innern des Lessingtheaters steht
vor mir, und im selben Augenblick fühle ich den gemifchten Geruch von Par-
fümen, Hautschweiß und der Hitze elektrischer Lampen nur entgegenschlagen.
Da überfällt mich ein ödes Gefühl, wunderlich zusammengefetzt aus eigener
Heimlofigkeit und Widerwillen gegen alle diefe Anderen, die da in den
Droschken sitzen und in die Theater jagen. Daß sie mögen! sage ich; aber
zugleich beneide ich sie gewissermaßen, denn ich komme mir so einsam
draußen stehend vor, mährend sie Alle zusammenkommen und einander
kennen. Und auf einmal fpringt es in mir auf, wie eine wilde, schmerz-
volle Lust, das Einsamkeitsgefühl, das Heimlofigkeitsgefühl. Ich räche mich
an den Vielen, indem ich von ihnen weggehen und mir felbst genug fein
kann, — ein fchadenfroher Triumph, aus dem nach nnd nach das Bittere
wegtropft und der schließlich zu einem stillen, warmen Glück, zu einem
heimfrohen Lächeln der Seele im Gefühl ihres eigenen inneren Reichthums
wird. Und auf dem Boden dieser Stimmung finde ich die Stimmung von
heut morgen wieder; sie sind eins, ich kann sie nicht »lehr von einander
unterscheiden. Mein Kopf sagt mir, diese selbe Gemüthsverfassung habe

ich schon hundert Mal vorher gehabt und danach gehandelt und sei immer
von ihr betrogen worden, und fragt mich vorwurfsvoll und höhnisch, ob
ich wirklich nothwendigerweise wieder vor mir zum Narren werden will;
aber meine ganze Person macht sich gar nichts aus dein, was mein Kopf
sagt, und ich gehe nach Hause und packe meine Reisekoffer.
Am Morgen darauf sitze ich im Zuge, der nach Süden fährt. Ich
fliege durch die norddeutsche Ebene und quer durch die Berghohen Mittel-
deutschlands und lasse mich ganz mechanisch wegführen, gleichgiltig wohin,
fo ganz ohne zu fehen oder zu denken, daß, als der Zug gegen Sonnen-
untergang in das Mainthal hinabbraust und Schloßzinnen an fernen warm-
blauen Horizonten mir die erste Votschaft von alter Lultur und südländi-
scher Beleuchtung bringen, ich von der ganzen Fahrt des Tages nur ein
Bild habe: eine Thalenge irgendwo in Thüringen, mit grünen Abhängen,
einen: Bach im Grunde, einer breiten geraden Landstraße längs dem Bach,
auf ihr ein Ochsengespann und mitten in der Landschaft ein kleines, welt-
vergessenes Städtchen mit Häusern aus irgend einem schwarzen Baumaterial.
Das Nillet lautet auf München; aber ich steige in Nürnberg ab —
nach meiner eigenen, ganz persönlichen Tradition. Ich kehre im „Rothen
Hahn" ein, von dem ich eine kleine Erinnerung mit Färbung von Mond-
schein und Mittelalter bewahre, finde da Alles, wie es damals war, die
Vorflure weit, die Decken niedrig, einen Geruch alten, reinlichen Hansge-
räthes, und bekomme dasselbe Zimmer wie damals, <,as auch ganz unver-
ändert ist, als hätte es die lange Zwischenzeit unberührt gestanden. Nach-
dem ich mich gesäubert, wandere ich nach dem „Nratwurstglücklein". Es
ist noch nicht neun Uhr; aber die Stadt scheint schon zu Bett gegangen zu
sein; kaum ein Mensch auf den Straßen, nur hie und da ein schwacher Licht-
schein in einem kleinen, viereckigen Fenster, der Widerschein einer Laterne in
der schwarzen Pegnih, und in schmalen, gewundenen, hügeligen Gäßchen ein
Dunkel, wie das des Mittelalters, das hier zurückgeblieben zu sein scheint
mit diesen Häusern zusammen, die in dem unsicheren Licht hervorschimmern,
anzusehen wie die verwitterten Coulisscn eines Kleinstadttheaters in meinen
Kindheitserinnerungen. Ich taste mich vorwärts, auf uud nieder, über
offene Plätze mit Kirchen und durch Winkelgäßchen und finde schließlich das
kleine, niedrige, verräucherte Versteck, wo die Magd die leckeren Würstchen am
offenen Feuer röstet und die Nürnberger Vürger und Zeitgenossen das starke,
dunkle Vier ihrer Stadt an den zwei Tischen trinken, die das Local befitzt,
ganz wie weiland Albrecht Dürer, Hans Sachs und Peter Vischer, die jetzt
zusammen niit ihren Iinntannen auf den Absatz der hölzerneu Wandver-
kleidung hinaufgerückt sind, hier gesessen nnd poculirt haben in jenen längst-
vergangenen Zeiten, da man so viele merkwürdige Gewürze kannte, den
Wein damit zu erhitzen, doch nicht das famose moderne: den Geschmack der
Würstchen und des mittelalterlichen Geistes im „Brntwurstglöcklein" dadurch
doppelt pikant zu machen, daß wir. Dank unseren Erpreßzügen, noch einen

Nachgeschmack vom Weißbier und dein modernen Theaterstück im Munde
und in der Seele haben, mit denen uns gestern nm dieselbe Zeit in Berlin
aufgewartet ward. Als Ersatz, sage ich am anderen Tage zu mir, wie ich
Nürnberg bei Tageslicht sehe und die modernen Paläste gewahr werde, die
sich zwischen die alten Häuser eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war,
und jetzt überall wie aufgeblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldketten und
neuen Kleidern vom berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der
Fürstenfamilie einer alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen
— zum Ersatz, sage ich zu nur, besaßen jene früheren Gäste des „Brat-
nmrstglöckleins" etwas, das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder
diese zeitgenössischen Nürnberger Bürger, noch ich, der mit dem Erpreßzug
von Berlin kam, um etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was,
irgendwo zu suchen und zu finden, ich weiß nicht wo. Sie hatten nämlich,
in ihrem Instinct mehr als in ihrem Bewußtsein, den Punkt des Archi-
medes, wo sie stehen und das Leben um sich kreisen lassen konnten -— um
sich als das Stabile. Aber wir haben Nichts, worauf wir leben oder
sterben können. Nürnberg kann uns sicher das Verlorene nicht wiedergeben;
aber das kann auch nicht Fürth.

II.

Ter Zug arbeite, sich stöhnend den Berg hinauf. Ter Tag war trüb
gewesen, und der Abend kam früh. Turch die Eoupüfenster kann man
nichts mehr unterscheiden, man sieht blos die Tecklampe sich in dein un-
durchdringlich Schwarzen draußen abspiegeln und sein eigenes Bild in dem
trüben Spiegel.

Ich reiste herum, wie lange, weiß ich nicht recht; ich gab nicht Acht
auf die Zeit. Es ging mit den Tagen gerade so, wie mit den Gold-
stücken in meiner Börse; ich gab sie aus, eins nach dem andern, jedes
einzeln oder mehrere zusammen, ohne daß ich mir dabei sagte, nun seien
schon so und so viele davongeflogen. Aber zwei bis drei Wochen müssen's
wohl gewefen sein, denn aus der Zeitung, die ich mir kaufte, sehe ich, daß
wir heute den 12. April haben.

Ich sitze apathisch zusammengekauert in meiner Ecke und lasse die
Eigarre ausgehen. Im Eoup6 ist keiner, als ich. Tie Einsamkeit, das
Tunkel draußen, das einförmige Rollen stimmen melancholisch. Ich sitze
und horche auf das gleichmäßige, angestrengte Stöhnen der Maschine, nnd
mir ist es plötzlich, als sei das einzig Lebende außer mir diese Maschine,
die durch eine ausgestorbene Welt rollt mit nur, mit mir allein, ohne Zweck
und Ziel, von nirgendher nach nirgend wohin. Ich kann es mir selbst nicht
erklären, wie es kommt, daß ich jetzt hier sitze; ich bin ganz erstaunt darüber
und suche vergebens nach dem Erklärungsgrund, dem Ausgangspunkt, über-
haupt nach einem Punkt, aus dem ich durch Schlüsse das Factum herleiten

könnte, daß ich gerade jetzt hier sitze, auf diesem bestimmten Zug. Aber
Alles rinnt auseinander; es giebt keinen Zusammenhang-, hunderttausend
Punkte, doch kein erster und kein letzter, sondern Alle chaotisch durcheinander
geschüttelt. Ich kann nicht einmal mein eigenes Ich festhalten; ich erkenne
mich selbst nicht wieder; ich finde keinen Zusammenhang zwischen mir, der
im Augenblick in diesem Eisenbahncoup6 sitzt, und allen den anderen Ichs,
deren ich mich von früher her erinnere. Die Identität ist aufgehoben. Ich
frage mich fast mit Schrecken, ob ich träume oder wach bin, und es kommt
mir vor, als müsse ich träumen. Mir wird ganz unheimlich zu Much,
da ich mich plötzlich als etwas Lebendiges emufinde, das keine Vergangen-
heit mehr hat, und dem das, was doch fein Selbst in dessen früheren
Stadien fein sollte, plötzlich als etwas Fremdes erscheint. Ich habe eine
Empfindung, als hätte ich den Ariadnefaden des Lebens fallen lassen und
sei nun rettungslos verloren im Labyrinth, allein im Chaos . . . und einsam
in mir selbst, Heimlos in der eigenen Selbsterinnerung des Ichs, selbst
Chaos, aus dem einzigen, zufälligen festen Punkt meiner momentanen Telbst-
empfindung, die auch in Kurzem untertauchen und ebenfo spurlos verschwinden
wird, wie alle anderen.

Der Zug geht langsamer, hält an, steht. Eine Pause. Darauf ein
Pfiff, ein Ruck, und stöhnend setzt sich die Locomotive wieder in Vewegung.
Plötzlich kommt es mir vor, als hätte ich diese Reise schon irgend
einmal früher gemacht. Draußen ist es pechschwarz, und ich kann keinen
einzigen Gegenstand unterscheiden, aber mir ist es doch, als seien diese
Gegenden, durch die der Zug rollt und die meinem Blick verborgen sind,
lauter bekannte. Die Cmpsindung klärt und vertieft sich; jetzt wird sie zu einer
bekannten Empfindung, zu einer Empfindung, die ich früher bei einer anderen
Gelegenheit gehabt — zu einer Erinnerung. Diese ganze Reise und dieser ganze
Abend, nicht blos alle Einzelheiten, sondern auch die Stimmung, müssen eine
Wiederholung sein; gerade so habe ich schon einmal gesessen, an einem
Abend wie dieser, auf diesem selben Zug, in diesen selben Gegenden, die
ich nicht sehen kann. Ich erkenne Alles wieder. Alles ergreift mich mit der
ganzen Kraft einer Erinnerung; und die Übereinstimmung, die Identität
zwischen jetzt und jenem seltsamen Parallelfall in der Vergangenheit ist sc»
vollständig, daß ich mich frage, ob ich jetzt nicht nur von etwas träume,
ob jenes Andere nicht die eigentliche Realität war. Und es ist nicht nur diese
Einzelheit, die in meiner Erinnerung aufsteigt; sie steht allerdings am anschau-
lichsten da, anschaulicher sogar als das Gegenwärtige; aber es giebt etwas
mehr, was sie umschließt, wie eine nach außen immer undurchsichtigere Atmo-
sphäre einen festen Körper umschließt: die Erinnerung einer ganzen anderen
Welt, in der ich einmal gelebt. Ich empfinde es genau fo, wie wenn man
aus tiefem Schlaf aufwacht, und das Gedüchtniß, an einen schönen Traum,
den man gehabt, in einein liegt als eine weiche, wanne, wehmüthigc Stimmung,
ohne daß man sich dock auf den ^nbnlt des Traums zu besinnen vermag.

Und wie ein solcher Trau», für immer verschwunden ist, wird diese dunkle und undurchdringliche Erinnerung für immer ein Mthsel bleiben . . .
Das irritirt mich. Ich fage mir, es ist so, unwiderruflich; aber ich kehre eigensinnig immer wieder und wieder zum Mthsel zurück, kreuze darum, taste daran; aber vergeblich: es ist etwas und ist doch nichts. Also lasse ich Alles ärgerlich liegen und gehe davon weg-, fühle aber dabei, daß ich es in mir trage, das; es inwendig in mir liegt und unleidlich drückt.
Vis der Zug wieder langsamer geht, anhält, steht — und mit einem Ruck sich stöhnend wieder in Bewegung setzt. Tiefer Eingriff der äußeren Welt löst den Alp nnd giebt meinem Gegrübel eine andere Farbe und nene Richtung. Warum soll ich mich nicht auf bekanntem Boden glauben, hier wie anderswo? Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im (Großen, die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir nirgendwo Wurzel schlagen. Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein, wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menfchen zu wohnen und zu essen. Wir kennen alle bedeutenden Städte Europas, sind überall wie zu Hause, aber auch nicht mehr; wir haben überall unser Hotel und unser Restaurant, wohin wir kommen und uns angeheimelt fühlen von dem bekannten Gruß des Portiers und des Oberkellners. Wir sind mit den Alpen ebenso intim bekannt wie mit der Person, mit der wir eine Tagereise lang im selben Eisenbahncoup^ gerüttelt wurden; und in den Badeorten gehen wir aus und ein mit derselben hausgewohntcn Gemüthlichkeit, wie in unserer Pension. Und wie wir überall und nirgend zu Hause sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen zusammengelebt, daß wir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert haben, daß mir mit keinem einzigen verwachsen konnten. Ich selbst kenne ganz Europa, bin überall zu Hause, babe überall meiue Bekannte, bin Pariser in Paris, Berliner in Berlin, weiß genau, was chic ist und was schneidig ist, nnd bin mit meine»! Freund Mr. Smith, ganz ebenso intim, wie mit uieineni Freund Herrn Meyer. Nur eine Stelle in der Welt kenne ich nicht, und das ist das Gütchen, das ich irgendwo in Friesland besitze» soll, das ich nie gesehen habe nnd von dessen Tasein ich nichts weiß, außer daß Onkel nur jährlich die kleinen Rettoeinnahme sendet, von der ich eine ganze Saison in Ostende leben kann und die also doch zu etwas gut ist . . .
Ich wache aus meinen Gedanken auf, weil der Zug steht. Wir sind angekommen. Ich lange »»einen Koffer berab und steige aus, fühle Bergluft und begegne einer fparsamen Beleuchtung in einem tiefen Tunket und einer großen Menschenleere. Bekomme einen Stationsaufseber zu fassen

und frage ihn, wo Logis zu haben ist. Er nennt einen Namen und zeigt mit der Hand um die Ecke des Stationsgebäudes. Ich bin noch ganz blind von all den» Schwarzen um mich herum und tappe vorsichtig vorwärts im Schmutz. Ein Haus taucht plötzlich vor nur auf, niedrig, mit Veranden ringsum und Dunkel hinter all den kleinen Fenstern. Nur aus dem Flur fällt ein spärlicher Lichtschein in die Finsternis;. Ich trete ein, gehe an einer Reihe übereinandergestapelter Biertonnen vorbei, höre nebenan ein Vrummen und Summen vieler Stimmen und falle durch eine Thür in ein Zimmer, das voll von Rauch und Bier und Menschen ist. Die Kellnerin läutet an einer Glocke, die Wirthin kommt, den rasselnden Schlüsselbund an der Hüfte, und ich werde in ein Zimmer geführt, daß in seiner Außer-saisonlichkeit eiskalt uud ohne Gardinen ist. Darauf gehe ich wieder hin-unter, esse das schreckliche bairische Essen und trinke das herrliche bairische Bier. Als das besorgt ist, sehe ich auf die Uhr: neun. Hier unten ist nicht auszuhalten, oben auch nicht — ich ziehe den Rock an und trabe hinaus. Ich bin so blind wie eine Eule am Tage, aber der Weg ist mit Steinen bestampft, und auf diefem Wegweifer tappe ich mich vorwärts. Hie und da ein blasser Lichtschein giebt außerdem au, wie die Straße sich zwischen den Häusern hinwindet. Ich höre etwas rieseln und steige über einen Bach, dessen Wasser es.vernehmbar eilig hat, vom Berg hinab in den See zu gelangen. Ich gehe noch eine Strecke und höre im Dunkel und in der Stille ein Plätschern. Nach einer kleinen Weile bin ich am See, den ich nicht sehe, aber dicht unter mir höre. Ich lehne mich über die Barru!re und bleibe stehen, horche deni Wellengeplatscher und starre hinaus in dieses Dunkel, in dem es so gar nichts zu sehen giebt, außer den spärlichen Lichtem im Dorf. Und doch lausche ich, als ob noch etwas Anderes zu hören wäre, außer dem Wellengeplatscher, oder als ob dieses selbst mir etwas mehr mitzutheilen hätte, als den Laut seiner kleinen Wogen; und starre hinaus in das Dunkel, als bewahre es etwas für mich auf. Und plötzlich sagt es ganz laut in mir: Dies ist ja das Leben, — ein stilles Wellenplätschern in einem tiefen Duutel. Es giebt keine Lebens-philosophie, die größer wäre; dies ist der einzige Punkt des Archimedes, den es giebt . . .

III.

Als ich am anderen Morgen aufwache und nach der Uhr sehe, ist es erst acht. Das scharfe Licht hat mich so srüh geweckt; es fällt durch vier gardinenlose Fenster von zwei Seiten in das Zimmer. Wie ich so in meinem Bett liege, sehe ich durch das eine Fenster, gerade über der Bett-lehne, die Berge hinter den« See, mit ihren schneebedeckten Gipfeln und Kämmen.

Es ist rauhkalt im Zimmer, und ich fahre.rasch in die Kleider. Ich fühle mich inwendig so öde in diesem möbelleeren Raum mit uackte»

Wänden und ohne Teppich auf der Diele-, der kleine schwarze Kamin sielst
so schwarz und leer aus, als hätte nie Feuer iu ihm gebrannt — man
friert schon bei seinem Anblick. Aber draußen stehen die weißen Berge, —
ganz nahe, fcheint mir's, obgleich ich weiß, daß sie weit weg sind, —
stehen in ihrer luftigen, beruhigenden Ruhe; ich reiße das Fenster auf, und
mir entgegen weht die Vergfrische, in der man nie friert.
Nach dem Kaffee mache ich einen Morgenspaziergang. Es hat während
der Nacht geschneit, und die Wege sind schlüpfrig. Ich kremple die Bein-
kleider um und fühle mich wie eiu deplacirter Gigerl, während ich fo durch
das Torf schreite, den Rockkragen aufgeschlagen, die Hände in den Taschen,
den Stock nnter dem Arm, in meinen japanesisch spitzen Schuhen und um-
geschlagenen Hosen. Tie Eingeborenen widmen mir ihr unverstelltes Inter-
esse; doch ich fühle mich gar nicht am rechten Ort und das Ganze genirend;
aber ich drücke den Kneifer fester auf meine sich in der Kälte röthende Nase
und bewahre meine Überlegenheit, indem ich die Situation unter'm Ge-
sichtswinkel des Selbsthnmors auffasse. Unterdessen habe ich den Weg von
gestern Abend zurückgelegt, der, wie ich jetzt sehe, gerade durch den kleinen
Ort führt; lauter alte Häuser und Höfe mit bemalten Wänden, Veranden
lim den oberen Stock, Butzenscheiben und grünen Fensterläden. Ich wandere
eine Strecke am See entlang und wende ans einem Umweg zurück, über
die Höhen, nach einem raschen Blick auf meiue Schuhe. Ich befinde mich
wieder im Torf, ohne daß ich von meinem Spaziergang etwas Anderes
mitbringe, als das Newußtfein, eine Morgentour gemacht zu haben. Gerade
wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, „Zum Brückensischer" lefe
ich, uud ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll, den Blick mit ge-
machtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon gesehen hat,
eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts darbieten will,
was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle Fensterfcheiben
rund herum voll find von plattgedrückten Eingeborenengesichtern, die mich voll
Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu gaffen habe —, da bleiben
meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz allein und frei, hoch auf
einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderseite mit ihren massiven Mauern
und kleinen Fenstern dem See zukehrend. Er sielst so uneinnehmbar aus,
ist mein Eindruck, wie eiue Festuug; ^ und was für eine Aussicht, füge
ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!
Und ich steuere wieder zwischen den Häusern hin, die in ihrer maleri-
schen Unordnung daliegen.
Sobald ich den letzten Bauernhof hinter mir habe, steigt der Weg.
Ein schmaler, schlüpfriger Fußpfad wiudet sich au eiuer tiefen Kluft hin, in
deren unterstem Spalt ein Nach vom Berg herab dem See zustürzt. An
den Rändern, wo der Schnee weggeschmolzen ist, wachsen schon die ersten
bleichen Blumen des Vorfrühlings: die weißen Gänseblümchen und die
gelbe Schlüsselblume und eine blaue, die ich nicht kenne, mit haarigem

Stengel und langen, geschlossenen Kelchblättern. Der Pfad wirft sich mit einem Sprung quer über die Kluft — und nach einer Strecke wieder zurück: auf einmal sehe ich die Rückseite des Hofes gerade über mir, an einen: buschbewachsenen Absturz. Ich bleibe stehen und hole Athen, und trockne mir den Schweiß von der Stirn, klettere darauf weiter in die Runde um den Absturz und befinde mich an der Vorderseite des Hofes, den breiten, steilen Abhang vor mir und unter mir das Dorf und den See und drüben die weißen Berge hoch am Himmel.

Wie ich mich wieder dem alterthümlichen Hof mit den kleinen, trüben, undurchdringlichen Fensterchen in den dicken Mauern und dem vorspringenden geschnitzten Ballon über dem niedrigen Erdgeschoß zuwende, bemerke ich eine Frau in der Thüröffnung, neben der die Madonna mit dem Kinde und einer der drei Weifen aus dem Morgenlande in gelb und roth an die weißgetünchte Wand gemalt sind. Die Frau trägt die oberbnirische Tracht: dao kurze, schwarze Leibchen, den kurzen, bunten Rock, darunter weiße Strümpfe und uni den Kopf geschlungen das schwarze Kopftuch, dessen mittelster Zipfel lang auf den Rücken hinunterhängt. Sie steht und steht gerade vor sich hin in die weite Aussicht-. sie läßt sich Richts merken, daß sie mich gesehen hat, aber ich füble, daß sie weiß, ich stehe hier. Es fällt mir plötzlich etwas in ihrer Haltung auf, wie sie da mitten in der Thür steht und hinausblickt: etwas eigenthümlich Einfaches und Sicheres und Unbekümmertes, freundlich und felbstgenügfam zugleich und abwartend, als ob sie wohl über ihre Schwelle treten könne, aber es dann ganz die Sache des anderen Partes sei, ob er näher kommen wolle oder nicht. Diese Beobachtung, oder richtiger: dieser Eindruck schlägt in mich nieder wie ein großes wunderliches Behagen; und einein Impuls gehorchend, von dem ich mir gar nicht naher Rechenschaft gebe, lüfte ich den Hut und trete zu ihr auf das getäfelte Steinpflaster vor dem Haufe.

„Guten Abend," grüße ich, jetzt am Vormittag, nach der Sitte des Landes, sehe sie an und finde eine Frau in mittleren Jahren vor mir, mit einem feinen, beweglichen, frischen Gesicht von der Art, die die Iabre verfeinern und beseelen.

„Grüß Gott," antwortet sie, mährend es ihr um Mund und Nasenflügel zuckt und sie den Kopf etwas zurückwirft, mit einer eigentbümlichen Bewegung, die mir gefällt.

Ich stehe einen kurzen Augenblick und fage Nichts. Darauf frage ick, obne den geringsten Gedanken daran gehabt zu haben, ganz von selbst, als fei das der Grund, weswegen ich gekommen:

„Sind hier Zimmer zn vermiethen?"

„O ja," antwortet sie.

Und ehe ich noch dem Erstaunen über mich selbst Einlaß gewähren kann, das irgendwo auf der Lauer in mir sitzt und großäugig anklopft, um hereinzukommen nnd zu fehen, was ick für Dummheiten treibe — spaziere ich schon hinter der fremden Frau ber in's Haus.

Wir gehen durch einen geräumigen Flur, groß wie ein freundliches Zimmer. Sie schreitet mir voran eine Treppe hinauf und öffnet eine Thür; wir wandern durch eine ganze Reihe Zimmer und kommen endlich in Stube und Kammer mit alten, geschnitzten Möbeln, großem Ofen ans grünen Kacheln, der sich durch die Wand streckt, und sehr tiefen Fensternischen, hinter denen die fernen Schneeberge sich wie ein Fondgemälde ausnehmen.

„Das wäre ja passend," sage ich.

„Wie Sie wollen," antwortet sie und lächelt.

„Ja, dann nehme ich dies wohl!"

Wir stehen Beide und sagen Nichts.

„Und wann denken Sie zu kommen?" fragt sie mit ihrem Kopfzurückwerfen.

„Am liebsten gleich," erwidere ich, sehr verwundert über mich selbst.

„So, so, gleich?" antwortet sie, auch verwundert, uud sieht mich eigen an. „Ja, Sie können nehmen, was Ihnen gefällt," sagt sie mit einer großen Geberde über die ganze Zimmerreihe und lächelt, während ihr ganzes Gesicht in Bewegung ist.

Und am Nachmittage klettern wir in Procession den Berg hinauf. Bomn ein Knecht und eine Magd aus dem Wirthshaus mit meinen Sachen, hinterher ich selbst, den Rockkragen aufgeschlagen, die Hände in den Rocktaschen, den Stock unter dem Arm, in umgetrempten Hosen und japanesisch spitzen Schuhen. Meine Wirthin steht wieder in der Thür und empfängt mich, diesmal umgeben von ihren Buben und Mädeln. Die Sachen werden in mein Zimmer getragen. Alle gehen hinaus, ich bleibe allein und fange langsam an auszupacken und mich einzurichten.

Ich bin gerade fertig mit dem Rothweudigsten, habe meine Koffer hinausgestellt und stehe nun mitten auf der Diele und weiß nichts mehr zu thun. Da kommt ein merkwürdiger Augenblick. Es ist ganz still, draußen und drinnen; und durch das tiefe Fenster sehe ich die Berge, weift, mit scharfen Linien, sich vom klaren, blaftgrünen Himmel abheben. Die Sonne ist schon hinter dein Berge, es ist der Augenblick, wo das Licht durchsichtig klar wird, ehe es dämmert. Ich stehe und stehe — eine große Stille ist plötzlich über mich gekommen. Alles anfter mir und in mir schweigt; die Zeit selbst steht still; und ich halte den Athem an. Ich weift nicht, was jetzt vor sich geht, — aber das Ganze wird mir auf einmal unwirklich, und ich erkenne mich selbst nicht wieder. Alles erscheint mir gleich fremd, die Umwelt und ich felbst; das Empstndende in mir ist plötzlich von dem Empfundenen geschieden. Ein unbekannter Mann steht in einer unbekannten Umgebung; uud mein Ich irrt um all' dies Unbekannte herum, wie ein verflogener Vogel mit ängstlichen Flügelfcklägen und stummem Schrei. Und die Dämmerung fällt und fällt, lind eine Welle von Wehmuth schwillt in mir empor und vereinigt wieder das Getrennte.

Es ist ganz dunkel um mich herum; aber ich stehe noch da, mitten
auf der Diele, und finde mich selbst wieder, wie ich auf ein Rinnen von
Wasser draußen lausche, ein Nieseln und Rinnen, als hätte es so seit ewigen
Zeiten gerieselt und würde in Ewigkeit fortfahren so zu rieseln . . .

IV,

Ich bin schon soweit, das; mein Tag genau eingetheilt ist. Es war
immer so mit mir, ich fühle mich nie recht wohl, ehe meine Zeit bestimmt
geregelt ist und ich mich darin eingelebt habe. Bis das geschehen ist, fühle
ich mich gewissermaßen immer auf reifendem Fuß, so provisorisch unruhig,
gerade so, wie wenn man sich am Morgen recht mollig in die Bettdecke
wickelt, um noch einmal einzuschlafen, aber nicht schlafen kann, da man
wider Willen auf einen störenden Laut horchen muß. Pedanterie, haben
die Anderen immer gesagt- aber kann es nicht vielleicht etwas Anderes sein,
etwas, das nieine Natur ist, ein doppeltes Echo von den Gewohnheiten
meiner Vorväter, die durch Jahrhunderte, von Geschlecht zu Geschlecht, so
ein Einerlei-Leben geführt, in dem der Tag genau eingetheilt war, und der,
welcher kam, dein auf ein Haar glich, welcher ging . . .

Genug, ich habe meine liebe Tagesroute und lebe dabei auf. Schlafe
gern bis in den hellen Morgen. Nach dem Ankleiden und der Ehocolade
gleich hinaus — ich habe nie einen klaren Kopf, ehe ich Luft uud Körper-
bewegung gehabt. Um Zwölf Mittagessen. Um halb Zwei kommt der Zug,
und da wandere ich regelmäßig hinunter, um die Post zu holen. Darauf
folgt die Arbeitszeit! von halb Drei bis halb Techs schreibe ich. Dann
gehe ich „zum Vier". Um halb Sieben Abendessen; zuletzt ein Grog und
ein Buch; und vor halb Elf schlafe ich schon, jenen Schlaf der Gerechten,
der in unserem neunzehnten Jahrhundert beinahe eine Sage geworden ist.
Und am anderen Morgen erwache ich zn einem neuen Tage, der eine
Wiederholung des vergangenen ist.

Ich kenne hier im Dorf Alle und Keinen, — aber daran bin ich ja
gewöhnt. Ich spreche mit Niemandem, aber wir grüßen uns gegenseitig,
von den Honoratioren bis zu dem Mann, der die Wege fegt; und ich weiß
nicht wie, aber die Leute haben hier eine Art zu grüßen, die der in den
Städten ganz unähnlich ist: es wird Einem dabei ganz warm nm's Herz.
Die Kinder auf der Straße kommen und geben mir die Hand, nach aller-
liebster Landessitte; neulich begegnete ich einein zwölfjährigen kleinen Mädchen
mit einem nordisch blonden, 'zarten Gesichtchen', sie blieb halb stehen, sah
mich mit ein paar offenen blauen Augen an und sagte ihr: „Grüß Gott,
Herr Stedinger!" so bekannt und lächelnd, daß ich ganz gerührt in meine
Einsamkeit zurückwanderte.

Dann nnd wann überfällt mich freilich das Bedürfnis,, unter anderen
Menschen zu sitze» und mit anderen Menschen zu sprechen, aber das kommt

weniger aus Ueberdruß und innerer Leere, eher aus einein Gefühl von
Fülle, das von seinem Ueberfluß mittheilen möchte. Dann gehe ich zum
Hausherrn hinein- nicht, um die Zeit todtzusch lagen, sondern weil ich so
vollgepfropft von munterer Laune und warmen Stimmungen bin. Und
dann fitze ich in der warmen Stube mit dein mächtigen Herd und den
wandfesten Banken und dein maffiven Tisch, zwischen Vater und Mutter
und Vuben und Mädchen, und trinke meinen Grog mit Vater und dem
ältesten Sohn, die, so lang der Abend ist, Schnhplattlweisen auf der Zitber
und der Guitarre fpielen, während die Schwarzwälderuhr in den Pausen
gemächlich tickt zu meinen stillen Betrachtungen.
Oder ich mache, wie heute, einen weiten Weg. Ziehe meine nägel-
beschlagenen Bergschuhe an und den grüngekanteten Lodenrock; den weichen Filz-
Hut auf dein Kopf, den Stock mit der eisernen Spitze in der Hand, wandere
ich den Berg hinauf, anzusehen ganz wie ein anderer Eingeborener. An
den mächtigen Rücken, von denen sich einer über den anderen wölbt, und
längs denen das Nasser in runden Holzröhren und offenen Mmen hinunter-
fließt, fetze ich hinauf und folge dann dem Weg, der sich dem Nach entlang
am Berg hinaufschlängelt. Blumen leuchten: gelbe Ealtha, eine schöne, rothc
Primel-, und die Vögel singen. Während der Nacht ging ein starker Früh-
lingswind; hier unten ist es schon fast still, aber droben jagen weiße
Wolkenstreifen rasch am binnen Frühlingshimmel hin. Ich biege auf
einen der fchlüpfrigen Waldwege ab nnd vertiefe mich zmifchen die Un-
endlichkeit fchlcmker hoher Tannenstämme. Die Einsamkeit wächst um mich,
je weiter ich komme, schließt sich um mich, legt sich hinter mich, zwischen
mich und die übrige Welt; nur der Wald ist über mir wie ein einziges
tosendes Brausen. Ich stehe, horche; eine Stimmung kommt in mir auf
von frohem, berrlichem Schrecken; und ich setze meine Wanderung fort.
Ich weiß nicht, wie lange ich fo gegangen bin, weder der Zeit, noch
der Strecke nach, da stehe ich auf dein Gipfel. Die Allssicht ist frei nach
allen Seiten; ich sehe rund herum in ein endloses, wechselndes Panorama
von nahen steilen Bergwänden und fernen Schneealpen, weißen Dürfern
llnd langen grünen Abhängen, Seen, die in weiter Feme blauen, weiten
Flächen, die sich im Sonnennebel am Horizont verlieren; und ich fühle
mich auf einmal als der kleine Punkt, der ich bin, mitten in diesem All.
Ich setze mich auf einen Baumstumpf, die Ellenbogen auf dem Knie,
das Kinn in der Hand. Alles liegt da unten nm mich herum, stumm, un-
beweglich, schlummernd; und die Wälder stehen und sausen ihr dröhnendes
Schlummerlied. Und doch ist es mir, wie ich so in einem Zustand von
Träumerei sitze, sehe und nicht sehe, höre nnd nicht höre, — doch ist es
mir, als ob diese ganze stumme, unbewegliche Landschaft sich bewege, etwas
flüstere, etwas, das an mich gerichtet ist. Es ist wie ein fragendes
Lächeln, ein stiller, melancholifcher Anruf, blos mit einer Miene, — und
an mich gerichtet. Ich fühle ein tiefes, frohes Erstannen, denn es kommt

nur wirtlich so vor, als hätte das Alles herum blos darauf gewartet, daß ich hier oben sitzen solle, wie jetzt, um mir Alles zu vertrauen, was es mir zu sagen hat. Und dann, unmerkhar, gleitet der ganze Anblick weg aus meinem Sinnen; und im selben Augenblick ist es mir, als ob eine Seele, das geheimnitzuolle Lächeln, die vorwurfsvolle Miene in mich hineinversetzt seien. Es geht ein Klang durch mich hindurch, ein tönender Schimmer, wie wenn der erste, schwache, kaum hörbare Ton einer alten Weise, von der wir uns nicht länger erinnern, wann nnd wo sie gesungen wurde, deren Echo aber noch in uns uibrirt, plötzlich durch die Ferne zu uns dränge; nnd ich halte den Athem an und lausche. Etwas kommt zu nur, etwas, worauf ich gewartet habe, jahrelang, wie das Mädchen auf seinen Herzliebsten, der in der Ferne ist, etwas, das einmal mein war, aber vor so langer, langer Zeit . . .

Ich sitze still wie eine Maus und rühre keinen Finger, und halte den Athem zurück, bis es mich anstrengt, uud horche, jeden Nerv gespannt. .. aber da schweigt auf einmal Alles und ist stumm. Ich fahre mir mit der Hand über das Gesicht und fehe mich um, als fuche ich etwas, das ich verloren habe. Die Stimmung ist in einem Nu wie weggeblasen; und vor mir liegt wieder die weite Landschaft, dieselbe wie früher, aber so verschlossen und ausdruckslos; und ich fühle ein großes Entbehren in der Seele. —

In der fallenden Dämmerung steige ich den Verg hinab, nach dem Hof zu, der, von dieser Höhe gesehen, am See zn liegen scheint. Die Thür zum Stall steht offen, uud ich gehe des Wegs hiuein. Drinnen sitzt einer der Buben und melkt die Kühe; und ein paar von den Kleinsten stehen nebenan mit Krügeln in den Händen und warten darauf, die kuhwarme Milch zu trinken. Ich bleibe auch stehen: es fühlt sich fo wann, wenn man gerade aus der kalten Abenddämmerung kommt, die Laterne wirft einen fo anheimelnden, unbestimmten Schein über die Kühe hinter den Futtertrögen nnd die Schafe hinter dem Echafuerfchlag in der Ecke, und die Luft ist stark von Ammoniak. Dieselbe Stimmung wie neulich da droben ergreift mich, noch tiefer, noch innerlicher, — die Stimmung einer Erinnerung, die sich nicht ganz auslöschen kann. Unterdessen kommt Mutter herein vom Gang, der guer durch das Haus, vom Eingang zum Kuhstall führt; und wie sie mich sieht, nimmt sie dem einen Kind das Krügel weg und fragt, ob ich nicht auch trinken möchte. Und ich fage ja, und die fette, rahmgelbe Milch fchäumt in einem geraden Strahl in's Krügel, und ich trinke die wanne Kraft in einem Zuge aus.

Darauf g«he ich zu nur hinein, wechsle die Schuhe, werfe eiuige Holzfcheite in den grünen Kachelofen und fetze mich an's Fenster, um iu der Dämmerung zu träumen.

Der Himmel über dem Verge, hinter dem die Sonne niedergegangen, ist kalt und beinahe weiß, und die Kämme zeichnen fich auf diesem Hintergrunde in scharfen Linien, fast fchwarz, da der weiße Schnee in der heißen

Frühlingsfonne weggeschmolzeu ist. Mitten aus der wagerechten, kleinge-
zackten Linie erhebt sich eine hohe, dunkle Gestalt im Abendlicht; es war
eine Steinspitze für gewöhnlich, aber ich inerte- jetzt, daß es eine menschliche
Gestalt ist. Ich nehme sogar die Gesichtszüge ziemlich deutlich wahr, wenn
die Gestalt den Kopf zurückbeugt und das grelle Licht auf ste fällt; und
Staunen ergreift mich, denn sie verrathen eine deutliche Aehnlichkeit mit
ineinen eigenen. Eine menschliche Gestalt ist es, und doch nicht die eines
gewohnlichen Menschen, sondern größer und uuwirklicher. Und sie wächst
und wächst; es ist, als käme sie immer näher — auf einmal merke ich:
das beruht darauf, daß sie sich bewegt. Noch eine Weile steht sie aufrecht
in ihrer ganzen vollen Länge, die Füße auf dem Bergtamm, das Haupt
hoch oben im durchsichtigen Aether, — darauf schreitet sie langsam am Ab-
sturz hin, ein Riese, dessen Schritte schwer im Dunkel und Schweigen des
Abends hallen. Und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder
auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte steigen herauf und gehen
unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen seine Schritte
müder und schwerer, und wird sein Antlitz mehr das Antlitz eines Manues,
der sein Heiin sucht und sich nicht mehr zurecht findet auf seinem eigenen
Feld und in die Irre geht auf seinem eigenen Grund und Boden. Wenn
die Sonne blendend auf ziegelgelben und rothen Häuserreihen neuer Städte
liegt, sticht er abgelegene Waldthäler auf und fetzt sich vor das Wirthshaus
in einer kleinen, schwarzen Stadt in Thüringen, um zu träumen; und wenn
er auf seiner Wanderung durch stockfinstere Nächte die Fabrikfeuer plötzlich
vor sich aufflammen und die Nacht roth färben sieht, biegt er ab in die
undurchdringlichen Wälder des Fichtelgebirges und läßt sich in Schlaf
fausen, oder er fetzt sich am Strande der Nordsee nieder und lauscht dem
Wasserschlag, der ihm vorsingt, daß sein Urahn das Landtind in der
Familie war, und daß seine Väter immer in den Wäldern ihr Heim
hatten und auf dem Meer und auf den weiten Ebenen, und darum wandert
er umher mit einem Gefühl ,des Nirgendsheimischseins, er, der letzte Ger-
,nane auf der Wanderung nach dein Punkt des Archimedes
Klänge von unten schlage,: an mein Ohr: zarte Klänge von Zither
und Guitarre. Die Dämmeruug steht dicht um mich herum und füllt den
ganzen Raum; und draußen ist der Himmel voller Sterne. Unten wird
gespielt. Plötzlich ist es, als glitten die Wände weg; und ich sehe das
ganze Innere der Stube vor mir in der unsicheren Beleuchtung der Abend-
lampe. Da taste ich mich nach der Thür und gehe hinunter.

V.

Eines Tages taucht der erste Tourist auf, gerade wie ich auf dein
Heimweg von meinem Morgenspaziergang bin. Er zieht durch das Dorf,
ausgestattet mit einem unbequemen, steifen Hut und einem unbequemen

Ueberrock aus dickein Zeug, der ihm bis unter die Kniee reicht. In der einen Hand hat er den rothen Bädeker und in der anderen einen unvernünftig langen Alpstock, den er linkisch handhabt. Das fettblasse Gesicht mit der ungesunden grauen Farbe verräth ein stillsitzendes Stnbenleben in einer Bank oder einer Verwaltung. Als ein kleiner Mops, dessen Gegenwart seiner Aufmerksamkeit entgangen, plötzlich hinter einem Etacket mit boshaftem Gekläff auf ihn zufährt, zuckt er zufammen und biegt aus; uud mit Blicken, die sich mißtrauisch jedes eventuelle Lustigmachen verbitten, den Alpstock noch linkischer hantirend, seit er durch das Hundegekläff nervös geworden und aus der Fassung gekommen — setzt die merkwürdige Erscheinung ihre Wanderung fort durch das Dorf und verschwindet um die letzte Hausecke.

Damit habe ich den ersten Vorgeschmack der nahenden Saison bekommen. Andere folgen bald nach, — es dauert nicht lange, fo treten sie einander auf die Ferseu. Und der Invasion vorauseilend, lange ehe sie sich noch recht in Bewegung setzen konnte, schlägt mir der Geruch der Stadt und vieler Menschen entgegen und erzeugt in meiner Seele ein ganzes Gewimmel von Gefühlen, Gesichten und Betrachtungen.

Und die Tage werden glühend, und der Juli kommt, und jedes Haus ist bis unter das Dach vollgepfropft und die Dorfstraße bunt von Toiletten. Blasse Kinder wandern sittsam und gelangweilt an der Hand der Nonne, und anämische Damen stehen vor dem Hotel und kokettiren mit fettgrauen Herren, unter denen gewöhnlich der Eine oder Andere sich mit den kurzen, grünbestickten Lederhosen und den langen, graugrünen Strümpfen ausstaffirt hat, die das schlaffe, graugelbe Fleisch seiner Kniepartie offenbar werden lassen. Man vermischt seinen Schmutz im See und seine üble Ausdünstung im Speisesaal des Hotels. Ueber dem ganzen Dorf schwebt, wie es mir scheint, als verdichtete Atmosphäre, die Ausdünstung all' der verlegenen Unreinlichkeit, die sich während zehn Monaten in diesen tausend Körpern angesammelt; und ich wende mich instinctmäßig weg, wie wenn eine Person sich an Einen lehnt, deren uns entgegenschlagender Athem übel riecht.

Blos droben auf unserem Berge bin ich ganz außerhalb dieses neugebildeten Wirbels. Allerdings habe ich das ganze Hurlumhei von meinen Fenstern aus, die Dag und Nacht wcitoffen stehen, vor Augen; aber mich erreichen kann es nicht. Dagegen habe ich das Bewußtsein, daß es da ist; die Empfindung davon verläßt mich niemals ganz; es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bischen, es ist mir ein Unbehagen, lind ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit der ich doch leinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Eontrast concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen, in nur, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in nur, das Eine scheidet sich reinlich von dem Andern;

und im selben Maße, wie das Eine als das Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zn unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser nur nie gestattete, zu sehen: den Boden meines eigenen Ichs ....

An einem herrlichen Sommerabend steige ich meinen Berg hinauf, die Seele voller Ekel über jene Welt da drunten. Ich habe im Hotelgarten gefessen und mir die Seele krank an diesen Typen einer Eultur uud einer Naceentartung gesehen, die meinem Instinct zuwider sind. Während ich hinaufklimme in dem schönen Augustnachmittag, der schon abendstill wird, glimmt in mir eine trübe, leere und flackernde Vision davon nach, und die allgemeine Ekelempfindung formt sich aus durch alle Sinne. Und aus diesen, Ekelchaos losen sich einzelne Linien, Korper und Gesichter; und zwei Mttelpunkte bilden sich von selbst, um die meine Unlust so geschwind und so lange schwingt, bis sie sich zn greifbarer Form condensirt haben. Einen Augenblick lang merke ich, das sind alte Eindrücke einer wirklichen Welt, in der ich selbst mitgelebt und die blos auf die Stimmnng gewartet haben, die jetzt gekommen ist, um sich aus meinem Unbewußten zu löfen und als körpergewordene Typen eines Zeit-Bodensatzes vor mir dazustehen, der sich in nur aufgesammelt und großgewachsen hat zu einer Unlustempfindung für meinen Instinct. Erst eine Erinnerung, von wann, weiß ich nicht mehr, die sicher jahrelang begraben und vergessen in mir gelegen, und jetzt so federkräftig hervorspringt, als wäre sie mein letztes Erlebniß. Ich saß an einem Sommerabend auf einer Hotelveranda in Göhren auf Rügen, zusammen mit einein Bankier aus Berlin; da kam ein alter, würdiger Bauer vorbei in seiner schönen Münchgnttracht und mit einem jener großgeschnittenen Gesichter, die meiner Heimat Friesland eigenthümlich sind. Mein Begleiter, zu dessen Profil ein Turban vielleicht vorzüglich gestanden hätte, schnitt Gesichter und machte einen dummen Berliner Witz über den Alten, der uns ruhig ansah und vorüberging, ohne eine Miene zu verziehen. Und die Arbeit in mir rollt weiter, und ich frage mich selbst humoristisch höhnend, wie man sich denn eigentlich das Eulturleben unserer Zeit am besten veranschaulichen könne, — und vor meinem inneren Blick schießt nnt einer Geschwindigkeit, als wäre ein verborgener Faden uuter ihr, eine Marionette auf, die täuschend einein Menschen gleicht, nicht einer Persönlichkeit, sondern einem Tiwus: dem Träger unserer modernen Theatercoulissencultur, der sich Notizeu für fein Trama zur nächsten Saison ini Erpreßzug von der Premiere in X zur Premiöre in I macht ....

Vor der Schwelle sitzt Mutter mit den Kleinsten um sich. Es ist Sonntag. Ich setze mich auch zu ihnen. Der Abend ist nahe, die Sonne nähert sich dem Berge, und in die Luft kommt die Stille der Sonnenuntergangsstunde, die sich auch dem Menschen mittheilt. Unser Gespräch hört auf wie von felbst, die Pansen werden lang, und die wenigen Worte, die

fallen, schrillen so wunderlich in der tiefen Ruhe, die die Natur ergriffen
hat, daß man sich fast fcheut, sie auszusprechen. Schließlich kommt ein
Augenblick, wo wir völlig schweigen; die Sonnenscheibe ruht auf dem Nerg-
kamm, und drunten in den Kirchen läutet's zur Vesper.
Es ist blos ein kurzer Äugenblick, aber er scheint nur unendlich. Es
ist die Ewigkeit, festgehalten im Nu. Ist es Gottesdienst, den ich halte?
So müssen gläubige Katboliken empfinden, wenn sie auf den Knieen in ihrer
Kirche liegen und sich erHort fühlen. Was mich jetzt erfüllt, ist der voll-
kommene Frieden. Es ist der Frieden des Alls, das sich felbst in mir,
dem Menschen, empfindet. Aber es ist auch etwas Anderes, etwas, das
mein Wesen zittern in einer Erwartung läßt, die das Glück ist. Als die
Sonne nur noch mit der halben Scheibe über dein Horizont steht, ist es
mir auf einmal, als ob inwendig in mir auch folch ein Sonnenuntergang
glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht derselbe; und in einem Blinken
— es steht Alles vor mir, ohne daß ich weiß, wie es gekommen — taucht
ein Nild auf, das in den allertiefsten Schichten meines Unbewußten ein-
gebettet gewesen sein muß; und ich sehe mich selbst, einen kleinen Vuben,
mit Vater und Mutter vor meinem friesischen Väterhof sitzen, den ich jetzt
zum ersten Mal sehe in dieser auferstandenen Erinnerung, und es ist Sommer-
abend, uud die große rothe Sonne sinkt hinab in's Meer . . .
Und ich bleibe hier andächtig sitzen zwischen Mutter und den Kleinsten,
während unten zur Vesper geläutet wird und die Sonne sinkt. Ich fühle
ein Licht aus dieser meiner ältesten und wieder lebendig gewordenen Erinne-
rung fallen, nnd die Brücke fich wölben zwischen meinem Da und Jetzt,
und den verlorenen Iusammeuhaug im Ich wieder angeknüpft. Ich finde
mein wirkliches, eines und einziges Ich wieder und empfinde mich zum
ersten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der Harmonie und Ruhe
der Einheitlichkeit.

VI.

Die Saison ist vorbei, der Sommer geht zu Ende, und die Gäste ziehen
ab. ^eder Zug führt seine Last mit sich weg, und es wird immer leerer
von Menschen in den Wirthshüusern und auf den Wegen. Ich habe wieder
den See ganz für mich, wenn ich am Morgen bade; und es geschieht nicht
mehr selten, daß ich mutterseelenallein bei meinein Nachmittagsbier sitze.
Es wird immer leerer und stiller; man merkt es mit jedem Tage, der geht.
Das Dorf sinkt langsam zurück iu seine Ferneinsamkeit und seinen Winter-
schlaf. Die Villen haben geschlossene Läden, und die Bäume werden gelb
und roth. Eines Tages wirbelt der Wind die letzten Blätter herunter;
und schon früher fah man an einem kalten Nachmittag die Berge sich in
Weiß kleiden.
Es wird ein schöner Herbst, und er geht, und es kommt ein harter
Winter. Da ziehe ich mich immer mehr in mich selbst und das kleine

abgegrenzte Stück Leben zurück, das die Familie ans unserem Vera,
darbietet.
Dabei kommt es zu noch einer Spaltung, der letzten in meinem nun
heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dem Ganzen und einem
Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, nnd
meinem raisonnirenden Kopf. Im ersteren steigt eine Neigung auf, die sich
nicht einmal um die Frage nach ihrer Berechtigung kümmert, da sie eins
ist mit meinem Ich, und das Ich nicht in der Wahl zwischen Sein und
Nichtsein zu zweifeln pflegt; sie steigt auf in mir, wächst und erfüllt mich
und wird eins mit der Empfindung von Wanne und .Kraft, dein Zeichen
der Vitalität. Mein Kopf, getrieben von der Besorgnis; für seine bedrohte
Souveränität, ahnt einen Feind in dieser aufsteigenden Neigung, die steigt
wie das Meer zur Fluthzeit, unmerklich, aber unwiderstehlich, steigt und
steigt und fchon an seine Ufer schlägt. Mein Kopf holt aus der Ge-
schichte und Wissenschaft alle die vielen Lebensideale und Weltanschauungen
hervor, zwischen denen Generationen auf der langen Wanderung der Mensch-
heit zerdrückt wurden, legt sie auf feine Weise zurecht, giebt die Pro-
pottion und zieht das Facit. Mein Kopf docirt, von seinem eigenen,
modernen, uogelpersvectivischen Gesichtspunkt aus, daß sie eigentlich alle ganz
gleich berechtigt feien, da Alles relativ ist. Mein ganzes Ich fagt Nichts
dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Nelatives fühlt, sondern
als etwas Absolutes; und mein Kopf geht dazu über, die vielen Ver-
suche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von
unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder
Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen.
Zu einem Resultat kommt dabei mein kleiner Kopf nicht, ebenso wenig
ivie der große Kopf der Zeit; aber mein ganzes Ich findet, daß das auch
ganz überflüssig ist, da Alles doch in letzter Hand darauf ankommt, was
es als wahlverwandt empfindet.
Während dieser Gegensatz sich in mir zustutzt und mein Kopf für sich
grübelt, wächst sich mein ganzes Ich immer fester in der kleinen Welt, in
der ich lebe, wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen,
von außen gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser
Menschen sich abwickelt; ich kenne jetzt, bis auf Punkt und Tipfel, aus-
und inwendig, was das Jahr für ste enthält, und ich kann mir sagen, wie
dieses eine Jahr, in dem ich mitgewesen, so sind auch alle die anderen
Jahre, die sich rückwärts und vorwärts daran knüpfen. Ich gehe fo innig
in diesem Leben mit seiner stillen Ebbe und Fluth von Alltagsbeschäftigungen
und Sonntagsruhe auf, daß der Kreis, von innen gefehen, nur bald un-
endlich fcheint. Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgeschnittenes
Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit denen
des Lebens überhaupt zusammenzufallen. Es ist mit ihm, wie mit der kleinen
Muschel, in der man das ganze Meer brausen hören kann, wenn man das

Ohr daran legt: ich höre in diesem stillen Wellenschlag des Lebens tiefste
und mächtigste Ewigkeitslieder.
Und so steige ich an einem Ianuarabend den Berg hinauf, nach meiner
regelmäßigen Wanderung in's Dorf. Es hat früh angefangen zu dämmern,
das Dunkel steht ganz schwarz hinter mir und vor mir, und blos von oben
leuchtet nur ein Licht entgegen. Es ist ein stiller, milder Abend; überall
rieselt und tropft es, unten in der Erde und oben von den Bäumen. Es
thaut draußen, und es thaut drinnen; warm und weich das Gemüth wie
die Luft. Es löst sich und tropft drinnen in, Schweigen meiner Seele;
mitten im Steigen halte ich an und bleibe stehen, die Blicke auf das Licht
droben gerichtet, während eine warme Welle innerlicher Sehnsucht und süßen
Entbehrens in mir aufschwillt.
Wie ich oben bin, gehe ich gleich zu den Änderen in die Stube, statt
in mein Zimmer. Das kam von selbst, ohne Ueberlegung. Sie sitzen Alle
in der Stube umher; ich grüße: Guten Mend, blinzle etwas gegen das
Licht und will eben hingehen und mich in meine gewohnte Ecke setzen, als
mich ein Etwas schlägt und ich stehen bleibe, wo ich stehe, vom Anblick ge-
blendet wie Saulus auf dem Weg nach Damaskus.
Hundertmal haben sie so dagesessen, gerade wie jetzt. Abend nach
Abend; und doch ist es mir, als sähe ich sie jetzt zun, ersten Mal. Ich
habe sie Alle sitzen sehen wie heute Abend, Jedes auf seinem Platz; aber
heut ist ein Etwas hinzugekommen, ist etwas Anderes und mehr da, als die
einzelnen Personen, jede für sich und alle zusammen. Es ist nicht blos
eine Additionssumme; es ist eine organische Einheit. Das ist hinzugekommen.
Es liegt in der Art, wie die Mutter da zwischen Mann und Kindern sitzt.
Ich kann mir's nicht erklären warum, aber sie wirkt auf mich als der
Mittel- und Schwerpunkt in einein Organismus, um den sich Alles gruppirt
in organisch bedingter Ordnung. Ich weiß nicht wie, aber ich fühle, daß
die anderen Alle die Mutter instinctiu als diesen zusammenhaltenden Punkt
empfinden, und daß sie diesem Instinct unbewußt in der Art, wie sie sich
um sie gruppiren, gehorchen. Und die Gruppe vor mir scheint mir heruor-
gewachsen aus dem menschlichen Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der
niein eigenes ganzes Ich, seinem eingeborenen Triebe folgend, auswachfen
möchte.
Ich bin einfam mit mir felbst und dein Schweigen und der Nacht.
Durch das stumme Dunkel wälzt sich ein Strom ohne Ufer, dessen Kämme
und Sturzwellen ich nur undeutlich unterscheiden kann: der ewige Strom
der Zeit ohne Anfang und Ende, ohne Boden und Ufer, in dem die Wogen
sich thurmhoch erheben, sich brechen und verrollen, jede Woge ein Volk, eine
Eultur, eine Weltanschauung, ein Ideal. Aber selbst sitze ich auf festem
Grund, mitten in dem rasenden Wirbel, zusammen mit dieser Individuen-
colonie, die sich aus der Tiefe aufgebaut, und an die sie nicht herankönnen,
diese Wogen, die sich heben und senken durch Tausende von Jahren. Und

ver Punkt des Archimedes.
^)^
blicke ich über die unübersehbare Oberfläche dieses beweglichen Wasserbergs,
so entdeckt mein Auge im Dunkel und Wogengang hier ein Licht und da
ein Licht, die so ruhig und sicher blinken, als wären sie Vräude aus dem
ewigen, heiligen Feuer selbst; und mein ganzes Ich suhlt, daß jedes einzige
dieser Lichter eine Gruppenbildung wie die bezeichnet, in der ich selbst sitze,
wie die Muschel am Stein. Und während die Wogen sich heben und
brechen, und Völker sterben, Jahrhunderte verrinnen, Ideale untergehen und
Weltanschauungen über einander fallen, stehen diese Lentra unbeweglich,
Granitfelsen, an denen die Wellenriesen sich die Stirnen im Dunkel zer-
schmettern, die einzigen, die bleiben im N«vr« pe>. von Allem, Nildungen
aus (iwigkeitsstoffen und Newahrer und Ueberlieferer derselben. Und mein
ganzes Wesen wird zu eiuer heißen Sehnsucht; und wie der Tag anbricht
und die Tonne aufgeht hinter den Nergen, stehe ich voller Negier, mich
selbst, meinen ganzgewordenen Menschen, in die Mitte eines solchen Vwig-
teitsherdes zu setzen — der gesuchte Punkt des Archimedes, um deu Welten
und Zeiten wogen wie donnernde, singende Brandungen. Ich will, auch
ich, mein eigenes Licht nur entgegenschimmern sehen, eines Abends, wenn
ich heimwandere aus der Welt draußen; und ich will sitzen als ein Glied in
meinem eigenen Kreis, in dem Indiuiduenorganismus, in dem ein Weib
den Mittelpunkt bildet. Ich will, daß meine letzte Erinnerung dieselbe sei,
wie meine erste: daß ich als Greis sitzen mag, wie ich als Kind gesessen,
an einem Sommerabend vor meinem friesischen Näterhof, während die Sonne
groß und roth hinabgleitet in's Meer; und mein Leben möge fich aus-
gespannt haben zwischen diesen beiden Punkten wie ein himmelumfassender
Regenbogen.

Die Schuld Maria Stuarts.

van

Wolfgang Michael.

— Freiburg i. Vr. —

!!m 12. Februar des Jahres 1554 wurde im Tower zu London
eine englische .Königin hingerichtet. Es war die unglückliche
Johanna Greu, die ans Befehl ihrer glücklicheren Nebenbubleriu,
Maria der Katholischen, ihr unschuldiges siebzehnjähriges Leben auf den,
Blutgerüste dahingeben mußte.

Was hatte die junge Fürstin verbrochen, daß ein so schreckliches Loos
sie traf? Als im vorangegangenen Jahre 1553 König Eduard VI. ge-
storben war, da wurde ihr von den Großen des Reiches eröffnet, daß er
sie 'zu seiner Nachfolgerin auf dein Throne ernannt habe, von zdem seine
beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, ausgeschlossen sein sollten; sie sei
jetzt Königin von England. Damals wußte sie nichts davon, daß ihr An-
reckt auf den Thron bestritten werden konnte, sie wußte nicht, daß ihr
Schwiegervater, der allmächtige Herzog von Northumberland, ihr nur die
Krone aufs Haupt setzen wollte, um selber in ihren, Namen zu regieren;
sie wußte nickt, daß es nur galt, die Wiederherstellung des Katholicismus
zn vcrbindern. Die in der Weltvergessenbeit ihrer gelehrten Studien auf-
gewachsene Lady Johanna vermochte die gewaltigen politischen und kirch-
lichen Fragen der Zeit nicht zu durchdringen. Als die Großwürdenträger
des Reiches vor ihr knieten, um der neuen Königin zn huldigen, dn war
sie nur erfüllt vom Gefühl ihrer menfchlichen nnd weiblichen Schwäche, fie
ist obnmächtig zu Bodeu gesunken, dann brach sie in Thränen aus und flehte
zn Gott, er möge ihr die Kraft verleiben, wenn sie denn Königin sein solle,
ihr Amt zn seiner Ebrc und zum Wohle des Volkes zu verwalten.

Aber im Lande wollte man von dem Königthume der Johanna Gren
nichts wissen. "Nach einem Parlamentsstatnt Heinrichs VIII. wußte auf
seinen Sohn Eduard seine Tochter Maria folgen, und wirklich schloß sich
ganz England der Maria an, die sich in Norwich, wohin sie sich anfangs
geflüchtet hatte, zur Königin ausrufen ließ. Vald hielt sie ihren siegreichen
Einzug in London und ergriff Besitz von der Herrschaft. Als Johanna
Grey durch ihren Vater, Lord Suffolk, erfuhr, daß sie nicht mehr Königin
sei, richtete sie die unschuldige Frage an ihn, ob sie jetzt den Tower, die
Stätte ihrer kurzen Königsherrlichkeit, verlassen und nach Hause gehen dürfe.
Aber eben dort wurde sie nun als Gefangene festgehalten, und Maria hätte
sich ihrer gern sogleich entledigt, aber noch fehlte es an einein schicklichen
Vorwand. Das folgende Jahr hat ihn geliefert. Damals brach eine ge-
fährliche Empörung gegen die Negierung Marias aus, bei der auch an ihre
Absetzung gedacht worden ist. Johanna Kren stand freilich mit dieser Empörung,
die leicht niedergeschlagen wurde, in gar keiner Verbindung, aber ihr Vater
hatte daran theilgenommen, und so hielt Maria den Zeitpunkt für günstig,
uni auch ihre verhaßte Feindin auf's Schaffot zu schicken. — Niemals ist
unschuldigeres Blut vergossen worden. Johanna Grey ist die rührendste
Gestalt in der langen Reihe der Märtyrer der neuen Glaubensform auf
englischem Noden. Ihrer siegreich«: Gegnerin aber hat die Nachwelt den
Beinamen der Blutigen gegeben.

Es war 36 Jahre später, am 18. Februar 1587, daß abermals auf
englifchem Noden eine Königin hingerichtet wurde: Maria Stuart. Auch
sie hat sich den Titel einer Königin von England beigelegt, auch sie wird
von ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin auf das Blutgerüst geschickt. Auch jetzt
wieder handelt e? sich um die großen Fragen des Glaubens und der euro-
päischen Politik. Und doch wie anders ist das Bild, das sich hier vor unseren
Äugen cmfthut. Bei jenem ersten Zwiste zweier Königinnen sahen wir auf
der einen Seite ein junges, unerfahrenes, unfchnldiges Weib, das zu Grunde
geht als ein Opfer der ehrgeizigen Wünsche seiner Verwandten; ihr gegen-
über die finstere Gestalt der blutigen Maria, die ein Schreckensregiment
über England aufgerichtet hat. Im Jahre 1587 aber steht auf der einen
Seite die ruhmreiche Königin Elisabeth, die Urheberin der Größe Englands,
auf der andren die listenreiche, vielgewandte, ewig ränkespinnende Königin
von Schottland, Maria Stuart. Nicht als ein Opfer fremder Schuld geht
Maria Stuart zu Grunde. Sie ist angeklagt nnd, wie nur glauben müssen,
überführt der Theilncchme an Verschwörungen gegen den Thron, ja gegen
das Leben der Elisabeth. Das englische Volk fordert ihre Hinrichtung, und
wenn sie bis zum letzten Augenblick die ihr zugeschriebene Schuld hartnäckig
geleugnet hat, so ist sie, wie ein neuerer Forscher gesagt hat, mit einer Lüge
auf den Lippen vor ihren himmlischen Nichter getreten!

Es ist nicht diese Schuld Maria Stuarts, von der hier die Nede sein
soll. Sie erscheint gering gegen jene andere furchtbare Schuld, die ihr von

Mit- und Nachwelt zur Last gelegt worden ist, die Schuld des Ehebruches
und Gattenmordes. Jene Vergehen, um deren willen sie das Schaffot be-
stiegen hat, sind, menschlich betrachtet, zu erklären, wenn auch nicht zu ent-
schuldigen. Achtzehn Jahre lang war Maria ohne Grund und ohne Recht
in englischer Gefangenschaft gehalten worden, sie, die hilfesuchend dm eng-
lischen Boden betreten hatte, sie, die selbst ein besseres Recht auf den Thron
uon England zu haben glaubte, als Elisabeth. Darf man sie verurtheilen,
wenn sie beständig auf Mittel fann, ihre Freiheit zn gewinnen, wenn sie
die in England und vom Auslande ihr gebotene Unterstützung begierig er-
griff? Ja, man kann es begreiflich finden, daß sie in ihrer Bedrängniß
schließlich vor Verrath und Mord nicht zurückgeschreckt ist. Es waren die
wilden Zeiten des Glaubenskrieges, der mit allen seinen Schrecken im Westen
Europas schon entflammt war, die Zeit der Pariser Vluthochzeit, der
Hugenottenkriege, des furchtbaren Ringens der protestantischen Riederlande
gegen die spanische Zwingherrschaft. Die Frage des Glaubens hat selbst
erst dem Streite zwischen Elisabeth und Maria Stuart seine welthistorische
Bedeutung gegeben. In der Erbitterung dieses Streites hat man sich auf
beiden Seiten zu verwerflichen Handlungen fortreißen lassen, und Elifabeth
ist dabei unserer Sympathie gewiß nicht würdiger, als die unglückliche
Schottentonigin. Maria war die nach Freiheit schmachtende Gefangene, die
gegen ihre Peinigerin Alles, selbst das Schlimmste, für erlaubt hielt; ihr
Vergehen ist mit dem Tode gebüßt worden. In welchen, richte aber er-
scheint das Verfahren Elisabeths, wenn in ihrem Auftrage Anfang Februar
1587, als das Todesurtheil über Maria fchon ausgefertigt war, das aber
zu vollziehen man sich noch scheute, als in ihrem Auftrage, sage ich, den
Kerkermeistern Marias zu Fotheringap die Unzufriedenheit der Königin aus-
gesprochen wurde, weil sie nicht die Mittel gefunden hätten, das Leben der
Königin uon Schottland zn verkürzen? —

Gewiß, das Urtheil der Geschichte über Maria Stuart müßte milder
lauten, wenn bei der Würdigung ihrer Persönlichkeit blos von den auf
englischem Boden begangenen oder versuchten Perbrechen zu spreche«
wäre. Aber nicht um diese handelt es sich, sondern um jene schrecklichen
Borwürfe, die ihr früheres Leben betreffen; sie sind es, nach deren Be-
gründung der Historiker zu fragen hat, wenn er von der Schuld Maria
Stuarts fpricht.

Es fei mir zunächst gestattet, deu Lesen, dieser Zeitschrift in aller Kürze
die wichtigsten Züge aus dem Leben Marias bis zu ihrer Gefangenfchaft
in England mitzutheilen.

Maria Stuart ist geboren im Jahre 1542. Ihr Bater war König
Jacob V. von Schottland, der schon am 13. Tecember desselben Jahres
starb und seine sieben Tage alte Tochter als Königin zurückließ. Jacob V.
war der Sohn Jacobs IV. mid der Mnrgarethe, einer Tochter Heinrichs VII.
uon England. Maria Stuart war also die Urenkelin eines Königs von

England, und gerade diese Abstammung ist ja von verhängnisvoller Bedeutung für ihr ganzes Leben geworden. Den» sie war der Ursprung ihres Anrechtes auf den englischen Thron, war der Grund, weshalb sie nach Elisabeth, oder wenn man will, an Stelle Elisabeths Königin von England hätte werden müssen, wie ja ihr Sohn Jacob wirklich beim Tode Elisabeths auf den englischen Thron gelangt ist. Im Älter von neun Monaten wurde sie in Stirling zur Königin von Schottland gekrönt, und viele Männer vom schottischen Adel, die später in Waffen ihr gegenüber standen, beugten hier das Knie vor ihrer kleinen Königin. Durch ihre Mutter Maria von Guise war sie mit dem königlichen Hause von Frankreich verwandt, und bei den unsicheren Zuständen in Schottland hielt man es für rathsam, sie nach Frankreich zu bringen. Dort hat sie an dem galanten Hofe Heinrichs II. ihre Jugend verbracht, war auf's innigste befreundet mit der Prinzessin Elisabeth, der späteren Gemahlin Philipps II. von Spanien, und war die Freude und der Stolz ihrer Lehrer. In jener Zeit pflegte man nicht nur die heranwachsenden Prinzen, sondern anch die jungen Prinzessinnen in die Lectüre der classischen Schriftsteller einzuführen. So konnte Maria geläufig Lateinifch fprechen, und von den lebenden Sprachen beherrschte sie vollkommen das französische. Englische, Schottische und Italienische. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß sie auch in den Künsten des Salons eine große Fertigkeit erlangte. Sie hatte eine angenehme Stimme und begleitete sich selbst auf der Laute beim Gesänge, sie liebte den Tanz, sie verstand es meisterlich, jene kleinen Verslein zu schmieden, in denen die zarten Liebstündeleien am französischen Hofe ihren Ausdruck zu pfinden pflegten. Wenn die vielen begeisterten Neschreibungen von der Schönheit der heranwachsenden Fürstin ernst zu nehmen sind, so war sie mehr durch Anmuth und weiblichen Reiz, als durch Regelmäßigkeit der Züge ausgezeichnet; das Gesicht bleich und oval, die Haare braun, eine hohe Stirn, eine fast zu lange Nase, ein beinahe melancholischer, rührender Ausdruck; aber das sprühende Feuer der hülbgeschlossenen Augen hat in jungen wie in späteren Jahren den bezaubernden Einfluß geübt, dem sich kein Mann, der sich ihr nahte, entziehen konnte. Dabei wird ihre liebenswürdige Art gerühmt, ihr gutes Herz; sie will uur heitere Gesichter um sich sehen. Von ihrem scharfen Verstände soll es zeugen, wenn sie mit neun fahren beginnt, sich mit der Politik zu beschäftigen, wenn ne mit dreizehn Jahren vor dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe von Frankreich eine felbstuerfaßte lateinische Rede hält. Wie kann es anders sein, als daß die junge Königin von Schottland der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist? „Seid zufrieden, meine Augen," ruft bei ihrem Anblick ein französischer Dichter aus, „ihr habt das Schöntte auf Erden gesehen." Und von ihren Geislesgaben rühmt er: ‚Nn V05trc! c^prit Is oiel «'est »rlimuntü."

Als Maria in: sechzehnten Lebensjahre stand, wurde sie mit dem Dauphin Franz vermählt: eine hochpolitische Heirath, denn durch dieselbe wurde die

Vereinigung von Frankreich und Schottland unter einem Scepter vorbereitet, die im folgenden Jahre 1559 beim Tode Heinrichs II, wirklich erfolgte. Ja, als in diefem Jahre die Königin Elisabeth von England sich offen den, Protestantismus zuwandte, erklärte man am französischen Hofe, daß Maria Stuart ein besseres Recht auf den englischen Thron besitze, als Elisabeth, und indem jetzt Franz II. und Maria sich neben den Königstiteln von Frankreich und Schottland noch diejenigen von England und Irland zulegten, hofften sie, in Wahrheit einmal alle diese Länder unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Das wäre eine Machtansammlung gewesen, die dem übrigen Europa als eine Gefahr erscheinen mußte. In diesem Sinne hatte derselbe Philipp II. von Spanien, der später der stärkste Fürsprecher Maria Stuarts war, der ein Jahr nach ihrer Hinrichtung als ein Vorkämpfer des Katholizismus die unüberwindliche Armada gegen die Königin Elisabeth und das protestantische England auf die trügerische See hinaussandte, derselbe Philipp II. hatte die Thronbesteigung Elisabeths begünstigt, damit nicht Maria Stuart, die Königin von Schottland, die zukünftige Königin von Frankreich, auck noch den englischen Thron besteige. Zlber diese weite Aussicht verschwand mit dem Tode Franz' II. im Jahre 1560. Als darauf im Januar 1561 Maria Stuarts Mutter, die bis dahin die Regentschaft in Schottland für ihre Tochter geführt hatte, ebenfalls starb, da verließ Maria den gastlichen Boden Frankreichs, den sie nie wieder betreten sollte, und fuhr hinüber in ihr Königreich Schottland. Tas Land, in das sie kam, befand sich in einem Zustand wirrer Unordnung. Tie Kämpfe der großen Lords gegen die Regentschaft der Königin-Wittwe Maria von Guise waren kaum beigelegt: auch die fremden Mächte England und Frankreich hatten in diesem Kampfe Partei ergriffen. Ter grüßte Theil des Volkes und befonders der großen Herren hatte sich in den letzten Jahren dem Protestantismus zugewandt: Maria aber war katholisch. Jetzt mußte sie der neuen Glaubensfor», in ihreni Lande Raum lassen.

Vom Neginn ihrer Regierung an hatte Maria mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach Außen suchte sie ein gutes Einvernehmen mit Elisabeth von England herzustellen. Tenn dadurch meinte sie, ihre Erbansprüche auf den englischen Thron am besten zu sichern. Toch auch mit dem mächtigsten katholischen Staate, mit Spanien, knüpfte sie an. Jahrelang wurden Unterhandlungen gepflogen über eine Vermahlung Marias mit Ton Carlos, dem Sohne Philipps II. Aber weder er noch der englifche Graf Leicefter, den Elisabeth empfahl, wurde der zweite Gemahl der Maria Stuart. Im)ahre 1565 hat sie den verhängnißuollcn Schritt gcthan, der die Quelle aller ihrer Leiden wurde. Sie hat ihrem Vetter Henry Tarnley die Hand gereicht: auch der ,^önicMtel wurde ibm übertragen. Tarnley gehörte einer katholische,! Familie an, und seit dieser Heirath begann auch Maria mit aller Thatkrnft die Wiederherstellung des Katholicismus in Schottland zu betreiben. Tie Verbindung zwischen Maria und Tarnley,

der als ein schöner Mann gerühmt wird, war aus Liebe geschlossen'! aber Darnley war ein verächtlicher Charakter, voller Ehrgeiz, doch ohne große Eigenschaften, ein Mann, der nicht geeignet war, auf die Dauer die Neigung einer Maria Stuart zu fesseln.

Er hat sie vollends verscherzt durch einen wilden Racheact. Den größten Einfluß auf die Geschäfte hatte damals ein Italiener, Namens David Riccio; er war die mächtigste Person ini Reiche nächst der Königin. Maria schätzte ihn sehr, aber gewiß ist die Behauptung unwahr, daß sie in unerlaubten Beziehungen zu ihm gestanden habe. Durch Riccio sah sich Darnley von den Regierungsangelegenheiten ferngehalten. Er verband sich mit einigen Edelleuten, die gleichfalls dem Fremden feine hohe Stellung mißgönnten. Bewaffnet dringen fie eines Abends in das Gemach der Königin, welche sich eben mit Riccio und einigen anderen Personen bei der Mahlzeit befindet. Ohne vieles Reden wollen sie Riccio ergreifen, sie achten wenig auf Maria, die ihn zu fchützen versucht, Riccio wird vor ihren Augen verwundet, hinausgeschleppt und auf dem Flur ermordet. Die Königin selbst wird in Gefangenschaft gehalten, doch es gelingt ihr, ihre Freiheit und die Herrschaft zurückzugewinnen. Kein Wunder, wenn Maria von diefem Augenblicke an ihren Gemahl haßt. Sie tritt mit feinen Gegnern in Verbindung. Gegen Darnley, wie vordem gegen Riccio, thun sich die nach dem höchsten Einfluß ini Staate strebenden Edelleute zusammen, an ihrer Spitze Lord Nothwell, ein verwegener, ehrgeiziger Mann. Eines Tages treten sie vor die Königin und erbieten sich, ihre Trennung von Darnley in's Werk zu setzen. Maria wendet ein, daß dadurch die Rechte ihres kürzlich geborenen Sohnes in Gefahr gerathen tonnten. Sie antworten: „Wir werden Mittel finden, daß Ew. Majestät Ihres Gemahls ledig werde ohne Verkürzung der Rechte Ihres Sohnes." Und obwohl eine derartige Ausdrucksweife doch schon verfänglich genug ist, so giebt die Königin doch nur die unbestimmte Antwort, sie selbst werde nichts gegen Ehre und Gewissen thun; Jene sollten ihr Vorhaben lieber unterlassen, denn wenn sie ihr auch damit einen Dienst erweisen wallten, so könne die Sache ihr ebenfo gut auch Schaden und Verlegenheit bereiten.

Knrze Zeit nachher ist Darnley in Glasgow au den Blattern erkrankt. Maria begiebt sich zu ihm an sein Krankenlager, es findet anscheinend eine Versöhnung statt. Sie überredet ihn, mit ihr nach Edinburg zu gehen, wo ihm bessere ärztliche Pflege zu Theil werden solle. In einem einsamen Hause außerhalb der Stadt wird Darnley untergebracht, und hier hat nun Vothwell nüt einigen seiner Diener den Anschlag ausgeführt. Unter dem Räume, in welchem Darnley fchlief, wurde Pulver aufgehäuft, um ihn in die Luft zu sprengen. Aber ehe die Erplosion erfolgte, flüchtete sich Darnley, den das Geräusch geängstigt hatte, in's Freie, auf der Flucht ist er von den Dienern Vothwells erdrosselt worden. Jedermann wußte, daß Bothwell der Mörder Darnleys sei, nur die Königin wußte es nicht, oder

wollte es »licht wissen. Es treten Bewerber um die wieder einmal freigewordene Hand Maria Stuarts auf, der Anfehnlichste unter ihnen ist wiederum Graf Leicester, der Schützling Elisabeths. — Da verbreitet sich „zu Jedermanns Erstaunen und Grauen" das Gerücht, die Königin werde dem Grafen Nothwell, dem Mörder ihres Gemahls, die Hand reichen. Nun erschien das Ganze wie abgekartet zmifchen ihr und Vothwell, und was weiter erfolgte, mußte diesen Eindruck noch verstärken. Unter dein Drucke der öffentlichen Meinung muß die Regierung ein gerichtliches Verfahren anordnen, aber der Einfluß Marias und Nothwells selbst ist schon so stark, daß es zu einer ernsten Untersuchung gar nicht kommt, man weiß den Hauptankläger, den Vater Darnlens, fernzuhalten, und Vothwell wird freigesprochen. Es ist auch überliefert, daß Vothwell an dem Morgen der Gerichtssitzung aus dein Palaste der Königin in Edinburg fortgeritten sei. Schon zu Pferde, wirft er einen Blick zurück nach den Fenstern des königlichen Schlafgemaches: Da steht Maria und nickt ihm zum Abschied freundlich zu. Zwölf Tage nach Nothwells Freifprechung bemächtigt sich derselbe der Person Marias und entführt sie nach Dunbar. Um, wie sie sagt, ihre Ehre wiederherzustellen, vermählt Maria sich jetzt in der That mit Vothwell. Das sind die unzweifelhaft verbürgten Einzelheiten, die sich auf die Ermordung Darnleys und Maria Stuarts Ehe mit Vothwell beziehen. Damit ist aber zugleich die Grenze gegeben zwischen dem, was historisch gewiß ist, und dein, was der Vermuthung angehört. Nicht mit voller Nestimmtheit läßt es sich also nach diesem Zusammenhange behaupten, daß Maria ihren Gemahl habe ermorden lassen, d. h. daß sie ihn in der Absicht nach Edinburg gebracht habe, um ihn den Mördern in die Hände zu spielen. Es läßt sich nicht mit voller Nestimmtheit behaupten, daß die Entführung durch Nothwell eine bloße Komödie gewesen sei, um nur die folgende Heirath zwischen Maria und dem notorischen Mörder ihres Gatten nicht als einen öffentlichen Skandal, sondern als eine Art von Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Aber nichtsdestoweniger hat die Mehrheit des schottischen Volkes sogleich Maria für schuldig erklärt und sich voll ihr und ihrem neuen Gemahl abgewandt. Und wer möchte hier nicht das Wort anwenden: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme"? Die Nachlebenden haben meistens unter demselben Eindruck gestanden, und ich glaube, daß Jeder, der mit ruhigem Sinne und ohne Voreingenommenheit an die Frage hereintritt, schon lediglich auf Grund der sicheren Thatsachen Maria schuldig sprechen wird. Nun aber ist nns außer dem sicheren historischen Material auch solches überliefert, dessen Echtheit von vielen Forschem angezweifelt worden ist, Doeumente, ans Grund deren wir in unseren Schlüssen viel weiter gehen dürften, wenn wir sie eben als echt und ursprünglich anzuerkennen haben. Diese Documente, von denen wir nun zu sprechen haben, um deren Echtheit oder Unechtheit seit 'mehr als 39l) Jahren gestritten wird, sind die berühmten Cassettenbriefe.

Doch um auf diese zu kommeu, müssen wir zunächst noch einen Augen-
blick in unserer vorher unterbrochenen Erzählung fortfahren.
Bothwell war mehr durch den Ehrgeiz, als durch die Liebe zu Maria
getrieben worden, und nun, nachdem er sie gewonnen, maßte er sich selber
jene Gewalt an, die ihm vordem in Darnleu so verhaßt gewesen. Aber
die mächtigen Lords wollten sich auch seinem Regiments nicht fügen. Sie
hatten das Volk auf ihrer Seite, das der Königin, als einer Mörderin, nicht
mehr gehorsamen wollte. Man fürchtete selbst, daß Bothwell sich auch an
den» Leben des kleinen Sohnes der Maria, des künftigen Königs von
Schottland, vergreifen werde. Ein Heer zog heran gegen Maria und Both-
well. Auf dem Banner, das zwifchen zwei Lanzen getragen wurde, sah
man die Gestalt des Ermordeten abgebildet und neben ihm knieend ein
Kind, das seine Hände zum Himmel ausstreckte und die Worte rief: „Nichte
und räche ineine Sache, o Herr!" Zu einem Kampfe kam es nicht, denn
die Mannen der Königin weigerten sich, zu fechten. Sie felbst mußte sich
in's Lager ihrer Feinde begeben, Bothwell entfloh. Aus der Gefangenschaft
der schottischen Großen, in der Maria nun gehalten wurde, gelang es ihr
noch einmal, zu entkommen, und zwar mit Hilfe eines Mannes, der sich
wieder Hoffnung auf ihre Hand »nachte. Sie sammelte ein Heer, aber
dasselbe ward in der Schlacht bei Langside von ihren Gegnern auseinander
getrieben. Aber noch hielt sie in ihrem unbeugsamen Sinne ihre Sache
nicht für verloren. Jetzt entschloß sie sich, nach England zu gehen und die
Königin Elisabeth um Hilfe zu bitten gegen ihre rebellischen Vasallen. Unter
den größten Entbehrungen hat sie die Wanderung an die Küste vollführt
und sich hier nach England eingeschifft.
Aber wie sah sie sich in ihren Erwartungen getäuscht! Im Kampfe
mit den schottischen Großen war Maria zugleich als Wiederherstellen« des
Katholicismus aufgetreten, die Großen kämpften für die Erhaltung der kürz-
lich zur Herrschaft gelangten protestantischen Ideen. In diesen, Conflict
konnte Elisabeth, die in England selbst erst die Reformation durchgeführt
hatte, sich unmöglich auf die Seite Maria Stuarts stellen. Sic nahm die
Haltung einer unparteiischen Vermittlerin zwischen Maria und ihren, Halb-
bruder Murray an, der inzwischen die Regentschaft in Schottland übernommen
hatte. Dabei aber beschloß die englische Regierung, die Person Marias
nicht wieder freizugeben, denn wenn sie sich nach Frankreich oder Spanien
wandte, so hätte sie auch für England höchst gefährlich werden können.
Nun wurden über die Sache Marias Eonferenzcn abgehalten, zuerst in Mork,
später in Westminster. Murrap klagte seine Schwester des Mordes an ihren,
Gatten an, und das angeblich belastende Veweismaterial bestand in einer
Anzahl von Briefen, die Maria an Bothwell geschrieben haben sollte.
Sie befanden sich in einer kleinen vergoldeten Lassette, die an mehreren
Stellen mit dein Buchstaben F. nnd einer Königskrone darüber geziert war.
Diese Bezeichnung spricht durchaus dafür, daß die Eafsette ans Marias

Besitze stammte, da ja ihr erster Gemahl Franz II. König von Frankreich gewesen war. Die Eaffette soll uon Aothwell uor seiner Flucht in Edinburg zurückgelassen worden sein. Diese Briefe wurden also im December 1568 der Versamnilung in Westminster im Original vorgelegt uud uon derselben für echt erklärt. Die Nachwelt aber hat sich mit diesem Unheil nicht zufrieden gegeben, und seit jenem December 1568 haben die Eassettenbriefe uud die Fragen nach ihrer Echtheit und ihrer Beweiskraft einen der Lieblingsgegenstände für historische Forschung und Eombinationen abgegeben.

Es handelt sich um acht Vriefe, die sämmtlich im Original nicht mebr erhalten sind. Die Originale haben der englischen Untersuchungscommission vorgelegen und sind dann, nachdem man Abschriften und Übersetzungen angefertigt hatte, zurückgegeben worden. Was später aus ihnen geworden ist, weiß Niemand. Sie werden im Jahre 1584 noch einmal erwähnt, und uon da an verschwindet jede Spur von ihnen. Es ist wohl die Vermuthung geäußert worden, daß Jacob VI., der Sohn Marias, als er herangewachsen war, die Vriefe habe vernichten lassen, weil sie das Andenken feiner Mutter befleckten. Doch ist dies eben nichts als eine Vermuthung, für die ein Beweis niemals hat erbracht werden tonnen. Man hat auch das spurlose Verschwinden der Documente schon als einen Beweis ihrer Unechtheit bezeichnen wollen, indem man gesagt hat, der Fälscher habe sie, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, fchleunigst wieder vernichtet. Aber begreiflicherweise ist das eine sehr schwache Veweisführung.

Kurz, die Originale sind nicht mebr erhalten, und so ist es heute nicht mehr möglich, ihre Echtheit auf die allereinfachste Weise zu prüfe», nämlich durch Vergleichung der Handschrift mit derjenige« Marias, wie sie iu zahlreichen eigenhändigen Schriftstücken der Königin vorliegt. Aber die Sache liegt sogar noch ungünstiger. Die acht Vriefe waren sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt, aber nur von vieren ist der französische Wortlaut auf uns gekommen, die übrigen vier, und darunter gerade die beiden wichtigsten, sind nur in schottischen und englischen Ueberfetzuugen überliefert. Jene vier Briefe, die im französischen Wortlaut vorliege«, kann man wenigstens in Bezug auf Stil uud Ausdrucksweise mit andere» Schriftstücken Marias vergleichen, foweit folche in französischer Sprache abgefaßt sind. Bei den übrigen vier Briefen ist auch das nicht möglich. Weder handschristliche noch sprachliche Vergleichung ist bei diesen ausführbar, uud mau kann nur nach ihrem Inhalt auf Echtheit oder Unechtheit schließen.

Auf eine genaue Unterfuchung der acht Briefe tan» es natürlich an diefer Stelle nicht abgesehen sein; einige kurze Mittheiluugen mögen dazu dienen, die Leser mit dein Eharakter der Streitfrage bekannt zu machen.

Am wichtigsten sind die beiden ersten Vriefe. Beide follen in Glasgow geschrieben fein, während Maria dort ibren kranken Gemabl befuchte. Beide sind in englischer und fchottifcher Ucbersehung erhalten, sind au Bothwell gerichtet und lassen, wenn sie echt sind, unzweifelhaft auf ein vorangegangenes

Einverständnis; Marias nüt Bothwell schließen. Zum Beweis dessen mögen
einige der stärksten Stellen hier angeführt werden, und War gleich in deutscher
Ueberfetzung, da ja ohnehin auf den englischen oder schottischen Tert wenig
ankommt. Ter erste Brief beginnt folgendermaßen:
„Es scheint, daß Tu mich seit Deiner Abwesenheit ganz vergessen
hast. Denn bei Deiner Abreise versprachst Du mir, bald Nachricht von
Dir zu senden; demungeachtet habe ich bis jetzt noch keine erhalten. Und
doch habe ich gestern ausgeblickt nach dem, was mich glücklicher machen sollte,
als ich bin." Ferner heißt es:
„Was mich betrifft, fo werde ich nun, wenn ich nichts Anderes von
Dir höre, meinem Auftrage gemäß, deu Mann Montag nach Eragmillar
bringen, wo er am Mittwoch eintreffen foll." Der Mann ist natürlich
Darnlep, Eragmillar ist eine Oertlichkeit bei Edinburg. Wenn also Maria
an Bothwell schreibt, „ich werde meinem Auftrage gemäß den Mann nach
Eragmillar bringen," so liegt darin nicht nur das Zugeständnis; einer voran-
gegangenen Verabredung, sondern es kann sich in derselben kaum um etwas
Anderes gehandelt haben, als um den Untergang Darnleys.
Noch deutlicher und ausführlicher ist dasselbe in dem zweiten Briefe
gefügt. Darin heißt es unter Anderen!, nachdem Maria über ihre fcheinbare
Versöhnung mit Darnlen berichtet hat:
„Er wollte mich nicht gehen lassen, sondern wollte, das; ich bei ihm
wachte. Ich that, als ob ich Alles für wahr hielte und es mir überlegen
wollte, und entfchuldigte mich, daß ich diese Nacht nicht bei ihm auffitzen
könnte; wie er sagt, schläft er nicht. Du hast ihn niemals besser und be-
scheidener reden hören; und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß fein
Herz wie Wachs ist und meines wie ein Diamant, von keiner anderen band
als der Deinen könnte ich den Streich fallen fehen, ohne Mitleid mit ihm
zu empfinden." Die Bedeutung dieses Tabes ist doch gewiß keine andere,
als daß Darnlen ennordet werden soll. Und ihrer Bosheit scheint Maria
sich noch zu freuen-
„Ob Tu nicht lachen möchtest, wenn Du mich hier fo hübsch lügen
sähest, oder doch heucheln und Wahres mit Falschem vermengen!" Weiter
unten findet sich der folgende Liebeserguh an Bothwell:
„Gott vergebe mir, und Gott verbinde uns auf ewig als das treueste
Paar, das er je verbunden hat. Das ist mein Glaube; in ihm will ich
sterben. Verzeih' mir, wenn ich schlecht schreibe; Du mußt die Hälfte er-
rathen; ich kann nicht mit Allem fertig werden, denn ich bin übel daran
und muß froh fein. Dir fchreiben zu können, wenn andere Leute schlafen,
da ich fchon nicht dasselbe thun kann, wie ich wünschte, in Deinen Annen,
mein theures Leben, das vor allem Uebel zu bewahren ich Gott bitte, und
er gebe Dir eine gute Nuhe, wie ich sogleich die meine aufsuchen will."
Gleich darauf findet sich ein böser Ausfall Marias gegen Darnlen,, ihren
tranken Gatten:

„Verflucht sei dieser pockige Kerl, der mich so plagt, denn ich wüßte
Dir sonst etwas Angenehmeres zu schreiben als über ihn."
Der Brief besteht aus zwei Theilen; der erste, dem die eben mitge-
theilten Stellen angehören, ist am Abend nach Marias Ankunft in Glasgow
geschrieben, die Fortsetzung am folgenden Abend. Darin heißt es nun:
„Ach, ich habe nie Jemanden betrogen; aber ich ergebe mich ganz in
Deinen Willen; und nun gieb' mir Nachricht, was ich thun soll, und was
auch immer mir zustößt, ich will Dir gehorchen. Ueberlege Dir einmal, ob
Du nicht als Arzenei etwas Geheimeres ausfindig machen kannst, denn er
soll in Cragmillar Arzenei nehmen und auch Bäder und soll lange Zeit
dort bleiben." Man wird diese Stelle schwerlich anders deuten können, als daß
Maria, wenn es sich nicht auf andere Weise thun lasse, die Beseitigung ihres
Gemahls durch Gift in Porschlag bringen will. Und endlich bringt der Schluß
des Briefes abermals eine bezeichnende Herzensergießung. Zum Berständniß
diene nur noch die Bemerkung, daß Vothwell damals verheirathet war und
sich erst nach der Entführung Marias von seiner Gemahlin scheiden ließ.
Und ferner wolle der Leser sich in Erinnerung halten, daß Nothwell mehr
aus Ehrgeiz, als aus Liebe zu Maria gehandelt hat, daß aber ebenso gewiß
Maria ihrerseits in Nothwell verliebt war. Es kann uns also nicht Wunder
nehmen, 'venu sie gegen Diejenige, die zur Zeit noch den von ihr selbst be-
gehrten Platz an seiner Seite einnahm, von heftiger Eifersucht gequält war.
Die Stelle lautet also:
„Wenn ich nun, um Dir, mein theures Leben, gefällig zu fein, nieder
Ehre noch Gewissen schone, Gefahr und Größe gering achte, rechne es mir
hoch an und nicht in: Sinne Deines falschen Schwagers — (das ist Graf
.vuntlen> —, welchem ich Dich bitte, keinen Glauben zu schenken gegenüber
Derjenigen, die Dich treuer liebt, als Du je geliebt wurdest oder geliebt
sein wirst. Höre auch nicht auf sie, deren erheuchelte Thränen Du nicht
höher achten darfst, als das treue Bemühen, durch das ich ihren Platz zu
verdienen suche, den zu gewinnen ich, gegen meine Natur, diejenigen verrathe,
die mich daran hindern könnten. Gott verzeihe mir und gebe Dir, mein
einziger Freund, das Glück und den Erfolg, den die Dich ergeben und treu
Liebeude Dir wünscht, ich, die ich Dir bald etwas Anderes zu sein hoffe,
zur Belohnung meiner Leiden."
Wir haben im Porstehenden die stärksten Stellen aus den beiden Briefen
kennen gelernt, die Maria aus Glasgow an Bothwell gerichtet haben foll.
Es ist noch hinzuzufügen, daß der erste Brief einige Stunden fpäter ge-
schrieben ist, als der Schluß des zweiten, nämlich am zweiten Morgen nach
ihrer Ankunft in Glasgow. In beiden Briefen finden sich Anspielungen
auf die gewaltsame Beseitigung Darnleys. Es kann nicht zweifelhaft sein,
daß, wenn diese beiden Briefe echt sind, ein Einverständnis; zwischen Maria
und Bothwell stattgefunden hat. Freilich gewinnt man den Eindruck, als
ob eine genaue Pernbredung nicht vorangegangen sei, d. h. als ob Beide

über die Art der Ermordung noch nicht schlüssig geworden seien. Aber auch nur über die Art, an der Absicht der Ermordung ist nicht zu zweifeln. Sie wollen Darnlen nur erst einmal in Edinburg haben, dann wird sich die günstige Gelegenheit schon finden. „Ich bringe den Mann meinem Auftrage gemäß nach Eragmillar," so schreibt sie ja selbst, und mit cynischer Offenheit gesteht sie zu, daß ihre Handlungsweise gegen Ehre und Gewissen gehe. Sie selbst offenbart uns durch ihre Worte den Abgrund von Schlechtigkeit, die in der Seele dieses Weibes gewohnt hat. Mit teuflischer Arglist naht sie ibrem Gatten, heuchelt Liebe und Versöhnung, bestrickt und überredet ihn, mit ihr nach Edinburg zu gehen, angeblich damit er dort bessere Pflege finde, damit er in der reineren Luft schneller genese, in Wahrheit aber, um ihn den Mörderhänden ihres Buhlen zu überliefern. Fürwahr, das Vergehen, um dessen willen Maria Stuart das Schciffot bestiegen, erscheint gering gegen das furchtbare Verbrechen, das sie sich gegen ihren Gatten, den Vater ihres Sohnes, hat zn Schulden kommen lassen! Alle ihre Leiden erscheinen wie eine gerechte Strafe für die Niedertracht der Gattenmürderin.
Aber wie! Sind denn die Briefe auch echt? Das ist doch die Frage, auf deren Entscheidung es jetzt ankommt. Man wird über diese Frage vielleicht niemals zu absoluter Gewißheit gelangen können, außer wenn etwa ein glücklicher Zufall ganz unerwarteter Weife doch noch einmal die Originale an's Licht fördern sollte. Solange aber das nicht geschehen ist, muß man sich darauf beschränken, die Gründe, welche für die Echtheit oder Nnechtheit zu sprechen scheinen, gegen einander abzuwägen.
Man befolgt in der historischen Kritik im Allgemeinen den Grundsatz, daß nicht die Echtheit, sondern die Unechtheit eines historischen Documents zu beweisen ist, oder mit anderen Worten, man hat es so lange für echt zu halten, bis Jemand kommt und mit überzeugenden Gründen beweist, daß man sich geirrt hat und daß in dem angeblich echten Document eine bloße Fälschung zu erkennen sei. Man hat also im Allgemeinen bei der Beurtheilung historischen Materials nicht zu frangen: „Was läßt sich für seine Echtheit anführen?" fondern: „Läßt sich etwas gegen seine Echtheit anführen?" Und es kommt dann darauf an, die gegen die Echtheit vorgebrachten Gründe zu prüfen, ob sie stichhaltig uud stark genug seien, um darum das vorher für echt gehaltene Schriftstück aus der Zahl der historischen Documente zu verstoßen. Lassen sich ausreichende Gründe nicht anführen, so hält man das Tocument für echt. Kann man daneben auch noch positive Anhaltspunkte für die Echtheit gewinnen, so ist man um so viel besser daran: nothwendig ist es aber nach dem vorher Gesagten im Allgemeinen nicht.
Was nun unsere Eassettenbriefe betrifft, so hat es seit 300 Jahren stets ebenso leidenschaftliche Angreifer, wie begeisterte Vertheidiger Maria Stuarts gegeben. Die ersteren haben seit dem Augenblicke, als die Eassettenbriefe der Untersuckungscommission in Westminster vorlagen, behauptet.

daß sie echt, die letzteren, daß sie unecht seien. Es ist bei dein großen
Umfang, den die Maria Stuart-Litteratur heute erreicht hat, nicht mehr
möglich, in einer kurzen Skizze, wie der vorliegenden, alle die Gründe auf-
zuzählen und zu erörtern, die jemals gegen die Echtheit der Eassettenbriefe
in's Feld geführt morden sind. Im Folgenden soll nur der Versuch gemacht
werden, eine allgemeine Vorstellung zu geben von den wichtigen Fragen,
um die gestritten worden ist und heute noch gestritten wird.
Man hat, um nur einiges anzuführen, behauptet, wenn die Vriefe echt
wären, fo hatte Murray, der als Ankläger Marias auftrat, nicht so lange,
nämlich mehr als anderthalb Jahre, zu zögern brauchen, ehe er sich entschloß,
das seine Anklage am besten unterstützende Material bekannt zu machen.
Wenn Murray, so hat man ferner gefagt, wirklich von Anfang an im Besitze
der französisch geschriebenen Originale der Briefe war, warum hat er dann
anfangs der englischen Untersuchnngscommission nur schottische Uebersehungen
angeboten, warum ist er erst so viel später mit den französischen Originalen
hervorgetreten? Ganze infach, weil er fo viel besser Schottisch als Französisch
verstand und die zu fälschenden Briefe natürlich zunächst schottisch nieder-
schrieb. Erst als er französisch geschriebene Originale zeigen soll, läßt er
seine schottischen Terte in's Französische übertragen und legt diese Ueber-
sehungen den englischen Eommissaren vor. Die vier unter den Eassetten-
briefen, die in französischer Version auf uns gekommen sind, wären also
nicht ursprünglich französisch, sondern schottisch geschrieben gewesen, und wenn
man sich ihr Französisch genauer ansieht, so stellt sich, meinen die Freunde
Marias, wirklich heraus, daß das kein ursprüngliches Französisch sei, sondern
nur in's Französische übersetztes Schottisch. — Man hat mehrfache Unrichtig-
keiten und Widersprüche im Terte der Briefe nachweifen zu können gemeint. —
Man hat auch den Ton der Briefe angefochten. Einer der neuesten Ver-
teidiger Marias findet, daß der zweite, der lange Glasgow-Brief, mit
feinen «Mischen Ausfällen, mit seiner teuftischen Freude am Bösen, nicht
von einer Frau geschrieben sein könne. Aber sollte man einer Frau, die
ihren Gatten betrügt und ermorden läßt, nicht auch einen solchen Brief zu-
trauen dürfen? Wenn nämlich Maria den Brief wirklich geschrieben, so ist
sie ja die Mörderin Darnlens gewesen.
Die ganze Frage ist in ein neues Stadium getreten durch eine Ab-
handlung, die Harry Nreßlau im Jahre 1882 veröffentlicht hat. Denn
hier ist zum ersten Mal eine eingehende Untersuchung der verschiedenen
englischen, schottischen und französischen Terte erfolgt. Von den französischen
Terten ist, wie wir aber gesehen haben, mehrfach behauptet worden, daß
sie nicht wirkliches Französisch, sondern Übersetzungen aus dein Schottischen
seien. Breßlau hat nun das Französisch dieser Briefe mit dem anderer,
unzweifelhafter Briefe Marias verglichen und eine große Übereinstimmung
in der Ausdrucksweise und namentlich in einzelnen Wendungen gefunden.
Die vier französisch geschriebenen Eassettenbriefe weifen vollkommen den Etil

Marias auf, so daß damit fast unwiderleglich der Beweis geliefert ist, daß sie wirklich von ihr geschrieben sind. Wenn demnach uon den acht Eassetten-briefen vier echt sind, so wäre die nächstliegende Bermuthung, daß auch die übrigen vier echt seien: entweder alle oder keiner. Und doch ist dies nicht das Resultat, zu dem Vreßlau durch seine Untersuchung geführt ist. Die beiden letzten, in schottischer Uebersetzung überlieferten Briefe erklärt er eben-falls für echt, fchon aus den: Grunde, weil sie nicht mehr neues und be-lastendes Material bringen, als die vier als echt erkannten Briefe. Wozu hätte aber Murray Briefe gefälscht oder fälfchen lassen, wenn nicht, um durch dieselben das Belastungsmaterial gegen Maria zu vermehren? Anders ist es mit den beiden ersten Eassettenbriefen, die in englischer und schottischer Uebersetzung erhalten sind, jene beiden Briefe, die Maria uon Glasgow aus an Bothwell gerichtet haben foll, und ans denen oben einige Stellen mit-getheilt worden sind. Bon diefen beiden Briefen erklärt Nreßlau den ersten für echt, den zweiten für unecht. Der zweite ist gerade jener lange und Maria am meisten comvromittirenoe Brief. Allerdings hat Nreßlau zunächst gerade einige Umstände hervorgehoben, welche für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen. Er führt in diesem Sinne an, daß an einer Stelle der englische Text das Wort monev (Geld) hat und der schottische statt dessen 8i1vßr. Das führt fast nothwendig zu dem Schlüsse, daß beide aus deni Französischen überseht sind, wo das Wort »rsssnt beide Bedeutungen hat, sowohl die von „Geld" als die uon „Silber". Demnach wäre also der französische Tert der ursprüngliche gewesen, d. h. wahrscheinlich von Maria selbst herrührend.

Noch schlagender scheint dies eine andere Stelle zu beweisen. Im englischen Dert finden sich einmal die Worte: I li»vs taken luv ^orm8 c»m ot' lii8 uo86 (Ich habe ihm die Würmer aus der Nase gezogen), und am Rande befinden sich, offenbar um diese ganz uuenglische Wendung zu erklären, die Worte: I uavs äi8elo86ä all, I lmv« Knovvn ndnt I ^oalä. Der schottische Text gebraucht hier statt dessen die ohne Weiteres verständ-liche Ausdrucksweise: I iwve «irann it »II out ot lnm. Es kann kein Zweifel fein, daß hier beide Terte auf die im Französischen ganz gebräuch-liche, im Englischen aber nicht wiederzugebende Wendung tirsr Ie8 vsrs du US? (die Wimner aus der Nase ziehen) zurückgehen. Das deutet also abermals auf einen ursprünglichen französischen Tert hin. Und dieses Mal läßt es sich dazu nachweisen, daß die Wendung gerade Maria recht geläufig war. Denn sie findet sich mehrfach in ihren Briefen. Obwohl also diese Umstände für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen, so erklärt Nreßlau ihn trotzdem für gefälscht oder wenigstens für theilweise gefälscht, so nämlich, daß Vestandtheile eines echten Briefes durch willkürliche Iuthaten erweitert worden wären. Das Hauptargument für diese Annahme besteht in der Fest-stellung, daß eiu Dheil des Briefes fast wörtlich mit der schriftlich gegebenen Zeugenaussage eines gewissen Erawford vor der Untersuchungscommission

in Westminster übereinstiinnlt. Diese Zeugenaussage, meint Breßlau, hat
Murray in den Brief hineingearbeitet. Tagegen ist nun aber neuerdings
der Nachweis geführt worden, daß vielmehr umgekehrt jener Erawford seine
Zeugenaussage ganz aus dem Briefe Marias entnommen und die eine Stelle
des Briefes nicht einmal richtig verstanden hat.
Das gewichtigste Argument gegen die Echtheit des langen Glasgow-
Briefes ist damit widerlegt. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Brief
wirklich von Maria an Vothwell geschrieben worden ist. Und indem wir
von den Resultaten Breßlaus ausgingen, der schon die sieben übrigen Briefe
für echt erklärte, dürfen wir nunmehr die sämmtlichen acht Lassettenbriefe
als echt bezeichnen. Darin also hätten wir das Ergebniß der bedeutenderen,
in jüngster Zeit erschienenen Untersuchungen zu erblicken; es ist der augen-
blickliche Stand der Forschung. Aber dabei darf nicht verschwiegen werden,
daß es immer noch Freunde und Vertheidiger Maria Stuarts giebt, die sie
von aller Schuld loszusprechen suchen, von der Mitwirkung an Darnleys
Ermordung nicht weniger, als von der Theilnahme an der Verschworung
gegen das Leben Elisabeths. Es wäre voreilig, die Frage der Schuld
Maria Stuarts als für immer gelöst zu bezeichnen. Der Streit um die
Eassettenbriefe ist noch nicht zu Ende und wird auch wohl in absehbarer
Zeit noch nicht sein Ende erreichen. Aber wie viel klarer liegt heute die
Frage vor uns, als noch vor zwanzig Jahren. Seit dem Erscheinen der
ersten Arbeit von Breftlau beginnt die Ueberzengung von der Echtheit der
Eassettenbriefe mehr und mehr durchzudringen. Breftlau hatte nur noch
einen unter ihnen als gefälscht bezeichnet. Heute darf man auch an die
Echtheit dieses einen glauben, der dazu der beweiskräftigste von allen ist.
Damit wären wir am Ende unserer Erörterungen angelangt. Man
sieht: die Frage der Schuld Maria Stuarts ist fast identisch mit der Frage
der Echtheit der Eassettenbriefe. Ueber diefe muft Klarheit herrschen, ehe
jene entschieden werden kann. Wobl mag es scheinen, als ob schon die
wohlverbürgten Dhatsachen, wie wir sie mitgetheilt baben, zu einem Urtheil
führen könnten, aber die sichere Entscheidung läftt sich doch nur durch die
Eassettenbriefe gewinnen. Und auch das nur nach einer Seite. Wenn
diese echt sind, so darf die Schuld Maria Stuarts als bewiesen gelten.
Würde aber darum die Unechtheit der Briefe auch zu dem Schlüsse be-
rechtigen, daft Maria unschuldig des Gattenmordes angeklagt war? Ge-
wiß nicht. Man müßte sich darauf beschränken, zu sagen, daß es einen
klaren, zwingenden Beweis für Marias Schuld nicht giebt, daß aber gleich-
wohl eine starke Wahrscheinlichkeit für diefe Schuld immer bestehen bleibt.
Um es kurz zu sagen: War nun Maria schuldig oder unschuldig; ihre Schuld
könnte bewiesen werden, ibre Unschuld niemals.
Wir aber verharren bei dein einmal gewonnenen Standpunkt. Wir
betrachten die Eassettenbriefe sämmtlich als echt, von Maria Stuart ge-
schrieben. Und die weitere Schlußfolgerung muß dann fein, daß sie in der
>

Tl)at im Einverständnisse gehandelt hat mit jenem Manne, der ihren Gatten ermordete. Sie hat mit diesem Manne, noch als Darnlen lebte, in unerlaubten Beziehungen gestanden, zur Ermordung des Gatten hat sie die Hand gereicht, die angebliche Entführung durch Bothwell war nichts als eine schamlose Komödie, schon vorher war es beschlossene Sache, daß Maria den Mörder ehelichen werde. Am Ende aber hat sie über sich und ihr Land nur Verderben gebracht.

So erblicken wir denn in Maria Stuart eine jener unseligen Frauengestalten in der Geschichte, die uns wie eine schlimme Entartung der weiblichen Natur erscheinen. Ihr Name kann nicht genannt werden, ohne daß das sittliche Empfinden eines Jeden sich empört bei der Erinnerung an ihre ruchlosen Thaten. —

Aber nicht mit diesen« düsteren Bilde möchte ich schließen. Wir Deutschen kennen noch eine andere Maria Stuart, als die der Geschichte. Es ist die rührende Gestalt der edlen Dulderin, wie unser großer Dichter sie in unvergänglichen Zügen uns geschildert hat.

, Der Historiker hat eine schwierige Stellung in den Fällen, wo er Gegenstände behandelt, die vor ihm ein großer Dichter zum Vorwurf genommen hat. Er sucht durch seine Arbeit das Publicum zu belehren, wie die Dinge in Wahrheit gewesen sind, wie Alles zugegangen ist, aus welchen Motiven die Menschen gehandelt haben; die Erkenntnis! des sachlichen Zusammenhanges stellt er der dichterischen Anschauung, der Schönheit stellt er die Wahrheit entgegen. Aber es ist ein ungleicher Wettstreit, nnd der Dichter trägt zumeist den Sieg davon. Mit einein gewissen Bedauern nimmt das Publicum die Belehrung durch die Wissenschaft entgegen und kehrt dann leichten Herzens zu seinen Dichtern zurück.

Aber in Wahrheit will ja der Historiker den Dichter nicht verdrängen, die Forschung will nur neben der Dichtung gewürdigt sein. Es gilt nicht, die poetischen Gestalten der Dichtung aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen; aber die Dichtung soll auch nicht die Quelle für die wissenschaftliche Belehrung fein. Es ist neuerdings ein Buch über Don Earlos erschienen, in dem endgiltig bewiesen ist, daß der Sohn Philipps II. ein halber Idiot gewesen ist, der sich durch seine ausschweifende Lebensweise selbst ein frühes Ende bereitet hat. Sehr bedauerlich wäre es doch, wenn durch die Feststellung diefer Dhatsache irgend Jemand sich die Freude an dem Schiller'schen Drain« verkümmern ließe. Aber auf der anderen Seite foll man auch den wissenschaftlichen Fortschritt willkommen heißen, soll nicht dem Forscher zürnen, weil er die holde Illusion zerstört, als ob der Don Earlos des Dramas auch der der Geschichte sei.

Wie aber ist es nun mit unserer Maria Stuart? Hat Schiller sich auch in diesem Falle so ganz und gar von der historischen Wahrheit entfernt? Wir wollen einmal fehen. Leugnet er Marias Autheil an Dnrnleys Ermordung oder ibre Heimch mit Bothwell? keineswegs.

.Den König, meinen Gatten, lieh ich morden.
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand."

Mit diesen Worten gesteht Maria selbst ihre Schuld vollkommen zu.

Aber trotzdem weiß Schiller uns an Marias Charakter die schönen, liebenswerthen Züge in so Hellem Lichte erscheinen zu lassen, daß wir das Schreckliche darüber vergessen und nur noch Mitleid mit ihrem Geschick empfinden.

Man kann auch kaum sagen, das; Schiller nicht der Elisabeth gerecht geworden sei. Ihre Herrschergröße wird nicht geleugnet, ja fast mit begeisterten Worten wird sie verkündet:

„Mögst Du »och lange leben, Königin,
Die Freude Deines Voll« zu sein, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Eiland nie
Geschn, seit eig'ne Fürsien es regieren."

Aber doch werden die kleinen häßlichen Züge, die auch in dein historischen Charakter Clisabeths unstreitig vorhanden waren, so stark gezeichnet, daß wir sie mehr verabscheuen als verehren müssen.

Ter große volitisch-religiüse Conflict, der Kamvf der Principien, um den es sich bei dein Gegensatze zwischen Elisabeth und Maria Stuart handelt, wird uns menschlich so viel näher gerückt, indem wir zwei starke Frauennaturen einander gegenübertreten sehen. Maria erscheint so viel edler und vornehmer als ihre Gegnerin; ihr Untergang ist unvermeidlich von den« Augenblicke an, wo Elisabeth durch sie in ihrem Stolze beleidigt ist.

Die meisten Züge des Dramas sind wirklich der Geschichte entlehnt, und doch weiß uns der Dichter durch seine,^unst darüber hinwegzutäuschen, daß diese Maria unser Mitleid in so hohem Maße doch nicht verdient.

Am Ende dringt aber der echte historische Sinn Schillers durch. Er fühlt, daß die alte Schuld seiner Heldin noch zu büßen ist, und kein Historiker könnte das über Marias Leben schwebende Verhängnis; richtiger zum Ausdruck bringen als Schiller, wenn er Maria sagen läßt:

„Gott würdigt mich durch diesen uiwerdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen."

Es gicbt keinen zweiten deutschen Dichter, der bei der Vehandlung geschichtlicher Stoffe ein so sicheres historisches Verständnis; gezeigt hätte, wie Schiller. Er hat die höchste Eigenschaft des Historikers besessen, die Diui^ Nation, die ahnende Ertenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge. Droysen hat von ihm das Wort aufgebracht, Schiller hat darauf verzichtet, unser größter Historiker zn werden, weil er unser größter Dichter werden wollte.

-»

Schlaflosigkeit und Schlafmittel.

von

L. Fürst.
— Verlin. —

M genügend langer, tiefer und ununterbrochener Schlaf, in
welchem thatsächlich jede Gehirnarbeit ruht, jeder Muskel ent-
spannt ist und das Neiuufttsein des eigenen Ich für einige Zeit
erloschen scheint, gilt mit Recht als ein Glück, eine Wohlthat. Der helle
Tag, in welche»: Taufende von Sinneseindrücken auf nns einstürmen, ebenso
viele Vorstellungen und Empfindungen im Eentralorgane unseres Seelen-
lebens, der grauen Hirnrinde, erweckend. Tausende von Wahrnehmungen des
Auges, des Ohres, der.Hautoberflache unsere Ganglien erregen und den
Anstoß zu psychischer Thätigkeit geben, weicht der Dämmerung. Immer
spärlicher und immer schwächer werden die Sinnesreize, die unser Sehorgan
treffen. Immer lauschiger und stiller wird es um uns. Das hastige
Schaffen, das emsige Arbeiten, das Sinnen und Denken, Sorgen und
Mühen macht einer gewissen Ruhe Platz; der Mensch fühlt fich „abgespannt",
er hat allerdings noch kein Schlafbedürfnis;, aber doch das Bedürfniß, mehr
recevtiv als prodnctiu thätig zu sein. Eine leichte Unterhaltung, eine an-
genehme Geselligkeit, schon eine Beschäftigung, welche ihm zugleich Genuß
gewährt, wie Musik, das halb mechanische Spiel uud dergl., giebt seinem
erholungsbedürftigen Gehirn noch eine Zeit lang Veranlassung, sich zu be-
thätigen. Allmählich aber macht sich dessen stärkere Ermüdung geltend, be-
günstigt durch die Stille der Nacht mit ihrem feierlich-ernsten, träumerisch-
süßen, lautlofen Eharakter.

Schlaftrunken fucht der Mensch sein Lager auf; hier, befreit von
beengender Kleidung, umgeben von einer gleichmäßig temperirten Luftfchickt,
die alle Hautreize abschwächt, entschlummert er ziemlich schnell. Das Dunkel

des Zimmers begünstigt sei» Einschlafen, ebenso wie das leise, monotone Ticken seiner Uhr. In derjenigen Lage, die ihm durch Gewohnheit die liebste geworden ist, liegt der Mensch in einem immer fester werdenden Schlafe. Die leichten, aber verschwommenen Vorstellungen, welche ihn noch beim Uebergange aus dem Wachen in den Schlaf umschwebten, verdunkeln sich mehr und mehr, das Bewußtsein erlischt bald vollständig. Die Nerven und Ganglien der grauen Hirnrinde, das Instrument unseres Denkens und Empfindens, unserer Impulse, ruht vollständig. Doch halt! Bewegt der Schlafende nicht soeben seine Lippen? Sprach er nicht einige, ganz deutliche Worte? Ein Lächeln flog über fein Gesicht, es erfolgte eine Bewegung feines Armes oder der Hand; Mimik und Phantasie sind nicht ganz unterdrückt. Der Schläfer sieht im Schlafe phantaftifche Erscheinungen, erlebt wunderbare, absonderliche Dinge, Zeit und Raum überspringt er im märchenhaften Fluge, er unterhält sich. Rede und Widerrede glaubt er zu vernehmen, launifch, wirr,, bald neckisch, bald ängstlich, traurig oder furchterregend ist die Reihe seiner Traumbilder. Er selbst weiß Nichts davon: völlig unbewußt erwachen diese Vorstellungen und Erinnerungsbilder, sich eigenartig verkettend, ein Geistesleben ganz für sich.

Da mit einem Male — husch — verstiegt der Traum, wie leichter Nebel, aufgelöst in Nichts. Der Mensch schläft weiter. Nach einer Stunde ist der Schlaf so tief, daß das Erwecken schon kräftige Reize anwenden muß, lautes Anrufen, Helles Licht, derbes Berühren. Allmählich wird der Schlaf von Stunde zu Stunde weniger tief, bei Manchen gegen Morgen fo leife, daß das Geringste sie erweckt, bei Anderen in den Morgenstunden noch einmal tiefer, fester. Endlich blitzt der erste Sonnenstrahl durch die Vorhänge, oder eine Glocke ertönt, oder das Gehirn hat seinem Schlafbedürfnisse genügt -— der Mensch erwacht, und zwar in der Regel ohne ein Uebergangsstudium, ziemlich plötzlich. Damit ist er allerdings noch nicht völlig klar und munter; er muß sich noch einige Momente sammeln uud orientiren, dann aber ist er so wach, sein Gehirn so frisch und funktionsfähig, daß ihm keine Thätigkeit zn fchwer erscheint, und daß es, was in spater Nachtarbeit die abgematteten Nervenelemente nicht bewältigen tonnten, jetzt spielend löst.

„Glücklicher Mensch, der so schlafen kann!" wird vielleicht Einer oder der Andere der geschätzten Leser dieser Zeilen ausrufen, der das Ideal eines Schlafes schon seit Jahren nicht mehr kennt. Und wenn er seine Muskeln noch so durch Gehen, dura, Bewegungen ermüdet, wenn er noch so regelmäßig am „Stammtisch" seinen Schlaftrunk genommen und sich ernstlich bestrebt hatte, an Nichts zu denken oder bis KM) zu zählen — es geht nicht. Ter ersehnte Schlaf, für den er gern die schwersten 5Dpfer bringen möchte, stellt sich nicht ein.

Spät sucht er sein Schlafzimmer auf, iu der sicheren Meinung, „nun müsse er doch müde sein." Er liest zum Ueberflnsse noch etwas recht Lang-

welliges oder Gleichgiltiges. Aber der süße Schlummer kommt nicht oder flieht ihn nach wenigen Stunden schon. Mehrmals in der Nacht macht er Licht und verloscht es wieder, hundertmal wechselt er seine Lage; bald liegt er rechts, bald links, bald auf dein Rücken, bald mit herabhängenden oder erhobenen Armen. Aber ach, der Geist ist's, die Gedanken sind's, die ihn nicht schlafen lassen. Ideen, Pläne, begonnene Arbeiten, Dinge, die am nächsteil Tage erledigt sein müssen, dazwischen kleine und große Sorgen aller Art, verdrießliche Erlebnisse, die man nicht vergessen kann — alles dies läßt das arme, müde Gehirn, das so gerne schlafen mochte, nicht zur Ruhe kommen. Endlich entschlummert es — aber ach — nur für wenige Stunden. Roch ehe der Tag graut, ist der Schlaf wieder vorüber oder nur ganz oberflächlich, von Stadien des Halbschlafes unterbrochen. So naht der Morgen. Aber die Sonne bescheint keinen Glücklichen. Matt und schlaff erhebt sich der Aermste von seinem Lager; seine Züge haben nichts von Erfrischung, sein Wesen zeigt nichts von Erholung. Und so muß er ivieder in die Tretmühle der Tagesarbeit nnd ueuen geistigen Erregung, die das Leben des Tages mit sich bringt.

Uebereinstimmend wird von solchen, die an Schlaflosigkeit leiden, dieser Zustand als eine Pein, als ein Unglück bezeichnet; er wird umsomehr als solches von ihnen empfunden, weil das Leiden in erster Linie geistig hoch-stehende, regsame Menschen befällt. So oft man sich mit solchen Patienten beschäftigte — nnd Verfasser dieses hat gerade diesem eigenartigen Nebel stets ein gewisses Interesse gewidmet, weil seine Ursachen und seine Be-seitigung in jedem Einzelfalle eine intensive psychische Aufgabe stellen — immer hat man den Eindruck behalten, als wenn die „Agryvnie", so lautet der technische Ausdruck, wenn sie auch an sich keine selbstständige Krankheit bildet, doch schlimmer ist, als manche Krankheit. Sie ist ein anomaler Znstand, welcher dem Betroffenen das Tafein verleidet, ihn körperlich und seelisch tief herunterbringen, feine Functionen zerrütten, feine geistige Spannkraft lähmen kann. Tiefe sich Monate und Jahre lang fort-sekende, ungenügende Ruhe der Gehirnsubstanz bildet für die Betreffenden eine Qual, und schon darum erscheint es als eine Pflicht des Arztes und des Menschen, als ein Gebot des Berufs und der Humanität, dazn beizu-tragen, daß diese Aedanernswerthen ivieder zn glücklichen Menschen werden, vor Allem aber, daß sie nicht dem Morphinismus oder sonst durch eigenmächtiges Einnehmen von Schlafmitteln der Eharybdis der chronischen Vergiftnng verfallen, nachdem sie die Scylla der Schlaflosigkeit glücklich umfegelt hatten.

Wer sich mit einer Beseitigung der Schlaflosigkeit befassen will, muß vor Allein auf's Sorgfältigste zu ergründen suchen, woher dieselbe rührt. Jeder Fall liegt in dieser Beziehung anders. Es berrscht darin die größte individuelle Verschiedenheit. Und dies ist sehr wohl begreiflich, da Schlaf-losigkeit durchaus nicht immer das Symptom eines körperlichen Leidens ist,

welches sich ja durch eine Untersuchung sofort diagnosticiren ließe. Sie ist
in den meisten Fällen ein chronischer Erregungs-Zustand der Psyche,
oder — um sich anatomisch-physiologisch auszudrücken — der grauen Nerven-
substanz der Großhirnrinde. Dieser Theil des Gehirnes ist, wie wir mit
Sicherheit wissen, der Sitz der Seelenfnnctionen, des Bewußtseins, unserer
höchsten geistigen Leistungen. Unser Wollen und Empfinden, unser Sinnen
und Denken, die ganze Summe unserer Intelligenz spielt sich hier, wo die
Leitungen der Sinnesreize zusammenlaufen, ab. Hier ordnen diese sich,
hier werden sie gesammelt; hier erwecken sie in den Ganglienzellen Vor-
stellungen; von hier aus werden sie durch Ausläufer derselben auf dein
Wege der Nervenfasern zu den Muskeln geleitet und in Bewegungen um-
gesetzt. Daß die bewußte Empfindung und Bewegung hier sich auslost, bat
der Thierversuch längst gelehrt. Das der grauen Substanz beraubte, zun,
Theil enthirnte Thier frißt nicht mehr aus eigenem Verlangen, geht nur
noch auf Antrieb, stößt sich leicht, fällt öfters, es macht den Eindruck, daß
seine zweckbewußte Intelligenz verschwunden, der Mechanische Impuls und
Nester an ihre Stelle getreten ist. Einen ähnlichen Eindruck macht der sehr
schlaftrunkene Mensch. Auch bei ihm beginnt die Thätigkeit der Großhirn-
rinde sich zu susvendiren; die Zeit, in welcher sie periodisch ihre Functionen
unterbricht — in der Regel die Nacht — naht; die mangelnden Sinnes-
reize erhalten sie nicht künstlich wach, das Gehirn wird nicht mehr durch
geistige Thätigkeit blutreicher. Das Blut strömt aus der Schädelhühle ab,
und es kommt eine Art von vorübergehender Ausschaltung des Gebirns zu
Stande. Was jetzt noch im Körper vorgeht, geschieht gewissermaßen ohne
das Gehirn, nur noch mit Hilfe des Nückenmarks. Auf Reiz der Haut
oder der Schleimhäute erfolgen mechanische Nesterbewegungen, die sich olme
das Bewußtsein vollziehen, obwohl sie anscheinend eine gewisse Zweckmäßig-
keit verratben. Automatisch kratzt der Schlafende die Stelle, die man mit
einer Feder kitzelt, automatisch wendet er sich weg, wenn ihn eine Berührung
unangenehm reizt. Der Wille hat damit Nichts zu thun. Der fest Schlafende
hört die Uhr nicht schlagen, er sieht nicht die vom Mond erhellte Wand,
er riecht nicht eine im Zimmer stehende Blume — oder richtiger ausgedrückt,
die Sinnesreize erregen keine Sinneswahrnehmung; er ist für diese Dinge
„vorübergehend todt", wenn man so sagen darf. Und doch lebt der Körper,
und ununterbrochen gehen seine wichtigsten Functionen, die Athmung, der
Herzpuls, der Blutkreislauf, der ja auch das Gehirn weiter ernähren muß,
die Magen- und Darmuerdauung, der Lymphe-Strom und die Nieren-Ab-
sonderung ihren Gang fort. Knochenmark und Milz produciren weiter die
nöthigen Nlutkürper, die Drüsen sondern ungestört ab, Hellen wachsen und
vergehen. Kein Stillstand in diesem wunderbarsten aller Getriebe. >Der
sympathische Nerv, dessen Leitungen in erster Linie dies Alles in Dbätigkeit
halten, itt es, der ohne den bewußten Willen, ja von ihm unabhängig, den
Mechanismus vor Stockung schützt. Würde diese nur einen Nruchtbeil einer

Minute eintreten, so stände das Leben still. Ter Schlafende weis; Nichts von alledem; ein schwaches Kind gegenüber dem Herrn über Leben und Tod, inachtlos uud ahnungslos, ein Spiel des Zufalles giebt er sich, vertrauend auf ein Wiedererwachen, dem Schlummer hin, dem er nicht länger widerstehen kann. Sein Gehirn, und wenn es noch so geistreich schuf, vermag nichts mehr gegenüber dem gewaltigeren Naturgesetz. Von Ermüdung übermannt, ist er nur noch diesen: unterworfen.

Schlaflosigkeit ist meistens das Resultat der Lebensweise, der Lebensverhältnisse, gewisser Nerufsarten und Gewohnheiten. Diese zu ermitteln, die Summe aus ihuen zu ziehen, nachdem man dem ersten Entstehen und der Entwickelung des Leidens nachgespürt hat, dasjenige Moment ausfindig zu machen, welches gerade diesem Menschen den für seine Eristenz uuentbehrlichen Schlaf stört und raubt, das ist eine Aufgabe, die es verlangt, daß man sich in die Eigenart dieses Naturells, iu die Eiuzelheiten seines Denkens und Empfindens versenkt, nüt seinen Lebensschicksalen und Herzensangelegenheiten vertrauter macht. Fast Jeder, der an Schlaflosigkeit leidet, hat Etwas, wo ihn der Schuh drückt: Ueberreizung und Ueberanstrengung mit allzustarker geistiger, zumal abendlicher Arbeit, uuzweckmähige Lebensweise in Bezug auf Ernährung oder Muskelthätigkeit, Erregungs- oder Depressionszustände, Affecte freudiger, aufregender Art oder niederschlagende Stimmuugeu, Angst, Furcht, Sorge, Kummer — Alles dies kann in Frage kommen, wenn es sich darum handelt, die Ursache der Schlaflosigkeit zu ermitteln. Dies ist ganz nnmöglich ohne das Vertrauen und die Offenheit der Patienten, unmöglich ohne eigenes Nachdenken und Abwägen, ohne ein Sich-Versenken in dessen Stimmung und Situation.

Wer nicht jeden derartigen Fall individuell betrachtet, wer die Mühe scheut, den Wurzeln des Uebels nachzugraben, der darf sich nicht wundern, wenn ein handwerksmäßig niedergeschriebenes Necept oder einige allgemeine Verordnungen keinen rechten Erfolg haben, wenn ein Mittel das andere vergeblich ablöst. Nichts verträgt weniger eine schablonenhafte Therapie, als die Schlaflosigkeit. Ja gerade sie verlangt in den meisten Fällen, obwohl sie nur indirect als ein Leiden des psychischen Eentralorganes angesehen werden kann, ein Eingehen auf die psychischen Verhältnisse, aus denen es entstanden ist, und demgemäß auch zum Dheil eine psychische Behandlung. Alles dies ist aber nicht im Handumdrehen zu erreichen; es kann nur das Product vorsichtigen Abwägens uud Nachforschens sein. Dem Patienten muß selbst darau liegen, den Arzt auf die richtige Spur zu bringen, ihn nicht durch Nebensächliches abzulenken oder zu verwirren. Klar, nüchtern, streng wahrheitsgetreu muß er über seiu bisheriges Leben berichten. Nichts verschweigen oder zusetzen. Nichts übertreiben oder beschönigen. Erst aus der körperlichen Lebensweise, der Art und Dauer der Beschäftigung, dem Beginn der Nachtruhe und der Aufstehezeit, der täglichen Kost, der Bewegung im Freien, dem Sitzen am Schreibtisch, gewissen Liebhabereien und

Sport-Thätigkciten, den bisherigen Gesundheitsuerhältnissen und Körper-
functionen baut sich dein Arzt die Grundlage auf. Und auf dieser fußend,
»ms; er weiter das ganze bisherige psychische Verhalten ermitteln, sich klar
machen, was den Betreffenden erregt und bewegt, ihn erfüllt und bekümmert,
kurz, was ihm die Ruhe raubt. Irgend etwas findet sich immer, was daran
Schuld ist, daß die graue Substanz, jener Mantel, der sich in zahlreichen
tiefen Falten und Windungen um den weißen Kern des Gehirns lagert,
in unnatürlicher Erregung bleibt, den Menfchen nicht fchlafen läßt, während
jeder gesunde Normal-Mensch sich in den wohlverdienten acht Stunden
Schlafes, in denen er zur „Refler-Maschine" herabgesunken ist, erholt und
zu neuer Arbeit neue strafte sammelt.

Gerade aber, weil jeder Fall anders liegt, in dein einen die körper-
lichen, in dein anderen die geistigen Ursachen überwiegen und alle die größten
Variationen darbieten, lassen sich allgemeingiltige Vorschriften nicht geben.
Man kann nur sagen: Je mehr es gelingt, mit natürlichen Hilfs-
mitteln wieder einen natürlichen Schlaf herbeizuführen, also mit den ein-
fachsten hygienischen und diätetischen Maßregeln, desto besser ist es.
Welche man zu wählen hat, richtet sich ganz nach den Ursachen. Rübe,
Enthaltung von spätabendlicher Geschäftsthütigkeit, angemessener Wechsel
zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Arbeit des Geistes, des Geschmacks,
der Technik, zwischen Schaffen, Neproduciren, liefen. Schauen und Hören,
Unterhaltung und harmlofem Spiel, alles dies sind nur allgemeine Gesichts-
punkte. Man wird dafür sorgen, daß der Betreffende nicht zu spät sein
Abendessen einnimmt, daß er seine Verdauung in Ordnung hält. Longesrionen
nach dem Xopfe wird man durch ein ableitendes Verfahren bekämpfen. In
große Wanne des Schlafzimmers, zu starke Bedeckungen im Bett, Unzweck-
mäßigkeiten im Arrangement desselben wird man beseitigen, die Gewohnheit,
im Bett zu lesen oder ein Nachtlicht zu brennen, abschaffen müssen. Man
wird auf tägliche Bewegung in freier Luft, auf das Zustandekommen einer
tüchtigen Muskelermüdung achten.

Aber fast noch mehr wird man auf den Geistes- und Seelenzustand
des Betreffenden einzuwirken haben, und das ist oft fehr fchwer. Denn
auf diesen wirken Dinge ein, die der Betreffende selbst oft mit dem besten
Willen nicht ändern kann. Wenn sich das 'ganze Sinnen und Trachten
eines Menschen auf eine Lebensaufgabe oder eiu großes künstlerisches
Werk concentrirt, wie das Schaffen einer Oper, einer Symphonie, eines
Dramas, wenn die Nerven durch eine Musik erregt sind, wenn eine gewagte
Speculation den Menschen in die höchste Spannung versetzt, sein Schicksal
vor irgend einer wichtigen Entscheidung steht, Angst, Hoffnung, Ungewißheit
ihn erfüllen, Kränkung, Zurücksehung, Mißgeschick, Unglück sein Herz er-
füllen, dann spielen diese psychischen Affecte auch in die Nacht hinein. Der
Schlaf wird nnruhig, oberflächlich, kurz dauernd, ja er kommt überhaupt
fchwer zu Stande. Hier läßt sich leicht sagen: „Wirf es von Dir, was

Dich beschäftigt, unterlasse es, vergiß es!" Das Leben und Streben ist
oft viel »nächtiger, als daß der Nath des Arztes dagegen ankämpfen könnte.
Oft genügt der feste Wille des tranken, alle Regungen, die sein Gehini
in angespannter Thätigkeit erhalten, zu unterdrücken, auf Tas und Jenes zu
verzichten, sich mit Thatsachen abzufinden, unnöthige Grübeleien zu unter-
lassen. Ein gewisses leichtlebiges Vertrauen auf das „Morgen", ein „Ver-
schlafen" feiner Kümmernisse, Sorgen und Projecte, eine Selbstbeherrschung,
die selbst im Sturme fest und sicher das Steuer hält, das sind Eigenschaften,
die über manche Schlaflosigkeit hinweghelfen.
Daß ein Gläschen Puusch, ein Glas „bestes Vayrisch" schaden konnte,
wird wohl Niemand ernstlich behaupten. Ter Segen des sehr maßvoll
genossenen Alkohols besteht gerade darin, daß er das Gehirn leichter in Schlaf
bringt, die Seele über augenblickliche Verstimmungen erhebt, das Gemüth
erheitert, beruhigt. Unangenehmes für einige Zeit vergessen läßt. Diese
kleine Erholung des Gehirns ist für den Vemittelten eine ebensolche Wohl-
that, wie für den Armen der Lethe-Trank, den er aus dein Schnapsgläschen
zu sich nimmt. Es wird heut mit Recht sehr viel gegen Trunksucht gepredigt
und für Mäßigkeit agitirt, aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten,
wollte man einen sogenannten „Schlaftrunk", der den solidesten Menschen nicht
zum Trinker machen wird, verurtheilen. Für Jemanden, der an Schlaf-
losigkeit leidet, ist dies minimale Quantum Alkohol oft besser, als jede Arznei.
Zahllos ist die Menge der Schlafmittel, welche gegenwärtig fabricirt
werden und als Medicamente von oft fehr bedenklicher Wirkung viel zu leicht
in die Hände des Publicums gelangen. Es werden alljährlich fo viele
Menschen durch dauernde Gewohnung an solche Mittel, von denen znr Er-
zielung von Schlaf immer steigende Tosen genommen werden müssen, zeit-
lebens siech, es sterben alljährlich so Zahlreiche an den Nebenwirkungen
hvvnotischwirkender Präparate, daß sich jeder Schlaflose den ersten Schritt
auf dieser Nah« reiflichst überlegen sollte. Nicht genug kann davor gewarnt
werden, sich ohne genaue ärztliche Verordnung und Lontrolc selbst mit Schlaf-
mitteln zu behandeln; die Verantwortung ist eine große, denn man fpielt
mit der Gesundheit und dem Leben.
Ob überhaupt ein Schlafmittel anzuwenden ist, welches gerade für
diesen Organismus das geeignetste, welches in Anbetracht des Herzens, des
Gehirns, der Gefäßwände, des Magens und Tarms, der Leber und Nieren
das unbedenklichste ist, das kann nur der Arzt entscheiden. Nnr er kann die
Dosirung für jeden Patienten dann genau feststellen, nur er bestimmen, wie lange
und in welchen Pausen das Mittel genommen werden darf. Er ist im Staude,
die Wirkungen, die es entfaltet, zu überblicken, gefährlicher Aeeinflnfsung
des Herzens, des Vlutes u. f. w. vorzubeugen, fchwere Nebensvmptome, die
sich nicht immer voraussehen lassen, zn verbitten oder rechtzeitig zn bekämpfen.
Ein Mensch, der auf eigene Faust sich ein beliebiges Mittel, von dem
er gerade gebort oder gelesen hat, verschafft, es ohne Weiteres einnimmt

und wiederholt gebraucht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dies die schwersten Folgen hat. Das bekannteste Beispiel für die Schädlichkeit un-eontrolirten Selbstmedicinirens ist das Morphium. Es ist so leicht, so verlockend, so überaus einfach: Ein kleines Pulver in einem Glas Zucker-wasser, oder eine kleine Einspritzung unter die Haut, und der lang ersehnte Schlaf kommt. Das Erwachen ist zwar oft unangenehm, dumpf, matt; auch fehlt es nicht an unerwünfchten Erscheinungen nach der Morphium-Injection, wie Erbrechen, Ohnmacht und dergl. Allein das schreckt Manchen nicht ab. Das Morphium wird fortgefetzt; bald muß die Dons verstärkt werden, um diefelbe Wirkung zu erzielen. Nicht lange, und abermals ist eine Steigerung nothwendig. Endlich erfchrickt der Patient selbst über die Höhe der Einzel-gabe. Er will aufhören, diefe Behandlung abbrechen, allein es ist nicht mehr möglich; die Zeichen der chronifchen Morphium-Bergiftung, Abmagerung, Blutarmuth, Schwindel, Zittern, geistige Störungen treten auf, ja felbst die ursprünglich gerade bekämpfte Schlaflosigkeit. Plötzliche Entziehung des ge-wohnten Medicamentes erzeugt, wenn sie nicht in einer Anstalt unter ärzt-licher Eontrole geschieht, noch schwerere Krankheitssmuptome, und so kehrt der unglückliche Morphinist wieder zu seiner Eelbstbehandlung zurück, um ihr schließlich zu erliegen.

Nicht minder bedenklich wird oft das eigenmächtige Erperimentiren mit einem bekannten Nervenberuhigungsmittel, dem Nromkalium. In vor-sichtig berechneten, mäßigen Dosen, unter Leitung des Arztes, genommen, von oft geradezu erlöfender Wirkung bei nervüfer Erregung, erzeugt es bei längerem Gebrauch größerer Dofen Mattigkeit, Muskelfchwäche, geistige Ab-stumpfung, Nachlaß des Gedächtnisses, Schlingbeschwerden, der Appetit läßt nach, und die Verdauung wird gestört. Ist das Bild des Bromismus auch nicht in allen Fällen ein so schweres, so ist es doch ernst genug, um auch hier vor Mißbrauch zu warnen. Am wenigsten schaden in dieser Beziehung noch die künstlichen Bromwässer, welche mehrere Bromsalze in kleiner Dosts und guter Zusammensetzung enthalten und für leichtere Fälle von Schlaflosigkeit, die auf nervöser Ursache beruhen, ausreichen.

Das richtige Mittel für den betreffenden Patienten zu finden, ist nur möglich, wenn man den Grund feines Leidens und feine Constitution genau berücksichtigt.

Sind körperliche Leiden und Schmerzen Schuld an der Störung des Schlafes, fo muh man diese zu beseitigen suchen nnd außerdem solche Mittel wählen, welche zugleich schmerzstillend und dadurch indirect schlafbringend wirken. Liegt abnorme Erregung der grauen Substanz der Hirnrinde vor, fo wird man beruhigende, direct auf die Nervencentren wirkende Mittel vor-ziehen; wieder in anderen Fällen wird sich der Arzt zu anti-neuralgischen Mitteln entschließen oder rein narkotisch wirkende Arzeneien geben. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß er in schweren Fällen zur Hypnose, trotz deren Bedenken wegen der dadurch leicht zurückbleibenden Neigung zu Katalepsie,

seine Zuflucht nimmt, wenn er auf keine andere Weise einen Schlaf herbei-
führen taun; daß er fogar, um einen unbedingt uöthigen Schlaf zu er-
zielen, wenn es sich um Befeitigung eines schmerzhaften Uebels handelt, das
Chloroform anwendet.
Zahlreiche Mittel sind im letzten Jahrzehnt erfunden und angewendet
worden; es gab eine Zeit,- wo man im Ehloralhydrat die Erlösung gefunden
zu haben glaubte; bald erschien das Paraldehnd, dein Sulfonal folgte das
Somnal; von anderer Seite wurde das Ehlomlamid und das Amylenhydrat
als Panacee gepriesen, wieder von anderer das Urethan und Hypnon. Man
hat Coden, und Narcem versucht, Ccmnabin und Cannabinon, Hyoscin und
Hyasciamin — kurz, schon die Aufzählung der Mittel, die genügend lange
zu erproben, die ärztliche Welt oft kaum Zeit hatte, vermag fchon zu verwirren.
Jedem der genannten Präparate wird für die eine oder andere Art von
Schlaflosigkeit höherer Erfolg zugeschrieben. Eines wirkt schneller, eines
langsamer, eines nur bei Gesunden, das andere nur bei Irren, eines nur
für kurze Zeit, das andere für eine ganze Nacht, das eine verursacht keine
störenden Nebensmuptome, das andere kann schwere Vergiftungserscheinungen,
ja, selbst deu Tod herbeiführen. Die Meisten sind stark wirkende, fabrik-
mäßig hergestellte, mit allen Hebeln des industriellen und commerciellen Be-
triebes in den Verkehr gebrachte Präparate, aus denen der gewissenhafte
Arzt mit Vorsicht seine Auswahl treffen muß. Denn ihm fällt, wenn sich
ein Unglück ereignet, die Verantwortlichkeit zu, was schon im Krankenhause
unangenehm, in der Privatvmris aber geradezu ein schwerer Schlag sein
kann. Um wie viel gewagter ist der Gebrauch solcher Mittel in der Hand
des Laien! Man erinnere sich nur, wie viel Schlimmes schon der Mißbrauch
des Antipnrin, Äntifebrin und Phenacetin, des Salicyl und Cocain bewirkt
hat, und man wird begreifen, daß es thöricht ist, gefährliche Experimente
am eigenen Körper vorzunehmen.
Es würde unconsequent sein, wenn man hier Winke für den Gebranch
der genannten Mittel geben wollte. Der Schlaflofe lasse die Hand davon
und überlasse die Entscheidung seinem Arzt.
Berücksichtigt man die Ursachen, zu deneu auch chronische Vergiftungen
gehören (Blei, Quecksilber, Alkohol, Nicotin), forscht man nach, ob zu starte
Getränke (Kaffee, Dhee) genossen werden, ob körperliche Leiden vorliegen,
ob geistige Ueberanstrengung oder zu große geistige Uutbätigkeit, rauschende,
unausgesetzte Vergnügungen oder anhaltende Gemüthserregung, Einfluß des
Alters oder bestimmte Beschäftigungen — kurz, vermag man das Wefen
der Schlaflofigkeit festzustellen, so ist deren Behandlung meist erfolgreich.
Man wird dann weder in den Anordnungen über das ganze Verhalten uud
die Lebeusweise, noch in der Wahl künstlicher Mittel einen Mißgriff be-
gehen und die Freude erleben, einem fast verzweifelten Menfchen die lange
entbehrte Nachtruhe wiedergegeben zu haben.

Tage und Nächte im milden Norden.

Eine Nachtfahrt durch Norwegen,

von

Paul Lindau.

— Vrezden. —

as ^acuri»F ist der kostspieligste, aber auch der dankbarste Lurus. Eine Fahrt auf der Jacht in schöner (legend und angenehmer Gesellschaft — eine reizvollere Art des Reifens giebt es nicht. Frei von allen tyrannischen Vorschriften, von festgefetzten Stunden der Abfahrt und des Aufenthaltes, sogar in souveräner Unabhängigkeit von den willkürlichen Launen des Wetters, lediglich dein Gebote der eigenen Neigung unterthan, dampft man auf dem eleganten Fahrzeug, zu dem man bald in ein gemüthliches, fast vertraulich zärtliches Verhältnis; tritt, nach eigener Bestimmung dem selbst gewählten Ziele zu, rastet unterwegs, wenn irgend eine ernste Verlockung sich darbietet, bleibt, wo man null und so lange man will, und fährt weiter, wohin man mag. Die Gesellschaft ist klein, auserwählt, harmonisch. Man bleibt unter sich. Jede Belästigung durch unberufene Schwätzer, durch anspruchsvolle Nachbarn ist ausgeschlossen. Mit einen» Worte: die Jacht steht zu allen übrigen, auch den denkbar bequemsten Locomotionsmitteln in demfelben Verhältnis; wie der Viererzng zum Courierzug.

In den letzten Tagen des Juni stieg ich in «iel an Bord der Dampfyacht ,Minä ot' Kouuui". Wir waren im Ganzen nur vier Passagiere: Herr Louis Meyer-Dresden, der mich zn der Fahrt nach Norwegen eingeladen hatte, ein liebenswürdiges internationales Ehepaar, das seinen Wobnsitz in Baden-Baden hat, und ich. Dazu kamen noch zwei Diener und die Bemannung von vierzehn erfahrenen Seeleuten, alfo Alles in Allein zwanzig Seelen. Die >.)Iaiä of Iioiwui^' gehört nicht zu den „historischen" Machts,

wie sie sich europäische Herrscher und begnadete Glückskinder der Alten und Neuen Welt zu ihrem Vergnügen haben bauen lassen können; aber unser Boot nimmt mit seinem Gehalt von 185 Tons und seiner vorzüglichen Maschine, seinen luftigen Salons, seinen bequemen und geräumigen Kajüten, bei einer Geschwindigkeit von zwölf Teemeilen in der Stunde, unter den mittleren Privatdampfern eine immerhin refpectable Stellung ein.

In der Kieler Bucht herrschte damals ungewohntes Leben. Die großen Segelregatten, denen das Kaiserpaar auf der „Hohenzollern" beigewohnt hatte, hatten just ihr Ende erreicht. Selten ist mir der Begriff der Majestät, der Herrschermacht zu klarerer Anschaulichkeit gekommen. Wer je ein Panzerschiff gesehen hat und weiß, mit welcher grandiosen Schwerfälligkeit sich diese erschrecklichen Kolosse bewegen, welche Fülle von beseeltem und todtem Material diese stählernen Riesenleiber bergen, der wird auch den Eindruck nachempfinden, den die Vereinigung der mächtigsten Fahrzeuge unserer Panzerflotte in dem verhältnißmäßig knappen Raum des Kieler Wassers auf den Beschauer üben mußte. Auf den Wink des Einen, der mit ruhiger Befriedigung lächelnd auf der Brücke der „Hohenzollern" stand, waren all diese fürchterlichen schwimmenden Megatherien, deren Anblick Bewunderung und Schrecken einflößt, gehorsam, wie wohldressirte Hausthiere auf den Pfiff des Herrn, herbeigeeilt und harrten weiterer Befehle.

Auch die Nordlandfahrten sind durch unfern jungen Kaiser erst in rechten Schwung gekommen. Die klugen Leute von Chicago wußten ganz genau, was sie thaten, als sie Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um den Kaiser zum Besuch der Ausstellung zu veranlassen. Der Procentsatz der ehrlichen Reisenden — ich meine die Leute, die aus wirklicher Wanderlust sich auf den Weg machen, die ihnen unbekannte Naturschöuheiten kennen lernen und mit wahrem Interesse andere Leute als ihre gewöhnliche Umgebung aufsuchen wollen, — ist doch beschämend gering. Das Reisen ist zur Modesache geworden, und unser Kaiser hat das Seinige gethan, um Norwegen modern zn machen.

Die norwegische Reise, wie sie der nicht besonders begünstigte Sterbliche inachen muß, sei es auf dem unendlichen Landwege mit fragwürdiger Verpflegung, oder zu Wasser ans den langsamen uud langweiligen Küstendampfern, denke ich mir ziemlich beschwerlich. Ob da die Genüsse ini richtigen Verhältnis; zu den Anstrengungen, Entbehrungen und Kosten stehen, wage ich nicht zu entscheiden. Bis jetzt scheint übrigens doch noch ein ziemlich starkes Mißtrauen zu herrschen. Norwegen wird auch heute noch fast ausschließlich von reisewüthigen Engländern und wagelustigen Amerikanern, welche die Kunst des Verzichtes auf Eomfort zur Virtuosität herausgebildet haben, besucht. Selbst die benachbarten Schweden und Dänen sind spärlich vertreten. Die Zahl der deutschen Reisenden bat sich allerdings vermehrt, ist aber immerhin noch nicht übermäßig stark. Die Russen sind weiße Raben, und die lateinische Nasse fehlt fast ganz.

Neuerdings sind zu größerer Veouemlichkeit der Verguügungsreiseuden besondere „Ercursionen" iu Cook'scher und Stangen'scher Art eingerichtet worden. England rüstet alljährlich mehrere solche Touristendampfer aus. In diesen, Jahre hat Deutschland zum ersten Mal die „Augusta Victoria" nach dein Nordcnp abgehen lassen. Diese Art des Reifens hat ja gewiß ihre Annehmlichkeiten. Zunächst ist es uerhältnißmäßig billig. Man hat gewissermaßen Fabrikpreise. Die Verwaltung spielt Vorsehung, man hat für Nichts zn forgen, hat gutes Unterkommen und gute Verpflegung und das größte Sicherheitsgefühl, da das beste menfchliche und mechanische Material zur Verwendung kommt. Aller Segen kommt von oben; es werden Einem sozusagen die Zähne geputzt. In relativ kürzester Zeit sieht man alles Hauptsächliche; man kann es wenigstens sehen, wenn das Wetter gut ist. Aber diesen Vergnügnngszüglern geht es ähnlich wie den Bergsteigern, die besondern Werth darauf legen, daß auf ihrem Alpenstock so und soviel Namen mehr oder minder schwer erreichbarer Gipfel eingebrannt werden, die damit fchon zufrieden sind, und denen es ziemlich einerlei ist, ob sie da oben herrliche Aussicht oder dichten Nebel gehabt haben. Von den braven Leuten sind eben viele in Rom gewesen, ohne den Papst gesehen zu haben. Vei diesen Vergnüguugsschwärmen muß jede individuelle Regung des Reifenden erstickt werden. Die obere Organisation lenkt eben Alles. Gerade wie mau beherbergt und beköstigt wird, wird man auch mnüsirt: heerdeuhaft. Es ist ein Table d'hote-Genuß. Man vertauscht sein Actiuum gegen ein allgemeines Passiuum.

Gerade iu Norwegen ist aber die Wahrung der Freiheit von unberechenbarem Werthe. Denn gerade hier giebt es eine ganz erhebliche Anzahl von sogenannte« „Punkten, die man gesehen haben muß", und bei denen der Führer einer großen Vergnügungscolonne pflichtschuldig Halt zn machen hat, die man aber thatsächlich wirklich nicht zu sehen braucht, weil fie dem, was wir gesteru schon gesehen haben oder morgen unbedingt werden sehen muffen, wie ein Ei dem andern gleichen. Denn ehrlich gesagt, Norwegens Natur, so großartig sie ist, ist iu ihrer Erhabenheit doch monoton, und der französische Dichter sagt mit vollem Recht: ,.I/6nnui nayuit un M,r cw I'lmitormitd."

Ich weiß, daß ich da einen Satz ausspreche, der mich in den Augeu der skandinavischen Naturfanatiker auf das verächtliche Niveau der Reifenden niederer Gattung herabdrückt. „Jawohl!" ruft einer dieser Heißsporne aus, „Norwegens Natur ist monoton, aber monoton wie eine Veethoven'sche Symphonie." Das klingt wie Etwas, in der That ist aber gar Nichts damit gesagt. Eine Veethoven'sche Symphonie dauert etwa soviel Minuten, wie eine Reise durch Norwegeu Tage. Und gerade die Zeit ist das Wesentliche: die tagelang währende gleichmäßige Erhabenheit. Ich würde mich auch bedanken, wenn man mir zumuthete, vier Wochen lang täglich drei Stunden Veethoven'sche Symphonien zu hüreu.
.

Die einförmige Großartigkeit des nordischen Naturwunders Europas
wird um so fühlbarer, als das Schauspiel, das uns geboten wird, nicht
kunstgerecht componirt ist. Wie anders der Mlowstone Part! Was übt
da die mächtige erschütternde Wirkung der Gesammtheit? Die gewaltige
kunstgerechte Gliederung und Steigerung: von den Terrassenbauten inMammoth
Hot Spring über die Geyserfelder von Norris zu den Niesengeysern am
Firehole River mit dein kolossalen Abschluß des buntfarbigen Niesencanyons,
in das die herrlichsten Wasserfälle der Welt brausend hinabstürzen.
Dieser wahrhaft drmnatifche Aufbau, diese unvergleichliche Steigerung ^
liier in Norwegen fehlt sie gänzlich. Kaum sind wir an der norwegischen
Küste gelandet und in das erste Fjordgebiet von Hardanger mit seinen
Seitengassen eingebogen, so wissen wir auch schon ungefähr Alles, was uns
das herrliche Land an gewaltige« und eigenartigen Schönheiten zu bieteu
vermag. Wir haben fogleich den prototypischen Fjord gesehen. Alles
Folgende ist nur noch eine Frage des Mehr oder Weniger des bereits
Gesehenen.
Die Fjordbildung ist das Charakteristische der norwegischen Natur.
Nur Ignoranten können behaupten, daß sie auf der Welt nicht ihresgleichen
habe. Die Nordwestküste des amerikanischen Festlandes zeigt vielmehr ganz
genau dieselbe Bildung. Die Küsten des nördlichen Washington und des
canadischen Columbia weise» geologisch die der norwegischen Fjordbildung
durchaus analogen Züge auf. Die Strait of Juan de Fuca, der Gulf
of Georgia, der Puget Souud u. s. w. können als typische „Fjords", die
kleinen abgespülten Inseln, sowie die großen, Vancouver, Queen Charlotte
Island u. s. w., als typische „Schäreu" bezeichnet werden. Das Wasser
hat sich hüben wie drüben mit kolossaler Gewalt in das Land hineingezwängt,
sich mehr oder minder breite Gassen ausgespült und dadurch größere und
kleinere Stücke vom Festlande zu selbstständigen Inseln abgerissen. Diese
Sackgassen des Wassers, die von wildzerklüfteten Felsen umrahmt sind, sind
eben die Fjords. Die durch das Wasser vom Festlande losgerissenen größeren
Inseln und kleineren Werder, diese felsigen Eilande, die ihre westliche Front
gegen den unermeßlichen Ocecm richten und sich östlich dein Festlande zu-
wenden, sind die sogenannten Schären, -— die natürlichen Vollwerke, die
die gütige Natur längs der norwegischen Küste zu deren Schutz gegen Sturm
und Brandung errichtet hat. Während es draußen im freien Meere wüthet
und tobt, ist die Wasserstraße zwischen den Schären und dein Festlande
kaum bewegt. Und fast die ganze lange Fahrt von Stauanger, wo das
Charakteristische der norwegischen Natur beginnt, bis zum Nordcap hiuauf,
wo überhaupt Alles aufhört, also vom 59. bis zum 71. Grad nördlicher
Breite, kann man nahezu völlig uubehelligt von den Tücken des ^ceans in
großer Gemächlichkeit zurücklegen.
Die Fahrt ist lang! In den ersten Tagen ungemein reizvoll und
schön. Aber das Vergnügen dauert wirklich ein bischen zu lange! Nicht

auf Stunden, auf Tage und Wochen hat man denselben Anblick auf die-
selbe Scenerie, die schließlich auch den genußfreudigsten Menschen einiger-
maßen abspannt. Mitunter gehurt eine gewisse Tapferkeit dazu, um gegen
die sich immer vernehmlicher regende Enttäuschung siegreich anzukämpfen.
Besonders an trüben Tagen, die in diesen Regionen auch in den kurzen
Sommermonaten keineswegs selten sind, wenn unter sackgrauem Himmel
das farbenarme, gran schillernde Wasser ölig träge dahinschleicht, die tief-
hängenden Wolken die Häupter der Berge wie mit einem düstern, schwarz-
grauen Schleier umhüllen, die Aussicht beengen und verhängen, Hort der
Spaß auf.

Beleuchtung ist hier Alles. Die gewaltige poetische Bedeutung des
erste» Schopferwortes: ,,In»t lux!" wird dem menschlichen Gemüthe nirgends
so eindringlich und verständlich wie hier. In der Sonne ist Alles schön,
ohne Sonne Alles häßlich. Tic Sage, daß der sonnige Gott Baldur vom
blöden blinden Hödur meuchlings erschlagen, uud daß mit dem lichten Valdur
alle Freude und Heiterkeit auf Erden erstorben fei, lernt man erst recht
verstehen, wenn man Norwegen ohne Sonne gesehen hat. Und erst hier
begreift man die wahre Bedeutung des leidenschaftlichen Verlangens, das
den unglücklichen Helden der Ibsen'schen „Gespenster" bis zum letzten Augen-
blicke verzehrt: „Mutter, gieb mir die Sonne! Die Sonne!"

Das unfreundlich grämliche Licht eines sonnenlosen Tages hat indessen
auch sein Gutes. An einem solchen Tage ahnt man wenigstens die graue
Freudlosigkeit des Nordens, man begreift die verstimmende Rückwirkung der
nordifchen Natur auf das menschliche Gemüth, die düstere Weltanschauung
der modernen nordischen Dichter. Man fühlt das Grauen der langen
Winternacht.

Ist aber die Sonne da, so kommen wir aus der Ueberraschung, aus
dem freudigen Erstaunen über das völlig Unerwartete der norwegischen
Landschaft gar nicht heraus. Der gewaltige Wohlthäter der nordischen Küste,
der Golfstrom, der durch die Fluchen des Oceans den Gruß von den Palmen,
Mandeln nnd Eitronen Floridas nach dem Polarkreise wälzt, wirkt hier doch
noch viel stärkere Wunder, als wir sie uns in unseren kühnsten Träumen
vorstellen konnten. Hier uuter dem Breitengrade der Bchringsstraße, wo
im ganzen Osten Europas und in der Neuen Welt Alles in Schnee und
Eis starrt, zaubert der warme Athem dieser Fluthung die wunderlieblichste
Amnuth und Freundlichkeit des beglückten Südeus hervor. Bis in die
Polarzone hinauf fehen wir kräftige Vegetation, üppige Laubbäume, blühende
Rosen. Im Hardanger Fjord und noch höher hinauf, in Molde, das schon
auf dem Nreiteugrade des nordlichen Alaska liegt, fühlt man sich an die
lachenden Gestade der italienischen Seeen versetzt. Es ist wunderbar, aber
es hat etwas Unheimliches. Und es ist doch eigentlich nicht gerade das, was
man hier sucht. Italienische Seeen findet man wohl noch unverfälschter und
rationeller in Italien, als in der Nachbarschaft des nördlichen Polarkreises.
>

Diese Uebermschung bleibt auf der ganzen langen Fahrt bis zu den
Lofoten hinauf unfer steter Reisebegleiter. An jedem schonen Punkte, den
unser Blick trifft, hört man Diesen oder Jenen begeistert ausrufen oder
sagt's auch wohl selbst laut oder leise: „Das ist ja der Eomer See, der
Künigsfee, das Nerner Oberland mit einer Wasserstraße, der Vierwaldstätter
See!" Es ist eben alles Mögliche, nur uicht Norwegen, wenigstens nicht
das Norwegen, wie wir es uns gedacht haben.
Den Weg von Kiel nach Kopenhagen legten wir bei günstigem Wetter
zurück. Es ist wie eine Fahrt auf einem Flusse. Das Ufer bleibt fast
beständig in Sicht. Wir begegneten zahlreichen Schiffen und verbrachten einen
Ferientag, wie ihn sich der abgehetzte Städter nicht angenehmer denken kann.
Von Kopenhagen, das ich übrigens von früher her schon kannte, bekam
ich diesmal nicht viel zu sehen, nicht einmal das Thorwaldsen-Museum.
Wir hatten schlechtes, regnerisches Wetter. Die Leute, mit denen wir zu-
sammentrafen, waren ungemein artig, aber sie legten sich doch uns Deutschen
gegenüber eine besondere Zurückhaltung auf. Die Ausweisung der dänischen
Schauspieler aus Schleswig hatte wieder recht überflüssiger Weise eine starke
Verstimmung gegen alles Deutsche hervorgerufen. Daheim merken wir's
kaum, wir erkennen es erst an Ort und Stelle, welche Kreise so ein thörichtes
in den Brunnen geworfenes Steinchen zieht. Uns Deutschen scheint die
beneidenswerthe Gabe, sich beliebt zu machen, nur recht kärglich zugemessen
zu sein. Wir bringen es in der Fremde wohl zu einer angesehenen, ja
respectgebietenden Stellung; herzliche und warme Sympathien erwerben wir
uns selten. Gerade deshalb wäre es doppelt wünschenswerth, wenn von
oben herab Alles vermieden würde, was die Antipathie gegen das Teutsch-
thum im Auslande stützt und stärkt. Deutschlands Machtstellung wäre gewiß
nicht erschüttert worden, wenn in Hadersleben ein paar fragwürdige Mimen
in der Sprache des „tappern Landsoldaten" ibre Künste producirt hätten,
und die bedenklichen Folgen agitatorischer Unitriebe, wie sie durch ein paar
herumreisende Komödianten überhaupt ausgeübt werden können, wären wohl
auf einfachere und wohlfeilere Art zu bekämpfen gewesen, als durch eine
Maßregel, die alle Dänen gegen unsere in ihrer Mitte wohnenden deutschen
Landsleute aufhetzt.
Auf dem Kattegat batten wir wiederum das herrlichste Wetter, frisch
und sonnig. Das Wasser war spiegelglatt, tiefblau wie das Mittelmeer
und belebt wie der Boulevard. Unzählige große nnd kleine Fahrzeuge,
Segler und Dampfer, kamen an uns vorüber, oft so nahe, daß wir gegen-
seitige Grüße austauschen konnten. Namentlich der Abend mit herrlichem
Sonnenuntergang war wundervoll. Es war ein Tag, so still, so friedlich
schön, so beruhigend heiter und anregend, wie man ihn eben nnr auf dem
Wasser verbringen kann.

>.2H Paul lindau i» Dresden.

In der Nacht war unsere Jacht in das häßliche Wasser des Skager Nacks eingelaufen. Die harten kleinen tückischen Wellen entfesselten bei unserer ,,Ä»iä ol Kanoni" eine Eigenschaft, die uicht gerade angenehm war: die Tanzlust. Sie ließ sich hin und her werfen, daß es nur so eine Freude war.

Die Wellen klatschten schallend an die Luke und verdunkelten immer wieder die Kajüte. Und als ich mich vom Lager aufrichtete und durch die Oeffnuug blickte, sah ich die wohlbekannte häßlich fchwarzgraue Farbe, die weißen Schaumkämme, die deutlichenAnzeichen fürdie ungemüthlicheStimmung des Meeres. Unausgesetzt schlugen die Wellen an die Nippen des Schiffs und übersprangen den Nord. Wir Alle befanden uns, ohne gerade seekrank zu sein, doch in der widerwärtigen Berkaternng, die für die Bewunderung der Naturschünheiten unempfänglich macht. Erst in der Abendstunde, als wir den norwegischen Lootsen an Nord nahmen, mich das Unbehagen, und in guter Stimmuug liefen wir nach zehn Uhr in den Hafen von Stauanger ein. Ter durchaus südlich wirkende Charakter der freundlichen Stadt er- regte in mir noch geringes Erstaunen. Ich dachte: wenn nur unr erst ein wenig weiter nordwärts kommen, wird es schon noch anders werden.

Wir ankerten zwischen zehn und elf Abends. Es war noch hell, und es berrfchte volles Tagesleben. Tutzende von Nooten waren, als uufere Jacht sichtbar geworde» war, vom Lande abgestoßen, umkreisten uns und begleiteten uns, bis wir Halt machten. Auf einem der kleinen Voote saßen sieben junge Mädchen, die sehr hübfche Lieder fangen, auf einem anderen wurde Harmonika gespielt, auf einem dritten vergnügten sich zwei Geiger und ein Flöter. Alles war lustig und erfreulich, und ich fegnete das Land, in dein es keine nächtliche Nuhestörung giebt. Das fommerliche Norwegen war mir fchon von seiner Beschreibung her immer sehr sympathisch gewesen. Ich hatte mich von jeher nach einem Lande gesehnt, wo man sich nicht zu schämen braucht, wenn man erst am hellen Tage das Lager anfsucht.

Die Stadt Stavangcr steigt auf mäßigen Erhöhungen amphitheatralisch vom Wasser auf: ein dichtes Häusergewühl, unansehnlich im Einzelnen, aber von hübscher Gesammtwirkung. Interessante Profiliruugeu, wie sie die Städte des Orients bieten, darf man hier nicht erwarten. Das demo- kratischste Nolt Europas baut auch seine Städte demokratisch. Die be- scheidenen Kirchthürme erheben sich nur wenig über die rothen Dächer der niedrigen Holzhäuser.

In Stavanger machte ich die erste Bekanntschaft mit der berühmten eigenartigen schwedisch-norwegischen Mnblzeit, der sogenannten Sera. Für einen vcrbaltnißumßig sehr geringen Preis, 1 Krone 59 Oere bis 2 Kronen, also etwa zwei Mark, wird dem Gaste da ein Essen aufgetragen, das in seiner Neichlmltigkeit geradezu verblüfft. Der mittelgroße Tisch, cm dem der Gast Platz nimmt, genügt nicht, es wird noch ein anderer Tisch angeschoben, um all die Teller und Schüsseln, die der Kellner schweigsam

herbeischleppt und vor unseren venvnnderten Blicken in symmetrischer Anordnung niedersetzt, zu tragen. Man bekommt zwei warme Gange und etwa zwanzig kalte dazu, also alle Arten von Sardinen, Anchovis, gekochten Lachs, geräucherten Lachs, Stockfisch, Rauchfleisch, Roastbeef, Wurst, Schweine- und Rennthierschinken, Eier u. s. w u. s. w. Das erste Mal kostet man ungefähr von allen Schlüsseln. Alles mundet, man ist entzückt von dieser billigen und amüsanten Vewirthung; aber schon das zweite oder dritte Mal verliert die Sache ihren Reiz, und schließlich gesteht man sich ganz im Geheimen, daß diese berühmte Sex« eigentlich ein Blendwerk 'der Hölle ist. Es ist eben nichts Anderes als der übliche kalte Aufschnitt, der, anstatt auf einer Schüssel vereinigt zu sein, auf so und soviel Tellern für jedes Scheibchen seruirt wird. Der unvermeidlich wiederkehrende Lachs, an dem nur nns die ersten Male delectirt haben, widersteht uns allmählich. Wir inerten, daß unter dem Krimskrams eigentlich Nichts recht schmackhaft ist, daß der interessante Rennthierrücken mit einer geräucherten und gepökelten Streichholzschachtel eine verzweifelte Aehnlichkeit hat, und würden die ganze Sera mit ihrem reichhaltigen Programm gegen ein einfaches Kalbscotelett sehr gern vertauschen.

Stavauger besitzt eigentlich nur eine Sehe.iswürdigkeit, das ist sein Bürgermeister: Alercmder Kielland, einer der begabtesten norwegischen Erzähler, dessen Werke weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden sind. Leider ist zu befürchten, daß wir von ihm nicht mehr viel lesen werden. Er nimmt sein Amt als Bürgermeister von Stavanger sehr ernst, und seine municipale Würde entfremdet ihn der Schriftstellerei. Kielland,, !der in der Mitte der Vierzig steht, ist ein ungemein liebenswürdiger, herzensguter Mensch, aber ein sonderbarer Kauz. Er hat eine unbegreifliche Pafsion für Kleider und Putz. Er componirt eigene Trachten, in voller Unabhängigkeit von den Herrscherlaunen der Mode. Er trägt Wämslein, die er eigens erdichtet, wunderlich geschnittene Westen aus Sammet und Seide mit reichhaltigen Stickereien. Wenn der Fremde diesen Mann in seinem ergötzlichen Phantasiecostüm würdevoll dnrch die Straßen von Stavanger daherstolziren sieht, so bleibt er stehen und blickt voll Erstaunen auf diesen skandinavischen Bürgermeister von Mottenburg. Die guten Bürger von Stavanger haben sich aber an dem Anblick schon gewöhnt und weisen mit Stolz auf ihn, denn Kielland ist bei allen seinen Schrullen nicht nur ein sehr begabter Schriftsteller, fonderu auch ein vortrefflicher Mensch. Er ist norwegischer Particularist vom Scheitel bis zur Sohle. Alle seine Schriften vertreten das Rorwegerthum in starrster Einseitigkeit, alle geißeln den vermeintlich verderblichen Einfluß der fremden Eindringlinge. Und zu diesen „Fremden" rechnet er auch, Md sogar vor allen Dingen, die Schweden. Er haßt die Schweden, er ist der Todfeind der skandinavischen Union. Schweden ist ihm so widerwärtig, daß er, wenn er in's Ausland reist, um seine Freunde in Kopenhagen z» besuchen, es immer so einrichtet, daß er

das schwedische Gebiet nicht zu betreten braucht und lieber den beschwer-
licheren Seeweg wählt, als die Sohlen seiner koketten Schuhe durch Be-
rührung des verhaßten schwedischen Bodens zu bestecken.
Gleich oberhalb Stavangers beginnt die charakteristische Fjordbildung.
Zwischen langgestreckten felsigen Hügelketten, die in ihrer gleichmäßigen Er-
hebung versteinerten Niesenwellen vergleichbar sind, und hinter denen sich
in grauem Dunste andere felsige Höhen sanft vom Horizonte abheben, zwischen
abgesprengten kleinen Felsenwerdern, auf denen hier und da ein Fifcher
seine Hütte erbaut hat, dampft unsere Jacht ruhig daher. Wir begegnen
von Zeit zu Zeit Fischerbooten mit wettergebräunten Männern uud kleiuen
blonden Jungen. Manchmal scheinen sich die Felsen um uns ringartig zu
schließen, und wir haben die Täuschung, als ob wir eine Wafserpartie auf
einem frenndlichen Ninnenfee machten. Mitunter verengt sich aber das
Bett des Wassers, und wir durchfahren enge felsige Gassen, in der ent-
zückenden Umrahmung von vier, fünf sich hinter einander aufschichtenden
steinernen Wänden, die zum Theil mit grünem Moos bewachsen wie mit
Grünspan durchsprenkelt sind und in den unbeschreiblich zarten Tönen des
Eorot'schen Graublau schimmern. Ter Vordergrund ist am tiefsten ab-
getönt. Tic dahinterliegenden Ketten hellen sich immer mehr auf, und die
letzte Gasse erglänzt im sanften Lichte des Mendhimmels im hellsten bläu-
lichen Scheine.
Bei dieser wundervollen Beleuchtung erreichen wir in der zehnten
Abendstunde das liebliche Sand, das wie in Polster gebettet zwischen
den Bergen daliegt, rein nnd sauber, als wäre es eben aus der Spiel-
schachtel ausgepackt. Ter Sandfluß, der hier in den Fjord mündet, sieht
zunächst ganz harmlos aus; geht man an seinem reizenden Ufer aber nur
eine Viertelstunde landeinwärts, so kommt man an einen wahrhaft groß-
artigen Wassersturz, an Stromschnellen, die man in ihrer grausigen Wildheit
dem Whirlpool an die Seite stellen darf. (5s ist eine einzige kolossale
Schaumwelle, die da mit donnerartigem Getöse wie im Herenkessel brodelt.
Ganz unbegreiflich erscheint es, aber alle Kenner bestätigen es, daß die
starken Lachse gegen diese gewaltige Strömung siegreich anspringen und durch
diese Brandung hindurch stromaufwärts fchwimmen, wo sie in dem hier
friedlichen, fast regungslos wirkenden Wasser, in dem sich die felsige Um-
rahmung mit wunderbarer Schärfe abspiegelt, dumm genug siud, sich fangen
zu lassen. Teswegen haben sie nun ihre übermenschlichen Fischkräfte ange-
spannt, um schließlich einem fischenden Engländer in's Netz zn gehen! Ta
oben auf der Höhe hat sich in dieser idyllischen Einsamkeit so ein Engländer
seine Hütte erbaut und fischt den lieben langen Sommer hindurch. Uebrigens
verlohnt es sich hie'' der Mühe, denn die Lachse des Sandflusses sind sehr
stark. Am Abend, als wir da waren, hatte der Engländer einen Lachs
von 38 Pfund gefangen, einige Tage vorher fogar einen noch größeren, der
60 Pfund gewogen hatte.

Am anderen Morgen lernten wir auf unserer ersten Landfahrt die specifisch norwegische Beförderungsart durch „Skuds" kennen. Die „Skyds" vervflichteu den Bauern, dem Reisenden gegen eine festgesetzte Vergütung Fuhrwerk zu stellen. Dieser zweirädrige karrenartige Wagen führt in bester Qualität deu Namen „Karjol". Die Wagen zweiter Klasse heißen „Stoltsärren". Die Kjärren sollen böse sein. Ich habe sie nicht benutzt. Im Karjol ist es dagegen recht behaglich. Ter kleine Wagen hat nur einen Platz, einen Sessel mit zurückgebogener Lehne, auf deni man in halbliegender Stellung gut sitzt. Die Füße steckt man in Steigbügel. Hinter dem Sessel kann man ein mäßig großes Gepäckstück festbinden, und da kauert auch der kleine Junge auf, der Wagen und Pferde von der Relaisstation nach der Ausgangsstation zurückzubringen hat. Ich habe mit Wagen und Pferden in meinen« Leben fehr wenig zu thun gehabt. In nähere Beziehungen bin ich eigentlich nur zu der gutmüthigen Sorte der abgetriebenen Gebirgsgäule gerathen, die dein müden Wanderer das beschwerliche Aufsteigen zu hochgelegenen Aussichtspunkten erleichtern. Ich empfand daher auch eine gewisse Befangenheit — Unbehagen wäre zu stark gesagt —, als ich hörte, daß ich in Norwegen mein eigener Kutscher sein mühte. Ich wollte meine grausige Laienhaftigkeit indessen nicht ohne Grund ausschwatzen, ließ meinen Freund zuerst auf fein Karjol steigen und beobachtete, während ich ihn hinterlistig in ein zerstreuendes Gespräch verwickelte, genau, wie er die Zügel zwischen den Fingern der linken Hand zurechtlegte. Nachdem ich ihm das abgeguckt hatte, war ich schon über die Hauptsache beruhigt. Ich trat an mein Pferd heran und musterte es.

Es war ein hübscher Falbe von gedrungener Wohlgestalt mit cremefarbener, sorgfältig geschorener, aufrecht starrender Mähne und gleichfarbigem langen Schweif, in den besten Pferdejahren, wie nur schien. Sein Blick flößte mir unbedingtes Vertrauen ein. Ich klopfte ihm sanft die Blässe und sagte ihm währenddem in zutraulichem Tone: „Du scheinst mir ein vernünftiges Thier zu fein! Tir gegenüber will ich auch nicht mit Fertigkeiten renommiren, die ich nicht besitze. Du wirst es ohnehin bald merken, wen du hinter dir hast. Unser ganzes Leben besteht aus Eompromissen. Ich mache dir also den Borschlag: thu du mir nichts, ich thu dir auch nichts."

Der Falbe nickte uerständnißvoll. Ich klemmte mich in meinen Sitz ein, steckte die Füße in den Steigbügel, nahm die Zügel, wie sich's gehörte, in die Linke, und in die Rechte die primitive Geißel, die mir der kleine Junge reichte, schnalzte mit der Zunge, und das Pferd zog an. Der Junge war hinten aufgesprungen. Während der ersten zehn Minuten achtete ich auf das Pferd, aber ich merkte fogleich, daß das gute Thier vollkommen Vefcheid wußte und ganz von selbst zur rechten Zeit die zweckmäßigsten Gangarten vornahm. Beim Steigen ging er in wohlüberlegtem Schritt, bergab stemmte er sich nnd hemmte von selbst, und in der Ebene trabte er sc» vergnügt, daß meine Reisegefährten, die weniger gute Pferde hatten, trotz

aller ihrer Kutfchirkünste mir nur nn't Mühe folgen konnten. Sobald das beruhigende Gefühl über mich gekommen war, daß das verläßliche Dhier keines anfeuernden und zurückhaltenden Führers bedurfte, klemmte ich die Zügel zwischen die Kniee, steckte die Peitsche in die lederne Oefe und betrachtete durch mein Opernglas die wundervolle Landschaft. Etwa zweieinhalb Stunden fuhren wir fast unausgesetzt am Ufer eines wildrauschenden Gießbachs dahin, dessen erquickende Frische den heißen Tag erträglich machte, mit freiem Ausblick auf trotzige, spärlich bewachsene Felsen, in deren Zerklüftungen der blendende Schnee in der Sonne glänzte, oder auf friedliche behagliche Niederungen, die nur geringe Spuren des Ackerbaus zeigten — hier und da schaukelten sich wohl ein paar dürftige Halme im Winde — zu Füßen der milde Strom mit der wundervollen Färbung des Gebirgswassers — schwarzgrünblau, sich zun: eisigen Gletschergrün auflichtend, mit milchfarbenem Schaum, aus dem der Gifcht cascadenartig aufspringt. Menschliche Behausungen sind hier 'spärlich; nur selten zeigt eine hölzerne Baracke, daß der Mensch mit seiner Qual auch in diese Einöde vorgedrungen ist.

Norwegen ist das bei Weitem spärlichst bevölkerte Land Europas. Auf den Quadratkilometer kommen nur 6 Seelen, gegen 91 im deutschen Reich. Die durchschnittliche Neuölkerungsdichtigkeit Europas beträgt 36 Seelen auf den Quadratkilometer. Norwegen bleibt alfo um 30 Seelen hinter dem Durchfchnitt zurück. Nach der letzten Zählung von 1891 beträgt die Gefmnmtbevölkerung, die sich auf ein Areal von 322,594 Quadratkilometer vertheilt, uoch nicht 2 Millionen.

Diese unanfechtbare statistische Angabe hat doch mein höchstes Erstaunen erregt. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ich während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Norwegen nahezu die ganze Bevölkerung gesehen haben müsse. Und doch habe ich nur die Küstenstriche besticht, und einige Norweger waren ja verreist, zum Beispiel Njörnstjcrne Björnson.

Die Städte sind freilich nicht bedeutend, aber überall, auch in den entlegensten Punkten, findet man in größeren oder geringeren Abständen Fischerhütten, Gehöfte, Weiler und kleine Dörfer.

jedesmal, wenn ich eine diefer Niederlassungen in ungastlicher Weltentrücktheit, völlig abgeschlossen von: allgemeinen Verkehr, vor mir sah, vergegenwärtigte sich mir das freudlose Dasein dieser Menschenkinder mit besonderer Schärfe. Sie werden geboren, sie placken und schinden sich, damit sie gerade soviel verdienen, um das Dasein zu fristen und die genügenden Kräfte zu besitzen, sich weiter zu schinden und zu placken, und sterben . . .

Fast Alle sind arm. Sie verdienen eben bei angestrengter rauher Arbeit unter völligein Verzicht auf alle Freuden des Daseins in der entsetzlich langen Winternacht gerade soviel, um sich ungefähr durck's Leben durchschlagen zu können. Sehr Viele leben in völliger Vereinsamung, ohne den mächtigen Gesellschaftstrieb der menschlichen Natur befriedigen zu können, obne Anstnufch

mit anderen Menschen. Daß diese norwegischen Fischer stille, ernste, schweigsam in sich gekehrte Menschen sind, ist wirklich nicht zu verwunden!.
In der Nähe des Polarkreises kam ein Fischer mit seinein Jungen an unsere ?)acht herangerudert und bot uns frische Fische zun, Verkauf an. Unser norwegischer Lootse, der das Geschäft vermittelte, erklärte, daß er den Mann kaum verstanden habe; er habe gebellt und nicht gesprochen. Tiefer Fischer mit seinem schmutzigen rothen Wollenhemd und den geölten Hosen, barfuß, eine verfettete, zerrissene Matrosenkappe auf dem >iopf, hatte kaum noch etwas Menschliches. Seine kleinen blauen Augen waren fast erloschen, die Wangen eingefallen, der Mund übermäßig groß, mit vorgeschobenen dicken wulstigen'Lippen, der Bartwuchs spärlich, das flachsblonde Haar in Zotteln herabhängend. Er sah aus wie ein Meeruugeheuer von Nöcklin und erinnerte mehr an einen Fisch als an einen Menschen. Auch der Klang seiner Stimme war thierisch. Es war wirklich ein rauhes Belle», wie der Lootse ganz richtig sagte. Er schien es kaum zu begreifen, daß ihm der Koch unferer Mcht ein paar Oere mebr gab, als er für feine Beute verlangt hatte.
Seitdem ich die Norweger in ihrer Heimat gesehen habe, wundert es mich nicht mehr, daß das skandinavische Element in der amerikanischen Einwanderung verhältmßmäßig so stark vertreten ist. Es ist mir auch erklärlich, daß die paar Leute, die während der rauhen Schnee- und Eiszeit im Jellowstone Park überwintern, ausschließlich Norweger sind. Die Norweger sind die geborenen Pioniere, kräftig, fleißig, verläßlich und ohne allen Anspruch auf Geselligkeit. Es sind durchweg ernste Menschen, ernst auch uuter den Bedingungen, die gewöhnlich den Ernst mildern: in der Jugend und Schönheit. Mit ihren großen, etwas kalten blauen Augen sehen die hübschen Mädchen den Fremden an, ohne das geringste Verlangen, sich an seiner Freude und Fröhlichkeit zu betheiligen. Sie haben keinen Sinn für Spaß. Nun haben Bauern zwar überhaupt felten eine humoristische Ader, der „Ulk" ist ein eminent großstädtisches Product, aber so der Lustigkeit abgewandte Erdenkinder wie diese Norweger habe ich nie gesehen. —
Als wir am Ziele unserer Karjolfahrt in einem am schönen Suldalsee gelegenen Flecken Halt machten, sagte mir einer meiner Reisegefährten: „Man merkt Ihnen an, daß Sie nicht zum ersten Mal die Zügel in der Hand gehabt haben. Wo baben Sie denn Kutschiren gelernt?" Ich antwortete mit einigen unarticulirten Lauten, ans denen der intelligente Mensch heraus hören kann, was er will.
Wir bestiegen einen kleinen Dampfer, der die wundervollen Ufer des Suldalsees umfährt, und kamen an einer der berühmten norwegischen Naturschünheiten vorüber, an den sogenannten Suldalpforten, zwei sich ziemlich nahe gegenüberstehenden hohen, fast senkrecht abfallenden Felswänden, die geradlinig durchrissen mit Nuschwerk und Laubholz, namentlich Birken, befetzt sind — eine ganz ähnliche Gebirgsformation wie die ..^ntoz" in

Ealifornien und Wyoming. Der Suldalfee hat ganz den Charakter der schönen Gebirgsfeeen. Er ist eingeschlossen von ziemlich hohen Felsen, die, zum Theil mit grünem Moosteppich überzogen, in ihren abgestumpften und abgerundeten Eontouren wie bequeme Ruheplätze für müde Titanen aussehen, während andere in ihrer Nacktheit die wilden Zerschneidungen und Schärfen in ungemilderter Schroffheit aufweifen. Während unfer Schiff auf dein leichtgekräuselten Wasser dahingleitet, verändert sich stetig die steinerne Umrahmung, die sich cyklisch schließt und für das Auge die Täuschung hervorruft, als ob wir eine ganze Reihe von kleinen, rings von Bergen umfaßten Seeen durchführen. Wir fehen hier auch die ersten Sendboten der für die norwegifche Natur fo charakteristifchen Wasserstürze: silberschaumige Strahlen, die jäh herabfallen, sich auch wohl theilen und in glitzernden Strähnen über den braunen Fels dem See zueilen.

In Vaage stiegen wir an's Land, um über einen Bergrücken an den Ausläufer eines andern Fjords zu gelangen, wohin wir unfere Jacht bestellt hatten. Es war eine recht beschwerliche, zweistündige Wanderung bei entsetzlicher Hitze und einem Sonnenbrande, der Einem die Haut abschälte. Wenn wir an irgend einer einigermaßen gedeckten Stelle kurze Rast machten, fahen wir zu unferen Füßen den tiefblauen Spiegel des stillen Sees, der in seinem Felsenbette der Ewigkeit entgegenschlummert. Für den Genuß der schonen Aussicht hatten wir aber einen verhältnißmäßig hohen Preis mit unseren Strapazen zu zahlen. Wir waren froh und hatten eine Art von Heimatsgefühl, als wir wieder geborgen auf unserem gemächlichen Schiff zusammensaßen.

Unter bedeckten» Himmel, bei schwermüthigem Ibsen-Wetter erreichten wir den Hardanger Fjord. Während der Wind ziemlich heftig bläst, das Segeldach unseres Decks aufbauscht, die Flagge mit eigenthümlichen Geknatter flattert, das Tauwerk feufzt und stöhnt und das Wasser sich schäumend und plätschernd am Bug bricht, wird von der Brücke gemeldet: „Ein mächtiges Boot, weiß!" Da sehen wir von der Ferne her die „Hohenzollern" stolz und großartig uns entgegendampfen. Auf der Brücke stehen Offiziere und Mannschaften. Die Herrfchaften tafeln offenbar. Wir haben die deutsche Flagge des Kaiserlichen Jachtclubs, dem meine Freunde angehören, gehißt. Die Offiziere richten ihre Gläfer auf uns, ein flüchtiger freundlicher Gruß und Gegengruß, und das herrliche Schiff fährt vorüber, begleitet vom „Meteor" und den Torpedobooten.

Das Licht bleibt gran und matt. Das tiefgrüne Wasser sieht aus wie eine abgemähte Wiese, auf der in weiten Abständen Schneestocken zu liegen fcheinen. Von dem umrahmenden Felfengürtel zeichnen sich die vorderen Glieder in hellerer Farbe scharf und bestimmt von den dahinterliegenden dunkleren und verschwommenen Bergen ab. In den Riffen, Furchen und Höhlen liegt Schnee, manchmal in beträchtlicher Menge. Die Ufer sind ungastlich und fast durchweg menfchenöde. Nur felten sieht man ein paar

grauverwitterte Holzbauten, die sich auf dein grausteinigen Hintergründe
kann» erkennen lassen. Manchmal hat der menschliche Fleiß und die mensch-
liche Ausdauer — es hat etwas Rührendes — hier doch ein paar Morgen
urbar gemacht. Ta sieht man quadratisch abgetheilte Felder mit kümmer-
lichem Ackerbau und ein paar Väumchen, rings umschlossen von unwirth-
samer Felsigkeit. Alles wirkt traurig, «erlassen, freudlos.
Das Hardanger Fjord-Gebiet umsaht eine beträchtliche Anzahl von fels-
umschlossenen Wasserstraßen. Zu einein der schönsten gehört der Mauranger
Fjord, zudem der Weg durch ein großartiges Felsenthor führt. Ringsum
'ist die Landschaft von gewaltigen glänzenden Schneebergen umsäumt. Unsere
Dacht macht eine kleine Wendung, und vor unseren entzückten Blicken öffnet
sich nun, nachdem wir das Felsenthor durchfahren haben, eine wahrhaft groß-
artige Gebirgslandschaft. Zwischen hohen Schneemauern eingekeilt senkt sich
ein mächtiger Gletscher zu Thal, ein Theil des sogenannten Folgefonnbrae,
von dem wir einen anderen Theil, den Vuarbrae, noch besser kennen lernen
werden.
In diesem Theile bewahrt das Gebiet des Hardanger Fjords, das
mir stundenlang durchfahren, durchaus den Charakter großartiger Wildheit.
In ihren Einzelheiten aber ist die Landschaft von unendlicher Mannigfaltig-
keit. Auf dem zum Theil kahlen, zum Theil auch mit grünem Moospolster
bezogenen, wildzerklüfteten Felsen hat sich in den Einhühlungen der Schnee
zu mehr oder minder dichten Massen geballt. Wenn der steinerne Becher
bis zum Naude gefüllt ist, läuft er über. Zahllos sind die kleineren und
größeren Wasserfälle, die von der Höhe herab das Nett des Fjords auf-
suchen. An dreißig, vierzig solchen schneeigen Strähnen kommen wir vor-
über. Es ist eine Alpenfnhrt, bei der sich der Fußweg in grünes Wasser
wandelt, ohne Beschwerde für den Wanderer, in kühlster Luft und unter
den bequemsten und reizvollsten Bedingungen.
Ter belebteste und vielleicht auch anmuthigste dieses Fjordgebiets ist
der Sörfjord, an dessen Ufer zahlreiche hübschfarbige Häuschen, meist licht,
aber auch in kräftigem Braun, Ockergelb und Ochsenblut, mit ihren grauen
Schieferdächern sich entlang ziehen, die sich manchmal nachbarlich aneinander
anschließen. Am Ende des Türfjords, eingebettet zwischen hohen Bergen,
rings umrauscht von mächtigen Fällen, die brausend herabstürzen, liegt das
liebliche Odde mit seiner hübschen Holzkirche und seinem stattlichen Hotel,
das im Stile der amerikanischen Touristenhotels, nur natürlich in erheblich
kleinerem Maßstabe, eingerichtet ist.
Odde ist der Ausgangspunkt für einige der reizvollsten Partien durch
das norwegische Land. Wir besteigen zu ziemlich früher Morgenstunde
wiederum den Karjol, kommen an einem wundervollen Wasserfall, der, aus
zwei Stromarmen gebildet, ein mächtiges Becken mit hoch aufspritzendem
Schaum füllt, vorüber und fahren längs des wilden Wassers entlang,
das fich zu einem respcctablen Gebirgssee erweitert. Dort verlassen wir

unser Gefährt, nehmen das kleine Dampfboot „Vuar" und sehen nach dem jenseitigen Ufer über. Ein zahnloses altes Mütterchen, das vor einer zerfallenen Holzhütte kauert, weist uns den Weg, der nach dem Gletscher führt.

Der Weg ist entzückend, aber nicht unbeschwerlich und ziemlich lang. Man braucht, wenn man nicht gerade unsinnig laufen und das Vergnügen zu einer einfachen Strapaze trauestiren will, gute dreieinhalb Stunden, um zum Ziele zu gelangen. Im Gegenfah zu den meisten norwegischen Straßen ist diese nicht gerade iu guter Beschaffenheit. Landschaftlich ist sie zwar herrlich. Wir folgen den: Laufe des Flusses, der in die drückende Sonnengluth herrliche Kühlung heraufschickt, bald spiegelklar sich kaum zu regen scheint, bald von Felsblöcken und Geröll gehänselt und gemißhandelt, wüthend und schäumend aufspringt und in wilden Sätzen davonläuft. Von den hohen Felswänden, die auf beiden Seiten aufsteigen, stürzen Wasserfälle, allerdings niedrigerer Ordnung, in fo unglaublich starker Anzahl, herab, daß wir sie schließlich gar nicht mehr beachten. Sie machen sich nur manchmal ein bischen störend für den Wanderer bemerkbar, denn sie verkriechen sich in den Voden, sickern durch und bilden kleine Rinnsale, die trockenen Fußes zu passiren eine große Gewandtheit erfordert. Mitunter sind auch die kühnsten Turnerkttnste vergeblich. Man muß oft gehörig spriugeu und einen sehr sichern Fuß haben, um den nächsten größeren Stein zu erreichen und von der schlüpfrigen Fläche nicht abzugleiten. Bisweilen wird man an die Echteruacher Springproceffion erinnert. Man hüpft drei Schritt voran und zwei wieder zurück. Aber wenn es auch langfam voran geht, und wenn auch der Fuß manchmal bis an den Knöchel in's Wasser gleitet, wir verlieren nicht unsere gute Laune. Das Ziel unserer Wanderung hat ja einen so zutraulichen Namen: Nuarbrae. Man glaubt sich in das schöne Land Tirol verseht. Aber es ist doch ein böser Buar!

Endlich, endlich sehen wir den Gletscher majestätisch und feierlich vor nns aufragen. Mitunter wird er durch vorspringende Felsencoulissen theilweise oder auch ganz verdeckt, aber während der lehten halben Stunde verlieren wir ihn nicht mehr aus den Augen. Von dem kleinen Wirthshause aus, das nur nach etwa drei Stunden erreichen, und das uns durch seine äußerste Sauberkeit anmuthet, sehen wir den Gletscher schon in seiner ganzen Herrlichkeit und Pracht, wie er sich von stolzer Höhe in gewaltiger erstarrter Fluthung inmitten blendend weißer Schneemauern langsam zu Thal senkt, zartgrün, mit seinen Nissen, Spalten und Höhlen, die so unvermittelt und starkfarbig in ihrem intensiven Himmelblau sich abheben, daß sie wie aufgemalt wirken.

Das lehte Ende des Wegs ist am steilsten und beschwerlichsten. Wer nicht die wundervolle blaue Eishöhle aufsuchen will, wird wohl daran thun, iu dem netten Wirthshause zu rasten und dort bei einem guten Imbiß das Naturwunder von ferne auf sich wirken zu lassen.

Ziemlich marode kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück, finden
dort noch immer das alte Mütterchen, das sich während der ganzen Zeit
nicht von: Fleck geregt zu haben scheint, und der kleine Dampfer bringt uns
wieder auf das Ufer, wo die Karjole auf uns warten.
Mit einer gewissen Beunruhigung setze ich mich in dein bequemen
Wagen zurecht. Ter Tag hat schon Anstrengungen genug gebracht, wie
wird das enden? Thun wir nicht des Guten zuviel und muthen wir uns
nicht mehr zu, als nöthig ist? Wir wollen noch den berühmten Wasserfall,
den Laatefos, aufsuchen. Wir haben noch eine Wagenfahrt von 1? Kilo-
meter vor uns! Aber unsere Besorgnis; erweist sich zum Glück als unbe-
gründet. Unsere Müdigkeit schwindet angesichts der Herrlichkeiten, die jetzt
in fast erdrückender Fülle auf uns einwirken.
Auf guter Straße, am schönsten Gießbach, den man sich nur denken
kann, der sich an einigen Stellen seeartig ausbreitet, dann wieder in den
nahe zusammengerückten Felsen das Wasser in Strudeln und Wirbeln ein
zwängt, eine schaumige, brandende, brodelnde, heulende Masse von smaragd-
grüner Färbung bildet, die an die wildesten Gewässer der Welt, an die Whirl-
pools des Niagara erinnert, fahren wir vergnügten Sinns daher. Ter Weg
folgt den schlängelnden Bewegungen des Flusses in ziemlich geringer Erhöhung
vom Wasser in allen cavriciösen Windungen. Wir wissen nicht, wohin wir
in der Behaglichkeit unseres Karjols blicken sollen, ob auf das tosende,
gischtaufspritzende Wasser, auf die senkrecht abfallenden kahlen Felswände,
auf die mit starken Näumeu, namentlich mit Birken bestandenen Höhen,
auf die liebenswürdigen agrarischen Velleitäten, den unsagbar genügsamen
Ackerbau, ob auf die Fälle, die in unzählbarer Menge über die Felfenrücken
herabschießen, und unter denen sich einige schon von auffallender Stärke
und Schöne befinden. Tie unserm Wege zunächst liegenden jagen uns einen
feinen, kalten Sprühregen in's Gesicht, der uns nach des Tages Mühen
erfrischt und erfreut. Auf dein Wege fummen mir beständig die Worte
aus dem ersten Acte der „Meistersinger" in den Ohren: „Merkwürdiger Fall!"
Aber Alles das, was wir bis jetzt gesehen haben, bildet nur ein be-
scheidenes Präludium zu den: großartigen Naturschauspiele, das wir am Ende
unserer Fabrt erblicken sollen.
Ter Laatefos gehört zu den fchünsten Fällen — nicht nur Norwegens.
Tie herabstürzende Wassermasse stäubt in so dichten Wolken auf, daß der
eigentliche Fall auf beträchtliche Strecke völlig verdeckt wird, daß man eben
nur diesen aussteigenden Tampf sieht und die optische Täuschung hat, als
ob der gewaltige Fall nach oben spränge und himmelan stürmte. Am schönsten
ist es, wenn der Wind diese Wasserwolke jagt, die dann eine unendlich zarte,
durchsichtig feuchte Wand bildet, die im Sonnenlicht leicht fchimmert und
durch ihre zitternde Bewegung die dahinterliegende starre Masse des felsigen
Gesteins zu erschüttern und zu beleben scheint. Wenn man den Fall gut
sehen will, darf man allerdings nicht wasserscheu sein. Man wird gehörig

nah. Seit dem Niagara hatte ich das Vergnügen dieses Naturdouchebades nicht gekostet. Der Laatefos ist freilich viel weniger als der Niagara, aber er ist nicht weniger schön. Die romantische Umgebung ist hier sogar viel malerischer und zur stimmungsvollen Umrahmung des wundervollen Naturbildes geeigneter.

Wir nehmen Abschied von den Hardanger Fjords und wollen unseren Lesern nicht zumuthen, uns nach all den entzückenden Punkten, die sie noch bieten, nach Eide, nach Vossevaugen u. s w., zu folgen. Der Typus der Landschaft verändert sich eben nicht mehr. Es sind immer dieselben freundlichen kleinen Städte mit ihren fanberen Holzbauten, ihren Hotels — die eigens für Flitterwochen eingerichtet zu sein scheinen, gewöhnlich im Stile der Schweizerhäuschen, von holländischer pedantischer Sauberkeit, mit ihren größeren gemeinsamen Räumen im Erdgeschoß, der freundlichen Bedienung durch stille hübsche Mädchen in nationaler Tracht —, dein durchsichtig klaren Wasser, den Felswänden, den Wasserfällen, der überraschend üppigen Vegetation, mit den unbeschreiblich schönen Beleuchtungsesfecten im Farbenspiele des Sonnenuntergangs und der schummerigen Nacht. Es wiederholt nch beständig, aber die Wiederholung ermattet nicht, sie erfreut und entzückt immer wieder, ja sie überrascht in jeder neuen Erscheinung. Es drängt nns, nachdem wir nun lange und frohe Tage diefe Landschaft durchfahren und durchwandert haben, nach einer größeren Stadt, um uns das Leben und Treiben der nordischen Menschen da einmal anzusehen. In Vossevangen finden wir eine der wenigen norwegischen Eisenbahnen, und in etwas mebr als vierstündiger Fahrt können wir Bergen erreichen. Es ist die echte Gebirgsbahn, die hart am Wasserspiegel des Sürfjords, entlang geführt ist und in 52 Tunnels den felsigen Widerstand durchbohrt hat. Wir haben nun auch von der Bahn aus dasselbe Schauspiel, das wir von unserer Mcht und dein Karjol aus schon gesehen hatten: die schroffen Felsen mit den Wasserfällen, das unferm Auge längst vertraut geworden ist. In vorgerückter Nachmittagsstunde erreichen wir Bergen, nächst Lhristiania die wichtigste Handelsstadt Norwegens. Darüber in einem nächsten Auffatze.

Einmal frei.

von

Ludwig u. Doczi.

— wie». —

ur Osterzeit erhielt Mine. Zo« Nellincourt in Lausaune, Inhaberin
ciner Pension für vornehme jnnge Dmnen, das nachfolgende
Telegramm aus Budapest!

„Bitte, Comtesse Felvinczp mitzutheilen, dast ihre Mutter plötzlich ge-
storben. Vegräbniß verschoben, bis Comtesse ankounut. Meine Frau reist
morgen früh ab, um Comtesse abzuholen. Bitte einstweilen Trauerkleider
dort anzuschaffen. Baron,^6rn."

Comtesse Felvinczn nahm die Nachricht vom Tode ihrer Mutter ohne
Zeichen des Schmerzes oder auch nur des Nedauerus entgegen. Cs war
ihre Stiefmutter, ihre verhaßte Stiefmutter, für die sie Trauer anlegen
sollte. Aber in Erregung geriet!) sie darüber, daß sie Baron K6rn in
Lausanne „consignirte", um sie durch feine Frau holen zu lassen. Und auf
die Frage der Madame Vellincourt, was sie antworten folle, schrieb Comtesse
Ella eigenhändig folgende Depesche nieder:

„Baron K6rn, Akaziengasse, Budapest. Ich reise heute ab. Bitte
Baronin, sich nicht zu bemühen, auch uicht entgegenzufahren, da ich nicht
sicher weiß, ob ich über Arlberg oder München reife. Clin Feluinczy."

Dieses Telegramm gab die Comtesse der „Oberin" zur Beförderung.
Madame Zos fah die junge Dame mit unverhohlenem Stannen an.

„Ich weiß wirklich nicht," fagte sie, „ob ich erlauben darf? . . ."

„Sie haben Nichts zu erlauben, Madame, und Nichts zu verbieten.
Ich reife heute ab. Wie wollen Sie mich daran hindern? Ich schulde
Ihnen Nichts, und es lebt Niemand, der nur zu befehlen hätte . . ."

„Sie haben einen Vormund, der... mich verantwortlich machen könnte."

„Mein Vormund ist für mein Vermögen verantwortlich, aber er hat
kein Recht über meine Person. Ich will nicht mit Frau von Kbrv reisen,
die ich verabscheue ... Ich will allein reisen, oder . . ."
„Qder?" srug Frau Bellincourt betreten.
Comtesse Felvinczy dachte einen Augenblick nach.
„^der — mit Miß Wood. Geben Sie mir Miß Wood mit. Ich
zahle die Kosten."
Miß Wood war die gemessenste, einsilbigste und frömmste Person im Hause
Bellincourt. Sie war auch von allen jungen Damen der Pension gründlich ge-
haßt. Madame Zos war völlig damit einverstanden, die Comtesse unter dieser
Bedeckung reisen zu lassen. Sie ließ das Telegramm abgehen, und eine Stunde
später saß Comtesse Felvinczv mit der bebrillten Engländerin in einem Tamen-
coup6 des Courierzuges, der Lausanne ans der Fahrt nach Zürich passirte.
„Ah!" seufzte Madame Bellincourt auf, als der Zug die Halle verließ.
„Das unheimliche, eigenwillige Mädchen! Ich bin froh, sie los zu sein."
„Ah!" athmete Comtesse Clla, als der Zug die Höhe über Tuchy hinan-
brauste und der blaue Genfer See im Glanz der Sonne vor ihr lag —
aber sie sagte Nichts dazu.
„Ah!" schrie ordentlich Miß Wood, indem sie ihre Brille bei Seite
legte: wir sind frei, frei, frei!"
Und sie riß das Fenster ungestüm auf, lehnte sich in die frische Gebirgs-
luft hinaus, unbekümmert um den Qualm der Maschine, sowie um den
scharsen Zug, der ihr die rüthlichen Haare zerzauste ... Als sie den Kopf
zurückbog, waren die blassen Wangen frisch geröthet, die Augen, die sonst
matt unter den Gläsern lagen, strahlten in unheimlichem Glänze, der Mund
mit den dünnen, blutlosen Lippen war wie in Ctstase geöffnet und ließ
herausfordernd weiße Zähne sehen, das rothe Haar war zerzaust, und das
alternde Mädchen sah aus, wie eine Furie der Freiheit . . . keine häßliche
Furie übrigens, denn die blassen Züge waren nur so lange unschön, als der
Ausdruck einer aufgezwungene«, comprimirten Sittsamkeit auf ihnen lastete.
Gräsin Clla fah sie erstaunt und fast erschrocken an. Sie kannte Miß
Wood besser, als die anderen Insassen des Maison Bellincourt; hatte sie
doch die Engländerin durch Geld uud geschenkte Toiletten zu ihrer Sklavin
gemacht und durch ihre Hilfe alle verbotene Lectüre von Ibsen bis Maupassant
und Zola in die prüde Pension geschmuggelt — aber so hatte sie die Person
nie gesehen. Die Heuchlerin war ihr bekannt — das entschleierte Urbild
war ihr neu und unheimlich.
„Was haben Sie, Hortensia?" fragte sie und rückte scheu in die Ecke.
„Was ich habe? Ich fühle mich frei! Q Gräsin — Sie sind nun
frei, reich, unabhängig! Nehmen Sie mich zu sich! Schicken Sie mich
nicht zurück! Ich will Ihre Freundin sein — nein, Ihre Sklavin, Ihr
Werkzeug — nur behalten Sie mich uud lasseu Sie mich athmen in einer
freien Luft, mich leben, begehren, leiden, genießen — nach eigener Wahl,

nach ineinen Tugenden oder Lastern, wie ich will oder wie ich muß! Ich
werde Ihnen dankbar sein und anhänglich! Thun Sie's! Thun Sie's!"
Und sie warf sich vor dein jungen Mädchen auf die Knie und küßte
leidenschaftlich ihre Hände.
Die Comtesse wurde gerührt und abgestoßen zugleich.
„Erheben Tic sich, Hortensia!" bat sie, ihre Hände zurückziehend.
„Ich werde mir's überlegen. Ich bin nicht so unabhängig, wie Sie glauben.
Ich kann Ihnen die Freiheit geben — vielleicht. Aber ob ich frei werde?
Heute biu ich's. Morgen? Morgen nimmt mich der Kreis auf, in den
ich durch meine Geburt, durch Weltbrauch und Convenienz gehöre. In meiner
Heimat angelangt, stehe ich unter der Tyrannei meines Ranges, meines
Namens, der Titte und Wohlanständigkeit . . . O, was sie mir schon
Alles angethan haben, diese Mächte des Zwanges! Nichts Liebes, nichts
Gntes, nur Zwang und Nitterniß! Und doch! Ich werde nicht die Kraft
haben, mich loszumachen, mich frei zu erklären!"
Miß Wood hatte sich wieder aufgerichtet und sah dein schönen, jungen
Wesen ruhiger, mit einem kälteren, fast lauernden Blick gegenüber.
„Sie haben mir nie gesagt, Gräfin, ums mit Ihnen vorgegangen ist.
Haben Sie kein Vertrauen zn nur? Ich bin vielleicht eine Schicksals-
genossin ... ich werde Sie verstehen."
„Schicksalsgenossin?" fragte Ella zweifelnd. „Lassen Sie hören. Ich
weiß nur, daß Sie, wie ich, die Lüge hassen; aber Sie lügen dabei mit
einer Hingebung, als ob Sie in die Lüge verliebt wären. Lassen Sie mich
wissen, wie Sie dazu kommen."
„Es ist sehr einfach," erwiderte Miß Wood mit einem leichten Er-
röthen. „Ich bin ein verirrtes Weib uud muß von der Sittsamkeit leben . ..
Ich war als junges Mädchen Erzieherin im Hause eines Mannes, in den
ich mich verliebte. Seine Fran war ein Gebilde ans Tropfstein — ein
seelenloses Pflichtgeschövf. Er liebte mich wieder, als er ineine Gefühle
erkannte. Unfere Beziehungen wurden entdeckt. Man gab mich meinen
Eltern wieder, ohne daß der Mann mit einer Wimper zuckte. Hätte ich mit
einem reichen Jüngling geflirtet, fo wäre mein Fall blos ein Unglück gewesen,
und meine Eltern hätten vielleicht ein Glück daraus gemacht, indem Sie den
Mann zur Heirath gezwungen hätten. So war es ein Verbrechen. Ich wurde
verstoßen und lebte weiter im Ausland, als Muster der Tugend und guten
Sitte. Aber ich weiß, was Liebe ist, und habe ein Recht, zu lieben. . ."
„Wie, Hortensia? Sie lieben den Mann noch?"
„Ihn? Warum ihn? Er hat mich kalt und feige geopfert . . . Aber
warum nicht lieben, weil ein Mann erbärmlich war? Warum büße» das
ganze Leben hindurch für fremde Schuld? Ueberhaupt, warum sollen wir
Weiber anders lieben als die Männer — Anderen zu Liebe, nicht für uns
selbst? Die Herren der Schöpfung! Und wir blos Geschöpfe! Brauche
ich Ihnen zu fagen, daß das non86N30 ist?"

Sie warf bei diesen Worten einen scharfen Blick auf das schöne
Mädchen, wie nm zu erhaschen, ob sie die Tose Gift nehmen und ver-
tragen würde. Sie hatte die Eomtesse vergiftet mit kleinen Dosen von dem
schrecklichen Reizmittel der „Freiheit und Gleichheit der Geschlechter". Sie
hatte ihr Alles zugesteckt, was die Lectüre unserer Zeit an Stachelreden und
Empörendem liefert, um das Weib glauben zu machen, daß es in unwürdiger
Knechtschaft gehalten und im Grunde uicht verantwortlich sei weder für
Tugend, noch für Laster . . .
Gräsin Ella hob ihren schönen Kopf nach flüchtigem Erröthen trotzig empor.
„Sie haben Recht," fagte sie. „Wir werden unfrei geboren. Ich
bin neunzehn Jahre alt. Seit den sechstausend Tagen, die ich auf der Welt
zubringe, ist dieser der erste, an dem ich frei bin, an den« ich thun und lassen
kann, was ich will. Giebt es für ein solches Wesen Gutes und Schlimmes?
Und diesen Tag habe ich nur erobern müssen durch eine Gewaltthat, die
mich hinterher staunen macht, daß ich den Muth zu ihr gefunden habe!
Und dabei habe ich feit Jahren weder Vater, noch Mutter, noch eigentliche
Verwandte. Es ist empörend!"
„Ist Baron «öry nicht mit Ihnen verwandt?"
„Nicht im Geringsten. Er war ein Freuud — bah! — ein Zeck-
genosse meines Vaters. Er ist mein Vormund, seitdem mein Vater nach
einein durchtobten Leben in's Irrenhaus kam, nachdem er im halben Irrsinn
jene fürchterliche Frau geheirathet, die man meine Mutter nannte . . .
Meine wirkliche Mutter habe ich nie gekannt. Tiefes Weib, die einstige
Circusreiterin, sollte ich als Mutter ehren! Und der Baron Körn, der mit
meinem Vater alle Spielclubs der Welt durchzog, sollte mir Vaterstelle ver-
treten! Tiefe beiden Leute — meine Stiefmutter und mein Vormund —
hatten mein Schicksal in der Hand, und sie verstanden sich gut darin, mich
fo unglücklich wie möglich zu machen. i7, es waren ehrenwerthe Leute —
ich habe sie uur edle Gesinnungen aussprechen gehört, und damit allein
haben sie mir alles Edle zuni Abscheu gemacht. Ich sehnte mich nach
Schlechtem, weil ich diese Leute Gutes reden hörte. Aber ich hatte weder
Anlaß, noch Muth, schlecht zu werden: ich redete so tugendhaft, wie mir
vorgeredet wurde, nnd ging so flüchtig zur Kirche, wie meine fromme Stief-
mutter. Vor der Kirche lernte ich — fünfzehn Jahre alt — einen jungen
Mann kennen, der mich träumen machte, daß es ei» Glück gebe, groß
genug, um alle Bitterkeit des Lebeus zu ertragen, zu vergessen. Es war
der Bmder meiner Gouverante. Er fprach mit ihr, nicht mit mir, vor
der er nur ehrerbietig den Hut zog. Er war schön, mannhaft, aus guter,
aber verarmter Familie. Er hatte sich als Schriftsteller versucht, in früher
Jugend einen Namen errungen, uud seine Schwester erzählte nur, daß ihm
von seiner Partei ein Abgeordnetenmandat freigehalten werden solle. Ich
fand ein aufregendes Interesse daran. Alles anzuhören, was mir meine
Gouvernante von ihrem Abgott, dem Erhalter ihrer Familie, erzählte. Ich
>

las Gedichte und Trmnen, die er geschrieben, und ging noch fleißiger zur
Kirche, weil ich ihn da jedesmal sehen konnte. Als er Tevutirter war,
sprach er mit mir, wie mit Seinesgleichen, ehrerbietig, aber mit dem Ausdruck wärmerer Gefühle. Eines Tages gingen wir zu Dreien — seine
Schwester, er und ich — von der Universitätskirche nach dem Donauquai
in lebhaftem Gespräch. Als er sich am Quai verabschiedet hatte, ging der
alte Varon K6ry an uns vorüber. Ich wußte nicht, ob er Andor bemerkt
hatte, aber es gab mir einen Stich. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß
meine Gouvernante aus dem Hause war. Ich wagte Nichts zu sagen.
Aber in meinem Betbuch fand ich Abends einen Brief, von Andors
Schwester, der Folgendes enthielt: „Ich muß noch heute aus dem Haus,
ohne Sie sprechen zu dürfen. Andor liebt Sie und wird eher sterben, als
von Ihnen lassen. Wenn Sie seine Gefühle erwiedern, so brauchen Sie
blos auszuharren, bis Sie mündig sind. Niemand kann Sie zwingen,
gegen Ihren Willen zu heirathen: am wenigsten einen Mann, durch den
Ihr Vormund Ihr Vermögen an sich reißt. Es ist nämlich geplant, daß
Sie den jungen K^ry heirathen sollen, einen Menschen, der wegen seiner
Schulden in's Ausland reisen mußte und der überdies mit Ihrer Stiefmutter feit Jahren fehr intim befreundet ist. Seien Sie stark — Gott
schütze Sie, armes, verlassenes Kind! Ihre getreue Anna u. Kürthy."
Und dann kam ein Postscript: ich solle, wenn ich weiter Nachricht von ihr
wolle, des Nachts vor deni Schlafengehen einen Faden aus dein Fenster
hängen lassen. Tas that ich, und die Folge war die Verabredung einer
Flucht. An einem frühen Morgen, da der Portier eben das Thor geöffnet
hatte, fand ich mich mit Anna Kürthy, die vor den, Palais wartete, auf
der Straße. Aber in dem Momente, da ich mit ibr fort follte, erfaßte mich
ein Widerstreben gegen die geheime, die nicht gutzumachende That. Ich
weiß nicht, ob es Scheu, Furcht oder Reue war — genug, ich riß mich
an der Straßenecke gewaltsam los und eilte, — an dem staunenden Portier
vorbei — zurück in's Vaterhaus, stürmte die Haupttreppe hinan, direct zu
meiner Stiefmutter. Ich weckte sie aus dem Morgenfchlaf und erzählte
ihr schluchzend — aber nicht reuig — was ich gethan. Ich erklärte ihr,
daß ich auf folche Weise nicht fort wolle, daß ich aber Andor liebe, ihm
gehöre und nie einen Anderen, geschweige denn einen Tchuldenmacher, wie
Stefan u. Mry, heirathen würde. Meine Stiefmutter war ganz außer sich,
verschwor ihre Seele, daß ihr nie eingefallen fei, mich mit dem juugeu >l6ri>
,zu verheirathen, den fie mir ja nie vor die Augen gebracht hatte, und ließ
sogleich meinen Vormund rufen. Auch dieser schwor mir, ich sei das Opfer
einer unglückfeligen Verblendung, und setzte hinzu, er würde die Schuldigen
zu strafen wissen. Am nächsten Tage präsentirte mir meine Stiefmutter
einen Brief von Andor u. Xürthy, in welchem er erklärte, daß seine
Schwester eine arme, hysterische Person sei, die ohne sein Wissen und seine
Ermächtigung nach einer romantischen Schrulle gehandelt; er habe nur nie

von ,^iebe gesprochen, noch je geschrieben, und ich würde dies, wenn man frage, gewiß bestätigen. Das war auch richtig, buchstäblich richtig, und ich wankte, nachdem ich dies bestätigt hatte, auf wein Zinimer. Andor war für wich todt, denn er hatte sich feige gezeigt. Nach einigen Tagen vernahm ich Aergeres. Der junge Kürn war von seinem Vater aus Tunis, wo er einen Posten in einem Consulat bekleidete, telegraphisch heimberufen worden; er war es, der Andor zu dein Absagebrief vercmlaßte. An: nächsten Dag verlangte er, mich zu sprechen; ich erklärte, daß ich ihn nicht sehen wolle und daß ich eher zum Fenster hinausfpringen, als ihm meine Thür öffnen würde. Ich habe ihn auch bis heute nicht gesehen. Meine Stiefmutter sagte mir nach einigen Tagen, daß er sich bei mir von dem Verdachte reinwaschen wollte, auf meine Hand und mein Vermögen speculirt zu haben. Ich hätte Unrecht gehabt, ihn nicht anzuhören, denn die Folge war ein Duell mit schwerein Ausgange. Köry habe Andor insultirt und liege nun an einer schweren Schießwunde darnieder. Sie hoffte offenbar, mich dnrch diese Mittheilung für ihren Candidaten zu interessiren. Aber ich ging nicht in die Falle. Mir war deutlich, daß Baron Körn, der mich gar nicht kannte, sich nicht für mich, sondern für meine Mitgift geschlagen hatte, und ich erklärte neuerdings, ihn nicht sehen zu wollen, auch weun er im Sterben wäre. Und ich bestand darauf, aus dem Hause zu gehen -— in's Ausland, uud fo kam ich nach Lausanne: aus der angeborenen Knechtschaft in die freigewählte. Nun geht die Fahrt zurück, — in das alte Joch, denn der Tod weiner Stiefmutter ändert ja Nichts, als daß die ganze Herrschaft anf meinen Vormund, ihren Alliirten, übergeht. Hat er mir nicht feine Frau entgegeufchickeu wollen, um mich zu übernehmen, wie eine Dogge, wie ein Packet! Aber nein — ich null mir diesen Tag nicht vergällen lassen. Frei will ich sein, sei es auch nur für 24 Stunden. Ich will wissen, wie es thut, wenn man einen Willen hat . .. Ja, ginge es nach mir, fo würde ich gleich in Vera aussteigen und Sie weiter fahren lassen . . . Und was hindert wich? Haha! ,Ginge es nach mir' — sage ich? Es geht ja nach mir! Hortensia, Sie fahren voraus und erwarten mich in München. Es wird auch Ihnen wohlthnn, einen Tag Ihre eigene Herrin zu fein."

„Ich thät's," erwiderte die Engländern? mit einem walitiüfen Lächeln — „aber Sie wagen es ja doch nicht."

„Glauben Sie?"

„Das Mädchen, das fchon frei war und das doch an jenem Margen freiwillig zurücklief in ihr Strafhaus, freilich ein gräfliches Palais — dieses Mädchen wird es nicht wagen, mit ihrem gräflichen Incognito in einer fremden Stadt allein herumzugehen, wie eine Abenteurerin."

„Was kann mir geschehen, was ich nicht mill?"

„Nichts. Aber es wird Ihnen bange davor werden, daß Sie wollen können, und vor Allem bange davor, daß es einen Tag oder eine Stunde gegeben hat, von denen Gräfin Felvinczy keine Rechenschaft ablegen kann;

Linmal frei, ^^
daß es eine Person giebt, welche eines Tages sagen konnte: „Es giebt
einen Fleck in dieser Sonne, eine Unterbrechung dieser Wohlanständigkeit."
„Wohlansländigkeit! Nah!" sagte die Eomtefse mit einem Ton un-
nachahmlicher Verachtung. „Geben Sie mir eine Eigarette," dann nabin
sie aus ihrem Necessaire ein Buch und las. Es war Zlackams Lovai-v
von Flaubert. — Sie vergaß darüber, in Bern auszusteigen.
In Zürich stiegen die beiden Damen bei Lauer au !ac ab, um
dort zu übernachten. Tic Meldezettel füllte Hortensia aus; sie schrieb
Mrs. Browne und Miß Green. Das Souper nahmen sie auf Verlangen
der Eomtefse nicht auf dem Zimmer, fondern im großen Speisesaal. Er
war fast leer.
In einer Ecke nahm eine Familie mit einer Menge Kinder den Thee
— offenbar Deutsche. An einer Fensternische hielten zwei Herren — bei
Ehamvagnerkübeln — den Nachtisch.
Ter Kellner schien die Damen auf die entgegengesetzte Seite geleiten
zu wollen. Tie Gräfin aber fetzte sich an einen Tifch neben dem der beiden
Herren, über welchem helle Glühlichter strahlten. Die beiden Männer,
Gentlemen von tadelloser Eleganz, machten große Augen über die schone Nach-
barschaft, und ihre Eonversation wurde stiller.
Gräsin Ella hatte den jüngeren der beiden Herren gegenüber. Sie sah
ihn voll und ruhig an, als wäre er kein lebender Mann, sondern ein Porträt.
Es war ein stattlicher Mensch, Anfang der Dreißig, mit fcharfen, grauen
Augen, dunkelblonden Eotelettes, einem Anflug von Glatze, auffallend schonen
Zähnen unter dem franzosisch gekräuselten Schnurrbart und knochig interessanten
Händen. Im Soir^egewand, mit den Metallknüpfen an der weißeu Weste,
— die Herren waren offenbar aus den: Theater gekommen, — machte er den
Eindruck eines vollendeten Weltmannes und Genußmenschen; aber an den
Schläfen und im Blick zeigten sich Spuren von Gedankenarbeit und inten-
siver Beobachtung. Ein Diplomat, dachte Gräfin Ella, oder — ein Maler.
Miß Wood, die beiden Herren den Rücken kehrte, begnügte sich, aus ihrem
Accent zu constntiren, daß es Pariser seien . . .
Das Souper verging den Damen rasch, obwohl es reichlich genug war.
Miß Wood schien sich am Brot der Freiheit -— und besonders am Weine —
nicht genug sättigen zu können. Alles mundete ihr, und ihr Blick strahlte
in Wonne, ihre Junge sprudelte Witz und Blasphemie. Sie fragte Ella
flüsternd und neckend, wie ihr das Vi8-a-vi8 gefalle, und Ella fetzte eine
Ambition darein, den stets längeren und aufmerksameren Blicken des jungen
Mannes Stand zu halten. Sie wollte zeigen, daß sie Muth habe, und sie
leerte Glas um Glas; aber sie wurde nicht fröhlicher, wie die Engländerin,
Die beiden Herren, die ihr Souper längst beendet haben mnßten, blieben
gleichwohl sitzen, so lange die Damen tafelten. Erst als diese Miene machten,
sich zu erheben, eilten Jene voraus, um im Vestibüle ihre Eignretten an-
zuzünden. ,,?«» 6e clinnee pour moi," sagte Miß Wood frivol, als die

Herren vorüber waren. „Ter Blonde ist ein interessanter Mensch, aber sein
Begleiter hat graue Haare und ist fast bucklig."
Das hinderte die Engländerin nicht, dm alten Herrn bald darauf an-
zusprechen. Sie fragte ihn, während die Eomtesse den schwarzen Kaffee bestellte,
ob die Times, die er lese, vom neuesten Datum sein. Der Fremde beeilte sich,
das Blatt den Damen abzutreten, und ein Gespräch war bald im Gange.
Ein gleichgiltiges Gespräch zunächst: es war von Reiserouten die Rede,
und die Damen erhielten die Auskunft, daß die Fahrt über den Bodensee
nach Lindau auch in dieser Jahreszeit sehr angenehm sein könne. Es kam
dabei heraus, daß die beiden Herren gleichfalls am nächsten Morgen, und
zwar über Bafel nach Paris reifen follten.
„Also ein vorübergehendes Beifammenfein," dachte Ella, die ziemlich
unbehaglich und einsilbig gewesen war. „Da darf man sich gehen lassen,
denn ich werde den Mann nicht wiederfehen."
Sie begann mit dem jüngeren Herrn über Paris zu sprechen, das sie
nicht kannte, und über ihre Lieblingsautoren: Maupassant, Bourget, nnd —
Zola. Es traf sich, daß der blonde Elegant all diese Celebritciten persönlich
kannte. Er sprach von ihnen, wie von seinesgleichen, und Ella konnte leicht
erkennen, daß er sich für ihresgleichen hielt.
Ein Schriftsteller also, ein Mann von Talent und Ruf!
Ihre Augen leuchteten auf, eine Erregung fieberhafter Freude ergriff sie.
Welcher Glücksfall! Der erste Augenblick ihrer Freiheit brachte sie mit
einem Manne zufammen, der ihr das höchste ihrer Ideale verkörperte. Sie
fand diefen eleganten Mann interessant^ verführerisch, nnd sie war schön wie
nie, als sie ihm ihre Augen zuwandte nnd ihn bat, weiter zu sprechen.
Er sprach vom „Weib" in der modernen Litteratur. „Aber," sagte
er, „Romanciers und Dramatiker wollen das moderne, Weib enträthseln, und
Alle brechen sich die Zähne an dieser harten Nuß aus. Sie können nicht
zu Ende kommen, weil es ihnen an Entschiedenheit fehlt. Es handelt sich
um die Wahl in einem ganz klaren Dilemma. Das christliche Weib ist
ein anderes und ein anderes das heidnische, zu dein ich auch das moha-
medanische zähle. Das heidnische Weib konnte glücklich sein — denn es
war eine Sache. Das Lhristenthum und das Zeitalter der Ritterlichkeit,
das aus dem Christenthum hervorging, haben aus dem Weib etwas Anderes
gemacht. Das Ehristenthum, socialistisch wie es ist, hat alle Menfchen gleich
gemacht, also das Weib dein Manne gleichgestellt. Das Ritterthum ging
weiter und stellte das Weib, weil es schwach und gebrechlich war, auf ein
höheres Piedestal; es machte das Weib, um es vor Brutalität zu schützen,
zur Göttin. Auf jedem diefer Punkte konnte das Weib feine Position finden
und glücklich fein. Aber wie das Weib heute figurirt — in den Problein-
stücken und Sittenbildern — findet es seinen Platz nicht und kann weder
glücklich, noch tugendhaft sein. Wir stellen das Weib nicht so hoch, daß es
als Gottin bestehen könnte, und nicht so tief, daß es als Sklavin vor den

Qualen der Wahl sseschützt sei. Die Frau, die in dem ihr beschiedeuen Manne, ob sie ihn liebt oder nicht, ihr unabänderliches Geschick verehrt, ist eine Gans; diejenige, die sich frei erachtet, zu lieben und sich zu ändern, wie der Mann, ist eine Messaline. Ein Drittes giebt es nicht. Die Frau will frei sein, weil heutzutage Jeder frei ist. Aber sie weiß mit der Freiheit Nichts anzufangen. Denn die Freiheit erträgt sich unendlich schwerer, als die Sklaverei, weil es unendlich leichter ist, den stärksten Zwang zu ertragen, der uns von außen auferlegt ist, als die geringste Entsagung, die wir uns selber auferlegen."

„Was fchließen Sie daraus?" fragte Ella gespannt.

„Daß wir das Weib knechten mühten, um es glücklich zu inachen."

Die Worte des Fremden, noch mehr der Mann selbst, nahmen Ella ganz gefangen. Aber der Schluß, zu dein er gelangt war, schien ihr so drückend, daß sie, wie im Traume, einen krampfhaften Verfuch machte, sich zu befreien.

„Und wenn ein Weib die Freiheit höher stellte, als das Glück?"

„Dann, Madame — paräon, dann, mein Fräulein, giebt es noch Eines, das Glück und Freiheit zugleich ist . . ."

Hier hielt der Sprecher inne und sah sich etwas scheu nach seinem Gefährten um, der mit Miß Wood an« anderen Ende des länglichen Tisches faß. Als er seine Augen der Eomtesse wieder zuwandte, glühten sie von einem neuen, fast unheimlichen Glänze. Seine Sprache wurde flüsternd:

„Es giebt ein Anderes . . . es giebt für die Freien eine Moral, die keine ist. Sie befinden sich, mein Fräulein, in dem Vaterlande eines Philosophen, der eine neue Sphäre der Eristenz geschaffen hat: Jenseits von Gut und Mse; eine neue Moral: die Herrenmoral. Ich bin im Begriffe, die Werke dieses merkwürdigen Mannes in's Französische zu übersetzen. Ich stecke mitten in ihm. Er ist über die Größe seiner Gedanken wahnsinnig geworden. Er hatte zu nahe in's Göttliche gestreift. Seine Herrenmoral ist eine göttliche: sie besteht darin, unseren Willen, den Willen zur Macht, neunt er ihn (ich nenne ihn den Willeu zum Genüsse), über die Hindernisse und (Gebote der Welt zu stellen. Ein Weib, das sich zu dieser Moral bekennt, ist so viel wie irgend ein Mann, wie irgend ein Gott. Sie ist jenseits von Gut und Böse. Ein Schwindel erfaßt uns, wenn wir diese Grenze überschreiten, aber ein Schwindel von Glück . . . Wir fühlen uns leicht, zu leicht, weil wir einen Ballast von uns geworfen, den uns die Gemeinheit angehängt hat: das Gewissen."

Ella rückte erschrocken zurück. Der Fremde neigte sich näher vor. Seine Wangen glühten, seine Stimme wurde nach und nach lauter. „Sie erschrecken vor dem Wort; aber ich sage Ihnen, der Quälgeist dieser Welt ist nicht die Schuld, sondern das Gewissen. Immer sind Ihre Wünsche, die natürlich sind, im Widerspruch mit . . ."

„Anntole!" rief hier eine Stimme, hart und decidirt. „Sie sprechen zu viel. Sie schaden sich. Wir wollen schlafen gehen."

Es war der ältere Herr, der sich erhoben hatte und seine Hand auf
die Schulter des jungen Mannes legte. Dieser zuckte zusammen und erhob
sich ohne Widerrede. Sein Vlick hatte etwas Furchtsames und Müdes, als
er Mh Green (er hatte also das Fremdenbuch nachgesehen) um Ent-
schuldigung bat, sie gelangweilt zu haben, und ihr gute Reise wünschte.
Ella reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen. Alles, was Sie
sagten — wenn ich es auch nicht ganz verstehe, hat mich ungemein inter-
essirt. Schade —"
Sie wollte sagen: Schade, daß es kein Wiedersehen giebt, — aber sie
unterdrückte diese Wendung und ging auf ibr Zimmer. Ohne niit Miß
Wood ein Wort zu wechseln, legte sie sich zu Vett.
Es war noch dunkel, als die beiden Damen am anderen Morgen den
Zug bestiegen. Miß Wood hatte von ihrer Herrin kein Wort vernommen,
außer dem Auftrag, in München telegraphisch Wohnung zu bestellen.
Schweigend und sinnend saß die schöne Gräfin im Eoupö, bis der
Vodensee in herrlicher Wintersonne vor ihnen lag.
„Wie schön!" rief sie aus. „Wie frei man hier athmet! Wer doch
ewig in Freiheit athmen könnte! Aber woher die Freiheit nehmen! Und
woher den Muth zur Freiheit, wenn man die Freiheit hätte!"
Der Zug hielt an, die Passagiere drängten sich nach der Brücke, die
unmittelbar vom Geleise zum Schiffe führte. Mist Wood stieß, als sie die
Dhüre des Coupös öffnete, einen Schrei der Ueberrafchung aus.
„Was haben Sie, Hortensia?"
„Nichts, Gräsin. Aber es überrascht mich, den Fremden von gestern
hier zu sehen. Er wollte doch nach Paris!"
Gräfin Ella wurde roth und blaß. Es freute sie, den Mann hier zu
wissen, und doch beschlich sie eine Art Furcht.
„Ach, was!" sagte sie und lachte. „Er wird uns amüsiren, voraus-
gesetzt, daß er keine bessere Gesellschaft hat."
Auf dem Verdeck näherte sich der Pariser alsbald den beiden Damen
und bat um die Erlaubnis;, sich vorstellen zu dürfen. Anatole de Nonval,
Feuilletonist des „Neliu tranyniz". Er war ein Anderer, als gestern —
guter Laune, spaßhaft, oberflächlich, aber von guten Manieren.
„Ihre Reise nach München," sagte er, „hat wie eine Suggestion auf
mich gewirkt. Ich bin meinem Freunde einfach durchgegangen. Mag er
mich morgen einholen. Ich werde einen Tag frei gewesen sein."
Die Gräfin war von dem Worte frappirt und sah ihn groß an.
„Sind Sie sonst unfrei?"
„Wer ist es nicht, der unter Menschen lebt und sich an fremdes Ur-
lheil, fremde Gewohnheiten fesselt?" fragte er lächelnd. „Auch Sie sind
in Ihrer Freiheit bedrobt. Ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, an
der Schiff-Dable d'bote neben Ihnen sitzen zu dürfen ..."
Die Eomtesse erwiderte nach einigem Zügern:

„Man wählt ja frei seinen Platz. Ich »verde nicht aufstehen, weil Sie
neben mir sitzen."
Die Fahrzeit von Nomanshorn nach Lindau wird durch dieses Diner
fast gänzlich ausgefüllt. Sie verging der Gräsin und der Miß Wood,
zwischen denen sich Herr de Bonual postirt hatte, sehr angenehm. Nach Tisch
sand der Pariser Gelegenheit, während Eomtesse Ella die Gegend betrachtete,
oer Engländerin einige Worte zuzuflüstern. Nach diesem kurzen Gespräch
befand sich Mß Wood im Besitze eines werthvollen Ringes, der früher die
Hand des Fremden geschmückt hatte . . .
.... Mit gleichmüthigem Gepolter rollte der Zug von Lindau der
bairischen Hauptstadt zu. Es begann zu dunkeln, als Eomtesse Ella be-
merkte, daß sie mit Herrn von Nonval allein im Eoup6 sah. Miß Wood
war bei der letzten Haltestelle ausgestiegen, um ein Glas Bier zu nehmen,
und nicht zurückgekehrt. Gräfin Feluinczy bat ihn, nachzusehen. Er er-
widerte, Mrs. Brown müsse offenbar in der Eile der Abfahrt in einen
anderen Waggon gerathen sein.
Im nächsten Augenblicke lag er vor der Eomtesse auf den Knieen und
bedeckte ihre Hände, ihr Kleid mit wahnsinnigen Küssen.
„Sie sind wahnsinnig!" rief Ella, „stehen Sie auf!"
„Ich werde wahnsinnig, wenn Sie sich nicht erbarmen," rief der
Mann, und feine entstellten Züge straften seine Worte nicht Lügen. „Ich
will den Liebekuß von diesen Lippen — ich brauche ihn, um nicht zu ver-
schmachten . . . Und Sie — Sie selbst . . . können Sie Anderes wollen?
Ein Tag der Freiheit winkt mir, wie Ihnen! Nützen wir ihn . . ."
Er hatte den Arn, um ihren Hals gelegt und ihr schönes Haupt an
seine Schulter zurückgebeugt . . . Sie fühlte den keuchenden Athem feines
Mundes, hörte das Pochen feines Herzens — aber kein anderer Widerhall
seiner Leidenschaft regte sich in ihr, als unaussprechlicher Ekel. Dabei hatte
sie in diesen, fürchterlichen Momente Zeit, tanfend Gedanken zu denken, wie
am Ertrinkenden ein ganzer Lebenslauf im Nu vorüberzieht. Sie fah
das Roth der Sammetsitze im Eoupe, sie bemerkte eine Kuh, die den vor-
überbrausenden Zug anglotzte, sie sah die Eravatte des Mannes gelockert,
sie dachte an ihren Vormund und dachte an den „Tag der Freiheit", den
sie sich erobert. „Das also ist Freiheit!" höhnte es in ihr. „Hingegeben
sein der Gewalt eines Wilden, eines Tobsüchtigen." Und bei diesem Ge-
danken war es, daß sie, wie die Biene den Stachel, das Gift ihrer Ver-
achtung losließ gegen den Angreifer. Als sich sein Antlitz näher und näher
zu dem ihren senkte, kannte sie Nichts als Ekel; sie spie dein Manne
in's Gesicht.
stein Dolch, kein Blitzstrahl konnte fürchterlicher wirken. Sein Arm
fank und ließ die Erschöpfte auf den Sitz zurückfallen. Seine Augen traten
ans den Hülsten, sein Gesicht zuckte wie von elektrischen Schlägen, die Farbe
wich von seinen Wangen, und ein Zittern erfaßte ihn, fo convulsiuisch, so

tödtlich, daß dies junge Weib mit zu beben begann. Es war ihr klar, der
Mann sei trank. Sie sprang auf und faßte seine Hände:
„Kommen Sie zu sich! Um Himmelswillen! Was ist Ihnen?"
Herr von Nonval sank wie eine Masse aus den Sitz zurück.
„Ich sterbe!" röchelte er und deutete auf seine Nrusttasche.
Gräfin Ella folgte dem Zeichen. Sie dachte eine Arznei in der Tasche
zu finden, griff unbedenklich hin und fand ein kleines Etui, das sie fragend-
vor sich hin hielt.
Ter Mann nickte, als wollte er sagen: „Oeffnen Sie!" >
Sie verstand den Wink und öffnete. Ein fingergroßes Spritzchen aus
Silber mit einer feinen Spitze — ein Fläfchchen mit wasserhellem Naß
fanden sich in dem Etui.
Ter Kranke, dessen Züge aschfahl geworden, hielt ihr die Handfläche
hin. Und sie — die fleißige Leserin von Pariser Romanen — verstand .. .
Sie überwand das Grauen — widerstand der Versuchung, die Rettungs-
leine zu ziehen und den Schaffner herbeizurufen — und fetzte die Spitze
des Instruments, das sie mit dem Raß gefüllt hatte, resolut in die Hand-
fläche des Leidenden. Ein Tröpfchen Blut, das hervorquoll, erfüllte fie
niit Schauer. Aber das Morphium — das mußte es fein — that seine
Wirkung. Ter Mann athmete tief und erleichtert, faltete, wie um Verzeihung,
flehend, die Hände und siel in Schlaf.
Ter Zug rollte und rollte — fühllos, rasend, unbarmherzig.
Gräfin Felvinczu dachte daran, sich aus dem Fenster zu stürzen, um
die Luft des Raumes nicht athmen zu müssen, in dem sie so Grauenhaftes-
erlebte. Sie warf einen Blick des Schauers auf den fchlafenden Mann,
dann siel sie in die Knie, vergrub das Haupt in die Anne und weinte,
weinte — wie ein Kind. —
Tas war Freiheit! Ihre Freiheit!
Ter Zug kam endlich zum Stehen. Sie fuhr empor und erweckte den
fchlafenden Mann, indem fie ihn am Rocke zog. „Hinaus!" rief sie ihm
zu! Und ihr nächster Ruf galt dem Schaffner.
Scheu blickte er auf, raffte feine Sachen zufmnmen und verließ, ohne
sich umzusehen, das Eouvö.
Eine Minute darauf war auch Miß Wood wieder eingestiegen. „Der
Tummtopf von Schaffner . . ." begann sie lachend . . .
„Schweigen Sie!" rief die Gräfin und wies ihr den Platz in der
entgegengesetzten Ecke an. Sie öffnete den Mund nicht mehr, bis der Zug
in die Riesenhalle des Vtünchener Bahnhofes einfuhr.
„Mir gleich!" murmelte die Engländerin in die Zähne. „Ich weiß
Etwas von ihr nnd habe fie."
Als der Zug hielt, zeigte sich in der Halle ein ungewohntes Gedränge.
Miß Wood fragte beim Aussteigen den ersten Träger, was es gebe?
„Ter französische Gesandte," antwortete der Mann, „ist hier mit zwei

Linmal frei. 1H?
Wachtleuten. Ein Wahnsinniger ist iin Zug, der in Zürich seine», Wärter durchgegangen ist. Es war telegraphische Weisung da, ihn anzuhalten. Es soll ein hoher Herr sein — ein Viebconte oder wie sie's heißen."
Ella schauderte zusammen, als sie die Auskunft hörte, und sah sich im Aussteigen um, als suchte sie Hilfe. Eben führte man den Fremden vorbei, der sich zur Wehre sehen wollte und fortwährend dein Gefandten zurief: „Ich mache Sie verantwortlich!" Ter Gesandte begütigte ihn nnd nahm ihn unter den Arm. Im Vorbeigehen erkannte der Unglückliche Ella und schien sie ansprechen zu wollen. Aber er besann sich, lüftete den Hut und rief: „Jenseits von Gut und Böse!
In diesem Momente vernahm Ella Klänge, die sie elektrisirten: sie hörte ungarische Worte: „N2 ü vu^v zsnki." Die ist's oder keine! Sie wandte sich um, und ein schlanker Herr in eleganter Reisekleidung trat respectvoll auf sie zu.
„Verzeihen Sie, meine Gnädige," sagte er deutsch, „ich möchte fragen, vb ich nicht die Ehre habe, vor Gräfin Feluinczi) zu stehen."
„Die bin ich," erwiderte Ella ruhig und stolz. Sie war froh, ihren Raulen zu hören und sich in ihm wieder zu finden. „Wer sind Sie!"
„Stefan Nöry!"
Ein unsägliches Mißbehagen durchfuhr das Herz des erregten Mädchens. „Ich muß Sie also sehen?" fragte sie bitter. „Sie wußten, daß ich Sie nie sehen wollte. Aber da ich überwacht sein soll, so habe ich natür-lich nicht die Wahl meiner Schergen. Wohin soll ich geführt werden?"
„Liebste, beste Gräfin! Immer noch diese Verblendung! Ich bin ja nicht Ihr Feind, sondern . . ."
»Ja, ja, Sie sollen ja mein bester Frennd sein, oder noch mehr .. ."
„Nichts von Alledem, Gräfin. Ich komme ja nicht, um Sie zu be-gleiten, sondern habe nur meine Frau begleitet, mit der Sie die Reise inachen sollen."
„Ihre Frau?" rief Ella erstaunt.
„Die ich Ihnen hier vorstelle."
Eine runde, kleine, schwarzbraune Dame mit entzückend freundlichen Schlehenaugen streckte Ella die beiden Hände entgegen. „Liebe, gute Gräfin," sagte sie, „mich werden Sie doch als 6»i-äs äs äame annehmen? Ich habe Sie so lieb, weil Sie doch so eine arme, schöne Waise sind."
Ella wußte nicht, wie es kam: ihr stürzten Thränen aus den Augen, und sie warf sich der kleinen Baronin an die Brust, indem sie dem Baron Stefan seitwärts die Hand hinreichte. Sie fühlte zum ersten Mal, daß sie verwaist sei und daß ihr Liebe wohl that.
Eine schrille Frage störte sie auf. Miß Wood erkundigte sich, ob man nach der Stadt fabre oder die Reise nach Budapest sogleich fortsehe?
„Ich reise weiter. Sie können nach Lausanne oder wohin Sie sonst wollen." Und sie warf ihr ihr Portemonnaie vor die Füße.

Durch Maffailand ;»» Mqnelle. Reisen und Forschungen der Massai-Elpedition des deutschen Antistlaverei-ssomites in den Jahren 1891—1W3. Von vr. Oskar Naumann. Mit 27 Vollbildern und 140 Text'Illustiationen. Berlin, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer.

Auf Anregung der Deutsch-Ostafrikaniscken Gesellschaft schickte sich der Verfasser aenen Ende des Jahres 1891 zu einer Expedition an, die, vom Deutschen Nntisllaveiei-Vomit« ausgerüstet und von der Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrila namhaft unterstützt, die geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der weiten, unbekannten Striche im Norden der deutschen Interessensphäre erforschen sollte. Baumann, der vorher schon dreimal im dunklen Erdthcile gewesen war und afrikanische Sprache und afrikanisches Land zur Genüge kannte, wandte sich unter Vermeidung aller Karawanenstraßen Vorzugs» weise Gebieten zu, die bisher lein Europäer betreten hatte. Seine wichtigste Aufgabe war, kartographische Aufnahmen der durchreisten Länder zu machen! ihre Ergebnisse sind» zwar einer besonderen Publication in größerem Maßstäbe vorbehalten, erscheinen aber in der dem Buche beigegeben«» Uebeisichtslarte bereits in den Hauptzügen erkennbar. Baumann hatte beschlossen, allein zu reisen, also leinen europäischen Begleiter mitzunehmen, vor Allem, weil er sich in Afrika unter Schwarzen am wohlsten fühlt, dann aber auch, weil er 5er Ansicht ist, daß man Europäer in Afrika mir da verwenden sollte, wo Schwarze durchaus nicht zu brauchen sind. Dies ist aber nach seiner Meinung bei einer Expedition nur hinsichtlich der Oberleitung und der wissenschaftlichen Forschung der Fall, da alles Andere, von Marschdisciplin angefangen bis zu den kleinsten Details deK Karawanenlebens, die Schwarzen unendlich besser verstehen, als die Europäer. So hatte er auch die ganze Last des Elpeditionsdienstes allein zu tragen, und so ist es auch zu erklären, daß der zweite wissenschaftliche Theil seines Werkes nicht in allen Stücken die Gründlichkeit aufweist, die man nur von einer größeren Zahl von beteiligten Forschern erwarten lann. Uebrigens enthält der Anhang eine Reihe vorzüglicher Arbeiten auch von anderen Forschern, die zwar zusammengenommen immer noch leine vollendete Monographie der Massai-Lande ergeben — eine solche ist in absehbarer Zeit überhaupt noch nicht möglich —, aber doch eine sehr wertlwollc Ergänzung zu dem ausgezeichneten Buche Baumanns bUdcn.

Bis Aruscha südlich vom Kilima-Ndjaro ging es durch bekanntes Land. Was dahinter lag, war auf Hunderte von Meilen unbelannt, unerforscht — ein weißer Fleck auf der Karte. Die Schwierigkeit, an den Viltoria-Nnansa zu gelangen, bestand weniger in der sonst gewichteten Massai-Gefahr, als vielmehr darin, daß etwa 40 Tagereisen ohne Nahrung zunickzulegen waren, wenn man etwa der Luftlinie folgte. Der Reisende be» schloß daher, einen Umweg nicht zu scheuen, um unterwegs einen bewohi'ten und Proviant liefernden Platz anzulaufen. Deren gab es nur zwei, im Norden Ober-Aruscha, im Süden Umbugwe. Jenes ist den Europäern stets feindlich gesinnt gewesen und bot nur gelinge Aussicht auf Pioviautbeschaffimg; dieses war als sorgfältig gemieden bekannt, seitdem einmal eine Swahili-Karawane niedergemacht worden war. Naumann zog die zweite Route vor, weil sie geographisch interessanter ist. Er schildert nun in weiteren

Au»: B « u m » » n „Durch Massoi-Üand zur Nil«,«!!«", »«ilm, Dietrich Neim«r.

Capiteln des ersten Theiles seinen Marsch durch Massai-Land zum Nictoiia-Nyansa, das östliche Nmnsll'Gebiet, den Zug vom Victoria-See zum Tanganita, von dort nach Irangi uno schließlich den tzeimmarsch nach Pangani; Alles in einer lebendigen, anschaulichen Darstellung.

Im zweiten Theile sind in vier Eapiteln die Ergebnisse über die physische Erdkunde der erforschten Gebiete, die Völker des abflußlosen Gebietes, die Völker der Nilquell-Gebiete und den wirthschaftlichen Weich des Landes wissenschaftlich zusammengestellt. Wir machen den Leser namentlich auf die Auseinandersetzung über das Problem der Nilquelle und des Mondgebirges (S. 148 ff.) aufmerksam. „Wie immer man über das Nilquell-Problem denken möge, soviel ist sicher, daß durch die Massai-Ezpedition des deutschen Antisklaveiel-Comites die letzten Schleier desselben gelüftet wurden, — daß das (liput Xüi <>2«rei« von nun an endgiltig der Vergangenheit angehört." Es liegt dem Verfasser fem, den Ruhm eines Spete, dem er übrigens da« Buch gewidmet hat.

zu schmalem, jenes kühnen Forschers, der das Dunkel, welches über der Nilquelle lau,
mit einem Schlage lichtete. Seiner und Stanleus Pionierarbeit verdankte er es ja
vor Allem, wenn es ihm gelungen ist, ihre Pfade weiter »erfolgend, als erster Weißer
die Quelle des Nils zu schauen. In Bezug aufdieptolemaischenMondbergetommt erzu
dem Orgebmh, daß nicht dieser oder jener Neig des Nilauellgebictes gemeint sein kann, sondern
die Gcsammtheit der Gebirge, und nur die Frage scheint ihm interessant zu sein, wie die

Alten gerade auf die Bezeichnung „Mondberge" lamm. Man lese darüber Seite 150 ff.
nach. Was ferner Naumann über den wirtschaftlichen Werth des Landes (S. 240 ff.)
urtheilt, verdient die größte Beachtung. Er nennt die Gebiete des tropischen Afrika,
die erst vor einigen Jahren aus ihrem Dunkel herausgetreten sind und begonnen haben,
für die europäischen Nationen eine praktische Bedeutung zu gewinnen, mit Recht Zu-
kunftsländer, solche, deren Werth nicht nach dem bemessen werden kann, was sie
heute liefern, sondern nach dem, was sie einmal liefein werden. Dieser unzweifelhafte

Satz ist, wie Naumann zutreffend bemerkt» von Freunden und Gcgncm der Colonialpolitit vielfach unrichtig aufgefaßt worden. Während er den elfteren Veranlassung zu den kühnsten Hoffnungen bot, ließ er letztere Alles schwarz sehen. Gegenwärtig jedoch, wo der erste coloniale Taumel uerraucht ist, wo die Schwärmer theilweise abgekühlt sind, die Gegner aber durch die Thatsachen langsam gewonnen werden, ist es an der Zeit, coloniale Fragen völlig nüchtern zu erörtern. Ter richtige Weg dazu scheint doch immer der zu sein, erst festzustellen, was die fraglichen Länder heute liefern, und daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Diesen Weg hat Naumann eingeschlagen: seine Untersuchungen im zehnten Capitel erstrecken sich auf den Karawanenhandel, die Massai-Karawanen, den Tllboill-Hcmdel, die Manyema-Araber, die Rohprodukte des Landes, die Anbaufähigkcit des Landes, die Bevölkerungsdichte, die Culturpstanzen, denen er auch im Anhange einen Abschnitt widmet, die Viehzucht, den Imvort, die eingeborene und fremde Einwanderung und die ostllfiilllnischen Eisenbahnen. Zu sprachlichen Studien hatte er wenig Zeit, aber er sammelte daselbst kleinere Texte, die am geeignetsten sind, auf die linguistische Zugehörigkeit Licht zu werfen, und veröffentlicht sie im siebenten Abschnitte des Anhange».

Mission «ilimll,»,
«lu«: Voumo,,!», „Durch M»i!»l°i!!>nd znr Mquelle". N«l>», Dltlrl ch Relmei.
Die dem Werke beigcgebene, nach den Originalaufnahmen des Reisenden von I>r. tzassenstein reducirte Uebersichtslarte ist ebensowohl gelungen, wie die meiftm in Heliogravüre, Lichtdruck und Autotypie ausgeführten Text-Illustrationen. Die äußere kostbare Ausstattung des Buches entspricht seinem inneren hohen Werthe. ll. ^.

Bibliographische Notizen.

),» «eiche »es Geistes. Illustrirte Geschichte der Wissenschaften. Anschaulich dargestellt von R. Faulmann, l. l. Professor. Mit 13 Tafeln. 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Wien A. Hartleben.

Dieses Lieferungswelk, auf welches wir schon früher empfehlend aufmerksam gemacht haben, liegt nunmehr fertig vor. Das Weit hat die guten Erwartungen, welche wir damals aussprachen, vollständig erfüllt, unsere Litteratur ist durch dasselbe um ein ausgezeichnetes, kurzgefaßtes und doch fließend geschriebenes und interessantes Orientirungswerl bereichert.

Tic Viologie als selbstständine Wisfc»-
,'chaft. Von Robert Franceschini.
Hamburg, Verlags-Anstalt und
Druckerei A.»G. (vormals I. F.
Richter).
Der Verfasser stellt in der anregenden
Schrift an der Hand treffend ausgewählter
interessanter Beispiele zunächst den Begriff
der Biologie in möglichst scharfer Um-
grenzung fest, zeigt dann, daß die Biologie
einen eigenen Zweig der Wissenschaft dar-
stellt, der sich weder mit der Zoologie noch
mit der Botanik als solcher deckt, und schließt
mit der auch schon früher aufgestellten
Forderung, der wir nur voll beistimmen
können, baß auf allen Universitäten ein be-
sonderer Lehrstuhl für Biologie errichtet
werde. N'p.
3aS niederdeutsche schauiviel. Zum
Culturleben Hamburg«. Von K. Th.
Gaedertz. Neue, um zwei Vorworte
vermehrte Ausgabe. Hamburg, Verl <igs-
«nstllltA.G. (vormals I. F. Richter).
In zwei handlichen Bänden (I: Das
niederdeutsche Drama von den Anfängen
bis zur Franzosenzeit, II: Die platt-
deutsche Komödie im 19. Jahrhundert)
giebt der Verfasser eine auf gründlichen
Studien beruhende, dabei aber anziehend
und verständlich geschriebene, auch durch
eingelegte Proben anschaulich gemachte
lleversicht der dramatischen Vorstellungen
in niederdeutscher Sprache, die in Nord-
Westdeutschland und besonders in Hamburg
bis auf die neueste Zeit stattgefunden haben.
Als littcratur- und culturhistorische Schilde»
rung hat das Buch bedeutenden Werth;
aber die Hoffnung des Verfassers (II. Vor-
wort S. XXVIII), daß auch der nieder-
deutschen Mundart noch ein „dramatischer
Messias", d. h. ein dramatischer Dichter
im höheren Stile, ebenbürtig dem Er-
zähler Fritz Reuter und dem Lyriker Klaus
Groll), erscheinen werbe, mutz dem nüch-
ternen Beobachter recht sehr sanguinisch
erscheinen. Seit dem Auftreten von Klaus
Groth und Fritz Reuter hat mit der poli-
tischen auch die gesellschaftliche und litterari-
schc Einigung Teutschlands solche Fort-
schritte gemacht, daß die Mundarten natur-
gemätz allmählich zurückgedrängt werden
und in der Littnatur nur auf einem ört-
lich und sachlich enger begrenzten Gebiete
Verwendung finden können. Wir haben
auch gar leinen Grund, das zu beklagen.
Heinrich Seidel, der bedeutendste und be-
liebteste norddeutsche Humorist seit Fritz
Reuter, zeigt durch sein Beispiel, datz ein

geborener Niederdeutscher auch in der hoch-
deutschen Schriftsprache herzgewinnend auf
ein großes Publicum wirken und dabei in
Gemüth und Charakter die Eigenart seine«
heimischen Stammes ungetrübt bewahren
kann. <li.

Uebcr die Aufgabe» des TtaateS an»
gcsichtS der Arbeitslosigkeit. Atadem.
Antrittsrede von Dr. G. Adler, Prof.
an der Univ. Basel. H. Laupp'sche
Buchhandlung, Tübingen.

Es ist eine leider nicht wegzuleugnende
Thatsache, daß es außer den arbeitsscheuen,
gewohnheitsmäßigen Landstreichern eine
wechselnde, nicht kleine Zahl von Arbeits-
losen giebt, welche, gegen ihren Willen zur
llnthätigteit gezwungen, der tiefsten Roth
verfallen, wenn sie nicht der immerhin
entehrenden Inanspruchnahme der Armen-
pflege anheimfallen wollen. Es ist ferner-
hin Thatsache, daß eine große Zahl dieser
Unglücklichen, durch die Roth getrieben, mit
dem Strafgesetzbuch in Conflict gcrälh
und dann leicht dem Veibiecherthum zuge-
trieben wird.

Der Verfasser giebt in der vorliegen-
der Arbeit zunächst einen sehr klaren lieber»
blick über die Ursachen der Arbeitslosigkeit
und über die Stellung, welche die ver-
schiedenen vollswirthschllftlichen Schulen
dieser Frage gegenüber eingenommen haben,
um dann beachtensmerthe Vorschläge zu
machen, welche die Wirkung dieser Arbeits-
losigkeit mildem sollen.

Wir sonnen die Lectüre des von
warmem Mitgefühl und ernstem Wollen
durchwehten Schriftchens nur empfehlen.

Für das Handwerk. Von Hugo
Böttger. Biaunschwcig, Albert Lim-
bach.

Die Schrift ist gewissermaßen eine
Ergänzung der von mir früher besprochenen
Arbeit desselben Verfassers: „Das Pro-
gramm der Arbeiter". Nach einer kurzen
Einleitung über die Lage des Handwerks
giebt der Verfasser eine Kritik des vom
preußischen Handelsminister herrührenden
Entwurfes für die Organisation des Hand-
wertes, indem er zugleich diesen Entwurf
im Wortlaut mittheill. Auch eine Zu-
sammenstellung von Urthellen verschiedener
Körperschaften, Versammlungen, Zeitungen
ist beigefügt.

Im Allgemeinen steht der Verfasser
dem Entwürfe sympathisch gegenüber. Ne-

züglich der Einzelheiten müssen wir auf
die Lectürc der Schrift «erweisen.
N>

Friedrich Uic«l«i's Vriesc über de»
itzigen Zustand der schöne» Wissen«
„haften in Teutschland <1?5V).
Herausgegeben von Georg Ellinger.
Berlin. Gebr. Paetel.

Die hier neu herausgegebenen kriti-
schen Briefe hat Nicolai schon als Jung»
ling von einundzwanzig Jahren geschrieben!
sie zeigen uns den strebsamen Berliner
Schriftsteller in der Zeit, in welcher er
um die deutsche Litteratur sich wirtliche
Verdienste erworben hat. Mit klarem und
ruhigem Verstände durchschaut Nicolai die
selbstgefällige Beschränktheit des damals
schon alternden Gottsched und weiß zu»
gleich auch den Schweizer Kritiken! und
dem jungen Wieland gegenüber einen festen
Standpunkt der Beurthcilung zu finden.
8s ist sehr erfreulich, daß die interessante
Schrift, aus der gewöhnlich nur einzelne
Sätze in den gangbaren Literaturgeschichten
citirt werden, durch diesen Neudruck
(III. Serie, 2. Band der .Berliner Neu-
drucke", herausgegeben von L. Geiger und
G. Ellinger) jetzt allgemein zugänglich ist.
Die Einleitung des Herausgebers ist mit
ausgezeichneter Sachkenntnis; geschrieben
und orientirt sehr klar über die littcrari-
schen Verhältnisse jener Zeit. K.

V. 3H. A. hüffmanu's ausgewählte
Werte. In vier Bänden. Mit Ein»
leitung von Joseph Lautenbacher.
Erster Band: Märchen, Stuttgart I.
G. Kotta Nachfolger.

In der bekannten gediegenen Ausstat-
tung ihrer .Bibliothek der Weltlitteiatur"
läßt die Cotta'sche Buchhandlung eine Aus»
wähl der Werke eines unserer eigenartigsten
Erzähler, des als solcher auch im Ausländе
geschätzten Romantikers E. T. A. Hofsmann
erscheinen. Ter uns vorliegende erste Band
der Ausgabe enthält die Märchen: „Der
goldene Topf", .Nußknacker und Mcmse-
lonig" und „Klein Zaches, genannt Zinn-
ober": der zweite und dritte werden Heinere
Novellen, darunter „Ritter Gluck", „Das
Majorat", „Der Artu«hof," „Das Fräulein
von Scudeiy", „Loge und Dogaressc", der
vierte und letzte die „Lebensansichten des
Katers Murr" bringen. —

Mit Recht bezeichnet in der dem ersten
Bande beigefügten Einleitung Joseph
Llluterbachcr es als eine höchst befremdliche
Thatsache, baß eine so merkwürdige Er»
scheinung, wie die des vielseitig begabten,

fürdic Entwicklung der modernen Erzählungs»
lunst so bedeutsamen Verfassers des „Kater
Murr", noch keine wirklich erschöpfende, in
die Tiefen ihrer Wesenheit dringende Be»
Handlung erfahren, baß die reizvolle Auf»
gab«, die Räthsel dieser complicirten Natur
zu lösen, den Wechselbeziehungen zwischen
dem Leben und dem künstlerischen Schaffen
nachzuspüren, den Einflüssen, denen letzteres
unterworfen gewesen und die es wiederum
weiteiwiltend geübt, zu folgen, noch leinen
Berufenen gelockt hat. In seiner verhält»
nißmaßig eingehenden und interessanten
Einleitung giebt Lautenbacher für ein solches
Unternehmen manch' schätzenswerthe An«
regung; insbesondere weiden Hoffmann's
Leistungen auf musikalischem Gebiete mehr,
als es sonst zu geschehen Pflegte, ge-
würdigt. —
In dcm Bestreben, Hoffmann's Ein«
ffüsse und Wirkungen auf andere, nament-
lich ausländische Dichter andeutend nachzu-
weisen, scheint uns Lautenbacher hie und
da etwas zu viel zu thun. Z. B. erscheint
es uns etwas zu weit hergeholt und nicht
nothwendig, des Maichendichtcrs Andersen
Eigenart auf Hoffmann zurückzuführen. —
Die Ausgabe der Hoffmann'schen Er-
zählungen wird — wie oben erwähnt —
vier Bände umfassen, deren jeder 1 Mk,
tostet. 0. ^.

Achim v. Arnim und Clemens Vren«
tan«. BearbeitetvonReinholo Steig.
Mit 2 Porträts Stuttgart, Cotta.

Die persönliche und schriftstellerische
Nntwickelung der beiden Romantiker wird
in eingehender, zum Theil aus neuen
Quellen schöpfender Darstellung bis zum
Jahre 1815 geführt. Es sollen diesem zu-
nächst für sich abgeschlossenen Bande noch zwei
«eitere folgen, von denen der erste Arnims
Verhältnis; zu Goethe und Nettina, der
letzte Arnims Verbindung mit den Nrüdem
Grimm zum Mittelpunkte haben wirb.
In dem ganzen — von R. Steig in Ge»
meinschaft mit H. Grimm unternommenen
— Werte wir» man dann Achim von
Arnims Leben und vielseitiges Streben
in enger Verbindung mit den ihm nahe
stehenden Freunden bis zum Ende über-
schauen tonnen. ?.

Verliner Elizzen. Von Heinrich
Seidel. Leipzig, A. G. Liebestinb.

.Die Leute schreien immer so viel jetzt,
die Welt wäre so schlecht, das lann ich
gar nicht finden. Wenn man nur selbst

immer recht gut zu den Menschen ist, da
findet man auch welche, die es wieder sind.
Das ist meine Ansicht von der Sache —
was denkst Du, Annchen?"
Diese Worte, die am Schlüsse der
ersten Geschichte ein altes Fräulein an
eine Freundin richtet, geben die Stimmung
an, in welcher die zwölf lleinen Erzählungen
dieses Bandes (des zwölften der „ge-
sammelten Schriften" von Heinrich Seidel)
geschrieben sind. Aber wenn sie auch alle
Zcugniß ablegen von der in sich befriedigten
Lebensanschauung des Verfasser«, der mit
zartem und feinem Blicke die kleinen
Freuden des Lebens aufzufinden und mit
dankbarem Gemüthc sie zu geniehen ver»
steht, so ist doch die Ausführung keineswegs
einförmig; vielmehr überrascht selbst dm
Kenner der früheren Bände die frische
Mannigfaltigkeit der Gestalten und der
Motive in diesen Geschichten, deren jede
ein kleines Cabinetsstückvon cigenthümlichem
Reize ist. Der Referent möchte nach seinem
Geschmacke die dritte (»die silberne Bei»
lobung") und vierte („Pencloftc") Er-
zählung als besonders anziehend hervor-
heben; andere Leser weiden vielleicht einer
oder der andern von dm übrigen den Vor-
zug geben. Aber ohne Genuß wird
Niemand, der für idyllisch« Anschauung
und Gestaltung auch des modernen Lebens
empfänglich ist, von dem liebenswürdigen
Büchlein Kenntnis; nchmm. 0.
Geschichten aus dem Äleinlcbcn. Von
Wilhelm Sommer, Verfasser der
„Elsässischen Geschichten". Basel, Benno
Schwabe.
Mit scharfem Blicke hat der Verfasser
da« Leben der Gewerbtreibenden und des
Volkes in sehr verschiedenen Städten und
Landen, beobachtet — in Flandern, in
Süddeutschlaud, in Böhmen. Diese Beob-
achtungen hat er gruvvirt um Personen,
deren heitere oder ernste Erlebnisse seine
gemüthvolle Teilnahme erregten; so ent-
stand eine Reihe von wohl abgerundeten
Erzählungen, auf denen bei voller Treue
des Localcolorits und bei vollkommener
Lebenswahrheit der Darstellung ein poetischer
Hauch liegt. Das Buch bietet eine sehr
anziehende und fesselnde Lectüre. 0,
üuizeMüMne LUclier. Lezuwenunz n»cn HuZiv»nI ser Ileäüctiun vuldeli».lten.
MbUotA»Ic <!«i <3«»»,mii>tlitt«l»,tur de« In-
u, >»8>»u<ie8. >x», 77U—7!<2, N»Ne, s>, n«mi«>,
2iin»' 2»uom»t, I^uiiiz?>!»w <!<!, », ücli»c>ii!i
2»iUiiIeni^, IH lÄinInzie «I« IlicliÄlÄ
^'».zn«!', IÄli5, ü. ventu,
Oll»l>i d«l 2!»ui»r«K. Hu« dein Newewüelmen

eine» VeitiAuten de« Itllien, llinwtei'ni'llsi'
denten. I^eKer«, von I^ili lH»«er. 8t»llz»t,
Neutüelie Ve>'I»li8'.^n»,t»It.
?e«t«!lirltt 2uui »I«b2i?»t«n (3«durt«t»««
Nuaolt HiM«n«li«I». Hen>»8il, von NU»
1,,von, Mit e!»,/m üüdid^^e It,»>. Itlldebrzn^,
I^!si?,i8, H. <>, 1eu!>nei',
<^«i»ol»m»ni». H,, 8tnd!en über de» moiemen
liniNÄ!,. ^ü,ii3«!«?rz, N»ltun^«e!ie Uueli-
diuelierel.
ff«kfl^. Hei-»»^, von V, Nein, Dl«ter n»nd,
3. I>i«l,z, iHn^en«»!«», N. Level' ^ 8ü>,„e,
Mc>i»i, f>den und l!,>nde» nedzt ,> ülezien de«
?lopei'?. t!I,er«. vnn Diiuzid Xleiiei, 8t>«8»>
bulL, 1. ». Ld. Neil?,.
X»t«oü«i, 1^,, Nerumim Lollettz I^etxn u, ^VerKe,
Nil d. Lüdnl«« d, Nic^tei'!«, >Vien, A. ?el!e«.
X«U«»/, (,',, Iln« I^el,en de« Mesre«. >I!t bntlin,
Leitriiüen von <?, ^i»inel un<! II, 8e!i!nl. Mit
IIIUZti-, I^wli-ss, 4, Leii«!?, ?, 0. Veizel Kaelil.
Xlsbll«, II,, 1)1« vorh,,'!,,!!,!«», V<>i!>>«tl!e!> !»
einem Xot. v!»inl»!t'Huzi:, Xo^nÄu^eu,
8e!b«tvell»,^.
Xleb»», K, Nie denwcben I^,vriKel der<',esseuv»7l.
vu>MÄ,tt»u«ss. L,!. I, Xo»iu»u«en. 8eIK«lvei-!»^.
— Kleine Lieder, (!«diel>t«. I)ulm»ut»u«z»be.
Koi'dtmu«en, 8elb«lver>l»!;.
Xi»,u»5l, M,, N»nn«cble!! ^Veelmite eine« Mo-
deinen, MUneben, ^, I.In,Ill»«l^»el!e Lueliu.
H«,ul>»»»^nt, Luv de, VW V»!»,«!nnisse u. »nd.
Novellen, Ueber«. von ^Vllti. Lilientii»!. Leilm,
Ni,d>. üe!>5teln X»(,ut«!j?el,
Il«tl>vin, o«t>wut«c!>e, LMttel ?.i!l I'üi'äerun^
<!«>' Ilumamcüt. III, ^»1»^. Xl. 15». KöüizV-
Asniuli», ^^ I,e!>Nu!cn ,!«>- »il^emeiuen ?5vc!>o-
wiiie, H»u>duii;, !>. Vo«8,
MUluoIi«, II,, I.!Uei»s!.« b« 8lluä«n u. llerlenZ-
«»rlie», L«lli», D>I, Ileutüel,
lQi«r«»rt«n, l., Von X»r!«l»I,e »l>o!> QiioH,:».
I?ei««8>i!ll<'N »n<! ?I»u!leleIon von >Ie>' Veit-
»u?!,!ell>i»8, Mit I!> Uiläern »nä «in«l 8««-
!>»,te, X»r>8rune, s. Ilnei-llrten,
^Vllltli»i von <l»i Vo^Äveicl«, 8iimmt!Iene
Uodirlil,' !i!»el,<, von ü, Xledel, 8ti28^omi;,
^. U. l», Heil/,,
^«»t«i, l), <IÄ. Vs!»«mll,in>, Lunte Llättel, <3«-
'»eilte, 2»,'ite ver!,e«z. u. veim. Hul!»z>.
VIe8o»,!e„, ciu', I.iinK»ltl!.
2«it«uliilll tu? H^pnoUiillu.», 8uzzeztion<>'
tlierÄpi«, 8u»N>?ztlon»K'I»<> un<! vervlluill«
!«v,'uolo!;, ko!'8e>!UNMN. I89t ^u!i. Lesün,
!l. NiieMi'.
Lchlesische »nchl>rnii»ni, «nnfi» und verlogl'Anft»!! «. 5. 3chonl«ndn, Vr»I»n,
Unbelebt!»!« Nochdiuck »,,, dem ^nholt dies« I«!<chi!ft untlrsag!. U»b«ile^»ng»«ch! »«ib»h<>I«n.

>.^^^^».»>^^^D.».^^
«"»^'„"'«M^','.',"
f'
1894«. I'riLQks k'ülliiNF. 1894«

ÜttÜLll
uiiH
ä«»^u^°e«6«.
lflM . .
582°
ll
üübldin»» .
«»
,
8l!>!»z!!»i!ui!
«»
,
?!>»«il«blll!!!!<?l
,
««llinil!». .
<?'
,
»»l!lldi»llll.
3j5
,
fl!«»!>>!«>I«.
«
»
l»ilell»l!z^
,33^
«
lMlllnil!».
3«»
.
M!
-«^-

^"^^ .'!'!!'.'l^E
T's'
klttme
8pl>u<l«I 8»!l
pulverlösmi»
Ks>8tlll!l«ilt.
8p!'U!le! 8eif«.
«^Nl.8L^ocn
8prull«l p»zti!!en

liH8l2!

l.übel 8Ll,nttl3näel', !<2l-l8li2ll i/Lünmen
alle zlillelälM88ßl-lKlli!Ilii!Mi!, äMßKeil Ulll! llll»Flil8ten.
U«lis!'3«ei8el,« llspüt» in öen gl'üszton 8täclt«n allys Wolttlioils.
«
"

l!
3MM ^DIN UM ILMKM.
^/tMna^H
/<2^?//c?^^ t7/^^^^t7^ H^e/Ã¶e//."
1^ Il!V!^3, 20. ^M///Ã¶^ 1890.
IHK ^?0I.IM^I3 c0N?^M-
^
^I^lll'^O.

November l8YH.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hermann tevi.
Radirnng von Wilhelm Rohr in München.

,N«»» »n» §»«' «rlchein» «m Anfang jede, Mona«, !» yeflen mU je »ln« «unfltellag».
—— Pill» pl« «UN««»! (3 Hefe«) 6 Mail. —
All, VnchtMnülongen und postanftalten nehmen j«d»ii»l! V,l!«ll»ng«n »».

Alle auf den redactionellen Inhalt von «Mord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die ^^^—_
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
5iebenhufenerstr. 2/2.

EMPTY

ZMM-,'

<^^,

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
i>c,,i
j)aul tindau.
^ '^^'-^.-,,?- » ^ .^
I^XI. Vand. — !7ooe,nber WH. — Heft 2^2.
<m» einem pollrni! in »odilungi l'cnnann lrv!,>
"^' >

Wre^Iau
Schlesische Nuchdiuckerei, «unst» und vellag«»Anstalt
v. 2. -chottlaende».

Gin Iagdrubber.

von

Mar King (A. Mechlenburg)^).

— Kopenhagen. —

Erstes Cavitel.

ühre!" wie oft ist dieses Wort nicht leichtsinnig behandelt, wie oft ist es nicht mißbraucht worden, und doch giebt es wenig Menschen, welche nicht einen kleinen Raum in ihrem Herzen bewahrt haben, wo noch die „Ehre" wohnt.

Für Einige ist sie ein Götzenbild, welchem sie Alles opfern, für Andere ein kostbarer Besitz, welchen es so gut ist wohlgeborgen zu wissen, wenn Zeit und Umstände ihnen auch nicht immer Gelegenheit bieten, ihn zu zeigen.

Viele tragen sie wie einen Schmuck, der Glanz um sich verbreitet; für die Strengsten ist die Ehre aber ein Theil ihrer selbst, so innig verschmolzen mit ihrer Natur, daß sie sich ihres Besitzes erst bewußt werden würden, wenn sie auf dem Wege wären, sie zu verlieren.

Derartige Menschen werfen niemals mit „Ehrenwort, Ehrbegriff und Ehrgefühl" um sich; es genügt ihnen, ehrenhaft zu sein. —

Die Familie Holmbo besaß seit mehreren Jahrhunderten ein Gut auf Iytland.

Sie waren Ehrenmänner vom Vater zum Sohn die ganze Linie hinunter, und nicht Einem von ihnen konnte etwas Uebles nachgesagt werden. Bon den Töchtern berichtete die Tradition nicht viel, sie wurden geboren, verheiratheten sich und starben, weiter enthielt ihre Lebensbeschreibung Nichts.

*) Autorisilte Uebeisttzimg von Ernst Vrausewettci-Veilin.

Viel mehr war von den Sühnen auch nicht zu sagen, aber ihre
Portraits hingen in der Bibliothek, dem größten Zimmer des Gutshofes.
Die Familie Holmbo hatte das mit den Adelsgeschlechtern gemeinsam,
daß der älteste Sohn immer das Gut erbte und sich mit seinen Geschwistern
abzufinden hatte.
Viele Jahre lang wurde in jeder Generation nur ein Sohn geboren,
das Schwestertheil war auch nicht groß, und so gedieh und wuchs das Gut
von Jahr zu Jahr.
Später kam es bisweilen wohl vor, daß sich ein jüngerer Sohn einstellte;
aber keiner von ihnen überlebte das zwanzigste Jahr, und so wurde das
Vermögen nicht zersplittert.
Kein wildes Leben, keine Epeculationen hatten Ebbe in die Geldkasse
gebracht. Freilich Fluth hatte in derselben auch nicht geherrscht. Alles
hatte seinen gleichmäßigen Gang gehabt, der Sohn den Platz des Vaters
eingenommen und nach den strengen Geboten der Ehre gelebt; es waren
braue, ehrliche Naturen, welche hier walteten.
Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein in der Familie vereinzelt da-
stehendes Ereigniß ein: drei gesunde frische Nuben lagen auf einmal in der
großen altmodischen Wiege.
Die Frau schaute die drei von weißen Häubchen verborgenen Köpfchen
ein wenig ängstlich an; sie meinte, sie hätte mehr als ihre Pflicht ge-
thcm; einen Sohn schuldete sie dem Geschlechte; aber hier lagen drei in der
Wiege.
Der Vater lächelte zärtlich den Buben zu, streckte sich dann, so daß
er fast einen Zoll größer wurde, und sah seine Gattin siegesbewußt an;
seine Gedanken streiften Arel und Esbern Snare, Herr Askar Nng hatte
nur Zwillinge bei feiner Heimkehr gefunden — hier stockte er und fank mit
einem Seufzer in sich zusammen; er entsann sich plötzlich, daß zwei von
ihnen dem Tode verfallen wären; in der Familie Holmbo blieb ja niemals
mehr als ein Sohn am Leben.
Die Augen feiner Frau hingen an ihm. Sie verstand fogleich, was
fein gesenktes Hanpt sagen wollte, und sein Seufzer fand ein Echo in ihrer
Brust; welches von den drei kleinen Geschöpfen, welche sie bereits so innig
liebte, würde sie behalten dürfen.
Als die Drillinge zur Welt kamen, war es Winter, die Taufe sollte
erst stattfinden, wenn der Lenz seinen Sonnenschein zum Feste spendete.
In der Zwischenzeit waren die kleinen Buben treffliche Eremvlare des
Geschlechtes geworden und regierten das ganze Haus; ein kleiner Schrei
eines derselben, und Alle kamen in Bewegung, selbst der Vater stand stets
auf dem Sprunge für die kleinen Herren.
Bei der großen Tauffeierlichkeit entstand zum ersten Mal die große
Frage: welcher von ihnen nun der Aelteste wäre, sie hatten alle Drei in

einer Wiege gelegen, und Niemand konnte sich entsinnen, welcher zuerst das
Licht der Welt erblickt hatte.
„Hierbei ist Nichts zu machen," sagte der Vater, „denjenigen von ihnen,
welcher die beiden Anderen überlebt, hat unser Herr selbst zum Gutsherrn
bestimmt."
Jahr für Jahr verging, und alle drei Jungen gediehen ausgezeichnet,
ihre Gesundheit schien wie aus Stein gebaut.
Als der Alte nahe dem Sterben war, wußte er, daß Drei das Erbe
theilen mußten.
Da sagte er zu seinen Söhnen, was sein Vater zu ihni auf dein
Sterbelager gesprochen hatte:
„Die Achtung seiner Mitmenschen zu besitzen, ist ein großer Segen;
aber fühlt Ihr felbst, daß Ihr sie nicht verdient, wird sie zum Fluch für
Euch — vergeßt das niemals, meine Kinder!"
Dann warf er sich unruhig auf seinem Lagen hin und her und sah
seine „Buben" an.
„Nur Einer von Euch kann das Gut bekommen, die beiden Anderen
sollen das Ellvital theilen, welches ich hinterlasse —" mehr konnte er nicht
reden, dann starb er.
Als er begraben war, standen die Söhne an seinem Grabe und sahen
einander an, dann sagte einer von ihnen:
„Du, Karl, warst Vaters Liebling; könnte er jetzt selbst denjenigen wählen,
welchen er zum Besitzer des Gutes haben wollte, wäre seine Wahl auf Dich
gefallen! Nicht wahr, Jörgen, wir thaten immer, was Vater wollte, Karl
soll Vaters Platz einnehmen."
Dabei blieb es. Die beiden Anderen traten das Gut Karl aus Liebe
ab, und sie lebten als gute Brüder; aber seit dem Tage ging es mit dem
Ncichthum der Familie bergab; das Geschlecht wuchs nach allen Nichtungen,
nahm dann aber plötzlich wieder ab, sodaß der Karl Holmbo, von welchem
diese Erzählung handelt, als Letzter auf der Schanze stand.
Das Gut war zu einem mit großen Hypotheken belasteten Hof zu-
sammengeschrumpft. Die Familie war mit der Zeit mitgegangen, die An-
sprüche gestiegen; die Söhne waren alle Studenten gewesen, ehe sie Land-
leute wurden, sie hatten mancherlei Interessen, Viehzucht und Ackerbau
standen nicht mehr zu oberst auf der Liste.
Der Begriff „Ehrenhaftigkeit" war zu dem der „Ehre" herangewachfen,
und bei jedem Unternehmen nahmen die „Ehre" uud das „Ehrgefühl" ihren
traditionellen Platz ein.
Seit der kleine Karl auf die Kniee seines Vaters hinaufkriechen konnte,
hatte er gehört, daß die Ehre in der Familie den Ehrenplatz einnahm. Als
junger Mann kannte er diese Lection auswendig, und sein Vater vergaß
nicht, ihm ans die Seele zu binden, daß er den Namen fleckenrein erhalten
müßte, da er der letzte männliche Sprößling des alten Stammes märe.

Kaum zwanzig Jahre alt, war Holmbo elternlos.
Während er zum staatswissenschaftlichen Examen studirte, emeuerte er
die Bekanntschaft oder richtiger Freundschaft mit einem jungen Adligen,
Adolf von Arenfeldt, welcher aus der Nähe seines Gutes herstammte. Sie
hatten sich schon als Knaben gern gehabt, und gemeinschaftliche Kindheits-
erinmrungen knüpften sie aneinander.
Sie hatten Beide ihre Eltern verloren, und während Arenfeldt sich darauf
berief, daß er nur sich selbst Rechenschaft für seine Thaten schuldig sei, und
mit etwas cynischem Lächeln hinzufügte: „Und ich stehe dafür ein, daß ich
ein milder Richter bin," mußte die Ehre in's Gewehr treten, um Holmbo
zu beschützen.
„Die Ehre ist ein strenger Gläubiger, der sich nicht auf Accord ein-
läßt," pflegte er zu sagen, wenn Arenfeldt ihn auf verbotene Wege locken
wollte.
„Was hat denn die Ehre mit einem lustigen Zlbend zu schaffen; kann
sie nicht einen Tropfen über den Durst vertragen, so schließen wir sie in
unser Studentenzimmer ein: es geht ihr wie den Damen, sie gehören nicht
zu einem Trinkgelage."
Dennoch hatte Arenfeldt eine Art Nespect vor Holmbo, er blieb von
vielen Ausschweifungen fern, um sich in den Augen des Freundes nicht
herabzuwürdigen.
Die Ferien brachten sie abwechselnd auf ihren Gutem zu.
Hier machte der Unterschied zwischen ihren Verhältnissen sich erst recht
geltend; Arenfeldt war ein reicher Mann, der in flotten Verhältnissen lebte,
Holmbo befaß zwar noch das große folide Gebäude, welches mit seinen Er-
innerungen gleichsam die Familientraditionen aufrecht zu halten suchte, aber
sein Ackerland hattet in betrüblichem Grade an der Schwindsucht gelitten
und erlaubte ihm nicht, seiner angeborenen Neigung zu folgen und als
Gutsherr zu leben.
Wenn er die Bibliothek betrat und seine Ahnen betrachtete, dann stahl
sich mancher Seufzer hervor, und oft dachte er:
„Es wäre am besten für das Geschlecht, wenn ich der Letzte desselben
bliebe, damit nicht weiteres Unglück die alten Erinnerungen zerstört und das
Gut zu Grunde richtet."
In solchen Stunden war er von tiefem Ernst durchdrungen; er fühlte,
daß Tand und Vergnügungen ihn nicht verlocken dürften, daß die Arbeit,
strenge Arbeit Anfpruch auf ihn erhob, er mußte mit seinen: verlockenden
Umgang brechen, mit allen diesen reichen Herren, von welchen ihn seine
Armuth schied, so schnell als möglich sein Eramen absolviren, um Landmann
zu sein, zu arbeiten und seinen Hof in die Höhe zu bringen, damit er ihn
seinem Sohne in besserem Zustande hinterlassen könnte, als er ihn empfangen
hatte; das Eölibat war nun einmal nicht sein Fall.

Niemals siel ihm ein, daß er durch eine reiche Heirath mit einen»
Schlage aus seinen Sorgen herauskommen und die Bahn für seine Nach-
kommen ebnen könnte.
Beide Freunde hatten das Amtseramen bestanden.
Wie schwer es Holmbo auch siel, hatte er doch fest beschlösse«, mit seinen
lustigen Jugendfreunden zu brechen und sich an seinen strengen, ernsten Be-
ruf heranzumachen.
Die Trennung von Arenfeldt würde der schwerste Kampf werden,
welchen er zu bestehen hatte — er war ein Freund in des Wortes tiefster
Bedeutung, und Holmbo begriff nicht, wie es ihm möglich sein sollte, den
Sonnenschein zu entbehren, welchen diese Freundschaft ihm gespendet hatte.
Er hatte niemals jene flüchtigen Verliebtheiten gekannt, von denen junge
Leute so häufig heimgesucht werden — ihm hatte die Freundschaft genügt,
befonders, da sie von einen: Frühlingsduft von poetischem Gefühl ver-
fchönt wurde, welche sie weit über die gewöhnlichen Trivialitäten des Werk--
taglebens erhoben hatte.
Es fiel schwer, Arenfeldt begreiflich zu machen, wie nothwendig diefe
Trennung fei, daß die Noth, die bittere Noth es wäre, welche ',ihn dazu
zwang; das sorglose frohe Leben, welches er und feine reichen Bekannten
führten, würde Holmbo nur von feiner Arbeit ablenken und feinen vor-
nehmen Neigungen schmeicheln.
„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte Arenfeldt ein
wenig verletzt; „aber ehe Du Dein ernstes Abschiedslied singst, ver-
lange ich noch einen armseligen Monat von Dir; Dein Verwalter kann die
ganze Wirtschaft schon noch vier Wochen leiten, und in dieser Zeit sollst
Du mein Gast sein, und genügt unsere treue Freundschaft nicht. Dich zu
halten, so will ich doch versuchen, ob ich nicht Versuchungen in Bewegung
setzen und Dir alle Herrlichkeiten der Erde zeigen und Dir in Gestalt
eines schönen jungen Weibes einen ganzen Goldbarren zu Füßen legen kann;
und siehst Du, mein Freund, sie hat obendrein nicht einen Tropfen blauen
Blutes in ihren Adern, wie es Deine Vorfahren ja wünfchten. Gewinnst
Du sie, dann kannst Du Dich auch weiterhin nach Herzenslust amüsiren —
denn weißt Du was, Holmbo: der reiche Mann ist Dir doch einmal an-
geboren."
Er lachte lustig. „Vielleicht eine Freundin Deiner hübschen Eousine
5Dlga, zwei Freunde und zwei Freundinnen, das wäre ja herrlich — nein,
Arenfeldt," fuhr er ernster fort, „mich verlockst Du nicht, in unserem Geld-
beutel ist ein Loch gewesen, aber unseren Schild haben wir blank erhalten;
setze Du nur Verführungen in Bewegung, ich fürchte Dich nicht und nehme
Deine Einladung an."
„Höre, Earl, Du bist wie alle Holmbos, ein richtiger Nockbein; na,
das foll uns aber nicht hindern, einen frohen Monat zufammen zu ver-
bringen."

Zweites Eapitel.

Ein leichter Frost hatte sich über Feld und Flur gelagert und nach einer langen Ziegenzeit die Wege passirbar gemacht; der Waldboden war gerade fest genug, um die muntere Iägerschaar zu tragen, welche sich lustig unter den blattlosen Bäumen tummelte.

In den großen, ausgedehnten Wäldern von „Höjgaard" hatte die einsige Art noch nicht ausgerodet; selbst dichtes Unterholz hatte sich ausdehnen dürfen, und das Wild gedieh vortrefflich.

Holmbo war ein tüchtiger Schütze, er besaß selbst ein kleines Jagdrevier in seinem Wald, welches der Thiere willen umfriedigt war.

Der alte Verwalter hatte davon gesprochen, daß die großen Bäume in Geld unigewandelt werden könnten und der Waldboden in fruchtbaren Acker; aber Holmbo hatte dafür bis jetzt taube ^hren gehabt; nun wußte er, daß die Art an der Wurzel der alten Bäume, der mächtigen Eichen, lag, die gleich Repräsentanten der Vergangenheit dastanden, welche die Jugend: „die naseweisen Buchen," noch nicht verdrängt hatte.

Ehe der Frühling seinen Einzug hielt, ehe es sprießte und knospete, sollten die alten Veteranen fallen — der Wald sollte einen Theil seiner Schulden bezahlen.

Gerade an diese!» frohen Iagdtage überkam ihn eine nagende Trauer, die er nicht loszuwerden vermochte.

Er hatte kein wildes Leben geführt und war nicht verschwenderisch gewesen; warum sollte gerade er der Eltern Schuld bezahlen und die Schande erleiden, den lieben Wald zu verkaufen, der allen Holmbos, Mann für Mann, zur Verfügung gestanden hatte.

Er fenkte seine Büchse und zog sich unwillkürlich von dem frohen Schwärm zurück, die lärmende Munterkeit verletzte ihn in diefem Augenblick; was wollte er eigentlich hier unter diesen reichen jungen Leuteu, welche seinen Kummer nicht verstanden.

Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, er nahm den flotten Jäger-Hut ab und strich mit der Hand über die heiße Stirn hin.

War es wirtlich eine Schande, den Wald zu verkaufen und seine Schulden zu bezahlen -^ war es überhaupt eine Schande, arm zu sein?

Er erhob muthig das Haupt und setzte mit einem schnellen 3tuck den Hut auf.

„Nein, es ist keine Schande, arm zu sein, aber eine Schmach, über seine Verhältnisse zu lebeu und kleine Püffe und Stoße von den hochmüthigen Reichen zu erdulden, nur um mit ihnen zusammensein und es ihnen gleichthnn zu können. Gesucht habe ich sie niemals, ein Holmbo ist zu stolz, um zu kriechen; habe ich Püffe bekommen, so habe ich Schläge zurückgegeben, es ist Freundschaft, wirkliche Freundschaft, welche mich an Nrcnfeldt bindet — darum will ich «nein Versprechen halten; aber wenn

dieser Monat um ist, habe ich meine Freiheit wieder, und ich werde ihnen Wen zeigen, was ein fester Wille und Arbeit erreichen kann."

Die Jäger waren weit fort, er hörte die Schüsse und ging dein Schall nach; da vernahm er einen krachenden Laut im Gesträuch, derselbe kam näher und näher, er sah in den dichten Wald hinein und entdeckte ein Geweih, welches sich in den Zweigen verfangen hatte; der Hirsch kämpfte eifrig, um sich zu befreien, aber je mehr er rang, desto mehr gerieth feine fchöne Krone in das Geäst, welches sie umgab.

Holmbo erhob die Nüchse, senkte sie aber gleich wieder; er sah den ängstlichen Ausdruck in den Augen des Thieres — der fruchtlose Kampf und dieser Anblick ergriff ihn fo schmerzlich, das; er tief erschüttert war; es war ihm, als wenn er es selbst wäre, welcher dort von der harten Hand des Schicksals gefesselt und gebunden stand und nach dessen Herzen die Jäger zielen wollten.

Mit raschen Schritten bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht, er mußte, er wollte das geängstigte Thier befreien: da hörte er die Jäger nahen, er fah einen Büchsenlauf auf den Hirfch gerichtet und schloß die Augen, ehe der Schuß traf; ein Stöhnen drang an fein Ohr, und ein Krachen in den Zweigen verkündete, daß das Thier gestürzt war.

So glühend heiß ihm eben gewesen, plötzlich wurde ilnn kalt, die Stirn war feucht und die Augen glühten; er strich mit der Hand über sie hin, sie waren naß.

Er schämte sich seiner Schwäche, war er nicht selbst einer der Jäger, welche soeben auf das Thier gezielt hatten! Wenn ihn jetzt einer von feineu Freunden fah, wie würde derselbe nicht lachen; er lachte selbst, aber das Lachen schnitt ihm in's Ohr — dann stieß er ein munteres „Hallo!" aus und eilte zu den Andern hin, und niemals hatte er besser gezielt und sicherer getroffen, als gerade an diesem Tage; er war der-jenige von allen Jägern, welcher die größte Beute heimführte; allein der Hirfch kam ihm nicht aus dem Sinn, er trank mehr, als es seine Gewohnheit war, und verlor eine größere Summe im Spiel, als er ver-tragen konnte.

Diese Nacht schlief er nur wenig, und selbst im Traume sah er die Krone des Hirsches in die Zweige verwickelt, und der Schuß und das Krachen erweckte ihn.

„Was sollte mir Böses widerfahren können, das dumme Thier lief felbst in den dichtesten Theil des Waldes hinein, was wollte es dort, der offne Weg und der Nach waren dicht dabei — mich hat die Büchse des Jägers nicht getroffen; so lange die Ehre der Eompaß ist, findet man fchon den rechten Weg — in drei Wochen bin ich frei, und dann will ich mich niemals mehr in ihr Garn verwickeln."

Am nächsten Abend fand bei Kammerherrn Brandt ein Ball statt. Arenfeldt hatte für sich und seine Freunde eine Einladung erhalten.

„Sei nun recht liebenswürdig, Holmbo," sagte er, „ich habe ineinen
Plan nicht vergessen. Dir eine junge, hübsche und reiche Braut zu ver-
schaffen. Unser Wirth hat eine sehr liebenswürdige Tochter, und sie bekommt
eine ganze Tonne als Mitgift. Einige hunterttausend Kronen könnten Dir
wieder auf die Beine helfen.
Holmbo lachte inunter. „Ich glaube. Du bist aus reiner Fürsorge
für mich ein wahrer Kirsten Giftekniv geworden! Nein, Arenfeldt, Geld
ist ein fchün Ding, aber es kann zu theuer erkauft werden; ich trachte nicht
nach Fräuleiu Brandts Gold."
Als Arenfeldt mit feiner Jagdgesellschaft den Ballsaal betrat, waren
Aller Blicke auf fie gerichtet. Sie fahen fo elegant, keck und lustig aus,
daß sie sofort das Interesse der Damen erregen mußten.
Als sie den Wirth und die Wirthin begrüßt hatten, trennten fie sich,
nur Arenfeldt und Holmbo blieben beifammen. Der Erstere grüßte rechts
und links, all die jungen Mädchen hatten ein Lächeln für ihn übrig; aber
das lockte ihn nicht, er ging gerade zu feiner Cousine, Olga von Arenfeldt, hin.
Dies war eine große Brünette mit hübschen, regelmäßigen Zügen, —
ein wenig kalt und zurückhaltend im Allgemeinen; aber wenn sie eifrig
wurde, oder Etwas ihr Interesse in Anfpruch nahm, fo zog ein wanner
Schimmer über den etwas zu vornehmen Ausdruck in ihren: Gesicht hin,
und die Augen bekamen Leben; sie hatte niemals beim ersten Zusammensein
ein Herz gewonnen; war es aber erobert, so behielt sie es auch in Besitz.
„Guten Abend, Olga! Muß ich als ein richtiger Egoist mir erst einen
Tanz bei meiner hübschen Eousine sichern, ehe ich Dir meinen besten Freund
vorstelle: 0nuäiä»tu3 politice» Holmbo, meine Cousine, Fräulein von Aren-
feldt — ja, Ihr Beide kennt einander wohl dem Namen nach.
„Die Holmbos sind hier in der Gegend wohl bekannt," antwortete
sie freundlich; sie empfand einiges Interesse für den jungen Mann, welcher
der letzte männliche Defcendent einer Familie war, welche stets ungetheilte
Achtung genossen hatte; sie hatte nur Gutes von ihm gehört, und das strenge
Ehrgefühl, welches ihn von allen Ausfchweifungen und allem Leichtsinn
fernhielt, hatte ihre Neugier erweckt; sie hatte Lust, den Mann kennen zu
lernen, welcher sich das Ziel gesteckt hatte, das Ansehn seiner Familie zu
heben und durch ernste Arbeit und Sparsamkeit sein Besitzthum von der
Schuldenlast zu befreien, welche darauf ruhte.
„Meiu Freund hat mir gegenüber fo oft feine Cousine erwähnt, daß
ich oft wünfchte, Ihre Bekanntschaft zu machen ^^"
Hier unterbrach ihn Arenfeldt munter:
„Nun möchte er gern etwas recht Hübfches zu Dir fageu, Olga, aber
das darf er nicht; erst muß ich meinen Tanz in Sicherheit haben; hast Du
dann noch für ihn einen übrig, habe ich Nichts dagegen."
„Wie gnädig — habe ich wirklich Crlaubniß, über mich felbst zu ver-
fügen!" Sie wandte sich lächelnd gegen Holmbo: „Die Vettern nehmen

sich immer Freiheiten heraus, und doch haben sie kein größeres Recht, als
alle Andern," dann sagte sie etwas kurz: „Den zweiten Walzer habe ich
für Dich aufbewahrt — ja, dann habe ich nur noch den Tischtanz übrig-
sind Sie damit zufrieden, Herr Candidat Holmbo?"
„Mehr als zufrieden," erwiderte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin
glücklich!"
Im selben Augenblick begann die Musik, und ihr Ecwalier kam, um
sie zu holen.
„Das muß ich sagen. Du hast Glück; ich bin sicher, daß sie den Tisch-
tanz für mich aufgehoben hatte; aber dann ärgerte sie sich über meinen
unschuldigen Icherz, und darum bekamst Du ih», nur um mich zu necken,
das ähnelt ihr."
„Mißgönnst Du mir mein Glück, so sollst Du zur Strafe mich einer
der liebenswürdigsten jungen Damen vorstellen, welche noch den ersten Tanz
frei haben, denn es war Deine Schuld, daß wir fo spät herkamen."
Als Arenfeldt den zweiten Walzer mit feiner Cousine tanzte, sprachen
sie die ganze Zeit von Holmbo.
„Ja, es ist hart für ihn, vor den Pflug gespannt zu werden, er ist
ein geborener Edelmann, obschon er seine bürgerliche Geburt weit über
unsere ererbten Güter setzt: ich glaube nicht, daß er sich mit einem adligen
Mädchen verheimthen würde, wenn sie ihm auch seinen Gutshof mit Gold
anfüllte; übrigens ist eine reiche Heirath der einzige Ausweg für ihn, um eine
erträgliche Existenz zu erlangen; ich habe an die Tochter unseres Wirthes
gedacht, sie besitzt alle die Vorzüge, welche unser Stand mit sich bringt,
nur fehlt ihr das blaue Blut, auf welches er heruiederblickt, ich glaube,
ihr Großvater war Pferdehändler. Kannst Dil ihm behilflich fein, fein
Glück zu machen, fo leistest Du mir wirklich einen Dienst; ich habe
Holmbo von Kindheit an gekannt, 'er ist ein braver Junge und ein treuer
Freund."
Sie ließ ihn ruhig aussprechen, dann sagte sie mit etwas sarkastischein
Zug um den Mund:
„Glaubst Du, Dein braver Junge wird meine Hilfe annehmen — ja.
Du hast Recht, das ist eine leichte Art, ihm finanziell wieder auf die Beine
zu helfen, Fräulein Brandt hat Geld genug."
Im felben Augenblick fchwebte Holmbo und Fräulein Brandt an ihnen
vorbei, er tanzte vorzüglich uud führte feine Dame hübsch und leicht, sodnß
sie nicht unterlassen konnte, zu sagen:
„Welch' hübsches Paar!"
„Ja, nicht wahr, sie passen gut zusammen, das ist nicht schlecht von
nur arrangirt."
Fräulein von Arenfeldt verfolgte Holmbo den ganzen Abend mit Neugier,
sie wollte sehen, ob er den Golduogel suchte; als aber der Walzer vorüber
war, nahm er von ihr nicht mehr Notiz, als von den anderen Damen.

Sie war ein wenig verwundert darüber, daß sein und ihr Blick sich
niemals trafen, sie war sich wohl bewußt, daß ihre Augen ihn: folgten; aber
nicht ein einziges Mal hatte er sich nach der Seite umgesehen, wo sie
sich befand. Das reizte sie ein wenig, und sie gelobte sich, daß er sie nicht so
völlig gleichgiltig verlassen sollte, wenn dieser Abend zu Ende war.
Holmbo war ein sehr liebenswürdiger Tifchcavalier, welcher sowohl
zu reden als zuzuhören verstand. Wenn er auf ihre Rede lauschte und mit
ungetheilter Aufmerksamkeit jedes Wort verfolgte, was sie sagte, als wenn
er wirkliches Interesse für die Themen hätte, welche sie vorbrachte, dann
empfand sie eine Zufriedenheit, wie es ihr bisher nur felten widerfahren
war; er gestattete ihr, durch ihre Sachkenntniß und Beredsamkeit zu glänzen,
er sing jeden kleinen Witz, jede pikante Wendung auf — kurz, er ließ sie
glänzen, ohne zu versuchen, sie zu überstrahlen, und doch war sie überzeugt,
daß er selbst Etwas zu erzählen hatte, was werth war, angehört zu werden.
Dann kam der Tischtanz — ihr dünkte, er führe sie besser als irgend
einer der anderen Herren, sie fühlte sich so sicher in seinem Ann, und als
sie cm diesem Abend schieden, gelobte sie sich, wenn sie einander wieder
träfen, dann wollte sie zuhören, und er sollte zum Reden kommen.

Drittes Eavitel.

Eines Mittags kamen die munteren Jäger weniger lärmend vom Walde
heim, selbst der gute Wein vermochte nicht, sie in wirklich gute Laune zu
versetzen — Whist und l'Hombre waren erst recht zu flau; Hazard mußte
heran, um die Unterhaltung zu würzen.
Holmbo stand und sah den Vorbereitungen zu und hörte mit Unruhe,
in welch' flotter Weise die jungen Leute vo» Geld und den Summen redeten,
die sie bei dieser gefährlichen Zerstreuung verloren und gewonnen hatten.
Er hatte bereits mehr geopfert, als er verantworten konnte; als Mann
von Ehre durfte er nur das Eine thun: er mußte laut gegen ein Spiel
protestiren, welches selbst das Gesetz verbot, und wollten die Anderen keine
Vernunft annehmen, dann mußte er sich ruhig zurückziehen.
Ja, wenn ich Einer der Euren wäre, würde ich mich auch nicht bedenken.
Ich würde das Beispiel geben, und das würde deinen von Euch verletzen
— ja, wäre ich nur ein reicher Mann — aber jetzt, ich weiß es so gut,
wenn es auch deiner von ihnen mit klaren Worten sagen würde, so würde
ihr Blick ausdrücken:
„Der arme Kerl hat für sein Geld Angst."
Im selben Äugenblick wurde er aufgefordert, die Karten zn nehmen.
Er wurde flammend roth, seine Hände bebten, und als er sich setzte, war
er sein eigener Nichter.
„Ein jämmerlicher Kerl," dachte er, war aber gleichwohl feig genug,
gegen feine Ueberzeugung zn handeln.

Er gewann und gewann, nnd seine Gegner fuhren fort, den Einsatz
zu verdoppeln. Er sah mit Schrecken all' das Geld, welches sich um ihn
aufhäufte, und sagte mit tiefer Verachtung zu sich selbst:
„Hättest Tu diese Summe verloren, so wärst Du ruinirt."
Er wünschte, das Glück mochte sich wenden, all' das Geld, welches
er nun gewonnen hatte, möchte ihm ebenso leicht entgleiten, als es in
seinen Besitz gekommen war; aber der Wunsch war vergebens, er gewann
immerzu.
Da erhob er sich plötzlich und sagte mit der Bestimmtheit, welche er
seiner Stimme zu geben vermochte:
„Nun muß es genug sein, heute Abend habe ich Glück gehabt; aber
hätte ich all' dies Geld verloren, welches ich jetzt gewommen habe, würde
es mich ineinen Hof gekostet haben; darum will ich lieber keinen Heller von
diesem Eapital besitzen, auf welches ich, gemäß meinen Principien, kein
Recht habe. Ich weiß, Arenfeldt, daß Deine Eousine für ein Legat fammelt,
zum Andenken an Euren alten Pfarrer, ich bitte Dich, ihr meinen Gewinn
zu übergeben, dann kann diefes Geld doch wenigstens etwas Gutes wirken;
nein, es hilft Nichts, zu protestiren. Du kennst mich, alter Freund, was
wir Holmbos für Recht halten, davon weichen wir nicht ab."
Die anderen Spieler lehnten sich gegen diese Bestimmung auf.
„Nein, hören Sie, guter Freund," fagte Einer von ihnen, „ich sage,
was Voltaire zum alten Fritz sagte: Man soll gerecht sein, ehe man edel-
müthig ist; das Andenken an den Pfarrer hat Nichts mit diefem Gelde zu
fchaffen — wollen Sie es durchaus los sein, so geben Sie uns Revanche,
nicht der Gewinnende hebt das Spiel auf; das Glücksrad kann sich drehen,
und das Gold in unsere Taschen zurückrollen."
Holmbo wurde glühend roth, es war ihm, als wenn er einen Schlag
bekommen hätte, und er sah auf jedem Antlitz ein Lächeln. Schnell nahm
er sich zusammen und sagte mit voller Beherrschung seiner Stimme:
„Ich bin nicht gewohnt, hoch zu spielen, wir Holmbos sind arme Leute,
mir haben unseren eigenen Begriff von Ehre — aber ist es Schick und
Brauch, das Spiel fortzusetzen, bis einer der Verlierenden aufhört, so fangen
wir von Neuem an, meine Herren!"
Und das Spiel wurde mit einer Leidenschaftlichkeit fortgesetzt, von
welcher die Epielenden im Anfang keine Ahnung gehabt hatten.
Holmbo wurde von den Anderen angesteckt, er vergaß alles Andere,
als er sich vom Tische erhob, hatte er nicht allein verloren, was er vorher
gewonnen, sondern Alles, was er besaß.
Die meisten seiner Mitspieler hatten zuletzt weder Verlust, noch Gewinn
gehabt und verloren nach und nach das Interesse für das Spiel, sodaß
Einer nach dem Anderen sich zurückzog, um Zuschauer zu werden — und
gegen den Schluß nur noch Drei übrig waren: der Wirtli, Holmbo und
Jägermeister Hervig,

Ärenfeldt war der einzige Gewinnende, Hervig, ein reicher junger Mann, hatte zehntausend Kronen verloren.
Sie hatten an diesem Abend Alle viel getrunken, und Keiner von ihnen einen ganz klaren Kopf bewahrt.
Holmbo war der Erste, welcher seines Rausches Herr wurde; der Schreck über seinen großen Verlust machte ihn einigermaßen nüchtern.
Er stand mit Mühe auf, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Hände bebten.
„Ich kann das Spiel nicht fortsetzen," sagte er mit unsicherer Stimme, „wenn ich noch Etwas über das hinaus verliere, was ich bereits verloren habe, sehe ich keine Möglichkeit, es zu bezahlen, und wir Holmbos —" hier wurde er unterbrochen. Ärenfeldt ergriff eifrig das Wort.
„Sage weiter Nichts, alter Kamerad, laß uns erst etwas Sodawasser trinken, dann können wir hernach das Spiel fortfetzen oder aufhören, ganz wie wir Lust haben. Es ist verdammt wann hier drinnen, laßt uns in das Eabinet umziehen, dort ist die Luft reiner."
Sie verließen Alle das Speifeziinmer, aber weder die frifche Luft im Eabinet, noch das Sodawasser vermochten ihre Gedanken vollständig zu klären.
Ärenfeldt hatte das drückende Gefühl einer Schuld-, er war es, welcher Holmbo in die Falle gelockt hatte, die sich nun über ihm schloß; er empfand den glühenden Drang, dem Unglück abzuhelfen, 'welches geschehen war; aber selbst in dem umnebelten Zustand, in welchem er sich befand, stand Holnibos Ehrgefühl wie ein Schreckbild vor jedem Ausweg, den fein schweres Hirn finden konnte.
„Er muß um jeden Preis sein Geld zurückhaben," dachte er; „ich bin der einzige Gewinnende, und wenn Hervig, welcher reicher ist, als ich, auch seinen Verlust wiedergewinnt, kann er keinen Zweifel hegen ja, ich will spielen wie ein Thor und verlieren, das ist der einzige Ausweg."
Dann goß er noch ein Glas Sodawasser hinunter und sagte munter:
„So wollen wir heute Abend nicht scheiden — Ihr Andern mögt Euch zur Ruhe legen, Ihr seht verdammt angeheitert aus; aber Holmbo, Hervig und ich wollen uns noch eine Partie Whist leisten — einen kleinen Iagd-rubber, wie in unseren Knabenjahren — gewinne ich, na, dann nehme ich sein Gut — das Land ist ja bereits verloren, und Du, Hervig, sollst mir 2l>s)<>0 Kronen statt der K»l)IW bezahlen, verliere ich aber, so sind wir quitt, geht Ihr darauf ein?"
Holmbo richtete sich empor, er sah eine Möglichkeit, aus dem Unglück herauszukommen, in welches ihn seine Feigheit gebracht hatte, er sah ein, daß das steinerne Gebäude allein das Holmbo'sche Geschlecht nicht wieder emporbringen konnte, und so gab er seine Zustimmung. Hervig war ebenfalls froh; in dem angebeitcrten Instand, in welchem er sich befand, machten ein paar tausend Kronen mehr oder weniger nicht viel aus.

Sie rückten den Spieltisch in eine Ecke des Zimmers vor einen mächtigen Spiegel. Hervig und Holmbo waren Partner, Arenfeldt hatte den Strohmann.

Es ging auf und ab. Eine fieberhafte Unruhe hatte sich Holmbos bemächtigt; es wurde nicht ein überflüssiges Wort gesprochen; man hörte nur die Karten, entweder wenn sie gemischt wurden oder auf den Tisch sielen. Da schob Arenfeldt feinen Stuhl zurück und sagte: „Grand."

Holmbo fuhr zufammen, er war am Ausspiel, von diesen« Spiel hing seine Zukunft ab — das wußte er, gewann Arenfeldt, fo hatte er sein väterliches Heim verloren, und der Stolz der Holmbos ging mit dabei drauf; aber gewann er in diesem Kampf, fo konnte er sich noch emporschwingen. Hätte er nur Herz-Aß gehabt, dann konnte er seines Gegners „Grand" nehmen; aber spielte er Herz aus, und sein Partner hatte die gewünschte Karte nicht, jedoch eine Herzkarte zum Zugeben, so war das Spiel verloren. Er be-dachte sich ein wenig — nein, das war zn gewagt, so beschloß er, einen Treff auszuspielen, aber im selben Augenblick fiel sein Blick in den Spiegel gegenüber, und seines Partners Karten lagen vor ihm, er sah deutlich Herz-Aß nebst Herz-Fünf und Treff-Tame stehen — ja, nun war der Rubber gewonnen, Arenfeldt mußte „Schlemm" werden mit feinem eigenen „Grand". Ein Entsetzen erfaßte ihn, er wollte die Karten fortwerfen; aber eine Macht, welche größer war, als die Forderung der Ehre, zwang ihn, sie zu hehalten, und Arenfeldt fagte ein wenig ungeduldig:

„Na, zum Teufel, fo fpiel doch aus!"

Herz-Zwei fiel auf den Tifch — der schwache Laut erschreckte Holmbo — es war, als erwartete er einen Protest, aber Stich auf Stich wurde eingenommen. Seine Hände bebten, seine Augen brannten, er hatte ein Gefühl, als erhöbe sich das Haar ans feinem Haupte und als fprengte das Blut seine Schläfen, und als der letzte Stich eingenommen war, glitt er langfmn vom Stuhl herab — er war ohnmächtig.

„Armer Kerl, diese Spannung ist zu viel für ihn gewesen, Gott sei gelobt, daß er sein Eigenthum durch ehrliches Spiel wieder gewonnen, ich brauchte nicht vorsätzlich zu verlieren, um das alte Gut loszuwerden," sagte Arenfeldt halblaut, während er Holmbo Waffer in's Gesicht spritzte und ein nasses Tuch um sein Handgelenk legte.

„Hilf mir, Hervig, ihn anf fein Zimmer bringen — nein, zu einer Handreichung taugst Tu heut' Abend wohl nicht; na, es bedarf dessen auch nicht, er kommt schon wieder zu sich."

Holmbo kam langsam zum Bewußtsein, er sah sich scheu im Zimmer um; als er aber den theilnehmenden Blick des Freundes bemerkte, seufzte er erleichtert auf und richtete sich mühsam empor.

„Ein kleines Unwohlsein," sagte Arenfeldt nachlässig: „ehrlich gesprochen — wir haben heut' Abend Alle zu viel getrunken, es wird gut sein, zur Ruhe zu kommen; schau nur Hervig an, ich glaube er ist eingeschlafen."

3)hne weitere Worte zu wechseln, schieden sie.
Als Holmbo auf sein Zimmer hinaufkam, warf er sich völlig angekleidet auf's Bett und begrub sein Haupt in den Kissen, um das Schluchzen zu dämpfen, welches ihn durchschüttelte.
„Vater, Vater, nun ist es geschehen, der Fleck ist da, er kann niemals wieder abgewaschen werden — und weiß es auch kein Anderer, als ich selbst — so ist die Ehre gebrochen, die Ehre, die Tu so hoch schätztest — mein Leben ist vernichtet."
Dann drängte er das Weinen mit Gewalt zurück und richtete sich langsam empor.
„Ich habe es selbst verschuldet, ich muß es auch tragen, von nun an habe ich nur Plage und Arbeit, ich will arbeiten wie ein Pferd, bis ich ihn: jeden Heller zurückbezahlt habe; das Geld, welches ich gewonnen habe, welches nicht direct mein eigener Verlust ist, das will ich nicht behalten — nicht um Alles in der Welt; aber was ich auch niit dem Geld mache — er hat es verloren, und ich habe keinen triftigen Grund, es ihm aufzuzwingen; es giebt keine Rettung, wie ich die Sache auch drehe und wende."
Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder, dann brachte ihn ein neuer Gedanke zum Stehenbleiben.
„Hervig — all' das Geld, das er wiedergewonnen hat — das habe ich auch auf meinein Gemissen — Tu lieber Gott, selbst der Tod kann mich nicht erretten — ich werde als Betrüger im Grabe liegen!"
Tic ganze Nacht wanderte er im Zimmer auf und nieder; erst als es im Hause lebendig wurde und Tritte auf den Treppen widerhallten und Thüren geöffnet und geschlossen wurden, entkleidete er sich und siel in tiefen Schlaf.
Als er beim Frühstück erschien, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen; er war um Jahre älter geworden, die hübschen milden Augen, welche ihm so viel Freunde gewonnen hatten, hatten einen strengen Ausdruck angenommen, die jugendliche Geschmeidigkeit und die leichten Bewegungen, welche ihn in besonderem Grade ausgezeichnet, waren fort, seine Haltung war steifer, der frohe, muntere Humor, welcher von Arenfeldts Stirn immer die Wolken zu verjagen mußte, wie fortgeblasen und das kecke Wesen, welches ihn so gut kleidete, völlig verschwunden — er war plötzlich ein ernster Mann geworden.
Am ersten Tage bemerkte man diese Veränderung weniger, Arenfeldt meinte, sie wäre die Folge der Gemüthsbewegung, welche ihn am Tage uorber erschüttert hatte, und darum vermied er es, davon zu reden; aber als die folgenden Tage keine Aenderung brachten, wurde ihm Holmbo unverständlich, sein ganzes Benehmen war gleichsam ein Näthsel, dessen Lösung sich ständig seinen Gedanken aufdrängte und wie ein Truck auf ihm ruhte.
„Höre, alter Junge," fugte er eines Tages zu Holmbo, „ich habe Tich zum Iagdgenossen eingeladen und nicht Teinen Großvater — bist Tn

krank oder hast Du vielleicht Lein Herz an eine der Schönen auf Brandts
Ball verloren — na, dann verzweifle nicht — schon in unserer ersten
Jugend — ja, als wir noch halbe Jungen waren, warst Du ein richtiger
Mädchenhans, Alle schwärmten für Dich, vom Fräulein im hohen Nitter-
saale bis hinab zu der kleinen Meierin; warum solltest Du nicht jetzt, da
Du ein Mann geworden bist. Deine Flamme erobern können — aber dann
mußt Tu wieder Dil selbst werden — solch ein Stockfisch kann kein Glück
haben. Selbst meine Cousine wundert sich über die Veränderung, welche
mit Dir vorgegangen ist, gestern Abend wandte sie nicht die Augen von
Dir — nun ist es gerade Zeit, das Glück zu ergreifen; man spricht von
Dir und wundert sich, daß Du eine so große Summe für das Pfarrer-
legat gegeben, man bewundert das strenge Ehrgefühl, welches Dir verbietet,
im Spiel gewonnenes Geld zu behalten, und da man weiß, daß Du nicht
gerade reich bist, fo wächst die Achtung für Dich. Na, was hast Du zu
Deiuer Entfchuldigung anzuführen?"

„Nichts weiter, als die Angst vor meinem grenzenlofen Leichtsinn, ich
bin vor mir selbst bange geworden — ich hasse die Karten und werde sie
niemals mehr anrühren, und siehst Du — ja, siehst Du, mein Freund, ich
fühle das Bedürfnis;, Bnße zu thun und anzufangen, zu arbeiten."

„Ja, wenn der Monat um ist, aber nicht einen Dag früher. Morgen
mußt Du Dich als einen der Wirthe betrachten, ich bedarf des Beistandes,
es geht in keinem Falle, daß Dn den gefetzten Herrn spielst. Du mußt
tanzen, wie wir Andern, das sage ich Dir voraus."

Holmbo versuchte, den munteren Ton anzuschlagen, der ihm sonst
eigen war:

„Ich soll also Wirth und Tanzpferd fein; verlaß Dich nur auf mich,
ich werde mein Möglichstes thun."

„Auf Ehrenwort, Du hast nicht im Sinn, auszukneifen?"

„Auf —" er stockte; es war ihm nicht „«glich, das Wort „Ehre" zu
gebrauchen; er drängte es voll Schrecken zurück, wenn es ihm aus alter
Gewolmheit in den Mund kam. „Ich werde nicht auskneifen, darauf kannst
Du Dich verlassen," sagte er kurz, und verließ seinen Wirth; es hatte sich
seiner eine rastlose Unruhe bemächtigt, welche ihm keinen Frieden ließ; er
gehörte nicht zu denen, welche versuchen, sich selbst zu betrügen, es fiel ihn,
keinen Augenblick ein, seine That durch mildernde Umstände zu entschuldigen,
die Sache lag klar und deutlich vor ihm:

„Tu fingst nnt Feigheit an und endigtest damit, ein Betrüger zu
werden," dachte er; für ihn gab es keine Zwifchenstation, entweder war
man ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger.

Unter all' seinen Bekannten war nicht Einer, der ihm ein so strenger
Nichter gewesen wäre, als er es sich selbst war.

Holmbo fand darin, daß er sich des fremden Geldes, welches er ge-
wonnen, entäußert hatte, nur eiue geringe Befriedigung; am liebsten hätte

er seine Besitzung «erkauft und wäre nach Amerika gegangen; aber wem
sollte er das Geld geben; er wußte selbst, daß er den Muth, der erforder-
lich war, um Arenfeldt offen und ehrlich die Versuchung zu gestehen, welcher
er unterlegen war, nicht besaß — gerade Arenfeldt, der ihm so theuer war,
diesem Manne, welcher trotz seiner kleinen Neckereien ihn in Ehrensachen
so hoch schätzte, seinem treuen freunde; so jämmerlich und klein vor ihm da-
zustehen, war eine Temüthigung, die er nicht ertragen konnte; nein, dann
war noch der Tod vorzuziehen.

Es war nicht Lust zum Leben oder Furcht vor dem Augenblick des
Todes, was ihn zurückhielt, nein, trotz all' seinem Leichtsinn war er ein
gläubiger Christ; er wollte sich nicht den Folgen einer schlechten That dadurch
entziehen, daß er eine Sünde beging — er mußte leben und arbeiten, so
viel Geld verdienen, daß er die Summe zusammenbringen konnte, deren
er Arenfeldt beraubt hatte, und dann eine gelegene Stunde abwarten, um
sie ihm zurückzuzahlen, vielleicht als Pathengeschenk für seinen Sohn, welchen
er zu seinein Erben machen wollte.

Sein Leben lag fo arm und einsam vor ihm da, mit dem Fleck auf
seiner Ehre wollte er nicht die Zukunft mit einen: Weibe theilen, nicht seinen
.Andern ein solches Erbe hinterlassen. Tic Einsamkeit konnte er ertragen,
er war nicht erotisch veranlagt, aber Arenfeldts Freundschaft zn verlieren,
war eine Strafe, der er sich um jeden Preis entziehen wollte.

„Soll Arenfeldt nicht errathen, daß eine Last auf meiner Brust liegt,
welche ich nicht mit ihm theilen kann, so muß ick die knrze Zeit hindurch,
welche ich noch gezwungen bin, hier zu weilen, der Alte bleiben; hernach
kann ich dann ich selbst sein, von einem Arbeitspferd kann man keine
Eapriolen erwarten."

Seit diesem Tage nahm er wieder an den Zerstreuungen der Anderen
Theil; nur wenn sie spielten, blieb er Zuschauer; aber trotz all' seiner
Bemühung, der Alte zu sein, entdeckte Arenfeldt bald, daß seine Munterkeit
erzwungen war, und oft, wenn Holmbo am heitersten erschien, ruhten des
Freuudes Augen fragend auf ihm; hier lag ein Mthsel vor, welches er
nicht zn lösen vermochte.

Vierte? Eapitel.

Ter Balltag begann früh; es war Lärm und Unruhe auf dem Hen'n-
hof; die lebensluftigen jungen Jäger mit Arenfeldt an der Spitze verfahen
vom frühen Morgen ihre Rolle als Wirthe. Man putzte mit Kränzen nnd
Guirlandcn au?; Jeder von ihnen hatte eine kleine Neberrafchung vorzuschlagen,
nnd obschon die meisten bei der Abstimmung durchfielen, hatten sie doch
den Borzug, den Erfinder amüsirt zu haben.

Holmbo war unermüdlich; er verband guten Geschmack mit Urninge-
mcntt'talent. Ihm waren die hübschen Nlumenbonauets zu verdanken.

welche am Abend mit matten Lampen erleuchtet werden sollten und die sich
in dem großen Saale bezaubernd ausnahmen.
Die Treibhäuser waren mehrere Meilen in der Runde geplündert;
selbst Holmbos Zimmerpflanzen waren der Scheere zum iDpfer gefallen,
und eine grünere Kiste mit Rosen war zur Ehre des Tages aus dem Tilden
verschrieben.
Ter Geschmack des Gärtners wurde ohne Barmherzigkeit kassirt; Holmbo
mußte es übernehmen, Cotillonsboucmets zu binden, was er ausgezeichnet
ausführte.
Er brauchte lange Zeit, den geschmackvoll geputzten Korb zu ordnen;
aber dann war auch jede Blume zu ihrem Recht gekommeu, sowohl die
gelbe Rose als die rothe Anemone; jedes Blümchen hatte ein weiches Lager
von Grün erhalten, und die Farben waren so sorgfältig geordnet, daß die
Eine nicht die Andere störte.
Arenfeldt war entzückt über das hübsche Arrangement.
„Du hast Temen Beruf verfehlt, Holmbo," sagte er lustig, „Tu
hättest Handelsgärtner werden sollen; Tu wärst im Stande, Tina Schuldt
zu ruiniren; einen hübscheren Eotillonkorb hätte selbst sie nicht liefern können."
Sie hatten den ganzen Tag soviel zu thun, das; sie kaum mit ihrer
Toilette fertig waren, als der erste Wagen vor der Thüre vorfuhr.
Tie zuerst kommenden waren junge Frauen, welche versprochen hatten,
die Rolle der Wirthinnen zu übernehmen; während sie den Nallsaal mit
ihren Männern betraten, warfen sie kritische Blicke um sich; sie wünschten,
das Eine oder das Andere hätte gefehlt, sodaß man ihres Rathes bedurft
hätte; aber mit einiger Entfagung mußten sie erklären, daß Alles hübsch und
gut arrangirt wäre und die Balltoiletten sich ausgezeichnet in so geschmack-
voller Umgebung ausnehmen würden. Nach und nach verbreiteten Tüll und
Seide gleichsam eine luftige Wolke in den großen Sälen, und das Licht
fiel über die frischen Blumen und die hübschen jungen Gesichter.
Jugend und Schönheit verbreiteten einen Tust von Poesie um sich,
welcher Alle hinriß; nur Einer stand außerhalb des Iauberkreises, und das
war Holmbo; ihm schien, das wäre Alles Tand, des Lebens Ernst und
Schattenseiten wären mit ihm in diesen Saal eingedrungen uud alle
Schönheit und Jugend der Welt könnten keinen Sonnenschein über seinen
Weg verbreiten; aber tanzen wollte er gleichwohl, tanzen, als wenn es
keinen Kummer und kein Unglück gäbe, als wenn das ganze Leben ein Ball-
saal wäre.
Arenfeldt eröffnete den Ball mit seiner Cousine.
Fräulein Brandt, die Holmbos Tnme war, mußte aus den: Tanz
austreten, da ein Riß in ihrem weißen Mullklcid zu repariren war; er
lehnte sich gegen das Fensterbrett und schaute über die Tmnenden bin, ohne
ihnen einen Gedanken zu weihen, er hörte die Musik, sah die Gestalten sich
im Tacte bewegen; ab und zu streifte ihn ein leichtes Kleid oder ein flatterndes

Band, die Vorbeifliegenden setzten die Luft in schwache Bewegung; er Mite
den leichten Luftzug, erhielt aber keinen Eindruck von den Personen selbst.
"Dicht bei ihm verlor eine vorüberschmebende Dame ihren Fächer, der
Fall erweckte ihn, er hob ihn auf und reichte ihn ihr; sie lächelte ihm
freundlich zu und tanzte weiter; er folgte ihnen mit den Augen, es war
Arenfeldt und dessen Cousine.
„Welch' hübsches Paar," dachte er, „sie passen gut zusammen, mochte
sie ihn nur glücklich machen, er verdient es."
Da kam Fräulein Brandt zurück, und gleich darauf trat er mit ihr
in die Reihen der Tanzenden. Er hielt treu sein Gelübde, alle Verstimmung
war zurückgedrängt, er war die Liebenswürdigkeit selbst.
„Höre, Holmbo, hast Tu im Sinn, auf meinem Grunde zu jagen —,
warum hast Du »»eine Eousine zum Tischtanz engagirt. Du wußtest doch
daß er mir zukam."
„Habe ich Deine Cousine zum Tischtanz engagirt! Das ist mehr, als
ich weiß, ich bat sie um einen Tanz, und da —"
„Ja, so hat sie ihn Dir aufzwinge« müssen," sagte Arenfeldt sarkastisch.
„Fräulein von Arenfeldt zwingt Niemand einen Tanz auf; es ist uer-
muthlich der letzte gewesen, welchen sie noch zu vergeben hatte; ich wußte
nicht einmal, daß es der Tischtanz war; Du mußt Deine Enttäuschung er-
tragen, ich werde die ganze Zeit von Dir reden, dessen kannst Dil sicher
sein."
„Tu glaubst doch nicht, daß ich eifersüchtig bin; nein, ihrer bin ich
sicher, ich war von Kindheit auf ihr dienstbarer Eavalier — na, der Tanz
ist Dir gern gegönnt, dann engagire ich Fräulein Brandt — nnd dann
werde ich schon dafür forgen, daß wir vis-a-vis zu sitzen kommen."
Scheinbar vermied Arenfeldt feinen Frennd, aber unbemerkt verfolgte
er ihn mit den Angen und bemerkte, daß die Damen ihn auszeichneten; sie
verneigten sich vor ihn: und gaben ihm ihre Schleifen; seine Brust war
von den bunten Bändern ganz bedeckt.
Niemals früher war soviel Notiz von ihm genommen, aber das viel-
beschwingte Gerücht, daß er gespielt, gewonnen und trotz seiner Vermögens-
losigkeit seinen Gewinnst für ein Legat gegeben hätte, mit dein Gelübde,
niemals eine Karte anzurühren, sein strenges Ehrgefühl gewann ihm Aller
Interesse.
Fräulein von Arenfeldt war an der Reihe, ihre Schleife zu vergeben;
ihr Vetter trat einen Schritt aus dem Kreise heraus, um sie in Empfang
zu nehmen, er war so gewöhnt, sie zu erhalten; aber ihm vertraulich zu-
nickend, ging sie an ihm vorüber und überreichte Holmbo die Schleife. Un-
willkürlich streifte sein Blick seinen Wirth, und wie er das zornige Funkeln
in Arenseldtö Augen sah, hätte er ihm mit Freuden den Tanz überlassen,
aber die bloße Höflichkeit erforderte, daß er ihn annahm, und so walzte er,
ohne mit seiner Dame ein Wort zu wechseln, mit ihr um den Saal herum

und führte sie so schnell wie möglich auf ihren Platz zurück. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß sich Etwas zwischen ihn und seinen Wirth gedrängt hatte,
Ter Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich und zerstörte ihm für die ganze Nacht das Vergnügen.
Fräulein von Arenfeldt gab sich vergebens Mühe, ihn zum Reden zu bringen, brachte es jedoch nicht weiter, als daß er ihren Worten mit Interesse folgte; aber felbst dies war zn viel für Arenfeldt.
„Ich habe ilm den ganzen Abend genau beobachtet," dachte Fräulein Olga, „er ist zu stolz und zu ehrlich, um einem Mädchen um ihres Reichthnms willen den Hof zu machen; er erwies Fräulein Brandt nicht mehr, als die nothwendigste Aufmerksamkeit, und gegen mich war er eher zurückhaltend, als entgegenkommend, und ich gab ihm doch Gelegenheit genug, seine Fähigkeiten und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten; nein, fein Gäbe ist die Ehre."
„Ich wollte fo gern in Freundschaft von Arenfeldt scheiden; später würde meine Thätigkeit uns in ganz natürlicher Weise getrennt haben; ich verstehe ihn nicht, wie kann eine so offene und ehrliche Natur so mißtrauisch sein, er sollte mich doch kennen." Hier stockte sein Gedankengang: er wußte am besten, wie ungern er haben wollte, daß sein bester Freund ihn kenne, und doch bereitete es ihm einigen Trost, daß er hier wenigstens Unrecht erlitt.
„Daß ich den Tag erleben mußte, an welchem ich eifersüchtig ans sie bin, das hätte ich niemals geglaubt, aber wer kann sich auch mit ihm messen, er hat so wenig Fehler, während ich deren vollauf habe, und sie kennt sie ebenso gut wie ich selbst. Es ist, als wenn sich Alle gegen mich verschworen hätten — man hört nur sein Loblied, und dann — ja selbst uns Männern gefällt er; aber sie soll er mir lassen," dachte Arenfeldt und tröstete sich damit, daß der Monat bald zn Ende war.
Als der letzte Wagen davongefahren war, standen die Freunde einander gegenüber. Einen Augenblick fah Arenfeldt Holmbo gerade in's Auge; mit einer inneren Unruhe, welche er mit Gewalt bekämpfte, hielt er diesen Blick des Freundes aus, und Arenfeldt umarmte ihn und fagte fast zärtlich:
„Alter Junge, ich habe Dir Unrecht gethcm; Du hast jetzt wie immer als Mann von Ehre gehandelt; wir anderen Alltagsmenschen haben von Dir Etwas zu lernen."
Dann ging er davon.
Nicht der deftigste Tadel hätte Holmbo fo tief verwunden können, wie diese Worte, und er fühlte, daß jeder Tag, welchen er noch auf dem Hofe blieb, eine Tortnr für ihn werden würde. Er wünschte, er möchte Fräulein von Arenfeldt niemals mehr treffen; er wußte, daß, wenn die Eifersucht erst in einer Natur, wie die seines Freundes erweckt war, sie schwer auszurotten ist.

<?H Ivai Ring (A. Mechlenburg) in Kopenhagen,

Fünftes Eapitel.

Es hatte die ganze Nacht und den grüßten Theil des Morgens geschneit. Es fror stark, aber kein Triebwind hatte die weiße Masse auf einzelnen Stellen aufgethürmt; die Erde lag wie eine unberührte Schneefläche da, und jeder Baum im Walde war mit weihein Schleier angethan. An Jagd war nicht zu denken, es fchien ein trauriger Tag werden zu wolleu, und mit diefer ziemlich kläglichen Aussicht wuchs die Erfindungsgabe.

Einer der Herren schlug eiue Schlittenpartie vor, aber der Wirth kam mit der Einwendung, seine Wagenremise wäre nur schlecht nnt Schlitten versehen; es wäre wohl ein neuer und stattlicher da, aber zwei wären alt und abgenutzt; er wüßte nicht, ob sie noch gebraucht werden könnten.

Dann wurde der Verwalter heraufgerufen; er verstand es, Nach zu schaffen; alle drei Schlitten, welche das Gut besaß, konnte er in kurzer Frist in Stand setzen; in der Sattelkammer wären noch Federn und Glockenspiele, und die Haushälterin hätte sicher noch Schlittcnschleier; dazu käme, daß der Pfarrer einen ganz neuen Schlitten besäße, und beini Krugwirth tonnte man für Geld und gute Worte ebenfalls ein brauchbares Fuhrwerk erhalten.

Damit waren die Herren zufrieden; aber eine Schlittenpartie ohne Damen war kein Vergnügen; so vereinbarten sie, einige der zunächst wohnenden jungen Damen abzuholen, welche sicher mit Freuden die Einladung annehmen würden. —

Die Haushälterin wurde zuerst mit einem Wagen fortgesandt, welcher eine improvisirte Mittagsmahlzeit enthielt, da man sich auf die Speifekammer eines Dorfwirthshaufes nicht verlassen konnte.

Nach Verlauf einiger Stunden standen alle Schlitten vor der'Thür, und mit munteren: Lachen, lautem Peitschenknall und lärmendem Glockenspiel setzte der kleine Zug sich in Bewegung.

An jeder Thür, wo der Schlitten hielt, nahmen sie einen weiblichen Passagier auf, uud die Munterkeit stieg.

Das letzte Gut, das sie erreichten, war Nörholm, Fräulein von Arenfeldts Besitzung; hier wohnte sie mit einer alten Tante, welche die Rolle, einer Beschützerin versah, da 5)lgas beide Eltern schon vor mehreren Jahren gestorben waren; aber trotz der alten Tante war sie Alleinherrscher auf dem Gute, sie fragte felten Jemand um Nach und handelte immer nur nach ihrem Kopf.

Gleichwohl war fie beliebt, da sie von Natur gut, liebenswürdig und fchr edelmüthig war; aber ihren Willen wollte sie haben; die Freiheit des Handelns war für sie das größte Gut, ein Gut, auf welches sie niemals verzichten würde.

Nun, es lagen nicht viel Steine auf ihrem Weg, und es waren immer genug Hände da, sie aus dem Wege zu fchaffen, und sie suhlte selbst, daß es ihr nützlich sein könnte, auf einen Willen zu treffen, welcher stark genug

wäre, den ihrigen zu beugen; aber sie zweifelte, daß der Mensch schon ge«
boren wäre, der dies vermöchte.
Nein, Wille gegen Wille hatte sie niemals Jemand gegenüber gestanden,
und unter all' denjenigen, welche sich nach ihr richteten, war Arenfeldt der
fügsamste, gerade weil sie ein felbstständiges Mädchen war.
Tic fünf Schlitten hielten vor der hohen Steintreppe. Der Arenfeldts
war der erste, Holmbo saß an semer Seite; er hatte von vornherein darauf
verzichtet, sciuen eigenen Schlitten zu fahren.
„Wenn Tu es vorziehst Rutscher zu sein, bin ich bereit, an der Seite
meiner Cousine zu sitzen," sagte Arenfeldt.
„Tu nimmst Dich besser als Kutscher aus, außerdem ist es angenehmer,
sich niederzubeugen und seiner Herzensdame hübsche Worte zuzuflüstern, als
steif und stramm an ihrer Seite zu sitzen. Du kannst ruhig sein, ich werde
stockstaub sein — als wenn ich nur unterwegs ein kleines Mittagsschläfchen
leistete — ein schlafendes Individuum ist gleich einer Null."
Arenfeldt stieg aus dem Schlitten, um feine Cousine zur Fahrt einzu-
laden; gleich darauf kam er wohl zufrieden herunter und berichtete, es
wären zwei fremde Damen zum Besuch da, was jedoch kein Hindernis; ver-
ursachte, da seine Cousine einen kleinen Schlitten hätte, der sogleich ange-
spannt werden würde — „und dann brauchst Du nicht zu schlafen, mein
Freund, Du wirst Kutscher sein für ^lgas Gäste; meine Cousine bekomme
ich für mich allein; Du siehst, ich habe Glück; das eine von den jungen
Mädchen ist Fräulein Brandt, sieh nun, ihr Herz im Sturm zu erobern,
sie ist es wohl werth, daß ihr die Cour gemacht wird."
„Es ist mir vollständig gleichgültig, wen ich in meinen Schlitten be-
komme, selbst die Großmutter seiner teuflischen Majestät würde mich ebenso
wenig erschrecken, als Fräulein Brandt mir Freude bereiten wird."
Im selben Augenblick kam Fräulein von Arenfeldt mit ihren Gästen
heraus, beide Herren standen neben den Schlitten und grüßten die Damen.
„Meines Betters Schlitten ist der bequemste; wollt Ihr darin Platz
nehmen," sagte sie zu den jungen Mädchen. Arenfeldt wurde roth vor
Freude, und während Holmbo den Damen in den Schlitten half, machte er
einen Schritt zu dem Ciusvänner hin, aber die ruhige Stimme seiner
Cousine hielt ihn zurück. „Ich will meinen Better nicht seines Fuhrwerkes
berauben, wollen Sie, Herr Caudidat Holmbo, mein Kutscher sein?"
Mit einem Sprung war Arenfeldt auf dem Bock, uud ein gewaltiger
Knall mit der Peitsche, begleitet vom Tönen des Glockenspiels, meldete
Holmbo, daß sein Wirth mit seinen Damen sortgefahren war. Thne ein
Wort zn sprechen, half er Fräulein von Arenfeldt in den Schlitten; ein
Gedanke, mächtiger, als alle anderen, peinigte ihn: „Nun beginnst Dn ihn
zu uerlieren, das vergiebt er Dir niemals, und doch ist es vielleicht besser,
seiner Freundschaft unverschuldet verlustig zu gehen, als aus Verachtung.
Gott helfe mir, wie allein bleibe ich jetzt."

Er fuhr direct hinter Arenfeldt und sah, wie lebhaft dieser sich mit
seinen Damen unterhielt. Olga schaute auch ihrem Vetter nach.
„Es war nothwendig, ich milftte ihm die Augen öffnen, ich glaube,
er ist absichtlich blind; kann man denn nicht Freundschaft für einen Mann
empfinden, ohne daß es mit Liebe verwechselt wird? Seine Frau werde
ich nicht, warum will er mich meines Iugendgespielen berauben?" dachte
sie mit Trauer und bemerkte kaum, das; sich ihr Kutscher ganz stumm ver-
hielt; erst als sie das Ziel ihrer Tour erreicht batten, ein kleines, gemüthliches
Wirthshaus, fiel es ihr auf, daß Holmbo zu ihr kein Wort gesagt hatte.
„Er ist böse auf mich um feines Freundes willen — ja, die Männer
können einander treu fein; ich bin sicher, daß er mich beinahe haßt; nicht
um Alles in der Welt würde er aus Arenfeldt's Niederlage einen Portheil
ziehen, er ist durch und durch ein Ehrenmann," und ein kleiner Seufzer
begleitete ihre Gedanken.
Kaum hatten sie die warme Stube betreten, fo begann Holmbo sich
mit Fräulein Brandt zu unterhalten; er war so lebhaft und liebenswürdig,
daß all' die anderen Damen auf feine Worte laufchten, und während
Arenfeldt feine Pflichten als Wirth erfüllte, blickte er nach der Gruppe hin,
deren Mittelpunkt fein Freund war.
„Ah, ich verstehe ihn so gut, er will mir nicht in den Weg treten,
er ist eher unhöflich gegen sie, als das Gegentheil gewesen; nur aus Furcht,
meine Eifersucht zu erregen, ist er so liebenswürdig gegen die kleine Brandt,
aus der er sich nicht das Geringste macht, und dabei begreift er nicht
einmal, daß feine Aufführung gerade der rechte Weg zu ihren, Herzen ist;
er hätte kein sichereres Mittel ausfindig machen können, sie zu gewinnen,
wenn er mein Todfeind gewesen wäre, — und dann — ja, dann habe
ich nicht einmal einen triftigen Grund, ihn zu hassen, ich müßte ihm viel-
mehr dankbar sein — das peinigt mich am meisten. Hätte ich nur einen
Grund — einen annehmbaren Grund, unsere alte Freundschaft aufzuheben,
mich von ihm für immer zu trennen — er hat mich stets in den Schatten
gestellt. Seine und Olgas Wege hätten sich niemals kreuzen dürfen —
Ha, wie ich mich verachte! so niedrig hätte er nicht denken können, selbst
in meinen eigenen Gedanken muß ich immer unter ihm stehen."
Zum Trotz für die innere Unzufriedenheit war Arenfeldt ungewöhnlich
inunter, und die improuifirte Mahlzeit wurde unter Scherz und Lachen ein-
genommen; Niemand follte ahnen, daß zum Mindesten drei der Theilnehmcr
gründlich verstimmt waren.
Als sie heimfuhren, war bereits die Dunkelheit eingetreten; nur der
weiße Schnee leuchtete ihnen und ließ sie den Weg finden.
Am Abend litt die Jagdgesellschaft an einer gewissen Langeweile.
Arenfeldt behauptete, die Damen hätten die Munterkeit mit sich genommen.
Zwei spielten Schach, ein paar von ihnen mnüsirten sich mit den
Zeitungen, und die Uebrigen batten sich auf einen L'Hombre geeinigt. Es

war kalt, man hatte vergessen, den Kachelofen in der Wohnstube zu heizen, darum siedelten sie in das kleine Eabinet über, und der Spieltisch wurde vor den großen Spiegel gestellt, accnrat wie an jenem Abend, als Holmbo sein Kut zurückgewonnen hatte.

Die ersten Partieen wurden ohne Unterbrechung gespielt; Arenfeldt gewann alle beide. Als die Karten zum dritten Mal gegeben waren, sah er auf, und sein Blick fiel in den großen Spiegel, welcher ihm gerade gegenüber hing. Er sah deutlich die Karten seines Partners — eine nach der anderen — er fuhr zusammen; dann wurde er sehr bleich. Er wandte sich langsam gegen Holmbo um, welcher hinter seinem Stuhl stand und gleichwie er ganz weiß im Gesicht war, selbst seine Lippen waren blutlos. Arenfeldt erhob sich und warf die Karten auf den Tisch.

„Entschuldigt, ich vermag nicht weiter zu spielen, ein Anderer nimmt wohl meine karten, ich fühle mich nicht ganz wohl," und mit noch einer Entschuldigung verließ er die Gesellschaft.

Holmbo blieb bis zuletzt, aber der Blick, welchen Arenfeldt ihm zugeworfen hatte, erfüllte ihn mit Schrecken.

„Ich habe Nichts gesehen — Nichts — Nichts, Niemand kann es mir beweisen — ich kann viel ertragen, aber nicht seine Verachtung — habe ich gesündigt, so werde ich furchtbar dafür gestraft — Gott helfe mir!"

Arenfeldt ging unruhig in feinen: Zimmer auf und nieder.

„Ich muß mich irren, eine solche Niedrigkeit kann der Mann nicht begangen haben; ich konnte sie jedem Anderen zutrauen, nur mcht ihm — er war in großer Noth, und ich war es, der ihn in dieselbe brachte — aber dies konnte er nicht thun — seine ganze Natur würde sich dagegen erheben — unmöglich, ich mutz mich irren — und doch, wie verändert war er nicht seit dem Moment, er wurde ohnmächtig, der starke Mann — und all' seine Munterkeit war fort; er ist nicht einen Tag mehr er selbst gewesen — wie er leiden mag!"

Plötzlich erhob er den Kopf, wie ein Etreitroß, in seinem Blick ruhte Zorn und Verachtung:

„Und ihm soll ich weichen — sie stellt ihn so hoch über mich — ach, wie ich ihn hasse und verachte; aber er ist mein Freund gewesen, und wäre er es noch — so glaube ich uicht, daß ich ihn schonen würde — wollte er nur nur ehrlich und offen Alles gestehen — es ist menschlich, zu fehlen; aber wenn er das hohe Roß reitet, dann soll er herunter — wie sie mich verachten würde — und wie ich mich selbst verachten würde!"

Am nächsten Morgen ging Arenfeldt zu Holmbo, welcher fchon früh auf war, auf's Zimmer.

„Ich habe heute Nacht nicht schlafen können, ich hatte einen unruhigen Traum; es kam mir vor, als wenn Tu über mein Lager gebeugt ständest und Teinem Freunde Etwas anzuvertrauen hättest, Dich aber scheutest, es zu sagen; ich wollte Dir so gern versichern, daß, was Du auch mir anzu-

vertrauen haben könntest, es von einem Freunde würde gehört werden; siehst Tu, Holmbo," sagte er weich, „es ist dieser Traum, welcher mich veranlaßt hat, Tich aufzusuchen; hast Tu nur Etwas zu sagen, so thue es heute."

Holmbo stand so steif wie eine Bildsäule da.

„Sprich, und Tu hast Ruhe, Alles ist diesem Leben vorzuziehen," dachte Holmbo, aber in» selben Augenblick erfaßte ihn der Gedanke mit Schrecken: „Ihn» vor allen Anderen muß ich es ja verbergen; was nützt es mir, wenn ich die Achtung der ganzen übrigen Welt besähe und ich hätte die seinige verloren!"

Er erhob das gesenkte Haupt und sagte mit harter, kalter Stimme: „Was sollte ich Tir zn vertrauen haben? wir haben die letzte Zeit ja zusammen verlebt."

Arenfeld sah ihm fest in die Augen.

„Ich faß gestern Abend gegenüber dein großen Spiegel und spielte L'Hombre, accurat auf dem Platz, auf welchem Tu an dem Abend faßest, da Tu Teine Besitzung zurückgewannst, und der Spiegel zeigte mir die Karten meines Vi8'ä-vi8, eine nach der andern; aber als Mann von Ehre wars ich die Karten fort. Wenn ich den Vortheil benützt hätte, den mir der Spiegel gab — na, der Arn» der Gerechtigkeit hätte mich dafür ja nicht fassen tonnen; aber trotzdem, wie würdest Tu, der ja ein anerkannter Repräsentant der Ehre ist, eine solche Handlung nennen?"

Holmbo empfand einen wunderlichen Trnck auf dem ganzen Körper; es war ihm, als ob er zn Boden gedrückt würde; er hatte das Gefühl, als wenn das Leben ihm plötzlich entschwand und ihn eine Lähmung ergriff — als wenn es der Tod wäre! Ach, Gott, eine solche Gnade würde ihm nicht zu Theil werden; er wußte, daß er im Begriff war, wiederum in Ohnmacht zu fallen; mit größter Anstrengung bekämpfte er diese Schwäche; nun wollte er stark sein, ein Mann sein und die Qual ertragen, welche seine eigene Handlungsweise ihm bereitet hatte. So nahm er sich denn zusammen, stützte sich auf den Tifch, an welchem er stand, und fagtc mit fo fester Stimme, als er es vermochte:

„Eine ehrlose Handlung!"

„Ja, dann habe ich Nichts weiter hinzuzufügeu. Tu hast selbst das Nrtheil gesprocheu. Tamit das Geld nicht wie eine Last auf Tir liegen foll, will ich Tir fagen — daß ich gerade das Spiel, welches Tu gewannst, im Voraus zu verlieren beschlossen hatte, uud Tu mich daher selbstverständlich nicht eines Hellers beraubt hast, ^ch brauche Tir wohl nicht zu versichern — daß dies Alles unter uns bleibt; ich werde Tich keinem Menschen vermthen; nur habe ich zwei Bedingungen zu stellen, die erste ist: daß Tu diesen Monat bis 'zn Ende hier bleibst, wie Tu selbst versprochen hast; die zweite, weit ernstere: welches Mädchen Tu auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche Tu nicht einmal in Gedanken suchen darfst ^ selbst

wenn sie Tich liebte — und die niemals Deine Gattin werden darf.
Hast Tu mich verstanden?"
Holmbo neigte stumm den Kopf; es war ihm unmöglich, ein Wort
hervorzubringen, und Arenfeldt entfernte sich, ohne noch Etwas zu sagen;
dieser sah seinen ehemaligen Freund nicht an, fühlte aber trotzdem den
schmerzlichen Blick, welcher ihm folgte.
Als er fein Zimmer erreichte, warf er sich auf eine Chaiselongue und
vergrub das (Besicht in den Händen; er fühlte fich fehr müde und an-
gegriffen.
„Ich habe das Gefühl, als wäre ich Henker gewefen; jeden Andern
würde ich milder beurtbeilt haben; aber daß er, der immer die Ehre auf
der Iuuge hatte, zu welchem wir Alle emporblickten, daß er das thun
konnte — und trotzdem — hätte sie nicht solchen Gefallen an ihm gefunden
— nein, aus Eifersucht habe ich uicht gehandelt; ich habe versucht, gerecht
zu sein; — allein wer kann für jedes kleine Gefühl, welches sich in uns
verbirgt, einstehen — na, er verliert ja nur meine Achtung und meine
Freundschaft, das muß er zu ertragen fehen."
Seit der Stunde, da er über Holmbo Nichter gewefen war, war vor-
läufig alle Eiferfucht und aller Zorn wie fortgeblafen, und ein inniges
Mitleid hatte den leeren Platz ausgefüllt; aber daß er genöthigt sein sollte.
Mitleid mit dem zu empfinden, zu welchem er immer emporgeblickt hatte,
that ihm weh, und unter allen jungen Leuten, die er kannte, war nicht
Einer, welchem er die Freundschaft zn fchenken wünfchte, deren er Holmbo
beraubt hatte.
Tiefer stand an den Tisch gelehnt und starrte Arenfeldt nach, und
noch lange, nachdem die Thüre sich geschlossen hatte, behielt sein Blick die-
selbe Richtung; ihm war, als wenn eine eiferne Hand auf feinem Haupt
ruhte, nicht ein einziger Gedanke erhellte das Dunkel, welches ihm die
Zukunft verbarg.
Ein dichter Frostnebel lag über der Natur und machte den Tag düster.
Langsam wandte er den Blick von der Thüre ab; es kam ihm vor, als
wäre sie geöffnet worden, ohne daß er sie sich schließen sah. Er starrte
nach dein Fenster hin, der Nebel lag seinen Augen so nahe, daß er nichts
Anderes entdecken konnte, aber nach und nach klärten sich seine Gedanken.
'„Ja, so schaut meine Zukunft aus; dichter Nebel, wohin ich auch
blicke, ohne einen einzigen Lichtstrahl." Er fühlte fich fo müde, fo müde,
blieb aber dennoch stehen und starrte in die dunkle kalte Luft hinaus. Er
bemerkte nicht, daß der Nebel sich langsam hob, und erst als die Sonne
über den weißen Schnee zu fallen begann und der starke Niderglanz seinen
Auge» weh that, sah er den Sonnenschein; und derselbe durchwärmte sein
Herz und vemnlaßte ihn, den Blick von der Erde zum Himmel zu erheben.
„Gott helfe mir!" fagte er innig — und dann begann er gleichfam
das Leben, von dein er am liebsten Abschied genommen hätte, von Neuem.

Er ging in Gedanken jedes Wort durch, welches Arenfeldt gesprochen
hatte- sie waren wie eingebrannt in sein Herz und Hirn; er hatte niemals
eine Ahnung gehabt, daß ihm dieser Freund so unentbehrlich war; sich in
seiner Nähe zu wissen und niemals mit ihm reden zu dürfen, für immer von
ihm getrennt zu sein — das war schwer — aber seine Verachtung zu
ertragen, war noch tausendmal schlimmer. Pläne, einer wilder und unver-
nünftiger als der andere, durchkreuzten seine Gedanken — er mußte, er
wollte ihn wiedergewinnen, aber die nackte Wirklichkeit stand sogleich dem
Plan zur Seite und lachte ihm höhnisch in die Augen. „Du Thor",
sagte sie, „kannst Tu Geschehenes ungeschehen machen! — sonst kannst
Tu auch Temen verlorenen Freund nicht wiedergewinnen."
Im selben Augenblick ertönte das Jagdhorn, welches die Jäger zu-
sammen beriefe es war Lärm im Hof, die Rosse stampften den Boden,
die Hunde bellten, laute Rufe der lustigen jungen Leute tönten zu ihm
empor, und mitten in diesen» Wirrwarr tauchte plötzlich ^lga von Arenfeldt
in seinen Gedanken auf — er hatte bisher für sie niemals weiteres Inter-
esse empfunden, als für die zukünftige Gattin feines Freundes — aber nun
fichlte er sein Herz so stark klopfen, als wollte es seine Brust sprengen
— er gedachte der Worte Arenfeldts:
„Welches Weib Tu auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche
Tu nicht einmal in Gedanken suchen darfst, felbst wenn sie Tich liebte."
Und er wiederholte: „selbst wenn sie Tich liebte," und er vermochte
seine Gedanken nicht von ihr abzuwenden — er vergaß seine Schande —
seinen Freund, Alles, um nur an sie zu denken — es war, als hätte
Arenseldts Verbot Zauberstoff enthalten und für immer die Erinnerung an
diefes Weib ihm angehert; er fühlte, daß dieses keine flüchtige Idee war,
welche eben fo fchnell entfchwunden sein würde, als sie kam, «ein, es war
ein neuer Kampf, der auf ihn eindrang.
Ta tönte das Hörn wieder rufend zu ihm empor; er wußte, daß er
nicht vermißt werden durfte; einen Augenblick später stand er bei seinein
gesattelten Pferde, und ehe der erste Jäger auf der Landstraße dcchinritt,
war er mit im Gefolge.
Arenfeldt hielt sich ständig fern von ihm; Holmbo merkte es kaum,
fo war er von feinen Gedanken in Anspruch genommen — nur wenn die
ehemaligen Freunde zufällig einander gegenüber standen, fchoß ihm das
Vlut in die Wangen empor, und der Abgrund, welcher sie trennte, wurde
ihm schmerzlich offenbar.
Es war ihm nicht möglich, einen Schuß auf das vorbeieilende Wild
zu richten — er schoß seine Büchse ohne Ziel ab.
Schließlich wurde er dieses müßigen Schießens überdrüssig und ritt
tiefer in den Wald hinein, von den andern Jägern fort, um sich den
wechselnden Gedanken zu überlassen, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe
ließen.

Mir noch vier Tage, dann hatte er wieder seine Freiheit.
„Nur noch vier Tage," wiederholte er für sich selbst — „dann ver-
gehen vielleicht Iubre, bis ich sie wiedersehe — dann ist sie seine Gattin
— möchten sie glücklich werden!" Aber selbst der Gedanke an ihr Glück
enthielt so viel Schmerzliches, daß er mit Entsetzen fühlte, welche Macht
dieses Weib über ihn gewonnen hatte, welchem er sich nur in Gedanken
nähern durfte und das ihm gleichwohl stets folgte.
„Es sind nicht meine Gedanken, die sie suchen — ihr Vild verfolgt
mich wie ein Zwang, von dem ich mich nicht befreien kann: — ich habe
früher fo viel vom freien Willen gesprochen — Tu lieber Gott -- der
meine ist gebunden, ich muß gegen meinen Willen an sie denken — sie ist
stärker als ich."
Arenfeldt vermißte Holmbo; er fah sich nach allen Seiten um; aber
er fand ihn nicht unter den zerstreuten Jägern. Was war aus ihn» ge-
worden? Ein angsterregender Gedanke beschlich ihn, wie, wenn er zu
schwach gewesen wäre, die Vürde von Schande, welche nun auf ihm ruhte,
zu tragen!
«Ich hätte nachsichtiger sein sollen, ich hätte meine traurige Entdeckung
für mich behalten können — und nach und nach mich von ihm zurückziehen;
ist ein Unglück geschehen, so habe ich mein Theil Verantwortung zu tragen
— nein, nein, das thut er nicht, einen solchen Kummer würde er nicht
über mich bringen; trotz Allem, was geschehen ist, liebt er mich und ist
vielleicht besser, als viele Andere, welche niemals wie er hätten handeln
können — und außerdem — er ist ein gläubiger Ehrist, er wird nicht einen
Fehler dadurch sühnen, daß er ein Verbrechen begeht — nein, das könnte
Holmbo nicht thun."
Gleichwohl hatte er keine Ruhe; er schlich sich ungesehen von den
Andern fort und drang durch das dichte Gebüsch, um schneller auf die
Landstraße hinauszukommmen.
Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, als er Holmbo langsam
mit schlaffem Zügel, sichtbar in tiefen Gedanken, angeritten kommen sah.
„Ta ist er; wie wunderlich er aussieht! er ist so von seinen Gedanken
in Anspruch genommen, daß ringsum Alles für ihu todt ist; das Pferd
geht feiuen eigenen Weg, nun dreht es gegen „Höjgaard" um; es will
heim; er merkt es nicht."
In, felben Augenblick kam ein Gleiter aus dein Walde heraus.
„Holla, Holmbo, wo willst Tu hin? Hast Tu nicht einen Hasen ge-
sehen? ein prächtiges Eremplar, mein Schuß hat ihn getroffen; aber plötzlich
verfchwand das Thier; es muß hier vorbei gekommen sein."
Arenfeldt hatte eine Vlutspur in dein weißen Schnee bemerkt, welche
den Weg anzeigte, den der angeschossene Hase genommen hatte.
„Hier ist der Flüchtling," sagte er, „der hat genug bekommen," und
er hob das todte Thier auf.

„Warst Tu auf dem Heinnveg, Holmbo?" fragte der Jäger verwundert.
„Ich bin nicht ganz wohl," antwortete diefer.
„Reite nur Hein:, Dil siehst auf Ehre aus, als hättest Tu Grillen
verfpeist; die Krankheit ist ansteckend; sie raubt Einen: den Humor, na, gute
Besserung."
Arenfeldt wiederholte mechanisch:
„Gute Besserung!"
Als Holmbo nach „Höjgaard" zurückkam, dachte er erst daran, sich zu
Nett zu legen, dann war er sie Alle los und rettete einige Stunden, in
denen er er selbst sein konnte; aber im Bett Frieden zu finden, war auch
unmöglich, seine Gedanken peinigten ihn unaufhörlich, und die Rolle des
Simulanten patzte nicht für ihn.
„Ich bin niemals gesünder gewesen, als gerade heute; ich könnte mir
eine ordentliche Krankheit wünschen, welche mich so vollständig niederwerfen
würde, datz mein Denken todt wäre; ich bin fo müde, zu denken; ich bin
sicher, datz selbst der Schlaf mich keine Nnhe finden lassen wird; Träume
werden mich plagen: nur eines kann mir helfen — das ist die Arbeit, ge-
wöhnliche körperliche Arbeit — ja, ich will arbeiten vom Aufstehen bis zum
Schlafengehen und nicht denken, nur nicht denken."
Er führte ein wunderliches Leben als Gast. Wenn Andere zugegen
waren, sprach Arenfeldt zn ihm accurat wie früher, aber standen sie plötzlich
einander ohne Zeugen gegenüber, so ging Jeder wie auf Verabredung
seines Wegs.
Der Kampf, welchen es Holmbo kostete, frei und nngenirt zn reden,
als wenn Nichts geschehen wäre — war eine Tortur für ihn, und er sab
mit Sehnsucht der Stunde entgegen, da er sich in der Einsamkeit seines
Heims verbergen konnte.
Ten letzten Tag, den er auf „Höjgaard" zubrachte, waren sie zum
Mittag bei Fräulein von Arenfeldt geladen. Holmbo wollte sich mit eine»!
Unwohlsein entschuldigen; aber sein Wirth ging dicht zu ihm hin und sagte
mit einer Stimme, welche vor unterdrückter Leidenschaft, vermischt mit Zorn,
bebte:
„Du glaubst doch wohl nicht, datz ich Dich fürchte? Es ist mein
Wunsch, das; Tu mitkommst," und laut fügte er hinzu: „Tu kennst noch
nicht Tante Male; sie ist eine vortreffliche alte Tame, welche meine Eousinc
hoch schätzt — sie ist die Tante Aller; mit geringer Mühe kannst Tu sic
dahin bringen, datz sie auch die Teinige wird. Sie führt das Haus von
Fräulein von Arenfeldt."
Holmbo und Arenfeldt betraten zusammen den Gesellschaftssaal; über
dem Enteren rubtc ein Schimmer von Melancholie, die es ihm unmöglich
war abzuschütteln, Arenfeldt dagegen war froh und muthig — er verstand
es besser, die drückende Bürde von sich zu werfen.

„Es ist das erste Mal, daß Tic hier im Hause zu Gast sind, Herr
Eandidat Holmbo," sagte die junge Wirthin freundlich, „Sie werden immer
willkommen sein, wenn Sie meinen Vetter hierher begleiten."
Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre zum Speisezimmer. Sie
nahm seinen Arm und bat Arenfeldt, ihre Tante zu Tische zu führen.
Es war Nichts dagegen einzuwenden; ihr Vetter hatte es erwartet,
und doch war es eine Enttäuschung für ihn.
Es war eine langweilige Gesellschaft; das Essen war vortrefflich, aber
der Humor nicht sonderlich. Arenfeldt verlor seine Eousiue nicht ans den
Augen, und mit einem wunderlichen Gefühl der Unruhe ruhte fein Blick
ab und zu auf ihrem Tischcavalier; Holmbo hatte Etwas au sich, ums er
nicht kannte, ein Feuer in seinen Äugen, welches ihm fremd war. Es
wurden nicht viel Worte zwischen ihm und ihr gewechselt; aber jedes Mal,
wenn sie Etwas sagte, stieg ihm das Blut zu.Hopf, und was er antwortete,
war oft dumm und ungeschickt; es fah ihm gar nicht ähnlich.
„Wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß sie ihm ganz gleichgiltig
ist, so wollte ich schworen, daß er verliebt ist, verliebt wie ein blöder Schul-
junge — ich bin ja verrückt, daß ich nur daran denken kann; er hat andere
Tinge wahrzunehmen — und er wird sein Wort halten; aber schwer würde
es halten, eiuen langweiligeren Tischcavalier ausfindig zu machen.
Er vergaß, daß er an diesem Abend selbst ein langweiliger Tischnachbar
war, welcher nicht ein Wort mit seiner Tischdame gesprochen hatte; ein
anderer Herr hatte ihr Glas mit Wein verschen müssen.
Später am Abend sagte Fräulein von Arenfeldt laut zu Holmbo:
„Ich wollte gern mit Ihnen von der Verwendung der Summe reden,
welche Sie zu dem Legat geschenkt haben, welches ich sammle."
Ihr Vetter hörte die gleichgiltigen Worte, und er, der früher keinen
Argwohn gekannt hatte, grübelte, was sie ihm wohl von dem Gelde sagen
würde, welches er ohne alle Bedingungen zu ihrem Pfarrerlegate gegeben
hatte; sie mnßte einen Grund haben, mit Holmbo eine Unterredung zu suchen:
wie gern wollte er nicht ein ungesehener Znhörer sein.
Unzufriedeu mit ihr und der gauzen Welt, zog er sich in ein kleines
Eabinet zurück, welches den Salon vom Speisezimmer treuute. Er rollte
das Nouleau empor und starrte in den finsteren Abend hinaus; die hohen
Blattpflanzen, welche in Gruppen arrangirt waren, verbargen ihn.
Tas Eabinet stand leer, ab und zu kam der Eine oder Andere lünein
— theils um es als Durchgang zu benützen, oder auch, um ungestört
einige Worte mit einein Bekannten reden zu können. Arenfeldt achtete nicht
auf das, was dort gesprochen wurde, so sehr war er von seinen eigenen un-
ruhigen Gedanken in Anspruch genommen.
„Tas kann man eine Unterredung mit Hindernissen nennen," sagte
eine klare Stimme, welche ihn plötzlich erweckte, „ich glaubte schon, wir
würden niemals das Labinet erreichen; Sie sehen, eine Wirtbin ist eine

wichtige Person. Na, hier ist gerade auch nicht viel Ruhe; aber, da Jedermann hören kann, wovon wir reden, thut es Nichts zur Sache. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß zweitausend Kronen eine große Summe sind, aus welcher wir zwei Legatportionen machen können, jede zu vierzig Kronen. Ich finde es nur gerechtfertigt, Ihnen ein Bestimmungsrecht einzuräumen, wer das Geld erhalten soll."

„Keinesfalls, Fräulein von Arenfeldt, der oder diejenigen, welche die anderen Legate vergeben, mögen auch über diese beiden bestimmen; ich habe kein Recht dazu; nur würde es mich freuen, wenn Bauern von Arenfeldts Gut bevorzugt werden möchten."

„Ich kann weder, noch will ich Ihren Protest gutheißeil -^ wenn die Zeit kommt, werde ich mir Ihre Entfcheidung erbitten — mein Vetter hat Ihnen vielleicht erzählt, daß ich einen Willen habe."

Es entstand eine kleine Pause, welche für Neide peinlich war — sie fah ihm fest in's Auge, als wollte sie darin feine Gedanken lesen — auch sie fühlte, daß der Holmbo, welchen fie das erste Mal fah, und der, welcher vor ihr stand, zwei verschiedene Menschen waren — der eine ein lebensfroher Jüngling, welcher erst das Leben kennen lernen follte, aber vollauf Kraft und Lebenshoffnung besaß — der andere mit einem Schatten von Trauer und Lebensüberdruß über sich, welchen er trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte — und doch fühlte sie, daß der letztere ihr weit näher gekommen war, als es dem ersteren jemals hätte gelingen können.

Er senkte sein Auge vor ihrem prüfenden Blick — als gäbe es Etwas, was er verbergen wollte — aber es war zu fpät — fie wurde roth und unsicher — und doch bereitete das, was sie in feinen Augen entdeckt hatte, ihr Frende — es brachte ihr Herz dazu, mit starken Schlägen zu pochen.

Er fühlte, wie gefährlich die Paufe war, und fagte mit sichtlicher Anstrengung: „Morgen verlasse ich Höjgaard und nehme für vorläufig von meinem alten Umgungskreis Abfchied — felbst von Ihrem Vetter; ich beabsichtige, mich völlig der Arbeit zu widmen, was ich bereits gleich nach meinem Examen hätte thun sollen; ich folgte Arenfeldt hierher nur als Gast, weil ich meiner felbst so thöricht sicher mar, ich glaubte. Nichts könne die Festigkeit erschüttern, welche für mich fo nothwendig war; aber Hochmutb kommt vor dem Fall, sagt ein altes Sprichwort, ich habe gespielt und habe den Glauben an meine eigene Stärke verloren, und darum will ich mich nicht mehr der Versuchung aussetzen."

„Sie sind allzu bescheiden. Sie gehen ja doch als Sieger aus dem Kampfe hervor; aber wenn man ein so strenges Ehrgefühl zum Lompaß hat, fo können wohl keine großen Abirrungen vorkommen."

Ein schmerzliches Jucken ging über Holmbos Gesicht hin; er wollte protestiren, vermochte aber kein Wort hervorzubringen. Arenfeldt war aus der Pflanzengruppe herausgetreten und stand nun vor ihnen; er fah den schmerzlichen Ausdruck in seinem Gesicht und dachte:

„Er ist doch ein braver Kerl!"

„Ehre," sagte Holmbo wehmüthig — sie unterbrach ihn aber.

„Versuchen Sie nicht, sich selbst zu verleumden, wir haben einen gemeinsamen Freund, der mich Sie kennen gelehrt hat — denn gleichwie mein Vetter Ihr bester Freund ist, ist er auch der meinige."

„Ja, ich weiß es, er liebt Sie sehr, das habe ich seit mehreren Jahren gewußt."

„Liebe nnd Freundschaft ist Zweierlei; Adolvh ist mir theuer als Freund, aber er wäre der Letzte, den ich zum Mann wählen würde."

„Der Letzte! Dann kennen Sie ihn nicht; es giebt keinen Mann, welchem ein Weib ruhiger ihre Zukunft anvertrauen könnte; er ist der edelmüthigste Mensch, den ich gekannt habe."

„Ist er das!" sagte sie mit einein Lächeln, und während sie fortfuhr, ruhte ihr Auge forschend auf ihm — „es ist leicht, seinen Freund zu rühmen und seine guten Seiten hervorzuheben, wenn man selbst ein kaltes Herz hat — Liebe ist Nichts für Sie, Sie können sich mit Freundschaft begnügen."

Holmbo fuhr auf, als wäre er von einer Waffe getroffen; fein Blick wurde feurig, und die Hand, welche er auf den Stuhl stützte, auf dem er gesessen, erbebte:

„Kann ich das!" sagte er dann so leise, daß sie es kaum hören konnte; dann beeilte er sich hinzuzufügen: „Liebe ist Lurus für mich, ja, ich habe selbst nicht die Mttel, für die Freundschaft zu leben; der Arbeit muß ich mich weihen, und ihrer bedarf ich jetzt auch."

Arenfeldt war weiter in's Zimmer vorgeschritten, sein Blick hatte sich von Holmbos Antlitz nicht abgewendet; er hatte darin wie in einem offenen Buche gelesen; jetzt wußte er, daß sein ehemaliger Freund das Weib liebte, dem mit Liebe sich zu nähern er ihm verboten hatte, und er war davon überzeugt, daß seine Cousine dieses Gefühl erwiderte, daß sie ihm zu verstehen gegeben hatte, er thäte seinem Freunde kein Unrecht, wenn er sich um sie bewürbe.

Er fühlte, daß Holmbo correct gehandelt und er ihm Nichts vorzuwerfen hatte, und dennoch war er nahe daran, ihn zu hassen, und trat schnell hervor, um dem ttzts-ü-töw ein Ende zu machen. Fräulein von Arenfeldt fah an dem zornigen Leuchten in seinen Augen, daß er Zeuge ihres Gespräches gewesen. —

Als Holmbo am Abend seinen Koffer vackte, war eine gewisse Zufriedenheit über ihn gekommen, welche er nicht zu dämpfen vermochte — und wo er seine Gedanken auch hinzwang, immer kehrten sie zu denselben Worten zurück: „Er wäre der Letzte, den ich zum Manne wählen würde."

Ja, war er dessen sicher, daß er selbst auf die, die er liebte, verzichten mußte — fo mochte Arenfeldt sein Schicksal theilen.

Was würde er dafür gegeben haben, wenn der letzte Monat aus seinem Leben ausgelöscht wäre; wenn er sich ihr frank und frei hätte nähern tonnen — aber nun war er gezwungen, auf die Liebe zu verzichten — am nächsten Morgen wollte er auch der Freundschaft Lebewohl sagen; dann hatte er die Strafe für feine Feigheit erhalten, und nun, da feine Zukunft verspielt war, empfand er Mitleid mit sich selbst.

„Ich habe das Gefühl, als wenn nicht ich es war, welcher die unselige Karte ausspielte, als wenn eine fremde Macht mich dazu zwang; ich finde niemals wieder Frieden, bevor nicht Arenfeldt das Gut übernommen hat; noch darf ich mit ihm nicht davon reden — aber später ^"

Früh am nächsten Morgen wollte er Höjgaard verlassen; er hatte bereits von den übrigen Gästen Abschied genommen, nur Arenfeldt war noch übrig, und er dachte mit Grauen an die Trennung zwifchen ihnen. Er wußte bestimmt, daß sein Wirth droben sein würde, und dann waren sie allein — Arenfeldt mit all' der Bitterkeit, welche getäufchte Liebe und getäuschtes Vertrauen mit sich bringen kann, und er selbst mit dem noch bittereren Schamgefühl.

Wie gewöhnlich bekam er feinen Thee auf fein Zimmer hinauf; der Wagen hielt vor der Thür, und der Diener hatte feinen Koffer hinuntergetrageu. Er ging auf die Treppe hinaus, dort stand fein Wirth; feine Züge waren fo kalt und hart, daß die warmen Worte, welche Holmbo auf den Lippen brannten, erstarrten; er sah zu Arenfeldt mit den freundlichen guten Augen empor, welche fo oft liebevoll auf ihm geruht hatten, wagte aber nicht, ihm die Hand entgegenzustrecken, aus Furcht, sie möchte nicht angenommen werden — und selbst in dieser Stunde, >da er sich so schmerzlich gedemüthigt fühlte, liebte er den strengen Wirth; er wußte, daß Eifersucht ihn so hart gemacht hatte.

„Lebe wohl, Arenfeldt — Dank für entschwundene Zeit — alte Tage kehren niemals wieder."

Er wandte sich, um zu gehen, aber im selben Moment stand sein Wirth an semer Seite und streckte ihm die Hand entgegen.

„Alte Tage kommen nicht zurück; aber wir werden oft an sie denken," sagte er fast zärtlich und begleitete ihn zum Wagen hinaus, und fo lange er denfelben erblicken konnte, starrte er ihm nach; aber Holmbo fah sich nicht ein einziges Mal um.

Als Arenfeldt auf fein Zimmer hinaufkam, verbarg er fein Gesicht in einen Händen und brach in Thränen aus; es war das erste Mal, daß er geweint hatte, seit seinen Kinderjahrcn.

„Das war der Abschiedsgruß an die Jugend, nun muß ich ein Mann sein und entgegennehmen, was das Leben bringt — ich gehöre nicht zu denjenigen, welche Vrücken bauen über Abgründe, dazn sind stärkere Hände nöthig — armer Holmbo, Gott sei mit ihn», er hat sa den Glauben an eine Vorsehung, er ist reicher als ich."

Sechstes Eapitel.

Mit einein wunderlich scheuen Gefühl näherte sich Holmbo seinem Heim. Seine Dienstleute gehörten noch der Zeit seiner Eltern an, er wußte, daß sie ihn mit Liebe empfangen würden; die Haushälterin war sein Kindermädchen gewesen, auf den Knieen des Verwalters hatte er seinen ersten Neituuterricht erhalten, alle Kindheitserinnerungen knüpften sich an diese getreuen Menschen, und er wußte, daß er kein Recht mehr auf ihre Bewunderung und Liebe hatte.

Die Alten standen beide an der Thür, um ihn zu empfangen. Ein festlich gedeckter Frühstückstisch war in der Bibliothek, seinem Lieblingszimmer, arrangirt.

Jede andere Stelle würde er vorgezogen haben. Das große Zimmer trug ein ernstes Gepräge; alle seine Vorväter hingen Seite an Seite an den Wänden; überall Erinnerungen und Forderungen. Ihn dünkte, all' die vielen Augen der Portraits folgten ihm, wo er stand und faß; er hatte nicht den Vluth, sich im Zimmer umzusehen, und dann erinnerte er sich plötzlich eines alten Liedes, welches seine Mutter ihm in der Kindheit vorgesungen hatte, von Agnete und dem Meermann — es war ihm, als hörte er die Kirchenglockeu läuten; er verstand die Sehnsucht, welche sie vom Meeresgründe emportrieb, nnd ihn dünkte, er hörte seine Mutter mit wchmüthiger Stimme singen:

„Agnete trat zur Kirche herein,
Und all' die Bilder wandten sich um."

Aber hier in der Bildergalerie war gerade das Gegentheil der Fall, alle Bilder starrten ihn an, als wollten sie ihn zur Rechenschaft ziehen uud ihn fragen, was er mit der Ehre der Holmbos gemacht hätte.

„Hier ist allzuviel Raum für einen einsamen Mann," sagte er mit erzwungenem Scherz, „wie könnt Ihr verschwenderischen Leute glauben, daß nur die Mittel haben, die Bibliothek zu erheizen — die Bücher werden ja die meiste Wärme verschlingen; in Zukuuft will ich mich in der kleineu Wohnstube aufhalten, welche Mutter fo gern hatte," und in Gedanken fügte er hinzu: „Mutter wird mich anerkennen, was auch geschehen ist, sie liebte ihren Jungen."

Am nächsten Tage begann der Wald zu fallen; er empfand eine fchmerzliche Freude bei jedem Opfer, welches er brachte.

Er arbeitete selbst mit, und wenn er sich des Abends zu Bett legte, war er so müde, daß das Denken nicht Macht über ihn bekam, und der Schlaf kam schwer und betäubend, frei von allen Träumen.

Der alte Verwalter ging an feiner Seite in den Wald; er kannte feinen jungen Herrn nickt mehr wieder, es kam ihm beinahe vor, als wäre er ein alternder Mann, der arbeitete und arbeitete, als hätte er Iugendhoffnuug und Iugendmuth verloren; was war ihm nur widerfahren? Das war eine Frage, die er sich ständig wiederholte.

Nach und nach gewöhnte sich Holmbo an die Arbeit, sie betäubte ihn nicht mehr, sie stärkte ihn eher; die Müdigkeit schwand, und der Gedanke bekam neuen Spielraum, und mit dem Denken kam die Sehnsucht und das Vermissen.
Er hatte gehört, daß Arenfeldt nach Kopenhagen zurückgereist wäre; das war eine Erleichterung für ihn, und gleichwohl war er ilim beinahe theurer, als jemals — aber er fürchtete sich, mit ihm zusammenzutreffen.
Olga von Arenfeldt weilte immer in feinen Gedanken; er wußte, daß sie Interesse für ihn empfand, ja mehr als Interesse. Die Erinnerung an sie war ihm nicht peinlich, sie wußte Nichts von seinem Fall, und ihre Gedanken begegneten sich vielleicht oft — wer weiß, ob sie nicht gerade in diesem Augenblick an ihn dachte.
Wie gen: wollte er sie nicht sehen — nur noch ein einziges Mal — Arenfeldt war ja fortgereist; feine Cousine ging jeden Sonntag in die Kirche; es konnte doch keine Sünde sein, seine Andacht gerade in der Kirche zu verrichten, in welcher sie betete. Er entsann sich, droben bei der Orgel einen Stuhl gesehen zu haben, von dem aus man die ganze Kirche übersehen könnte, ohne selbst gesehen zu werden; wie, wenn er dort hinauf ging! Er konnte fo früh kommen, ehe noch Jemand da wäre, und dann könnte er sich verborgen halten, bis Alle die Kirche verlassen hätten. Diese Gedanken verfolgten ihn und ließen ihm keine Nuhe.
An: nächsten Sonntag war er früh auf, er hatte fast zwei Meilen zu gehen, ehe er die Kirche erreichte. Er wollte nicht fahren, da er wußte, daß ein fremder Wagen in eineni Dorf fofort Aufsehen erregt.
Die Kirche lag auf einem Hügel; man konnte sie aus weiter Ferne erblicken; einzelne Bäume umgaben sie, und der Kirchhof mit einer Menge kleinen Buschwerkes lag unterhalb derselben.
Es war im März. Der Nachtfrost hielt das Gras und die jungen Schößlinge noch zurück; aber der Saft war in allen Bäumen emporgestiegen und verlieh ihnen einen frischen, grünen Schimmer, welcher von einem gährenden Leben kündete, welches nun im Begriff war auszubrechen — nur ein wenig Wanne, ein wenig Sonnenschein, und der Frühling würde seinen Einzug halten. Gras und Keime würden hervorströmen, und Büsche und Bäume sich mit des Frühlings lichtem, luftige», Gewände bekleiden.
Der frühe Morgen war trübe und feucht gewesen, als aber Holmbo den Kirchberg emporstieg, kam ein Leuchten über die Gegend; es war, als ob die Wolken sich höben, als ob die Natur größer würde und Sonnenschein leicht und strahlend über den Frühlingsdurchbruch siel, voll von Versprechungen für die Zukunft.
Im felben Augenblick begann die Orgel ihre feierlichen Töne zu ihm hinauszusenden, und er beschleunigte seine Schritte; er war nämlich später angelangt, als er erwartet hatte, und die Kirche war schon beinahe voll.

Er kam zwar unbemerkt zur Orgel hinauf, allein der Stuhl, den er zu finden gehofft hatte, war bereits besetzt.
Der lange Weg und die düsteren Gedanken hatten ihn müde gemacht; er stützte sich an einen der Pfeiler, welche das Kirchendach trugen, und starrte in den Raum hinein. Ter Herrschaftsstuhl mar zu seiner Enttäuschung leer; aber nach und nach ergriff ihn der Psalmgesang, und ohne das; er es selbst wußte, nahm er daran Theil.
Er hatte eine hübsche, starke Stimme, welche in die Kirche hinaustönte, und alle Augen forschten, woher sie kam.
Im selben Augenblick traten Fräulein von Arenfeldt und ihre Tante herein.
Die Stimme war nicht in der Pfarre heimisch, das horten sie sogleich; Olga's Augen folgten dem Mick der Anderen empor zur Orgel — dort stand er, an welchen sie gerade dachte, an einen der grauen Pfeiler gelehnt, aufrecht da und ahnte nicht, daß Aller Augen auf ihn gerichtet nnren.
Sie setzte sich mit dem Rücken gegen den Altar und konnte sich von der hohen, schlanken Gestalt nicht losreißen — wie bleich und mager er geworden war, wie der Kummer deutlich in den ausdrucksvollen Zügen geschrieben stand.
„Was ist das nur für ein Kummer, der ihn niederdrückt? Geldmangel kann auf ihn keinen solchen Einfluß ausüben; er war froh uud muthig, als ich ihn das erste Mal sah — wie, wenn es —" hier unterbrach sie ihren Gedankengang, und eine glühende Mthe stieg in ihren Wangen eMpor — „ja, darüber konnte kein Zweifel obwalten, er liebte sie, wollte aber nicht der Nebenbuhler feines Freundes sein; bei ihm ist die Freundschaft stärker als selbst die Liebe, dachte sie mit einem Seufzer.
Der Pfalm war zu Ende, die Orgel verstummte, der Pfarrer stand auf der Kanzel.
Fräulein von Arenfeldts Tante gab ihr einen kleinen freundschaftlichen Puff, um sie zu veranlassen, sich auf die entgegengesetzte Bank zu setzen; aber sie war ganz unempfänglich für alle Winke und fuhr fort, zur Orgel emporzustarreu.
Holmbo richtete sich auf, trat einen Schritt vor, um in die Kirche hinabzuschauen, und seine Augeu begegneten den ihren; er wollte sich zurückziehen, aber es war zu spät; ohne sich zu bedenken, hatte Olga von Arenfeldt das Haupt geneigt und ihm ein kleines Lächeln zugesandt; er mußte den Gruß erwidern, bereute aber seine Unvorsichtigkeit. Er wollte sie um keinen Preis nach dem Gottesdienst aufsuchen, um mit ihr gerade jetzt zu reden, da Arenfeldt fortgereist war, und langsam trat er zurück und schlich sich aus der Kirche heraus, um so schnell wie möglich heimzugehen.
Aber seit dem Tage wurde ihm die Einsamkeit drückend, und er begann, sich nach der Welt zu sehnen, der zu entsagen er sich vorgenommen hatte. Er war nicht allein mit sich selbst unzufrieden, sondern auch mit

allen Anderen, und der Gedanke drängte sich ihm auf, daß seine Strafe
allzu streng wäre im Verhältnis; zur Schuld, und ein bitteres Gefühl gegen
Arenfeldt befchlich ihn und ließ ihm keine Ruhe.
„Wenn er an meiner Stelle wäre — ich würde ihm ein milderer
Richter gewesen sein; ich würde ihn gestützt und ihm geholfen haben —
— aber er verstieß mich ohne Barmherzigkeit, das war gransam!"
Diese Unzufriedenheit mit der Außenwelt wuchs von Tage zu Tage;
es fehlte nicht viel, fo fah er sich selbst für einen Märtyrer an, aber gerade
zn der Zeit, da er seine That am allermildesten beurtheilte, ging eine
Reaction in ihm vor; plötzlich wurde es ihm klar, daß seine Moral schlaff
wurde; das einsame, in sich gekehrte Leben mit hoffnungsloser Freundschaft
und hoffnungsloser Liebe mar so weit davon entfernt, feinen Muth und
feine Willenskraft aufzurichten, feine Gedanken zu klären und ihn stark zun,
Kampfe zu machen, daß es ihn eher erschlaffte und ihn lebensmüde machte;
er strebte nicht mehr, vorwärts zu kommen, sondern seine Gedanken eilten
nur in die Vergangenheit zurück und verweilten mit qualvoller Klarheit bei
dem, was er verloren hatte; er fühlte, wenn er dieses Leben weiter führte,
ging er zu Grunde. Der Betrieb des kleinen Gutes konnte nicht feine
ganze Zeit ausfüllen, und die Arbeit vermochte ihn niemals fo weit zu
bringen, daß er in feinen eigenen Augen fchuldfrei werden konnte, nein, er
mußte feine Schiffe verbrennen und feinen Weg von vorn beginnen.
Dann fchrieb er einen Brief an Arenfeldt und erzählte ihm Alles, was
er gelitten hatte; er verbarg nicht einen Gedanken vor ihn,, jede kleine
Schwachheit, welche ihn verlockt hatte, legte er klar und offen dar und
fchloß mit der Bitte, ihm das Gut als Abschlagszahlung auf die Schuld
abzunehmen, deretwegen er niemals Frieden finden würde, ehe sie be-
zahlt war.
„Das Leben, das ich führe, tödtet mich zollweife, geistig und körper-
lich," fchrieb er, „mein Denken wird unklar, meine Moral erfchlafft, ich
muß fort vou dem Allen und ein neues Leben beginnen — darum bitte
ich Dich, zum Andenken an unfere Freundschaft meine kleine Besitzung an-
zunehmen. Ich habe soviel Capital in baarem Gelde, daß Du um meinet-
willen nicht unruhig zu sein brauchst; ich kann Amerika erreichen und habe
dann noch so viel übrig, daß ich drüben eine Stellung suchen kann; ich
bin genügsam und bereit, jede Arbeit zu übernehmen, die sich mir bieten
würde, und erlebe ich den Dug, da ich selbst meine Geldschuld an Dich
als gedeckt betrachten kann, so will ich eine neue Laufbahn beginnen als
ein freier Mann; aber ineine Freundfchaft und meine Liebe lasse ich in
meinem lieben, alten Heim zurück."
Er fand keine Nuhe, bis der Brief zur Post gebracht war, uud die
Spannung, in welcher er umherging, bis Arenfeldts Nachricht da sein konnte,
machte ihn ganz krank; er vermochte des Nachts nicht zu schlafen, sondern
ging stundeulnng im Zimmer auf und nieder.

Ter letzte Baum in feinen: Walde war gefallen, es mar eine mächtige
Eiche; in ihrer dicken Mnde hatten die jungen Holmbos seit vielen (Generationen ihre Namen eingeschnitten; der seinige war der letzte gewesen —
bei diesem Gedanken verweilte er mit Wehmuth, er würde keinen Sohn
hinterlassen, dessen Bild in der alten Bibliothek neben dem seinigen Platz
finden würde.
Obschon er sich nach dem Ausbruch wie nach einem neuen Leben
sehnte, bedrückte ihn doch ständig ein wehmüthiges Gefühl; das Alte und
das Neue konnten einander noch nicht die Hand reichen.
Er faß und wartete anf die Ankunft des Postboten; er war sicher,
daß Arenfelot ihm fogleich antworten würde, und war keine Zeit verloren
gegangen, so mußte der Brief nun unterwegs sein.
Sehnsuchtsvoll starrte er auf den Weg hin, dort kam der alte Mann
langsam dahergegangen.
Holmbo blieb sitzen; er hatte nicht den Muth, ihn: entgegenzugehen;
er wollte warten, bis der Brief ihm heraufgebracht wurde. Die Enttäuschung
folgte gleich darauf; der Postbote hatte nur ein paar Zeitungen für ihn
und weiter Nichts.
„Er hat meinen Brief nicht bekommen, ich kenne ihn von früher her,
er hätte fofort geschrieben. Vielleicht ist er verreist gewesen; ich muß geduldig sein; ein Tag mehr oder weniger thut Nichts zur Sache; ich mutz
warten."
Da fiel sein Blick zum Fenster hinaus, ein Landauer kam auf der
Straße dahergefahren; er kannte die Livree, es war Fräulein vou Arenfeldts Wagen.
Holmbo folgte ihm mit den Angen, er bog in die Allee ein, welche
zum Gutshof hinaufführte — das war unmöglich, sie konnte doch nicht zu
ihm kommen! — Wie, wenn ihr Vetter bei ihr zum Besuch gewesen war
und nun ihren Wagen benutzte. Er stand schnell auf und ging die Treppe
hinuuter, um feinen Gast zn empfangen.
Aber noch bevor er die Hausthüre erreichte, kam Fräulein von
Arenfeldt ihm entgegen.
Im ersten Augenblick war sie ein wenig verlegen, faßte sich jedoch
schnell und sagte beinahe keck, aber mit glühenden Wangen:
„Ich mar wohl der letzte Gast, den Sie erwartet hatten, Herr Candidat
Holmbo; aber ich habe Sie ja darauf vorbereitet, daß Sie nicht die Verantwortung für die Fortgabe der beiden Legate loswerden, welche die Nente
Ihrer Gabe ausmachen."
Er war weit verlegener als ste und wußte kaum, was er sagen sollte,
führte sie jedoch höflich in die warme Stube.
„Ich habe mich nicht geweigert, um die Verantwortung los zu werden
die Austheilung der Legate kann in keinen besseren Händen ruhen, als in
den Ihren; aber da ich beabsichtige, mein Heimatland für lange Zeit zu ver-

lassen, vielleicht für imnier, ist es nur unmöglich, eine solche Verpflichtung auf mich zu nehmen."

Sie saß am Fenster auf dem Stuhl, den er soeben verlassen hatte, und starrte auf den Weg hinaus, als hätte sie nicht den Muth, ihn anzusehen; bei diesen Worten wandte sie sich aber schnell um und sagte mit unsicherer Stimme:

„Sie wollen fort, Dänemark verlassen — und vielleicht für immer? Sie müssen einen Grund dazu haben, einen ernsten Grund, — man hat mir erzählt, Sie liebten das Nesitzthum Ihrer Väter, und alle Holmbos hingen mit ererbter Liebe hier an der Gegend — ist es nicht so?"

„Bis jetzt hat Keiner von uns den Hof verlassen, ich bin der Erste, und es geschieht nicht aus Leichtsinn; aber ich bin dazu genöthigt — es giebt bisweilen eine eiserne Rothwendigkeit, welcher man gehorchen muß oder zu Grunde gehen. Ich beuge mich erst nach langem Kampf. Es freut mich, das; ich Gelegenheit gefunden habe, es Ihnen zu sagen; es würde mich schmerzen, wenn Sie mich darum hart beurtheilen würden."

„Welches Recht habe ich überhaupt, Sie zu beurtheilen —"

„Vergeben Sie mir, ich vergaß, daß ich für Sie nur ein Fremder bin."

„Sie sind mehr als ein Fremder, Sie sind der Freund meines Vetters."

„An dem Tage also, an welchem ich seine Freundschaft verliere, bin ich Ihnen weniger als ein ‚Bekannter^."

„Seine Freundschaft verlieren! Ich verstehe Sie nicht; was sollte Ihnen seine Freundschaft rauben — doch wohl uicht die Eifersucht? Aber ich frage zu viel — antworten Sie nur nicht, wenn Sie meinen, ich hätte kein Recht dazu."

Er wurde bleich; Ehre und Liebe hatten einen harten Kamrlf zu bestehen; dann antwortete er muthlns:

„Wenn ich frei wäre, dann hätten Sie all' das Recht, welches »nein Herz Ihnen zu geben vermag, aber —"

„Sagen Sie weiter Nichts, ich verstehe Sie — eine starke Freundschaft hat in Ihren Augen das Recht, eine schwache Liebe zu ersticken; Sie meinen wohl, es ist groß, sich zu opfern; aber haben Sie jemals sich selbst gefragt, ob es edelmütlüg ist, das Weib zu opfern, das Sie lieben — und welches Sie liebt?"

Er erhob sich und trat dicht zu ihr hin. Sie sah zu ihm empor; in seinem Blick ruhte eine unerschütterliche Festigkeit nnd Entsagung; er versuchte zu reden, aber es war, als wenn er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte.

Da erhob auch sie sich, sank aber sogleich wieder zurück in den Lehnstuhl; Keiner von ibnen sprach, nur ein leises Schluchzen unterbrach die Stille im Zimmer.

„Weinen Sie nicht, ich verdiene nicht Ihre Thränen — wenn Liebe genug wäre, Liebe zu verdienen, dann gehörten Sie nur an; aber dazu ist

mehr nüthig, Sie könnten nicht glücklich werden, ohne Ihren Mann zu
achten — und ich habe gegen das Gebot der Ehre gesündigt; ich will meine
Schmach nicht mit dem Weibe theilen, das ich liebe. Nur ein Mensch
weift es, nämlich Ihr Vetter-, aber wühte es auch niemand Anders, als ich
selbst, so wäre ich doch zu einein einsamen Leben verdammt."
Das Weinen hörte plötzlich auf; sie sah ihn an, als wenn sie ihn
nicht verstand.
„Sie," sagte sie blos.
„Ja, ich, der so stolz von Ehre sprach, der sie so hoch stellte! Sie
haben ein Recht, mein Leben zu kennen, das ist die Strafe, die ich ver-
dient habe."
Dann erzählte er ihr seine Versuchung und seinen Fall, ohne seine
That zu vertheidigen, eher wie ein Richter als wie der Schuldige, und doch
lag soviel Schmerz in seiner Erzählung, daß sie nicht zu fassen vermochte,
dllft ein Mensch ihn tragen könnte.
Sie weinte nicht mehr; ihre Wangen brannten, ihre Augen flammten,
als hätte sie Fieber; eine Last war auf ibr junges Herz gelegt, welche zu
tragen ihr noch die Kraft mangelte; fein Kummer und feine Schmach waren
ohne Widerstand die ihrigen geworden; es wohnte kein Tadel in ihren Ge-
danken oder auf ihren Lippen; sie vermochte nur ein Mal nach dem anderen
zu wiederholen:
„Wie Sie gelitten haben müssen!"
Dieselben Worte hatte Arenfeldt gefagt.
Neide waren so mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß Keiner von
ihnen gehört hatte, dllft Besuch auf dem Gut angekommen war. Das
Rollen des Wagens, die lauten Stimmen und schnellen Tritte auf der Treppe
waren von ihnen unbemerkt geblieben.
Gerade, als sie abermals wiederholte: „Wie Sie gelitten haben müssen,"
öffnete sich die Thür, und Arenfeldt trat herein.
Er hatte den Wagen feiner Eousine gesehen und war darauf vorbereitet,
sie zu treffen.
Holmbo fürchtete eine Scene und fühlte, daß er seine ganze Selbst-
beherrschung brauchte, er ging ihm aber ruhig entgegen.
„Wie edelmüthig von Dir, daß Du selbst hinüberkommst, um unsere
Angelegenheiten zu ordnen; ich wußte voraus, daß Du meine Bitte erfüllen
würdest; Fräulein von Arenfeldt —"
„Erspare Dir nur alle Umschweife," antwortete Arenfeldt etwas erregt,
„Du brauchst weder sie noch Dich zu vertheidigen; ich verstehe Alles, als
wäre ich dabei zugegen gewesen. Daß Du nur Dein Wort gehalten hast,
dessen bin ich sicher, sonst wäre meine Eousine nicht genöthigt gewesen, diesen
etwas — gewagten Schritt zu thun, daß sie zu Dir kam. Sie hat mich
nicht nm Rath gefragt — na, das pflegt ein junges Mädchen in Herzens-
angelegenheiten auch nicht zu thun — und ich habe auch kein Recht, diese

Verbindung zu verhindern, wenn ich es auch wünschte; aber Du erwartest
wohl nicht, Holmbo, daß ich Dir gratuliren soll?"
Olga hatte sich erhoben und stand nun an Holmbos Seite,
„Dazu hast Dil keinen Grund; Holmbo hat mir gerade in diesem Augen-
blick gesagt, daß er niemals die Zukunft mit einem Weibe theilen will, und
hat mir den Grund mitgetheilt; aber ich kann denselben nicht anerkennen —
nein, Holmbo, Sie dürfen mich nicht unterbrechen — ich habe Sie ruhig
angehört; nuu ist es für mich an der Zeit, zu reden; ich wiederhole es: ich
kann ihn nicht anerkennen — Sie können nicht Richter in Ihrer eigenen
Sache sein, und mein Urtheil würden Sie ganz sicher verwerfen — darnm
schlage ich vor, Adolph soll das entscheidende Wort haben — was er be-
stimmt, darein wollen wir uns fügen — gehen Sie darauf ein?"
Holmbo vermochte kein Wort hervorzubringen, er beugte zustimmend
fein Haupt; er hatte keinen Schatten einer Hoffnung.
„Siehst Du, Adolph, Dil bist wohl ein leichtsinniger Nurfche gewefen,
aber Du bist ein.Mann von Ehre; wenn Du als mein nächster Verwandter
Alles für und wider erwägst — wenn Holmbo die Geldfrage mit Dir in's
Neine gebracht hat, und Dil dann feine Angst, Erregung und Verzweiflung
— zugleich mit meinem Glück in die eine Waagfchale und feine — ja, nenne
es, wie Du willst — in die Andere legst, glaubst Du dann, daß Du ihm
meine Hand verweigern würdest — wenn ich Deine Schwester wäre? —
bedenke, daß Deine Antwort schicksalsschwanger ist; sie entscheidet über meine
Zukunft."
In Arenfeldts Herzen vollzog sich ein harter Kampf — er wollte gern
ein gerechter Mchter fein. Die alte Freundfchaft hatte ihn niemals ganz
verlassen; sie hatte ein Winkelchen in seinem Herzen bewahrt, wo sie ihn
peinigte lind plagte und ihn niemals Ruhe finden ließ. Wie streng er in
feinen Gedanken Holmbo auch verurtheilte, war die alte Freundschaft immer
bereit, ihn zu vertheidigen lind die Angriffswaffe nach der entgegengefetzten
Seite zu richten — er war ja der Versucher gewesen.
Dieser ständige Kampf, im Verein mit Olgas ruhiger Abweisung, hatte
seine Liebe zn ihr zurückgedrängt, sodnß sie nicht mehr die Macht über fein
Herz hatte wie früher.
Hätte Holmbo einen Schritt gethcm, nm sie zu gewinnen, würde er
ihn verachtet haben; aber jetzt, da er ihr selbst Alles erzählt hatte, wurde
er tief gerührt; die besten Gefühle, die er besaß, bekamen Macht über ihn,
und ehe der kalte Verstand seine Gedanken zu klären vermochte, lagen seine
Anne um des Freundes Hals, und er sagte niit Thränen in den Augen:
„Viel Glück, alter Freund! Das Gut nehnie ich an, ich werde es
gut bewi'rthschafteu, und dereinst kann es Dein Sohn zurückkaufen; es darf
nicht aus der Familie kommen."

Hermann sevi.

Ein Tonkünstler-Portrait.

von

Arthur tzlchn.

— München. —

v sich mit der Geschichte der Münchener Oper und ihren engen
Beziehungen zur Geschichte des musikalischen Tramas der Neu-
heit besaht, der wird u. A. auch bei dem Jahre 1872 als
einen: Wendepunkt von immerhin nicht zu unterschätzender Bedeutung eiueu
Momeut zu verweilen haben.

Bewegte Zeiten wareu damals noch nicht lange vorüber. Tage des
Kampfes, sowohl für die Kunst- wie für die Weltgefchichte. Tie Wogen
der Wagnerbewegung der fechziger Jahre hatten sich einigermaßen geglättet,
die Stürme, welche das Aufeinanderplatzen von Geistern unterschiedlichster
Qualität im Gefolge gehabt, waren verraufcht, oder hatten sich doch etwas
gelegt. Parteiwirthschaft und Cliquenwesen und uicht in letzter Linie die
ehrenwerthe Philisterschaft, deren „Hofbräuhorizonte" und „undurchdringlich
dickem Fell" in den bekannten Wagner-Versen des streitbaren Georg Herwegh
die gebührende Verherrlichung zu Theil geworden, hatten einen momentan
zwar uubestreitbareu. Gottlob aber recht vergänglichen Triumph davon-
getrageu über deu Genius der neueu Kunst, welcher die Vermessenheit ge-
habt hatte, unter dem Schutze eiues für alles Edle uud Hohe begeisterten
jugendlichen Fürsten seine Flügel zu regen, so mächtig, daß es oben
gedachten Biedermannsseelen schier angst und bange ward vor ihrem
Nauscheu.

Wagner hatte man glücklich aus München vertrieben, aber sein Geist
war nichts destoweniger lebendig geblieben im Kunstleben der Isarstadt und
.^

waltete fort in dem Wirten seiner Jünger. Doch nach einigen Jahren
waren dem Meister auch jene beiden bedeutenden Leiter der Münckener
Oper gefolgt, welche unentwegt das Nanner seiner Kunst hochhielten und
in seinem Sinne ihres Amtes walteten: im September 18W hatte die
Münchener Hofkapelle den Verlust eines Hans von Bülow zu beklagen, und
kurz darauf legte auch Haus Richter den musikalischen Commandostab nieder.
Dann aber kam eine andere, größere Bewegung, welche, wie allerwärts, so
auch hier die künstlerischen Interessen naturgemäß in den Hintergrund
drängen mußte: das weltgeschichtliche Ereignis; des deutsch-ftanzöstschen
Krieges. Und als dieser vorüber war, da lagen die Münchener musikalischen
Verhältnisse und speciell die der Oper just gerade so, das; mau eine erste
Dirigentenkraft mit sicherer, energischer Hand und einer auf gleicher Höhe
stehenden geistigen Elasticität und vollkommenen Herrschaft über die hier sich
bietende Aufgabe beinahe so nüthig hatte, wie das liebe Vrod, wenn anders
die der Münchener Oper zugefallene Führerschaft auf der Vahn des musi-
kalischen Fortschritts dem Institut erhalten bleiben sollte. Zwar besaß man
in dem trefflichen Franz Wttllner einen Capellmeister von zweifellos ge-
diegenen musikalischen Oualitäten. Allein seine ganze künstlerische Indivi-
dualität hat sich wohl jederzeit auf dem Voden des Concertfaales und auf
kirchenmusikalischem (Gebiete heimischer gefühlt, als iumitten des fo ganz
andere Anforderungen stellenden Lebens der Äretterwelt. Zum Mindesten
erheischte die Vühne dringend noch eine weitere Kraft, und als man nach
dein rechten Mann für die damaligen Verhältnisse suchte, fand man ihn
auch in der Person des jungen, damals 33jährigen Capellmeisters der
Karlsruher Over: Hermann Leui.

Das Engagement dieses Künstlers mußte nach der ganzen Lage der
Dinge als ein höchst glücklicher Griff erscheinen. Mit dem allzeit tampfes-
frohen, dabei aber so oft von jäh wechfelnden Stimmungen beeinflußten
Naturell eines Hans von Vülow, mit feinem glänzenden, aber mit einer
auf's Stärkste ausgeprägten Subjectivität und köstlichster Rücksichtslosigkeit
gepaarten Geniethum wären damals in München, selbst wenn man eine
solche Persönlichkeit nochmals zur Verfügung gehabt hätte, doch wohl nur
noch fchlechte Geschäfte zu machen gewesen. Andererseits aber konnte die
Hofbühne Ludwigs II. die erst gewonnene führende Stellung auf dem Poden
der modernen Musik doch unmöglich etwa wieder einer aus älterer Diri-
gentenschule und Capellmeisterznnft hervorgegangenen, dem Reuen feindlich
gegenüberstehenden Persönlichkeit preisgeben. So galt es denn, für den
wichtigen Posten eine Kraft zu finden, welche nicht nur, gleich der bedeuten-
den Vorgängerschaft zu älterer wie neuerer Richtung die rechte Stellung zu
finden wußte, sondern die auch durch die ganze Art des Auftretens und der
künstlerischen Amtsführung gewisse, trotz der von Herwegh behaupteten Dick-
häuterschaft, in manchen Punkten wiederum ganz merkwürdig kitzlige und
empfindsame Gemüther zu befriedigen wußte. Diese erforderliche glückliche

Veranlagung, ein gewisses, im gegebenen Falle sehr schätzbares ^usw luilisu
repräsentirte aber offenbar gerade die Person Levis. Individuelle Eigen-
schaften und Nildungsgang hatten aus ihm den Mann werden lassen, den
gerade jetzt die München« Verhältnisse brauchen konnten. Levi war eifriger
Wagnerianer, aber er war es nicht von Anbeginn gewesen, d. h. etwa
schon von seinen Studienjahren her, welche ungefähr in jene Zeiten sielen,
da der Ruf der um Wagners und Liszts Fahne geschnürten „Iutunftler"
durch Teutschland drang und die Gleichgesinnten zu künstlerischer Gemein-
schaft rief. In jenen Tagen waren die Augen des jungen Musikers noch
auf ganz andere Vorbilder gerichtet gewesen, auf Vorbilder, zu denen ihn
sein künstlerischer Werdegang im Verein mit seinen persönlichen Neigungen
und Eigenschaften hatte führen müssen.
Die musikalifche Natur hatte sich bei Levi bereits in frühester Kindheit
geregt, als er sich noch im väterlichen Haufe in der anmuthigen Musen-
stadt an der Lahn befunden. Zu Gießen, wo sein Vater das Amt eines
Oberrabbiners der dortigen jüdischen Gemeinde bekleidet, hatte seine Wiege
gestanden, und das Jahr 1839 war sein Geburtsjahr. Die alte Erfahrung,
daß die intellectuellen Fähigkeiten der Kinder vorwiegend von mütterlicher
Seite stammen, findet man auch bei Levi in vollste»: Umfang bestätigt.
Sein Vater war absolut unmusikalisch, die Mutter dagegen eine durch und
durch musikalische Natur. Zwar hatte er sie nie kennen gelernt, aber seine
Begabung war ihm als Erbe von ihr verblieben und zugleich damit der
Siun für das Echte uud Edle in der Kunst. Die Elassiker und vor Allem
Beethoven waren die musikalischen Hausgötter im elterlichen Heini gewesen;
daneben war auch Mendelssohn, welcher damals eben aufkam, eifrig ge-
pflegt worden. Trotzdem der Knabe zunächst, nur den Unterricht ehrbarer
Durchschnittslehrkräfte genossen, zeigte er sich doch bereits in seinem siebenten
Lebensjabre befähigt, öffentlich ein Mozart'sches Eoncert mit Orchester zn
spielen, und als er fünf Jahre später nach Mannheim zum Besuch des
dortigen Gymnasiums übersiedelte, da gewann gleichzeitig sein musikalisches
Studium eine Förderung nnd sein angeborenes Talent eine Entwickclnng,
daß sich bald für ihn wie für feiue Nächststehenden ernstlich die Frage in
den Vordergrund drängte, ob er den ärztlichen Beruf, für welchen Levi
bisher eine leidenschaftliche Neigung gezeigt, nicht mit demjenigen des
Künstlers vertauschen sollte. In Mannheim hatte er auch den Lehrmeister
gefunden, der ihm nicht nur der Führer durch feine Studien, fondern auch
die beste Stütze beim Betreten und während der ersten Jahre der eigent-
lichen Künstlerlaufbllhn und praktischen Thätigkeit werden sollte, und mit
dem ihn bis in späte Jahre und über allen Wechsel der Kunstanschanungen
hinaus stets eiu intimes Freundschaftsband verknüpft hat. Es war Vincenz
Lachner.
Tiefer zwar des genialifchen Zuges entbehrende nnd ganz in den An-
schauungen seiner Tage wurzelnde, ja oft darin befangene, aber in allen

praktisch-musikalischen Dingen äußerst tüchtige und wohlerfahrene Musiker, der damals am Mannheimer Hoftheater die erste Eapellmeisterstelle bekleidete, war es, welcher den Musikunterricht Levis zuerst in eigentlich fachmännische Bahnen lenkte und in planvoller Weise leitete. Nachdem es nun eines schönen Tages für den jungen Levi beschlossene Sache war, sich ganz der Musik zu widmeu, bezog er auf Lachners Anrathen das Leipziger Konservatorium, wo ihm Rieh und Hauptmann „der Regel Gebot" lehren sollten. Dies nahm denn auch seinen ordnungsmäßigen Gang, so lange es für den Schüler galt, musikalisches Nissen zu erwerben. So gehorsam und willig sich dieser aber auch hierbei gezeigt haben mochte, so war es doch mit einem Male mit aller Fügsamkeit vorbei, als man der frisch aufstrebenden Jugendkraft und dein vorwärts drängenden Talente nach altem Brauch die Satzungen tuustlerischer Selbstgenügsamkeit dictiren und ihm den Rath ehrsamen Kuufthandwerkerthums ertheilen wollte, der da lautet: „Was mir erlernt mit Roth und Müh', dabei laßt uns iu Ruh' verschnaufen!" Ter Geist der Opvosition erwachte in dein jungen Kunstschüler, das Verlangen, sich seinen eigenen Weg zu suchen, und es begann der bekannte, ewig sich wiederholende Kampf zwischen verknöcherter Erbweisheit und Sckultvrannei ans der einen und thatenfrohem Künstlergeist auf der anderen Seite. Wer die Musik- und speciell Musikschulverhältnisse an der Pleiße kennt, in denen zu jener Zeit der Geist der Mendelssohn-Moscheles-Epoche allmächtig war und die Herrschaft führte, der wird wissen, wie erquicklich sich sueeiell dort ein solcher Kampf gestalten mußte. Anathema! — wenn dort Einer noch andere Götter haben wollte neben den vorschriftsmäßigen und amtlich beglaubigten.

Während Levis Lehrjahren brauchte man sich, um an der genannten Anstalt für einen Erzketzer zu gelten, dabei noch lange nicht zu dem zu versteigen, was man so eigentlich „Zukunftsmusik" nannte; das hätten die leitenden Männer dafelbst damals wohl überhaupt nicht überlebt. Es genügte schon vollkommen, wenn man sich den Zukunftshorizont viel enger begrenzt dachte, als etwa dnrch Wagner'fche oder Liszt'sche Schöpfungen und Kunsttheorien, und sich, wie Hermann Levi, zum Ideal und Propagandagegenstand — Robert Schumann erkor. Tas klingt uns heute unglaublich, ist aber nichts destoweniger so. Ter romantische Meister des Sinnens und Träumens hatte den jungen Musikschüler ganz und gar für sich eingenommen, und wenn er anderen Grüßen der Tonkunst seine Verehrung zollte, so gehörte Schumann seine Liebe. Er ließ natürlich auch keine Gelegenheit vorübergehen, seine Schwärmerei nach Kräften auf die Studiengenossen zu übertragen. Seine Lehrer begleiteten dieses Treiben eine Zeit lang mit bedenklichen Mienen und wohlgemeinten Warnungen. Als aber Levi im Jahre 1856, dem Dränge seines Herzens folgend, in aller Form eine echte und rechte Todtenfeier für den eben dahingeschiedenen Meister arrangirte, da war es aus mit der Geduld, und man drohte dem jungen „Umstürzler" schlankweg mit Entlassung, wenn er von seinem frevelhaften Treiben nicht ablasse. Bon einer folchen Drohung

bis zur Ausführung pflegt es aber unter Umständen noch immer ein gut Stück Weges zu sein, wenn man sich dabei nämlich in der Lage sieht, zugleich den besten Schüler der Anstalt zu verlieren, den man bei jeder Gelegenheit als Paradepferd in die Arena des Prüfungssaales zu führen pflegte. So hatte es denn auch beim Falle Levi mit der Relegation gute Weile, und der junge Musikzögling durfte fchließlich ruhig und ohne seiner Schumann-Verehrung einen Dämpfer auffetzen zu müssen, seine Studien vollenden.

Die künstlerische Lehrzeit ging vorüber, und das Verlangen, Welt und Leben kennen zu lernen, erwachte in dem jungen angehenden Künstler. Er suchte dieses zunächst dort zu stillen, wo man dies zu seiner Jugendzeit mit Vorliebe that: in Paris. Und wie den Meisten, so erging es auch ihm: er studirte in der fo lange Zeit für den Mittelpunkt aller geistigen Etrebungen und Strömungen gehaltenen französischen Hauptstadt weniger Pariser Kunst, als Pariser ^eben. Eine nicht ganz uninteressante Reminiscenz bewahrt Levi aus dieser Zeit- dieselbe knüpft sich an die erste Aufführung des Gounod'fchen Faust, welcher er beiwohnte. Er fand Gelegenheit, den Geschmack des Publicums nach eigener Schätzung zu tarnen nnd sich dabei ganz gründlich zu verrechnen. Die genannte Oper hatte auf ihn als Musiker ihren Eindruck nicht verfehlt. Er mnßte sich sagen, daß dieses Werk, mochte man auch gegen noch so Vieles darin vom Standpunkte der ernsten Kunstkritik Einwendungen zu machen haben, doch Partieen enthielt, welche nicht nnr ihrer Wirkung unbedingt sicher sein durften, sondern aus denen auch eine wirkliche, in mancherlei Hinsicht originelle musikalische Persönlichkeit zu uns spricht. Er theilte seine Ansichten Nincenz Lachner mit. Als jedoch dieser ihn darauf ersuchte, ihm zum Zwecke der Aufführung das Rotenmaterial der Oper zu verschassen und gleichzeitig selbst eine Tertübersetzung zu besorgen, da erwachten Bedenken bei Levi. Nimmermehr — dessen glaubte er sich gewiß zn sein — würde ein deutsches Publicum sich diese librettistische Verarbeitung seines Faust gefallen lassen! Er gab deshalb die Sache auf. Als er dann später in das deutsche >iunstleben zurückgekehrt war, konnte er selbst Zeuge werden von der glänzenden Aufnahme der Gounod'schen Oper nnd von der dauernden Beliebtheit, welche dieselbe sich im Vaterlande Goethes gewann!

Dem Pariser Aufenthalt folgte der Beginn eigentlicher künstlerischer Thätigkeit, der Eintritt in die Praris musikalischen Lebens. Levi wandte sich wieder nach Mannheim. Wo er zuerst das Musikstudium berufsmäßig ergrissen, da erprobte er auch erstmalig das in der Studienzeit Erworbene im Dienste des >Uinstlebens. Sein ehemaliger Lehrer Vincenz Lackner nahm sich wiederum seiner an, indem er ihn zunächst zur Assistenz, zu allerlei die Routine fördernden musikalischen Handlangerdiensten am Mannheimer Hoftheater heranzog und ihn dann 185!> als Musikdirektor nach Saarbrücken empfahl. Levis Wirken dort war nnr ein kurzes. Bereits 1861 finden

^

wir ihn wieder in Mannheim als stellvertretenden Musikdirektor am Theater angestellt.

Ten peinlich gewissenhaften Biographen und am Ende auch manche andere Leute würde vielleicht noch die Geschichte von Levis erster Liebe, welche in die Saarbrückener Zeit fällt, interessiren, doch dürften sie darüber von ihm selbst ebenso wenig Genaueres erfahren, wie über feine fväteren nahen Beziehungen zu einer Tochter Vincenz Lachners, ein Verhältnis;, auf welches durch die unheilbare Krankheit und den fchliehlichen Tod des einen Theiles ein tragifcher Schatten fällt, oder von fonstigen Herzens-affairen des Künstlers. Nicht unerwähnt wird auch bei einer näheren Be-trachtung und Charakteristik der Persönlichkeit Levis der Umstand bleiben können, daß er, obwohl er das ewig Weibliche gewiß gebührend zu schätzen weiß, dennoch unverheirathet geblieben ist.

Zu eigentlicher künstlerischer Selbstständigkeit in seinem Wirken gelangte Levi erst nach seiner Mannheimer Zeit, als er auf mehrere Jahre die Eapellmeisterstelle an der deutschen Oper in Rotterdam übernahm. Tiefe Bühne wurde damals von einer Anzahl reicher Privatleute unterhalten, und Levi fand hier nicht nur tüchtige Kräfte für die Verwirklichung feiner künstlerischen Absichten vor, sondern er hatte cmch mit seiner Person für die gesammte Führung des Institutes einzutreten und nicht allein die Gefchäfte eines musikalischen, sondern die des artistischen Leiters überhaupt zu be-sorgen. Eine Entdeckungsreise nach neuen Opernkräften führte ihn u. A. auch nach Karlsruhe, wo er Eduard Tevrient kennen lernte. Tiefer verlor den jungen Dirigenten nicht wieder aus den Augen, und als 1864 die erste Cllpellmeisterstelle an der Karlsruher Hofbühne neu zu besetzen war, berief er Levi an diefelbe.

In die Zeit feiner Karlsruher Thätigteit fällt die große und einzige wirkliche Wandlung, welche sich in Levis künstlerischen Anschauungen voll-zogen hat und die einen vollständigen Wechsel seines bisherigen musikalischen Glaubensbekenntnisses bedeutete. Seiner Schumannverehrung wurde bereits gedacht. Lange Zeit ist er dem Ideal seiner Jugend- und Studienjahre treu ergeben gewesen. Als er selbst in das Kunstleben eingetreten war, trieb er seine Verehrung praktisch, indem er Schumann'sche Werke aufführte oder deren Aufführung bewirkte, wo er nur konnte. Neben Schumann mußten ihn dann natürlich auch alle Hervorbringungen jüngerer Tonfetzer interessiren, in denen der Einfluß Schumann'scher Art und Schumann'schen Geistes mehr oder minder zu bemerken war, und so mußte er denn vor Allem bei Johannes Brahms Halt machen, den, einstigen Schumann-Liebling und in gewissem Grade Schumann-Fortsetzer. Tas rege Interesse für die Schöpfungen dieses Tonsehers fand bald noch eine Steigerung durch per-sönliche Beziehungen, welche bei einem Aufenthalt Levis in Hamburg ge-knüpft worden waren und die sich rasch zum freundschastlicheu Verkehr ge-stalteten. Wie bisher für die Schumann'schen, so trat Levi nun auch für

die Nrahms'schen Werke ein, um welche die Welt sich damals noch ungefähr um sc, viel zu wenig kümmerte, wie sie nachher eine Zeit lang in der Schätzung derselben das rechte Maß überschritt. Erschien damals etwas Neues von Vrahms, so war Leui wiederholt der Erste, der es zur Aufführung brachte, und da die Leistungen des Dirigenten wie der Künstler des Karlsruher Orchesters sich berechtigten Ansehens erfreuten und das Interesse weiterer musikalischer Kreise in Anspruch nahmen, so gereichte den Novitäten eine Vorführung an dieser Stelle jedenfalls zum Vortheil, wie andererseits Leui als Musiker aus dem Verkehr mit Nrahms eine künstlerische Förderung erfuhr, deren er heute noch dankbar gedenkt.

Mitten hinein in diese ganze Freude platzte nun mit einem Male ein Ereigniß, durch welches der Schumann-Vrahms-Cultus Levis einen gewaltigen Riß erhielt: die in so mancher Hinsicht denkwürdige Erstaufführung der „Meistersinger" zu München im Jahre 1868. Levi wohnte derselben bei, mehr aus Berufspflicht nnd dem aus dieser sich herleitenden praktischen Interesse, als aus einer wirklichen tieferen Antheilnahme am Schaffen Wagners. Zu dem Eomponisten des „Tannhäuser" und „Lohengrin" hatte Levi eigentliche Beziehungen bisher noch nicht zu finden vermocht. Trotzdem der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, was zum Mindesten das Arbeitsauantum anlangt, auf theatralischein Gebiete lag und er selbst alle Fähigkeiten besaß, die zu einem tüchtigen Theatercapellmeister gehören, so hatte ihm doch der Concertsaal als der eigentlich geweihte Voden für musikalische Kunstbethätigung im höheren Sinne gegolten. Er hatte sich mit Leib und Seele der Concertmusik ergeben, die ihm als der Inbegriff alles Echten und Wahren, als die höchste und künstlerisch reinste Form unter allen Gebilden der Tonkunst erschien. Die Oper uud was mit dieser zusammenhing, hatte er als Zwittergeschöpf von zweifelhaftem Kunstwerth betrachtet und wohl kaum recht ernst genommen; ja, selbst bei den Ausnahmserscheinungen hatte er sich nicht weiter aufgehalten oder sich Netrachtungen hingegeben. Nnn fand er sich plötzlich in der Münchener „Meistersinger"-Aufführung vor eine Reihe von Eindrücken gestellt, welche geradezu überwältigend auf ihn wirkten. Er fühlte hier, in dieser volksthümlichsten und zugleich doch mit ihrer genialen Behandlung des polyphonen Stils, mit der zu höchster Selbstständigkeit und Eigenart entwickelten Gestaltung von Orchesterpart und Singstimmen so ungemein bedeutend und gewichtig auftretenden Schöpfung des ihm bisher im Grunde fremd gewesenen Meisters zum ersten Male vollkommen die Macht Wagner'scher Kunst. Er empfand, daß das musikalische Drama in solcher Gestalt ein Ziel verfolgte, welches von demjenigen der früheren Operucomposition himmelweit entfernt lag. So war er über Nacht zum begeisterten Wagner-Verehrer geworden.

Die erste Frucht dieses Umschwunges war die ganz kurze Zeit nach der Münchener Premiere unter Levis Leitung erfolgte Aufführung der „Meistersinger" in Karlsruhe. Von dieser Schöpfung aus faud er nun

auch den Weg, der ihn zur vollen Würdigung der übrigen Wagner'schen Werke führte. Mit dieser Sinnesänderung nahezu zusammen fällt auch der Beginn der persönlichen Beziehungen Levis zu Wagner. Diese datiren von einem Schreiben her, das er von Letzterem erhielt uud worin Waguer ihm seine Anerkennung über die Karlsruher „Meistemnger"-Äufführung ausspricht, welche nach dem, was ihm Friedrich Nietzsche darüber berichtet, die am Hoftheater iu Dresden stattgehabte in rein künstlerischer Hinsicht überragte.
Im April 1870 hatte Leui von der Hoftheaterintendanz zu München die Einladung erhalten, die Direction der „Walküre", welche auf Befehl des Königs gegeben werden sollte, zu übernehmen. Auf seine Anfrage bei Richard Wagner, wie sich derselbe zu dieser Aufführung verhalte, ward ihm die Antwort: . . . „Ich habe der Hofthenterintendanz in München erklärt, falls der Wille Sr. Majestät hierauf verharre. Nichts gegen eine Aufführung meines Werkes einwenden zu wollen, wenngleich ich, da diese Aufführung zu meinem großen Bedauern öffentlich stattfinden soll, weiß, daß ich hier-durch eines meiner schwierigsten und problematischesten Werke den aller-größtsten Widerwärtigkeiten in Bezug auf unverständige Beurtheilung und gänzlich unklare Wirkung aussetze. Diesen Widerwärtigkeiten durch das einzige Mittel meiner allerpersönlichsten Mitwirknng in jedem Betreff der Darstellung und Ausführung zu begegnen, ist mir, wie ich an, rechten Orte dies zu erklären keineswegs versäumt habe, uumüglich gemacht worden: anstatt nun diese Unmöglichkeit durch Beseitigung ihrer Gründe hinwegzu-räumen, ist die Intendanz auf die Auskunftsmittel verfallen, welche auch Sie mit einer Einladung nach München betroffen haben. Somit thut es mir leid, auch Ihnen das erklären zu müssen, was ich nach München erklärt habe: ich habe Nichts dawider, wenn Sie mein Werk dirigiren, voraus-gesetzt, daß die Uebereinkunft in diesem Bezug einzig zwischen Ihnen und der Münchener Intendanz vorgeht, ich selbst aber in gar keiner erdenklichen Weise dabei in Anspruch genommen werde." In Folge dieser Erklärung lehnte Levi die Münchener Einladung ab, wofür ihm Wagner mit den wärmsten Worten dankte. Auch später, nachdem er seine Stellung in München angetreten hatte, weigerte er sich, Bruchstücke des „Ring des Nibelungen" zu dirigiren, und übernahm die Leitung des Werkes erst, nachdem es im Jahre 1876 in Bayreuth aufgeführt worden war.
Der Glanz des neuen Ideals, welches Leui in Wagners Schöpfungen erstanden war, verdunkelte nun bald auch fo Manches von den«, was früher Gegenstand der Verehrung oder Neigung für ihn gewesen. Besonders sein Verhältnis; zu den Brahms'schen Werken wurde jetzt allmählich ein anderes. Zwar schätzte er nach wie vor den musikalischen Formenmeister iu Nrahms, welcher ihm dieser ja stets bleibe» mußte, aber zu dem Inhalt der Werke und der ganzen darin zn Tage tretenden Richtung verlor er mehr und mehr die geistige Fühlung, und als er nnt Vrahms felbst zn Anfang der 70er Jahre in München eine Begegnung hatte, da mußte er auch beim persönlichen

Verkehr die Wahrnehmung inachen, das; das geistige Band von ehemalü
merklich gelockert und eine beiderseitige Entfremdung eingetreten war. So
erging es Levi mit Vrahms beinahe umgekehrt wie Haus vou Bülow, der
erst in seinen späteren Jahren zum enragirten Brahms-Schwärmer geworden
und den eapitalen Spaß mit den drei „großen L" der Musikgeschichte in
die Welt gesetzt hat, zu einer Zeit, wo er den „Tristan" als „musikgewordenes
Nervenfieber" und den „Parsifal" als „Werk eines müden Greises" empfand.
Solch eine radicale, von einem Ertrem in's andere fallende Natur war Levi
allerdings keineswegs, und wenn er von nun an auch auf Wagner ein-
geschworen war, so besaß er doch einen so fleriblen Geist und ein so glückliches
künstlerisches Accommodationsuermögen, welches ihn auch da mit voller Un-
befangenheit zu Werke gehen und meist das Rechte treffen ließ, wo etwa
persönliche Neigung wenig oder gar nicht mehr mitsprach, daß er jeder
eigentlichen Schroffheit und Einseitigkeit in den meisten Fällen von selbst
fern bleiben mußte.

So durfte denn wohl Levi als der Mann erscheinen, der selbst in den
seinerzeit sehr complicirten Münchcner Verhältnissen das Kunststück fertig zu
bringen im Stande war, es Allen recht zu macheu. Mnu kam ihm auch
sogleich mit Vertrauen entgegen, als er drei Jahre nach jener für seinen
geistigen Entwickelnngsgang so bedeutungsvoll gewordeuen „Meistersinger"-
Aufführung als ueuengagirter Enpellmeister am Dirigentenpult der Münchener
Oper faß und die „Ianberflöte" und kurz darauf deu „Fidelio" leitete.
Dies lassen schon einzelne Preßstinimen aus damaliger Zeit erkennen.
Ausführlicher gehen auf das Eapellmeisterdebut allerdings nur zwei
Münchener Vlätter ein, welche übereinstimmend an den ersten von Levi
geleiteten Opernvorstellungen sowohl die Sicherheit und Präcision wie den
künstlerischen Schwung und die Begeisterung für die Sache rühmen,
die sich vom Dirigenten auch auf die ausführenden Kräfte und fveciell
auf das Orchester übertrug. Levi wird als begeisterter Anhänger der
Wagner'schen Schnle bezeichnet, gleichzeitig aber constatirt man mit Be-
friedigung und deutet es ihm sehr günstig, daß er mit einer Mozart'schen
Oper debutirte.

Ein für uus Heutige erquickendes Bild von der rührenden Anspruchs-
losigkeit süddeutscher Preß- nnd KritikuerlMtnisse von ehedem bieten dagegen
einige andere damals zu den gelesenen Zeitungen zählende Blätter, indem
sie das Ereignis; des Dirigentenantritts entweder mit lakonischer Kürze ab-
thun und es bei Constatirung der einfachen Thatsnche bewenden lassen, ohne
sich erst mit kritischen Scrupeln und Zweifeln zu plagen, oder indem sie
an die ganze Sache überhaupt kein Wort verschwenden.

Daß in der allgemeinen Schätzung des Dirigentenamtes zwischen^heute
und der Zeit vor zwei Decennien doch noch ein kleiner Unterschied besteht,
können wir auch aus anderen Beispielen ersehen. Weht uns nicht beinahe
Etwas wie ein Hauch aus den Tagen des metronommäßigen Tactschlagens

und der seligen Vierviertelscapellmeisterei an, wenn der Referent eines angesehenen und sogar fortschrittlich gesinnten musikalischen Fachblattes gelegentlich des ersten von Levi zu Beginn des Jahres 1873 in München geleiteten Concertes schier mit einer gewissen Verwunderung hervorhebt, daß unter dem Einfluß von Wagners bekannter Vrofchüre „das Dirigiren auch im großen Publikum zu einer Sache von Wichtigkeit wurde, wie man dies früher nicht geglaubt hätte!" Worauf er dann in folgenden Stoßseufzer ausbricht: „Wenn das auch im Ganzen recht erfreulich, so ist es doch unangenehm, zu bemerken, wie in die Leute, ganz besonders aber in die öffentliche Kritik, ein wahrer Eorrigirteufel gefahren ist. Dem Einen ist das Tempo zu schnell, de», Änderen zu langsam; der Eine findet zn viel, der Andere zu wenig Nüaucen :c." . . Im Uebrigen äußert sich auch diese kritische Stimme höchst befriedigt über Levi und bezeichnet besonders die Aufführung der Eroica-Svmphonie als eine tadellose.

Ein derartiges Urtheil dürfte später noch oftmals ausgesprochen worden sein, wenn unter Levis Leitung das genannte oder ein anderes Veethouensches oder sonstiges classisches Snmphoniewerk zur Aufführung gelangte. Daß er sich in früherer Zeit mit fo besonderer Vorliebe der Concertmusik hingegeben, ist auch an Levis späteren Leistungen und Erfolgen deutlich zu bemerken. Ja, es giebt Leute, welche au Levi den Elafsikerinterpreten noch über den Wagnerdirigenten stellen, obwohl sein künstlerisches Renommö in der musikalischen Welt gerade an diese letztere Eigenschaft besonders sich knüpft. Auf eine nähere UnterfuchuNg dieser Frage foll hier nicht weiter eingegangen werden. So viel ist aber jedenfalls sicher, daß man eine Haudn'sche, Mozart'sche oder Neethouen'sche Symphonie und ebenso auch ein Opernwerk elastischen Ursprungs, wenn einmal Levi alle Sorgfalt und Kraft auf die Vorbereitung der Aufführung verwendet hat, schwerlich in feinerer Detailausführung uud stilistisch vollkommenerer Gestaltung des Ganzen zu hören bekommen wird, als solches unter seiner Leitung der Fall ist.

Wohl kann man öfters hören, daß Levi nicht in gleichem Maße eine aus feurigein, innersten» Empfinden heraus in genialer Ursprünglichkeit und in großem Zuge gestaltende Persönlichkeit sei, wie etwa diese und jene andere unter den heutigen Dirigentengrüßen und daß sich dies nicht nur an ihm als Wagnercapellmeister, sondern auch auf dein Concertpodium bemerkbar mache. Anch wer dieser Ansicht beistimmt, wird dennoch nicht leugnen können, daß Levi nicht nur hinsichtlich der feinen Ausarbeitung ein bedeutender Künstler ist, sondern daß er mit eben solcher Energie und Sicherheit wie Leichtigkeit den Stab handhabt -— als „Steuermann" in jeden, Falle —, daß er die seiner Führung unterstehenden Massen zu Kunstleistungen hervorragendster Art zu inspiriren und die von ihm geleiteten Aufführungen bei sorgfältigstem Nespectiren der stilistischen Forderungen der betreffenden Werke in ganz außerordentlichein Maße lebensvoll und den Hörer fesselnd zu gestalten vermag.

Auf das Herausarbeiten musikalischer Contraste zu Eindrücken von
dramatischer Lebendigkeit, auf das Entwickeln machtvoller Steigerungen, auf
wirkungsvolle Handhabung von Rhythmik und Dynamik, sinngemäße Teinpo-
modificationen, die klare und plastische Darstellung des thematischen Baues
einer Tondichtung, durchgeistigte Auffassung des ganzen Werkes und wie die
von einem bedeutenden Eavellmeister moderner Schule geforderten Fähig-
keiten und Fertigkeiten heißen, versteht sich auch Levi meisterlich. Wem aber
die Gesammtsumme und die ganze Art seiner Kunstbethätigung doch in erster
Linie minder als Offenbarung eines in packender Unmittelbarkeit sich geben-
den Nachschöpferthums erscheinen sollte, sondern weit eher als Ergebniß
reflectirender Verstandesthätigkeit und trefflich geschulten künstlerischen Ge-
schmackes, der wird doch zugeben müssen, daß Levi erreicht hat, was auf
solchem Wege nur irgend zu erreichen ist, so daß er mit den letztgenannten
beiden Factoren die vorerwähnten Eigenschaften oft nahezu vollkommen zu
erfetzen in: Stande ist. Ein Jeder, der einer von Levi geleiteten musikali-
schen Aufführung beiwohnt, wird, auch wenn er in Dingen, die Sache der
Auffassung sind, eine von der des Dirigenten und einer hinter ihm stehen-
den gleichdenkenden Majorität abweichende Meinung haben sollte, doch unter
allen Umständen das Walten einer ungewöhnlichen geistigen Potenz und
künstlerischen Gestaltungskraft verspüren.
Wie dem Münchener Musikleben seiner Zeit die Kraft nnd individuelle
Eigenart Levis besonders zu statten gekommen war, so mußte auch Letzterer
hier den geeignetsten Boden für eine möglichst vielseitige und der Entfaltung
seines Könnens günstige TlMigkeit finden. Aus dm trotz mancher vortreff-
licher Seiten doch immerhin engen Verhältnissen Karlsruhes war er jetzt auf
ein Terrain versetzt, auf dem er feine Kraft ihrem ganzen Umfang nach er-
proben konnte. Besonders seine frische Wagnerbegeisterung fand hier natürlich
in ausgedehntem Maße (Gelegenheit zu praktischer Nethätigung, sowohl in
den zahlreichen Aufführungen der früheren wie auch der späteren Werke,
mit denen München ja dm übrigen Bühnen voran war. So konnte er auch
dm früher stattgehabten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre"
noch im Laufe der siebziger Jahre die Vervollständigung des ganzen „Ring
des Nibelungen" durch Hinzunahme von „Siegfried" und „Götterdämmerung"
folgm lassen. Die Beziehungen Levis zu dem Schöpfer der Werke selbst
wurden dabei auch immer enger uud freundschaftlicher, nachdem bereits
im Jahre 1871 bei einer Anwesenheit Beider in Mannheim die erste
persönliche Bekanntschaft erfolgt war. Eine große Zahl von Wagner an
Levi gerichteter Briefe geben ein Bild von der wachsenden Intimität
dieses Verhältnisses. Und als 1882 das Bayreuther Festspielhaus zum
zweiten Mal seine Pforten öffnete, da war Levi der Dirigent des „Par-
sifal", der er auch bis heute mit Ausnahme einer einzigen Unterbrechung
geblieben ist. Wie Levi den „Parsifal" dirigirt, das weist jeder Bayreuth-
Besucher. Unter Wagners eigener Leitung bat er das Werk studirt, es

sind Wagners directe Absichten und Weisungen, die hier lebendige Gestalt annehmen.

Mit dein wachsenden Zuzug der Fremden nach Bayreuth und später auch nach München zu den hier seit vorigem Jahre veranstalteten Sonderaufführungen Wagner'scher Werke hat sich Levis Ruf als Dirigent auch im Ausland verbreitet, dem er im vergangenen Winter einen Gegenbesuch abgestattet hat. In Paris, wo er mit einer Aufführung von Beethovens ^-ckur-Snmphonie den akademisch verzopften Classiker-Traditionen des Conservatoire einen gelinden Stoß versetzte und dabei einige kritische Scharmützel unter den angeseheneren dortigen Zeitungen hervorrief, wie in Madrid, wo er ebenfalls das Pariser Beethoven-Wagner-Programm zur Ausführung brachte, wurde Leui außerordentlich gefeiert, und in der Seiuestadt sieht man bereits der Wiederholung seines Besuches in der kommenden Saison entgegen.

Während seiner langjährigen München« Amtsthätigkeit, in der er heute den Titel eines Generalmusikdirectors führt, hat Leui nicht allein der Erfüllung der durch das besteheude Repertoire gestellten Forderungen seine Kraft gewidmet, er hat auch wiederholt Veranlassung genommen, die Einführung halb oder ganz vergessener älterer oder noch unbekannter neuer Werke zu betreiben. Besonders ist es ein Tondichter, um den sich Leui dadurch, daß er mit den rechten Kräften im rechten Moment für ihn eintrat, ein unbestreitbares und bleibendes Verdienst erworben hat: Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier uon Bagdad". Erst uon der Münchener Aufführung dieses Werkes im Jahre 1885 datirt eigentlich die Bekanntschaft weiterer Kreise mit diesen» Componistcn. An den wenigen Bühnen, an denen man zuvor und in großen Zwischenräumen Versuche mit seinen Werken gemacht hatte, war man entweder zu früh gekonmien oder auf widrige Verhältnisse gestoßen, und erst München entschied den Erfolg der Oper, welche man hmte als eines der feinsinnigsten und originellsten Erzeugnisse ihrer Gattung schätzt. Im Verein mit Felir Mottl, der ihn zuerst auf den „Barbier" aufmerksam gemacht, hatte Leui eine Revision der Partitur, insbesondere der Instrumentation vorgenommen, und bald wurde das bis dahin nur von wenigen Fachleuten geschätzte Werk mit der Musterleistung Eugen Gnrns in der Titelrolle ein Paradestück der Münchener Bühne.

Der Erfolg des „Barbier von Bagdad" ermuthigte Levi zu einen, weiteren Verfuche mit einer Cornelius'scken Schöpfung. Er entriß auch den „Cid" der Vergessenheit, nnd auch dieser fand, nachdem er ebenfalls einer Bearbeitung unterzogen worden war, die gerechte Würdigung feitens aller künstlerisch ernst Gesinnten, wenn auch das Beispiel Münchens auf die deutschen Theater im Allgemeinen ohne Eindruck geblieben ist. Mit dem vornehmen Geist, dem tiefen Ernst und der Kunst des Musikers, wie sie sich bei Cornelius offenbaren, scheint man den deutschen Bühnenleitern, auch denjenigen unter ihnen, denen nickt Gott Mammon nilein das Repertoire

vorschreibt, doch vorerst noch nicht genug Interesse abzugewinnen, um sie zu
dem Nisico eines Erverimentes zu bewegen.
Außer Cornelius war es besonders auch Nerlioz, auf den sich unter
den neueren Componisten das Augenmerk Levis wiederholt lenkte. Neben
der Aufführnng symphonischer Werke des französischen Meisters, die man
heute aller Orten hören kann, versuchte er es in der Oper mit dem nicht
eben häufig gegebenen „Nenvenuto Cellini" und dem zweiten Theil der bis
dahin nur in Karlsruhe vollständig aufgeführten „Trojaner". Auch das
eigentliche zeitgenössische Schaffen kam in manchen sehr beachtenswerthen
Erscheinungen, wie Weingartners „Malawika", Ritters „Der faule Hans",
Chabriers „Gwcndoline" u. A. dnrch Levis Initiative zu Worte.
Da Leui oben auch mehrfach als Bearbeiter musikalischer Werke —
auch der Llavierauszug von Wagners Iugendopcr „Die Feen" stammt von
ihm — genannt wurde, so dürfte wohl die Frage nahe liegen, ob er sich
in seinem Leben einzig und allein im Interesse fremder Werke, oder auch
zur Firirnng eigener bedanken des Notenpapiers bedient habe? Er selbst
pflegt darauf ziemlich bündigen Bescheid zu geben. Nachdem er in der
Jugendzeit auf dem Conservatorium fleißig Schülerarbeiten producirt, wareu
fpäter einige Lieder, sowie ein Clavierconcert von ihm, welches u. A. auch
Hans von Nüloiv seiner Zeit gern gespielt hatte, an die Oeffentlichkeit gelangt.
Als er nun eines schönen Tages mehrere seiner Compositionen gedruckt vor
sich liegen sah, da faßte er den festen Eutschluß, semer Kunst nur mehr als
Mproducirender zu dienen. Er hat Wort gehalten und hinfüro allein die
Ellpellmeisterfunctioncn ausgeübt, ohne sich verleiten zu lassen, Capellmeister-
musik dazu zu machen.
Wer schließlich die Charakteristik Levis noch durch einige Züge ver-
vollständigt wünscht, dem ist noch mitzutheilen, daß man im persönlichen
Verkehr mit ihm einen fein gebildeten Mann kennen lernt, von ebenso
liebenswürdigen wie natürlichen und zwanglosen Umgangsformen. Der
nicht eben die Wege der Alltäglichkeit suchende Geschmack, den man in Levis
Nerufsthätigkeit beobachten kann, zeigt sich auch anderweitig bei ihm. Wer
sein Iunggesellenheim in der Arcostraße in München betritt, wird auch mit
seiner besonderen Liebe für die bildende Kunst bekannt. Neben einem Len-
tmch'schen Wagnerporträt sind Feuerbach, Bücklin, Hans Thoma die Meister,
deren Werke die Wände schmücken. Leui wußte diese Künstler bereits zu
schätzen, als das Gros der Kunstliebhaber sie noch mit Geringschätzung be-
handeln zu dürfen glaubte, und kaufte ihre Bilder schon zn einer Zeit, als
seine Eiukommeusuerhältnisse noch nicht mit solchen Crtravaganzen im Cin-
klang standen, so daß er öfters zur Befriedigung feiner Neigung selbst
Schulden machen mnsite.
Mit seinem Urtheil über Kunst und Künstler hält Levi nicht zurück.
Er gesteht seine Neigungen nnd Abneigungen offen zu und sagt es gerade
heraus, daß er z. N. zu Wagners großen: Kunst- nnd Zeitgenossen Franz

Liszt und zu dessen Werken sein Lebelang nie die rechte Stellung hat finden können; er macht ebenso kein Hehl daraus, daß er für einen Tondichter wie Chopin sich nie eigentlich zu ermannen im Stande war, oder daß er einem Meister wie Palestrina, vor dem die Nildungsheuchelei der Menge, meist ohne ihn eigentlich zu kennen, ehrfurchtsvoll-verlogen den Hut zieht, kühl bis an's Herz gegenübersteht.

Dieser merkwürdigen Unterschiedlichkeit in Bezug auf das, was feinein Empfinden ferner liegt oder sich ihm verschließt, stehen in harmonischer Freiheit seine musikalischen Heiligen gegenüber. Sie heißen heilte: Nach, Beethoven und — uun, wer das dritte L bei Levi einst verdrängt hat, ist dem Lefer ja zur Genüge bekannt.

j

Fünfundzwanzig Jahre Gewerbefreiheit
im Deutschen Reiche.

von
tzugo Vüttyer.
— Hildesheim. —

^m 21. Juni dieses Jahres hat eine bedeutsame Institution im deutschen Reiche auf 25 Jahre des Bestehens znrückblicken können, sang- und klanglos ist dieser Tag in unserer sonst doch so geräuschvollen Zeit der Jubiläen, silbernen und goldenen Gedenktage vorübergegangen; möglich, daß die Feinde dieser Einrichtung wohl nicht genügend Anklagematerial zusammengebracht haben, sie, wenigstens in der Theorie, an ihrem Ehrentage zum Tode zu verurtheilen, möglich andererseits, daß ihre unbedingten Verehrer und Freunde in allgemeinen Sorgen und Bedrängnissen nicht zur richtigen Feierstimmnng gekommen sind, daß sie sich gesagt haben: wie wir nns Entwicklung und Entfaltung jener Institution dachten, ist es nicht eingetroffen, und darum mögen denn die Tischreden und Trinksurüche ungebrochen bleiben. Wenn das nun auch vielleicht keinen Verlust am geistigen Nationalvermögen bedeutet, wenn dieses Jubiläum also »»gefeiert geblieben ist, fo halten wir es doch für ein Recht und für eine Pflicht einer objectiuen politischen und volkswirthschaftlichen Denkart, in aller Ruhe zu prüfen und festzustellen, wie sich in diesen 25 Jahren diese Einrichtung entwickelt hat, welcher Art ihre Wirkungen gewesen sind; und welche Zukuuft ihr voraussichtlich beschieden sein wird.

Seit einem Vierteljahrhundert besteht die Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche, allerdings gilt sie zuerst nur im Gebiete des norddeutschen Vundes, dann aber, als das Reich erstanden ist, erhalten auch Südhessen, Württemberg, Vaden und Bauern die 18N9 sanctionirte Gewerbeuerfassung auf der Grundlage der Gewerbefreiheit.

Zeit genug hat es gebraucht, ehe die Gesammtheit der Deutschen zwischen Rhein und Memel, uon der Nordsee bis zum schwäbischen Meere ein einheitliches und freiheitliches Gewerberecht erhalten hat.
Die Leipziger Innungen hatten 1848 in einem offenen Sendschreiben an ihre Handwerksgenossen die Geweibefreiheit in leidenschaftlicher Erbitterung charakterisirt als „das Wesen, wie es sich jetzt in Frankreich breit macht, den letzten Rest von Tüchtigkeit und Wohlstand untergräbt und gleichsam mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele über Preußen feinen Einzug in Deutschland hält." Hierin ist nnr so viel unbedingt richtig, daß die Gewerbefreiheit allerdings von Frankreich ausgegangen ist und daß ihr durch die Reception im preußischen Gcwerberechte die allgemeine Anerkennung in Deutschland erleichtert worden ist. Das revolutionäre Frankreich von 1791 ist in der That die Wiege der gewerblichen Freiheit. Durch ein Gesetz vom 2.—17. März 1791 wurden dort alle Zünfte und gewerblichen Corporationen aufgehoben, nud vom 1. April desselben Jahres ab wurde Jedermann zum Betriebe eines jeden Gewerbes zugelassen, alle Beschränkungen der Ausübung des Gewerbebetriebes, soweit sie in der alten Gewerbeuerfasfung begründet waren, wurden beseitigt. Nur solche Beschränkungen wollte man femer zulassen, die das öffentliche Interesse forderte. Nach diesem Principe haben nnn im Laufe des 19. Jahrhunderts alle europäischen Staaten ihr Gemerberecht umgestaltet.
In Deutschland nah», die Entwicklung indeß nicht einen so raschen und übergangslosen Verlauf wie in Frankreich, es folgte nicht gleich der Zunftverfnffung die Epoche der Gewerbefreiheit, fondern hier war als liebergangsglied die Aera des büreaukratischen Staates zwischengeschoben. Schon der Neichsschluß uon 1781 hatte die bisherige autonome Verwaltung der Zünfte aufgehoben und sie vollständig der Staatsgewalt unterstellt: der Staat, nicht mehr die Zunft, war hiemach die Quelle des Rechtes auf deu Gewerbebetrieb. Inzwischen bahnte sich auch in der gewerblichen Production ein völlig neuer Zustand an; zu der großartigen Entwickelnng des Gebrauches der Maschinen kam hinzu, daß das Eapital einen immer größeren Einfluß auf die Productiou erhielt, und daß innerhalb der Eapitalwirthschaft, die die naturalwirthschaftliche Phase der Volkswirtschaft abgelöst hatte, sich allmählich immer mehr der Crcdituerkehr entfaltete. All das nene Leben fand in dem Gewerberecht der Zunft wie auch in dem des büreaukratischen Staates nicht die zureichende Form, sie war ihm zu eng und zu fchwerfällig, es mußte sich allmählich eine neue Form, das Rechtsfustem der natürlichen Freiheit, der Gewerbefreiheit, herausbilden.
Die preußische Monarchie war nach den unglücklichen Kriegen von 180L und 1897 besonders der inneren Kräftigung und der wirtschaftlichen Stärkung bedürftig, ein Mittel hierzu sähe» die leitenden Staatsmänner jeuer Zeit, Stein und Hardenberg, in der Anwendung der physiokratifch-Snith'schcn Lehre auf die Gewcrbepolitik ihres Staates.
Die Geschüftsinstruetiouen, Edicte und Verordnungen jener Zeit machten

wie in Frankreich den selbstständigen Gewerbebetrieb von der Lösung eines
Gewerbescheines, der keinem rechtlichen Manne versagt werden konnte, ab-
hängig; indes; lies; man die Innungen bestehen uud machte eine Reihe von
Gewerbebetrieben concessionspflichtig und voni Nachweise gewisser Oualifica-
tionen abhängig. Aehnlich gingen die übrigen Staaten in Deutschland bei
der Reform ihres Gewerbewesens vor.
In der Folge griffen aber Bremen, Hannover, Kurhessen, Oldenburg
auf die Zunftordnung zurück, Preußen behielt zwar die freiheitlichere Ver-
fassung bei, lies; jedoch zugleich in den neu erworbenen Landestheileu die
jeweilige Gewerbeordnung zu Recht bestehen. Ten Höhepunkt der büreau-
kratischcn Gewerbepolitik in Preußen bildete die Gewerbeordnung von 1845.
Sie schaffte einmal einheitliches Gewerberecht und versuchte zweitens das
historisch Gegebene mit den Forderungen der Neuzeit nach gewerblicher
Freiheit zn versöhnen. Die Gewerbeordnung von 1845, im Wesentlichen
wohl das Werk I. G. Hosfmanus, beseitigte alle in einzelnen Landestheileu
noch bestehenden Beschränkungen des freien Betriebes, zugleich aber schützte sie
die corvorativen Verbände der Gewerbetreibenden, gab sie ihnen Mittel zur
Pflege und Förderung gewerblicher Interessen und versuchte sie, in den
Innungen eine neue, dem Gewerbewesen nützliche Organisation zu beleben.
Es bestand kein Beitrittszwang zu den Innungen, wer jedoch darin eintreten
wollte, hatte vor einer aus Handwerkern »lud einem Mitgliede der Communal-
behörde bestehenden Prüfungscommission einen Befähigungsnachweis zu er-
bringen. Ferner wurde in einer großen Zahl von Gewerben die Vefugniß der
Meister, Lehrlinge zu halten, von einem Befähigungsnachweis abhängig gemacht.
Diese Nestimmungen konnten sich in den folgenden Jahren der politi-
schen und socialen Stürme, die über die ganze Welt hinbrcmsten, nicht be-
währen. Im tollen Jahre 1848 tagte neben der deutscheu Nationalver-
sammlung im Frankfurter Nömer auch ein besonderes Handwerkerparlament,
und hier wie in andern Versammlungen wurde stürmisch Abschaffung der
Gewerbefreiheit nnd Rückkehr znr Zunft verlangt. War es die Dringlich-
keit dieser Forderungen, oder waren es andere in einer gewissen reactionären
Strömung nm preuftifchcn Hofe zu suchende Gründe, Thatfache war, daß
Prenßen 1849 wieder Zunftzwang uud Meisterprüfuug für den felbstständigen
handwerksmäßigen Gewerbetrieb einführte.
Wohl hob sich in der Folge das Interesse des Handwerkerstandes am
Innungslebeu, aber irgendwelche wirthschaftlicke Besserung trat weiter nicht
für das bedrückte Kleingewerbe ein, in dieser Hinsicht blieb es ganz und
gar beim Alten-, die Maschineuindustrie griff iu manche alte Domäne des
Handwerks über, der moderne Geschäftsbetrieb, das Magazinwefeu, die
Berfandtgeschäfte begannen dem iu seinen Mitteln beschränkteren Handwerke
eine äußerst scharfe Concurrcnz zu machen, das seinerseits sich vielfach damit
begnügte, in seinen Gewcrbcstrcitigkeiten manchen alten Zopf wieder au«
der Naritätentiste der „guten alten Zeit" hervorzuholen.

In der Wissenschaft und in der öffentlichen Meinung eroberte indetz
eine vollständig entgegengesetzte volkswirtschaftliche Anschauung das Feld.
Das „liberale Manchesterthum" kam an's Ruder. Einer regen Gesellschaft
liberaler Oetonomen, Industrieller, Tagesschriftsteller und Politiker gelana,
es, den Ideen der englischen Freihandelsschule, der Partei Cobdens und
Brights — die am Ende der dreißiger Jahre den Hauptsitz ihrer Agitation
in Manchester hatte, daher ihre Bezeichnung als Manchesterlehre — auch
auf deutschen« Boden Eingang zu verschaffen. Diese von Faucher, Prince-
Smith :c. geleitete Gemeinschaft hatte am Ende der vierziger Jahre als
deutsche Freihaudelspartei Anfangs nur die Schutzzollpolitik des deutschen
Zollvereins bekämpft, allmählich hatte sie jedoch ihr Programm erweitert
und ihre Losung, „volle Freiheit des Einzelnen," auf alle Gebiete der Volks-
wirtschaft ausgedehnt. In ihren „volkswirthschaftlichen Eongressen" und
in der „Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft und Eulturgeschichte" besaßen
sie neben einen» agitatorisch rührigen Stabe von Gelehrten, Politikern und
Publicisten — wir nennen nur die Namen Michaelis, Bamberg«, Laster,
Braun, Lammers — sehr geeignete Organe, um ihre Ansichten in der öffent-
lichen Meinung und dann auch in der neueren deutschen Wirthschafts-,
Gewerbe- und Socialpolitik zur Geltung zu bringen.
Es entstand der Norddeutsche Bund, und eine seiner ersten Thaten war
ein Freizügigkeitsgesetz, welches den Angehörigen der verbündeten Staaten
ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung gewährte, daß jeder Bürger
in jedem Bundesstaate als Inländer behandelt und zun, Aufenthalt wie
zum Gewerbebetriebe unter den für die Einheimischen geltenden Bestimmungen
zugelassen werden sollte. Dieses Princip der Freizügigkeit wurde alsbald
durch das der Gewerbefreiheit ergänzt. Der freien wirthfchaftlichen Be-
wegung an jedem beliebigen Orte muhte sich folgerichtig uugchinderte Be-
wegung an jedem bestimmten Orte anschließen.
Die Verfassung des Norddeutschen Bundes erklärte den Gewerbebetrieb
für einen Gegenstand der Nundes-Gesetzgebnng, uud im Geiste einer liberalen
Wirtschaftspolitik verfaßte der Bundesrat eine Gewerbeordnung, die, indem
sie auf die preußische Gewerbeordnung von 1845 zunickgriff, sich in gewerbe-
freiheitlicher Nichtung bewegte, so u. A. die Kandwerterprüfungen beseitigte,
andererseits aber bestrebt war, die landesgesetzlich bestimmte Eoncessions-
pflicht gewisser Gewerbe aufrecht zu erhalten. Da indeß eine völlige Dnrch-
berathung des Entwurfs in der laufenden Session des Reichstags aus-
geschlossen war, so brachten die Zugeordneten Laster und Miguel einen kurzen
Gesetzentwurf ein, der sich darauf beschränkte, die Grundsätze der Freizügigkeit
und Gewerbcfreiheit für das ganze Bundesgebiet anzuwenden. Das Gesetz, das
18l>8 sanctionirt wurde, erhielt die zutreffende Bezeichnung „Nothgewerbegesch".
Im nächsten Jahre wurde fodmm dem Reichstage eine neue Vorlage
gemacht, die, obwohl sie nach heutigen Anschauungen die Gewerbefreiheit in
ausreichendem Umfange garantirte, dennoch dnrch die Volksvertretung noch

lnancherlei Wanderungen im liberalen Sinne erfuhr. Besonders wurde die Eoncessionspflicht noch weiter eingeschränkt und die Entscheidung der zuständigen Behörde an genau festgelegte objective Boraussetzungen gebunden. Der Bundesrath nahm schließlich die also vielfach veränderte Vorlage an, um nur ein einheitliches und im Allgemeinen der damaligen Zeit genügendes Gewerberecht zu erhalten. Die liberalen Gruppen des Reichstags waren ihrerseits auch nicht vollständig nnt dem Inhalt des neuen Gesetzes einverstanden, wenigstens gaben sie zu verstehen, daß sie die darin gebotenen freiheitlichen Garantieen lediglich als eine Art von „Abschlagszahlung" betrachteten und sich weitergehende Forderungen vorbehielten.

So entstand die Gewerbeordnung von 1869, die das Deutsche Reich acceptirte und die bis auf den heutigen Tag, freilich in mancher Hinsicht modiftcirt, die Grundlage des deutschen Gewerberechts bildete. Und was brachte diese Gewerbeordnung? Sie gestattete Jedem, der sich dafür befähigt hielt und die nöthigen Mittel besaß, dm Netrieb jedes Gewerbes, soweit nicht besondere Ausnahmen und Beschränkungen geltend gemacht waren. Sie hob das den Zünften und kaufmännischen Eorporationen bis dahin zustehende Recht, Andere vom Gewerbebetriebe auszuschließen, auf. Alle ausschließlichen Gewerbeberechtigungen, alle Zwangs- und Bannrechte, die Unterscheidung zwischen Stadt und Laud wurden aufgehoben. Der für den Netrieb von Gewerben bis dahin vielfach erforderliche Befähigungsnachweis wurde abgeschafft, uur für die Gewerbe der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advocaten, Rotare, Eeeschiffer, Lootsen wurde er beibehalten. Es wurde ferner der gleichzeitige Betrieb verschiedener Gewerbe und desselben Gewerbes in mehreren Betriebs- und Berkaufslocalen, sowie das Halten von Gesellen, Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern jeder Art und in beliebiger Anzahl gestattet. Die Festfetzung der Verhältnisse zwischen den selbstständigen Gewerbetreibenden und ihren Angestellten wurde Gegenstand freier Uebereinkunft. Gewerbliche Streitigkeiten mußten, fobald Entschädigung oder Bestrafung verlangt wurde, vor den bürgerlichen Gerichten ausgetragen werden.

Das ist in knappen Umrissen der Inhalt der durch die Gewerbeordnung von 1869 gewährten Gewerbefreiheit. Mancher Zopf war damit beseitigt, manche Engherzigkeit und kleinliche Idee im gewerblichen Leben aus der Welt geschafft, kraftvoll konnten sich jetzt die Industrie und der Handel entwickeln. Aber das muß eine objective Prüfung ebenfalls zugestehen, für die wirthschaftlich schwächeren Elemente brachte die neue Gewerbeverfassung auch Sorgen und Bedrängnisse. Es war ohne Frage eine zu weit gehende Eoncession au das Manchesterthum, an die Doctrin des wisLsr taiin, IiU886r »Hei-, daß man das Verhältnis; zwischen Unternehmer und Arbeiter als rein contractlich auffaßte, alles Ethische und Gemüthliche davon ausschloß, indem man ein Verhältnis; firirte, bei dem sich der Arbeiter lediglich verflichtete, gegen Zahlung eines bestimmten Lohnes ein gewisses Quantum von Arbeit zu liefern, bei dem im Uebrigen aber Jedem erlaubt war, seinen

Vortheil auf jede mögliche Weise wahrzunehme». Weiter war es bedenklich, die Rechtsstreitigkeiten nur den bürgerlichen Gerichten zuzuweisen, die Lehrlings - Prüfung illusorisch zu wache», das gewerbliche Eorporationsleben auf den Aussterbeetat zu fetzen und das gewerbliche Hilfsknssenwesen'sich selbst zu überlassen. Die Folge davon war, daß man die Fundamente des Klein-gewerbes erschütterte, den Eontractbrüchen und den Streiks die Thüre öffnete und in vielen Streitfällen einen Zustand fchuf, der dein kleinen Handwerksmeister als Rechtsverweigerung erscheinen mußte.

Das waren, wie gesagt, »icht ungefährliche Beigaben der neuen Frei-heit, die in der Folge recht viele Staatsbürger, die Urfache uud Wirkung uicht zu unterscheiden und das Wesentliche nicht vom Nebensächlichen zu trennen vermochten, auch gegen die Hauptsache, gegen das Princiv der Gewerbe-freiheit verstimmten, und die es vielfach bewirkte», daß reactionäre An-schauungen und Partciströmungen von breiten Volksfchichten Besitz ergriffen. So ist es denn gekommen, daß Leute, die mit ihrer Wirtschaft nicht recht vorwärts kommen, Politiker, die den Mund gem möglichst voll nehmen, sich aber nicht in die Unkosten einer volkswirtschaftliche» Erkenntnis; der Dinge stürzen mögen, und Parteiinteressenten, die ein bequemes Schlagwort brauche», daß alle diese in der Regel snperkluge» Leute alle Verautwortuug uud Schuld für die ihnen uubeguemen Diuge i» der Welt der Gewerbe-freiheit aufhalse» u»d ihr und ihren Wortführern, den Liberalen, alle ver-meintliche oder vorhandene fociale Roth auf's Conto schreiben. Natürlich ist das „grober Unfug". Unfere nationale Production, die die volle Aus-nutzung der Kräfte, strengste Wirthschaftlichkeit der Unternehmer, bestäudigen Fortschritt der Wanrenaualität, nuermüdliche Dhätigkeit iu der Auffindung neuer gefälliger und branchbarer Formen der Erzeugnisse verlangt, damit sie bei dem Wettbewerb der Völker auf de»: Weltmärkte uicht die Rolle eiuer uugefchickten Magd, sondern die der gleichberechtigten Herrin spiele und damit die Natiou »icht verarme, — Deutschlands Productiou hätte sich zu ihrer jetzigen achtuuggebietende» Höhe »iemals emporhebe» küuue», ohne die riesige Spannkraft der freien Concurrenz und ohne Gewerbefreiheit.

Man vergesse weiter auch «icht, daß die Gewerbefreiheit nicht die Ur-fache, fondern eine Folgeerscheinung der neueren Gewerbeentwickeluug ist. Die zünftige Gebundenheit, die ständische Gliederung, kurz das System der Unfreiheit mußte fallen, nachdem Dampf und Elektrizität eiu Mafchennetz intensiven Verkehrs um den Erdball gelegt hatten, nachdem iu den euro-päischen Staaten Zahl uud Dichtigkeit der Bevölkerung auf das Doppelte nnd mehr gestiegen waren und die Beziehungen der Meufcheu unter ein-ander daheim uud in der Fremde immer vielseitiger und zugleich enger geworden waren. Jene frühere Zeit ohue die heutigcu Verkehrsverhältnisse localisirte alle gewerbliche Thätigleit, band sie quasi an die Scholle. Produc-tion im eigenen Hause und für den eigenen Bedarf, für das eigene Dorf, für die eigene Stadt nnd wenn es hoch kam, für den eigenen Kreis war.

^.

von einigen wenigen Weltfirmen abgesehen, das, was in der Summe die gewerbliche Thätigkeit eines Volkes ausmachte. Der Durchschnittsmensch jener Zeit kam, wenn er einmal die Wanderzeit abgeschlossen hatte, ja auch nicht viel weiter. Alles führte mehr ein Innenleben, die Gütererzeugung war auf einen kleineren Maßstab beschränkt, was «um an Quantität einbüßte, ersetzte man durch Qualität; nicht Massenproducte, sondern Stückwaaren bildeten die eigentlichen Handelsobjecte. Herrliche, gediegene Erzeugnisse der bildnerischen Hand sind uns aus jenen Tagen erhalten. ^,t tn^it intsrsa lu^it ii-rsMradils t6Nvu8.

Eine neue Zeit braust heran, aus dem Stadtbürger der Zunftzeit wird der Staatsbürger, immer größere Eapitalien verlangt der rentable Gewerbebetrieb; Riesenmaschinen, eine bis in's Kleinste gehende Arbeitstheilung, die Ausdehnung des Absatzes über die Nannmeile hinaus revolutioniren Handel und Wandel.

Nur einige Daten mögen über die Veränderung der Verkehrsverhältnisse Zeugnift ablegen. Mac Adam brachte 1812 die heute allgemein angewandte Chausseemethode aus Ehina nach Europa; bis dahin forderten die Reisehandbücher der Zeit als Requisiten eines ordentlichen Passagiers „führnehmlich christliche Geduld und gute Leibesconstitutiou". Prinz Georg von Dänemark gebrauchte 1703 zu einem Wege nach Windsor (etwa neun englische Meilen oder vier Wegestunden) vierzehn Zeitstunden, obwohl er sich unterwegs nur so oft aufgehalten hat, wie „der Wagen umgeworfen oder im Drecke stecken geblieben ist". 1840 eristirten im ganzen preußischen Staate nur 128 Kilometer Eisenbahn, 1890 gab es über 25170 Kilometer. Preußische Ehausseen hatte man 1831 erst 9008 Kilometer, 1862 schon 28433. Flußdampfer zählte man 1840 in Preußen 40, jetzt fahren weit über 100 Dampfer allein auf dem Rhein. Die preußische Post beförderte 1840 36 und 1862 140 Millionen Briefe. Die Bevölkerung im Deutschen Reichsgebiete ist von 26 Millionen im Jahre 1820 auf etwa 49 Millionen im Jahre 1890 gestiegen, wo früher 2—3000 Menschen sich auf einer Quadratmeile ernährt haben, müssen heute 4, 8 und mehrere Tausende ihr Dasein fristen. Ehedem waren die einzelnen Stände streng von einander geschieden: „Konig, Bischof, Edelmann, Bürger, Bauer, Nettelmann", wie es im Kinderliebe heißt. Jeder Stand vermied die Gemeinschaft mit dem anderen und suchte sich, wie jede Gegend, auch äußerlich durch die Kleidung von anderen Ständen und Gegenden zn unterscheiden. Gering waren in mancher Hinsicht die Lurusbedürfnisse. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Königin von Frankreich von ihren Hofdamen sehr beneidet, weil sie mehr als zwei leinene Hemden besaß. Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eifern Schriftsteller in Teutschland und England gegen die Unsitte des Kutfchenfahrens, das damals beim Adel anfkam, als gegen einen verweichlichenden und entsittlichenden Lurus. Und wie lange ist es her, daß Schuhe und Strümpfe, Hand- und Taschentücher bei der Arbeiterklasse für Lurus galten und dann zur allgemeinen Gewohnheit geworden find?

21.6 Hugo Nötiger in Hildesheim,
Ueberall neues Leben, neue Gewohnheiten und Ansprüche! Daß alle diese neuen Beziehungen ein anderes Gewerberecht erforderlich machten, und daß nicht das veränderte Gemerberecht die neue Zeit hervorgebracht, muß dem unbefangenen Blick doch eigentlich recht bald offenbar werden, wenn man sich nur die Mühe giebt, etwas genauer hinzuschauen. Und dringt man noch etwas weiter in der Erforschung unserer wirthschaftlichen Zustände vor, vergleicht man unsere gegenwärtigen Verhältnisse im Gemerbe-leben mit denen früherer Zeiten und denen anderer Länder, so muß man schon ein unverbesserlicher Schwarzseher sein, wenn man nicht auch Gutes, ja Vortreffliches darunter findet. Die maschinelle Entmickelung ist doch nicht nur der Großindustrie und dem Großhandel zu Gute gekommen, diese haben doch nicht ausschließlich Nutzen von den allgemeinen Verkehrsverbesserungen erfahren, alle wohlthuenden Errungenschaften der Technik und des Verkehrs sind dort, wo man sich nicht eigensinnig und thöricht dagegen verschlossen hat, auch bis in die kleinste Werkstatt, bis in den einfachsten Laden be-merkbar und fühlbar geworden. Deutschlands Handel und Industrie ist, darüber ist überhaupt ein Streiten unmöglich, wenn man nicht die Wirth-schaftsstatistik einfach ignoriren will, in dem letzten Vierteljahrhundert der Gewerbefreiheit in ungeahnter Weife aufgeblüht.
Es ist daher auch keine allzugroße Ueberhebung, wenn der auf seine Erfolge und auf seine wirtschaftliche Tüchtigkeit stolze Vertheidiger der neuen Zeit dein modernen Weltverbesserer, der eine höchst unvroductive Thätigteit in der Entwirrung unlösbarer Zukunftsprubleme und im grüble-rischen Versenken in vergangene Zeiten entwickelt, mit den» Faust zuruft: „Was wilst Du armer Teufel geben?" Die Einen treiben das Schiff ihrer Gedanken und Wünsche dem socialen Eommunismus zu; sie wollen ein Ge-werbewesen, das den Privatbetrieb ausschließt, alle die so sehr verschieden-artigen Menschen über einen Kamm scheert und am letzten Ende die Spann-kraft der freien Concurrenz vernichtet. Man mag in der Kritik des Socialismus Vieles als berechtigt anerkennen, seine „positiven" Vorschläge wird man aber bei gewissenhafter und aufrichtiger Prüfung stets in's Nichts der Utopie münden sehen. Die Anderen wollen angeblich nur eine Beschränkung des ungehinderten Wettbewerbs, aber eine Beschränkung, die schließlich in neun von zehn Fällen auch auf eine Vernichtung hinauskommt. Sie wollen zurück zum Ständestaat des Mittelalters und zum patriarchalischen Ge-werbebetrieb der Zunftzeit. Die Zwangsinnuug soll wieder Mittelpunkt und Quelle des Gewerberechts werden, und der Befähigungsnachweis soll die Panacee heißen, die mindestens alle Leiden des Handwerks curiren soll.
In der Hauptsache zielen Zwangsimmng und Befähigungsnachweis dahin, in den gegenwärtigen Eoncurrenzkamvf des Handwerks mit der Groß- und Mittelindustrie und mit dem Handel zu Gunsten des handwerksmäßigen Kleinbetriebs einzugreifen, die capitalistische Uebermacht durch behördliche Reglementirung zu brechen, die Zahl der selbstständigen Handwerker durch

den Ausschluß Uuzünftiger und angeblich Untüchtiger einzuschränken uud schließlich eine möglichst der Üontrole der Öffentlichkeit entzogene Organisation zu schaffen, mit deren Hilfe man die Autorität der Meister zu stärken und die Forderungen der Arbeiterschaft einzudämmen hofft.

Selbst wenn man diese Forderungen nicht als Glieder in der Kette uon reactionären Bestrebungen, sondern für sich allein betrachtet und beurtheilt, kommt man zn dem Resultate, daß die Zunft mit ihren Zwangsrechten im Widerspruche mit den Ideen des Rechtsstaates, der gleiches Recht für Alle geben soll, steht, nnd daß der Befähigungsnachweis für jedes felbstständige handwerksmäßige Gewerbe bei den heute so verwischte« Grenzen zwischen Industrie und Handwerk, bei den unentwirrbaren Verzweigungen des heutigen Gewerbebetriebes, bei der Unzahl „verwandter" Gewerbe nur mit der Voraussicht ewiger Zänkereien, Tenunciationen und anderer schöner Dinge, wie sie Neid und Concurrenzsncht nur immer erzeugen können, in's Leben zu rufen ist. Daß er dem Handwert irgend welchen positiven Nutzen verbürge, ist nach den Erfahrungen, die man in Oesterreich mit dem feit 1883 dort wieder eingeführten „Verwendungsnnchweis" gemacht hat, u. E. völlig ausgeschlossen.

In der That sind aber diese sogenannten Lardinalforderungen der Handwerker keine wirthschaftlichen, sondern rein politische Forderungen, die auch aus diesem Grunde von einigen politischen Parteien lebhaft unterstützt werden. Daß sie trotz dieser mächtigen Hilfe je Gefetz werden und längere Zeit bleiben, halten wir nicht für wahrscheinlich. Man beruft sich freilich auf die schöue Zeit, da jene Einrichtungen eristirten und die Bluthe des mittelalterlichen Handwerks bedingten, man ruft dem Handwerker zu: „Wählt selbst, jetzt habt Ihr Geweibefreiheit und bei fchwerer Arbeit hartes Vrot, damals^ hattet Ihr die Zunft und bei mäßiger geistiger und körperlicher Anstrengung Ueberflnß."

Gewiß hat vom 15. bis zum 16. Jahrhundert das Handwerk feinen Meister gut ernährt. Der Zunftorganisation jener Zeit war es noch möglich, den Großbetrieb und die Capitalmacht in enge Grenzen zu bannen und dem Handwerkerstande die Vortheile eines bevorrechtigten Standes zu garantiren. Wer man soll nicht vergessen, daß diese Vlüthezeit, wie jede andere auch, nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer sein konnte. Nur so lange nämlich, wie der Handwerkerstand nach schweren kämpfen nnt dem Stadtpntriciat die führende Stellung im deutschen Vürgerthnm einnahm. Die Zunft war, das wird meistens von den reactionären Gewerbepolitikern übersehen, ein städtisches Amt, das den Angehörigen mit seinen Vergünstigungen auch schwere Verpflichtungen auferlegte. Ueberdies hatten die gewerbe-monopolistischen Rechte keineswegs ihren Ursprung in der Furcht vor der Eoncurrenz, sondern sie waren einfach die Folge einerseits der ökonomischen und politischen Stellung der damaligen Städte, andererseits des amtlichen Charakters und der Dienstpflicht der Zünfte. Damals waren eben die

Städte nicht wie beute Glieder eines größeren Staates, sondern selbst-
ständige politische und wirthschaftliche Gemeinwesen, die, wie heute die
Staaten, das Interesse und die Pflicht hatten, für ihre Angehörigen, und
auch nur für diese zu sorgen. Es ist klar, daß ein solches Zunftleben einen
hohen Grad von Gemeinsinn und Opferwilligkeit und einen weiten, vor-
urtheilsfreien Nlick voraussetzte, und daß es sich in ganzer Reinheit nur
kurze Zeit halten konnte. Will man jetzt das Alles wieder künstlich zurück-
rufen, fo versucht man Unmögliches, nämlich die Henne in das Ei zurück-
zuschicken. Wir müssen uns schon mit der Gewerbefreiheit durchschlagen,
denn es ist schlechterdings unmöglich, mit einem anderen System zu leben, es ist
unmöglich, unsere Verkehrsverhältnisse wieder in die romantisch schönen, aber
engen Mauern der mittelalterlichen Stadt einzuzwängen, dem Handwerkerstand
wieder die Führerschaft im Nürgerthum zu verschaffen, die im gesteigerten
Eoncurrenzkampfc nicht eben veredelten Naturen durch Decrete nnd Ver-
ordnungen wieder in jenen Zustand zu versetzen, der die Grundlage des
ganzen Zunftsystems gebildet hat.

Nach alledem ergiebt sich der Erfahrungssatz, daß die Gewerbefreibeit
das vorläufig letzte Resultat einer geschichtlichen Entwickelung, das letzte notb-
wendige Glied einer Reihe von volköwirthschaftlichen Perioden und daß sie
sonnt Erforderniß und die Folge des Eulturfortschrittes ist. Aber die Kehr-
seite der Medaille, soll die gar nicht gezeigt werden, soll sich der Kultur-
mensch an der Wende des Jahrhunderts nur in dem stolzen Glücke sonnen,
wie er's „so herrlich weit gebracht?" Hat das Princiv der Gewerbefreiheit
nur lobenswerthe Seiten? keineswegs, wie das schon im Eingange dieser
Abhandlung zugestanden worden ist. Die schrankenlose Gewerbefreibeit fübrt
zur rücksichtslofen Ausbeutung der abhängigen Arbeitskräfte, zur Ausnutzung
des wirthschaftlich Schwächeren und des minder Erfahrenen, sie bewirkt die
Massenherstellung billiger und schlechter Waaren, hat viel unredliches und
häßliches Geschäftsgebahren, aufdringliche Neclame, und zu Zeiten Ueber-
production und wirthschaftliche Krisen im Gefolge.

Auch die Gewerbeordnung von 18t!9 hatte nicht verhindert, daß der-
artiges Unkrant unter den Weizen gekommen war, und die deutfche Gewerbc-
volitik der lehteu 25 Jahre war denn auch im Wesentlichen darauf gerichtet, die
allzuweitgehende Gewerbefreiheit, wie sie in dieser Gewerbeuerfassung begründet
war, einzuschränken. Nur von den hauptsächlichsten Abänderungsgesetzen sei hier
kurz Notiz genommen. So wurde 1874 der Kreis der gewerblichen Anlagen,
die einer Genehmigung bedürfen, erweitert- 187N regelte ein Reichsgesetz
das gewerbliche Hilfslassenwesen. Im)ahre 1878 erhielt ein Gesetzent-
wurf, der die Verhältnisse des gewerblichen Hilfspersonals zum Gegenstand
hatte, die Zustimmung des Reichstages. Hierdurch wurde eiue festere Ge-
staltung des Arbeitsvertrages, besonders des Lehrlings«erhältnisses, eine
Verbesserung der Vestimmungen über jugendliche Arbeiter und die Einsetzung
von Fnbritinspectoren zur Beaufsichtigung der Fabriken erreicht. Für ge-

wisse Gewerbebetriebe (Privatkrankenanstalten, Pfandleihgewerbe, Schauspiel-
unternehmungen, Hausirgewerbe) wurden 1879 und 188!) verschärfte Ne-
stimmungen erlassen. Die folgenden Jahre waren hauptfächlich der Re-
construction der Innungen gewidmet. Ihnen wurde 1881 die Möglichkeit
gegeben, ihre Thätigkeit im Lehrlingswesen und bei Lehrlingsstreitigkeiten auch
auf NichtMitglieder zu erstrecken, dieses Recht wurde 1884 noch dadurch er-
weitert, daß bewährten Innungen von der höheren Verwaltungsbehörde für
ihre Mitglieder das ausschließliche Recht des Lehrlinghaltens gewährt werden
kann. 1886 wurde bestimmt, daß Innungsverbände durch Bundesrathsbe-
fchluh Eorporationsrechte erhalten können, und 1887 wurde den Innungen
das Recht beigelegt, kraft einer Verfügung der höheren Verwaltungsbe-
hörde auch NichtMitglieder zu den Ausgaben für Herbergswesen, Fachschulen
und für Schiedsgerichte heranzuziehen. Weiter sind die Arbeiterschutzgesetze
(1891), ein Gesetz über die Sonntagsruhe (1891), über Abzahlungsge-
schäfte (1893), über den Schutz der Warenzeichen (1893) :c. erlassen,
und noch mancherlei gesetzliche Bestimmungen, die den Schutz des ehrlichen
Gewerbes und des abhängigen Hilfspersonals bezwecken, sind in nächster
Zeit noch zu erwarten, — wir erinnern nur an die im Fluß befindliche
Gesetzgebung gegen den unlautern Wettbewerb, an die Handwerksorganisation,
nn die in nächster Neichstagssession zu erwartende Novelle gegen Mißstände
im Wandergewerbe — so daß auch manchem ehrenwerthen Staatsbürger
vor dem unablässigen Reglementiren und vor dem Gesetzgebungsregen in
der neueren Zeit angst und bange wird.

Jedenfalls wird hieraus offenbar, daß wir in Deutschland nicht von
einer schrankenlosen und gefährlichen Gewerbefreiheit sprechen können, es
giebt der Schranken bereits soviel, daß man annehmen darf, die Bewegung
nach weiterer Einengung der Gewerbefreiheit habe ihren Höhepunkt bereits
überschritten, und wir beginnen jetzt, uns in die neuzeitlichen Formen und
Verhältnisse einzuleben und in ihnen wohl zu fühlen. Daß unseren Kindern
und Enkeln noch ein weites Gebiet socialer und gewerblicher Reform zur
Bearbeitung vorbehalten ist, daß wir felbst noch nicht nm Ziele angelangt sind,
soll keineswegs bestritten werden; aber man arbeitet stetiger und sicherer,
wenn man auf dein festen Boden des historisch Entwickelten steht und sich
nicht in Träumereien über Vergangenheit und Zukunft versenkt. Es wird
Keinem einfallen, unser Gewerberecht für vollendet und für nnberührbar von
der Zeiten Wechsel zu erklären, das aber dürfen wir jedenfalls nach seiner
fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit constatiren: es hat sich als das uns zu-
kommende und zuträgliche Recht erwiesen nnd wird es voraussichtlich noch per
niultoz llunc>8 bleiben. Eine gewaltsame Einengung oder Vernichtung der
Gewerbefreiheit muß den Nnin eines Volkes herbeiführen, und es ist die Auf-
gabe einer weisen nnd gerechten Gewerbepolitik, das System der Gewerbe-
freiheit mit den Ideen socialer und gewerblicher Reform zu versöhnen, damit
ist zugleich ihr weiteres Bestehen zum Nutzen von Handel und Wandel garantirt. 15^

Gedichte.
von
(Theodor Loewe.
— Vreslau. —

Herbstlied.

IDeitn die winde kühler wehn Ach, es glühn in meiner Vrust
Im entfärbten taube, Noch die alten Triebe;
Astern nur im Grase ftehn Frllhlingsdrang und Werdelust
Reifer schwillt die Traube; Und die alte liebe.
wenn die 5onne milder scheint,
Klarer liegt die Ferne:
3prich, warum die Chräne weint
Dir im Augensterne?
Und ich kann es immer nicht,
Und ich kann's nicht fassen,
Daß mir lenz und Himmelslicht
Zollten einst verblassen.
Daß ich auch so ruhig mild
scheiden sollt' und heiter —
Thräne, die vom Auge quillt,
Rinne, rinne weiter!

Läuterung.

!lun hat die Nacht sich still herabgesenkt
Mit milder luft und tieferquickter Kühle.
Das unruhvolle Herz umfängt
Der linde Hauch besänftigter Gefühle,
Ach, was' ich all in blinder leidenschaft
Geirrt, gewollt, gelitten und gerungen.
Das fühl' ich nun zur holden lebenskraft,
In liebe tiefgeläutert, durchgedrungen.

Abendruhe.

Ver Friede wohnt in diesen Räumen, 5ie haben Vlüthenschmuck getragen
Die sanft verklärt das Abenglühn. Und Frucht und schatten auch gebracht;
wie süß, das leben auszuträumen wie ruhig hoch die Wipfel ragen!
Und still dem Cod entgegenblühn! Nun überholt sie still die Nacht,

Mahnung.

(glaubst Du Dich dem Vann entronnen
Jener ernsten Wohlgestalten,
weil Dir neue lebenssonnen
Heller, kühler, ferner walten?
wandelst Du auf andern Gassen
Näher Deinem lebensglücke?
Ihren Hain hast Du verlassen,
Doch die Gottheit blieb zurücke.

2ternendämnierung.

^)m Abendblauen seh' ich einen Ltern,
Indeß die Nergesgipfel nebeldnnkeln,
Aufleuchtend aus dem schweren Dust sich ringen,
Ich seh' ihn zitternd durch die Trübung funkeln,
Dann klarer, reiner, glänzend groß und fern,
Nun wandellos den weiten Raum durchdringen.
3« rege kämpfend Deine 2eele schwingen!
Du glühe treu in Deines Wesens Kein,
Und Dir wird licht in tiefer Nacht entspringen.

Zwei Geniebriefe aus der Schweiz vom Jahre
Mitgeteilt

W. Reiper.
— Verlin, —

^augwili^^ schreibt uns aus Paris und schlägt uns vor, mit ihm
durch das südliche Teutschland und die Schweiz zu reisen. Mit
unaussprechlicher Freude nehmen wir seinen Antrag an, wir
reisen nnt HaugwiK, sehen Freunde unserer Seele, sehen die schönsten
Gegenden Teutschlands, den heiligen Rhein, die freie Schweiz, die Alpen,
Goethe, Lauater, Gehner :c.", so meldete Graf Friedrich Leopold Stolberg
seinem Freund und Bundesbruder Voß den Ansbruch der Brüder zu jener
Geniefahrt, die der alternde Goethe, von der Höhe einer gereiften Lebens-
anfchauung auf die jugendlichen Irrgäuge herabfchauend, nochmals in
„Dichtung und Wahrheit" lebenswahr, aber leise retouchirend festgehalten
hat. Schweizerreiseu waren damals noch nicht Modesache, ja das 18. Jahr-
hundert brauchte lange Zeit, ehe die Bewunderung der Gebirgswelt sich
allgemein Bahn brach.

Wohl durchwanderte schon 1728 Albrecht von Haller mit dem hellen
Blick des Naturforschers und dem sinnenden des Dichters seine Heimat und
entwarf mit etwas unlenksamem, aber kräftigem Pinfel ein gedanken- und
formenfchweres Gemälde von dem Stillleben der kleinen Natur wie dem
ergreifenden Zauber des Alpenlandes mit feinen Eisbergen und stäubenden

*) Für den Mbruck der vorliegenden Briefe bin ich zum Dan! verpflichtet Herrn
Rudolf Blockhaus in Leipzig, in dessen Sammlung die Originale enthalten sind. Die
kleinen, auf Goethe bezüglichen Bruchstücke veröffentlichte L. Geiger im Goethe»Iahrbuch.
Tic Gedichte habe ich in meiner Schrift „F. L. Stolbergs Iugendpoesie", Berlin 1893,
besprochen.

**) Ter spätere preußische Staatsminister, ein Studienfreund der Stolberge au»
der Göttiiiger Zeit (1772—73).

Felsenströmeu, „die aus den Wolken flieh« und sich in Wolken gießen."
Und wenn er, ein treuer Beobachter, in den Hütten der Aelpler einkehrt,
das junge Volk beim Ningspiel und Tanz unter breiter Torfeiche oder „das
graue Alter" bei traulichen Unterhaltungen am Herd belauschte, ihren ge-
nügsamen Wohlstand, die „Einfalt" und Sittenreinheit pries, rühmend
gedachte:

Wie Tel! mit lühncm Muth das harte Joch zertreten.
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt/!

und froh bekannte:

Wo die Freiheit herrscht, wird alle Sorge minder.
Die Felsen selbst beblümt und BorcoZ gelinder,

so schuf er trotz Taciteischer Tendenz ein getreueres Bild des derben Alpen-
uolks, als sein Landsmann Talomon Geßner, der die Thäler und Grotten
mit Theokritischen Faunen und Nymphen und mit arkadischen Tchäferpaaren
bevölkerte.

Aber noch der junge Klopstock schaute zwar von den schimmernden
Traubengestaden des Züricher SeeS zu den „silbernen" Alpen grüßend
herauf, zärtlicher und empfindnngsuoller jedoch trotz des bedenklichen Stirn-
runzelns ehrsamer Patriarchen in das frohe Gesicht einer schonen Begleiterin,
und die Mannigfaltigkeiten der Charaktere zu erforschen, war ihm interessanter,
als den Schönheiten der großen Natur liebevoll nachzugehen.

So vermochte auch Johann Caspar Goethe, während sein Sohn am
Bnse» der Natur „frische Nahrung und neues Blut" in vollen Zügen einfog,
in italienischen Erinnerungen schwelgend, den „wilden Felsen, Nebelseen und
Tmchennestern" keinen Geschmack abzugewinnen und ineinte, wer Neapel
nicht gesehen, habe nicht gelebt.

In dem Gegensatz von Vater und Sohn erfassen wir hier den Gegen-
satz zweier Generationen. Zwei große Namen stehen an der Spitze des
neuen Nnturevaugeliums: der gälische Barde Ossian und der Franzose Jean
Iacaues Nousseau. Hatte die Auakreontik des Jahrhunderts fern von „der
Städte Rauch" am murmelnden Büchlein unter Rosen- und Myrtengebüsch
bei summenden Frühlingsbienchen und losen Sommervöglein sich angesiedelt
oder im elysischen Thal bei Lunas Silberschein dem süßen Gesang
Philomelens gelanscht, so führte Ofsian den staunenden Waller an's
brandende Meer unter Klippen und Riffe oder auf die endlose Nebelhaide,
wo der Bart der Tistel im Sturm wehte und nur der Adler und Geier
die grandiose Scenerie belebten. -—

Rousseaus St. Preur aber, in der Neueu Heloise, durchzog das noch
unentdeckte ?a!3 <ts Vancl, und während er, von allen Schrecken der Ge-
birgsnatur umgeben, unter ungeheuren Felstrümmern, vom Staubregen
stürzender Gießbache durchnäßt, einherwandelte und auf die wunderbaren
Lichteffecte der fonnenbeglänzten Berggipfel und ihrer Schattenthäler oder
auf ein thalab tobendes Gewitter mit schauernder Wonne herabschaute, um-

fing sein kranken Herz das Gefühl sänftigender Ruhe und ernster Weihe.
Und wieder auf stürmischer Fahrt über den Genfer See klang Natur und
Seelenstimmung in wundersamem Accord zusammen. — Wie Haller empfand
er reines Vergnügen im Verkehr mit den biederen Wallisern, bei denen er
auf der ganzen Reise keinen Heller los werden konnte; ihre unbefangene
Gastfreundschaft und genügsame Zufriedenheit beschämten den von der Kunst
verdorbenen Culturmenschen.

Die Wirkung dieser mächtigen Nalnruerehrung auf Deutschland war
unermeßlich. Herders Ruf- „Komm, fei mein Führer, Rousseau!" schallte
überall wieder, im Kreise des seltsamen Hamann in Königsberg so gut wie
am Rhein und Main und im Göttinger Vund an der Leine. Fortan galt
die Schweiz als das Land der großen Ratur und unverdorbener Volkskraft.
In Göttingen aber, wo man für Deutschheit glühte und Wielands,
des Franzosenfreundes und Sittenuerderbers, „Idris" zornig zerstampfte,
kam noch mehr hinzu. Die längst vom alten Reich abgelösten freien Lantone
waren doch ein Theil des großen deutfchen Vaterlandes, das damals mehr
als heute gesucht wurde, soweit die deutsche Zunge klingt. Und als Friedrich
Leopold Stolberg ans den Annen der schluchzenden Freunde der dänischen
Hauptstadt zugeeilt war und das verhaßte Land, dessen Klima „dem Denker
zuwider" war, ihn beherbergte, da stand der Abkömmling des alten cherus-
kischen Vierfürstengeschlechts, dessen Vorfahren Klopstock in dem Vardiet
„Hennanns Tod" als Waffenbruder des deutfchen Befreiers verherrlicht,
am Velt nnd sang mit den tobenden Wogen um die Wette:

»Von Dir entfernt, weih' ich mich Dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft und seufze der Heimat zu!"

Im Verner Rüsthaus aber erblickte er die Trophäen aus den sieg-
reichen Feldzügen der Schweizer gegen Karl den Kühnen, und der wehmüthige
Rnf entrang sich dem schwächeren Sohn einer weichen Zeit:

„Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh':
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.
Ich greife gleich nach Schwert und Speer:
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer:
Ich lege traurig ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand."

und er erklärte, die Schweizer seien nie deutscher gewesen, als da sie sich
dem deutschen Joch entzogen.

Darauf aber lag das Hauptgewicht. Der Kampf der jungen rbeini-
fchen Genies, Goethe an der Spitze, galt trotz der starken freiheitlichen
Tendenz im „Götz", trotz Klingers wilden Tiraden gegen die Fürsten und

manche!! politisch-socialen Himgespinnsten doch vorzugsweise den „itunstrichtern" und ihren verhaßten „Regulbüchcrn", die Meister Klopstock, immer noch „jugendlich-ungestüm", in den entferntesten Winkel seines Gelehrtenstaats verbannt hatte. In Göttingen wurde — wiederum uach Xlopstocks unklarem und unverstandenem Muster — ein Vorspiel der burschenschaftlichen Bewegung unseres Jahrhunderts in Ecene gesetzt. Aber das Geschleckt der Wartburggenossen war durch die harte Schule der Freiheitskriege gegangen, hatte trotz manchen Ueberschwangs in Rede und That doch bestimmte Ziele vor Augen und handelte darnach. Hier redeten und dichteten fenrige Jünglinge, von idealster Gesinnung beseelt, aber gänzlich unerfahren im wirklichen Staatsleben, von grasten Thaten, glaubten mit dem .'»Uang ihrer Lieder Berge zu versetzen und die Vesten der Tyrannen stürzen zu können oder lebten der naiven Zuversicht, als „Lauddichter" die Volkssitten zu bessern; und wenn Einem die Gefahr solchen Schwürmens vorgehalten wurde, so erklärte er aufrichtig, jene Tyrannen seien uur Kinder seiner Phantasie, und kein lebender Fürst brauche sich dadurch getroffen zu fühlen.

Tie wollten nicht Fürstendiener sein, doch aus dem Freundeskreis traten die Grafen Stolberg als Kammerjunter an den dänischen Hof, und der Fürstenhasser Voß suchte eine Stelle bei eine»! deutschen Kleinsürsten. Ueber die Misdre der deutschen Kleinstaaterei hinwegsehend, holten sie ans der Vorzeit ihre Ideale herauf und stellteu die Republikaner Timoleon und Brutus in eine Reihe mit Hermann uud Tell, die ein fremdes Joch zersprengten, ja mit Luther, den Vorkämpfer für Geistesfreiheit, und Klopstock, der Freiheitsthaten nur befungen hatte. Aber wenn einmal der Blick aus der luftigen Höhe in die irdifcke Sphäre herabstieg, fo blieb er gewist auf dem freien Schweizervolk bewundernd haften. — Wirkte doch auch hier als lebendiger Zeuge, dast die Enkel der Väter werth seien, Johann Kaspar Lavater, der den Nebergriffen des Landvogts Grebel so muthvoll entgegengetreten war und in Liedern, die im Ttolberg'schen Vaterhause auch von den Schwestern gern gelesen wurden, seines Voltes Freiheit gepriesen, zugleich ein gläubig frommer Christ mit peinlichster Sclbstprüfung sein „Geheimes Tagebuch eiucs Beobachters seiner selbst" zur Freude der Mutter unserer Grafen geführt und ahnungsvolle, gerade wegen ihrer visionären Dunkelheit dies Zeitalter begeisternde Ausblicke in die Ewigkeit gethan hatte. Neben ihm erschienen die übrigen Berühmtheiten der Schweiz von geringer Bedeutung. Gestner erschien als ein braver Mann, aber „weniger" als seine Schriften. Ter einstige Gönner >Uopstocko, Bodmer, der in demselben Jahre mit nicht weniger als vier Vorläufen! des Schiller'schen Tells auf den Plan trat, stand in der raschlebigen Zeit bereits sehr abseits, wenn man dem „brauen, frohen Greis voll Lebens und Geistes" auch zusammen mit Goethe huldigende Besuche gönnte; Voltaire war als Franzose und Atheist verhastt, aber aus Neugier doch nicht zu umgehen; für Haller endlich, der statt im Tichtergewande schon längst in der schweren Rüstung einer

staunenswerthen Gelehrsamkeit glänzte, fehlte den jungen Stürmern jedes Verständnis;.
Denn freieste Ungebundenheit, Befreiung von Allein, was Eonuenicuz und Zwang hieß, war die Losung.
So schwärmten die drei Genossen mit Goethe, froh, des lästigen Hof- kleides entledigt zu sein, in „Werthers Uniform" umher, und Gleich- gestimmten flogen die Herzen im Sturm entgegen.
Goethe, den Brüdern bis dahin nur brieflich vertraut, wurde ihnen in wenigen Tagen fo intim, als hätten sie sich Jahre lang gekannt, und rühmend berichtete Graf Christian der Schwester von der Fülle der heißen Empfindung, die aus jeder Miene ströme, und den: feurigen Ungestüm, aus dein immer das zärtlich liebende Herz hervorsehe. So hieß Klinger, Goethes Landsmann, bald der „beste Mensch", nnd selbst der querblickende Merck in Darmstaot „ein braver Mann und unser Freund".
Wenig galt es ihnen, die als Küstenanwohner von Kindheit an dein Badesport huldigten, im Weiher bei Darmstadt zum Verdruß der Hof- gesellschaft das heiße Blut zu tühleu, und aus den Fluthen der Zürcher Gebirgsbäche konnten sie wohl die Steinwürfe erzürnter Bauern, nicht Lavaters liebevolle Vorwürfe vertreiben; fo gerne sie zahm sein wollten, das Nichtzahmsein habe doch seine unleugbaren Annehmlichkeiten, ineinte Friedrich Leopold.
Dies Doppelgefühl persönlicher Unabhängigkeit nnd politischer Freiheits- liebe hatte der junge Dichter in einem seiner frühesten Gedichte, der „Freiheit", noch nicht zu fcheiden gewußt. Jetzt gab ihm die Schweizer Natur jenes Gegenstück zu Mahomets Gesang ein, den „Felsenstrom", der, ein freier Jüngling, die Wolkenhöhe verlassend, sich unten im Thal in der Dienstbarkeit Fesseln schlagen läßt, wie es ihm selbst später geschah; im „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" aber brauste der Klopstock'sche Durst nach Tyrannenblut gewaltig auf, den Fran Aja in Frankfurt durch die ältesten Jahrgänge des echten Tnrannenblutes aus ihrem Keller so geschickt gelöscht hatte.
Land nnd Leute in der Schweiz wurden enthusiastisch begrüßt.
„Kinder!" rief Graf Fritz auf dem Ritt durch's Thurgauische arbeitenden Bauern zu: „wenn Einer käme und Euch um Eure Freiheit bringen wollte, würdet Ihr so brau sein, wie Eure Väter?" und freute sich, als es im vollen Ehorus bestätigend zurückschallte, und eiu alter Graukopf eine Art emporhob uud mit herzlicher Stimme rief: „Mit dieser Art schlug' ich ihn todt!" Und im gepriesenen Walliserlande Nousseaus war ihm ein Herzens- genuß, daß die Franzosen von den Deutschen beherrscht wurden.
„So mag ich's gern; dem Deutschen giebt Gott Freiheit und Muth, dein Franzosen Witz und soviel Leichtsinn, als nöthig ist, Fesseln zu tragen."
Ihm, wie Goethe, setzte sich die Wirklichkeit in Poesie um, wenn er schon nicht den unendlichen Reichthum der Gefühle und die große poetische

Gestalt>ing5kraft des Jugendfreundes besaß. So gab ihm der Rheinfall
das zarte Hebet an die Mutter Natnr, die ihn am Gängelbande leiten sollte,
so besang er Teils Kindheit mit uordeutendem Blick auf seine Lebensthat,
betrachtete eines Zwingherrn zertrümmerte Burg im Gefühl ausgleichender
göttlicher Gerechtigkeit und spielte, wie einst Haller, den frohen Zuschauer
bei einer Familienfestlichkeit, wo er dem neu vermählten Paare zusang:

„Ihr liebm Neide, freuet Euch!
Es sei lein Glück dem Euren gleich;
An wackeln Kindern weidet reich,
An Söhnen, bieder und voll Muth
Nach alter Schweizcisitte,
An Töchtern, sonst und keusch und gut,
Die Zierde Eurer Hütte!"

lind der Qde auf den Abschied von Lauater, der an thränenseliger
Empfindsamkeit dem berühmten Trennungsabend von Göttingen Nichts nach-
giebt, verlieh er einen stimmungsvollen Eingang im Anblick des ruhende»
Züricher Tees, ganz ähnlich Matthissons späterem „Abend am Zürichersee".

Tie Begeisterung für die Schweiz blieb den Brüder,:, insbesondere
Friedrich Leopold, nicht ein bloßer Iugendrausch. Mit demselben Blick des
idealisirenden und Alles verschönernden Tichtcrs, den Lavater ihm hellsehend
zuschrieb, bereiste er 16 Jahre später dasselbe Land und lieft sich damals
wie jetzt im warmen Gefühl für alles Grofte und Erhabene, worin fein
eigenstes Naturell liegt, über die mannigfachen Schattenseiten des gelobten
Landes gern hinwegtäuschen.

Graf Ehrislian, eine kühlere Natur, besaft >— um in Lnvaters Sprache
zu reden — „mehr sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zn Geschäften und
praktischen Beratschlagungen . . . nicht das nufguillende, reiche, reine
hohe Lichtergefühl . . . nicht das heftige, in morgenrüthlichem Himmel
dahinschwebende. Gestalten bildende Lichtgenie — mehr innere Kraft,
vielleicht weniger Ausdruck." Das fpricht fich auch in dem vorliegenden
Brief zur Genüge aus — wobei freilich zu berücksichtigen ist, daft in diesem
zusammenfassenden Rückblick Fritz Leopolds Gefühle alle weicher abgetönt
find — und so zeigen die Briefe, die nun fchlieftlich in eigenen Worten
reden mögen, lehrreich, wie die allgemeinen Anschauungen der Zeit in den
einzelnen Personen sich charakteristisch abwandeln.

Sie sind an den Tichter des „Ugolino" gerichtet.

1. Graf Friedrich Leopold an Gerstenberg.

Lausanne b. 16. Oct. 1775.

Tas Versvrechen an Sie zu schreiben, mein Liebster, war das Versprechen meines
ganzen Herzens. Ich that es in einem Augenblick welcher Sie mir, wenn es möglich
war, noch theuier machte, gleich drauf rissen Sie sich aus meiner Umarmung, ich sah
Ihnen lange na<5, bis ich nicht nur Sie, und Ihren Nachen, sondern auch die letzten
Furchen Ihrer Ruder aus den Augen veilor. Ta nach scegnete meine Seele meinen
Gerstcnberg! Ihnen wünsch!« ich olle mögliche Glückseligkeit und mir die Freude Sie
..'

bald wieder zu umarmen. In 20 Stunden waren wir in Lübeck. Einige Tage nach unserer Ankunft in Hamburg lam unser Klopstock dort von seiner CarKRuhcr Reise wieder an. Mit ihm, mit unserer Schwester von Utersen,*) unserm Mumsscn,") Claudius, Voh und Miller, welcher mit Klopstock gekommen war, nebst noch anderen Freunden und Freundinnen, haben wir in Hamburg bey 3 Wochen zugebracht. In Göttingen sahn wir noch einige alte Freunde, in Franckfurt fanden wir unseren Haugwiz; Göthc ward so sehr unser Freund daß er sich entschloß mit uns nach Zürch zu reisen. In CarlsNuh blieben wir 6 Tage, die Prinzeß Louise von Daimstadt, itzige Herzogin von Weimar hielt sich dort auf, eine Prinzeß vom edelsten Lharacter, von einer Grösse der Seele welche jeden Mann merckwürdig machen würde. Welche Gegenden, mein Liebster, haben wir in der Pfalz, am Rhein nnd an der Neckar geschn! Und bey Frankfurt an den Ufern des Mayn, nnd bey Mainz wo mitten im MeerbreiKn Rhein eine Glysische Insel uns in ihre Schatten aufnahm!

In Strasburg lernten wir Lenz kennen, in dem kleinen, gutherzigen somalischen Männchen wohnt viel Genie. Welche Fruchtbarkeit zeigten uns die gesegneten Ebenen Schwabens! Die Einwohner sind gut, freundlich, arbeitsam, die Weiber hetzlich. Viel empfand ich da ich in das Gebiet von Schnffhausen kam. Nun im Lande der Freiheit! Wir sahen den Rheinfall. Gerstenberg, umsonst bieten Sie Ihre reiche, feurige, schaffende Phantasey auf Ihnen den Rheinfall zu mahlen. Uebcr 8 hohe Felsen stürzt 100 ssuh hoch uno 75 breit der Nhcin mit bei Stimme Gottes, mit undenklicher Schnelle, mit weit umherspritzenden Tropfen, bebeckt mit weissem Schaum den zuweilen stürzende grüne Wellen unterbrechen, in das hallende Thal. Ich verglich, da ich ihn ansah, den Seelen» schwung der lyrischen Poesie mit dieser lebendigen die Seele hinreißende» Bewegung, und einen Augenblick lang piMit i««wm esse. Von Schaffhausen ritten wir nach Kosrnitz, sahen den Boden See durch welchen der Rhein fliest, und das Feld, wo der brave tzutz verbrannt ward, wo vor einigen Jahren noch abgemahctes Graß einer vom Teufel bezauberten Wiese ist veibrannt worden. Wir befühlen den Boden See, und eilten nach Zürch. O mein Theuerster, was ist Lavatcr für ein Mann! Um seinet-willen haben wir 3 Wochen zwischen einem Fluß und dem Zürcher See in einem Bauer-Hause in herrlicher Gegend 20 Minuten von der Stadt gelebt und mit ihm fcelige Stunden gehabt. Nun traten wir unsere erste Fuß Reise an, wir gingen durchs Kanton Zug über den Zuger See auf einen Berg welcher zwischen dem Zuger See und dem 4 Waldstädtcr See liegt, hier sahen wir die Sonne untergehen und aufgehen über 13 Seen! Von da (ich wünschte daß Sie mir auf der Karte folgten) gingen wir über den Lowcrtzer See, wo wir in kleinen Inseln zween Eremiten besuchten, deren einer es wegen einer unglücklichen Liebe geworden ist. Ein härener Rock, Brod, Wasser und ein Rosen» kränz ersetzen ihm das Mäogen und die Freuden des Rosenbettes. Von da giengen wir über den mit Felsen eingeschlossenen Waldstatter See nach Altorff.

Alle die kleinen demokratischen Cantons sind frey wie Adler, und fühlen ganz das Glück ihrer Freiheit. Diese Freiheit giest den Ueberfluß auf diese Länder wo weder Korn noch Wein wächst. Nirgend sieht man Pracht, nirgends Elend, überall weit mehr Wohlstand, als in den fruchtbarsten Ländern. Am See besuchten wir eine Kapelle wo Tells Thaten gewählt sind, sie heist die Tellcn Kapelle. Hier wais, wo er aus dem Nachen de« Tiranncn sprang. Bey Altorff sahen wir das Hauß wo Tell geboren ward in eine Kapelle verwandelt. Die hohm Felsen welche diese Gegend umringen, und zween stürzende Flüße haben gewiß viel dazu beygetragen den Helden zu bilden.

*) Die durch ihren Briefwechsel mit Goethe bekannte Auguste Stolberg, Stiftsdame zu Ueterfen (1753-1835).

") Dr. Jakob (Tobn) Mumssen, der Freund Klopstock« und der Stolberge. lebte als Arzt in Hamburg.

Ter ganze Kanton Uli hallt vom Namen Tcll, jedes kleine Kind spricht mit
Enthusiasmus von ihm, sie glauben, ci scr, nie Elias von Gott aufgehoben norden auf
feurigen Wagen und Rotzen. Wir erstiegen den 8 Stunden hohen Gotthard, auf einem
Weg gehend welcher immer in Felsen gehauen ist, zur Seite stürzt die Reuß in
donnernden Kataracten. Ucber hundert Fclsenströme stürze» in unabsehbarer Ferne von
Felsen herab in diesen Strom. Wir kamen hoch, und die Gegend ward rauher. Endlich
sahen wir nichts, als rechts Felsen Mauer, linls die Reufz scheltend im Abgrunde. Eine
Wolcke umhüllte uns, kaum tonten wir langsam weitergehn. Gelöse umgab uns, die
Wolcke schwand und wir sahn uns an der Teufels Brücke wo von hoch herab unter die
Schwibbogen der Brücke die Reuß in einem gewaltigen Kataracte stürzet in das Felsen«
thlll, gleich nach dieser Brücke wird das Thal eng und war ehemals geschlossen, die
Kunst aber hat einen Felsen Gang von 80 Schritt lang gemacht, durch den man aus
der rauhen Gegend hinein kommt in ein grünes Wicsenthal, wo die Reuß schlangelt,
und wo man wieder die Klocken der weidenden Kühe Hort. So geht man aus den Thalen
des Cozntus in Elnsium. Aber nach diesem Thalc wird die Gegend wieder rauh.
Man sieht nichts als die Reuß, Felsen und Ziegen welche das seltene Graß zwischen
Hangenden Felscnstiicken aufsuchen. Der Gipfel des Berges ist schrecklich, ohne Aussicht
von unersteiglichen 3 Stunden hohen Felsen eingeschlossen. Aus drey Seen entspringt
die Rhone, der Tesin und die Reuß, wir badeten in diesen Seen um welche noch Schnee
und Eis lag, so hart hat uns das tägliche Bad in der Schweiz gemacht. Wir giengen
zurück nach Altorff, schiften überu See „ach der kleinen Republick Gersau, welche aus
1U00 Seelen besteht, schiften hinüber, ins Kanton Unterwaldau (,>i>) wo unglaubliche
patriarchalische Einfalt und Güte in seinen Hütten wohnt, schiften wieder über den See nach
Küßnach, wo eine Kapelle an dem Orte steht, wo Tell den Tirannen erschoß, giengen über
Lucern nach Sempach, wo auf dem Schlachtfeld« eine Kapelle mit < rfochtenen Fahnen be-
hängen steht und ein Neinhnus', und kamen wieder nach Zürch. Hier fanden wir Gothc noch,
welcher unterdessen, daß wir in Zürch auf dem Lande waren den Gothard besucht hatte.
Wir trennten uns traurig von ihm und einige Tage nachher von unserm Lanater. Wir
fingen eine neue und grösseie Fußreise an. Turch das freue und freudige Appenzell und
Glari« (»i<) kamen wir zum Wallenstadter See, welcher tief liegt zwischen hohen mit
Gebüsch behangnen Felsen von dessen Gipfeln sich silberne Strome in den grünen See
stürzen. Hier machte ich den Gesang, der Felsenstrom, welchen Sie im Musen Allm:
werden gelesen haben. Wir giengen von Wallenstadt durch göttliche Gegenden nach
Marscklins in Gmubündte» zum treflichen Salis*), welcher das Bhilontropin dort gc>
stiftet hat, einem der freicsten, entschlossensten Männer so ich je gesehen habe. Er ward
unser Freund, und bot sich an uns durch ganz Vündten bis zum Comer See zu führen,
O, Gerstenbcrg, über welche Berge, durch welche rauhe Gegenden sind wir gegangen.
Wir haben nackte Felsen bestiegen, uns in Schneewasser gebadet, in Alpcnhüttcn den
Seegen einfältiger, freier Leute genossen, auf einem Berge ewiges Eis bestiegen und
(sind) in Grotten enigcs Eises hineingegangen wo drey Quellen entspringen, deren eine
durch die Tonern in das schwarze Meer, die andere durch den Rhein in die Nord See,
die dritte durch die Adda in das Mittelländische sich eraicst. 3 Stunden vor «'InKvenn»
herrscht ewige Kälte, in < ninvenu» wachsen Wein, Feigen, Lorbern, Cvprcssen u. s. w.
Mitten auf dem Comer See schied unser theurer Salis von uns. Wir giengcu durch
Paradiese und über den Lngancr See zum Locarner See, wo aus den Boromäischen
Inseln zwischen Murthen Gebüsch, Lorbeer Hainen und Pomeranzen ein ewiger Frübling
hcrscht, wo man nur durch den Blick auf da« umgebende Ufer die Jahres Zeit errathen
kann. Schade das die Kunst die Natur aus diesen Inseln verdrängt hat, man wird ge-
blendet und geht mit kaltem Herzen nieder fort. In Piemont und Saroten sahen wir

5) Ulw'scs von Salis-Morsä'lins, französischer Gesandter in vündten, gründete 1771
sein berühmtes, bald wieder aufgegebenes Philanthroui'i.

in herrlichen, fruchtbaren Ländern bettelndes Elend von Despoten gedruckt, in Wallis sahen wir zwischen kalten und armen Felsenthillern glückliche Söhne der Freiheit. Genf ist edel und frey, Neufchatel ist glücklich und frey eu äspit Hu rui de I'i-u»z«. welcher so wenig Gewalt dort hat, baß cr es nicht hindern durfte daß unter dm anderen Schweizer Regimentern auch 2 Kompagniecn Neufchateller in französischen Diensten gegen ihren König fochten. Im Kanton Bein ist der Bauer wie in der ganzen Schweiz von Abgaben frey; reich und glücklich unter milder Aristokratie. Das Kanton ist unbeschreiblich fruchtbar und schön. An der Stadt schlängelt die Aar, man sieht eine Kette vom Schnee Gcbirg welches 18 Stunden weit ist, wo die Sonne jeden Abend die weissen Gipfel röthet. Bon Bern giengcn wir über Solothurn nach Basel, wo wir wieder den herrlichen Rhein sahen. Dann wieder zurück nach Bein, von da über Murten, wo die Schweizer den grossen Sieg über Karl den Kühnen erfochten, und durchs Kanton Freiburg hierher, an den Ufern des Sees erwarten wir die Freuden der Weinlese. Wir habe» nun die 13 Kantons und alle freye Bunds Genossen gesehn, wir sind Augenzeugen vom Sccgen der Freiheit, von der Freude, dem Geiste, der Seeligkeit welche nur sie giebt, und welche andere Völcker nicht begrciffen können. Dieses edle Volck ist ohne allen Hochmuth, in seiner Einfalt, stolz auf die Freiheit.

In Genf haben wir Zimmermann gesehn, und Voltaire besucht, der alte Sünder schreibt nun uu oomwenwire sur 1'eoritur« ««ii>w, voll Worte der Lästerung. In Ben« haben wir Halter aesehn, cr ermüdet sein kranckes Alter mit Vertheibigungen für die Religion, denen man die Abnahme seiner Kräfte nur zu sehr anmercken wird. Nach der Weinlese gehn wir über Bern, Zürch, Schaffhausen, Ulm, Nürnberg, Gotha, Weimar, Dessau, Potsdam, Berlin, Mecklenburg, Hamburg, und die Belle wieder nach Kopenhagen. O mein Theuerstcr, ich beklage daß uns unser Weg nicht über Lübeck führt, Jahres Zeit und Verspätung treiben uns zu sehr als daß es uns möglich wäre über Lübeck zu gehen, im Fall Sie zuweilen nach Hamburg kommen, wäre es nicht möglich daß Sie zu der Zeit hinkämen wenn zwen Freunde welche Sie so zärtlich lieben dort wären? Ich weiß nicht, mein Theucrster, ob ick es hoffen kann, aber ich glaube viel von Ihnen hoffen zu dürffen. Ich bin neugierig ob Sie viel gearbeitet haben, ob Sie Ihre Schriften herausgeben. Mich hat die Schweiz zur Vollendung meines Freiheit« Gesangs und zu manchen kleineren Gedichten begeistert. Den Frciheits Gesang will ich Ihnen in Hamburg geben, oder von dort aus schicken. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Geliebten, und den lieben Kindern welche mich so froh umhüpften wenn ich kam, weil sie wüsten, wie sehr ich Papa liebe. Ich drücke Sie fest an mein Herz.'

F. L. Stolberg.

Im Fall Sie den redlichen lieben Testorvf*) kennen, so grüsscn Sie ihn herzlich von mir. Mein Bruder umarmt Sic herzlich. Wir haben nun über 350 Stunden zu Fuß in diesem Lande zurückgelegt; Schweizer Stunden, 24 auf den Grad. Ich wünschte sehr, daß Sie mir Ihre Silhouette für Laoater schickten. Schreiben Sie mir, mein Liebster, schicken Sic mir den Brief ü lodv)lni»»z«ii I>«t«lir «>n Aeiluciu«' 5 ll!>m>>our^, Homer ist unser beständiger Begleiter gewesen, oft die Ilias auf dem Schlachtfelde, und die Odyssee in Alvenhütten.

2. Graf Christian an Gerstenberg.

Schleswig d. 21. Jan. 1770.

Mein Bruder hat Ihnen, mein Liebster Gerstenbcrg. die Beschreibung unserer Reise gemacht, bis zu unserer Ankunft in I^»>8!>nne, von mir sollen Sie die Fortsetzung bekommen, die Ihre Freunde aus dem fernen Lande zwar zurück führt, und sie Ihnen, mein Bester, sehr nahe bringt, aber doch leider nicht da endigen kann, wo die Sehnsucht

*) Johann Matthäus Tesdoivf lebte als Rathssecietär gleich Gcrstenberg in Lübeck.

des Wiederschcns, durch jede Freude der ersten Umarmung gestillt wird. So sehr hatte ich gehoft Sie in Hamburg zu sehen! aber ich weih daß es Ihnen unmöglich war.
Ich will zur Reisebeschreibung über.
I.2w»un« gehört zu denen Städten davon jedermann spricht, und die zeitvertürzenden Gesellschaften, und den angenehmen Auffenthalt lobt, mögen sie es doch, mir hats da nicht gefallen. Die Lage der Stadt ist zwar sehr schön, sie sieht von einer Höhe auf den Genfer See hinunter, und hat auf allen Seiten Wald und Rcbenberge, aber wie wenig, ficht man davon in der Stadt selbst, die engm Straßen die bcrg auf berg ab, oft sehr steil gehen, und die zum Theil hohen Häuser schneiden jeden Blick ab, der sich in die Feme wagen will. Der Ton in den Gesellschaften ist voll ^»«cwtio». soll nach den französischen geformt scyn, aber übertrift sein Muster noch weit, und da er auch witzig senn soll, schraubt sich jeder fünfte Kopf so lange, bis er auch durch ein frostiges d„n N„t seine Zeche bezahlen kann. Von den dortigen Damen sagt Uvlmi)- AnnwFu l> sont <te« Du,oll»8go>! z>«r^n«L8 ,>>!!r ,i«5 Ds^rö« <Ie« 1'mileü, und das ist sehr wahr. Was sie sich für .^>« geben? Nach wenigen Tagen eilten wir davon, nachdem wir uns auf dem Lande den einem alten Nelanndten einen recht vergnügten Tag verbracht hatten. Er lebt auf einem allerliebsten Landgute, mit einer jungen liebenswürdigen Frau, die ihm cinm Sohn und eine Tochter geboren hat, und genießt alle Freuden der Ruhe, und alle Freuden des Mannes und des Vaters. Nun gings nach V«v-»v. Diese kleine Stadt hat die schönste Lage, sie liegt am Ende des Genfer Sees, übersieht ihn ganz, sieht die ganze fruchtbare bebaute Küste auf der Schweizer Seite, und die hohen savonischen Gebürge auf der andern. Hinter ihr öfnet sich ein schönes Thal das von himmelhohen Felsen umgeben ist, die sich immer enger zusammen drängen, und endlich nur einen sehr schmalen Durchzug ins Waliser Land übrig laßen. Hier wars, wo wir die Freuden der Weinlese genoßen, wo wir fiölig mit den froligen waren, und wo uns der Auffenthalt in jedem Lande wo kein Wein wächst, eben so unnatürlich vorkam, als da wo man den Einwohnern das Korn zuführen muß. Diese Freuden stellen Sie sich nicht vor, und ich beschreibe sie Ihnen auch nicht. Wie wir ankamen beugte sich schon jeder Wcinstock unter der Last seiner Trauben, die das warme Wetter hoch angeschwollen hatte. Jeder Besitzer eines Weinbergs hatte vor seinem Hause, die unendlichen Fäßer, und richtete seinen Keller zu, und die Kelter die im Eingänge des Hauses steht. Wir waren an sehr gute Leute empfohlen, die uns mit aller Freundschaft und Gastfreiheit ausnahmen, und uns unfern Auffenthalt sehr angenehm machten. Den ganzen Tag waren wir in den Weinbergen, aßen den ganzen Tag Trauben, und zwar so wollüstig ißt man dann die Trauben, daß man von jeder Traube nur die allerbeste Beere aussucht, und so durch den ganzen Weinberg spaziert. Winzer und Winzerinncn lachen und singen dm ganzen Tag, diesen nahmen wir oft ein Reben Messer ab, und halfen ihnen bcn ihrer Arbeit. Wie sie über den Neuling spotteten, nnd wie sie ihm nie die Buße schenckten, wenn eis nicht recht machte, die darin bestand ihm ungestüm einen Kuß abzufordern. Ben den jungen Winzerinnen war diese Buße nicht so unangenehm, und es fiel wohl manche Traube auf die Erde, um dafür gestraft zu weiden, aber die alten Winzerinnen waren immer die ersten die sich bezahlen liehen, und waren so froh sich die Freuden ihrer Jugend wieder zu erinnern. Dann besuchte man die Kelten wo die Dünste des Weins den Arbeitern und Arbeiterinnen zu Hime steigen, und ihnen einen beständigen Scherz und immerwährendes Lachen erhielten. Den Abend und einen Theil der Nacht tanzen sie vor und in den Häusern, mancher aber schläft auf der Strahe seinen Rausch aus, und wird das Gelächter der frohen Timen, die ihm das Gesicht mit Hefen besudeln. Wir tonten nicht die ganze Weinlese abüiartcn, das hätte unsere Reise zu sehr verzögert, wir reihten von da über Friburg nach Bern. In dem Canton Friburg Hab ich die hübschtcn Mädchens gefunden, alle so schlank, so weiß nnd roth, so viel Sctalkheit im Blick, und Güte des Herzens in den I'l>v,'i>>?us,i!n<?i>. Die schönen blonden Haare winden sie in losen Flechten um den Kopf, und setzen einen

kleinen schwarzen Hut aufs linle Ohr. Die Männer sind so kriegerisch, daß sie fast
alle in fremde Dienste gehen und die armen Mädchens allein laßen. Der ganze Weg
von Vsvliv bis Bern war reizend schön, wir lamen durch die schönsten Thäler, und
hatten die höchsten, ober immer bewohnten und zum Theil mit Wald bewachsenen Berge
zur Seite. Es war schon sehr kalt. Die Bäume waren des Morgens bereift, und die
schöne Morgen Sonne vergulbete sie. Auch im Winter wolten sich uns diese Gegenden
zeigen, und auch dann haben sie unendliche Vorzüge vor den unfern.
In Bern hielten wir uns nur einen Tag auf, aber er ward uns von unserem
Freund Kirchberger so unvergehlich gemacht, daß ei bey mir immer mit roth im Kalender
soll bezeichnet seyn. Auf seinem Landhause brachten wir ihn zu, und genoßen ganz
die Süßigkeit der Freundschaft und des Landlebens. Nun gings wieder nach Zürck.
Doch nahmen wir einen Umweg über Schinznach, wo sich die helvetische Gesellschaft ver-
sammelt. Unterwegens bewunderten wir ein Werk der Kimst, daß in einem Torfe versteckt
ist, und daß wir ungesehen gelaßen hätten, wenn uns nicht Zimmermann darauf aufmerksam
gemacht hatte. Es ist das Grabmal einer jungen Pfarrer Frau. Ein Bildhauer liebte
sie, und da sie starb, erhob die Liebe sein Genie, und gab ihm den hohen Gedanken
ein ihr dieses Monument zu errichten. Ein flacher Stein bedeckt das Grab, der ist in
vier Theile zerspalten, und diese vier Theile erheben sich, und hervor drängt sich, mit
beiden Armen den Stein fortstoßend, ein schönes junges Weib, das die Freude der
Aufieistehung in der ganzen Miene hat, und aus der so viel Kraft herausströmt, daß
es jedem so faßlich wird, daß der Stein von dem Streben ihres Arms zerberste::
mußte. Das Kind, das sie nicht gebären tonte, erhebt sich aus ihrem Arm, und strebt
auch mit kindlichen Kräften sich aus dem Grabe empor zu reißen. Aus dem ganzen
leuchtet so viel Genius, athmet so viel Leben, daß ich noch nie ein Werck der Kunst ge-
sehen habe, das den Eindruck auf mich gemacht hat. Des Künstlers Name ist Naht*).
Er verdient die Unsterblichkeit, die er auch erhalten wird. Schade Schade daß er in
Sandstein gearbeitet hat.
Wir besahen die Trümmer der alten Habsburg, die Wiege unseres Kaiser Stammes.
Sie haben sich wohl gebettet, hoch auf einem Felsen ist ihr Schloß erbauet, umgeben
von Eichen Wäldern, und umflogen von Adlern. In den Hallen und Säulen wo so
mancher unserer Kaiser erzeugt worden, wurden jetzt Eicheln und Eckern getrocknet.
Das machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es wäre die 8iwati<m von Marius auf
den Trümmern von Q^tn^n gewesen, wenn nicht noch Habsburg blühte, und ihr Stamm
Nest nur allein öde und verlaßen wäre. Es liegt im Gesicht von Schinznack, ist ein
Triumph jedes Patrioten, sollte aber auch jedem Warnung predigen. In Zürch ge°
noßen wir aufs neue unfern geliebten Lavater, und wurden noch genauer mit diesem
Gottes Mann verbunden. Was daß für ein Mann, mein Liebster Gerstenberg! Wie
er mit der Schoos-Iünger-Güte, das feurigste Genie verbindet, das täglich seine freunde
durch die auflodernden Flammen in Erstaunen setzt. Wir hatten alle Mühe uns zu
trennen, und musten uns noch bei, dem Abschiede, der mir ewig unvergeßlich seyn wird,
mit Gewalt aus den Armen reißen. Unser Freund Miller war nach Zürch gekommen;

°") Ioh. Aug. Nahl, der Acltere, der Schöpfer des Denkmals des Landgrafen
Friedrich II. von Hessen, auf dem Friedrichsplatz in Kassel, dessen Ausführung in
Marmor von seinem Sohn Samuel herrührt. Die Grabschiift des hier erwähnten
Denkmals, das, der Gattin des Pfarrers Langhaus zu Hindelbank bei Bern geweiht,
im 18. Jh. oft (auch von Wieland und Goethe) genannt wird, war von Haller verfaßt
und lautete:

Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab.
Wach auf, mein Schmerzcnssohn, wirf Deine hülfen ab.
Dein Heiland ruft Dir zu, vor ihm flicht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

mit ihm und einem Freund Kaiser*), reihten wir bis Ulm. Da war wieder eine Trennung. In Nürnberg muste uns unser Herzens Freund Haugwiz verlassen. Der Schmerz erschütterte jede Saite unserer Seele. Wir waren aufs neue unzertrennlich geworben, und hatten gehoft bis Hamburg und vielleicht bis Kopenhagen zusammen reisen zu können. Nun musten wir unerwartet, er gegen Osten, und wir gegen Norden. Stumm und traurig reihten wir fort, und machten den ersten Stillestand vey unfern mütterlichen Verwandten in Franken. Ein Wort von Franken und Schwaben.
Die Natur ist da sehr reich, sehr abwechselnd, voll Schönheit. Nie Einwohner sind gute brave Leute: die grofzentheils unter ihrem Weinstock und Feigenbaum glücklich leben. Unsere betagten Tanten koiiten uns nicht langer halten. Aber bei einer jungen frischen Groß Tante, die noch nicht 20 Jahre alt ist, wards uns recht wohl, Sie hätte uns bald andere Gesinnungen eingeflößt als den Lespoct. eines Klein-Reffm gegen feine Gros; Tante. Durch die schönsten Gefilde reihten wir bis an den Thüringer Wald, da ward Gegend und Klima rauh, und der Weg entsetzlich, mit Mühe stiebten wir bis Gotha. Von da nach Weimar, wo wir unsem geliebten Göthe fanden, mit dem wir so gerne die ganze Reise gemacht hätten. Wir genohen ihn 8 Tage, und lebten mit ihm mit dem Herzog, der ein trcflicher junger Mann ist, und mit dm beiden Herzoginnen, die sind wie Herzoginnen nicht sind, herlich und in Freuden. Ter ganze Hof ist sehr angenehm, mau kann vergehen daß man mit Fürstlichkeiten umgeht. Wieland sahen wir viel. Sie wißen wie viel ich gegen ihn habe, und wie viel ich ihm nie werbe der» zeihen tonnen, dem ohngcachtet glaub ich daß er im Grunde ein guter Mann ist, dm öfter Schwachheit und Leichtigkeit herum getrieben haben.
Nun kamen wir durch die schönen Gegenden von Jena, Naumburg, Merseburg, noch Deßau, fanden da den Philosophen Zi,z<xl,>«, der mit 16 Kindern unglaubliche Wunder des schnellen Unterrichtes thut, besuchten einen der besten Fürsten Deutschlands, und schmelten das uns neue Vergnügen einer wilden Schwein tzeze. Da hätten Sie uns sehen sollen, auf raschen Gäulen durch den Wald jagen, die Hunde anhczen, das schnaubende Schwein verfolgen, Wenns die Hunde nun gepackt hatten, vom Pferd springen um ihm dm Fang zu gebm. Eine ganze Heerde sprengten wir in die Elbe, und sie schwömmen durch, und genseit hörten wir noch ihr wildes Schnauben.
In I>ut86nm fehlt nur daß der reisende seinen Mantel ausschütteln mühe, so «ärs die Hofhaltung des I)ionv8. Von Soldaten Unteioficirs Fiihndrichs und ^äjutnuten wird man ausgefragt, nicht anders als wenn sie dm gegründetesten Argwohn hätten man wäre ein Spitzbub. Vom König redet niemand, alles sieht sich mit Furcht und Zittern um, und ein Fremder wird geflohen als wäre er von der Pest angesteckt.
Wir sahen das schöne 8lluz«t,u«i, und allen Prunk des neuen Schloßes, wo oft die Pracht den Geschmack, und dieser oft die edle simpIicitHt. verdrängt, ohne welche er nicht wahrer Geschmack seyn kann.
Die königliche Stadt Berlin ist prächtig und schön. Viel geschminktes und übertünchtes Elend jammert drinnen, in Häusern die wie die Paläste strotzen. Der Ton der grohen Gesellschaft ist ünec-tirt und afteifranzösisch. Die Minister hosfärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt, und mit Federn besteckt wie die Schlittmpferde. Die abscheulichsten widernatürlichsten Laster erheben hier ihr Haupt öffentlich empor, und haben besonders ihr Wesen in dm prinzlichen Häusern, von da breiten sie sich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat. Wir hielten uns nicht lange auf, und hatten die Freude mit unserm Freund «^uiliu« zurück zu reisen. In Hamburg hatten wir in dem Zirkel unserer Freunde himlische Tage, Sic nur, mein bester, hätten unsere Freude noch vermehren können.
In Kiel lebten wir 3 Tage in allem Wirwair des Umschlags, genohen aber ^lÄmsru viel. Hier sind wir in dem Hause das Herrn von Koni?, er und seine

*) Philipp Christoph Kayser, der Componist und Goethes Landsmann.

Frau sind die vertrautesten Freunde unserer Eltern. Wir sind wie Kinder im Hause.
Neyde gehören zu den allerbesten Menschen auf der Welt, und würden auch zu der Zeit
zu den allerbesten gehört haben, da noch im goldenen Jahrhundert Gott und seine Engel
Abraham, und Zcvs und Merkur rbiwmou und Uuuel» besuchten. Er der redlichste,
offenste, kühnste Mann, der interehant ist, wie ich seines gleichen nicht kenne; und sie,
die sanfteste, frömste Seele, die das zarteste Gefühl vom Recht und Unrecht, vom Schönen
und Nicht schönen hat, die mit der schönsten renotration die langmüthigste Güte ver-
bindet, welche dann noch entschuldiget wenn jene langst die MaLle durchschaut hat.
Ben diesen besten Leuten, welche zu bald für uns, die Bewohner des Himmels werden
weiden, haben wir süße Tage zugebracht. Der Prinz und die Prinzeß von Hetzen, sind
sehr liebenswürdig, sie ein sanftes Welbgcn, und er ein achter junger deutscher Mann.
Nun aber gehts nach Kopenhagen. Morgen reisen wir, und werden wohl genöthiget
scyn, den Belt im Eihboot zu r^zgilon. Fürchten Sie nichts für uns, Liebster Freund,
Gefahr ist nicht dabcy, als wenn man die Schiffer zwingt, bey wiedrigcm Wind und
Strom überzugehen, und das thun wir gewis nickt. Vorher weiden wir noch die
Eltern unseres Bote und die Geliebte unseres Boß besuchen. Dann kommen wir nach
Kopenhagen, wo zwcy geliebte Schwestern die Arme nach uns ausstrecken, wo wir uns
ganz der Freude eines Wiedersehens überlaßen wollen, das durch viele Hindernisse viel
weiter hinaus gerückt worden ist, als wir anfänglich geglaubt hätten.
Ich mache Ihnen keine Entschuldigungen, Liebster Geistenberg, über die gewaltige
Länge meines Briefes, ich würde ihre Freundschaft dadurch beleidigen, das weiß ich. Wenn ich
au meine Freunde schreibe so fließt mein Herz in meine Feder, und ich habe dann
das Gefühl, daß es meinen Freunden bey meinem Briefe ganz erträglich wohl werden wird.
Sagen Sie nur ja wie es mit Ihrem Vorsaz steht, viel geistige unsterbliche Kinder zu
zeugen. Um die Zeugung der leiblichen sterblichen Kinder soll es zwar auch ein treflich
Ding seyn; aber die geistigen unsterblichen, mein Liebster! Geben Sie bald ihrem erst»
gebohrcncn Ugolino Brüder und Schwestern, und laßen Sie mir bald was von Ihnen
sehen, wenns auch Embryonen sind.
Der Frau von Geistenberg, die mir immer als Ideal der Gattinnen und Mütter
vor Augen schwebt, sagen Sie von mir sehr sehr viel freundschaftliches. Wie wohl thuts
mir wenn ich denke, daß Sie, mein Freund, mit der häuslichen Glückseligkeit so reichlich
geseegnet sind. Küßen Sic ein jedes ihrer lieben Kinder von mir, und grüßen Sie
meinen Freund T'szäoi'vv, und 8t«in den ich in den par Tagen in Hamburg sehr lieb
gekriegt habe.
Sie, mein Geistenberg, umarme ich mit der wärmsten zärtlichsten Freundschaft.
C. Stoiber».

^>

/^ ^MM^^<^>^^
^^/ ^-^' .?'

Wilhelm Müller.

Ein biographisch-kritische 5tudic.

von

Adolf Nchut.

— Verlin. —

I er hundertjährige Geburtstag ist oft ein willkommener Anlaß, um das Andenken eines hervorragenden Mannes der Vergangenheit für die Gegenwart neu aufzufrischen. Mancher Halbuergessene und Verschollene wird allerdings durch eine folche litterarische Galvanistrung zu neuem Leben erweckt — aber in den meisten Fällen hält das Experiment nicht lange an und — „die Todten reiten schnell". Ganz anders ist dies Erinnern bei einem Genius, der durch seine Schriften und Thaten noch immer wirkt und schafft, obschon sein sterblich Theil längst in der Erde Schooß gebettet ist; da ist eine Anknüpfung an feinen Säculartag nicht ein bloßer Act der Pietät, fondern noch mehr der Ausdruck der Verehrung und der Liebe, welche die Mitwelt für die Leistungen des Verstorbenen noch immer hegt.

Zu diesen außerordentlichen Geistern gehört auch Wilhelm Müller oder — wie man ihn zum Unterschiede von seinen zahlreichen Namensvettern noch nennt — der „Griechen-Müller", seit dessen Geburtstag am 7. October d. I. hundert Jahre verstrichen sind. Er ist nicht eingesargt in deu Katakomben der Litteraturgeschichte, als ein Zierde verflossener Zeiten; er lebt noch unter uns dnrch seine herzerquickenden, frischen Lieder. Noch immer singt uud klingt iu seinen köstlichen Gesängen eine helle, innige Naturfreude, und noch immer ertönen dieselben aus taufenden und nbertausenden sangesfreudigeu Kehlen. Dieser Lyriker von Gottes Gnaden ist in der That ein Sänger in des Wortes bester Bedeutung; daher wurden so viele seiner Gedichte comvonirt, und sie entzücken uus heute ebenso, wie sie unseren Vätern

und Großvätern die hellste Freude bereitet haben. Seine Lieder sind eben Volkslieder geworden, und sie können deshalb auch nur mit dem Volke sterben. Wer kennt sie nicht, die Perlen der volksthümlichen Lyrik: „Das Wandern ist des Müllers Lust", — „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", — „Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht" und andere prächtige Gedichte!

Während Adalbert von Chamisso — geb. 1781 — und Joseph von Eichendorff — geb. 1788 — das Waldlied der Romantik sangen, hielt sich ihr Zeitgenosse Wilhelm Müller ganz frei von dem Nebel der Romantik und des Mysticismus. Nicht iu der Vergangenheit, im katholischen Mittelalter, in der Raubritterzeit erblickte er das Zeil — sein Herz, sein Fühlen und Denken gehörten ganz der Gegenwart an; er war ein Liberaler durch und durch, und gleich Lord Vuron begleitete er den griechischen Freiheitskampf mit begeisterten Gesängen. In seinen berühmten „Griechenliedern" nahm seine Muse den begeistertsten Schwung. In Schmerz und in Lust ist und bleibt er der sangesfrohe Liedermund, nie angekränkelt von der Nomantik Blässe. Leicht sind seine Lieder empfangen, leicht klingen sie an und aus. Jubelnd begrüßt und feiert er den Frühling, die Freiheit, das Wandern, die Natur, Wein, Weib und Gesang. Ein Anakreontiker durch und durch, ermangelt er gleichwohl nicht einer echt deutschen Eigenschaft, des Gemüths. Ist es daher ein Wunder, daß eiu so congenialer Geist, wie Franz Schubert, von dm Liedern Wilhelm Müllers derart hingerissen wurde, daß er dessen Liedergaben: „Die schöne Müllerin" und „Die Winterreise" in wundervoller Weise componirte und diese Gesänge zu den höchsten tragischen Wirkungen steigerte?

Nicht zu den Romantikem darf also Wilhelm Müller gezählt werden, wohl aber ist seine litterarische Verwandtschaft mit der schwäbischen Dichterschule unverkennbar. In seinen Liedem offenbart sich dieselbe frifche, gemüthuolle Weise, dieselbe Innigkeit in der vielfach wechselnden Stimmung, wie sie in Schwaben hervortrat, und dieselbe echt deutsche Gesinnung, die sich oft kundgiebt, so z. V. in seiner Verspottung der damaligen Mainzer Bundesfestung mit den Worten:

Deutsch und frei und stail und laut«
In dem deutschen Land
Ist der Wein allein geblieben
Von des Rheines Strand.
Ist der nicht ein Demagoge,
Wer soll Gin« sein?
Mainz, Du stolze Vundesoeste,
Sperr' ihn nur nicht ein!

Nur 33 Jahre war ihn, vergönnt, zu leben, aber er hat mit der kurzen Spanne Zeit reichlich gewuchert. Es ist erstaunlich, wie viel er geleistet und welch' rastlose, Geist und Körper aufreibende, Thätigkeit er entfaltet hat, und zwar nicht allein als Dichter, fondern auch als Germanist und Schriftsteller. Leider wurde er von feiner Erdenthätigkeit abberufen, bevor er fein

Tagewerk ganz vollendet, aber was er geschaffen, genügt, um ihm einen
Ehrenplatz in unserer Nationallitteratur zu verschaffen.
Wilhelm Müller wurde, wie schon erwähnt, an, ?. October 1794 in
Dessau geboren. In dieser Stadt ist seines Lebens und Wirkens größter Theil
verflossen, und dort ist ihm auch an seinein 64. Todestage, 30. September 1891,
ein prachtvolles Denkmal gesetzt worden, welches Dessau zur Zierde gereicht.
Von seinen: Vater, einem strebsamen und intelligenten Handwerker, sehr
sorgfältig erzogen, floh seine Kindheit still und friedvoll dahin, und fchou
frühzeitig fand er Gefallen an den Wundern der Natur. Die höchste Wonne
bereitete es ihm, durch Feld und Flur zu streifen und zu wandern. Mehrere
Reisen, die er schon als Knabe mit einem Freunde seiner Eltern nach Frank-
furt a. M, Dresden, Weimar und anderen Städten unternehmen durfte,
förderten in ihm noch in erhöhtem Maße die Wanderlust, welche er in seinen
Liedern so schön besingen sollte.
Er zählte zu den Wunderkindern; mit 14 Jahren bereits entfaltete er eine
ungeheure litterarifche Production — wild und planlos durcheinander: Elegien,
Oden, kleine Lieder, Romane und Trauerspiele schrieben eifrig die kleinen
Finger; zum Glück hat er diese Producte nicht aufbewahrt, und so brauchen wir
uns mit jenen unreifen Erzeugnissen seiner Muse nicht näher zu beschäftigen.
18 Jahre alt, bezog er die Berliner Universität, um Philologie zu
studiren. Dort widmete er sich unter dem Einfluß F. A. Wolfs und unter
Leitung von Vöckh, Buttmann, Ruß, Solger und Uhden philologischen und ge-
schichtlichen Studien, die aber 1813 unterbrochen wurden; wie alle begeisterten
Jünglinge jener Zeit war auch er bereit, sein Leben für die Freiheit und
das Vaterland einzusetzen. Er trat als Freiwilliger uuter die preußischen
Fahnen und machte die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Eulm
mit. Später folgte er dem preußischen Heere nach den Niederlanden und
kehrte, nachdem er einige Zeit in dem Eommandantenbureau zu Brüssel thätig
war, 1814 über Dessau nach Verlin zurück. Es ist merkwürdig, daß diese
Theilnahme an den Befreiungskriegen ihn nicht zu vaterländischen Gedichten
wie Theodor Körner und E. M. Arndt anregte — aber das patriotische
Gefühl durchweht doch in wohlthuender Weise manche seiner Lieder. Das-
jenige, welches unter den „Muscheln aus Rügen" dem Adler von Arkona gilt,
sieht in den, Neste des königlichen Vogels auf Deutschlands zerklüfteter Nord-
spitze das Sinnbild künftiger siegreicher Einheit. Es lautet:

Auf Ailonlls Berge Adler, seh' Dich oben
Ist ein Adlerhorst. Auf den Felscnthion,
Wo vom Schlag der Woge Deutschen Landes Hüter,
Seine Spitze borst. Freier Wollensohn,
Spitze deutschen Landes, Schau hinaus nach Morgen,
Willst sein Bild Du sein? Schau nach Mitternacht,
Riß und Spalten splittern Schaue gegen Abend
Deinen festen Stein. Von der hohen Wacht!

Ließ der deutsche Kaiser Hüte, deutscher Adler,
Fliegen Dich zugleich, Deutsches Voll und Land!
Als er brach in Stücke, Deutsche Sitt' und Zunge,
Ach. das deutsche Reich? Deutsche Stirn und Hand!

In Verlin setzte Wilhelm Müller seine Studien fort. Daß er es mit seinen Arbeiten auf dem Felde der altdeutschen Litteratur ernst nahm, beweist seine 1816 erschienene Schrift: „Vlumenlese aus den Minnesängern"; seine Vorrede über den deutschen Minnegesang zeugt von selbstständigen und eindringenden Forschungen. Der Aufenthalt in Verlin sollte für seine dichterische Zukunft zur entscheidenden Bedeutung werden; im Kreise einiger poetisch begabten Freunde fand fein Talent zuerst bedeutendere Anregung. In Gemeinschaft mit Graf Friedrich von Kalckreuth, Graf Georg von Vlankensee, Wilhelm von Studnih und Maler Wilhelm Hensel gab er 1815 die Erstlinge seiner lyrischen Muse, betitelt: „Die Nundesblüthen", heraus.

Immer mehr entwickelte sich das große dichterische Talent des Jünglings, das schon damals eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete. Seine Arbeiten publicirte er hauptsächlich im „Gesellschafter" von Gubitz. Im Buchhandel ließ er seine englische Uebersetzung des „Doctor Faustus" von Marlow erscheinen. Achim von Arnim schrieb die Vorrede dazu.

18l 7, nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Studien, begleitete er den Kammerherrn Baron, späteren Grafen, Sick auf der Reife nach Italien, als deren litterarifche Frucht das lebendig und anschaulich geschriebene Werk: „Rom, Römer und Römerinnen"*) zu nennen ist. Der Aufenthalt in Italien übte auf feine geistige Entwickelung den günstigsten Einfluß aus. Neben Kunst und Alterthum interessirte ihn das italienische Volksleben auf's Höchste. Er fammelte einen Schatz von Volksliedern, welche dann von O. L. N. Wolff in Weimar herausgegeben wurden. Daß das Leben im classifchen Lande der Schönheit und Kunst auch seine Muse mächtig anregte, versteht sich von selbst, und zahlreiche Lieder verdankten der römischen Luft ihre Entstehung.

„Rom, Römer und Römerinnen", das erste größere prosaische Werk Wilhelm Müllers, zhat er seinen „lieben Freunden, Friedrich Grafen von Kalckreuth und Ludwig Sigismund Ruhl zum Denkmal unserer glücklichen Begegnung in Rom" gewidmet. Der erste Band enthält Briefe aus Albano, der zweite Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia und Florenz nebst Bruchstücken feines römifchen Tagebuches. Roch jetzt entzückt die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung Jeden, der je ini Lande der Eitronen war. Die Heiterkeit, welche das Ganze durchweht, macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Ein Helles, warmes Bild römischer Tage mit Luft und

*) »Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit einigen späteren Zusähen und Belegen, von Wilhelm Müller". 2 Bände, Berlin 1820, Dunckcr K Humblot,

Duft schwebt uns entgegen. Alles betrachtet der Verfasser mit der Be-
geistemngsfähigkeit seiner 27—28 Jahre, seinen: übersprudelnden Frohsinn,
seiner übermüthigen Laune und uor Allein mit feinem dichterischen Empfinden.
Auch culturgeschichtlich hat das genannte Werk einen besonderen Werth,
indem es grelle Schlaglichter auf deu Vildungszustand Roms im zweiten
Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wirft. So erfahren wir daraus, daß von
der Fichte'schen Philosophie in der ewigen Stadt absolut Nichts bekannt
war-, von den Gebrüdern Schlegel habe Niemand noch was gehört, und eine
lebendige Anschauung des elastischen Alterthums nach seinem Geist und Wesen
besitze Keiner. „Bis seht," sagt Wilhelm Müller (V. 1, S. 25? ff.), „sind
Barbarei, Dummheit und Gothicismus allseitig Synonyme für L»88i tsmpi
geblieben, und wenn ein einzelner genialer Kopf dem alten bequemen
Schlendrian in den Weg lief, fo drängte der allgemeine Widerstand ihn
zurück, oder man ließ ihn, wie einen Rufenden, laufen, wohin er wollte."
In schärfster Weise geißelt er die in Rom waltende Oberherrschaft der
Dogmatil über alle Wissenschaften, welche mit Hilfe des Großinquisitors
und des 8»nctnm oweium Aberglauben und Finsterniß verbreite. Be-
lustigend ist, was der scharfe Beobachter in diefer Beziehung mittheilt. Die
mönchische Moral kasteie die griechischen und lateinischen Dichter, mache
den Apollo von Belvedere zu einem gefallenen Adam und hänge den
Raphael'fchen Engeln wie den Michel Angelo'fchen Teufeln Schürzen über
die Hüften. In der Villa Reale in Neapel sah Müller alle Marmorbilder
mit großen Feigenblättern geschmückt, um den Augen der Spaziergängerinnen
kein Aergerniß zu geben; aber dicht daneben, am Ufer des Meeres, standen
am hellen Tage die fleischfarbigen Statuen der Nadenden ohne Schurz und
auf flachem Boden dem Blick unvermeidlicher, als jene auf ihreu hohen
Gestellen.

Was ihn in Ron: so außerordentlich fesselte, war vor Allein ein Eharakter-
zug, welcher auch sein eigenes Sinnen und Denken wie ein rother Faden
durchzog — die Liebe zur Natur. Er kann nicht genug das römische Volk
wegen seines ununterbrochenen Umganges mit der freien Natur glücklich preisen.
Dies gebe ihn, jene Freiheit und Offenheit, jene Klarheit und Nacktheit in
Wort und That, die gegen die sittliche und gesellige Herkömmlichkeit des
verhüllten Nordens so schroff abstehe. Sie sei uns besonders im Gespräche
mit Frauen und Mädchen auffallend und Anfangs zurückstoßend. Die
römische Unschuld habe noch klare und bestimmte Worte, wo die nordische
erröthe, stammle, die Augen niederschlage, verstumme. Die Natur des Himmels
sei es auch, die dem Italiener seinen seligen Leichtsinn, seine Sorglosigkeit,
Nachlässigkeit eingeboren habe.

Pikant und geistreich, aber auch etwas ungenirt, ist Alles, was Wilhelm
Müller von den römischen Frauen, dem Ehelebcn, Cicisbeat und anderen ge-
schlechtlichen Einrichtungen erzählt. Er nimmt kein Blatt vor dm Mund, sondern
schildert die Dinge, wie sie sind, und wie er sie beobachtet hat. Deshalb

hat sein Wert in und außer Italien große Aufmerksamkeit erweckt, und weirn
seit dein Erscheinen desselben auch fast 74 Jahre verstrichen sind und sich seit-
dem Manches in den Unsitten und Sitten der Römer und Römerinnen geändert
hat, so ist der erotische Eva-Charakter der Tochter Roms im Großen und
Ganzen sich gleich geblieben.
Wichtige und lehrreiche Beiträge zum Stand des italienischen Theaters
nnd der italienischen Musik Anfangs der 20 er Jahre unseres Jahrhunderts
enthält das Müller'sche Neisewert. Interessant ist u. A., daß der Ver-
fasser viele Jahrzehnte vor Richard Wagner über die Musik Rossinis in
ähnlichem Sinne wie der Reformator der deutschen Oper nrtheilt; denn er
sagt u. A. von Rossinis Arbeiten: „Alles ist in diesen Opern auf Effect
berechnet, freilich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und
überrafchende Instrumentirung, aber ohne alle Rücksicht auf den Charakter
und die Leidenschaft der singenden Personen. Daher das langweilige Wieder-
kehren der beliebten Passagen, daher das Hetzen des Tempos gegen den
Schluß des Actes, wobei die Flageolcts das Fortifsimo der Saiteninstrumente
überpfeifeu und dergleichen musikalische Kunststückchen mehr, welche von den
Nachahmern unseres Meisters noch durch türkische Trommeln und Necken
überboten zu werden pflegen."
Ueber Verona, Tirol und München kehrte Anfang des Jahres 1819
Wilhelm Müller nach Berlin zurück. Von hier wurde er bald darauf zun,
Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an die neuorgcmisirte Gelehrten-
schule seiner Vaterstadt Dessau berufen und erhielt bald darauf auch die Stelle
eines Bibliothekars an der foeben gebildeten herzoglichen Bibliothek. So bot
ihm des edlen und kunstsinnigen Anhalter Fürsten Huld in dem doppelten
Amte einen ihm als Philologen und Bücherfreund sehr willkommenen Beruf und
doch das volle Maß der Freiheit und der Muße, wie der kühne Geist es bedurfte.
Bald darauf gründete er sich in Dessan einen Hausstand, indem er
sich mit der Enkelin des bekannten Pädagogen Basedow vermählte. Diese
Verbindung — auf gegenseitige Liebe gegründet — machte das Glück seines
Lebens aus. Die Hochzeit wurde nm 21. Mai 1821, am Tage der silbernen
Hochzeit seiner Schwiegereltern, gefeiert, zu welchem Feste der glückliche junge
Ehemann das schöne Gedicht: „Dem elterlichen Brautpaar" verfaßte, welches
fpäter im Stuttgarter Morgenblatt abgedruckt wurde, nun aber seiner Gedicht-
Sammlung einverleibt ist. Die ganze Seligkeit seines Eheglückes prägt sich
in diesem Liede aus, worin er singt:

Doch des eig'nen Bundes Feier
Macht die vollen Heizen bang;
Was wir Euch zu sagen haben,
Klingt wie unser Fcstgesang.

Eure Liebe, Nu« Treue,
Eurer Eintracht schönes Bild
Strahlt uns vor auf unserm Pfade
Als ein Leitstern, Nur und mild.

Wilhelm Müller, 2hl.
In verschiedenen litterarischen Zeitschriften jener Zeit veröffentlichte er manche köstliche Lieder, welche bald von Mund zu Mund gingen und in Musik gesetzt wurden; so u. A. verschiedene seiner in Rom geschriebenen Epigramme und seine Lieder und Ständchen, in Ritornellen aus Albano — man drängte ihn von allen Seiten, eine größere Sammlung von Liedern herauszugeben, und so veröffentlichte er 1821 seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten"*), welche außerordentlichen Beifall fanden und seinen Ruf als Lyriker begründeten. Die lustigen, singbaren und sinnigen Lieder fanden fofort ihren Weg zum Herzen des Volkes.
Welch' übersprudelnde Lebenslust, welch' inniger und doch von aller Gefühlsschwelgerei freier Verkehr mit der Natur, welche einfache und doch fo einschmeichelnde Sprache nimmt unsere Seele hier gefangen! Der leichte Fluß, die Musik und der fröhliche Volkston in den Waldhornistenliedern verleiht denselben einen ganz eigenartig fascinirenden Reiz. Max Müller in Oxford, der berühmte Sohn des Dichters, hat die rasch bekannt gewordenen, in Musik gefetzten und unzählige Mal illustrirten „Müller-Lieder" in fo treffender Weise gekennzeichnet, daß ich nicht umhin kann, seine Bemerkungen hier wiederzugeben: „Die Geschichte und die Gedichte vom armen Müllersknecht, der eine Müllerstochter geliebt, und von einer Müllerstochter, der ein Jäger besser gefiel, mögen manchem Vierziger oder Fünfziger recht gewöhnlich-alltäglich und unpoetisch erscheinen; aber es giebt Vierziger und Fünfziger, die die schöne Feme ihrer Jugend nie aus den Blicken verloren, die noch immer mit den Fröhlichen lachen und mit dm Traurigen trauen:, mit den Liebenden lieben, ja mit alten und jungen Freunden ihren Becher leeren können, und denen die Alltäglichkeit den poetischen Zauber nicht verwischt hat, der überall auf dem Leben ruht, wo es mit wannen und natürlichen Gefühlen erfaßt wird."
Der Dichter selbst nennt in seinem Prolog zur „Schönen Müllerin" diese Müller-Lieder" schlicht ausgedrechselt, kunstlos zugestutzt, mit edler deutscherRohheit aufgeputzt, keck wie ein Nursch im Stadtsoldatenstrauß". Der Lenz mit all' seinen Blumen, Wald und Feld mit ihren Düften wehen uns berauschend und wohlig entgegen. Die geheimsten Regungen der Natur und des Menschenherzens weiß er zu belauschen, und besonders meisterhaft ist die Stimmungsmalerei im Verhältnis; des Wanderers znm Bach, zum Mai und zu den Blumen.
Die Einfachheit, Natürlichkeit und Sinnigkeit in der Auffassung der Natur zeigt sich auch in dem „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde bei Dresden". Wie wahr, frisch und ergreifend schildert hier Müller die schöne Frühlingswelt, wie sie das begeisterte Dichterauge erblickt! Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden, des Großen im Kleinsten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja, diese Ahnung des Göttlichen bei jedem irdischen

*) Dessau, Christian Georg Ackermann 1821, 2. Aufl. 1826.

Genuß, das ist, was — nach Mar Müllers treffendem Urtheil — den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht und sie allen Denen so lieb gemacht, welche die Freude des sich still der Natur Hingebens im Treiben des Lebens nicht verlernt haben. Ich brauche hier keines seiner Lieder anzuführen, denn auf Flügeln des Gesanges sind dieselben weit über die Grenzen Deutschlands hinausgeflogen — auch nach England, nach Amerika. Es spricht für die unermeßliche Volksthümlichkeit dieses Sängers, daß die Deutschen Amerikas Mar Müller in Oxford zur Feier des 290 jährigen Jubiläums der Ankunft einer deutschen Colonie auf amerikanischem Boden eingeladen haben, um dadurch das Andenken seines Vaters zu ehren. Es heißt in dein betreffenden Schreiben an den Oxforder Gelehrten: „Sollten Zeit und Umstände Sie abhalten, persönlich die Feier mit Ihrer Gegenwart zu beehren, so glauben wir voraussetzen zu dürfen, daß Sie im Geiste unter uns Deutschen weilen werden. Jedenfalls hat der Geist Ihres unsterblichen Vaters, wie er in den herzigen Liedern webt, unsere Deutschen in Amerika überallhin begleitet und wird auch diesem Feste seine Weihe geben."

Gleichzeitig mit den Waldhornliedern veröffentlichte Wilhelm Müller seine „Lieder der Griechen"*), welche ungemessenes Aufsehen erregten und ihm einen europäischen Ruf verschafften, denn sie verdankten ihren Ursprung der Begeisterung und der herzlichsten Theilnahme an den Freiheitskämpfen der Griechen in den 29 er Jahren, welche Kämpfe namentlich in Deutschland die lebhaftesten Sympathien der Besten und Edelsten hervorriefen. Man kann ihn den Tyrtäus des griechischen Freiheitskampfes nennen. In glühenden, formvollendeten Versen besingt er die einzelnen Phasen der Bewegung, folgt er den Ereignissen mit seiner Leier, und diese Töne packen unser Herz noch immer wie vor länger als siebzig Jahren, obschon die Schwärmerei für die Hellenen überall bedenklich nachgelassen, — was in der Aera des griechifchen Staatsbankerotts auch Niemand mundern kann. Diese zündenden „Griechenlieder" erschienen in mehreren kleinen Heften in rascher Aufeinanderfolge und wurden vom Volke mit Heißhunger verfchlungen. Sie lesen sich gleichfalls wie echte Volkslieder, und wenn sie heute auch nicht mehr so uolksthümlich sind wie zur Zeit ihres Erscheinens, werden do<b einige davon für immer als Eabinetsstücke deutscher Lyrik gelten. Die Gedichte „Der Phanariot", „Der kleine Hydriot", „Alexander Ivsilanti" u. a. m. sind noch immer unvergessen.

Wie Posllunenschall brausten diese Griechenlieder durch den Erdtheil, erweckten die Schlummernden, spornten die Gleichgiltigeu an und führten die Sprache des Zornes und der Leidenschaft gegen staatskluge Herzlosigkeit.

*) „Lieder der Griechen" von Wilhelm Müller, Heft 1, Dessau, Christian Georg Ackermann; die zweite Auflage dieses 2. Heftes (1825) war mit dem Gedicht „Byron" vermehrt. Heft 2 erschien gleichfalls bei Ackermann in Dessau 1822, während die „Neuen Lieber der Griechen" 1823 in 2 Heften bei Blockhaus in Leipzig heiauslamcn, ebenso daselbst 1824: „Neueste Lieder der Griechen."

Der Lyriker, welcher bisher so süß, so sanft, so hingebungsvoll nur von Lerchenklang, Lenz und Liebe sang, entfaltete jetzt das volle Pathos eines in seinen Tiefen erschütterten Dichtergemüthes, und seine Leier schlug prophetische, flammensvrühende und freiheitstrunkene Klänge an, die man bei dein schlichten Dessauer Gymnasiallehrer am wenigsten vermuthet hätte! Ergreifende Bilder aus der Geschichte des hellenischen Freiheitskampfes entrollt uns der Dichter. Wir vernehmen z. N. den Klageruf des Phanarioten:

„Meinen Vater, meine Mutter haben sie in's Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Stratzen hingeschleift.
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verlauft als eine Magd."

Er feierte die Jungfrau von Athen, die ihren Liebsten in's Feld schickt, damit er für das Vaterland kämpfe, die ihre Perlenschnur vom Halse bindet und dieselbe zu Kriegszwecke« opfert. Wir sehen die Mainottin bei der Leiche des gefallenen Gatten sich mit dem Brautkranz schmücken und erblicken die heilige Schaar, wie sie mit dem Blute der Freiheit Morgenroth färbt. Seine Geschosse richtet er gegen die Metternich'sche Staatskunst, welche die Helleneu als Rebellen betrachtet wissen wollte. „Tu nanntest uns Empörer," läßt er die Helleuen dem österreichischen Staatskanzler zurufen, „so nenn' uns immerfort! Empor, empor, so heißt es, der Griechen Losungswort! Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht, empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!" Der unerschütterliche Glaube des Sehers und Säugers an den Gott der Ehristen, der „auf dem Himmelsthrone mit Kreuz uud Palme steht, der winkt und ruft: mir nahet, die Ihr in Thränen geht," wurde bekanntlich belohnt, denn Griechenland erlangte seine Befreiung. Die Griechen waren dankbar; zu seinem Denkmal in Dessau sandten sie wenigstens den Marmor.

Der Neaction in Deutschland flößten seine „Griechenlieder" Besorgnisse ein. Natürlich!

„Ruh' und Frieden will Europa — warum hast Du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig Dich bcthört?
Hoff' auf keines Herren Hilfe gegen eines Herren Frohn:
Auch des Türlenkaisers Polster nennt Europa einen Thron."

Seine letzten Gedichte wurden von der Eensnr unterdrückt, ebenso sein „Hymnus auf den Tod Rafael Riegos".

Der Liederborn Wilhelm Müllers schien unerschöpflich zu fein: 1825 gab er seine „Griechischen Volkslieder" in 2 Bänden uud 1827 seine „Lyrischen Reisen nnd epigrammatischen Spaziergänge" heraus, welche noch mehr dazu beitrugen, seinen Dichterruhm zu erhöhen. In seinen Epigrammen erinnert er an Kästner, Haug und Lesung; sie beweisen, daß er auch ein Deuker war, welcher über viele Lebensprobleme uud Geschehnisse nachgedacht und seine Beobachtungen und Betrachtungen in humoristisch«

satirische, im Grunde aber nicht verletzende. Form zu bringen gewußt hat. Wenn man diese Epigramme mit den Liedern des Mirza-Schafsr) von Nodenstedt vergleicht, wird man manche überraschende Ideengleichheit zwischen Beiden finden. Wie die Art des Humors Müllers beschaffen ist, mag man schon aus den nachstehenden wenigen Stichproben beurtheilen:

„Wenn man jagt den Tlephanten um sein weißes Elfenbein,
Wenn man schlägt das Dach der Auster um die edlen Pcrlm ein:
Sag', wie kann es Dich veiwundcin, daß die Welt Dich jagt und schlägt.
Weil sie Dir es angesehen, daß Dein Busen Schätze hegt!

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme Dich, Herr, der fröhlichen Frommen,
Sie descrtiren aus Deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual!

An fremdem Tuch lernt Jeder leicht dm Schnitt,
Doch bringt er gern die eig'ne Schecre mit.

Jung gefreit
Macht das Kind zu früh gescheit;
Wer als Greis zum Altar geht,
Wird ein närrisch Kind zu spät.

Setz' einen Frosch auf weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Viele Recht' lmd Rechtchen fechten um das Rechte hier auf Eiben:
Ach, wann wird doch allen Rechtlern endlich Recht das Rechte weiden?

Handwerk. Kunst und Wissenschaft, Alles sucht sich seine Zunft.
Eine freie Meisterin kenn' ich noch — sie heißt Vernunft."

Zu den zahlreichen Verehrern und Hörern, welche der Dichter durch seine Lieder sich gewann, gehört auch Karl Maria von Weber, der mit ihm in regen: Briefwechsel stand und für ihn die wärmsten Sympathien hegte. Müller war auf diese Freundschaft sehr stolz, und er bethätigte sein Dankgefühl dadurch, daß er dem Meister des deutschen Gesanges die 1824 erschienene zweite Sammlung seiner „Waldhornlieder" als „ein Pfand seiner Freundschaft und Verehrung" widmete.

Die Gattin des Dichters bereitete ihm ein gemüthliches und geselliges Heini, und es machte ihn» deshalb besondere Freude, gute Bekannte, sowie distinguirte Freunde aus Nah und Fern bei sich zu sehen. In seiner Gattin fand er eine ebenso anmuthige, wie verständige Genossin seines Strebens, und er konnte singen:

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Und er, der Wanderer, unternahm jetzt auch jährlich eine Ferienreise, theils um an der Natur sich zu erfreuen, theils um die vielen Freunde

aufzusuchen, die er sich im Laufe der Jahre erworben. Besonders gern weilte er in Potsdam, wo er in Graf Kalckreuth, Graf Loben (Isidorus Orientalis) und in Otto uon Malsburg intime Freunde und in Ludwig Tieck einen theilnehmenden Förderer seines idealen Strebens fand.

Neben seiner Dichtkunst hatte er seine litterargeschichtlichen und kritischen Studien stets im Auge behalten. Für die litterarischen, kritischen und dichterischen Journale jener Zeit schrieb er gediegene und anregende Aufsätze. Eine sehr beachtenswerthe Frucht seiner griechischen Forschungen war die Schrift: „Homerische Vorschule"*), eine Anleitung für das Studium der Ilias und Odyssee. Er bekundet sich hier als tüchtiger Schüler F. A. Wolfs. Das Wert hatte er dem Herzog Leopold Friedrich von Anhalt, feinem gütigen, für Kunst und Litteratur stets förderfam wirkenden Landesherrn, gewidmet. Er sagt in seiner Dedication, daß die „Homerische Vorschule" in mehr als einer Beziehung als die Frncht des Herzogthums Anhalt und der amtlichen Stellung, welche er in demselben einnehme, genannt werden könne: „Die gnädigste Theilnahme, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meinen litterarischen Studien zu schenken würdigen, die Muße, welche ich genieße, die Hilfsmittel der meiner Aufsicht anvertrauten Bibliothek, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mit edler Liberalität dem gemeinnützigen Gebrauche gewidmet haben, diese Beziehungen mögen die Motive und die Bedeutung meiner Gabe aussprechen." Das Buch bittet er als ein Opfer tief empfundener Dankbarkeit, der treuesten und wärmsten Verehrung anzunehmen. Er schrieb die Schrift bei seinem Freunde Kalckreuth in der Villa Grassi im Plauen'schen Gnmd.

Seit 1824 gab er eine kritische Zeitschrift: „Ascania" heraus, aber diefelbe ging bald ein. Erfolgreicher war er mit der Herausgabe der „Bibliothek der Dichtungen des 17. Jahrhunderts**); unter seiner Nedaction erschienen von 1820—27 10 Bände, und wurde das verdienstliche Unternehmen nach seinem Tode uon K. Förster fortgesetzt.

Zahlreiche geistvolle und gelehrte kritische Abhandlungen schrieb er in jener Zeit, doch wurde von denselben nur ein Nruchtheil veröffentlicht. Gustav Schwab, sein vertrauter Freund, gab dieselben — nebst anderen Sachen — 1870 in 5 Bänden, unter dem Titel: „Vermischte Schriften" heraus.

Aus der Fülle feiner Abhandlungen seien nur einige der bedeutungsvollsten mit einigen Worten hervorgehoben. Durch seine Griechenschwärmerei wurde er auch veranlaßt, sich über das Leben und Dichten Lord Byrons, des Helden uon Missolounghi, eingehend zu unterrichten, uud in der That gehört sein Essay über den grüßten Dichter Englands im 19. Jahrhundert zu den werthvollsten Arbeiten, die wir über Byron besitzen. Es war dies

*) Leipzig 1824, F. A. Blockhaus.

**) Nendlllelbst.

die vollständigste und zuverlässigste Biographie, welche bis
dahin überhaupt in deutscher oder englischer Sprache über
Byron geschrieben wurde. Ter Verfasser war überall bestrebt, vom
Anfang bis zum Ende der Laufbahn Byrons den inneren Gang seines Ge-
müthes und Geistes zu verfolge« und dadurch die äußeren Erscheinungen
zusammenhängend zu machen. Bei aller Verehrung für feinen Helden ist
er nicht blind gegen feine Schwächen, und Müller verleugnet keinen Augen-
blick den wahrheitsliebenden Litterarhistoriker und gerechten Kritiker. Er
schließt seine viel zu wenig gekannte Charakteristik des britischen Geisteslöwen
mit den Worten: „Sein ganzes Leben war ein unaufhörliches Zerfrören
und Wiederaufbauen, ein Ringen nach dem Fernen und oft Unerreichbaren,
ein trotziges Wegwerfen des Nahen und Gewöhnlichen; und was er von
Thaten ausgeführt und von Werken hinterlassen hat, sind Kinder dieses
Kampfes, Funken, herausgestoben aus dem Zusammenprallen seiner Kräfte.
Und welche Funken! Freilich fehlt ihnen die lautere Gluth, welche Her;
und Geist erleuchtet und erwärmt, die ruhige Verklärung des vollendeten
Kunstwerkes und des Lebens einer fchönen Seele, aber dennoch durchzucken
sie uns wunderbar, mit dem ganzen Gefühle dessen, was ihre Feuerkraft,
die in sich zerspringen möchte, in Licht und Wanne umschließt . . . Eine
gigantifche Phantasie, welche alle Grenzen des Menschlichen erfliegt und wie
ein Phünir in ihrem eigenen Feuer verglüht und fich wieder erzeugt —
und ein scharfer und feiner Verstand, dessen Witz die Gebilde jener oft
wie leere Blasen durchsticht. Eine innige, tiefe, schmelzende Empfindsamkeit
— und ein kecker, starrer Hohn darüber'; eine finster brütende Melancholie
— und eine üppige Lauue; ein mifanthropischer Murrkopf — und der
liebenswürdigste Gesellschafter; ein Lebender voll aristokratischer Vorurtheile
und Ansprüche; ein Freigeist und abergläubisch wie ein Geisterseher."
Die kritischen Arbeiten Wilhelm Müllers befassen sich femer mit der
neuesten deutfcheu lyrischen Poesie, mit der Bedeutung von Fr. A. Wolf,
mit den deutschen Übersetzungen des Homer, mit Dante, Hans Sachs,
Iustinus Kerner, Ludwig Uhland, Plateu, Nückert, Walter Scott, Thomas
Moore :c.
Besonders interessant sind feine kurzen, fragmentarifchen Ansichten über
zahlreiche deutsche Dichter der Gegenwart, bezw. seiner Zeit. Er trifft dabei
fast immer den Nagel auf den Kopf, uud sein kritischer Verstand, und seiu
feines ästhetisches Empfinden verdienen die vollste Anerkennung.
Große Vorliebe hegt er für Ludwig Uhland, dessen „Wanderlieder"
und Gedichte freilich Wilhelm Müllers Mufe augenscheinlich stark beeinflußten.
Treffend fagt er von der Lyrik des genialen schwäbischen Sängers z. B.:
„Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Uuumwuuden-
heit der Sprache uud des Ausdruckes, bewußtlos tiefe Innigkeit, die —
einmal angeschlagen — lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der
schüchternen Aussprache des Höchsten .... Diese Züge, welche mehr oder

weniger die schönsten deutschen Volkslieder chamttcrisiren, findeil sich auch
in der lyrischen Poesie Nhlands ausgedrückt."
1824 finden wir Müller in Quedlinburg, wohin er zur Säcularfeier
Klopstocks gereist war. Er hat über diese Reise zwei reizende Plauder-
briefe geschriebeu. Ein Jahr darauf besuchte er seiueu Vruder iu Nügeu,
als er die bereits erwähnten „Muscheln vom Strande Rügens" zu einein
litterarischen Leckerbissen sammelte, und 1626 begab er sich zur Cur nach
Franzensbad. In seinen „Liedern aus Franzensbad bei Eger" spricht eine
so frühliche Stimmung, daß wir nur annehmen können, daß ihm der Auf-
enthalt in dem böhmischen Nadeort wohlgethan hat. Welch neckische Lieder
er, trotz seiner Cur, dort schuf, mag nur das kleine Poüm: „Die Buße
des Weintrinkers" beweisen:

Das Wasser Hab' ich oft gescholten.
Nun wild es grausam mir vergolten.
Ich muß es trinken nicht allein,
Ich mochte selber Wasser sein:
Im Becher, Deinen Mund zu fühlen.
Im Bad, um Deine Brust zu spülen;
Und wind' ich Wasser — ach, wer weiß,
Dir wai's als Trunk und Bad zn heiß! . . .

Mit frischer Lebenskraft und -Lust «erließ er Franzensbad und kehrte
über Wunsiedel, Bayreuth, Nürnberg, Bamberg und Weimar nach Dessau
zurück. In Bayreuth ging er den leuchtenden Spuren Jean Pauls nach
und suchte jedes Plätzchen auf, welches an deu genialen Humoristen er-
innerte. Wie Gustau Schwab erzählt, stand der Dichter der „Griechenlieder"
am Grabe Jean Pauls lange Zeit, ohne Etwas zu sprechen, still und schaute
mit vollem Auge darüber weg; endlich pflückte er eine Blume von demfelben
und fagte tiefbewegt: „Er lebt einig!" In Weimar besuchte er den Dichter-
fürsten Goethe, welcher den Gast sehr freundlich aufnahm.

Im Sommer 1827 war es ihm noch vergönnt, den beiden von ihm
so hochverehrten Dichtelfreunden, Ludwig Uhlnnd und Gustav Schwab,
in Stuttgart einen Besuch machen zu können. Zehn frohe Tage verlebte
er dort im gemüthlichen und trauten Freundes- und Dichterkreife. Er lernte
in der Hauptstadt Schwabens auch die übrigen fchwäbifchen Dichter kennen,
u. A. Wolfgang Menzel, Wilhelm Hauff, Haug. Er besuchte iu Stuttgart
die Versammlungen des Liederkranzes uud Schilleruereins und war der
Gegenstand lebhafter Ovationen. Auf der Rückreise kehrte er iu Weinsberg
bei Iustiuus Kerner ein uud verbrachte bei dem Verfasser der „Seherin
von Prevorst" einen höchst vergnügten Abend.

Diese Ausflüge waren die letzten Lichtpuukte seiues Lebens. Scheinbar
genesen kehrte er zurück; aber er hatte bereits den Tod im Herzen. Am
30. September 182? endete ein Herzschlag das hoffnungsvolle 33jährige
Leben des Dichters.

Ludwig Uhlcmd hatte den, Scheidenden, ohne zu ahnen, daß dieser
bald immer dahin gehen werde, ein merkwürdig prophetisches Wort, welches
sich alsbald bewahrheiten sollte, in's Stammbuch geschrieben:

Wohl blühet jedem Iah«
Sein Frühling, süh und licht;
Auch jener große, llarc —
Getrost! er fehlt Dir nicht;
Er ist Dir nicht beschieden
Am Ziele Deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienicden,
Und oben blicht er an . . .

Nnter großer allgemeiner Betheiligung, bei Fackelschein und dem Klange
von Friedlich Schneiders Melodien, trug man ihn hinaus zur ewigen Ruhe.
Die Stadt Dessau ehrte sich selbst, indem sie ihrem großen Sohne, nach
64 Jahren, ein Denkmal setzte. 1883 starb die hochbetagte Wittwe Wilhelm
Millers, und ihr Heimgang lenkte auf's Neue die Aufmerksamkeit auf den herr-
lichen Dichter und Menschen. Herzog Friedrich von Anhalt brachte dem Ge-
danken eines Wilhelm-Müller-Denkmals sofort die wärmste Theilnahme ent-
gegen und bestimmte den schönen Platz vor dem herzoglichen Friedrichs-Gnm-
nasium zu Dessau für das Monument. Wie schon erwähnt, hatte die griechische
Negierung in dankbarer Pietät den Marmor geschenkt, und der anhaltische
Hofbildhauer Hennann Schubert war der Schöpfer des Denkmals, welches
am 30. September 18N1 feierlich enthüllt wurde. Bei der unter großer Ne-
theiligung des herzoglichen Hofes und der Bevölkerung vollzogenen Ent-
hüllungsfeier wurden treffliche Neden gehalten, u. A. von Geh. Regierungs-
und Oberschulrath A. Nümelin, Geh. Hoftath und Bibliothekar vr.
Wilhelm Hosäus und Prof. Mar Müller aus Orford, dem Sohne des
Dichters. Nachdem die Neden verklungen waren, stimmte die gesammte
Festversammlung den Gesang des Anhaltliedes an, und unter den Klängen
desselben legten der Enkel des Dichters, Nilhelm Max Müller, und
der Gatte der Enkelin des Dichters, Mr. Eolner-Fergusson, denen sich
die beiden hochbetagten Schüler W. Müllers, der Historienmaler Prof.
Franz Schubert und Director Julius Fritfche aus Dessau angeschlossen
hatten. Kränze am Fuße des Denkmals nieder.

Auf Befehl des Herzogs fand eine Festvorstellung im herzoglichen
Theater statt, und dadurch wurde auf's Neue bewiesen, welche Theilnahme
der hohe Herr für eine würdige Feier des heimatlichen Dichters empfand.
Es wurde Goethes „Iphigenie" gegeben; vorher sprach die Hofschall-
spielerin Fräulein Glaeser einen von W. Hosäus gedichteten schwung-
vollen Prolog. Das Denkmal fesselt durch edle Verhältnisse, vollendete
Form und Harmonie der Farbe Auge und Geist. Der Sockel, aus rochen,
Marmor, ruht auf einer grauen Granitplatte, auf seiner Vorderseite
befindet sich der Name des Dichters mit Geburts- und Sterbejahr,
während die Rückseite eine griechische Inschrift enthält, also lautend: „Dein

Sänger der griechischen Freiheit den Stein aus den attischen und lakonischen Steinbrüchen das dankbare Hellas." Ueber dem Sockel erhebt sich das Mittelstück des Denkmals, das Reliefstück, aus attischem Marmor bestehend, und in feiner Durchführung die vier allegorischen Figuren der Genien, welche W. Müllers Seele erfüllten, tragend: die Poesie, Wissenschaft, Teutschland und Hellas.")

Wilhelm Müller war ein Stimmungslyriker. ^)b er ganze Kränze lyrischer Gesänge flocht, wie die schöne Vtüllerin, Johannes und Esther, die Winterreise, die Griechenlieder, oder ein einzelnes Lied sang, die Blumen duften hier wie dort voll und klar des Augenblickes Stimmung wieder. Wie abwechslungsreich, wie mannigfaltig und erfinderisch ist seine Muse! Kaum giebt es noch einen zweiten Dichter, der so Rebensaft und Vecherklang im Freundeskreise in allen Variationen besungen hätte, gleich ihm. Nie verläßt ihn die Reinheit und der Adel seiner Gesinnung — nirgends findet man einen leichtfertigen, frivolen Ton, und selbst wenn er die Waffe des Witzes und Humors schwingt, bleibt er stets anmuthig, von sonniger Liebenswürdigkeit.

Wenn wir auch die Hauptstärke Müllers in seiner lyrischen Stimmungsmalerei und seinem saugbaren Volksliede finden, fo dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß er mich manche Balladen gedichtet, welche sich dreist an die Seite derjenigen seines von ihm vergötterten Vorbildes Ludwig Unland stellen lassen können. Ich nenne hier nur die berühmte Ballade: „Ter Glockenguß zu Breslau," mit der Strophe beginnend:

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gcn'llnbt in Ruth und That.

Als Novellist hat sich Müller gleichfalls versucht — doch schrieb er nur zwei Novelleu: „Ter Treizehnte" und „Debora". Neide sind überaus gewandt und mit großer Erzählungskunst geschrieben. Tie erstere, humoristisch gehalten, bringt einen durch die Zahl 13 in einer Gesellschaft entstandenen Eonflict in novellistischem Gewände zum Austrag. Ter Schauplatz beider Novelle» ist Berlin, und sie bieten über die Berliner Gesellschaft in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts manche dankenswerthe Fingerzeige. Es war die gesegnete Zeit der dünnen Thecs mit dünnen Butterschnitten, Stammbuckblättern und ästhetischeil Salbadereien.

Mar Müller, der Sohn, hat die Hoheit des Geistes und die Tiefe des Gemüthes seines Baters geerbt. Auch ihn hat der Genius

*) Vgl. auch das mit 6 Abbildungen geschmückte treffliche Weit: „Tas Wilhelm-Müller-Tenkmal zu Dessau," herausgegeben von Geh, Hofrath Nr. Wilhelm H osäu?, Dessau 1891, Verlag von Paul Bnummm, Hofbuchhandlci.

der Poesie auf die Stirn geküßt, wie dessen „Deutsche Liebe" beweist. An ihm hat sich das alte Wort bewährt: der Segen der Väter baut den Kindern Häuser; denn die Freunde und Verehrer Wilhelm Müllers haben ihm oft in den schwierigsten Lebenslagen Hilfteich die Hand geboten, so daß er die Zierde der Wissenschaft und der Stolz zweier Staaten, Deutschlands und Englands, geworden ist.

Ein Liebling der Götter und Menschen war Wilhelm Müller.

Das Jahrhundert, welches seit seiner Geburt in's Meer der Ewigkeit dahin-gerauscht, hat die anmuthigen und reizvollen Züge dieses Auserwählten im Gedächtnis; der Nachwelt nicht zu verblassen vermocht.

Tage und Nächte im milden Norden.
Eine yachtfahrt durch Norwegen,
von
Paul Lindau.
— Dresden. —

II.

ian kann die Reise um die Welt jetzt in weniger als 89 Tagen zurücklegen. Um die eigenartige Naturschönheit Norwegens in allen ihren wesentlichen Zügen behaglich kennen zu lernen, würden kaum mehr als achtzig Stunden erforderlich sein, wenn die Eommnnicationsverhältuisse günstigere sein könnten. Eine zweitägige Fahrt auf den Fjords, ein Tag im Sonnenlicht, ein anderer bei bedecktem Himmel, würde genügen, um uns mit den» Charakter der nordifchen Herrlichkeiten vertraut zu inachen. Ob der Fjord nun Hardanger, Sogne oder Romsdal heißt, hat nur untergeordnete Bedeutung, kennen wir den Fjord mit seinem stillen Wasser, seinen hohen Bergen, seinen Wasserfällen, den zerstreuten Fischerhütten und den blitzsauberen Städtchen, so ist das Weitere nnr noch eine Veleuchtungsfrage: Alles gipfelt nur noch im unbeschreiblichen Farbenzanber der hochsommerlichen Polarnacht. Um diesen Zauber auf uns wirken zu lassen, müssen wir allerdings hoch hinaufdampfen, bis über den Polarkreis hinaus. Wir bereuen aber nicht die Zeit, die wir auf die lange Fahrt verwenden, denn wenn sie uns auch nichts Neues mehr zeigen kann, so zeigt sie uns doch unausgesetzt Schönes.

Unternehmen wir also die Fahrt durch den typischen Fjord, den Jeder nach seinem Gefallen tanfen mag, bei schlechtem und bei gutem Wetter.

Ein trüber, verdrießlicher, regnerischer Tag. Im unerfreulichen Lichte erscheint Alles aschgrau, schwermüthig und trübselig. Die Wasserstraße ist

schmutzig graublau. Rechts und links starren finstere Felsen auf, deren
Häupter von dichten Wolken in allen Schattirungeu des Grau umhängen
sind. An einigen Stellen schimmern durch diesen Schleier hellere Flecken
und Streifen auf. Es ist der Schnee, der sich in den Löchern, Senkungen
und Rissen festgesetzt hat. Nur durch eine etwas lichtere Schattirung hebt
sich der Himmel von allem Uebrigen ab. Die Temperatur ist erheblich ge-
sunken. Das Glas zeigt kaum 7 Grad Maumur, und dieser niedrige
Thermometerstand wirkt bei dem schneidenden Winde wie empfindliche Kalte,
gegen die auch unsere stärksten Winterkleider kaum genügenden Schutz
bieten. Die Aussicht ist beengt. Die grauen Wolken stehen stundenlang
regungslos wie festgemauert da. Von den Profilirungen der Berge sehen
mir nichts. Die felsigen Wände erscheinen allesammt fast gleichmäßig ab-
gestumpft. Die kleinen Felseninseln, die wir unifahren, und die nur um
ein Geringes aus dem trüben Wasser hervorragen, zeigen unschöne
Bildungen, wulstig, von graugelblicher Farbe, mit spärlichem Moos bezogen.
Es ist der höchste Ausdruck des Ungastlichen.
Hier tritt uns der kahle Norden zwar nicht in seiner grausigen Er-
habenheit, aber in seiner vollen Freudlosigkeit entgegen. Die schwarzgraue
Wasserstraße ist öde und verlassen. Nur selten begegnet uns ein mit Holz
beladenes Schiff mit hochaufgerichtetem Vug, primitiv besegelt, wie ein
Traumbild aus den Vikinger-Zeiten.
Nach geraumer Zeit kommt in die graue Wolkenstarre einige Bewegung.
Der dichte Schleier löst sich in losere Massen auf, in wallenden Nebel, der
schwerfällig vom Winde vorgefchoben wird, langsam sinkt und steigt und die
optische Täuschung hervorruft, daß die Berge dampfen. Im Umkreise des
geringen Gebiets, das wir überhaupt überblicken können, sehen wir, wie
nun ein einheitliches Sackgrau alle Schattirungen verschlingt. Großtröpsig
fällt der Regen herab, und bald gießt es in Strömen.
Das ist das richtige Wetter, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der
zweitwichtigsten Stadt Norwegens, des berühmten Handelsplatzes Bergen,
bekannt zu machen. In Bergen regnet es immer. Der Regen begleitet
den Bergener vom ersten Regenschmu, den ihm der Taufzeuge als Pathen-
gescheut in die Wiege legt, bis zum Waterproof seiner letzten Stunde.
In den schönen Sommermonaten hat der Regen in Bergen übrigens
gewöhnlich nur kurzen Athem. Er kommt unerwartet schnell uud hört eben
so unerwartet schnell auf.
Bergen macht trotz schlechten Wetters, das da auf der täglichen Tages-
ordnung steht, durchaus keinen unfreundlichen Eindruck. In den am Hafen
gelegenen Straßen herrscht ungemein reges geschäftiges Treiben, und auch
die Straßen der Innenstadt sind recht belebt. Die Stadt ist in einer
Weise angelegt, die dem unkundigen Fremden räthselhaft bleiben mnß. In
der besten Gegend der Stadt befinden sich ungeheure Plätze mit einer

Naumverschwendung, die ganz unbegreiflich ist. Da sind auch die Straßen ziemlich breit und freundlich, die Häufer zum Theil fehr elegant. Je mehr man sich aber vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto uugünstiger wird der hüglige Boden für die Bebauung, und da stehen merkwürdiger Weise die menschlichen Behausungen «in dichtesten. Da sind die Gassen eng und winklig und die niedrigen unansehnlichen Holzbauten, wie es scheint, übervölkert. Tic reichen Kaufherren von Bergen haben ihre Landsitze weiter auf die schönen Berge, die die Stadt umfäumen, hinausgeschoben. Diese Villen erinnern lebhaft in ihrer Holzconstmction, wie in ihrer grellen Vuntfarbigkeit an die „wLiäLncsz" der schnell aufgeblühten Städte im amerikanischen Westen.

Bergen ist mit seinen 540M Einwohnern die zweitgrößte Stadt Norwegens. Vom Hafen aus wirkt die Stadt mit ihren freundlichen hellen Häuschen und den rothen Ziegeldächern freundlich und fauber. Neben den unansehnlichen Holzbauten der Privaten findet man auch einige stolze, sogar monumentale Massivbauten: vor Allen» sind, wie sich das bei der Kaufmannsstadt von selbst versteht, die Gebäude der Post, der Börse und einiger der grüßten Banken bemerkenswert!). Am Hauptplatz liegt das große und geschmackvoll gebaute Hotel Holdt mit seiner breiten Terrasse. Die Straßen am Wasser sind in der Fernwirkung angenehmer als in der Nähe besehen. Die berühmte „Deutfche Brücke", die älteste Ansiedlung der Hansa, ist gewiß sehr charakteristisch, aber man muß seine Geruchsnerven mit starker Unempfänglichst wappnen, um es dort auszuhalten. Aus jedem Hause pafft ein entsetzlicher Fischgestank heraus, jeder einzelne von besonderem Typus, aber einer immer widerwärtiger als der andere; namentlich der Geruch der in den Speichern zum Trocknen aufgehängten Stockfifche ist unerträglich.

Am intensivsten ist natürlich dieses Parfüm auf dem Fifchmarkte, einem der fehenswerthesten Punkte der Stadt. Wenn da an Markttagen von den frühesten Tagesstunden an von den naheliegenden Booten die Fifcher ihre oft erstaunlich reiche Beute heranfchleppen und auf den Bänken aufstapeln, die Fischgroßhändler wegen des Ankaufs von ganzen Ladungen mit den Fischern feilschen, die Käufer von Bergen und Umgegend für den Hausbedarf ihre Auswahl treffen, fo entwickelt sich ein Treiben, das an italienifche Lebhaftigkeit erinnert. Die Preife sind hier erstaunlich billig. Für ein paar Oere bekommt man sogar von den Fischen erster Qualität mehr, als ein normaler Magen zu seiner Mahlzeit bedarf. Alle Arten von Fifchen, namentlich Lachfe, Kabeljaus und Nutten, sind da in Eimern, Bütten, Kübeln und auf den hölzernen Bänken aufgefpeichert. Unter den Butten giebt es wahre Ungeheuer von ?s> Kilo und darüber. Der Ausfchlachtung eines Heilbutts, der 66 Kilo wog, habe ich beigewohnt. Mit einem starken Neil wurde der Hauptgrat durchgehauen, und dann wurden niit einem mächtigen Messer die einzelnen Stücke hernntergefäbelt. Der kolossale Kopf

ist von unsagbarer Häßlichkeit. Aus den verglasten, schrecklichen todten Fisch-
augen, die ganz dazu geeignet sind, die Phantasie eines Arnold Nöcklin zu
befruchten, spricht das ganze Grausen des Todes und des Meeres.
Ein altes Hanfahaus ist in seiner ursprünglichen Beschaffenheit inöglichst
rein erhalten. Ter liebenswürdige Besitzer macht sich ein Vergnügen daraus,
den Fremden zu führen und ihm alle Eigentümlichkeiten zu zeigen; auch
die primitiven Vorkehrungen, die die Hansa getroffen hatte, um es zu ver-
hindern, daß weibliches Personal in die Schlafzimmer käme. Den deutschen
Am'iedlern war nämlich von der Hansa streng verboten, sich in Norwegen
zu verheirathen. Sie sollten sich dort keinen Hausstand begründen, sie sollten
nur Geld verdienen und das Geld im deutschen Vaterlande ausgeben. Das
Heirathsverbot war übrigens keineswegs identisch mit dem Keuschheitsgelübde,
und unsere biederen Altvordern scheinen es in Bergen toll getrieben zn
haben. Bis auf den heutigen Tag hat man's den Hanfeaten in Bergen
„nicht vergessen, und mit dem Begriffe des Deutschthums ist da noch heute
der Begriff der Sittenlosigkeit eng verbunden.
Uebrigens dürfen sich die braven Leute von Bergen, wenn mich mein
Auge nicht getäuscht hat, auf ihre absolute Sittenstrenge auch nicht zuviel
einbilden. In dem hübschen Parke, in dem an langen Sommerabenden eine
mähige Militärmusik ihre Stücke aufspielt, ergehen sich inmitten der biederen
Äürgerfmnilien sehr viele jüngere und junge Damen, die kein Mensch für
Priesterinnen der Vesta halten kann.
In Bergen herrschte am Tage nach unserer Ankunft große Erregung.
Unser deutscher Consul, der liebenswürdige Herr Mohr, hatte am Eonsulats-
bureau die deutsche Fahne gehißt, seinen höchsten und glänzendsten Eylinder
aufgesetzt und lief in geschäftiger Unnahbarkeit überall umher.
Die „Hohenzollern" war in Sicht!
Schon in den Nachmittagstunden waren die den Hafen umsäumenden
Höhen von dichten Schaaren Neugieriger besetzt. Es hatten sich da Millionen
gelagert. Was sage ich — Millionen! Halb Bergen!
In der siebenten Abendstunde ertönten von der Höhe mächtige Kanonen-
schüsse, die das langsam und imposant herandampfende Kaiserfchiff falutirten.
Die mächtige, elegant gebaute „Hohenzollern" in strahlendem Weiß, begleitet
von ihrem schwimmenden Adjutanten, dem schiefergrauen „Meteor", und
umfchwirrt von den unheimlich fchwarzen kleinen Torpedobooten, die den
Depeschendienst versehen, wirkte großartig, als sie kurz nach halb sieben in
der Wasserstraße von Bergen erschien und in geringer Entfernung von unserer
Jacht Anker warf, — fo nahe, daß wir mit bloßem Auge die lebhafte Be-
wegung auf dem Schiff und das geschäftige Treiben auf der mächtigen
Brücke fehen konnten, mit Hilfe des Opernglases sogar die einzelnen Personen
ganz genau zu unterscheiden vermochten: den Kaiser, die Kaiserin, den Major
von Hülsen, den Grafen Philipp Eulenburg, den Maler Salzmann, Geheim-
rath von Kiderlen u. f. w.

Aber das Vergnügen währte nicht lange, der „Meteor" erwiderte den
norwegischen Salut mit dröhnenden Schüssen. Wir sahen es aufblitzen,
vernahmen unmittelbar darauf ganz deutlich das Eommando: „Feuer!" —
denn das früher gegebene Eommando kam wegen der Trägheit des Schalls
verspätet zu uns und ließ sich vom Aufleuchten des Schusses, das unserem
Auge sogleich erschien, überholen — und darauf hörten wir den Tonner,
den die Berge grollend wiederhallten. Richte Rauchwolken verbüllten bald
sowohl das salutirende Schiff wie die „Hobenzollern", und nur das goldige
Sonnenlicht durchbrach den dicken grauen Schleier. Es dauerte einige Zeit,
nachdem die betäubenden Kanonenschläge verhallt waren, bis die Wolken
sich zertheilten und die „Hohenzollern" wieder sichtbar wnrde. Gleich darauf
entwickelte sich zwifchen dem Festlande und dem kaiserlichen Schiff ein reger
Verkehr, der durch die flinken kleinen Torpedoboote und Tampfbarkassen
vermittelt wurde. Am Abend wimmelten die Straßen und öffentlichen Locale
der Stadt von den blauen Uniformen unserer Marine. Taß die LeutH
einen vortrefflichen Eindruck machten, braucht wohl nicht gesagt zu werden,
denn es versteht sich von selbst, daß für das Kaiserschiff nur die durchgesiebte
Elite der Marinemannschaft znr Verwendung kommt.
Die Nachbarschaft der kaiferlichen Jacht gewährte uns das Vergnügen,
als „Zaungäste" ein recht gutes Eoncert zn hören. Ter Kaiser hatte die
Marinecapelle an Vord, die während der Tafel Walzer von Strauß,
Potpourris aus Wagner'fchen Opern n. s. w. zum Besten gab.
Einen deutschereu Tag als den nächsten hat Vergen wohl nie erlebt.
Temi am Morgen traf hier nun auch die „Augusta Victoria" mit 270 Ver-
gnügungsreisenden an Vord, darunter etwa tt<» Amerikaner, vor Vergen
ein. Ter Hafen bot einen wundervollen Anblick dar. Neben dem herrlichen
weißen Kaiserschiff und dem grauen Adjutanten stieg der schwarze Koloß des
Hamburger Schnelldampfers, der in großer Gala erschien und vollen Flaggen-
schmuck angelegt hatte, mit seinen drei gelben Schornsteinen aus dem ruhigen
Wasser aus. Wir wurden vom Tirector der Hamlmrg-Amerikanischen Linie,
Hern: Vallin, der die Artigkeit zu einer Virtuosität herausgebildet hat, und
dein vortrefflichen Kapitän >taempff auf das Herzlichste aufgenommen, ^ch
traf an Vord mehrere liebe Freunde und Vekannte, namentlich Zeitungs-
correfpondenten und Schriftstellei; mich der bekannte Parlamentarier und
Führer der Nationalliberalen, der Karlsruher Generalintendant Dr. Albert
Vürklin »lachte die Neise mit. Tic ganze Gesellschaft mar in fröhlichster,
ja man darf sagen, übenuüthigster Stimmnng. Au Vord erschien auch
eine jZeitung, zu der die mitreisenden Berichterstatter freiwillige Beiträge
lieferten. Ueber die Annehmlichkeit des Aufenthaltes, die 'Artigkeit der
Beamten und der Mannschaft vom obersten Tirector bis zum jüngsten Schiffs-
jungen, über die Vorzüglichkeit der Verpflegung u. s. w. herrschte nur eine
Stimme der wärmsten Anerkennung. Zu den verschiedenen Mahlzeiten
wurde durch Tromvetentusch gerufen. Es wurde in Wahrheit „znm

Futtern geblasen". Die Kaiserin, die sich bei Dr. Vürklin, der auf
der „Hohenzollern" zu Tisch geladen war, nach der Bedeutung der Signale
erkundigte, sprach ihre freudige Verwunderung über die Quantität der
Mahlzeiten aus. Aber auch die Qualität stand auf der höchsten Höhe der
culinarischen Kunst, und Leute, die Vergleiche anzustellen im Stande sind,
behaupten, daß mau an Nord der „August« Victoria" viel besser speist als
an Bord der „Hohenzollern". Ter Kaiser macht sich nicht viel aus Essen und
Trinken.

Noch am selben Abend verließ das schone Schiff den Hafen. Es
dampfte möglichst nahe und mit geringster Geschwindigkeit bei der „Hohen-
zollern" vorbei. Die Matrosencapelle stimmte die Nationalhymne an. Alle
Passagiere waren an Deck, schwenkten die Tücher und riefen ein kräftiges
Hurrah, das der Kaiser von der Hohenzollernbrücke aus herzlich erwiderte.
Auf Befehl des Kaifers wurde auf dem Signalmast der „Hohenzollern" im
Lakonismus der Flaggensprache den dauondampfenden Landsleuten eine
glückliche Weiterfahrt zugeweht.

Durch diese Episoden wurden die trüben Negentage von Bergen
freundlich aufgelichtet . . .

Am 14. in aller Frühe dampfte die „Hohenzollern" ab. Wir verließen
die lebhafte und interessante Handelsstadt gegen elf Uhr und fuhren in
nördlicher Richtung an der Küste entlang, die zunächst keine besonders be-
merkenswerthen Momente darbietet. Auf Wasserstraßen, die oft eine
respectable Breite haben, sich oft aber auch ängstlich verengen, windet sich
unser Schiff zwischen dem Festlande und den Schären hindurch. Die Küste
zeigt hier in hohem Maße die charakteristische norwegische Formation; sie
sieht aus, als ob die Umrißlinien mit einer spritzenden Gänsefeder auf
rauhes Papier gezeichnet seien. Die Felsenwälle, die dem Anprall des
Meeres sich entgegensetzen, sind von mäßiger Erhebung. Ueberall sieht man
Boien, Feuersiguale und andere Seezeichen, und man braucht nur geringe
Erfahrung auf dein Meere zu haben, um zu merken, daß das Wasser hier
nicht geheuer ist. Aber die unbedingte Zuverlässigkeit unseres norwegischen
Lootsen bannt jedes Gefühl der Beunruhigung.

Allmählich werden die Felsbildungen am Ufer malerischer und ein-
drucksvoller. Die Felsen starren zu imposanter Höhe auf. Wir erreichen
den wundervollen Hornelen-Felsen, der schroff, fast 3l>l)l) Fuß hoch, vom
Wasser aus aufsteigt, in seiner Gestaltung lebhaft an die Lorelei) erinnernd,
nur eben in ganz anderen Grüßenverhältnissen. Der Winkel vor dem
Hornelen ist wegen seines »nächtigen Echos berühmt. Und da wir auf dem
Wasserbecken, das ringsum von: grauen Gestein eingeschlossen ist, ganz
allein sind, der Tag hell und freundlich und die Gefahr eines Vtißner-
ständnisses ausgeschlossen ist, läßt der Kapitän zunächst mit aller Macht die
Dampfpfeife spielen und dann ein Nettungssignal, eine Bombe, die erst
6R) Fuß hoch mit gewaltigem Knall erplodirt, abfeuern. In unheimlichem

Heulen hallt der Pfiff wieder, und ein mächtiges langewährendes Donnern erschallt von allen Seiten nach der Erplosion. In beträchtlicher Höhe, wohl 1099 Fuß hoch, sehen wir auf dem grauen, kümmerlich bewachsenen Hornelen zwei weiße Punkte, die sich zu bewegen scheinen. Durch unser gutes Glas erkennen wir: es sind zwei Ziegen, die sich da in der felsigen Einsamkeit ihre Nahrung suchen. Sie werden wohl herrenlos sein, denn seit geraumer Zeit haben wir nichts gesehen, was an eine menschliche Behausung auch uur erinnert.

Vor einen: unansehnlichen Fischerdorfe, das wir Abends nach zehn Uhr erreichten, machten wir Rast. Es war noch Heller Tag. Unsere Leute vergnügten sich damit, ihr Angelgeräth hervorzuholen und die Schnur in das Wasser zu lassen, da der Lootse ihnen gesagt hatte, daß hier sehr gute starke Fische seien. Aber es wollte absolut nichts anbeißen. Endlich fühlte einer der Angler, der kurz vorher zu irgend einer Dienstleistung von seinen Collegen abgerufen worden war, an der Schnur einen merklichen Ruck. Er zog, und richtig, ein mächtiger Fisch hing daran. Es war ein Wunder, das Allen unbegreiflich erschien. Der Fisch des Polukrates war nichts im Vergleich mit ihm, denn der geangelte Fisch war säuberlich ausgenommen, und der Stolz des Anglers machte bald einer harmlosen Wuth darüber Platz, daß sich der Koch den schlechten Witz mit ihm gemacht hatte, an der Schnur einen Fisch aus der Küche zu befestigen.

Die Nacht war wundervoll. Nings umher herrschte die vollkommenste Stille. Kein Lüftchen regte sich, keine Stimme ließ sich vernehmen, kein wachsamer Hund schlug an, kein Plätschern des Wassers. Ich konnte mich gar nicht vom Deck trennen. Die Nerge rings umher waren in silbergrauen Schleier des Nebelglanzes gehüllt. Es war wie eine verzauberte Welt ohne Geschöpfe. Zum ersten Mal hörte ich das Ticken der Schiffsuhr, nnd zum ersten Mal wurde das Licht nicht angezündet. Wir hatten zwar noch keine Mitternachtssonne, aber wir hatten die Halbelf-Uhr Sonne, und in den dunkelsten Stunden war es noch immer fo freundlich schummerig, daß man nicht blos die einzelnen Gegenstände ganz genau erkennen, sondern sogar einigermaßen große Schrift ohne Mühe lesen konnte.

In aller Frühe wurde am andern Morgen — es war ein Sonntag — der Anker gelichtet. In der zehnten Morgenstunde kamen wir durch einen Fjord, an dessen Ufer eine hübsche Holzkirche stand. Diese Kirche war das gemeinsame Ziel von 49 bis 59 Vooten, die von den verschiedenen Ortschaften und Gehöften, die rings herum lagen, auf das bescheidene Gotteshaus zusteuerten. In jedem Boote saßen im sonntäglichen Putze ihrer kleidsamen Nationaltracht 19 bis 15 Männlein und Weiblein. Unsere Dacht mußte langsanier fahren, um den brauen Leuten die Fahrt zu erleichtern.

Gegen Mittag passirten wir das stattliche Aalsund. Um die kleine Ortschaft Statt, die bei den norwegischen Schiffern in besonders schlechtem Rufe steht, uud vor der man uns so bange gemacht hatte, kamen wir un-

behelligt herum. Las Meer war spiegelglatt, aber die hochaufspringende
Brandung an den lang vorgestreckten Felsen war doch stark genug, um lins
eine Vorstellung davon zu geben, wie es hier bei schlechtem Wetter zugehen
mag. Wir aber hatten den sonnigsten, ruhigsten Tag. Es war wie eine
Spazierfahrt auf dem Vinnenfee. Keine Störung, keine Erregung. In
einer Art von Nirwanastimmung, in weltvergessenem Dusel, auf der Schwelle,
wo das Bewußtsein zwar noch nicht aufgehört hat, aber auch nicht mehr
da ist, liefen wir in den Molde-Fjord ein.

Unter allen norwegifche» Schönheiten möchte wohl Molde den ersten
Preis davontragen. Molde ist wohl überhaupt einer der schönsten Punkte
auf Gottes weiter Welt. Das Städtchen liegt geschützt von dichtbewaldeten
Höhen an einer halbkreisförmigen Bucht. Unmittelbar über dem Wasser-
spiegel erheben sich die Speicher und größeren Lagerhäuser, Alles neue
Holzbauten. Die Wohnhäuser sind bescheiden, nur die beiden großen
Hotels, die amerikanischen Mustern nachgebaut sind, und die Kirche mit
ihrem stattlichen Thurm rageil aus der anspruchslosen Mitte hervor. Das
Altarbild in der Kirche, „Der Ostermorgen", der Engel an der leeren Gruft,
der den Herannahenden die Auferstehung Ehristi verkündet, gehört zu den
berühmtesten norwegischen Kunstwerken der neuen Zeit. Es ist ein Heiligen-
bild in Plockhorst'scher Art, etwas theatralisch im Vortrage, aber wirkungs-
voll. Man sieht es sich nur leicht zuwider, denn man kann in ganz Nor-
wegen an keiner Kunsthandlung vorüber gehen, ohne daß der Blick darauf fällt.

Aber nicht das Städtchen, so freundlich es ist, bildet den Hauptreiz,
vielmehr ist die wundervolle Umrahmung das Wesentliche des Bildes: die
breite, tiefblaue Wafserfluth, umschlossen vom herrlichsten Felsenring in
wunderbaren Conturen, mit scharfeil Zacken und Graten, abgerundeten
Sätteln, fünften Gelände» und fchroff abfallenden Wänden.

Vom Landungsplatze des Bootes, das lins von unserer Macht an's
Ufer gebracht hat, führt eine schattige Allee kräftiger alter Laubbäume,
deren Anblick uns unter diesem Breitengrade füglich überrafchen muß, in
sanfter Steigung zum großen Hotel hinauf. Tic schönen Bäume, der
breite Weg, die kleinen Holzhäuser, die Leute, die uns begegnen, sonntäg-
lich in altmodischem Putz angethan, die hübschen, schlankgewachsenen Mädchen
in lichteil kattunenen Waschkleidern, — Alles das ruft in uus die Täuschung
hervor, daß wir uns in irgend einer gemüthlichen deutscheil Kleinstadt, so
etwa an der holländischeil Grenze, befinden; und das Rollen der Kugel auf
der hölzernen Bahn, das Gepolter der umgeworfenen Kegel, das wir ver-
nehmen, erhöht die Täuschnng.

Wir durchschreiten das Hotel und gehen geradenwegs auf die Terrasse.
Wie gebannt von der überwältigenden Schönheit des Panoramas, das
sich vor uns öffnet, bleiben wir stehen. Zn unseren Füßen breitet sich der

weite, weite Wasserspiegel aus, auf dein sich zwei größere Jachts und einige beträchtlichere Schifte, deren Segel von kaum merkbarem Winde gebläht werden, kleinere Dampfschaluppen und zahlreiche Ruderboote schaukeln. Rings-umher rageu, zum Theil nur um wenige Fuß, Dutzende von felsigen nackten Jacken und üppig bewachsenen Werdern aus dem blaugrünen Wasser hervor. Die kleineren Felsblöcke in der Ferne sehen ganz schwarz aus, wie Walsisch-rücken.

Das Schönste des Rundbildes ist aber die weite Umrahmnng, der Abschluß durch die herrlich zerklüftete, in unerhörter Farbenpracht fchimmernde Alpenkette. All die Erhebungen sind etwa gleich hoch, die Berge wirken wie die versteinerte Fluthung eines kolossalen Oceans; auch die Illusion der Schaumkämme und Brandung fehlt nicht. Mächtige Firnen senken sich von den Höhen herab und glänzen im zauberhaften Lichte der tiefstehenden Sonne in unsagbar duftigem, zartrosa angehauchtem, milchigem Weiß. Der Schmelz dieser Töne ist unbeschreiblich, wie aus dem Blau des Meeres iu den mattgoldigen Himmel gehaucht; die feinsten Schattirungen wie fest gewordene Nebelmassen, durchsichtig und vom Schimmer eines dahinter-liegenden Lichtherdes durchleuchtet. Wolken und Firnen, Wasser und Felsen umfangen sich; man weiß kaum, wo das feuchte Element aufhört und wo das fchneeige Feld feine Abgrenzung findet, ob das Wasser, wie es den Anschein hat, in weiter Ferne sich phantastisch aufstaut und erstarrt, und wo die Wolken sich auf die sanften Umrisse der Felfen herabsenken. Alles geht ineinander über und vereinigt sich zu einer einzigen Bildung von sinnverwirrender Schönheit.

Das Auge wird nicht müde, diese wunderbare Pracht zn schauen.

Mit der vorrückenden Abendstunde durchwirkt sich der Farbenrausch mit den wannen rüthlichen Tönen des Sonnenunterganges.

Die Rächt ist so schön, so milde, so farbenreich, daß uns die Lnst überkommt, gleich jetzt dem nahen Nomsdnlfjord einen Besuch zu machen. Eine Nachtfahrt ist ja in diesem Lande nm diese Zeit gar nichts Un-gewöhnliches. Wir chartern eine kleine Dampfschaluppe und steigen im Zwielicht der Mitternacht an Bord.

Hinter uns flammt das Sonnenlicht dunkel auf, vor uns ein nebliges Silbergrau von eisig kalter Wirkung, als ob wir in eine Gletscherhöhle hineindampften. Auf einer der kleinen Schären, an der wir vorüberkommen, fahen wir die ersten Eidergänse, die kreischend aufflogen.

Der Romsdalfjord zählt zu den berühmten Norwegens. Die Felsen, die den malerischen Abschluß bilden, sind auch zum Theil, wie namentlich das Romsdalhorn mit seinem zersägten und scharf zerhackten Gipfel, von ungewöhnlich fchöner Bildung.

Hätten mir dm Romsdalfjord früher gesehen, so würden wir gewiß in das allgemeine Loblied mit einstimmen: aber für den Reisenden, der von Süden hinaufschwimmt, kommt er ein bischen spät an die Reihe, und

,.

da er uns eigentlich nur dasselbe zu sagen hat, was uns die anderen Fjords schon gesagt haben, bleibt die Wirkung hinter den Erwartungen, die man in uns geweckt hat, einigermaßen zurück. Auf ein paar durchrissene Felswände, steile Zacken, rauschende Wasserfälle mehr oder weniger kommt es uns jetzt anch nicht mehr an. Das Charakteristische dieses Fjords ist wiederum das Liebliche. Und vom Lieblichen haben mir nun allmählich genug; nun laßt uns endlich Rauhes, Starres, Wildes sehen!

Nach kurzer Rast in Ras, das am Ende des Fjords liegt, wo wir den Wirth heraustrommeln mußten, um für ein obdachloses junges Ehepaar aus Verlin Quartier zu machen, traten wir gegen vier Uhr den Rückweg an. Der Regen vertrieb uns vom Deck, und auf schlechtes Wetter war die kleine Nußschanle offenbar nicht eingerichtet. Wir machten die vergeblichsten Versuche, in dem Marterkasten von Kajüte ein Lager zu improvisiren, denn die Müdigkeit hatte uns übermannt. Wir waren wie gerädert, als wir das kipplige, kleine Flachboot, einen Seelenverkäufer schlimmster Art, in den, uns ein etwa vierzehnjähriger Vurfche von der Schaluppe zu unferer Jacht hinüberruderte, verließen. Es regnete noch immer. Uebornächtig, verdrossen über den unbefriedigenden Schluß, suchten wir gegen sieben Uhr Morgens unsere Ruhestätte auf.

Wir hatten unter einem unerwarteten Breitengrade wieder ein schönes Stück Tirol, Salzkammergut oder Norditalien gesehen . . .

Wann beginnt denn eigentlich das finstere Rordland? hatten wir wiederholt gefragt, nnd man hatte uns vertröstet: Jenseits des Polarkreises!

Was wir in den eigentlichen arktischen Regionen, im Lande der wahren und wirkliche» Mittemachtssonne, gcseben haben, das will ich nun erzählen.

III.

Die Mitternachtssonne ist kein leerer Wahn, und wir hatten es schließlich nicht zu bereuen, daß wir ihr, ohne uns von der Unzuverläffigkeit des Wetters nnd der grausigen Monotonie der Landschaft entmutbigen zu lassen, unverdrossen nachjagten, bis wir sie in den Lofoten endlich erwischten.

Von Drondhjem, wo wir mit der „vohenzollern" und der „Anguna Victoria" wiederum zufammentrafeu, läßt sich eigentlich nichts Besonderes sagen. Die für das norwegische Land historische Bedeutung der Stadt leuchtet aus ihrer Physiognomie nicht hervor. Wie überall, sind auch hier die Holzbauten niedrig, die meisten fast neu, einstückig, sauber und langweilig. Die Hauptstraßen sind breit und bouleuardartig mit Bäumen bepflanzt. Und immer wieder überrascht die Vegetation. Wir sehen üppiges Laubholz und wundervolle Blumen. Von der einsam starrenden Fichte des Rordens finden wir keine Spur. Allmählich sind wir doch nun hoch genug geklettert. Wo in aller Welt fängt denn eigentlich der rauhe Norden an? Immer wiederholen wir dieselbe Frage, ohne die Antwort darauf zu finden.

Drondhjems berühmtestes, oder besser gesagt, einzig berühmtes Bau-
werk ist die Kathedrale. Von außen macht diese enthusiastisch gepriesene
Kirche geringen Eindruck. Die Wirkung des Innern ist allerdings be-
deutender. Auch wie es jetzt ist, hat das Gotteshaus einen erhabenen,
ernsten und feierlichen Charakter. Wie bei allen altgothischen Bauten staunt
mau auch hier über den Neichthum der Erfindung in den Zierraten. Die
hoch anfstrebenden Säulen, die Wölbung, der Boden, Alles ist aus hartem
schiefergrauem Stein, der nicht nachdunkelt, gefertigt, so daß das Alte und
das Neue gleichfarbig sind. Für die Arbeit der Restauration ist diese Eigen-
thümlichkeit von unberechenbarem Vortheile, da eine durchaus einheitliche
Wirkung erzielt wird.
Drondhjem ist wiederholt durch Feuersbrünste zum großen Dheil zer-
stört worden. Man hat die Schäden nothdürftig wieder gutzumachen ge-
sucht, um dieses älteste kirchliche Monument, in dem Norwegens Könige ge-
krönt werden, dem Lande zn erhalten; «her aus Mangel an Geld hat
früher sehr wenig dafür gethau werden können. Erst in jüngster Zeit hat
man das Land für seine Königskirche lebhafter zu interessireu gewußt, und
seit einiger Zeit haben die Arbeiten des Wiederaufbaus und der Vollendung
des bisher überhaupt niemals vollendet gewesenen Baus denn auch rüstigeren
Fortgang genommen.
Das Bedeutendste der Kathedrale ist ihre Vergangenheit und ihre Zu-
kunft. Wer aber weniger von den:, was war und sein wird, sprechen will,
als von dem, was ist, wird, wenn er ehrlich ist, sich gestehen müssen, daß
man nach den«, was man überall von der Großartigkeit dieser Kirche gehört,
bevor man sie gesehen hat, durch den Anblick einigermaßen enttäuscht wird.
Wenn man den Dom von Drondhjem als wirklich mächtigen, imposanten
alten Kirchenbau preisen will, so muß man vor allen Dingen die Erinnerung
an alle unsere großeu Dome, an Köln, Freiburg, Ulm, Magdeburg, Straß-
burg, Wien, Reims, Notre-Dame, Westminster, Mailand u. s. w. bannen.
Unter den Blinden ist der Einäugige König, und in Norwegen hat der Dom
von Drondhjem seinesgleichen nicht. Es ist ja ein erhebendes Gefühl, wenn
man sich vergegenwärtigt, daß einer von den ältesten Olafen, über die das
nordische Eonversntions-Lerikon zu berichten weiß, den ersten Stein zu diesem
Gotteshause gelegt hat. Das war in irgend einem denkwürdigen Jahre des
elften Jahrhunderts. Aber immer ist man doch nicht in der Stimmung,
das Vergnügen, sich historisch anwehen zu lassen, über alles Andere zn
sehen und in den Inbelhymnus des Bürgermeisters von Saardam einzu-
stimmen: „Es ist schon lange her, das freut uns um so mehr."
Bon Drondhjem aufwärts ist die Fahrt ziemlich einförmig. Die
kleineren, aber für den norwegischen Handel nicht unwichtigen Städte, wie
Namsos nnd Bodo, sind völlig nniuteressant.
Am 20. Inli 12 Uhr 4<» Minuten passirten wir den P olarkreis nnd ge-
langten nun in die vom geogravbischen Eoder als arktisch bezeichneten Regionen.

Es war Heller Sonnenschein. Der tiefblaue, mit leichten Wolken be-
zogene Himmel hatte eine fast italienische Färbung und gab dein ruhigen
Wasser des Fjords das wundervolle blaue Eolorit des Gardasees. Die
Umrahmung war immer dieselbe, nun schon seit langen Tagen: mäßig hohe
Felsen, oben abgestumpft und gerundet, die von ihrer unerheblichen Höbe
in bedächtiger Abflachung zum Wasser sich senken, graues Gestein, in flache
Rinnen zerspült, hie und da mit Moos überzogen. Die interessanteren
Bildungen: glockenthürmige Felsen, hohe Jacken, schroffe Abfälle und senk-
recht aufstarrende Wände gehören zu den Seltenheiten. Fast immer sehen
wir eben nur die niedrigen abgerundeten, gleichmäßig steinernen Wulste,
ein Anblick, der uns nicht mehr erfreuen kann.
Jenseits des Polarkreises wird die Landschaft großartig. Hohe, rauhe,
fcharf gezackte Felfen erheben sich in gräulicher Färbung. Die Hinteren
Felsengassen, von Wolken halb umflort, sind tiefblau gefärbt. Mächtige
Eis- und Schneefelder in der Ferne erglänzen blendend weiß. Es ist der
erste feierliche Gruß aus den Regionen des ewigen Eises.
Bald öffnet sich das weite, weite Meer, auf dessen spiegelglatter
Fläche unsere kleine Jacht freundlich geschaukelt wird. Nald lenken wir
wieder in die gedeckten schmalen Gassen hinter den Schären ein, und
schwarze, finstere, wildzerklüftete Riffe, die wagerecht durchfurcht und senk-
recht durchrissen und durchlöchert siud, und deren höchste Spitzen in die
Wolken ragen, verlegen uns die Aussicht auf den arktischen ^ceau.
Der Tag ist in seinem wechselnden Lichte ganz wundervoll. Bald
leuchtet die Soune strahlend herab, bald wird sie von Wolken verhüllt.
Dann senken sich wieder die Wolken schwarzgrau und gewitterdrohend tief
herab, zerreißen und lassen das unvergleichlich herrliche Azurblau des
Himmels durchleuchten. Fällt der Wolkenschleier bis auf den Kamm der
fchwärzlichen Steine herab, so entsteht sogleich ein Bild von finsterster
Traurigkeit, fast grausig in der Wirkung. Es schwindet wie mit einem
Zauberschlage, sobald die Sonne wieder durchbricht und ans hell
schimmerndem Hintergründe die phantastischen Berge hervortreten läßt, wie
ich sie bisher eigentlich nur in den kühnen Eingebungen schlechter Maler,
die ohne Modelle arbeiten, gesehen hatte. Aber hier sind wirklich die
Modelle dazu.
Die Wasserfläche erweitert sich mächtig. Die stolzen Felsen, die sie
umschließen, wirken jetzt nur noch wie schmale Umrandung, manchmal sogar
wie ein ganz feiner, schwarzer Strich . . .
Da tauchen in der Ferne in blauer Färbung in herrlichster Schönheit
die wildzerrissenen Eontnren der Lofoten auf!
Wir laufen in ein weites Thor ein, das zu einem natürlichen Hafen
führt, und sehen vor nns in sanftem Sonnenlichte das Städtchen Bodo mit
feiner malerischen Kirche weit ausgestreckt vor uns liegen. Zahllose Masten
ragen aus, eine Fischerflottille, dazu Transportdampfer und Passagierboote,

die die Küste streifen, endlich auch Dampfer, die das Nützliche mit dem An-
genehmen, den Transport von Waaren und Passagieren, das Geschäft und
das Vergnügen vereinigen. Wenn es, wie gewöhnlich in diesem Falle,
Menschen in Eombination mit Stocksischen sind, dann möchte ich doch vor
dem Vergnügen warnen. Was sich so ein Stockfisch durch seinen Geruch
unbeliebt machen kann, ist gar nicht zu sagen.
Bodo ist das Eentrum des nordischen Fischfanges. Das braucht Einem
kaum gesagt zu werden, man merkt es ohnehin, wenn man die breiten reiz-
losen Wege der Stadt durchwandert. Neberall duftet es mehr oder minder
übel, manchmal ein bischen schärfer, manchmal ein bischen weichlicher, ent-
weder brutal penetrant oder sich heimtückisch einschleichend.
Die menschlichen Behausungen sind hier noch anspruchsloser und dürftiger,
als in den anderen norwegischen Städtchen. Hier scheint das Feuer seine
städteerneuernde Gewalt nicht bewährt zu haben. Die Häuser zählen zum
Theil schon ein ansehnliches Alter. Sehr viele sind mit Rasen gedeckt. Es
sieht recht hübsch aus, wenn um diese Zeit auf den Dächern aus dem satten
Grün bunte Wiesenblumen aufleuchten. Hier fcheint der Golfstrom als der
allerkräftigste Wohlthäter aufzutreten. Das Wasser im Fjord erstarrt niemals
zu Eis, auch nicht in den härtesten Wintertagen. Der deutsche Wirth, bei
dem wir einkehrten, setzte uns warmes Flaschenbier vor. Ich bat um etwas
Eis, um es zu kühlen. Unser liebenswürdiger Landsmann zuckte bedauernd
die Achsel. Eis war in ganz Bodo nicht aufzutreiben . . . Deswegen hatten
wir den Polarkreis überschritten! 3) dieser Golfstrom!
Die Vegetation ist zwar um einige Wochen hinter der unfrigen zurück,
aber durchaus nicht dürftiger, als in vielen Gegenden unseres Vaterlandes.
Die Kartoffeln stehen prächtig, nnd der Weizen fetzt gut an.
Bodo hat eine herrliche Lage, mit weitein Ausblick auf die wundervoll
gebildeten Berge der nahen Umgebung nnd die phantastische >'vette der Lofoten-
felfen im Hintergrunde.
Nur um ein paar Tage hatten wir den Anfchluß an die eigentliche
Mitternachtssonne verfehlt. Sie hatte sich drei Tage vor unserer Ankunft
von hier verabschiedet. Aber ihre leuchtende Spur war geblieben, und wir
merkten den Unterschied kaum. Ohne wahrnehmbare Veränderung des Lichts
folgte der eine Tag dem anderen. Das Abendroth war noch nicht ver-
glommen, als fchon das Morgenroth wieder aufleuchtete.
Hier hatten wir also znm ersten Mal die ganz unvergleichliche Pracht
der Polarnacht, den zauberhaften Farbenrausch, wie ihn auch die Mitter-
nachtssonne selbst kaum wundervoller spenden kann. Der Sonnenuntergang
in der anbrechenden Mitternachtsstunde, den wir in seiner vollsten Schönheit
bewundern durften, war überwältigend großartig!
Wir waren nach zehn Uhr aufgebrochen, hatten die Stadt durchschritten
und waren auf breitem, gutem Wege guer über freies Feld, das durchgängig
fleißig angebaut ist, dem Berge zugeschritten, von den, man die schönste

Aussicht auf die Umgebung hat. Die Sonne stand tief. Ihr glühend
heißes Kupferroth, das Himmel und Wasser und die felsigen Höhen magisch
mit violettem Roth überströmte, blendete unsere Augen. So herrlich der
Anblick auch war, wir mußten nns abwenden. Das Auge schmerzte uns.
Am farbigen Abglanz mußten wir es uns genügen lassen.
Wir kletterten den zwar nicht hohen, aber recht steilen und beschwer-
lichen Verg hinan. Für unser halbstündiges Klettern, bei dem allerdings
von der Stirn heiß der Schweiß rinnen mußte, wurden wir indessen reich-
lich belohnt. Nachdem uns der Verg neckend ein halbes Dutzend mal ein
trügerisches Ziel vorgegaukelt hatte, sahen wir plötzlich auf einer Holzhütte
die rothe Fahne flattern: wir waren zur Stelle . . .
Visher haben wir nichts gesehen als den steinigen Weg vor uns und
das grüne Moos neben uns. Nun stehen wir auf dem Plateau, und nun
liegt, als ob die neidifche Verhüllung mit einem Schlage gefallen sei, eines
der überwältigendsten Vilder, die unser Auge je erblickt hat, unvermittelt
vor uns: zu unseren Füßen der weite Wasserspiegel und uns gerade gegen-
über eine mächtige, fast symmetrisch aufsteigende Felsgruppe, die höchsten
Erhebungen in der Mitte, nach rechts und links gleichmäßig abfallend und
sich an beiden Flanken ungefähr in gleichen Abständen zu zackigen Spitzen
aufgipfelnd. Blauschwarz heben sich die wnnderherrlich zerhackten Umriß-
linien von dein leuchtend hellen Himmel ab, die die untergehende Sonne
mit einem feurigen Tiefroth, dem Nordlicht vergleichbar, durchglüht. Auch
der Verg glimmt und flammt blutroth, als ob er soeben aus der Schmiede
Vulcans gezogen und zur Abkühlung in das Meer getancht sei. Das weite
Wasser ringsum schimmert in himbeerrothem köstlichem Schein, und die
gegenüberliegenden weiter entfernten Verge erglänzen in schönstem violett-
farbigem Alpenglühen.
Langsam senkt sich der feurige Vall der Sonne in's Meer, aber die
Wolken lassen in ihren sanft gekräuselten Streifen und wolligen Nullen, die
in blendendein Purpur erstrahlen, erkennen, daß die Alles belebende, be-
leuchtende und erwärmende Beherrscherin unseres Planeten noch nicht lange
Abschied genommen hat.
Sichtbar verändert sich das Farbenspiel, man kann sagen, von Minute
zu Minute, aber es bleibt immer gleich erhaben und schön. Allmählich ver-
dunkelt sich der Verg vor uns, und die Gluth erlischt. Jetzt starrt er schwarz
vor uns auf. Am Saume des Horizonts leuchtet ein blendend goldgelbes
Licht, das mit den schönsten zartgrünen Flocken gesprenkelt ist. Die purpurnen
Wolken sind zu schmutzigem Violett gedunkelt. Auf dem glatten, klaren, wie
zn einer weiten Eisfläche erstarrten Wasser wird der Nester matter; aber
noch immer bewahren all' die durcheinander gemengten Farben eine gewisse
Wärme.
Die mitternächtliche Stunde ist da. Es ist vollkommen hell, Heller
als bei uns in der Mittagsstunde eines bedeckten Tages. Wir begegnen

denn auch noch vielen Leuten, die spazieren gehen, die sich der hellen,
schönen, frischen, aber durchaus nicht kalten Nacht freuen.
Namentlich am Hafen herrscht noch lebhaftes Treiben. Da wird noch ein
Dampfer nnt getrockneten Fischen befrachtet. Wir hören das schnarrende
Rasseln der Ketten, die die Ladung von den kleinen Booten an Nord schaffen.
Wir lassen uns zur Jacht zurückrudern und sehen dein Schauspiel zu.
Gegen zwei Uhr Morgens, als das volle Tageslicht bereits wieder da
ist, hören wir aus weiter Ferne rhythmischen Gesang, eine originelle, nicht
unschöne Melodie. Der Gesang wird lauter. Ein großes Boot, von acht
Fischern in rothen Flanellhemden gerudert, kommt langsam näher. Es ist
das erste Fischerboot des Tages. Die Leute sind guter Laune. Sie schwenken,
als sie an unserer Dacht vorüberrudern, den Hut. Sie haben offenbar
einen guten Fang gemacht.
Der erste Tag unserer eigentlichen Lofoteufahrt bereitete uns nur
mäßiges Vergnügen. Wir hatten schlechtes Wetter und sahen von den wunder-
lichen Felsformationen, von denen man uns fo viel erzählt hatte, recht wenig.
In Lödingen, das schon unter dem 68° 5lV nördlicher Breite liegt, also
nur 2l/2° südlicher als das Nordcap, trafen wir die ersten Lappen, die,
als unsere Jacht herandampfte, in ihrem primitiven Fahrzeug vom Ufer
abstießen und beständig grinsend, ohne ein Wort zu sagen und ohne auf
unsere Zurufe zu antworten, um unser Schiff herumgondelten. Durch be-
redte Mimik veranlaßten wir sie endlich, uns an Bord einen Besuch abzu-
statten.
Es waren zwei junge Leute im Alter von 18 bis 81 Jahren. Eine
bestimmtere Angabe über ihr Alter ist unmöglich zu machen. Sie trugen
eine dunkle Pudelmütze mit einem rothen Büschel, — halb Fez, halb Kaffee-
wärmer, — einen kleidsamen braunen Kittel, der mit rothbraunem Paspel
besetzt war, nnt halblangen Aermeln, tricotartig eng anliegende helle Bein-
kleider aus Leder, die oberhalb des Knöchels mit rothen Wollenbinden fest
umschlossen waren, und grobes Schuhwerk, das an der Spitze schnabelförmig
aufstieg. Um berechtigten Erwartungen zu entsprechen, müßte ich noch hin-
zufügen, daß die Beiden stark hervorspringende Backenknochen gehabt und
vor Schmutz gestarrt hätten. Dann würde ich aber nicht die Wahrheit
fagen. Die Leute fahen ganz ordentlich und propper aus, wie gemüthliche
deutfche Bauern,
In der Nacht wehte es in der kleinen Bucht so stark, daß unsere Jacht
beständig um den Anker tanzte. Als ich mich zu Nett legte, vernahm ich
wieder die wohlbekannten Laute, die mir die schönste und großartigste Er-
innerung an die Oceanfahrt, an den Sturm, vergegenwärtigten. Es war
allerdings hier ein Sturm in Duodezformat; aber wenn auch vermindert
und abgefchwächt, es war doch dasselbe unausgesetzte Stöhnen und Grollen

in der Feme, die heulende unendliche Melodie, die der Wind auf dem Nasser spielt. Und obwohl sich das Schiff kam« merklich bewegte, klatschte das Wasser doch mit gewaltiger Faust an die Schiffswände, und unter dem Kiel gurgelte und rumorte es unheimlich. Manchmal brach sich eine hoch aufbäumende Welle gerade am Schiffsrand, schlug auf's Deck, und das Wasser stürzte wie ein Katarakt schallend in das feuchte Bett zurück. Ein Dutzend mal wurde ich durch das Aufklatschen dieser Sturzwellen aus deni ersten Schlafe geweckt, und es dauerte lange, bis ich endlich Ruhe fand.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages hellte sich das Wetter zum Glück etwas auf. Der Nebel stieg höher, wenn er auch noch immer die höchsten Spitzen der Berge umhüllte. Und so fuhren wir denn zwar nicht bei guter, aber auch nicht bei fchlechter Beleuchtung in den berühmten Rast-Sund, den interessantesten der Lofoten, ein. Visweilen verengt sich hier die Wasserstraße in beinahe beängstigender Weise. Rechts und links steigen, nur wenige Meter von einander getrennt, die Felsen starr auf, bisweilen fast senkrecht aus dein Wasser aufragend. Aber auch da, wo sie weit aus einander rücken, ist das Fahrwasser nur schmal, deim überall tauchen kleine Felseneilande aus den: Wasserspiegel auf.

Im Raft-Sund finden wir wohl die schönsten und eigenthümlichsten Felsenformationen von ganz Norwegen, Wände in wildester Zerklüftung, wahnsinnig zerfetzt, Riesenpnramiden, sägenartig zerhackte Kämme, Hauer und Hürner, Bischofsmützen, citadellenartige Plateaus, Alles durcheinander in ewigem Wechsel. In allen Senkungen Schnee, manchmal in weiten Feldem wie ein Bahrtuch. Der Schnee liegt bis tief an's Wasser. Auch Gletscherbildungen zeigen sich an einigen Stellen.

Wenn die Sonne den Wolkenvorhang durchreißt, belebt sich Alles. Der Stein erglänzt, das Grün des Moospolsters leuchtet auf, und Alles wird verschönt. Ringsum färbt sich die ganze Felslandschaft phantastisch in den feinsten schillernden Tönen des Regenbogens, und in weiter Ferne erglühen die schneeigen Gipfel wie funkelnde Rubine.

Zier unter dem 69. Grad, auf dem nördlichsten Punkte von Hindu, finden wir nun endlich die lang gesuchte und ersehnte Mitternachtssonne. Wir sehen sie unter den herrlichsten Bedingungen, die man sich denken kann. Unsere Jacht steuerte wieder südwärts, dem grandiosen Vestfjord zu, der Wasserstraße zwischen Lofoten und Bodo. Die Nacht ist kühl, aber durchaus nicht kalt.

Wir sehen um Mitternacht das feurige Gold des Sonnenballs, zum Glück durch davorliegende Wolken einigermaßen gedämpft, in immer noch blendender Pracht. Allmählich hat die Sonne und der ganze nordwestliche Himmel den schönen kupferfarbenen Ton angenommen, auf dem sich die zerzackten und zerhackten Lofoten in ihrem stahlbläulichem Lolorit wundersam abheben. Als die Sonne ihre tiefste sichtbare Tiefe erreicht hat, nimmt ihre Gluti) nn intensiver Kraft allerdings ab, aber die Inselgruppe bewahrt ihren unbe-

schreiblich duftige« Glanz, und die kleineren Inseln wirken wie verzauberte Meerungeheuer, perlmutterschillernd.

Wiederum strebt die Sonne, ohne je unseren Blicken entschwunden zu sein, langsam empor. Die Lofoten-Inseln, auf die wir jetzt schon wie auf eine zusammenhängende Gruppe zurückblicken, werden von citronengelb flammenden Lichtstreifen, zwischen denen ein hellgrauer, fast weißer Nebel wallt, beleuchtet. Es sieht aus, als umschlössen die Inseln einen weiten, tiefen lichten See, der höher liege, als das tiefgrüne Wasser des Vestfjords, auf dein unsere Jacht dahingleitet. Eine einsame Möwe segelt ohne Flügelschlag langsam dein Festlande zu.

Jetzt ist die Sonne unserem Blick ganz entzogen; aber der Himmel verkündet in den goldigen glänzenden Lichtstreifen ihre Gegenwart. Schon erglühen im Nordosten die Wolken im Anbruche des neuen Tages. Leuchtend ist der alte Tag soeben von uns geschieden, leuchtend ist der junge schon da. Hätte unser größter Volksdichter Raimund die Lofoten im Hochsommer gesehen, so hätte er nie sagen können: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn." Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind in einander übergegangen. Im rosigen Hauche werden die Umrisse der Inseln für unfern Blick imnier verschwommener, und gegen drei Uhr Morgens sagen wir den Lofoten Lebewohl.

Auf den Besuch des Nordcaps hatten wir, nachdem wir telegraphische Erkundigungen über das Wetter eingezogen hatten, in letzter Stunde verzichtet. Wäre das Wetter ganz tactfest gewesen, so hätten wir uns gewiß nordcaptiviren lassen. Aber die zwei trüben Tage in den Lofoten hatten uns zur Genüge gezeigt, wie Einem der verdeckte Himmel oder Regen den Spaß hier oben gründlich verderben kann. Auf den unerquicklichen Anblick finsterer Trübseligkeiten, den wir mit einer abermaligen Wasserfahrt von 48 Stunden hätten zahlen müssen, wollten wir es nicht ankommen lassen. Wir hatten nun auch wirklich genug geseheu, unsere Genußfähigkeit war erfchöpft, und wir beschlossen frohgemuth, zu nordcavituliren. Wahrscheinlich haben wir sehr wohl daran gethan, denn in den folgenden Tagen war das Wetter andauernd nebelig, regnerifch und stürmisch, und die Vergnügungszügler der „Augufta Victoria", die um dieselbe Zeit bis zuni Nordcap hinaufdamvften, mußten sich mit dem Bewußtsein begnügen, dagewesen zu seiu. Gesehen haben sie gar nichts. Keine Spur von Mitternachtssonne.

Auf der Rückfahrt blieb das Wetter stürmisch und trübe. In den beiden letzten Nächten hatte ich so gut wie gar nicht schlafen können. Der Höllenlärm des Wassers, das schallend an die Luke schlug, das Krachen der Thüren, die sich ausgehakt hatten und an die Holzwand knallten, das unausgesetzte Heulen und Stöhnen in der Ferne hatten mich keine Ruhe finden lassen. Erst gegen Mittag des folgenden Tages, als wir den Polarkreis zum zweiten Male passirt hatten, hellte sich das Wetter auf und

wurde im Laufe des Nachmittags wundervoll. Wir hatten wiederum eine
der unvergleichlich schönen Polarnächte. Ich holte das in den letzten Nächten
Versäumte gründlich nach. Auf dem bequemen Schiffsstuhl ausgestreckt, das
Plaid über den Füßen, ein Kissen unter dem Kopfe, starrte ich, während
das Meer mir sein unwiderstehliches Schlummerlied zurauschte, auf die
lichten Wolkengebilde, und bald verwirrten und verwischten sich die Vor-
stellungen, die Augen fielen mir zu, und ich schlief ein. Ich schlief stunden-
lang, und als ich endlich erwachte, fah ich den Himmel im Norden und
Norstwesten wiederum in der mattschillernden Poluchromie der untergehenden
Sonne schillern, während im Osten auf dem wolkenlofen Grau des Himmels
ziemlich tief in glanzloser Orangefärbung die halbe Scheibe des Mondes
stand. Der gute Mond! Ich hatte ihn in diesen Sommernächten ganz
vergessen. Es mar das erste Mal, daß ich dem alten Freunde, ohne den
wir uns kaum eine nächtliche Naturschönheit vorstellen können, wieder be-
gegnete, und mir war zu Muthe, als ob uns der himmlische Nachtwächter
einen Gruß aus der Heimat, der wir uns nun langsam wieder näherten,
zu überbringen hätte.

Je höher er stieg, desto mehr nahm sein silbernes Licht an Leuchtkraft
zu, und er warf nun einen breiten mattglänzenden, perlmutterschillernden
Streifen auf das tiefe Vlau der Wasserfläche. Freilich spielte er neben
dem kräftigen erlöschenden Lichte der Sonne eine doch nur bescheidene
Statistenrolle in diefem nächtlichen Bilde; aber er gab uns doch zum ersten
Mal eine Vorstellung von der Nacht, wie wir sie kennen, und ich begrüßte
den guten Mond mit Freudigkeit. Denn mit Macbeth sagte auch ich all-
mählich: „Ich fange an der Sonne müd' zu fein."

IV.

Als wir auf der Rückkehr von den Lofoten vor Trondhjem wieder
einliefen, verabschiedete ich mich von ineinen Freunden und der ‚Maick nt
donoul", die auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, wieder der
Heimat zudampften. Wozu follte ich nur das, was ich schon von unten
nach oben gesehen hatte, nun noch einmal von oben nach unten ansehen?
Ueberdies interessirte es mich, das norwegische Binnenland wenigstens in:
Fluge kennen zn lernen, und vor Allem war mir daran gelegen, die Haupt-
stadt Ehristiania und meinen alten verehrten Freund Henrik Ibsen auf-
zusuchen.

Die norwegischen Eisenbahnen find nicht gleichmäßig. Die zum großen
Theil schmalspurige Bahn, die in ziemlich gerader Linie von Trondhjem in
siebzehn Stunden nach Ehristiania hinunterfährt, bietet geringen Eomfort,
ist aber immerhin erträglich. Dagegen ist die nonuegisch-schwedische Süd-
bahn Ehristiania-Göteborg-Helsingborg mit ihren auf guten Federn ruhenden
prächtigen breiten Wagen in anständigster Ausstattung und den Annehmlich-

leiten, die sie dem Reisenden bietet, dem frischen Trinkwasser, dem guten
Toilettecabinet mit reichlicher Wäsche und den höflichen und gefälligen
Schaffnern, eine der angenehmsten und besten Europas. Schade, daß Kiel-
lands Norwegianismus ihm nicht gestattet, sich der Annehmlichkeiten dieser
Bahn zu erfreuen, deuu auch die Verpflegung zum Frühstück in Gothenburg
und zu Mittag in Halmstad ist vorzüglich, reichhaltig und unglaublich billig.
Aber auch von der allerdings viel weniger guten Bahn Trondhjem-
Christiania spricht man in den deutschen Reisebüchern in zu desvectirlichem
Tone. Sie hat ja ihre unleugbaren Mucken. Sie ist zunächst temperamentlos
bedächtig, aber gemüthlich und zutraulich wie ein norwegisches Pferd. Sie
hält sich frei von wilder Ueberhastnng und liebt ein verständiges Tempo.
Wenn der Bahnkörper steigt, geht sie ganz langsam, führt der Weg über
Brücken und hohe Viaducte, im Schritt, bergab und in der Ebene nimmt
sie eine beschleunigte Gangart an, „rennt wie verwirrt", wie mein
Dresdener Kutscher sagt, um ihrem Namen „Hurtigzug" („Uorti^to^") Ehre
zu machen. 562 Kilometer in siebzehn Stunden, — man kann sich allein
berechnen, daß sie sich nicht überhastet.
Auch das Material ist nicht in bestem Zustande, abgenützt und klapprig.
Die Wagen sind alt, die Federn spröde, man wird gehörig gestoßen und
gebeutelt, und die schmalspurige Bahu macht einen Scandal, der der
Breitspurigkeit zur Ehre gereichen würde. Bei jedem Halten krachen die
Wagen zusammen, daß man meint, sie müßten in tausend Stücke gehen.
Die Räder rollen und rasseln auf den Schienen, daß es wahrscheinlich un-
möglich wäre, eine Unterhaltung zu führen. Ich habe es nicht erprobt,
denn ich war während der siebzehn Stunden allein, und Monologe halte ich
nicht. Die Bremse heult und pfeift jedesmal, wenn sie angezogen wird,
daß Einem die Ohren wehthun. Alles das ist richtig, aber die Verwaltung
ist sichtlich bemüht, dem Reifenden diefe Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit
zu versüßen.
Zu meinem peinlichen Befremden hatte ich in Trondhjem gehört, daß
es für die Nachtfahrt nach Christiania keinen Schlafwagen gäbe. Ich hatte
mich also schon darein gefunden, mir mit dem, was ich bei mir führte, eine
nothdürftige Ruhestätte zu bereiten. Um fo angenehmer wurde ich über-
rascht, als zwischen zehn und elf der Schaffner in mein Couvö trat und
stillschweigend eine geheimnihvolle Arbeit verrichtete, der ich mit behaglichem
Staunen zusah. Der Wagen, den ich bisher mit Geringschätzung mißachtet
hatte, offenbarte nun ungeahnte Vorzüge. Die eine Seite wandelte sich zu
einem sehr bequemen Lager, über das eine saubere Wollendecke gebreitet
wurde; ein gutes frisch überzogenes Kopfkissen und eine zweite wollene Decke
zur Umhüllung der Füße vervollständigten das beste Eisenbahnbett, das man
sich nur wünschen kann. Schweigsam entfemte sich der brave Schaffner,
ohne auch nur ein Wort des Dankes zu beanspruchen. Am andern Morgen
versah mich der Gute wiederum unaufgefordert mit der zur Morgentoilette

erforderlichen Handwäsche. Kurzum ich mar in dein alten Wagen für Nacht
und Morgen gerade fo gut aufgehoben wie in unferen patentirten Schlafwagen.
Der landschaftliche Reiz der Bahnstrecke, die wir zurücklegen, ist
namentlich zu Beginn fehr bedeutend. Wir durchfahren dichtbewaldete
Höhen mit kräftigem Baumfchlag, vorwiegend wiederum Laubholz, darunter
aber auch Fichten und Tannen. Wir fehen bebaute Aecker mit fauberen
Gehöften, zu unferen Füßen einen munteren Fluß, der an einigen wilden
Stellen schöne Stromfchnellen bildet. Wir fehen smaragdgrüne Wiefen, auf
denen Kühe und Kälber friedlich grafen, mit einem Worte: das Bild einer
heitern thüringenfchen oder burguudifchen Landschaft.
Sobald wir den Gulafluß erreichen, wird die Landschaft großartiger,
wilder, romcmtifcher. Da ist auf lange Strecken mit äußerster Oekonomie
dein Felfen gerade fo viel abgesprengt, wie für die fchmale Spur unbedingt
nöthig ist. Fast senkrecht fällt der Felfen zur wild rauschenden und
schäumenden Gula hinab.
Das von wilden Gebirgsströmen durchrauschte enge Thal, in das wir
in der elften Stunde einlaufen, macht im Dcimmerfcheiu einen gewaltigen
Eindruck. Die Bahn ist in stolzer Höhe längs der rauhen Felfen stellen-
weife auf denkbar fchmalstem Wege geführt. Man hat den aufregenden
Tiefblick auf das freundliche Thal, durch das sich der Fluß fchlängelt, und
auf die zahlreichen Gehöfte, die sich an dessen Ufern angesiedelt haben.
Jetzt ist das Laubholz durch die Nadel nahezu völlig verdrängt. Man sieht
kaum noch etwas Anderes als mächtige Tannen, Fichten, Führen und Lärchen,
in die sich als letzte Vertreterin des Laubholzes die weißstämmige Birke
eindrängt. Mitunter ist der Weg für die Bahn durch diefen kräftigen hoch
aufgebauten Wald gebrochen. Dann entziehen uns die Bäume die Aussicht
auf die Niederung, und jedesmal, wenn wir aus dem Dickicht heraustreten,
stellen sich unserem Blicke wunderschöne Überraschungen dar. Die Loco-
motiue, die keuchend den Zug bergan schleppt, stößt einige schrille Pfiffe aus,
durch die sie auf etwas Nefonderes uns aufmerksam zu machen die Freund-
lichkeit hat, und macht ein merkwürdiges Ritnrdaudo. Ich bekümmere mich
nicht um das in jedem Wagen angekündigte Verbot, das, wie ich mich
überzeugt habe, nur eine platonische Bedeutung hat: „ttpballl p»»
6i6llnsmF»uT8vciFi>sno8 klartorm er torduät." Mich interessirt nur
das lange Wort: „6,i6nnLMss»iiF8vcissN6ns8", das ich mir schließlich als
„Durchgangswagen" verdolmetschen lasse. Ich trete also auf die Plattform,
und nun überfährt der Zug einen jener hölzernen Viaducte, der mir den
ganzen Zauber der amerikauischen Bahnfahrten wiederum vergegenwärtigt.
Er'ist 13l) Fuß hos,. Auch der Schwindelfreie fühlt sich von dem völlig
unerwarteten Blick auf die Tiefe im ersten Augenblick etwas betroffen.
Leider währt das Vergnügen, von der Höhe herabzublicken, nur kurze Zeit.
Der Weg von Trondhjem bis Röros, der 670 Meter hoch steigt, mutz
entschieden den schönsten Gebirgsbahnstrecken Europas an die Seite gestellt

werden. Auch vor Christiania wird die Strecke wieder sehr schön; nament-
lich gewährt die Fahrt durch die waldreiche Gegend längs des großen
Mjösensees, die ganz und gar den Charakter des Fjords hat, dasselbe Ver-
gnügen, das wir vorher vom Wasser aus schon gekostet haben, nur die
Locomotion ist eine andere geworden.
Auf gut Glück hatte ich an Ibsen geschrieben, daß ich mich einige Tage
in Christiania aufhalten würde und ihn bitte, für den Fall, daß er in der
Stadt sei, mich wissen zu lassen, wo und wann ich ihn aufsuchen könne.
Zu meiner freudigen Ueberraschung war die erste Person, die ich beim Ver-
lassen des Wagens in Christiania erblickte, Henrik Ibsen. Daran hatte ich
auch nicht im Entferntesten gedacht, denn ich kannte Ibsen als den Mann
fester Gewohnheiten und wußte, daß dieser steinerne Norweger schwer wie
ein Felsblock zu bewegen ist. Wir begrüßten uns auf das Herzlichste, und
schon auf dem Wege von der Bahn zum Hotel hatten wir uns — anknüpfend
an unsere frühlichen Begegnungen in München, Meiningen und Berlin —
soviel zu erzählen, daß wir sogleich für eine der nächsten Stunden eine
Verabredung trafen, um in freundschaftlicher Behaglichkeit uns über alles
Mögliche auszusprechen. Während meines zweitägigen Aufenthaltes in
Christiania verbrachte ich denn auch den größten Theil des Tages
mit Ibsen.
Ibsen hat sich gar nicht verändert. Er ist vielleicht noch frischer und
rüstiger geworden. Seine Gesichtsfarbe ist blühend und kerngesund. Ich
freute mich, den gedankenvollsten Dichter Norwegens so wiederzufinden: den
kolossal bedeutenden Kopf mit der mächtigen Stirn, die von einer gewaltigen,
sich hoch aufbäumenden weißen Mähne wie von lodernden Flammen umwogt
wird, mit dem weißen Seemannsbart, der Wangen und Kinn umrahmt,
dem energischen Mund mit den schmalen festgeschlossenen Lippen, den grund-
gescheidten tiefsinnigen Augen hinter den scharfen Brillengläsern.
Zwischen Ibsens Kopf und seiner Gestalt besteht ein gewisser Wider-
spruch. Der Kopf hat etwas wild Geinales, eine revolutionäre Größe,
Die Figur ist stämmig und breitschulterig, aber klein, und die Kleidung
giebt der Erscheinung etwas pedantisch Correctes — es ist der Kopf des
bahnbrechenden Poeten auf der Gestalt eines peinlichen Beamten.
Trotz der Sonnengluth des überheißen Iulitages trug Ibsen gerade
wie früher den etwas philisterhaften, bis oben fest zugeknöpften zweireihigen
Tuchrock mit sehr langen Schößen, die bis über die Kniee hinabreichen,
schwarze Tuchbeinkleider, eine steife weißseidene Cravatte und den sauber
gebürsteten glänzenden Cylinder, gerade wie im kältesten Winter in Meiningen,
Als er den Hut absetzte, betupfte er die Niesenstirn mit seinen: buntseidenen
Taschentuch und gab mit einem großen Kamm, den er bei sich führte, der
wolkenstürmenden Tolle den gehörigen Schwung.

Beim Abendessen lernte ich Ibsens Sohn Sigurd kennen, der die schöne Tochter Björnstjerne Njörnsons geheirathet hat. Das in dieser Ehe geborene Kind hat also das Glück, die beiden größten norwegischen Dichter der Gegenwart seine Großväter zu nennen. Herr Sigurd Ibsen ist ein ruhiger, ungemein sympathisch wirkender, hübscher junger Mann von den besten Formen und, wie sich im Laufe des Mends herausstellte, von großer Belesenheit und Bildung. Der junge Ibsen hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, er war Legationssecretär in Washington und Wien. Seine politische demokratisch-norwegische Ueberzeugung hat es ihm zur Wicht gemacht, einstweilen, so lange die schwedisch-reactionäre Regierung an: Ruder bleibt, aus dem Staatsdienste auszuscheiden. Er hat sich seitdem auf die politische Schriftstellern verlegt und gehört zu den angesehensten Publinsten seines Landes.

Henrik Ibsen war aufgeräumter, aufgethauter möchte ich fagen, denn je. Ich mußte über fein Gedächtnih staunen, wie er sich jeder Einzelheit aus unferen früheren Begegnungen, darunter Kleinigkeiten, die mir langst entfallen waren, erinnerte und sie mit einem Worte haarscharf bezeichnete. Ibsen war sehr mittheilsam und gesprächig. Ein „Causeur" im französischen Sinne des Wortes ist er freilich nie gewefen, aber er nahm weit regeren Theil au der Unterhaltung, als ich es in Deutschland je bei ihm wahrgenommen hatte. Gelegentlich hörte ich von ihm, daß er an einem neuen Schauspiele arbeite, von dem, wie er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit mir sagte, „drei Fünftel" fertig feien. Ich vermuthe alfo, die drei ersten Acte eines fünfactigen Dramas. Wie gewöhnlich will er das Stück zu Beginn des Winters abschließen, so daß es etwa um die Weihnachtszeit im Buchhandel erscheinen kann.

Ibsen arbeitet ungemein bedächtig und gewissenhaft, eigentliche Ferien gönnt er sich nie. Er schreibt täglich fünf Stunden, nicht mehr und auch nur felten weniger, von acht Uhr Vormittags bis ein Uhr Mittags. Er arbeitet in ziemlich gleichmäßigem Tempo und braucht zur Niederschrift eines jeden Stückes etwa fünf Monate. Die übrigen sieben Monate des Jahres füllt er mit den ungeschriebenen Vorarbeiten für das Stück aus. Jedes Stück fchreibt er dreimal in drei völlig von einander verschiedenen Redactionen, soweit es sich um das Formale handelt. Am Wesen des Stückes selbst wird nicht mehr gerüttelt, sobald er sich zum ersten Mal an den Schreibtisch setzt.

Seine erste Niederschrift ist ganz unfertig, skizzenhaft, gewissermaßen nur die Untermalung. Da sagt er ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne Alles, was er sagen will, und hält sich auch nicht dabei auf, wie er es gerade sagt.

Die stärkste Veränderung erfährt das Stück bei der zweiten Umgestaltung. Da entsteht aus der „ruäi» inäi^68ta^ue nwl«3" der ersten Aufzeichnung das festgegliederte fcenifche Gebilde. Da erhält auch der

Dialog schon im Großen und Ganzen seine endgültige knappe Fassung.
Die dritte Redaction ist eigentlich nur Reinschrift in noch strafferer und
präciserer Form.
Die Fertigstellung des Stückes in dieser Gestalt erfordert, wie gesagt,
etwa ein halbes Jahr unausgesetzter Arbeit. Wahrend dieser Zeit meidet
Ibsen, um die Einheitlichkeit der Stimmung zu wahren, möglichst alle
Zerstreuungen und jeden Ortswechsel. Er hält dann mehr als je seine
regelmäßige Tagesordnung aufrecht, steht zu festgesetzter Stunde auf,
arbeitet das vorgefchriebene Pensum, nimmt seine Mahlzeiten zur selben
Stunde, macht seinen gewöhnlichen Spaziergang und trifft auf die Minute,
gerade wie früher in München im Cafö Marimilian, fo hier im Lesezimmer
des Grand Hotel ein, wo die Zeitungen, die er liest, für ihn fchon bereit-
gelegt sind.
Ibfen machte mir eine Bemerkung, die mich besonders frappirte, weil
ich in, meinem bescheidenen literarischen Schaffen ganz dieselbe Wahrnehmung
gemacht habe. „Obgleich ich mehr sogenannte Stoffe zur Hand und auch
geistig durchgearbeitet oder wenigstens durchdacht habe, als ich in allen
meinen Stücken zusammengenommen bisher habe verwenden können," sagte
er mir, „überkommt mich doch jedesmal, wenn ich mit einem Schauspiel
fertig bin, die Empfindung, das sei nun das Letzte, das ich geschrieben
hätte; nun seien alle Quellen versiegt, nun hätte ich nichts mehr zu sagen.
Aber ohne mein Zuthun sammelt es sich ganz allmählich wie von selbst.
Ich beschäftige mich wieder mit Vorliebe und bald ausschließlich mit einem
ganz bestimmten Vorwurf, und daraus entwickelt sich dann gewöhnlich das
neue Stück."
Es ist bedauerlich, daß das schöne und erhebende Schauspiel, das die
innige Geistes- und Seelenfreundschaft unserer deutschen Dichterdioskuren
Schiller und Goethe der Nachwelt bietet, im gegenwärtigen Norwegen keine
zweite Aufführung erlebt. Obgleich Ibsen und Björnson schon durch die
Liebe ihrer Kinder einander nahe gerückt sein sollten, hat sich zwischen den
Neiden doch niemals rechte Intimität, nicht einmal wahre Sympathie heraus-
bilden können. Die Naturen der Beiden sind eben zu grundverschieden von
einander. Ibsen steht der dichterischen Arbeit Björnsons, so hoch er die
Gaben des congenialen Landsmannes schätzt, doch kühl gegenüber. In vor-
sichtig diplomatischer Form sagte er mir gelegentlich: „Wenn man ein Stück
schreibt, meine ich, so hat man sich ein bestimmtes Ziel gesteckt uud sucht
nun die Wege, auf denen man zum Ziel gelangt. Hat man sie gefunden,
und entsprechen sie dem, was man will, so macht man sich eben an die
Arbeit; und erreicht man das Ziel, so ist das Stück fertig. Daß man
wie Björnson von einem Stücke, das seit Jahren abgeschlossen ist, ganze
Acte vollständig umarbeitet und auf denselben Wegen, die man sich früher
gebahnt, auf ein anderes, mitunter diametral entgegengesetztes Ziel los-
steuert, das begreife ich nicht recht."

An Vjörnson, dessen ungewöhnliche dichterische Begabung über jeder
Discussion erhaben ist, dem wir eins der bedeutendsten und packendsten
Schauspiele, die unsere Zeit überhaupt hervorgebracht hat, zu danken haben,
sind in den letzten Jahren allerdings auch die wärmsten Verehrer seines
Talentes manchmal ein bischen irre geworden. Seinen Moralpredigten
in engherzigstem Sinne unserer evangelischen Iünglingsvereine stehen doch
Viele kopfschüttelnd gegenüber. Er begeistert sich für Thesen, die die
Mehrheit der Menschheit einfach schrullenhaft verschroben findet. Neuerdings
hat er wiederum die Entdeckung gemacht: alle menschlichen Gebreste ließen
sich hauptsächlich daraus erklären, daß sich die Menschen vom gewaltigen
Beherrscher unseres Planeten, unserer Sonne, zu sehr emancipirt hätten.
Sein Plaidoyer kommt ungefähr darauf hinaus, daß wir uns mit der
Sonne fchlafen legen und mit der Sonne aufstehen sollen. Daß dieser
Gedanke gerade im Hirn eines Norwegers hat aufkeimen können, erscheint
besonders wunderlich. Was sollen denn die armen Kerle in den Lofoten
und oberhalb Tromsös anfangen? Die müßten ja wochenlang im Bette
bleiben und nachher wochen- und monatelang machen.
Da ich nun den größten Theil Norwegens kennen gelernt hatte, inter-
essirte es mich, den Ort der Handlung, den sich Ibsen für feine Hauptwerke
gedacht hat, und den er nie näher angiebt, mir von ihm selbst bezeichnen
zu lassen. Ibsen sagte nur, er denke selten an einen bestimmten Ort; ihm
schwebe bei seiner Arbeit gewöhnlich eine größere Landschaft vor, eine
allgemein norwegische Gegend ohne locale Beschränkung. Für die „Gespenster"
habe er die Gegend von Bergen im Sinne gehabt, „wo es sehr viel trübe
Tage giebt und viel regnet", für die „Frau vom Meere" dagegen die
anmuthige, fast italienisch wirkende Landschaft von Molde und dem Roms-
dalfjord, für die „Wildente" „so etwa Christiania".
Ibsens Werke finden in Skandinavien eine verhältnißmähig verblüffend
starke Verbreitung. Norwegen hat nur zwei Millionen Einwohner, Dänemark
ungefähr ebensoviel. Eigentlich sind es also nicht mehr als vier Millionen
Seelen, für die der norwegische Dichter schreibt. Rechnet man aber auch
die nmd fünf Millionen Schweden dazu und beziffert man die Zahl der
in Amerika und Finnland versprengten Skandinavier auch noch auf eine
Million, fo umfaßt das ganze Sprachgebiet, das Ibsen, Vjörnson, Kielland,
Brandes u. s. w. beherrschen, doch nicht mehr als etwa zehn Millionen
Menschen. Für dieses geringe Publicum ist der Msatz der Ibsen'schen
Dramen ungeheuer. Die erste Aussage eines jeden seiner neuen Schauspiele
beträgt 1WM Eremplare in der norwegisch-dänischen Originalausgabe.
Das ist nicht nur relativ, das ist absolut eine sehr imposante Ziffer. Trotz
der sechzig und so und soviel Millionen deutsch sprechender Menschen wird
man die Zahl der deutschen Stücke, die in 10(M Eremplaren verkauft
sind, an den fünf Fingen, abzählen können, und es ist mir sehr fraglich,
ob man überhaupt bis zun, Mittelfinger kommt. Ich fpreche natürlich nicht

von den Stücken, die in der 20-Pfennig-Bibliothet erscheinen; ich spreche
von den Stücken, die zu den üblichen Preisen auf den Büchermarkt kommen.
Wenn man mit Ibsen einmal durch die Straßen von Christiania ge-
gangen ist, so überzeugt man sich leicht, in wie hohen, Ansehen der Dichter
bei seinen Landslenten steht. Die Leute stoßen sich an, wenn sie die ge-
drungene Gestalt Ibsens kommen sehen, machen ehrerbietig Platz, ziehen den
Hut bis auf die Erde und wenden sich nach ihm um. Wie Dante über
den Platz von Ravenna, so geht Ibsen durch die Straßen von Christiania.
Auch auf ihn blickt man mit einer gewissen Scheu, wie auf einen Mann,
der den Weg zun« Reiche der Geister gefunden hat.
Christiania hat eine entzückende Lage. Ich ließ es bei einer oberfläch-
lichen Bekanntschaft bewenden, denn ich kannte nun die norwegischen Fjords,
die freundlichen, wie den von Christiania, und anch die wilden. Die Tage
waren drückend heiß, und ich merkte Ibsen, der sich mir als liebenswürdiger
Cicerone erbot, an, daß es ihm am angenehmsten mar, wenn ich auf Aus-
flüge verzichtete und im kühlen Lichthofe des Grand Hotel mit ihm zwang-
los plauderte. Die Stadt selbst macht im Großen und Ganzen geringen
Eindruck.
Es ist eine Liebhaberei von mir, fremde Städte nm Abend planlos
zu durchschlendern. Die einzige Weisung, die ich mir im Hotel Victoria —
nebenbei bemerkt, dem besten Hotel von ganz Norwegen — hatte geben
lassen, war die, daß die Karl Iohan-Gade die Hauptverkehrsader der Stadt
sei. „Da brennt elektrisches Licht," war mir zu besonderer Bezeichnung
noch gesagt worden.
Ich ging auf die mir gewiesene Mchtung zu. Die Communalver-
waltung scheint für ihre Kassen sich die Beneficien der Mitternachtssonne
zu eigen zu machen. Gas wird im Juli überhaupt nicht angezündet, ob-
gleich die beleuchtende Sonne hier in der Nacht, gerade wie überall unter
diesen, Breitengrade, streikt. Um elf Uhr war es fchon ziemlich dunkel,
und die Dunkelheit nahm fchnell zu. Es war die richtige rechtschaffene
Sommernacht, wie wir sie kennen. Die Sichel des abnehmenden Mondes
leuchtete am Himmel schwach ans. Zum ersten Mal sah ich wieder Sterne
im dämmernden Lichte, allerdings nur in mäßiger Zahl, wahrscheinlich nur
die Sterne erster Größe. Es war mir nicht möglich, irgend eins der be-
kannten Sternbilder zu construiren. Obgleich es eigentlich noch gar
nicht spät war, denn die mitternächtliche Stunde hatte noch nicht ge-
schlagen, war das großstädtische Leben schon völlig erloschen. Die Straßen
waren wie ausgestorben, kein Laden beleuchtet, kein Cafb, keine Restauration
mehr offen, und, was mir besonders auffiel, auch aus keinem Fenster siel
ein Lichtschimmer. Ich habe nie eine größere Stadt gesehen, die so früh
Feierabend macht. Ich wartete geduldig auf das elektrische Licht und das

großstädtische Treiben in der Karl Iohcm-Gade und ging langsam meines Weges. Nach meiner Berechnung mußte ich die belebte Straße schon längst erreicht haben. Vielleicht hatte ich mich in der Richtung geirrt. Ich wollte fragen, aber es ließ sich kein lebendes Wesen blicken. Nach langer Wanderung fand ich endlich einen Wachmann. Er nickte verständnißvoll und führte mich auf demselben Wege, den ich schon genommen hatte, zurück. Endlich blieb er an einer Straße stehen, die gerade so öde und gerade so dunkel war wie alle anderen, machte Kehrt und überließ mich meinem Schicksal. Ich ging gewissenhaft einige Male auf und ab und suchte nach dem elektrischen Lichte und dem Gewoge der froh bewegten Menge. Vergebens. Nach fünf Minuten kam ein Nadfahrer vorüber, und ein paar Minuten darauf sah ich zwei Männlein und zwei Fräulein als Vertreter des wilden nächtlichen Lebens, die ehrsam nach Hause gingen. Dazu entschloß ich mich denn auch ohne harten Kampf.

Uebrigens ist es einerlei, ob man Christiania im Dunkel der Nacht oder bei Hellem Sonnenlichte sieht. Was ich an« Abend nicht gesehen hatte, sah ich am Tage auch nicht. Allerdings hat die Karl Iohan-Gade mit den beträchtlichen öffentlichen Gebäuden, dem Storthing, der Universität und dem schönen Stadtpark, doch etwas großstädtisch Nesidenzhaftes. Namentlich das hochgelegene Schloß wirkt bedeutend. Im Großen und Ganzen aber macht Christiania den Eindruck einer anspruchslosen Provinzialstadt. Wenn ich eine sehr dankbare Erinnerung daran bewahrt habe, so schulde ich sie vor Allem und ausschließlich der herzliche,: Gastfreundschaft Henrik Ibsens.

Die Rückfahrt über Kopenhagen und Kiel machte ich unter den angenehmsten Bedingungen. Wir hatten während der kurzen Seereife das schönste Wetter, und unser gutes Schiff kam anderthalb Stunden vor der fahrplanmäßigen Zeit vor Kiel an. Die ohnehin fo schnelle Fahrt wurde mir noch verkürzt durch ein angenehmes Schauspiel, das mir zwei liebenswürdige Landsmänninnen unentgeltlich boten. An Bord befanden sich ein junges rothhaariges Mädchen mit ihrer Mutter. Ich habe schon manchen Menschen eine gute Klinge schlagen sehen, aber etwas Aehnliches habe ich nie erlebt.

Das etwa zwanzigjährige Fräulein hatte drei Klappsessel requirirt, für ihre Mama, für sich und das Handgepäck. Das Gepäck bestand aus einem Neisetäschchen, einer Plaidrolle uud einer sehr großen viereckigen aufgebauschten Papierrolle, in der ich ein Kopfkissen vermuthete. Aber kaum hatte sich das Schiff in Bewegung gesetzt, so merkte ich, daß meiue Annahme irrig gewesen war. Das Fräulein nahm die große Düte, öffnete sie und holte zunächst ein belegtes Nutterbrod vou unwahrscheinlichen Dimensionen heraus, das sie der Mama anbot. Darauf nahm sie ein zweites für sich. Ich habe schon viel Vutterbrode essen sehen, ohne daß mich die Sache interessirt hat, aber hier imponirte mir die Schnelligkeit des

Consums. Als wenn es sich um ein Wettschnellessen gehandelt hätte, waren
Beide gleichzeitig fertig und griffen wieder in die große Düte.
Auch das zweite Butterbrod verschwand mit einer Geschwindigkeit, die
an Hexerei grenzte. Dann wurde ein drittes genommen und daun ein
viertes. Jetzt fing die Sache an, mich wirklich zu interessiren, und mit
wachsendem Erstaunen folgte ich dem aufregenden Schauspiel.
Die Düte war schon erheblich zusammengeschrumpft, und das junge
Mädchen entfernte zur Erleichterung ihrer fortgefetzten Handgriffe das über-
flüssige Papier und sah den auf den Wellen tanzenden Fetzen träumerifch
nach. Dann kehrte sie zum Proviant zurück. Die Damen waren zu einer
neuen Schicht vorgedrungen. Ungezählte Birnen und Kirschen wanderten
aus der Papierhülle in die grausam zermalmenden, unermüdlich arbeitenden
Kauwerkzeuge der beiden Damen.
Von Zeit zu Zeit gönnten sie sich kurze Nast. Mit einer gewissen
Unruhe blickten sie auf die Düte, die sich allmählich dem Format des Keil-
kissens genähert hatte. Aber auch in diesen Pausen machten sie in größeren
Zwischenräumen gewohnheitsmäßig unwillkürliche Kaubewegungen.
Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gerastet hatten, gingen sie mit
frischen Kräften wieder an die Arbeit. Gesprochen hatten sie fast gar nicht.
Auch die Secundärschicht des Obstes war nun überwunden. Die Mutter
schien die unangenehme Mittheilung für unglaubwürdig zu halten. Sie
ließ sich das Papier reichen, krabbelte forschend eine Zeitlang darin herum
und machte eine Bemerkung, die ich zwar nicht hören konnte — denn ich
hatte, um die Damen nicht zu stören, meinen Observationsposten in einer
ziemlichen Entfernung aufgeschlagen —, aber gewiß richtig verstand: Mama
begriff nicht, daß man so wenig Obst eingepackt hatte. Mit einer gewissen
verdrossenen Vornehmheit gab sie die Düte kopfschüttelnd der Tochter zurück.
Das Packet hatte immer noch stattliche Dimensionen. Auf die Fortsetzung
war ich wirklich gespannt.
Ein abermaliger kühner Griff, und zwei mächtige Stücke Napfkuchen
wurden auf kurze Zeit sichtbar. Auch sie verschlang der Orkus in schreck-
hafter Schnelligkeit. Napfkuchen schien aber genug da zu sein. Die Mutter
warf wieder einen prüfenden Blick auf den Inhalt des Papiers. Sie
machte den Eindruck der Befriedigung.
Das zweite Stück Napftuchen, das die Tochter spielend bewältigte,
wollte bei der Mutter nicht mehr rutschen, und sie rief den vorüber-
kommenden Steward heran und bestellte zwei Tassen Kaffee. Die Mutter
vausirte, die Tochter hatte bereits das dritte Stück beim Wickel. Und was
für ein Stück! Ein Stück, das den Mend füllt, wie Julius Stettenheim
sagen würde. Sobald aber der Kaffee da war, stellte sich heraus, daß die
Tochter der Mutter doch nur pno? gemacht hatte. Denn im „Stippen"
war die Mutter ihrer talentvollen Tochter doch noch überlegen.
Etwa eine Stunde vor Kiel war der Vorrath erschöpft. Die Tochter

warf das Papier wieder über Bord und freute sich, wie es vom aufge-
wirbelten Wasser auf und nieder geschaukelt wurde.
Der Kaffee fchien den Damen zu munden, denn sie bestellten aber-
mals zwei Tassen, und da ein Herr in ihrer Nahe ein mit Roastbeef
belegtes Butterbrod, das fehr appetitlich aussah, mit sichtbaren: Behagen ver-
zehrte, rief die Mama den Steward zurück und bestellte mit einer ent-
sprechenden Handbewegung auf den Nachbar zwei eben solche Nutterbrode
dazu. Auch das wurde überwältigt.
Da nun die Sache doch wohl ihr Ende erreicht hatte, trat ich aus
meiner reservirten Stellung heraus in die Nähe der Damen. Das Wasser
war spiegelglatt. Die Mutter zog jetzt den linken Mundwinkel mit einem
Ausdruck von Spott und Verachtung in die Höhe und sagte zu ihren» Kinde:
„Ich fühle mich gar nicht wohl, ich werde gewiß wieder seekrank."
„Du solltest etwas Ordentliches genießen," sagte die Tochter. „Mit
leerein Magen wird man immer leichter seekrank, habe ich gehört."
„Ach," entgegnete die Mutter mit einem Ausdruck von Bitterkeit und
Ekel, „sprich mir nicht vom Essen! Ich habe gar keinen Appetit. Mir
ist aber wirklich gar nicht hübsch." Sie schloß die Augen und wurde bleich.
Sie machte wieder einige Kaubewegungen. Plötzlich erhob sie sich und
eilte schnell nach unten. Die sorgende Tochter folgte ihr auf dem Fuße.
Es waren die einzigen Passagiere an Bord, die seekrank wurden. Ich
glaube allerdings, daß sie sich dasselbe Vergnügen auch auf dein Festlande
hätten bereiten können.
Als Kiel in Sicht war, krochen sie wieder an Deck.
„Jetzt ist mir wohler," sagte die Mutter.
„Ich fühle mich noch recht elend," sagte die Tochter.
„Steward!"
„Befehlen?"
„Zwei Eognacs."
„Mit ein paar Tropfen Angostura!" nmendirte die Tochter.
„Und zwei Sardellenbrödchen!" schloß die Mama.

Gefehlt.

Skizze von
Eugen tzunold.
— Zabrze. —

achdein der Schuß gefallen und der Gegner zusammengebrochen
war, hatte der Oberst die Pistole sinken lassen, ohne seine vorn-
übergebeugte Haltung aufzugeben. Erst als einer der Aerzte
halblaut sagte: „Er ist todt" — richtete er sich auf; seine Züge nahmen
einen kalten, fast geschäftsmäßigen Ausdruck an; er reichte seinein Secun-
dnnten die Hand, machte den übrigen Herren eine förmliche Verbeugung
und schritt, ohne den Leichnam eines Blickes zu würdigen, seinem Wagen zu.
Während der Fahrt durch den kühlen Frühlingsmorgen blickte er stumpf
vor sich hin; ihn fröstelte. Als er dann zu Haus sich langsam der Civil-
kleider entledigte, überkam ihn ein Gefühl fo tiefer Müdigkeit und Erschöpfung,
daß er einen Augenblick daran dachte, sich auf das Nett zu werfen und zu
fchlafen. Er fah auf die Uhr: nur noch eine halbe Stunde fehlte bis zum
Eintreffen seiner Frau. Da legte er die Uniform an und setzte sich wartend
an seinen Schreibtisch.

Es nlnßte überdacht werden, was geschehen, und was noch zn thun
war; aber er war außer Stande, sich der ganzen Wucht der Ereignisse be-
wußt zu werden. Er snchte sie geistig in Worte zu kleiden, um sie sich
selbst vorzuerzählen; doch das Ticken der Wanduhr, das traulich den be-
haglichen Raum durchzitterte, brachte allmählich wieder eine Art erschlaffen-
den Gleichmaßes in seine Gedanken, daß ihnen das Furchtbare gar nicht
so furchtbar, das Uuerhürte beinahe gewöhnlich erschien. Vergebens hetzte
er sie immer und immer wieder in demselben Kreislauf umher; der war
ihnen, nachdem sie ihn in diesen Tagen so unzählige Male durchrast hatten,
zu gewohnt geworden, als daß sie noch die volle Bedeutung seiner Angel-
punkte, Ehre und Schande, Leben und Tod, Betrug und Rache hätten er-

fassen können. Sinnfällig mußte er sie unterstützen; so zog er denn mit
schwerer Hand aus dem Schubfach einen Zettel hervor, um ihn aus
brennenden Augen anzustarren.
„Endlich!!
Heut Abend 10 Uhr in unferem Gartenhaus. Den Gartenschlüssel
füge ich bei; m. M. reitet um 9 Uhr zum Vivouac und bleibt bis morgen weg.
Verzeihung!! Ich sterbe vor Liebe, Sehnsucht, Angst! Else.""
„Ich werde kommen. E. M."
O — auf der Stelle hatte er, als er den Zettel gefunden, die Schrift-
züge der Antwort miedererkannt. Diefe steilen, kräftigen Buchstaben, die
so eigenartig von den flüchtigen und blassen Zeilen seiner Frau abstachen,
waren ihm im letzten Jahre oft genug in Briefen entgegengetreten, in denen
der Amtsrichter Mertens feine Einladungen höflich, aber bestimmt ablehnte.
Es war ihm aufgefallen, daß der ihm fehr sympathische Mann plötzlich
sein Haus zu meiden schien; und er hatte es nicht an Versuchen fehlen
lassen, den Grund zu erfahren. Jetzt, da er ihn kannte, wunderte er sich
freilich nicht, daß er ihn nicht errathen: wer hätte es auch diesem blonden
Hünen mit den treuen Augen, dem ehrlichen, kerndeutschen Wesen, der
offenen, schlichten und doch vornehmen Art, ihm, dem Vertreter und Wahrer
des Rechts, zugetraut, daß er wie ein Dieb in der Nacht Weib und Ehre
seines Nächsten stehlen könne!
Ein abgefeimter Schauspieler.
Zwar hatte all seine Kunst ihm Nichts genützt, als er ihm diefen
Zettel vorgehalten. Da war er zusammengefahren, aschfahl im Gesicht, und
hatte gestammelt und umsonst nach einer Antwort gesucht auf die vernichtende
Anklage. Aber fehr bald hatte er sich doch gesammelt; und mit guter
Haltung — nein mehr — fast mit Hoheit hatte er auf das Wort „Schurke",
das er ihm entgegengeschleudert, erwidert: „Sparen Sie beschimpfende
Worte, Herr Oberst; ich weiß zu vertreten, was ich gethan."
Auch auf dem Kampfplatz hatte er sich gut benommen ^- bis zum Letzten.
Ob er ihn wohl gerade in's Herz getroffen, wohin er gezielt? Nicht
einmal ein Stöhnen mehr hatte er vernommen, als die mächtige Gestalt im
Grase lag. —
Jäh fuhr der grübelnde Mann empor. Die Thürglocke war erklungen.
Er hörte den leichten Schritt seiner Frau in: Vorzimmer; ihre
Stimme, wie sie kurz mit dein Dienstmädchen sprach. Und nun ,stieß sie
die Thür auf und trat, den Knaben nach sich ziehend, hastig in's Zimmer.
„Hier bin ich. Was ist geschehen? Warum hast Du mich von der
Reise zurückgerufen?"
Eine Antwort blieb aus. Ihr hübfches, vou der Nachtfahrt und
inneren Aufregung ermattetes Gesicht erblaßte noch mehr, als sie in das
wuthuerzerrte, verwüstete Antlitz ihres Mannes sah; sie schwankte und muhte
sich an der Thür festhalten.

Wortlos streckte er ihr den Zettel entgegen.
Aber ihr erloschener Blick irrte rasch über ihn hinweg; sie bedurfte
keines Zeichens mehr, um zu wissen, was vorgegangen.
Wiederholt sehte der Mann an, um zu sprechen; so lange er sie an-
blickte, brachte er kein Wort hervor. Endlich kehrte er ihr den Rücken zu,
und mit heiserer Stimme preßte er heraus:
„Reise zu Temen Eltern; noch heut."
Weiter kam er nicht; es würgte und drückte ihn in der Hehle; ver-
zweifelt rang er nach Luft.
In diefen Minuten aber gewann das unfelige Weib an der Thür ihre
Ruhe. Das Ende war gekommen — nun denn — immer noch besser, als
dies ewige, ruhelose Beben in Furcht und Grauen — jetzt mußte, jetzt mochte
es ruhig werden!
Tie strich die dunklen Haare aus der Stirn; und als ihr Mann hastig
winkte, wandte sie sich fast trotzig zum Gehen.
Da aber tönte es noch einmal zu ihr hinüber:
„Ich will nicht, daß Du den Leuten und den Zeitungen mehr Stoff
giebst, als unabwendbar nothwendig ist. Deshalb erspare Dir den Weg
;n Herrn Amtsrichter Mertens. Er ist todt."
Sie wandte sich um; mit einem gnrgelnden Aufschrei stürzte sie auf
ihn zu.
„Wer ist todt? Du hast Mertens —"
„Ich habe ihn im Zweikampf erschossen."
Der Oberst hatte sich hoch aufgerichtet und ihr mit höhnischer 3tuhe
entgegnet: jetzt drehte er sich weg.
Seine Gattin wankte hinaus.
„Geliebter einziger Mann!
Aus, aus. Alles aus!
Was wir erwartet, ist eingetroffen, nur viel rascher uud noch viel,
viel schrecklicher, als wir es erwartet.
Heinz, unsere Sünde ist grauenhaft gestraft — an dem edelsten, dem
herrlichsten, dem unschuldigsten aller Menschen!
Heinz, Geliebter, halte Dein Herz mit beiden Händen: Mertens ist
um unsertwillen von Eberhard im Duell erschossen worden
Ich habe keine Zeit, Dir viel zu schreiben.
Eberhard hat einen Zettel gefunden, in dein ich unseren Freund um
eine Zusammenkunft bat; auf demselben Papier stand seine Antwort.
Du weiht, es war damals, als Du so plötzlich schwer erkranktest;
ich wäre zu Dir gekommen, in mein Verderben gerannt, wenn er mich nicht
gewarnt hätte.

Und selbst das that er nnt so schwerem Herzen! Er, der Gute, der Liebevolle, hat nur bitter harte Worte gesagt; er hat sich verschworen, nie wieder den Mittler abzugeben zwischen Dir und wir. Aber als er weine wahnsinnige Angst und Verzweiflung sah, da ist er noch einmal gekommen, mir Nachricht zu bringen, daß Du lebst. Auf den Knien habe ich ibm gedankt und ihn um Verzeihung gebeten — er hat nur verziehen „um des Freundes willen" -— und um des Freuudes willen ist er gestorben!
Für Dich gestorben, Heinz! Wegen des Zettels muß ihn Eberhard auf Tod und Leben gefordert lwben, und schweigend, um Dich nicht zu verrathen, hat er die Forderung angenommen nnd sich niederschießen lassen.
So hat er es denn gewollt und gewirkt, daß Du leben bleiben sollst, mein Herzenswann! Nnd darfst nicht widersprechen.
Ja, wenn Du mit mir zusammen hättest sterben können! Das wäre süß gewesen.
Oder Du hättest Dich der Kugel Eberhards stellen müssen zu verdienter Sühne!
Aber nun hat es keinen Zweck und märe nicht nach des Dodten Sinn, daß Du auch noch stirbst.
Wozu Deinem alten Vater noch das bischen Leben zerbrechen? Und wozu dem armen Eberhard, der gerechte Rache geübt zu haben wähnt, auch noch eine Mordschnld auf die Seele bürden?
Nein, mein Heinz, lebe. Ich selbst werde natürlich in Schmach nicht fortleben; wenn Du dies liest, ist längst schon Alles vorbei. Aber Tu sollst bleiben. Achte auf unsere Gräber — von Mertens und mir.
Ach, Heinz, für Dich und mich habe ich keine Thräne; nur um itm weine ich, daß mir das Herz brechen möchte.
Aber meine Liebe habe ich für Dich, meine wahnsinnige Liebe.
Mein einziger, mein über Alles Geliebter, leb' wohl, leb' wobl. Dir wenigstens bin ich treu bis über den Tod!
Deine Else."

5

Mit fliegender Feder hatte sie geschrieben, während ihr die Tbränen unaufhaltsam über die Wangen liefen.
Nim klingelte sie dem Mädchen, übergab ihm den Brief und beobachtete vom Fenster ans, wie diese ihn in den Postkasten steckte.
Dann küßte sie das schlafende Kind; und nachdem sie die Thür verriegelt, zog sie ein Fläschchen hervor, goß seinen Inhalt in ein Glas Wasser und leerte dieses mit langen ruhigen Zügen.

V«m Kätzchen. Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Ost er»
wnck. München, Verlagsanstalt für Kuust und Wissenschaft.
Der Name Adam hat in der Kunstgeschichte
einen guten Klang, die Domäne dieser Künstler»
familie war und ist das Thierleben, und zwar pflegten
die einzelnen Mitglieder derselben innerhalb dieser
Kunstgattung verschlcbme Specialitäten; einige be-
schränkten sich im Wesentlichen auf die Darstellung
H von Sccnen aus dem Pferdeleben, ein Anderer be-
vorzugte das Hundegcsckleckt; Julius Adam endlich,
der Urheber des vorliegenden Buches, hat seine aus-
schließliche Svmpathie den „onmuthigsten von allen
vierbeinigen Freunden des Kulturmenschen": den
Katzen zugewendet, die zu studircn und darzustellen
er nicht müde wird. Man wird nicht leugnen
können, daß man es hier mit der Specicüität einer
Svecilllität zu thun hat, daß des Künstlers Be-
schränkung auf ein derartig enges Gebiet eine völlige
Vermeidung von Monotonie, von Wiederholungen
ausschließt. Andererseits freilich liegt in dieser Beschränkung des Künstlers Kraft: das
Genre ist eng begrenzt, das er beherrscht, aber er ist darin ein Meister; das Revier ist
klein, das er durchstreift, aber er kennt seine verborgensten Winkel. Man erstaunt,
welche Fülle von Motiven dasselbe dem Künstler bietet, und muß des Letzteren Ge-
schicklichkeit in der Variation eines Themas bewundern.
Die im vorliegenden Buche veröffentlichten Zeichnungen Adams, die von seiner
scharfen Beobachtung und von liebevollem Studium des Katzengeschlechtes Zeugnis? ablegen,
schildern das Leben und Treiben unserer vicriüßigen Hausgenossen in erschöpfender und
anschaulicher Weise. Wir sehen die zierlichen Geschöpfe in allen erdenklichen Situationen
und Verrichtungen: in Gruppen zu einem anmuthigen Familienbilde vereinigt, beim
Spiel mit einander oder mit einem Garnknäuel, auf der Mäusejagd, auf der nächtlichen
Streife nach Liebcsabentenern, auf dem Kriegspfadc u. s. lv.
«U»I lldom, »Vom Kätzchen".
Minchen, Neil»«»»nst»It !iir Kunst
und W!ssenlch»N.

Vortrefflich versteht es Adam, die vcrschiedenm Katzcnwven zur Erscheinung zu
bringen, die charakteristischen Unterschiede, welche durch Alter, Gemüthsart und Thättg-
teit gegeben werden, nicht nur in der äußeren Darstellung, sondern auch nach der
psychologischen Seite hin hervortreten zu lassen, ohne dabei in den Fehler zu verfallen,
die Thiere zu vermenschlichen. —
Der Text von F. van Osterwyck soll, wie der Autor selbst bemerkt, «nicht viel
anders sein, als die Begleitung zu dem artigen Lied, das ein feinsinniger Künstler und
scharfäugiger Beobachter „vom Kätzchen" zu singen weih". — Man darf dem Verfasser
das Ieugniß ausstellen, daß seine Begleitung dem artigen Lieoe durchaus angemessen
ist, ja, daß sie zuweilen, wie das ja bei vielen Gesangstückcn der Fall ist, selbst die
Stimmführung übernimmt, und die Zeichnungen als Begleitung des Textes erscheinen.
Ter Verfasser hat natürlich den trockenen, wissenschaftlichen Ton — der bei einem so
eleganten Weite nicht angebracht wäre — vermieden! er läßt allerdings die historische
und naturwissenschaftliche Seite seines Gegenstandes nicht außer Acht; er thcllt hier das
Wesentlichste und manches Interessante mit; aber er schlägt zumeist einen leichten, ge-
fälligen, mitunter m's Humoristische übergehenden Plauderton an, indem er uns die
^

Au«: Adam, „Vom Itätzchln", München, Veil»««Ilnst»lt fiii zlunst und Nüfs«nch»f».

Eigenart, Vorzüge und Unarten der Katze, die Rolle, welche sie im Aberglauben, im
Sprüchwort und in Redensarten spielt, schildert; gelegentlich flicht er auch eine ansprechende
Erzählung ein. —
Tas Werk ist bei billigem Preise (10 Mk.) vornehm ausgestattet: Papier und
Druck, die Reproduktion der Zeichnungen sind vortrefflich; von prächtiger Wirkung sind
die acht Pigment-Vollbilder. Das in Seide gebundene Buch, das insbesondere Natzen-
freunden Freude zu machen geeignet ist, erscheint in seiner eleganten luxuriösen Aus»
stattung wie geschaffen, einem Tamensalon zur Zierde zu gereichen. -I-.

Das teben des Meeres.
Hon Dr. Conrad Keller. Professor der Zoologie am Polytechnikum zu Zürich. Mit
botanischen Beiträgen von Professor (5üil Cramer und Professor Hans Schinz.
Leipzig, T.O.Wcigcl Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1894. Lieferung 1 und 2.
Wenn auch das Meer als erhabene und gewaltige Erscheinung zu allen Zeiten eine
hervorragende Stellung im Vorstellungskreise der Volter eingenommen hat, so hat cs doch
lange gedauert, ehe der Mensch es uerstcmocn hat, sich dasselbe im vollen Maße dienstbar
511 machen, ihm seine Schätze abzugewinnen und es sich so zu unterjochen, daß es
uon einer hemmenden Schränke, die cs ehedem für die Völker war, zu dem völkerver-
bindenden Elemente geworden, als welches wir es heute kennen. Kaum ein anderer
Factor hat für die geistige Entwicklung und das Cu!turleben der Menschen eine solche
Bedeutung gehabt wie gerade dieser beständige Kampf mit dem Meere: „Vater Ocean
hat zu allen Ieiteu erzieherisch auf die sich ihm nahenden Völker eingewirkt."
Wie die Schifffahrt lange nicht sich von der Küste entfernte, so begann auch die
wissenschaftliche Erforschung des Meeres von der Küste aus. Ganz später geht sie dazu
über, ihr Wirkungsfeld in die Ferne auszudehnen, die Wunderwelt des pelagischen Lebens
mit Fangnetz und Mikroskop zu erforschen, die chemischen und physikalischen Verhältnisse
des Mecrcs zu ergründen und endlich noch in die gcheimnißvollen dunklen Tiefen des Oceans
zu tauchen und auch sie mit der Leuchte der Wissenschaft zu erhellen.
Gerade diese letzten Zweige der Meeresforschung haben in den letzten Jahren eine
große Zahl von Forschern beschäftigt, und die verschiedensten Nationen haben nicht gekargt,
wenn es galt, die Forscher mit Mitteln auszustatten, die dem großen Zwecke entsprachen.
Die Arbeit war nicht vergebens! Ungeahnte praktische und theoretische Erfolge waren
der Lohn derselben; ganz besonders waren es die Biologie und die Entwicklungslehre,
welche eine ungemein kräftige Förderung erhielten.
Bei dem großen Interesse, welches den beregten Forschungen nicht allein von den
Fachgelehrten, sondern auch von weiten Kreisen des gebildeten Publicum«! entgegengebracht
wurde, ist cs nun ein verdienstvolles Unternehmen, wenn diese Forschungen jetzt, wo sie
zu einigem Abschluß gekommen sind, in ihren wichtigsten Ergebnissen weiteren Kreisen
zugänglich gemacht werden sollen; doppelt verdienstlich, da ein Mann von der Wissenschaft»
lichen und litterarifchen Bedeutung Kellers sich dieser Aufgabe unterzogen hat.
Das Werl will nicht eine möglichst vollständige systematische Aufzählung der Lebe-
wesen des Meeres bringen, es will vielmehr versuchen, in abgeschlossenen Einzelbildern
einen Einblick in das Leben des Meeres, im Einzelnen wie im Ganzen, zu geben.
Eingeleitet wird das Werk durch einen geschichtlichen Ueberblick über die Erschließung
und Erforschung des Meerlebens und mit einer Schilderung der äußeren Verhältnisse
»es Wohnelemcnts. Daran schließen interessante Capitcl aus der Biologie. Schmarotzer-
leben und Genossenschaftswesen, Beziehungen zwischen Lebensweise und Gestaltung der
Lebewesen, Wanderleben und Verbreitung der Thicre, Scenen aus dem Thierleben des
Strandes, der Höchste und der Tiefsee, Farben der Thicre mit Meeresleuchten, das Ver-
hiiltniß der Meeresfauna zur Süßwasserfauna, der Antheil des Oceans an der Umgestaltung
der Erdrinde, seine zerstörende und wieder aufbauende Thätigleit: alle diese auch für dm
Laien so interessanten Gebiete werden in leicht verständlicher und fesselnder Form behandelt.
In dem speciellen Theile folgen Einzelbilder aus der Thierwelt des Meeres, unter
besonderer Berücksichtigung des für den Haushalt des Menschen Wichtigen.
Der Schlußabschnitt, welcher von den Proff. C. Cramer und H. Schinz bearbeitet
wird, beschäftigt sich mit der Pflanzenwelt des Meeres.
Zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt erläutern den Text; die beigegebenen Farben-
drucktafeln sind mustergiltige Erzeugnisse unserer weit vorgeschrittenen Rcproductionstcchnik.
Papier und Druck sind ausgezeichnet.
Das Werl wird in 15 Lieferungen erscheinen und soll innerhalb eines Jahres voll-
ständig sein.
Wir können das Werl allen Denen, welche der Natur nicht gleichgiltig gegenüber»
stehen, insbesondere aber jenen Tausenden, welche jedes Jahr dem Meere zuströmen, um
an seinen Küsten Erholung und Kräftigung zu suchen, auf das Angelegentlichste empfehlen,
sie werden in demselben eine Fülle köstlicher Unterhaltung und genußreicher Belehrung
finden, >Vp.

Musikalische Notizen.
Älufilgeschichtüche AufMe von Philipp
Spittll. Berlin, Verlag von Gebrüder
Paetel.
Der vorliegende Band ist wenige
Wochen vor des Verfassers Tobe erschienen.
Die musikwissenschaftliche Thätigkeit Spittas
ist vielfach angefeindet worden! man machte
ihm den Vorwurf, er habe die philologische
Seite der Musik ungebührlich bevorzugt
und darüber das rein Praktische, den eigent-
lichen Lebensnerv der Kunst, vernachlässigt.
Die in obigem Baiwe enthaltenen Aufsätze,
die bereits früher in Fachblättern, nament-
lich in der „Vierteljahrsschrift für Musik-
wissenschaft" erschienen sind, präseutiren sich
nun in theilweise überarbeiteter und ver-
besserter Form und wenden sich in erster
Linie an den Musitforscher, einzelne sogar
nur an den Musikphilologcii, aber sie bergen
doch auch so viel des allgemein Verständ-
lichen und für Laientreise Zugänglichen in
sich, daß sie die weiteste Verbreitung in den
Schichten der Gebildeten verdienen, die für
tieferes Einbringen in das Wesen der Kunst
Interesse haben! Aus dem reichen Inhalt
seien als besonders werthvoll hervorgehoben
die Aufsätze über Heinrich Schütz' Leben
und Werke, über die Ballade und über
Robert Schumanns Bedeutung als Musik-
schriftsteller.
Franz WM Vrieie an eine Freundin.
(Franz Liszts Briefe, II l. Band). Her-
ausgegeben von La Mara. Leipzig,
Verlag von Breitkopf K Härtet.
Die in französischer Sprache geschrie-
benen Briefe datiren aus den Jahren 1854
bis 188N. also aus der Zeit, wo Liszt
»ach Aufgabe der Nirtuosenlaufbahn be-
strebt war, sich einen Namen als Compo-
nist größerer Chor» und lDichesterwerke zu
erringen. Sie geben nicht nur mannig-
faltige Aufschlüsse über sein damaliges
künstlerisches Thun und Treiben, sondern
gewähren auch häufig Ewvlicke in sein in-
timstes Denken und Empfinden. An
Mannigfaltigkeit des Inhaltes steht der
Band den vor Jahresfrist erschienenen
beiden ersten Bänden, die Liszts Korre-
spondenz mit Kunstcapacitäten aus aller
Herren Länden: enthielten, entschieden nach:
dafür aber bietet er reichliche Gelegenheit,
den Menschen Liszt näher kennen und
würdigen zu leinen.
Die moderne 3fer. Von Ferdinand
Pfohl. Leipzig, Verlag von Carl
Rcifznei.
Die entschiedene und kräftige Sprache

des Buches, die sich nicht scheut, auch da die Tinge mit dem rechten Namen zu belegen, wo dlls Theaterpublicum sich in gegenthciligem Sinne ausgesprochen hat, besticht von vornherein. Eine gesunde und scharfe Kritik ist gerade jetzt, wo alle Welt die von Blut und Mord triefenden Radauopern der neuitalienischcn Schule und ihrer deutschen Nachtietcr bewundert und beklatscht, dringend von Nöthcn. Man wird nicht Alles und Jedes mit gutem Gewissen unterschreiben können — am wenigsten wohl die Verhimmclung bei Oper „Vasilda" von Ernst Herzog von Coburg-Gotha —, aber im Großen und Ganzen wirb man nicht umhin können, mit den kunstverständigen Ansichten des Verfassers zu sympathisiren.

Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Dagmar Gade. Basel, Verlag von Adolf Geering.

N. W. Gabe ging mit dem Plane um, eine Selbstbiographie zu schreiben: leider ist dieser Plan nur unvollkommen zur Verwirklichung gelangt. Das vorliegende Buch enthält die Aufzeichnungen über die Kindheit und die erste Jugendzeit des seiner Abstammung nach dänischen, seiner künstlerische» Thätigleit nach aber auf deutschem Boden stehenden Komponisten. Ten Haupttheil des Werkes bilden Briefe von Gade an seine Familie und seine Freunde, sowie einzelne an ihn gerichtete Schreiben, die oft sehr willkommene Aufschlüsse über musikalische Vorkommnisse und hervorragende Künstler aus dem letzten halbe» Jahrhundert geben. Wir erhalten auf diesem Wege allerdings keine vollständige Viagra« phic Gabes, aber boch werthvollc Bausteine zu einem solchen. Beigegeben sind drei Portraits und zwei Facsimile«. ?1>.

Bibliographische Notizen.
ßucytlspädijches Handbuch »er Päda-
gogik. Vollständig in vier Bänden »
12 Lieferungen. Herausgegeben von
W. Nein, Jena. Langensalza, Her-
mann Beyer K Söhne.
Ter ungeheure Umfang, den das Ge-
biet des Wissens heute erlangt hat, ver-
bunden mit der immer weiter gehenden
Arbeitsthcilung und Specialisirung auch
auf diesen Gebieten, machen es selbst dem
Fachmann«: unmöglich, außer seinem eigensten
Svecialgebiete auch nur die verwandten
Wissenszweige gründlich zu beherrschen und
den Fortschritten derselben unmittelbar zu
folgen, Es hat sich daher immer mehr
das Bedürfnis! herausgestellt nach Encyllo-
pädien, welche, von den hervorragendsten
Vertretern der einzelnen Fächer verfaßt,
in bequemer Form zuverlässigen Aufschluß
geben wollen über alle einschlägigen Fragen.
Auf dem Gebiete des allgemeinen
Wissens helfen Eonversationslezika in großer
Zahl einem Bedürfnisse ab; aber auch die
Zahl der zur Orientirung über bestimmte
Wissenszweige bestimmten Encyklopädien
nimmt von Jahr zu Jahr zu.
Die Beobachtung, daß eine mono-
grapische Bearbeitung des Gebietes der un-
mittelbaren Fühlung, der Zucht, vollständig
fehlte, die Uebcrzeugung von der Noth-
wendiglcit, hier Abhilfe zu schaffen, brachte
den Verfasser auf den Gedanken, an die
Herausgabe der vorliegenden Encytlopädic
heranzugehen.
Es stellte sich bald heraus, daß das
Handbuch auf dieser engen Grundlage nicht
aufgebaut weiden konnte, daß wegen der
engen Verknüpfung dieses Zweiges mit der
Didaktik auch die theoretische Didaktik
mit ihren Grundwissenschaften: der Ethik
und Psychologie, und ihren Hilfswissen-
schaften, Physiologie und Medicin, in den
Plan hineinbezogen werden mußte, denen
sich zur Vervollständigung des Ganzen das
Gebiet praktischer Pädagogik mit ihren
zum Theil recht actuellcn Fragen anschloß.
Während für diese Gebiete zahlreiche
Mitarbeiter zur Verfügung standen und
umfangreiche Vorarbeite» vorhanden waren,
so daß nur aus dem Vollen geschöpft zu
weiden brauchte, war das aufdcm Gebiete der
historischen Pädagogik nicht der Fall, wo wir
uns noch in den Anfängen der wissenschaftli-
chen Arbeit befinden. Dennoch soll dies Gebiet
nicht ausgeschlossen bleiben, das Handbuch
will aber hier auch leinen Anspruch auf
Vollständigkeit machen. Ganz ausgeschlossen

wurde vorläufig das außcrdeutsche Schulwesen.

Daß das Werl, welches in 4 Bänden zu se l2 monatlichen Lieferungen erscheinen wird, auf der Höhe der Wissenschaft stehen und frei sein wird von jeder einseitigen und engherzigen Auffassung, dafür bürgt der Name des Herausgebers sowohl wie der seiner zahlreichen Mitarbeiter, das wird auch bestätigt durch den Inhalt der uns vorliegenden eisten Lieferungen, welche die Artikel Abbitte bis Association und Reproduction der Vorstellungen enthalten. Hervorheben wollen »vir noch, daß, soweit als möglich, jedem Artikel ein Literaturnachweis beigegeben ist.

Papier und Druck entsprechen allen Anforderungen.

Wir wünschen dem Werke einen recht guten Erfolg. »Möge das encyllopädische Handbuch der Pädagogik," so wollen wir mit den Worten des Herausgebers schließen, „als ein willkommenes Nachschlagewerk und in seinen Litteiaturnachweisen als ein sicherer Führer sich erweisen! Möchte es vor Allem auch den Verächtern jeder pädagogischen Wissenschaft den Beweis erbringen, daß hier ein eigenthümlichcs Forschungsgebiet vorliegt, das an Werth uud Würde keinem anderen in irgend einer Beziehung nachstehen dürfte." VVp.

Chauvinismus und 3ch«l»cf«rm im Altert!»,!». Rede gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs und Kaisers am 27. Januar 1894 in der Aula der Universität Breslau von Dr. Friedrich Marx. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner.

Verfasser giebt die Schilderung cincs Kampfes um den griechischen Unterricht im alten Rom, eine Schilderung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Wenn der Verfasser aber meint, daß die damalige Bewegung mit der heutigen zu vergleichen sei, so müssen wir ihm auf das Entschiedenste widersprechen. Gewiß giebt es einige äußerliche Berührungspunkte; der Kern der Frage ist aber heute ein ganz anderer als damals. In beiden Fällen handelt es sich um die griechische Sprache: aber damals war sie eine lebende, heute ist sie eine todte Sprache. Sodann sagt der Verfasser selbst am Schluß der Rede: „Nach derlleberwindung einer mächtigen Strömung

von nationalem Chauvinismus kam man
zu bei Anschauung, baß beide Disciplinen
für ewig ungetheilt die Grundlage der
Iugendbildung bleiben müßten .... dem
Lehrer des Latein steht gleichberechtigt ein
griechischer College zur Seite." Merkt denn
der Verfasser hier nicht den ungeheuren
Unterschied gegen heute? In der modernen
Schulreformbewegung handelt es sich umgekehrt darum, modernen Bildungsmitteln
und besonders der Muttersprache nur erst
die Gleichberechtigung gegenüber längst veralteten Bildungsmitteln zu erwerben. Ferner
vergißt der Verfasser vollständig den Unterschied zwischen der Ausdehnung des damaligen
und des heutigen Wissensgebietes. Des
Weiteren läßt der Verfasser ganz außer
Acht, daß der Kampf sich heute nicht gegen
das Betreiben des Griechischen an und für
sich lichtet, sondern gegen den durch das
leidige, damals noch unbekannte Berechtigungsunwesen herbeigeführten Zwang.

Daß auch in die heutige Bewegung
chauvinistische Tendenzen sich einmischen,
ist bei der reichlichen Pflege, die wir dem
Declamlltionsplltiilltismus, dieser Parodie
auf den wirklichen Patriotismus, zu Thnl
werden lassen, nicht zu verwundern; diese
Tendenzen haben aber mit dem Kern der
Bewegung, die sich durch den alten Satz
ausdrücken läßt, daß wir für das Leben und
nicht für die Schule lernen, Nichts zu thun.
Eine Schule, welche diesen Satz nicht
berücksichtigt, hat ihre Existenzberechtigung
verloren, mag sie in früheren Zeiten noch
so gut gewesen sein. Neue Schulen mit
neuen Bildungselementen weiden trotz aller
llltphilologischen Professoren und Schulräthc an ihre Stelle treten. ^Vp.

In« Itosemptlon «t tl>« Lr»bln<»u.
H. n,vol bv Üill1>!,i-ll (li»ldß. CIucüM,
Hie n^n Oxirt i>»b1i«uiu!5 (^»i-

Die Veröffentlichungen dieser Gesellschaft, in deren Verlage auch die Vierteljahrsschiift '^!i^ knickt erscheint, an der
Männer wie Max Müller, Lombroso, Iobl,
tzäckel und Höffding mitarbeiten, steht auf
freireligiösem ober richtiger rein ethischem
Standpunkte. Diesem Zwecke dient auch
die oben genannte kleine Erzählung, welche,
an die unglückliche Lage der indischen
Wittwen anknüpfend, die Sclbstbefreiung
eines Ärahmllnen von den Vorurtheilen
seiner Kaste und seiner Religion erzählt.
Sowohl durch Gespräche mit einem in
Benares residirenden englischen Ortsrichter,
Mr. White, den der von Haus aus arme
Brahmine eigentlich in den heiligen Büchern

der Inder zu unterrichten bestimmt war,
wie noch mehr durch den Anblick der Leiden
eines unglücklichen Weibes, das, bereits in
jugendlichen Jahren, da die Inder ihre
Tochter bekanntlich oft fast in der Wiege
verloben, Wittwe geworden, mit geschorenem
Kopfe, in dunkler, unscheinbarer Kleidung,
bei dürftiger Nahrung, einige Tage der Woche
des Trankes und der Speise völlig ent-
behrend, und nie ihre Wohnung verlassend,
kaum sich am Fenster zu zeigen wagend,
im Hause ihres sie liebenden, aber den
strengen Ritualuorschriften seiner Religion
sich nicht zu entziehen wagenden Bruders
lebt und endlich in einem Fieberparoxysmus
dahin stirbt, während dessen ihr Bruder,
da es gerade ein Fasttag der Wittwe ist,
ihr nicht einmal trotz ihres Flehens einen
Trunk Wasser zu reichen wagt, wird diese
Selbstbefreiung vollzogen. Das stärkste
Moment dafür bietet aber wohl der Um-
stand, daß er Gupa, die Tochter des Kauf-
manns Krischnlldas, so heißt jener Bruder
der unglücklichen Lilavati, liebt, und daß
dieser, welche der Vater trotz seines Wider-
strebens auf das Drängen seiner Kasten-
gcnossen gleichfalls in jungen Jahren uer-
heirathet hatte, ein gleiches Schicksal droht,
da der Mann durch einm Unfall auf der
Jagd umkam. Auch der Umstand, daß diese
Ehe nie perfcct geworden, da der leichtsinnige
Mann die ihm Angetraute nie in sein Haus
abgeholt hatte, kann daran Nichts ändern.
So wäre auch ihr Schicksal unweigerlich
besiegelt worden, wenn nicht ihr Vater, aus
Liebe zu ihr, seiner Kaste entsagt, und der
Brahmine Namchandra, um ihr Gatte zu
weroen, dies gleichfalls gethan hätte. Da-
mit aber find sie aus der indischen Gesell-
schaft ausgestoßen und zugleich der äußersten
Roth preisgegeben, wenn nicht der Richter
White dem Brahminen versprochen hätte,
die Familie zu schützen und dem R, Gelegen-
heit zum Unterrichte in den Vedihs bei
Engländern zu verschaffen, da er in R.
„die Zukunft des Indcrlandes erblicke".
Man mag zweifeln, ob diese Lösung eine
befriedigende ist, ob der Engländer wirtlich
im Stande sein wird, die Familie vor Noth
und mehr als das, vor den feindseligen
Verfolgungen ihrer Lanbsleute zu bewahren,
am meisten aber, ob das Beispiel von
Krischnadas und Namchandra sehr viele Nach-
ahmer finden wird. Eine principiclle Be-
kämpfung des Kastenthums wird in dem
Gesprächen »es Engländers mit den
Brahminen versucht, aber sogleich wieder
aufgegeben, und doch hätte nur diese eine

entscheidende Wichtigkeit. So stellt sich diese Novelle in der That nur als Unter« Haltungs-Lectüre dar, was wohl der Tendenz der publicirenben Verlagsfirma nicht ganz entspricht. Ohne Zweifel ist aber der Verfasser ein Kenner indischer Zustände, was auch aus manchen interessanten Episoden, wie der Schilderung des muhamedanischen Ramahdcmfestes in Benares, des indischen Durgafestes im Affentempel der Göttermutter Durgo und den Verhandlungen de« Engländers mit seinen schurkischen indischen Dienern, die wohl einem Paria mit höchster Verachtung ausweichen tonnen, dabei aber ohne allen Scrupel ihren Herrn belügen und bestehlcn, sattsam hervorgeht. Bemerkenswert!, ist schließlich, daß R., als er seiner Kaste und dem Vrahmaismus überhaupt entsagt, zugleich auf das Bestimmteste erklärt, niemals Christ werben zu wollen. Nieser letztere Zug entspricht wieder der Tendenz der Herausgeber. ^1,)I.

Tic drei Vlnslclinc von Alexander Dumas. Mit Illustrationen von MauriceLeloir. 1.Lieft. Stuttgart,Deutsche Verlags-Anstalt.

Von der „Prachtausgabe" der Dumas'schen „Drei Musketiere", die von der „Deutschen Verlags-Anstalt" nun auch dem deutschen Publicum dargeboten wird, liegt das 1. Heft vor uns. Wir halten diese Neuauflage des Dumas'schen Meister« Werkes, geziert durch die graziösen Zeichnungen des genialen Maurice Leloir, die ein hervorragender Holzschneidekünstler, M. Hnvot, veroülfältigt hat, für ein überaus dllnkenswcrthcs Unternehmen. Die „Drei Musketiere" sind nicht nur ein Meisterwerk der Erzählerkunst, auf das die Aufmerksamkeit von Neuem zu lenken, uns gerade jetzt, wo diese Kunst so vielfach in die Geschicklichkeit des Viuisectoren ausartet, sehr zeitgemäß erscheint! das Dumas'sche Werk ist zugleich auch ein Culturgcmälde, auf breiter Grundlage entworfen, dem ernsthafte Studien vorangegangen sind, und der Dichter weiß uns nicht nur trefflich zu unterhalten, bis zu athemloser Spannung zu fesseln, sondern uns auch in anregendster Weise zu belehren. Wir behalten uns ein näheres Eingehen auf das alte Werk, das nimmermehr veraltet, für später vor.

Echattenpflanze». Novellen von Conrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Neißner.

Die erste, auch an Umfang größte der fünf Novellen halten wir für die künstlerisch wcrthvollste; — sie behandelt den Fanatis-

mus der Pflicht, dem zwei Menschen ihr
Anrecht auf Glück zum Opfer bringen
müssen; das Weib zieht es vor, mit dem
unerreichbaren Glücke auch dem Leben zu
entsagen, während der Mann weiter lebt,
in sclbstgcwählter aufopfernder Pflichter-
füllung für einen jüngeren Bruder, der es
nicht einmal weiß, welche Seelenkampfe der
ältere Bruder durchzumachen hat, um ihm
freie Bahn zu schaffen für die Künstlerlauf»
bahn, indem er bei gleicher künstlerischer
Begabung sich zum Handwerker macht, um
für Beide Brod in's Haus zu schaffen und
das kostspielige Studium des Jüngeren
mit seinem Erwerb zu bestreiten. Ob der
Preis des Opfers werth sein wird, kann
erst die Zukunft entscheiden.
Vortrefflich in der Stimmung ist die
Novelle „Die Blätter fallen"; dagegen
finden wir, daß der Inhalt von „Noch
einmal" ein mehr pathologisches als litterari-
sches Interesse erweckt. „Für die Heimat"
ist eine vorzüglich gezeichnete Charakter'
studie voll markiger Lebcnswahrheit.
lux.

Aus de» V« gen Tirols. Vier Novellen
von L. Pappritz. Berlin, Max
Nu ger.

Nicht Schilderungen des Tiroler Volks-
lebens enthalten die vier Novellen, sondern
das Lllndschaftsvild gicbt nur die Staffage
ab zu den Geschehnissen, die sich durch Zu.
fall im Hochgebirge abspielen. Die prächtig
gelungenen, mit warmer Empfindung ge-
schriebenen Natuischilberungen bilden einen
wirksamen Hintergrund für die spannenden
Erzählungen. n>ü.

Vngelte und andere Grzälilunae«.
Von Sweu Lange. Einzig autorisirte
Uebersetzung aus dem Dänischen von
M. von Borch. Köln und Paris,
Albert Langen,

lieber den Verfasser derdrci Erzählungen
erfahren wir aus einer kurzen biographi-
schen Notiz, die der Verleger denselben vor-
cmschickt, daß er vierundzwcmzig Jahre alt
ist und Abkömmling eines Geschlechtes, das
sich, sowohl von väterlicher als mütterlicher
Seite, während vieler Generationen durch
Gelehrsamkeit und geistige Vornehmheit
ausgezeichnet hat.
Swen Lange ist ein feiner, überlegener
Geist, dessen Erstlingswerk von seinem
großen Talent Zeugniß ablegt. — Die
Kunst feiner Darstellungsweisc, die sichere
Beherrschung des Stoffes, der feine Spott,

mit welchem seine Schilderungen durchsetzt sind, verleihen seinem Weile litterarischen Werth. — Alle drei Novellen haben in verschiedener Bearbeitung das gleiche Motiv: der eingebildete Glaube eines jungen Mannes an seine Unwiderstehlichkeit einem Frauen-Herzen gegenüber, der sich als ein Trugbild erweist. Am feinsinnigsten kommt diefcs Sujet in der dritten Novelle „Venus" zum Ausdruck, die wir in Ucbercinstimmung mit der fcandinavischen Kritik als die vollendetste betrachten.

Durch die mustergiltige Uebeisetzung von M. von Norch wirkt das Buch in der deutschen Uebertragung wie ein Original» werk. ml.

Feuer'. Eine Klostergeschichte vonMarie Eonrad-Namlo, München, Druckund Verlag von Dr. E. Albert K (5 o.

Mit den Schilderungen des Lebens in einem böhmischen Nonnenkloster strengster Observanz und gut geschriebenen Charakte-ristiken der verschiedenen Nonnen beginnt die Erzählung, um dann das Interesse des Lesers auf eine junge schöne Nonne zu concentiircn, die ohne Lebenserfahrungen m's Kloster gekommen und trotz strengster Bußübungcn die Sehnsucht nach der Welt da draußen nicht zu ertöote» vermag; eine Feuersbrunst im Kloster bringt sie ohne Ihr Verschulden in die Außenwelt zurück, und hier verbindet sich die Liebe mit der schlummernde» Abneigung gegen das Klosterlcben, um sie rechtzeilig einem Be-ruf zu entreißen, für den Natur und Ver-hältnisse sie nicht geschaffen haben.

Die mit gutem Humor und flott ge-schriebene Erzählung ist das Erzeugnis; eines noch höhere Leistungen rcrhcißendcn Talentes. n>2.

Falter und Micken. Märchen und Humoresken von Carl Neuschild. Mit einem Prologe von (5arl Biberfeld. Berlin und Leipzig/ Georg Watten-bach.

In einer Zeit, in welcher ein extremer Wirtlichkcitssinn der ungebundene», nur eigenen Gesetzen folgenden Phantasie die Schwingen beschneiden möchte, in der man so viel Verständniß für das 'Märchen zeigt, daß man es „ethisch" zu fturificiren für nothwendig erachtet oder zu erachten vor» giebt, gehört wirtlich Muth dazu, Märchen zu schreiben und — zu verlegen. Carl Neilschild hat nicht nur den Muth gehabt — den er bei dem Verleger rielleicht durch die Beifügung der Humoresken zu stärken für zweckmäßig hielt — sondern auch die

Begabung. .Heutzutage ein gutes Mär-
chen zu schreiben, ist wahrhaftig weit
schwieriger, als der Verstand manches Ver-
ständigen sich träumen läßt. Ter Prüf»
stein für den Werth eines guten Märchens
besteht unserer Meinung nach darin, ob es
von dem Erwachsenen wie von einem Kinde
mit gleichem Entzücken gelesen wird. Ter
Erwachsene will einen Gedanken- oder Em-
pfindungstern aus den buntglänzenden
Hüllen der phantastischen Vorgänge heraus-
schälen können; ob aber die sinnliche Ein-
kleidung dieses Grundgedankens, der nie
nackt und llbstract zu Tage treten darf,
dem Mäichendichter gelungen, darüber ist
der beste Kritiker — das Kind, das, den
Gedankengehlllt nicht erfassend, sich nur au
das rein Stoffliche, Sinnliche hält. Wir
glauben, daß an den meisten der Nenschilb'-
schen Märchen, denen das, was einen
reife» Geist zu fesseln vermag, nicht fehlt,
auch Kinder, die nicht ihre ernste oder
satirische Tiefe zu erfassen und die Schön-
heit der oft poetisch angehauchten Prosa zu
würdige» vermögen. Gefallen finden können,
und glauben, damit das Beste zu ihrem
Lobe gesagt zu habe».

De» bunteu, farbenprächtigen Faltern
hat der Verfasser einige „lustige Mücken",
will sagen: Humoresken gesellt. Der
Schelm und Satiriker, dem in den Mär-
chen der ernstsinnende und träumende Poet
nur ausnahmsweise gestattete, seine Schellen
zu schütteln und feine Geißel zu schwingen,
hat hier ausgiebige Gelegenheit, seinem
Humor und seiner losen Spottlust die
Zügel schießen zn lassen. Tic Humoresken
erheben sich selbst da, wo keine sonderlich
originell erfundene Handlung mit über»
laschender Pointe uns fesselt,' durch ihre
Tarstcllung beträchtlich über das Niveau
der WitzblaldHumoiesten. Am besten er-
scheinen uns die satirischen Stücke, in
denen der Verfasser ganz von der Erfindung
einer Fabel absieht und über gewisse Zeit-
schwächen die Lauge seines scharfen Witzes
und seiner schonungslosen Ironie gießt: köst-
lich wird die Vereinsmeierei in „Vereins-
hubers Vcrmächtniß", die moderne Schulpä-
dagogitim „Weltausstellungsbricf" gegeißelt,
und mit gleichem Vergnügen liest man die
Studie über den „Coulissenschrei".

Das Buch des phantasievollcn und
witzigen Autors, welches der hübsche Pro-
log von Carl Biberfell» in seiner Eigenart
ebenso zutreffend wie poetisch charalterifirt,
sei als eine genußreiche Lectüre warm em-
pfohlen. 0. >V.

Tic ßntaleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von lernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane K Eo.

Ernst von Wolzogen hat als dramatischer Dichter Erfolge errungen und vor einigen Jahre» mit dem Roman »Die tolle Eomteh" einen Treffer gethcm — in seinem neuen uns vorliegenden Buche gehört er selbst zn den .Entgleisten". Sehr vorsichtig rechnet der Autor seine dies--malige Schöpfung keiner besonderen epischen Gattung zu: das kann uns jedoch nicht täuschen, es ist zweifellos, daß „Die Entgleisten" unsere humoristische Belletristik bereichern sollen. Hierfür aber ist das Buch viel zu ernsthaft. Es ist wirkliches Elend, trauriges Vertommensciu, was hier ge^ schildert wird, und wenn alledem auch ein Verschulden voraus gegangen, deswegen Wirten die burlesken Situationen, in denen es in die Erscheinung tritt, durchaus noch nicht tomisch. Zugleich aber hindern ebm diese Hanswurstiaden, dah wir dem tiefen Ernst, in dem der Dichter das Schicksal seiner Helden, das Stoffliche aus' der Wirklichkeit schöpfend, sich vollziehen läßt, gebührend gerecht werden können, Außerdem vermögen wir auch nicht unglaubliche Vorkommnisse stillschweigend in den Kauf zu nehmen, nur weil sie zur Fortführung und zum Abschluß seiner Handlung dem Dichter als wirksam erscheinen. In der Mehrzahl der Gestalten pulsirt echtes Leben, wie sie aber zn einander in Beziehung und in einzelnen Situationen in die Erscheinung treten, ist einfach unmöglich. Ernst von Wolzogen hat sein Talent, dramatisch zu gestalten, auch dieses Mal dargethau — das ist aber auch Alles, was wir deni Bücke zuni Lobe nachsagen können.

H.. ^.

Gedichte von Kurt von Rohrscheidt. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert K Monge.

Ter Inhalt weist folgende Abtheilungen auf: I. Liebesklünge, i>. Balladen und Romanzen, ill. Einkehr und Ausblick, IV. Gelegentliches, V. Bilder aus deutscher Vorzeit. Jeder einzelne Theil bietet zwar Schönes, aber wenig Eigenartiges, Eine Ausnahme machen die Balladen und Romanzen. Hier entfaltet Kurt v. Rohrscheidt eine hohe poetische Kraft und zeigt sich unsern besten Balladendichtern ebenbürtig. X.

Hermann Hcibergs »esammte Werte beginnen in einer Licferuugs-Ausgabe im Verlage von Wilhelm Friedrich

in Leipzig zn erscheinen.
Heiberg darf als der ausgezeichnete
Vertreter eines salonmäßigen Realismus
das Verdienst in Anspruch nehmen, durch
sein Beispiel gezeigt zu haben, daß der
von einem großen Theil des Publicums
wie von gewissen Schriftstellern gröblich
mißverstandene Realismus keineswegs iden-
tisch ist mit deni einseitigen Bevorzugen
abstoßender und ekelerregender Sujets, und
daß man sich als Realist bewähren kann,
ohne deshalb auf die Gunst der von so vielen
stailgeistig sich gebärdenden jungen Stür-
mern verspotteten und — gleich sauren,
weil nicht erreichbaren Trauben verschmähten
Familienblätter zu verzichten. Heibergs
Werke verlieren Nichts von ihrem Werthe,
daß sie auch im Familienkreise und von
der fast zum Schrcckbild gewordenen
„höheren Tochter" gelesen werden können.
Ihrer Verbreitung aber kann dieser Um»
stand nur erwünschten Vorschub leisten.
Heiberg hat erst als reifer Mann, der
im praktischen Leben gestanden und die ver-
schiedensten Verhältnisse kennen gelernt, die
Feder ergriffen: daher ist es ihm möglich,
dieselben der Wirklichkeit gemäß zu schildern,
wahrend unsere jüngeren Realisten zumeist
ihren Realismus nur auf erotischem Ge-
biete, in dem allein sie Erfahrungen gc>
macht, zu bethätigcn vermögen und in der
Darstellung anderer Seiten des modernen
Lebens oft eine Unerfahrenheit verrathen,
die der weltentrückteste Idealist nicht über-
treffen könnte: — ein schönes viel belachtes
Beispiel hierfür lieferte jüngsthin Touote.
Aber Heiberg ist kein bloßer Abschreiber
der Wirklichkeit: er schildert die Dinge, wie
er sie sieht, aber er sieht sie mit dem Auge
des Dichters, und selbst das Leblose weiß
er mit einem an Dickens gemahnenden oft
sentimentalen Humor zu beleben. — Gerne
nimmt man dabei kleine Schwächen, z. B.
eine oft zn sehr in's Detail gehende Genre-
malerei, in Kauf.
Hcibergs gesummte Werke sollen in
wöchentlichen Lieferungen zum Preise ton
je 40 Pfg. erscheinen. Die Ausgabe wird
enthalten: „Eine vornehme Frau": „Die
goldene Schlange": „Tic Spinne": „Der
Ianuskllpf": „Menschen unter einander":
„Kays Töchter": „Apotheker Heinrich";
„Schulter an Schulter": „Novellen" u. s. w.
s». ^V.
-

üinZegluLene Melier. Lezpreonuuss nlleu ^U8v»nl äer üeMetion vnrdebllllten.
^Ibum ulltrsivilli^«! Xoniib. 8»mm!un8
Iiumnrlzt, Annoncen, vruellleliler n»,I ,^U8-
8prlle!ie mil >nß»de iler Hnellen. KI, Lanä.
Nerün, II, Deuteln Hl>ei,lol!ler.
2etbu»^'^uc:, V^lezli!» «nilin I>I»,itl von
Neic!,e„lHoli>, lrlluen, Ilom»» in <!rei Lilixleu.
llr««Hen „ni l»pni3. s', I!e>58„er.
2i«il»«ii>, 0, ,1,, Xemt, I^rou^e. ,!>>ü«n Kr»,«,
^u,8««l!l,!t« Uell!e!,t,^. Nerlin, sl. 8el,nl,r.
Nioülili»«»' Xnnv«r»»,U<)ll»'I^xüi<)li, Vier-
nelinle vollztiinclig uenl,eHrl,eitete .Xnllü^e,
I» »eeli^elin Nli„6e», Lifte,' I^«„(I. !>:>>er —
^lore, Alt 59 lÄlein, d»,nüter » Nimm»-
tnfein, 27 Kürten unä I'Iiine, u»,i 2^,' le.xt-
I>d>!!I>lunss«n, l. ^, Lroelllmu« ln lVeipülL.
Lerlin uns Vle»,
D^nill», ^., Di« <l,i'I Ilu^lietiere, Ui! Illu^tr.
von ll, I^elnir. I^ielr,;. 2. 8tultMrt, Nent^elie
Veriüzz-.^n^tült,
ü«^»iiii»iin, ,1, ?,, slezprüclle init ««et!,« !n
den letzten ^nl,ren «eine« I,edei,8, ller»„»ss,
v„n ^, v, ,l, 1,iu,Ie„. ilneiter lianö. !828 l,i5
IX«, Lei,,!,-;, rl. «!>>'8<Iorc.
ü«>»t, ^, ^V,, lltleiürlzelie s'düiÄkterlniiler.
Lin üuen Mr Hie äeutsel,« lümllie. ült
1« N!l(!„l38e„. H»mnurß, ll. KI„83.
?«<l<>«>vl<:l, V. v„ ^,>l!uri,<inen. Wien, V, Nlüii-
mllilel.
?i«,»Ic»I, N., Der Kumps Hessen <1ie ziarMrlne,
Uit I^8on,!erer Nerllelc«iel,ti;,>nss clor .^„IrliFe
<Ie« „Nunile» ,!,',- iHwivlrt!^". ^Veinmr,
I?, Vü^'ner 8,>i,n.
?r«i»», II., VnKrnM, üi„ I^wlerdiielilein, Uet^,
sl, 8eril,«.
<3««tiv«, .1, V, v„ Nziuonl, >'in Irllnergniel !n
5 .^nlell^en. 8eiin!ü»53„l>e I,e3orsst v<„,
vr. V. «nelmer. L<.!-en, <!. 0, IvedeKer,
H«ib«i^, Ilernm,,,,, «e^nninle VerKe,. Voll-
l>tli!»!ii; !„ e». X, vieler,,„M,. I^Ielerunz I,
I.«Ipx!ss. Villielm I'rledrlcli.
Me«o?, Il„ l-^u Km,«t. ü„!n»n. Lerlin,
I!, Ll'I>»lein X»c!il»l8»,
^»lirln,,,,!«!-!». In »li-^i ?>„ il,>n. Nr«!,»!- un<l
x«e!t«l?!«>!!. 5,, v<>rl>. H„ll. I^l!,»llL<:>,v^!ss,
?r, V!«v«ß ><" 8u!»>.
NlelciullNll, H. Q, sl?l«iAp!,l5cl!-.<!Äti,-<!l8<w>>'
1'l>5cl,e„ .VI!»«, VI«,, I^I. rievtuL .<i ««i,>,ll.
X»Il«l, <„ vn» I.?d<>n lle« llel'le«. Alt!»,!»>!.
Lrlti'Ü!,','!! v. ri-us. c.! i">mer. ?i'ns. N. 8r!,ln«.
I.lesürn,,!.' 5-7, I.üinl!l!i, 1'. (1. Vl'lMl li»!,l.
X«l»I«i'« I)e»t,<cl„, 'Xn!»l>lKi,!<nae!' lllr 1«lZ.
Mnil,',,. V, Xäl,!>l.
Xrobu, II. Ll>„ Oiü i^sasmlltc' !I«<Irl,!. 2,'l,,,!^»
I»u«eu,l. L,>ll!ü, Xwl,„'8 8,'!b«lv^rla8.
vultui» und I.i««i»tili--2!lcl«i. Ilenln^Mss,
vnn II. III!,^!,,?.. llett^!, Kennles, >. HrlmW.
I«»t»i«l', !>.. I>Ie«en^^lnlM ui,H ,!K> I^>s.«'l!<>st

cülllx. !». .Vulwz,',)Ill 7 X»N,'„, ! «ll!,lt>>>lln
nnä ',' I'onorzme», I.<ij^il.', Ij!!,>Io?!', In^ülnt,
H«l»eli, I'., Il,>!m«ol> unll V,ll>l^<:l„'n, LI» I^i-
!>»!: ?,. 8UAlz^z^tll,Usl>. I>vi,>?,ip,lÄ^mrlztü!^
H»^«l'» üollv««»t!on»-I^«xUl<,2, I5in Kl» l,-
^> l!l»^e,ver!i <l,'8 »I!^'M!?in,>n >Vi«8,>n«. I°llnlt,',
liiir?,!!, li n,'»l),Ä!'b<it>'!,' .V»l!„D'. Nil unA>-
I«I>,' INNlXl .Vd!>il,l„„^ n im IVxt u„>! l>ut
!>,'^l lüIck'Nül,'!«, X»lt,>,, u»,l I^ili,„>n, 8>'!.'!»t<>i'
!!»n>I. I^tliili !>iz >l»Iin,>r«I>l'i>n. I><>>i,?.i<_' n„<!
Vien. Ijidli,^n>pl>i8!>l,>'!> Inzlltut. MU.
Ill«:K, li., v>>l Ii>«^z. Uomlln, U«rII,>, Lid!!»-
LiÄi>l,i«rlu« Ii»l!>»u,
IllMUZdnrss, Xntwnul,' V,'l!»I5MN7!lÄlI,
vl>psl>li«Iii»«i, IV, Nie l<'n?!nv»,i>I>!ln»z, Vsnwlc,!-'
!>n^l»j, Lei-Iin, r. lnntlin!, öc l.'n.
?»elit, I>„ .^>i« meiner ?e!l, I>ebeuzerinne5lii!Len.
2ve! üiliule, Illwetien. Ver!»^5»u8>Ält llir
Kui,8t«, Vl8z,>n«el!«ll vorm, ?r, Nruelcm»,ni!.
2rl»,>7til», VMKelwm,!, uielit: VUIKei-Icrlel.'. l)!,>
UlioK !n <IIe >>il6aw8i«el,e.^nüreliie >!er llezen-
«ort, üu^leleli al« licitiÄF «nr nl>!!lwli.<c>>«i>
^Velt»n.<el>»un„3 lim 8!nn« 8<!>,>i>enli»uer,<,
L»«ei, 8e!,«el2, VerlllM-Druclierei.
Nn«I>i, D., I5m<meii,ii'l, Xael, äen ^ulleielinunMU
eine« I'rnlez«,>7.< >I,r 8oe!n!ussie lllr eine v»i»e,
<!eü XX, ^!,l,rln>,ici,>rt3. ^lliieli, VelwzA-
!I»3«?.i» !.I. 8^ii!!i,elilx,
^«tovlu, »«dient«!'!,« I^Illtter ünr rärHerunz
<Ier Nmnkiütiil. III, .Illlii?. Xr. 17,18, XlimM-
l>erz, I!l»un ^ >V^l>er.
Deut««li« Nuncl»oA»>i tlll <3ec>^«li>lii« ui»<1
8t»U«UIc. 8!edüel>nter ^Hl>^, l!«». I. Hell.
Wien, .^. N^rlleden.
II»n» 8»«li»-I>!Ä!nen >,e!>zt einem f°e>t«pi>'I,
In freier l!e»rl>eltu„ß ven «. LurenlllÄ.
l!erl!,i. !>'. ?»>,U>ue H 6>.
8i»,!ii«i'» illu«!ilits ^«ll^«»olüollts, !,>!t
liezüwlerer Ueriie!i5ie>>li3l»,ss ller Oullur»
^ezeineliie nnter .^litvirliunff »nierer de-
vrün^r lnelimiinner ne» de»r!)eit«t un<l
<n« ?,ur liefen»llrt l>>rtll>!li!l,rt >nn ?rc>s.
Dr. MW Xiiemme! u,»1 I>r, II. 8t,»innoele..
Drille, vi,!!!? ,ieuM8tHllete Hüll,)!i! »»deln
4lM> ?ext'X!,!>i!,l!i„Len nel,-t vielen Kun«i-
l^ill^en, Xorten, ?Ilme!i », «, ^v, Ij«!,'1 VII,
Oe«< Inelite >ler „euere,, Xeit. III, "Nielli V»m
Verl»!! ,!er l»U!'l»„i»eKen >Ii>el,t In« xui»
Neiilnn >ler ^r»»^e„ lrÄnxilsw! l,e» Nevoluliuu.
üeurl,eitet v,m I'rul. Dr. Otlo X»en,i»«l. All
l,>, lext ^!,!>il>Ini,!:eu u>,cl N Leuten »»,!
Kürten, I^eii>?.iL, N. 8n2i»er,
8te^«ü!l!,iii>, l!.,l!r,>le,>,>ve>l,>n. N«8el, r!,8e!,<v,!l»',
Lslilülni,, I<„ .vul eigener 8el,oiie. I?om»».
Xlrei Uii,„!e, D,e.«llen u. I.el^?,!ss, (.. Ilelzzner.
^«,I1llo«, I... Ken-IInr. KIne I5rl!>l,lnn^ nuz ,1er
Aeil c,iri«ti. Iliuztr. ^u.«!5. I.iel, rg. 3—!».
Llull^Äil. I»e>N8el,e Verwfl^-Hnzwlt.
V^«!«!-, I... üedr I^iciit In s,»r Welt8e>,'!ücl,te.
Illt 38 ^dl>i!<lu,!Fen un>I ,le>> !3<>,l2elit-
plllnen von Lülümlü »n<I ?Il>.l»lui. I)»niii.

'lli. «erllln?.
^Vel!?n,na, V„ 8o,nmer. Xeue <!e<!le!,te, 5Ill„el,ei>.
N, kr»n/.'8el,e U„f!>uel,l!lu,<l!ui!^,
— Der Vüler, llrainn i,, 1 ^et, UUnelieu,
(!. liÄNl^ene N<,ldn<I,i»,n1i«ul.
^VUcl«libm«ll, I> v,, 8ei>»e8wr-8eele. ü,>mn„.
8tnttMN., ,l. N. <^ll!^,!,e L„ei>!,»n>!!,!n^.
^Intei, i. ,!,»! ,V, >V!lnze!,e, Nie ^l>,ii«!,e I^tle-
ralnr >,eil .^»«elilnKL llez Kanon«. I.!erl^.
l>I. '22. Irler, 8. »lever.
V^ii!tt«iUn, .V. Viirtlemvelßizelie KUn»t!er in
Ixde,,.«l,il<Ier„. Äit Ä2 Nl!6nl«zen In Hol?,-
»elniitt, 8tntt3l>rt, vent>e!,e Verlü^ü ^»«lült.
2«lt»edrltt ttli ^^puoti»inu», 8nss3c«l!»!,!i.
llierllsie, 8»zße8tiou«!e!>re »ul verirliu^le
>>5vene!o^, r'ni.^eliun^en, ^nlilzÄNss. II, ,^uz.
18«. Lerliu, II, UrieM',

«^-«^^ <s>«^i'«s«»>,^
»H^.^^z^^^»»,^'«
^ 1894«. l'riLCks k'Mnns. 1894«
H/7

5<
51
M!!!l!!M!M»
^M»Nz»!
llttüeil
«Mi», . <» -
n«i«»i«!>ii!«!4?l -
l»ll»»» . <?l «
»»Uli«». «« «
l»«ll»!»Hi.z8t °
f läßliober VersAls
M?
, , ',^M,l!> ,1,,,,!^,!,^

Mmn^mM
klllttcte
unll
ll>>>,i»lll,ls».
Hsislüle! 8ell».
llznl.8nzor»
8ps»!l«!l'«t»!«».
,,!,!,,,,,l,^^,^, '!^m,ü , ,^^>

Unll«l'88si8cn» N«siüt8 in ö«n 8>-ö88t8n stallten »ll«s Wolttnoils.

3MM MIM 0Â« MMM.
^/t?//z>lH^F
^lUttl_l0!-l
X0^ll_^^3^Ufl^3 lVll^^ss^l_-W^88^Â«.
/^H'/Zi?^// (7//^^^/6^ i/<?^t?/Ã¶6//."
1^ I!^l^ 20. ^M'/z/Ã¶e^ i89<
III5 ^?0^M^I3 c0N?^^
^I^I^^D.

December I89H.

Inhalt.

5.0»

Hierzu ein Portrait: Franz Uoppel'Lllfeld.
Radirung von Johann llndner in München.

n»ld »«d s»»' eesch'i« »m Unfan, !»»» Mo«»!, ln »eften mit i» »Ine« «nn!ü»!!ag».
—— Peel, pro VnaNal ft hes!»> t Mark, ——
All» Sxchhanolnnaen »nd postanstallen nehme» jedeez«!! Veftellnngen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von «Mord und Süd" be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte

«in»««« «- Vffttldl»««« !n Hianlfui! ». M, lc!ndnel.Vff!«d!»g«r» Iispe.zianelle»
». «oennccke»» Verlag In ^'nn, <5chleibm»terialien,) „ . .
T. 0. W«l«el slachs. (Oh». Heim. lauchnN,) in Leipzig, <>!„>°flhlen5wri!l,e «eschen',
Wilhelm ss»l«»lich ln teiv,i^. <Nei,e Gedichte uon :ir!hur pfungst>
«chltsllch« »uch»»u«e«i, «unft- «nl> »«»««««-«nftalt v. «. «ch»t«la«n»e» m
»re,!»». (wril>nllchkl«!»!o».)

5n unsere ÄVuunnemen!

ie bereit5 erschienenen Vände von
,Nord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden
von uns nachbezogen werden, preis pro Vand (—3 hefte) bro>
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Linzeine hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Einbanddecken
im 5til des jetzigen Heft > Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand LXXI (Oktober
bis Vecember 189H), wie auch zu den früheren Vänden I—I^XX
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l. Mark 50 Pf. pro Vecke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
öchlesische Vuchdruckerei, Runst- und Verlags-Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Veftellzettel umstehend.)

Msstellzettsc.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von j)anl lindau.
«zpl, Vand I.. II.. III.. IV.. V., VI.. VII.. VIII.. IX.. X..
XI.. XII., XIII.. XIV.. XV., XVI., XVII.. XVIII.. XIX., XX.,
XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV.. XXV., XXVI.. XXVII., xxvm..
XXIX,. XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV..
XXXVI.. XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI.., X.I.I.. XI.II., XI^II.,
XI.IV., XI.V., XI.VI.. XI.VII., XI.VIII., XI.IX.. I... I.I.. I.H.. I.III..
I^v.. I.V., I.VI.. I.VII., I.V1II, I.IX.. I.X.. I.XI,. I.XII., I.XIII.,
I.XIV, I.XV.. I.XVI. I.XVII.. I.XVIII., I.XIX. I.XX
elegant broschirt zum preise von «^ 6.—
pro Vand (-- 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von «^ 8.— pro Vand.
<Lxpl. Heft ,, 2, 3. 5, 5, e. ?, 8, 9, ,n, ,,, ,2, ,2, ,5, ,5,
,6, ,7, ,8, ,9, 20, 2». 22, 22, 25, 25, 2«, 27, 28, 29, 20, 2,, 22, 22.
25. 25, 2«, 27, 28, 29, 50, 5,. ,2, 52, 55, 55, 5«, 57, 5«, 59, 50, 51,
52, 52, 55, 55, 5«, 57, 58, 59, 60, «1, 62, 62, «5, «5, 66, «7, 68, 69,
70, 7,, 72, 72, ?5, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 8», 82, 82, 85, 85, 8«, 87,
88. 89, 90, 9>, 92, 92, 95, 95, 96, 97, 9«, 99, <o«, ,0,. ,02, ,02,
105. ,05. ,06, 107. WS, ,09, ,,o. ,,,, ,,2, ,,2. ,,5, l,5, l,6, ,,?,
,,8, ,,9, !2N, ,2,, ,22, ,22. ,25, ,25, ,2«, ,27. »28, ,29, ,20, ,2,,
,22, ,22. ,25, ,25, ,2«. ,27. ,28, ,29, ,50, ,5,. ,52. ,52, ,55, ,55.
,5t, ,5?. »4«. ,59. ,50. ,5,, ,22, ,52, ,5,, ,25, ,5t, ,57, ,58, ,59,
,K0, ,6,, ,62, ,62, ,65, ,65, ,66, ,67, ,68. ,69, ,70. ,7,, ,72. ,72.
,75, ,75, ,76, ,77, ,78, ,79, ,80, ,8,, ,82. ,82, ,85, ,85, ,86, ,87.
,88, ,89, ,90, ,9,, ,92, ,92, ,95. ,95, ,96, ,97, ,98, ,99, 200, 20,,
202, 202, 2U5, 205, 206, 207, 20«, 209, 2,0, 2,,, 2,2
zum preise von «^t, 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXI. <October bis Vecember <894)
«zpl. da. zn Vand I.. II., III., IV.. V.. VI. VII., VIII.,
IX., X.. XI., XII., XIII.. XIV.. XV., XVI.. XVII.. xvm.. XIX,
XX., XXI., XXII. xxm., XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII..
xxvm.. xxix., xxx., xxxi.. xxxii., xxxrn.. xxxiv..
XXXV.. XXXVI.. XXXVII.. xxxvm.. XXXIX.. XI... XI.I..
XI.1I.. XI.III., XI.IV., XI.V.. XI.VI., XI.VII., XI.VIII., XI.IX.,
I... 1^.. I.II.. I.III.. I^v, I.V.. I.VI.. I.V1I.. I.VIII,, I.IX.. I.X., I.XI .
I.XII., I.xm.. I.XIV., I.XV.. I.XVI., I.XVII. QXvm.. I.XIX. I.XX
zum preise von «K ^.50 pro Vecke.
Wohnung: n»m»!
Nichlgewünsch!» b!!!n> zn »Ulchstilichen,

..,,

Â«^^<^is<^^
5ck>Â«!ZMÂ«V^5'>55!V^l^ ', "" ,, ,'Vn^"^> !,,:>â€ž

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Paul Lindau.

I.XXI. Vand. — December ^89^. — Heft 253.

<Mi! rinein Pol!«,!! in Rlidiruny- Hra„z Ao f p c !, L I Ifeld,)

Wre^Iau
5chl«sische Vuchdrnckerei, «nnst- und verlags.Anfialt
v. 2. 2chottlaen>ei.

„Der süße Fratz."

Lpisode.

von

Franz Hnuuel-Cllfeld.

— Dresden. —

Schnellzug nach Dresden 4? Minuten Verspätung." Der
Portier des Bahnhofs zu Freiberg bemühte sich, auch diese Zug-
Verspätung neben den vielen auf der Aushängetafel bereits ver-
merkten so schönschriftlich, als seine vor Kälte zitternden Finger es erlaubten,
zu notiren. Kein Wunder! Der 13. März 1887 war ein kritischer Tag
erster Ordnung, und das Eisenbahnfahren ein Rennen mit Hindernissen
elementarster Art. Daß an diesem Dag, da alle Züge weit und breit mit
Verspätungen eintrafen, der Schnellzug No. 233 auf der Linie München-
Regensburg-Dresden bis zu seiner letzten Haltestation Freiberg es nur
auf 47 Minuten Verspätung gebracht hatte, mußte selbst den Reisenden,
der dringende Eile hatte, mit einer gewissen Genugthuung erfüllen. Lag
doch das Hochplateau des Erzgebirges, auf dem die altberühmte Nl.'gstadt
mit ihrem Dom und den epheuumrankten Maueru und Dhürmen tyront,
seit frühein Morgen fchon in fußhohen: Schnee — und jetzt, fünf Minuten
nach sieben Uhr Abends, wo der Schnellzug fahrplanmäßig einzutreffen
hatte, flockte es noch immer so dicht, als wolle der Himmel die öde (legend
mit den grauen Huthäusern der Silbergruben, welche die sinnige Kewerks-
poesie des Mittelalters „Himmelsfürst", „Heilige Elisabeth" und Himmel-
fahrt" getauft hat, mit einer unendlichen Schicht nnmünzbaren Silbers be-
legen. Unter diesen Umstünden herrschte in der Bahnhofshalle natürlich
auch nicht das buntbewegte Treiben wie sonst; alle sünf Minute» höchstens
schleppte ein verschneiter (Gepäckträger einen Koffer herbei, und der dazn
gehörige Passagier klopfte frostklappernd am Nilletfchalter, den der Beamte
ängstlich verschlossen hielt, nm die fiscalische Vureauwärme nicht unnötbig

entweichen zu lassen. Nasch, mit gelöstem Fahr- und Gepäckschein, eilte der' Reisende alsbald zum freundlichen Wartesaal. Tie eisige Iugluft, welche durch die Vorhalle strich, ueranlaßte auch das Dienstpersonal, die geheizten Räume recht geflissentlich aufzusuchen; die Dhürcn wurden daher in Einem fort wie um die Wette rasselnd zugeschlagen; der Wind heulte und rüttelte stoßweise an den Laternen, die Bahnhofsglocke versuchte von Zeit zu Zeit, dieseu Höllenlärm zu übertönen; dazwischen der schrille Pfiff der Rangirmaschine, das dumpfe Getöse zusammenprallender Waggon-Puffer, der eintönige Singsang des elektrischen Signaltelegraphen — das waren die einzigen und so zn sagen osficiellen Lebenszeichen, welche die Station nach Außen von sich gab. Um so menschlich-geselliger gestaltete sich der Verkehr in den Wartesälen, wo eine feucht-warme «neipenluft allein fchon zur Behaglichkeit stimmte. Auf Tischen, Vänken und Stühlen waren alle Sorten znr Mitnahme in's Coup«'' berechtigter Sperrgüter aufgestapelt, und die buntscheckig zu scheußlichen klumpen geballt herumliegenden Garderobenstücke beiderlei Geschlechts und für alle Lebensalter, von der großväterlichen Pelzmühe bis zum baumwollenen Pulswärmer für „das Jüngste", ließen den glücklichen Besitzern kaum noch die genügende Sitzgelegenheit frei. Am Vnffet ging es besonders lebhaft her und herrschte vielstimmige Nachfrage nach stärkenden Getränten.

Im Wartesalon II. «lasse, an einem kleinen Marmortischchen saßen zwei Couleur-Studenten; der Eine ein dunkelblau-weiß-hellblauer Sachse aus Freiberg, der Andere ein schwarz-weiß-rother Tcntone aus Dresden. Tie, tranken Beide durcheinander heißen Grog und kaltes Bier. Regelrechte Reuommirschmisse auf der linken Wange ließen sie sofort als zu einer Wagenden Verbinduug gehörig erkennen. Im Anzng hielten fie fo ziemlich die Mitte zwischen moderirtem Gigerl nnd Offizier in Nummelciuil. Ihre ganze Haltung drückte das alleinseligmachende Bewußtsein aus: „Uns kann «einer . . ." und sie machten es in Allem so bemerklich wie möglich, daß sie den herumsitzenden miserabelen Plebs gar nicht bemerken wollten. Sie fielen keinen Augenblick aus dem Eomment: Neide bestellten beim „Stift" il tempo „nenen Stoff". Dann fagte das ältere Semester znm jüngeren zuerst: „Prosit Blume!" Darauf kam der Jüngere dem Aelteren regelmäßig einen „Achtnngsschluck", worauf der Aeltcre dem Jüngeren feinen „schäbigen Rest" uortrank. Der Dresdner war übrigens schon, was man bei den Herren Studirenden einen „alten Herrn" nennt, er hatte bereits das Ingenienreramen hinter sich und that nur noch so mit; er war mit dem !>-Uhr-Vormittagsconrierzng, dem „Rachtzug", wie er ihn seiner Privntzeitrechnnng gemäß nannte, nach Freiberg hinübergespritzt, nm eine kleine „Gastrolle" zn geben, das heißt, eine noch aus dem vorigen Semester schwebende Ehrensache mit einem Frciberger Eorpsstudenten zum Austrag zu bringen. Er hatte in aller Eile eine „brillante Säbclmensur" geliefert, hatte selbst nicht einen einzigen „Blutigen" abgekriegt, seinen

Gegenpaukauten dagegen bereits im vierten Gang ans Vorhieb mit siebzehn
Nadeln abgeführt" und sollte für diese Heldenthat heute Abend mit einer
solennen Musittneipe gefeiert werden. Tiefe Ovation wollte er sich jedoch,
blasirt wie er war, „verkneifen" und in aller Stille nach Elbflorenz zurück-
dampfen; er zog daher nur einen der Freiberger Cartellbrüder in's Ver-
trauen, der ihn auf den Bahnhof begleiten uud nachher auf der Kneipe
entfchuldigeu follte. So befanden sich Neide nnnmehr gewissermaßen
ineognito auf dem Bahnhof uud benutzten die Zngvcrspätnng selbstverständ-
lich dazu, „noch Eins zu trinken", und durch „Gerad oder Ungerad" festzu-
stellen, wer zu „berappen" habe. Nachdem sie obiges Drinterercitium in
Grog und Bier bereits dreimal schweigend repetirt hatten, fühlte der frei-
berger, dem es gar nicht gefiel, daß der Dresdner „alte Herr" sich in
dieser Weise „drückte", das Bedürfnis;, seinen Ummtthsgefühlen Luft zu
machen!

„Verrückt, vollkommen verrückt! Nimm mir's nicht übel, Lord! Das
höchste von Kateridee, wo man hat, mit diesem gottverlassenen Zug nach
Dresden fahren! ^m besten Fall fchneist Du ein, Mensch, Du kaunst
vergletschern!"

„Da war ich schön heraus," entgegnete der mit seinem Kneipnamen
„Lord" Angeredete höchst gelassen: „^ch fahnde schon lange auf einen sensa-
lionellen Abgang von diesem mich im höchsten Grad langweilenden Planeten."

„^enne Deinen SchopeichauerparorDsmus," sagte der freiberger. „Dir
ist nicht zu ratheu. Hättest Du's wenigstens früher gesagt, so hält' ich
Dir ein paar gut situirte Wüchse mitgegeben, mit denen sich's verlohnt,
einen höheren Skat zu dreschen . . ."

„Danke. Kann's nicht leiden, Schwipps, wenn Wüchse mit großem
Wechsel gerupft werden. Aber wenn der faule Zug einsäht, kannst Dil
immerhin das Co»p5 ausbaldowern, wo der dritte Mann zum Skat gesucht
wird. Erstc-Klasse-Protzen nehme ich gern das Geld ab."

„Nein, Lord," rief Schwipps, plötzlich ordentlich warm werdeud, „jetzt
Hab' ich etwas viel Besseres für Dich. Donnerwetter ja, hast Tu Glück!
Augen rechts! Schau hin und bleibe bei Sinnen!"

„Wen meinst Du denn eigentlich? Den blonden Küfer dort in der
Ecke? Das scheint allerdings eine äußerst appetitliche Krabbe zu sein."

„Das schnobrichste Mädchen, das je in Freiberg geschwoft hat. Das
heißt, sie ist von Dresden; Vater soll kleiner Handelsgärtner oder soust
ein dunkler Ehreumann sein. Hier hält sie sich natürlich nicht studirens-
balber auf, fondern ist auf Logirbesuch bei einer lahmen Dante, ehrfamen
Stellmachcrwittib im Stadtgrabengäßcheu. War auf Befuch, denn das
sieht wie Heimreise aus. Ausgerechnet bei dem Wetter! Die lahme Dante
kann das Nichtchen natürlich nicht ans den Bahnhof begleiten, und da sitzt
das arme Wurm wie auf dem Präsentirteller mit derselben Mastkuh von
Dienstspritze, die sie jeden Donnerstag vom Danzverein abgeholt hat. . ."

„Allerhand Achtung, Du scheinst ja höllisch unterrichtet zu sein ..." bemerkte Lord dazwischen.
„Kunststück! Unsere Füchse waren doch wie närr'sch hinter dein Mädel her. Aber über einen Tanz in Ehren hat's doch Keiner gebracht. Schau Dir den süßen Fratz einmal näher an, Lord! Ich lege die Hand in's Feuer, daß das noch ein ganz unschuldiger Grasaff ist."
Lord kniff das Monocle ein, nahm eine Kennermiene an, schaute prüfend in der Richtung Augen rechts und sagte dann mit der' vollen Unfehlbarkeit, mit der er im „Niergericht" die Gegenpartei zu verdonnern gewohnt war: „Leg' Deine Hand lieber nicht in's Feuer, Schwipps! Das ist eine reizende kleine Coufectioneuse, meinetwegen die Perle, die Krone aller Confectioneusen, aber so unschuldig ist so was nie, wie es aussieht. Charme hat sie und Chic, Alles, was wahr ist'. . ." Aber was liegt mW daran?!"
„Mensch, Du hast das Glück, wenn Du's schlau andrehst, mit ihr in demselben Couvö nach Dresden zu fahren, einzuschneien! . . . Aber was- ist denn das? Jetzt rudert ein rother Dienstmann an sie heran; er hat wohl den Gepäckschein für sie gelöst; sie giebt ihm ihr Neisetäschchen; er lootst die überflüssige Duenna hinaus, um so besser! Nanu? Da ist ja auch ein Liuröebedienter, er wifpert mit dem Dienstmann; die Bestie feirt verdächtig. Den gallonirten Tagedieb kenne ich doch . . Das ist ja der Leporello des Grafen Rassulow. Heiliges Iwiebelmuster! jetzt geht mir eine Bogenlampe auf. Der fatale Cauiar-Russe soll dem Mädel diebisch nachgestellt haben ... Da ist Etwas los, und der Inchtengraf hat die Hand im Spiel. Das muß ich herauskriegen. Entschuldige mich einen Augenblick!" Damit war Schwipps aufgesprungen, im Nu hatte er den ganze» Wartesaal durchquert, die Thüre zur Tonderabtheilung für Reifende I. Klasse geöffnet, einen Blick in dieselbe geworfen, die Dhüre wieder dröhnend in's Schloß fallen lassen und sich zu seinem Commilitonen zurückbegeben, der ihm mit einem Anflug von Spott entgegen rief:
„Du kannst noch einmal Detectiu werden, wenn's im Eramen schief geht."
„Wenn nur alle Deteetivs so rasch auf die richtige Fährte kommen! Was Hab ich gesagt? Der Russe ist da, im Pelz bis über die Thren."
„Dann scheint die Sache allerdings nicht ganz koscher."
„Abgekartet ist sie. Das Mädel fährt mit ihm, erste Klasse natürlich. Weiß der Teufel, wie der Talgfresser das dumme Ding zu so was beschwatzt hat! Wenn ich ihm nur ein Bein stellen könnte! Tb ich ihm einen dummen jungen aufbrumme?"
„Unsinn! Dann verehrt er Dir seine Karte und reist erst recht ab. Rein, mein lieber Schwipps, das werden wir anders machen. Lauf schnell für mich an die Kasse und löse mir ein Zuschlagbillet. Jetzt fahre ich auch erste blasse. Auf die paar Groschen kommt's nicht an. Ich bin sonst lein Spielverderber, aber dem will ich das Entführen uerfalzen!"

„Wird besorgt!" rief Schwipps und stürzte ab, während Lord seine
Sachen zusammenrichtete und beim Stift energisch noch einmal neuen Stoff
bestellte.
Das Mädchen in der Ecke, „der süße Fratz", hatte wohl gemerkt, daß
sie Gegenstand der Beobachtung für die Studenten geworden war. Nachdem
sie ihre Duenna mit dem Dienstmann weggeschickt hatte, fühlte sie sich allein
an dem Marmortischlein wie zur Schau ausgestellt und wäre vor Scham
und Scheu am liebsten unter den Boden gesunken. Es war ihr plötzlich,
als ob sie hinaus müßte in Nacht und Schneesturm, ^über die verwehten
Plätze, dnrch die todten Kassen bis an das kleine Haus im Stadtgraben-
güßchen zu der lahmen alten Frau. Sie getraute sich nur nicht aufzustehen
und, von Aller Augen verfolgt, allein durch den Saal zu schreiten. Ob sie
das quälende Bewußtsein hatte, vor dem ersten verhängnißvollen Schritt
vom Wege zu stehen? Ob ihr das Gewissen schlug? Ob sie wirtlich noch
so unschnldig war, wie sie aussah? Man hätte darauf schwören mögen.
Ein prickelnder Reiz knospenhafter Jugendlichkeit und Anmuth war über das
holde Geschöpf ausgegossen. Nicht als ob sie eine Schönheit in irgend
einem Stil gewesen wäre. Nichts weniger als das. Ans dem wahrheits-
getreuen Signalement ihrer einzelnen körperlichen Reize hätte auch der ver-
liebteste Bildhauer sein Lebtag keine regelrechte Venus oder Psyche zusammen-
gestoppelt. Das organische Ganze, das die gütige Natur da aus Duft und
Licht gewebt hatte, war von unwiderstehlichem Zauber umflossen. Magda
gehörte zu den schlechtweg bildhübschen Mädchen, die nicht mehr Toiletten-
künste brauchen, als der angeborene Putzsinn jeder Euatochler von selbst her-
giebt. Ein leichter Federhut, der mit dem lichtbbrnunen Lockenköpfchen zur
Welt gekommen zu fein fchien, eine hellfarbige Tricottaille, die sich der ge-
schmeidigen Büste liebkosend anschmiegte, ein fußfrei gerafftes Wollkleid,
ein paar Bänder und ein paar Blümchen, das war der ganze Zauber, den
sie brauchte, um jedes Auge zu bestechen; da war Nichts, was eine gefällige
Form absichtlich verrieth, und doch errieth eine jede der erste Blick, vom
lieblichen Ganzen zugleich gefesselt. Das unbewußt Anziehende in Magda's
Wesen war das ausgesprochen Typenhafte ihrer Erscheinung. Es giebt
einen Typus zart-zierlicher, schlanker, deutscher Mädchengestalten mit süßen
Madonnengesichtchen, die einen wie Frühlingsblumen kindlich anlachen uud
mit großen verlangenden Augen zugleich ganz begehrlich anschauen; es ist
auch kein leerer Wahn, daß sie in Sachsen besonders zahlreich wachsen,
und wie Magda in ihrer lieblichen Selbstuerwirrung jetzt da saß und aus
den großen, rehbraunen Augen kaum aufzublicken wagte, war sie die richtige
Verkörperung jenes Typus, eins von den verführerifchen Mädchen, für die
man eben noch beten möchte, um gleich darauf mit ihnen frisch darauf
los zu sündigen.
Schwipps kam mit dem Zuschlagbillet uud der Nachricht zurück, daß
der sehnlich erwartete Zug bereits signalisirt sei und in ein paar Minuten

einlaufe» werde. Nasch wurde das Trinkerercitium uoch einmal in beschleunigtem Tempo repetirt, und Lord, der das Zufchlagbillet mit einem „schönsten Merci" zu sich steckte und nach dem liebliche« Mädchen hinüber - schielte, schien eine Art philosophischer Anwandlung zu haben und sagte: „Höre 'mal Schwipps, ist es nun pure Menschenliebe oder ganz gemeiner Neid, das; wir uns da hineinmischen?"

„Keins von Neiden," entgegnete Schwipps, „aber ein Stück sociale Frage ist es. Was auf unserem Grnnd und Boden wächst, ist unser und soll unser bleiben. „So laßt uns sagen und so es behaupten" — sag' ich mit dem alten Goethe. Ter Teufel hol' alles uaterlandslose internationale (Gesindel, das uns unser Eigenthum wegdisputiren will! Und diese Kosaken sollen uns ungestraft die lieblichen.Töchter des Landes vor der Nase wegfischen! Tu weißt, Lord, ich simple nicht gern Politik oder sonst was, aber die Nüsse», die nur jetzt hier haben, ^jeden Morgen möchte ich einen zum frühstück roh verschlingen und diesen Nassulow zuerst. In seinem Eommersbuch heißt es:

Ich Hab den ganzen Vormittag
Petroleum stubirt,
Dium sei nun auch der Nachmittag
Dem Sprengstoff dcdiciit."

In das Kelächter Lords über diese Variante des bekannten Tertes erklangen die drei kurzen gellenden Locomotiupfiffe und das schallende Signal der Bahnhofsglocke, welche die Einfahrt des Zuges iu die Station verkündigten. Die Thüren wurden aufgerissen. Alles strömte auf den Bahnsteig hinaus, wo ein nur minutenlanges, aber durch >tälte und Wind verschärft-ungemüthliches Treiben sich entwickelte, die Handkarren mit ihrem neruencrschütternden Nollen die Bagage zum Gepäckwage!! schafften, Packer, Packmeister nnd Postschaffner hastig und mit lauten Nnfen die Eilgüter, Briefbeutel und Gepäckstücke einander zuzählten, während die Wagen-Neviforen mit Laterne und Hammer an den Wagengestellen entlang krochen, jedes Nad, jede Feder beleuchteten und die klingenden Hämmerfchläge ertönen ließen, mit denen sie jede Achse auf ihre actuelle Tiensttanglichkeit prüften. In dein wn-ren Gedränge der Pafsagiere, die fo fchnell wie möglich gute Plätze in deu gebeizten Eonpc>s zu erhafchen fnchten, hatten Lord und Schwipps die, kleine Magda nicht aus den Augen verloren. Sie eilte pfeilschnell hinter dem rotheu Tienstmann her, der ihre gestickte Neisetafche trug und feinerseits dem Liuri'ebedientcn blindlings folgte. Erst ziemlich an der Spitze des Zuges, dicht hinter dein Gepäckwagen machten fie Halt. Tort befand sich ein Waggon I. blasse: (ioupö mit HalbcouM hinten und vorn, nnd vor dem letzteren stand auch bereits ein Hen' in feinem Pelz, der den Tchaffuer zu veranlassen wußte, daß er ihm das Spitzenhalbcoiw« öffnete. Ehe sie sich's versah, war Magda in dasselbe hineingehoben und geschoben worden, der Livr<"ebeoiente hatte ihre Neisetafche mit feines Herrn

Handgepäck gemeinsckaftlich darin untergebracht, und der Herr im Pelz wollte nunmehr auch behende einsteigen und die Thüre hinter sich zuziehen, — da rief eine richtige Vierstimme, die an's Salamauder-Commnndiren bei Commersen gewohnt war: „Halt!" Und in aller Eile riß Echwipps » tsinpo so heftig die Coup»''thüre nach Außen, das; der Herr im Pelz ziemlich unsanft auf den Bahnsteig zurückgeschnellt wurde und ebenso betreten wie gereizt in dem bekannten deutsch-russischen Tonfall die Worte hervorstieß: „Muß sehr bitten, das EoupO ist belegt, aber sehr belegt!"

„Wie so? Eine Dame, ein Herr, das sind erst zwei Plätze, oder soll vielleicht Ihr Bedienter?"

„Mein Herr, mir scheint . . ."

„Hier gilt kein scheint — Erst die Platzfrage. Das Weitere findet sich,"

„Schaffner! Aber Schaffner!"

„Ja wohl, Schaffner," rief Lord, „hier ist noch ein Platz frei für einen armen Reisenden erster «lasse. Ganz wie für mich gemacht, ich fahre gern Halbcoup6 und vorwärts."

Nunmehr mengte sich der Zugführer drein: „Nebenan ist noch Platz."

„Paßt mir nicht nebenan."

Der Zugführer mit erhobener Signalpfeife treibt zur Eile. Inzwischen haben, durch den Lärm neugierig gemacht, die Insassen nebenan das Fenster herabgelassen, ein behäbiger Herr erblickt die Studenten, er winkt den« Zugführer, der den Wink sofort versteht, auf Lord zuspringt und demselben höflichst mittheilt, daß die Herren nebenan schon seit Neichenbach auf einen dritten Mann zun» Skat fahnden.

„Skat? Was sind's für Herren?" fragt Lord, mit einem Vein bereits im Coupi'.

„Ein paar Eommerzienräthe aus Görlitz."

„Commerzienräthe?" Lord tritt etwas vom Halbconp^ zurück.

„Du wirst doch nicht!? ruft Schwipps außer sich.

„Ein Skat mit Coinmerzienräthen, das ändert die Sache. Macken Sie die klappe auf! Addio, Schwippo! Grüß mir den ganzen 6. t). Aus Wiedersehen beim Abschiedscommers!"

Und ehe Schwipps noch ein Wort für feine Entrüstung findet, ist der Russe im Pelz wie ein Aal zu Magda in's Halbcouub geschlüpft, der Schaffner hat die Thüre zugehakt und Lord in's Nebencoup»'' lancirt, der Infpector winkt, der Zugführer giebt das schrille Abfahrtszeichen, die Eonducteure springen auf's Trittbrett, der Heizer, der sich den ganzen Trödel mit angesehen hat, schwingt sich auf die Maschine, und „FeNig! Fort!" klingt's durch die Halle. Der Locomotivführer legt die trotz des Pelzhandschuhs halb erstarrte Jaust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine pustet und prustet, sie regt uud bewegt sich, puffend bläst sie eine Dampfwolke gegen das Dach der Halle, die zweite fchon in das Schneegestöber draußen, daß die weißen Sckneeflocken und die rochen Feuerfunken wild

durcheinander tanzen; die farbigen Signallichter an den Weichenstellen gleiten sachte vorüber, ein langgezogener heiserer Pfiff, noch ein paar Toppelschläge der elektrischen Glocken, deren reine Terz c—v vom Sturm verweht wird — und draußen ist der Zug in der grimmkalten fchneetreibendeu Winternacht.

II.

In dickwuchtige Röcke, Pelzstie^l und Pelzmützen eingemummt standen der Locomotiuführer und sein Heiner auf der großrädrigen Schnellzugslocomotive, die den stolzen Namen „Vismarck" trug". Ter Führer war ein heMllisch gebauter, wettergebräunter junger Manu, wie geschaffen für seinen eisernen Veruf; im Vergleich mit ihm fah der mittelstarke Heizer eher schmächtig und schwächlich aus. Eine ganze Weile sprach Keiner von Beiden ein Wort; auf Locomotiuen wird überhaupt wenig gesprochen, an: wenigsten aber bei scharfer Kälte; der Führer rückte zuweileu an den Griffen, durch die er die Maschine in die verschiedenen Gangarten versetzte; von Zeit zu Zeit warf der Heizer Vrennmaterial nach. Ein rabenfinsteres, sturmtobendes, schneetreibendes Chaos lag die Nacht vor ihnen, kaum den Schornstein der Maschine konnten sie erkennen. Sie kämpfen, während die Passagiere fich in den geheizten Coupes ganz häuslich bequem machen, einen ununterbrochenen Kampf gegen die gefpenstischen Schrecken dieser Finsternis;. Turch des Führers Gehirn zucken wetterleuchtend die unabweisbaren Gedanken an die tausend Gefahren im Ungreifbaren vor ihm. Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Nahu liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von einer Station auf die Vahn herausgetrieben? Hat der Truck der Schneewehen die Telcgraphenleitung zu Fall gebracht? Ist irgend eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleife? Hat eine ans dem Nodcn sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleife gebildet? So guält er sich in Einem fort mit furchtbarlichen Fragen. Er ist beim letzten längeren Halt, halb steif und betäubt vom Frost, um feine Locomotiue herumgegangen und hat sie mit Argusaugeu auf ihre mafchinelle Gesundheit geprüft; es war ja noch Alles im Schuß, aber im nächsten Augenblick kann ein kleiner Sprung im Nadreifen, das winzige Nißchen in einer Achse, die seinem Luchsauge entging, die Ursache zu einer entsetzlichen Katastrophe, einem jähen Ende mit Schrecken werden. Er muß immer und immer daran denken nnd dennoch mit ruhiger Hand den Negulator weiter öffnen und die keuchende Maschine immer rastlofer in die unheimliche Finsternis; der Nacht hineinjagen, in welcher das Heulen des Schneesturms jeden Warnruf der Signale verschlingt. Und ruhig stand der jugendliche Führer des „Vismarck" auf seinem Posten. Er kannte noch eine ganz andere Gefahr; er wußte aus Erfahrung, daß die Wirkung der Kälte auf die Kopfneruen fehr häufig jenen apathischen Zustand erzeugt, der die Lokomotivführer im Stehen schlummern läßt. Ta heißt es ein Mann, ein Held

der Pflicht sein: der furchtbaren ungehenren Verantwortlichkeit bewußt bleiben, mit dem letzten Aufgebot physischer und moralischer Kraft die Augen offen und den Alick auf die Fahrbahn gerichtet zu halten, auf deu engbegrenzten Tchein, den die Laternen der Locomotiue in hinzitternden bläulichen Strahlen auf die Schienen werfen und der beim windschnellcn Dahinsausen des Zugs die leuchtenden Stangen der Telegraphenleitung in eben so viel grelle herabschießende Blitze verwandelt und Bahnhäuser, Wasserhähne, Felswände, Gesträuche, Brücken wie lauter in wilder Jagd dahinstürmende Visionen aus dem dnntlen Schoß der Nacht jäh emporzucken und ebenso jäh wieder im finsteren Nichts verschwinden läßt. Wie der wirbelnde Schnee ihm auch in's Gesicht peitschte, wie der von der Maschine windabwärts geschleuderte Dampf ihn auch umbrandete — unbeint von allen Schrecken um ihn her, wach und nchig, seines starten Herzens, seines Hessen Kopfes, feiner eisernen Wirbelsäule sicher und bewußt, stand der Führer des „Bismarck" und öffnete den Negulator weiter, daß der Zug noch dämonisch ungestümer in die Nacht hineinschoß nnd die dröhnenden Räder kaum mehr die Schienen zu berühren schienen. „Feuern!" ruft er mit einem Mal dem Heizer zu. Der durch den Gegenflug der Maschine verdoppelt rasende Sturm zeM den Schall vom Mund weg, das Prasseln, Zischen, Klappern und Heulen hat den Zuruf übertäubt; wie im Traum vor sich hinstarrend, lehnt der Heizer am Vremsapparat des Tenders und hat offenbar nichts gehört. „Feldmann! Feuern!" ruft der Führer lauter, und die kräftige Hand legt sich schwer auf den Arm des Heizers. Erschrocken fährt dieser in die Höhe und greift nach der >iohlenschaufel, während der Führer die Thüre der Feuerung aufreißt. Ein blendendes Strahlenbündel fchießt aus der weißglühenden Feuermasse schier senkrecht in die Höhe, verwandelt die Tampfmasse in einen phantastischen Höllenbreughel nnd läßt das Schneetreiben wie einen teuflischen Herensabbath um die Maschine herum erscheinen. In dem Gluthlicht duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers ein Dutzend.mal hin und her, jedes Mal auf dem Tender die mächtige Kohlenschaufel stillend und sie in die Feuerung ausslürzend. Er hat mechanisch weiterschaufelnd weit über das erforderliche Quantum Kohlen in den Nachen des Moloch geworfen; eine ungeheure, fprühende Funkenmafse, der prächtigste Fenerwerkseffect, ein unvergleichliches Sternschnnvpen-Nouamt, entströmt dem Schornstein . . . „Genug, genug!" schreit der Führer und reißt mit der Kette die Feuerthüre zu. „Was haben Sie nur auf einmal. Feldmann? Sie sind ja wie ausgewechselt." „Ach, Herr Mulde," seufzt der Heizer, „mir ist auch gar nicht recht zn Muth!" Der strenge Führer blickt zuerst finster auf den jammernden Mann und fragt dann milder gestimmt: „Habeu Sie vielleicht eine mit?" . . . „Im Tenderkasten, ja wohl," ergänzt schüchtern der Heizer, er weiß, daß die verbotene Numflasche gemeint war. „Dann leisten Sie sich meinetwegen einen Schluck," sagt der Führer mild und zieht den Gürtel um den Leib etwas fester. „Ach, das kann mir auch Nichts

helfen" meinte Feldmann mid verfiel wieder in das vorige stumpfe
Hinbrüten. Ihm war wirtlich zu Muth, als ob ihm überhaupt Nichts
auf der Welt mehr helfen konnte. In den paar Minuten des Freibergcr
Aufenthalts hat er Etwas gesehen, was ihm den Athem benahm, das Her;
stocken und das Blut zu Eis erstarren ließ. Sie hatte er gesehen, die
kleine Magda, die jüngste Tochter des Handelsgärntuers Mulde. Wie lange
liebte er sie schon ganz heimlich und treu! Er hatte es kaum sich, geschweige
ihr zu gestehen gewagt! Er schaute nur zu ihr empor, wie zu einem Mieren
Wesen: sie war ja die Schwester seines verehrten Führer», des Hans Mulde,
des flottesten von allen Locomotiuführern der ganzen Etaatsbahn! In feinen
kühnsten Träumen hatte er nicht gewagt, an ihren Besitz zu denken. Aber
fein Herz hing nun einmal an dem lieblichen Nild, und das konnte ihm
doch Niemand verwehren, von ihr zu träumen und es ihr im Traum
sogar zu sagen, daß sie der schönste, beste Engel auf Erden fei — ...
Und das war mit einem Mal Alles aus und vorbei, war eine elende,
nichtswürdige, infame Lüge. Ein Hohn, ein Spott auf den Klauben an die
Menschheit war'?, die ganze Welt war des Nnspuckens nicht mehr werth.
Er hatte sie nur zu deutlich gesehen, er hatte auch das ganze Trum mit»
Tran in der furchtbaren Qual des Augenblickes begriffen, als er wie ver-
steinert dastand. Wie er aber nach all dem wieder auf die Maschine ge-
kommen war, das war-ihm ein Näthsel. Und jetzt stand er da in Sturm
und Mlte, neben ihrem Bruder, im härtesten Tienst, in beständiger Auf-
opferung für Andere . . . und die nächsten Menschen gleich hinter dem Ge-
päckwagen, im wohl durchwärinten molligen Eoupö, im traulichsten Beieinander,
wie ein 'glücklich verbundenes junges Paar, Magda uud ein Unbekannter,
ein nobler Herr, in feinem Pelz, ein Neicher, ein herzloser Schuft, ein
Verführer, — er durfte es nicht ausdenken, das Blut hämmerte an die
Schläfen, als wollte es die Hirnfchale zersprengen! Herrgott! Wenn ihr
Bruder eine Ahnung hätte! Soll, darf er ihm uerheblen, was er gefehen
hat? Wär's nicht laufend Mal besser, auf dem Fleck ihm die nackte, brutale
Wahrheit zu gestehen? Aber bei dem bloßen Gedanken schon faßte den
Aermsten ein so heftiges fchüttelfrostartiges Zittern, daß er sich am Tender
festhalten mußte. Am liebsten wäre er von der Maschine, die gerade mit
Hellem Tampfauffchrei aus einem Tunnel heraus auf eiue Brücke einbog,
mit einem Satz in den sicheren Tod hinausgesprungen, da war' mit einem
Mal Alles verwunden und überstanden gewesen. Aber warum denn allein
zu Grunde gehn? Sie und er und die anderen Alle mußten mit in den
Abgrund, ob schuldig oder nicht, darauf kam's in dicfer Welt ja doch nicht
an! Ha, mit welcher Wollust er jetzt ein Hindernis; auf deu Schienen er-
blickt hätte . . . Wenn er felbst . . . „Feldmann!" rief der Führer, „wo
haben Sie denn schon wieder Ihre Gedanken? Wenn's auf Sie ankäme,
gingen wir heute rein zum Teufel!"
„Je eher, je lieber! Die ganze, Welt läuft der Hülle in den Nachen."

„Aber es ist nicht mein Bernf, die Leute per Schnellzug dahin zu be-
l0l
„Schweigen Sie mir von unserem Beruf," schrie Fcldnmnn außer sich,
„einen scheußlicheren giebt es nicht. Da stehen in Sturm und Kälte, sich
schinden auf Leben und Tod, mit der Schlafsucht kämpfen wie mit dem
bösen ,n'ind — für das noble Gesindel da binter Einem, das sich's auf
den weichen Polstern wohl fein läßt, die Prasser und Schlemmer, die ver-
fluchten Aeichen" . . .
„Pfui, Feldmann! So weit sind Sie auch schon? Das hätte ich nicht
von Ihnen geglaubt."
Ter Zug war in eine Böschung des dichten Forstes bei „Edle Krone"
eingelaufen, er ging nnter'm Wind, und die Fahrt war ruhiger, fo daß
Hans Mnlde nicht zu fchreien brauchte und gesprächiger wurde.
„Seben Sie, Feldmann, mein Bater ist blos ein kleiner Handelsgärtner,
aber dafür bin ich in dem (Glauben groß geworden, daß die ganze Welt
ein großer Garten Gottes ist, in dem für jeden Menschen seine Lieblings-
blume wächst. Und so hat mich mein Bater gelehrt: Sei zufrieden mit
Deinem Loos, und Du bist reicher, als das Haus Rothschild! Ringe nach
Zufriedenheit mit Dir felbst — das heißt: thu jeder Zeit, in jeder Lage,
was Du sollst, so gut Du's kannst! Dann thust Du Dir selber mehr Ehre
an, als der König Dir geben kann."
„Sei arm, ehrlich und verhungere! Das ist der Lohn, den man
davon hat."
„Mein Lohn ist das Gefühl, daß ich zu Etwas nütz bin auf der Welt.
Daß muß mir doch der Feind lassen, daß ich etwas Gutes thu', wenn ich
in einer Nacht wie die heutige, die keiu Zuckerlecken ist, mit dem Aufgebot
meiner Kraft ein paar hundert Menschen über alle Fährlichkeiten sicher an's
Ziel bringe. Es giebt Teufel in Menschengestalt, die aus Bosheit und
Tücke, aus Haß und Neid mit kaltem Blut so einen Zug in die Luft
Mengen können. Daß ich das Gegenthcil von fo einem Hundsfott bin.
Feldmann, das ist mein Lohn."
„>>i, wenn's noch anerkannt würde!"
„Es wird, Feldman», es wird! Das fühl' ich, fo oft ich von solcher
Fahrt beil und gesund nach Hause komme. Die frohen Gesichter von
Bater und Mutter, und die Schwestern erst, die ernste, stille Martha und
das lachfrohe Ding, die Magda, — das ist allemal ein Fest, wie wenn
der verlorene Sohn zurückkehrte. Und wenn ich mich zelm Stunden lang
im Dienst halb todt gefroren habe, ein Augenblick so warmer Menschenliebe
um's Herz hemm — und Alles ist vergessen! Das ist mehr wie Lohn, das
ist Glück. Um Gottes willen still — Nichts berufen! Jetzt heißt's auf-
passen. Wir müssen gleich aus dem Forst heraus sein, die Lichter da
uuten, das ist Tharant. Der Wind wird steifer, und der Schnee noch
dichter. Wir find noch lange nicht daheim, Feldmann."
,

Eine so lange Rede hat Hans Mulde noch nie auf der Locomotive gehalten, er zieht die Pelzmütze tiefer über die Stirn herein und bemerkt nicht, daß sein Heizer weint und schluchzt wie ein Kind.
Jetzt gilt es, die rasende Hast des Zuges zu bemmen, der nunmehr in abschüssigem Gefälle, das an Steile dem Semmering und Brenner Nichts nachgiebt, über Futtermauern von mehr als hundert Fuß Höhe und an schroffen Felswänden hin in das malerisch-romantische Waldthal mit dem ruinengekrünten Städtchen hinabgleitet. Der Sturm hatte bedenklich aufgefrischt. Von unten nach oben läßt er jetzt den feinen, kalten Schnee in wilder Brandung an die eilende Maschine anschlagen, so daß sich förmliche Schneesturzwellen über den Schornstein und das Schutzdach mit solcher Gewalt ergießen, daß die beiden Männer sich jeden Augenblick am Geländer festhalten müssen, um nicht, wie auf hoher See, über Bord geschleudert zu werden. Dabei hat sich der Schnee an windstillen urteil heimtückisch zu locken: Windwehen zusamniengelagert, und jedesmal überläuft den beherzten Führer ein Schauder, wenn im fahlen Schein der Locomotiv-Laternen plötzlich die weißen, über die Bahn ragenden Mauern gespenstisch vor ihm auftauchen und die Maschine in die weiche, unheimliche Masse hineinschneidet. Zischend und sprühend stäubt vor den Babnräumern der Schnee auseinander, und haushoch fliegen links und rechts die geballten Massen von den Rädern auf, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der flüssigen Schneeflut gefüllt werden. In einen Wirbelstnrm von Eisnadeln und Schneestaub ganz eingehüllt, keucht und hetzt die Maschine dahin, die Signale verschwinden, auf's Gradewohl geht's in das blinde Ungefähr hinein.
Die Eommerzienräthe im Eoupö erster Masse haben an Lord ihren Meister im Skat gefunden, er hat ihnen in aller Eile einen Haufen Geld abgenommen. Mißmuthig, weil er blos Pech hat und noch keinen „Wenzel" zn die Hand kriegte, änßert der Eine: „Wir müßten schon längst in Dresden sein. Wir fahren schlecht. Der Dienst könnte etwas strammer gehandhabt werden." Er war im Aufsichtsrath verschiedener Privatbahnen gewesen, er mnßte es ja verstehen. „I wo, in Dresden?" sagte Lord, an dem gerade das Kartengeben war,' „wir sind ja noch nicht einmal durch Tharant gerasselt. Jetzt keine Müdigkeit vorschützen, meine Herren, dreimal 'n»n langt's noch!"
„Also noch dreimal 'rum!" und sie spielten unverdrossen weiter. —
Im Halbcoup6 nebenan suchte Graf Mssulow das junge Mädchen, das still in sich hineinwcintc, mit schönen Worten zn trösten und heiter zu stimmen. Er sprach von seiner grenzenlosen Liebe, von unermeßlichen Gütern am kaspischen Meer, von glänzender Zukunft und goldenen Bergen. Ei' konnte den lieben Onkel aus Warschau nicht genug rühmen und die gute Tante, mit denen Beiden sie heute Abend im Hotel zu Dresden noch zusammentreffen würden. Sie hätten versprochen, Magda wie ein Kind

aufzunehmen. Welche Ueberraschnng für die einfachen Gärtnersleute ini
Vorort drüben, wenn ihre jüngste Tochter plötzlich als rufsische Grafenbraut
niit ihreni neunzackigen Bräutigam vor sie hintreten wird! Lache doch,
Magda, lache! Aber sie konnte nicht lachen und seufzte: „Wenn nur Alles
gut abläuft. Wenn nur kein Unglück geschieht!"
Der Graf in seinen: Leichtsinn bezog diese Aeußerung auf die nahe-
liegende Angst des Mädchens vor einem Eisenbahnunglück, weil gerade eine
Schneewehe mit fürchterlichem Anprall an das Eoup6fenster schlug, und
äußerte verächtlich: „Das bischen Schneesturm! Was soll denn Yassiren?
Die beiden Tölpel da vorn auf der Maschine werden schon aufpassen."
Bei diesen rohen Worten mußte Magda an ihren brauen Bruder Hans
denken, sie begann nur um so heftiger zu weinen.
Die „beiden Tölpel" auf der Maschine paßten freilich auf. Sie
sprachen kein Wort, aber sie standen wie die Mauern. Hans sah mit
Schrecken, wie die Locomotive sich immer mehr mit einer Eiskruste überzog.
Das aus dem Schornstein, von den Sicherheitsventilen, der Pfeife und
den Pumpen unaufhörlich tropfende Wasser, das an der Maschine herab-
rieselte, wurde von: Sturm hinweggeblasen, oder es erstarrte an den äußeren
Maschinenteilen zu Eis. Lange spitze Eiszapfen überall, dicke Eisbuckel
selbst an den schnellstschwingenden Organen, hartgefrorener Schnee in allen
Zwischenräumen. „Wenn das fo fortgeht, stieren die Pumpen ein!" rief
Hans, für den der Blick in die Einzeltheile der Maschine immer schwieriger
und unsicherer wurde. Er wollte die Hand nach den Griffen ausstrecken,
um die Pumpen fpielen zu lassen, da fühlte er, wie die kräftige Faust
am Körper magnetisch festgehalten wurde. Seine nasse Gewandung hatte
sich in einen starren Eispanzer verwandelt, die Pelsmütze war zum
drückenden Helm geworden, Bart und Pelz waren in eine Eismasse zusammen-
geronnen, an den Augenwimpern selbst hingen Eiskrpstalle, und die Signal-
lichter der Station Tharant, an welchen der Zug eben uorüberjagte,
schillerten in allen Farben des Negenbogens. Da rafft er sich auf in
seiner ganzen, vollen Mannesenergie, streckt und dehnt die Glieder, daß es
kracht, reiht die am Nock festgefrorenen Aermel los, macht sich frei und
schüttelt und rüttelt seinen Heizer, der, auf den Tender gestützt, der unüber-
windlichen Schlafsucht zum Opfer gefallen zu sein scheint. „Feldmann!
Feldmann!"
„Laßt mich, ich schlag ihn todt, den reichen Hund, den Verführer!"
rief der erwachende Heizer, nur schwer die Worte mit erstarrtem Munde
articulirend, aus. Dann riß er entsetzt die müden, entzündeten Augen auf:
„Was giebt's?"
„Feldmann," sagte der Führer nach einer langen Pause, „ich habe
Sie heute erst kennen gelernt. Das wird wohl die letzte Fahrt sein, die
nur heut miteinander gemacht haben."
„Das glaub' ich auch, Herr Mulde," sagte der Heizer stumpf.

Von nun an sprachen die Veiden kein Wort mehr miteinander. Die
Fahrt durch den Plauen'schen Grund und die induslriereichen westlichen
Vororte Dresdens nahm noch eine gute Viertelstunde in Anspruch, es war
ein ununterbrochener Kampf mit dcni furchtbaren Dämon der Schlafsucht.
Mühsam, mit äußerster Kraftanstrengung hob der Führer zum letzten Mal
den Arm, um den schrilleu Pfiff ertönen zu lassen, worauf der Zug dröhnend
mit den letzten Athemzügen der fast «erlöschenden Maschine in die weite
Halle des Böhmischen Bahnhofs einlief. Starr und kältefchauernd reicht
Hans die Eursuhr dem Inspector, der dienstbeflissen die enonne Verspätung
feststellt. Mit einem „Gott sei Dank" aus tiefstem Herzen steigt er ab,
prüft zuerst noch einmal gründlich seinen „Vismarck" auf Herz und Nieren
und fleht sich dann nach seinem Heizer um. Der aber ist längst spurlos
verschwunden. Kopffchüttelnd tritt Hans den weiten Heimweg an.

III.

Infolge einer malitiüsen Verschiebung des barometrischen Minimums
war über Nacht plötzlich Thauwetter eingetreten. Unter dem schneefressen-
den Anprall eines steifen Südwests ging der silberflimmcrnde Schneeflocken-
fchauer in schmutzigen, schüttenden Gießkannenregen über. Es war, als
stürzte ein Wasserfall vom Himmel auf das fchlafeude Dresden herab,
und als der Tag anbrach, da waren die Gassen, Eanäle und die Plätze
Teiche geworden uud das griesgrämigste Grau in Grau lagerte über den
Dächern. Hell wurde es überhaupt nicht, da rußgeschwärzte Nebel dm
ganzen Tag über dem Elbthal wallten und wogten, die der wilde März-
sturm bald da, bald dorthin trieb. Erst am Abend legte sich die Rauflust
der Elemente, und nach Mitternacht trat Stille ein, ringsherum nnr von
Rauschen unterbrochen, vom Rauschen des hochflnthenden Stroms, vom
Rauschen der tausend nnd abertausend Wasserrinncn und von dem monotonen
Rauschen der himmlischen Schleusten, denn es siutflutete unerbittlich weiter
— meteorologisch ausgedrückt etwa' 40 Millimeter in der Stunde. Wer
jetzt noch über die Straße mußte, der drückte sich hastig an den Häusern
entlang, und was da noch fuhr und ritt und glitt, das hufchte und flufckte
geräuschlos und eilig seinem Ziele zu. Um so mehr siel ein nachtbummeln-
der Trottoirgänger ans, der mitten durch diesen diluuiauiscken Bindsadcn-
regen so gemächlich nnd saumselig die Sachsen-Allee dahinschritt, als ob
er für die Wasserdichtigkeit seines Regenmantels bei den paar Nachtwächtern,
die ihm nachstierten, geflissentlich Reelame zu mache» beabsichtigte.
Es war „Lord", der nach der Rückkehr von Freiberg die Nacht in
einen« Spielclub verbracht, den trüben Tag znm Ausschlafen benutzt hatte
und nunmehr tüdtlich gelangweilt aus einer glänzenden Soiree in feinem
elterlichen Hause fortgegangen war, um sich seine Kopfschmerzen vom Regen
wegdouchen zu lassen, wie er sagte. Von der prachtvollen Villa seiner

Eltern im Englischen Viertel bis zur burgartigen Illgerkaserne, wo die
Sachsen-Allee zur Albertbrücke hinaufleitet, mußte Lord mindestens eine
halbe Stunde gegangen sein, und es war sicher trotz Regenmantel kein
trockener Faden mehr an ihm; aber er zeigte noch nicht die geringste Lust,
den directeu Weg über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer der Elbe ein-
zuschlagen, wo er ein kleines Gartenhaus mit einem Diener allein bewohnte.
Er bog vielmehr links ab und ließ sich ganz behaglich auf einer der Ruhe-
bänke des obern Terrassenufers nieder. Wenn er sich in eine volle Bade-
wanne mitten hinein gesetzt hätte — fenchter hätte es auch uicht sein
können. Aber das schien auf Lord gar keinen Eindruck mehr zu machen,
er knöpfte mit der größten Seelenruhe feinen Regenmantel auf, und während
von der modifch breiten Hutkrempe das Wasser wie von einer Dachtraufe
auf den fich vorwölbenden Brusteinsatz des Frackhemdes herniederschoß,
wandelte ihir die Lust an, eine Eigarre in Brand zu fetzeu, was ihm nach
wiederholten Verfuchen mit Hilfe eines Luntenfeuerzeugs fchließlich fogar
gelang. Ein Genuß war die „Henry Clay," von denen das Stück zwei
Mark fünfzig kostete, unter diesen Umständen auch nicht, aber Lord wollte
nun einmal, so wie er da saß und triefte, über feine momentane Lebens-
lage nachdenken, und wie bei fo Vielen, so war auch bei ihm ohne Rauchen
kein Denken. Allein es rauchte und dachte sich schwer unter sothanen Um-
ständen: Die Eigarre lümmelte nur gerade noch so, und je mehr Lord sein
Leben überdachte, um so weniger schien es ihm werth zu fein. Lord war
das hilflofe Product modemer Verziehung. Und das war er beim besten
Willen der besten Eltern geworden. Lords Vater — der alte Herr Vendal-
bureu — verdankte Alles dem tollen Jahr 1848: den Nimbus eines
politischen Märtyrers und das Vermögen eines amerikanischen Eisenbabn-
tönigs. Der damals junge Vendalbnren, hoffnungsvoller Sproß einer
niederrheinifchen Haufmannsfamilie, war im „tollen Jahr" nicht blos eine auf-
fallende juuge Männerschünheit, sondern ein richtiger turnerischer Reuolutions-
typus gewesen. Frisch, fromm, fröblich, frei vom Scheitel bis zur Toble,
die kühnste Demotratennafe in ganz Rheinland und Westfalen, Augen vom
blausten Wasser, eine echle Freischärlerstirne nnd ein blonder Lockentops,
für einen Wappen Hecker-Hut wie gefchaffen. Einen jungen herkulischen
Vorturner, der so ausschaute, den muhte das Volt im März nuno 48
natürlich zum Bürgergeneral ausrufen. Es gab Bilderbogen, auf denen
der General Vendalbnren, der noch keinen Schuß Pulver gerochen hatte,
eine Varricade hinter sich in die Luft sprengte und den alten Wrangel
sammt dein ganzen preußischen Gardecorpo zu Paaren trieb. Als die
Sache schief ging, riß der tavfere Vendalbnren wie die meisten Freiheits-
helden ans nnd ging über das große Wasser nach Amerika, wo ihn die Ge-
sinnungsgenossen mit offenen Armen, aber ohne militärische Ehrenbezeugungen
empfingen. Hier wurde er nun ein Held der wildesten Speculation, nnd
man fing bald an, ihn felbst für eine Geldgroßmacht zu balten, da er sich's

vermaß, einem der ersten Häuser den Gcldkrieg zu erklären. Er wäre sicher unterlegen, aber sein Concurrent hatte zwei Töchter, die in den schönen ^eiud verliebt waren. Bendalburen heirathete die älteste, und nach ihrem baldigen Tod heirathete er die Schwester, die auch bald darauf starb. Ter enkellose Schwiegervater übergab Alles den» siegreichen Schwiegersohn, den es nach Itt fahren amerikanischen Kampfes um's Geld gelüstete, die deutsche Heimat, wo neues Leben jetzt dem norddeutschen Bund entsproßte, einmal wieder aufzusuchen. Es war gerade die Zeit, in welcher die alten „Achtundvierziger" wieder zu Ehren kamen, und es konnte nicht fehlen, daß der amerikanische Nabob mit dem deutschen Einheits-Nimbus am Rhein gebührend gefeiert wurde. Vierzig Jahre alt, wie er kaum war und noch viel weniger aussah, besah sich als etwas verwöhnter Kenner Bendalburen die Töchter des Rheinlands, und seine Wahl siel auf eine über die Maßen schwärmerische Jungfrau, die sich aus dem elterlichen Bankier-haus hinaussehnte und i» etwas überstürztem Liebestaumel dem schönen Mann mit dein Nimbus an die Brnst sank. Ter Starke war fortan Wachs in den Händen der Schwachen. Sie folgte ihm zwar willig nach New-Uort, war es aber bald überdrüssig, die deutschen Siege alle in der „fünften Avenue" mit durch das Mnkec-Milien verdünnter Begeisterung feiern zu müssen, und zum Tank sür den in der großen Zeit der deutschen Reichswerdelnst ihm geborenen Sohn mußte Bater Bendalburen das amerikanische Geschäft in sichere Hände geben und mit ihr nach Teutschland rückeinwanderu, um dort im klassischen Lande der Erziehung des Menschengeschlechts den hofsiiimgsvollen Sprossen zu einem Nummer-Eins-Menschen des Jahrhunderts heran zu bilden. E? war ganz natürlich, daß sie die sächsische Königsstadt zum Aufenthalt wählten: Tresden bietet alles für Erziehungszwecke irgend Nothwendige nnd Ueberflüssige vom jungen Prinzen bis zum harmlosen jungen ^loh, der für einen Flohcircus herangebildet werden foll. Tabei ist Tresden die richtige Stadt für reiche Leute, die neben höchsten Theater-, Eoncert- nnd sonstigen Kunstgenüssen, wie sie kaum eine andere Stadt bietet, einen internationalen Berkehr pflegen und ini großen Stil unbehelligt leben wollen. Aber dieses schöne Tresden hatte keinen Ornnd auf das Erziehungsresultat „Lord" oder vielmehr Erich Bcndalburen besonders stolz zu sein. Toch das kommt davon, wenn der Bater so und die Mutter so erziehen will. Wahrlich, der bekannte Musterknabe, an dem der Bater an seiner Hälfte prügelte, während die Mutter ihrer Hälfte Zucker gab, konnte nicht schlimmer daran sein, als Erich, dessen ganze Jugend sich in den schroffsten Erziehnngsantithesen bewegte. Tas Leitmotiv der Mutter:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut . . ."

wurde vom Bater ergänzt:

„Hat er aber selber Nichts,
Nehm' er dem lieben Nächsten ruhig Gut und Blut!"

Der praktische Vater wollte im Sohn sein kaufmännisches Ideal ver-
körpert sehen. Dies Ideal war ein Uniuersal-Monopolsystem. Der junge
Pendalburen sollte einmal die verschiedenen Zweige technischer und industrieller
Productionen des Reiches in seiner Hand vereinigen.
Reben der Weisheit, die so alt ist wie die Welt, daß das Geld eine
Macht ist, hatte der alte Vendalburen auch die begriffen, die so alt ist wie
die Ausbeutung der Naturwissenschaften, daß das Wissen eine Macht ist, und
in der Voraussicht, daß im Zeitalter des Sprengstoff« und der „gegen-
einander ervlodirenden Egoismen" das meiste Geld vereinigt mit dem größten
Wissen schließlich alles Geld und alle Macht an sich reißen werde, war er
darauf bedacht gewesen, daß der junge Erich Alles lernen müsse, was seine
Altersgenossen und zukünftigen Erfinder, Entdecker, Rothschild und Monopol-
dmiasten auch lernen, und gerade noch so viel mehr, als dazu gehöre, sie
zu überlisten. Denn wenn Häckel und Rietzsche Recht haben, calculirte er,
so ist der pfiffigste Egoist zugleich auch der beste Menfch. Und was nützlich
ist, ist gut; daher Alles niedertreten, was Einem nicht direct nützlich ist —
und fich Einem hinderlich in den Weg stellt notadeus! Weiter aber ging
der alte Vendalburen denn doch nicht in der radicalen Weltanschauung; im
Gegentheil, die stete Angst um das erworbene Gut nagelte ihn ein für alle-
mal an die Moral der ^rdnungsparteien. — Von ganz anderen Gesichts-
punkten geleitet, obschon auch in den Naturwissenschaften alles Keil erblickend,
batte Erich'-! Mutter aus seine Erziehung einzuwirken gesucht. Ihr Ideal
war nicht Geld machen, sie konnte fogar eine gewisse Verachtung gegen solche
Machenschaft geflissentlich an den Dag legen, ganz so wie der überfütterte
«und gegen Knochen. Erich hatte es ja auch zum Glücke nicht mehr nüthig.
Sie schwärmte für Geld haben, um durch dasselbe ein potenzirter Mensch,
ein Uebcrnicnsch zu sein. Mit Abscheu vor den Muskeln, die den Herkules
zum Herkules machen, kann man ein schwärmerischer Bewunderer des
Herkules sein. Und wie der Herkules Muskeln, hat der König Kanonen
und Soldaten nüthig, um ein richtiger König zu sein. Aber — und das war
der springende Punkt in den vergleichenden Anschauungen der Frau Vendal-
buren -—: wie der göttliche Herkules doch etwas ganz Anderes war als die
Summe seiner Mnskeln, und wie der große König etwas Anderes als das
Produkt ans feinen Kanonen und Soldaten — so muß auch beim unge-
zählten Millionär ein gewisses Etwas noch hinzukommen zu den Millionen,
wenn der Aermste seinen Nenif nicht ganz und gar verfehlt haben foll.
Und dieses allein seligmachende Etwas ihrem Erich durch die Erziehung mit
auf den Lebensweg zu geben, war Frau Vendalburens eifrigstes Bestreben
gewesen. Ein zweiter Alemnder von Humboldt in vermehrter und ver-
besserter Auflage, ein Humboldt des W. Iahrhunderls — das war das
Mindeste, was Erich werden mußte. Eigentlich war Humboldt noch viel
zu einseitig und nüchtern, viel zu doctrinär, überwundener Nildungsphilister,
visux ,j«u. Ein Apostel des neueu uatnrwissenschaftlichen Evangeliums,

ein mit mystischer Erkenntnis; der geheimsten Naturkräfte ausgestatteter, die Menschheit durch die segensreichsten Erfindungen und Entdeckungen beglückender Messias, der es verstände, die kühnsten Phantasien und dichterischen Traumgesichte » I» Jules Verne auf erperimentellem Wege wahr zu machen und als höchste Errungenschaften des Menschengeistes zum allgemeinen Besten zu verwerthen — als solcher würde ihr Erich nicht blas zunächst die einzig mögliche Flugmaschine erfinden und sich damit sozusagen günstig einführen, sondern er würde streng eract methodisch auf inductivem Wege durch einfache physikalisch-chemische Processe und bloße Molekularverschiebungen eine nach menschlichem Belieben zu bewirkende Vertheilung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit auf dem ganzen Erdball ermöglichen und so im Handumdrehen erreichen, was bisher dem lieben Gott als ziemlich unmöglich nachgesagt wurde, es nämlich Jedermann recht machen zu können. Selbstverständlich war damit auch die meistgesuchte Formel mit dem unheimlichen x des menschlichen Elends gefunden, die sociale Frage so gut wie gelöst. Ebenso die sieben Welträthsel, zu denen sich ein bescheidener Mann wie Dnbois-Neymond beispielsweise noch bekennt. Immer herrlicher wird sich die Macht der lebendigen Schöpfung über den tobten Stoff offenbaren, bis an die fernsten Weltnebel und ungezählte Siriusweiten darüber hinaus wird Erich, ihr Sohn, in's Unendliche und Unbegriffene hinaus die Marksteine menschlicher Erkenntnis; hinausrttcken, er wird das letzte Wort jeder Kunst, das erste und lebte jeder Religion, das befreiende Wort des Daseins überhaupt sprechen, der entdeckten Seele die entschleierte Welt, der begriffenen Welt die begreifende Seele zeigen. So etwa, vielleicht noch etwas confuser reimte sich Frau Vendalburen Erichs praktischen Lebensberuf zusammen. Ihr oder vielmehr seines Baters Geld sollte ihm dazu die Wege bahnen. Zunächst mußte man die Welt ans einen solchen Messias vorbereiten. Frau Bendalbnren hielt es für ihre Mission, in den besten Kreisen die Meinung zn befestigen, daß Herr Erich nach glänzend bestandenem Ingenieur-Ermnen nur noch die nächste beste passende Gelegenheit abwarte, um sich als Netter der Gesellschaft vorzustellen. Sie kannte die heutigen Menschen gerade genug, um zu wissen, daß man die beliebten maßgebenden Kreise auf dem Weg des geselligen Bergnügcns im großen Stil leicht für Alles in Bewegung zu setzen vermag. Daher hatte sie ihre Villa zum goldenen Haus der höheren Geselligkeit gemacht, in welchem ein Fest das andere todt hetzte. Sie wußte tausend Anlässe zu ersinnen, Wut vi-68äs darin zu vereinigen, jedem Geschmack etwas Verlockendes zu bieten, jeder herrschenden Richtung zu huldigen, der einflußreichen Localberühmtheit ein blendendes Relief zn geben und Groß und Klein sich zu verbinden. Die Virtuosität, mit welcher sie die schwere Kunst der Repräsentation auszuüben verstand, bewirkte, daß eine angenehme, wohltemperirte Stimmung für Alle den gastlichen Räumen des „goldenen Hauses" eine eigenartige Anziehungskraft verlieh. Und doch hatte dies

Mes nur den einen Zweck, den jungen Erich in Scene zu setzen. Was
dessen Vater betraf, so erschien derselbe dabei nur als eine Art Prinz-
Gemahl der souveränen Königin der Feste seines Hauses. Er hatte auch
gerade genug zu thun, sein ungeheures Vermögen im werbenden Kreislauf
der Güter zu erhalten. Das bischen Zeit, welches ihm diese verantwortungs-
volle Beschäftigung noch ließ, verbrauchte er redlich dazu, monopolistische Pläne
für Erichs Zukunft zu schmieden und diesen nach und nach auf seine welt-
erschütternde Finanznüssion vorzubereiten. Und wie herrlich weit hatten's
die lieben Eltern mit ihrem erzieherischen Parorysmus gebracht! Dahin -—
daß Erich in ihnen bereits seine 6nußmi8 imtv.rsl8 erblickte. Während
der Volksmund in seiner triuial-tieffinnigen Weife ihm nachrühmte, daß er
in der Wahl seiner Eltern hervorragend vorsichtig gewesen sei, verlieh ihn
Tag und Nacht der peinigende Gedanke nicht, daß er sich tausendmal
wohler fühlen würde als Sohn der nächsten besten braven Handwerker-
familie. Da hätte es doch eine Möglichkeit für ihn gegeben, sich heraus,
vorwärts, empor zu arbeiten. Er empfand undeutlich, daß das eine Lust
gewesen wäre; um so deutlicher empfand er — die ganze Unlust der Lage,
in die ihn seine Geburt versetzt hatte. Für letztere sich den lieben Eltern
verpflichtet zu fühlen — dazu fühlte er zu modern; gedankt hätte er ihnen
für Alles, was sie dein werdenden Menschen thaten — wenn es darnach
gewesen wäre, aber da er anfing, sich als den hin und hergeworfenen Spiel-
ball ihrer pädagogischen Schrullen vor sich selbst zu entlarven, als das
naturwissenschaftlich stigmatisirte Wunderkind, das im Boudoir der Frau
Mama die Gesellschaft hypnotisirte, morgen als der selbst registrirende
Patent-Monopol-Automat, der neben den Geldschränken in der Schatzkammer
des Millionen-Vaters signrirte, da er gar keinen blutwarmen Herzenszug
der Freude an feiner angeborenen Natur, fondern nur eitle Absichtelei und
Streberei mit der dressirten Gliederpuppe gewahr wurde, da hieß Alles
begreifen — Nichts verzeihen, und ein ingrimmiger Drang, sich dagegen
aufzulehnen erfaßte ihn. Aber er raffte sich nicht auf und rannte auch
nicht davon, denn ganz mild und mollig, aber unwiderstehlich, hatte ihn
immer wieder, ehe er sich's versah, der paktolische Strom des Wohllebens,
die sanfteste aller Gewalten, erfaßt und allen Widerstand in feinen wol-
lüstig fchmeichelnden Wellen ersticken lassen. In einem Punkte jedoch hatte
sich Erich frei gemacht: er hatte sich, um für's Eramen ungestört „ochsen"
zu können, ein einfaches Gartenhaus auf dem Neustädter Elbufer gemiethet.
Im „goldenen Haus" der Frau Vendalburen gab es natürlich nur stilvoll
eingerichtete Prachträume; ein blauer Musiksalon mit Kuppel und mattrosa
Oberlicht, in welchem der Gral- und Parsifalcultus betrieben wurde; eine
Bibliothek ganz in Goldleder und Holz, — selbstverständlich werthvollste
Schnitzereien, Intarsien, echte Glasmalereien, — hier wurden Vorlesungen
und litterarische Symposien veranstaltet; dazu die schönen Mume der
Gemäldegalerie, eine Tribuna mit den Perlen der Sammlung, ein Makart-
>

Talon, ein Vöklin-Zimmer, eine Gabriel-Mar-Nische, eine Seeessionisten-Ecke u. s. >o. Frau Vendalburen hatte ihren besonderen Schopenhauer-Fauteuil, einen Helmholz-Faullenzer, eine Nietzschc-Lhaiselongue . . . Eines Tages fand sie auf einem diefer Möbel in ihrem Goethe-Winkel einen Zettel mit folgenden Zeilen von Erichs Hand: „Goethe hatte nur Holzsessel in seinem Arbeitszimmer . . . und zu einem Nesucher, der sich über diese Einfachheit überrascht zeigte, sagte er: ‚Veguemlichkeit ist ganz gegen meine Mtur. Eine reiche Umgebung hebt mein Denken auf, «ersetzt mich in einen passiven Zustand. Ich glaube, Pracht, Eleganz ist Etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen/ Da ich in diesen: Punkt genau wie Goethe denke, wirst Du begreifen und mir nicht verübeln, daß ich mir eine Priuatwohnung gemiethet und Dich nicht dabei zu Nath gezogen habe. Dein Erich." — Als Frau Pendalburen dies las, that sie, wozu sie Talent und Neigung am meisten trieb; sie belog sich selbst, indem sie ausrief: „Der Abscheuliche! das heißt, ich hätte gerade so gehandelt!" Aber das Gar^onlogis ihres Erichs besah sie sich mit keinem Auge. Es war nur der Trieb, der Alle bändigt, wenn Erich vor der Zeit ein Iunggesellenleben führte, das ihn bald zu völliger Nlasirtheit führen mußte. Es hatte eine Entwerthung aller Werthe in ihm stattgefunden, die ihn Nichts, auch das Höchste, was das Leben bot, nur einen Schuß Pulver werth achten ließ. Hätte er noch frisch von der Leber weg hassen können, er hätte den Rcichthum gehaßt, mehr als der ervlosionssüchtigste Anarchist; sein ewiges Reden war: Neichthum macht ärmer als arm; Neichthum lehrt kleiner denken als kleinlich; Neichthum ist Heißhunger in der Sättigung; er ist der Durst des Schiffbrüchige«, der Seewafser trinkt. Und hätte er sich noch so recht nach Etwas sehnen können, er hätte sich nach den Schüttelfrösten gesehnt, wie sie die Hant des Darbenden überlaufen. Aber das Weltbild seiner Lnst und Unlust war, noch ehe es die Morgenrüthe eines goldenen Iugendtages gespiegelt hatte, in tausend Scherben zersplitteN, und aus jedem grinste ihm die Teufelsfratze des Wcltckcls entgegen. Das Leben erschien ihm eine zwecklose Ebbe und Flut der Sauerftoffstromung in den Vlutcanälen feiues Körpers; das dunkle Chaos der Reize, Vorstellungen, Triebe, Wallungen, Gedanken und Ideen, die sich in wilder Flucht an dem rothen Faden eines erdichteten Ich abhaspelten, schien ihm der Traum eines Irrsinnigen, eines Nachtwandelnden, ein Traum, dem die erquickende Hülle des Schlafes fehlte. Es war natürlich, daß Erich Todesgedanken in feinem Innern wälzte. Er vernahm ganz deutlich die Stimme: „Stirb zu rechter Zeit, also lehrt Zarathustra. Meinen Tod lehre ich Euch, den freien Tod, der kommt, wenn ich will." Wer hätte das dem hochgewachsenen, schlanken jungen Mann mit den geschmeidigen, aber von athletischer Muskelkraft strotzenden Gliedern angesehen? Dem stilllraurigen Erich vielleicht, wenn den überhaupt Einer gekannt hätte; aber dem laut fröhlichen fefchen „Lord" sicher kein Mensch. Aber das sind die Schlimmsten, die sich

zur letzten Abendmahlzeit lustige Gesellschaft laden und heimlich von der
Tafel schleichen, wenn die Gäste gerade am ausgelassensten sind und sich's
nicht träumen lassen, daß sie ihren bereits todten Virtb hoch leben lassen.
Es war eine unheimliche Lieblingsuorstellung Erichs, sc» zn verschwinden —,
und wie er so uom Regen schon ganz aufgeweicht da saß, kroch der
Versucher verlockender denn je an ihn heran. Ohnmacht zum ^eben, raunte
er ihni zu, ist noch lange nicht ,^raft zum Sterben. Willst Tn so lange
säumen, bist Tu nicht mehr so viel Rückgrat übrig bast, um aufrecht aus
dem Leben hinaus zu schreiten? Gieb mir Temen Ann, ich führe Tich
bis an's Wasser, ich will Tich sogar hineinstoßen . . ." So borte Erich
den Versucher zu sich sprechen. Und da sah er fich plötzlich inmitten aller
Menschen aus der Soiröe bei seinen Altern heute Abend. Sie meinten
es so gut mit ihm. Nur ein Weib, ein vor Standesamt nnd Altar dazu
bestalltes Weib, wäre jetzt noch im Stande, ihn zu retteu. „Eine reine
Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden", tröstete sich Frau
Vendalburen mit Schiller. Und sie hatte sie auch schon ausfindig gemacht,
diese blutarme Jungfrau; sie trug eine schilfgrüne Robe und Moosrosen im
dürftigen blonden Haar. Taß ihr Vater ein verschuldeter Graf war, dem
an der Nörfe bereits ein paar Perlen aus der neunzackigen >!rone gefallen
waren, verlieh der Sache einen Reiz, vor dem sich Erich jetzt wieder
schüttelte, indem er daran dachte und unwillkürlich laut ausrief: „Tas wäre
nuu fo eine Rettung für's Leben! Heiliger Zaratbustra, wo ist dein höherer
Mensch, dein Adelsmensch, der Uebermensch?! Wenn es mir nicht mehr
vergönnt sein soll, ihn auf Erden zu fchen, so laß mich mit „eigenen Flügeln
in eigene Himmel" stiegen, mich verlangt nach Ewigkeit!"
Ter fortdauernde Regen tbat das Seinige, Erich in feinen auf die
Verneinung des Willens zum Leben gerichteten Gedanken zu bestärken.
Solch ein Regen kann Steine erweichen. Rur die Hohenzollcrn und die
Landwehr, die ihre fchönsten Siege bei Regenwetter erfochten haben, ver-
mag er allenfalls zu Thateu anzusparen; die andern Menschen macht er
lebensmüd und mürbe, .^ann doch ein Regen, der nicht aufhört, den
Weltuntergang bedeuten! Und Erich's fchlaffen, todestrunkencn Sinnen
raunte der Regen erlöfende Seelendämmerung zu; ihm war, als ob die
besten, tiefstgehenden Wurzeln alles Bedenkens und Wollens schmerzlos
leicht, ja fast wohlthuend uom Lebensgrund gelockert und aus il,m hinaus-
gefpült würden, als ob das immer Ungestillte, Unsichtbare eingelullt im
seligen Gefühl des Zerfließens und Vergehens jetzt zur Rübe kommen
sollte. . . . Wahrhaftig, nur ein Kleines blieb ihm dazu noch zu thun:
die paar Schritte an's Brückengeländer, der Schwung über dasfelbe . . .
Er dachte und fah es vor sich und mußte hell auflachen, weil ihm dabei
die reine Jungfrau einfiel, die ihn doch retten sollte. Wie spricht doch
Zarathuftra? „Euer Eheschließeu — seht zu, daß es nicht ein schlechtes
Schließen sei! Es ist ein großes Ting, immer zn Zweien sein." Aber

dazu ssehören Zwei! Ich Hab an mir zu viel und nicht genug —, also Schluß!"
Indem sich Erich aufrichtete, um vielleicht zu thun, was er sich nicht länger überlegen wollte, huschte in Nacht und Regen ganz plötzlich eine Gestalt an ihm vorüber. Aus dem Dunkeln in's Dunkele — ein flüchtiger Blitz. Aber wenn er sie nur in der Augenblickshelle eines zitternden Gaslichtstrahls wahrgenommen hatte, seine Blicke jagten wie Spürhunde hinter ihr her — er wußte nicht, warum. Es war ein weibliches Wesen auf der Flucht, wie es schien, vor Verfolgern. Aber so weit das Auge reichte, kein solcher zu sehen. Schlank war sie, anmuthig, soviel lies; das Licht der zweiten, dritten Gaslaterne, das sie passirte, eben noch erkennen, nnd blutjung; Füßchen wie diese mit zarten Knöcheln, die so elastisch und sicher von Stein zu Stein springen, das haben nur die Gazellen und die jungen Mädchen. Jetzt hält sie plötzlich inne und blickt scheu um sich; dann ein paar hastige Schritte und wieder Halt, wie unschlüssig, und so noch einmal und noch einmal, und dann resolut links um auf die Brücke zu ... Da zuckt's mit einem Mal durch Erichs Gehirn: „Das ist ein unglückliches Geschöpf, das sich von der Albertsbrücke in's Wasser stürzen will. Es steht statistisch fest, daß sich alle vierzehn Tage ein Individuum von irgend einer Dresdner Brücke in die Elbe stürzt. In den letzten vierzehn Tagen ist es zufällig deinem eingefallen: die Statistik rast, sie muß noch heute Nacht ihr Opfer haben. Soll's das arme Mädel fein? Verliebt, verführt, verlassen natürlich. Der ganz gewöhnliche Weg junssen Mädchenfleisches — da werd' ich mir doch einmal erlauben, der Statistik ein Schnippchen zu schlagM. Schicksal, ich vermesse mich. Dir in's Rad zu fallen. Vorsehung, ich bitte tausend Mal um Verzeihung, aber wenn's wirklich an dem ist ... Wo ist sie? Aha dort, etwas über den ersten Brückenpfeiler hinaus, wahrhaftig, jetzt steht sie still, sie ringt die Hände, nein, sie wirft den Mantel ab, was? noch mehr? Die will ganz sicher gehen . . . das heißt untergehen, nicht etwa von den Rücken getragen werden . . . Holla, mein armes Kind, da ist's die höchste Zeit . . ."
Rascher, als er dies Selbstgespräch gemurmelt hatte, war Erich, mit einem Schlage ganz That- und Willenskraft, zu der Treppe gerannt, die zum Ansladequai hinunterführte. Noch einmal fpähte er nach der Unbekannten und fah, wie sie im fchimmernden Nachtgewande -^- so schien es ihm — sich auf's Brückengeländer schwang. Da — fünf, sechs und mehr Stufen auf einmal nehmend, war Erich in eben fo viel waghalsigen Sätzen auch schon unten; Hut, Regenmantel, Frack und Weste flogen links und rechts nur so weg, er selbst gerade in den Fluß hinein und auf die Stelle los, wo die stumm ohne Aufschrei gerade ab von der Brücke herniederstürzende Mädchcngestnlt just in dem Augenblick im Wasser aufschlug, als er nach energischem Anlauf per Kopfsprung nach vorwärts in die Flut tauchte. Er war ihr mit voller Geistesgegenwart schnurgerade entgegen-

gesprungen, die Strömung mußte sie ihn» vollends zutreiben. Und nun galt es, sie von der Seite oder vom Rücken her zu haschen, und das mußte rasch geschehen, ehe noch ein Strudel sie erfaßte. Ter von den ausgiebigen Schneefällen und Regengüssen hoch angeschwollene Strom schoß mit verdovvelteni Gefäll und unwiderstehlicher Wncht zwischen den Brückenpfeilern schäumend dahin, drückte hier Alles in die Tiefe, fchlang es dort gestaut in sich zurück und trieb es in wirbelnden Kreisen spiralförmig herum. Da war kein Verlaß ans Suchen und Haschen, und der beste Schwimmer tonnte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, sich gegen die elementare Gewalt in der Brustlage zu behaupten. Und auf wie lange? Es war ein furchtbares Entweder — Oder nach Secunden gezählt. Aber die Berechnung Erichs war richtig gewesen: der erste Widerstand, auf welchen er unter Wasser stieß, waren ein Paar weiche Arme, die ihn krampfzuckend ankrallten. Erich besaß so viel Kaltblütigkeit, daß er sich bei dieser Berührung, die ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, gleichzeitig über sein gelungenes Ealcül freuen und mit vollster technischer Sicherheit schulmäßig eract alle Vorsichtsmaßregeln in Anwendung bringen konnte, die in dem vorliegenden durch die ungünstigen Umstände erschwerten Fall einzig und allein znr Rettung zu führen vermochten-, da es ihm nicht möglich war, mit dem von ihr umklammerten Arm den Leib der Unglücklichen zu umfassen, so drückte er, immer Wasser tretend, sie mit aller Gewalt von sich, um sich selbst die volle Freiheit der Glieder zu bewahren, wickelte das lange aufgelüste nnd dichte Haar des Mädchens so fest um seinen linken Vorderarm, daß ihr Kopf auf denfelben wie auf eine Rolle zu liegen kam, und schob sie, die an seinein gesteiften Arm wie an einer Rettungsstange schwebte, vor sich her dem Ufer zu. Obschon dasselbe ganz nahe war, so war es doch ein heillos schweres Stück Arbeit, es zu erreichen. Kaum hatte er sich und seine zitternde Last ans einem Strudel glücklich herausgerungen, so zog sie ein neuer Fluttrichter in seine gefährlichen Kreise, oder die veränderte Strömung trieb sie wieder vom Ufer ab. Erich mußte seine ganze Kraft darauf verwenden, sie Beide über dem Wasser zu halten, und als er, um sich in der richtigen Schwimmlage zu behaupten, eine Drehung vornahm und den ermatteten linken Arm ein wenig beugte, da geschah es, daß der Körper des todtgeängsteten Mädchens auf den seinen anprallte und jenes von der Erstickungsnoth den Ertrinkenden eingegebene krampfartige Umschlingen stattfand, welches schon den besten Schwimmern bei ihren Rettungsversuchen den Tod gebracht hat. In diesem Fall giebt es nur ein probates Mittel, — Erich zögerte es anzuwenden. Er fühlte das noch lebenswarme athmende Wesen an seiner Brust, fühlte das mit dem Tod ringende Herz an seinem Herzen pochen, und es überkam ihn wieder das Sterbcnwollen. Am Ende mußte ja doch die Statistik Recht behalten, und hatte er uicht selbst eben erst mit dem Sensenmann geliebäugelt, nun faßte ihn die knöcherne Faust, ein kurzer Griff, dann war's

vorbei, ein einziger unangenehmer Augenblick, Athemnoth und entsetzliches Hämmern an die Schläfen, als ob die Hirnschale zerspringen müßte', der Strudel hat sie Veide nach unten gerissen, die Wasser gurgeln, Erich fühlt Alles, wie es kommen muß, wie er's schon einmal durchgemacht hat auf hoher See; das Lette war ein wunderbares Leuchten wie Sonnenschein auf grünen Matten, himmlisches Klingen und Tönen, damals war er allein, und jetzt fühlt er Alles doppelt, das Vergehen zweier Leben, das Verhauchen zweier Seelen ineinander —, er und sie werden Eins und Nichts in demselben Moment . .. Aber wer ist diese sie? wer? ich will es wissen, sie sehen, sie soll leben, ich will's! Und blitzschnell, wie sie gekommen, war die Anwandlung vorüber, ein Nnck, ein Zusammenraffen, — aber' er kann nicht los von ihr, sie krallt sich krampfhaft ihm in's Fleisch, sie zieht ihn hinnnter in's Verderben, da greift er kaltblütig und klar, wie er wieder geworden, zn dein probaten Mittel: ein Schlag, so wuchtig er ilm führen kann, auf ihr (Genick, und sie ist betäubt, die schlaffen Glieder geben ihn frei, aber da hat er sie auch schon wieder umfaßt und arbeitet sich mit ihr empor. Das Alles war das Wert von ein paar Minuten gewesen, aber sie waren bereits den Strom hinuntergetrieben bis zum Gondelhafen am Fuß des Neluedere. Hier, oder überhaupt nicht mehr, hier, wo verschiedene Treppen in den Fluß hinabführen, muß Erich das Ufer gewinnen, er macht eine letzte gewaltige Kraftanstrengung, zum Glück kam die Strömung, die an die Quaimauer drängt, ihm hilfreich zu Statten, er fühlt eine Stnfe, noch eine, er faßt festen Fuß, er athmet tief anf, richtet sich aufrecht in die Höhe und springt, die Ohmnächtige wie ein Kind auf beiden Armen tragend, das Ufer hinan. Das Eiste, was er sah und hörte, war eine von der Augustusbrücke herrumpelnde Nachtdroschke. Die schickt der Himmel — war Erichs Gedanke. „Halt!!!" So angerufen, mußte der Kutscher halten. Erich riß den Wagenschlag auf: „Um's Himmelswillen aussteigen, meine Herrschaften! Es handelt sich um ein Menschenleben!" Drei Herren und eine Dame wickelten sich aus dem Fahrgehäuse und waren ganz verdutzt ob des Anblicks. „Sie verzeihen, aber toreß msfeuw." sagte Erich und hob das ohnmächtige Mädchen in den Wagen. „Ich bin Arzt," sagte der eine von den zwei Herren in mittleren Jahren, „wenn ich helfen kann." „Kommen Sic mit," rief Erich, „ich will's Ihnen fürstlich lohnen." „Vittc, recht gern, und vor allen Dingen hier mein Ueberzieher. . . . „Während er denselben rasch auszog, fanden sich die anderen ermittirten Insassen der Droschke auch in die Situation, und der eine, ein Gigerl, das zuerst etwas vou „pyramidaler Iumuthung" gemurmelt hatte, wollte nicht an Großmuth zurückstehen und bot sofort auch fein kurzes Ueberzieherchen an, ebenfo sein Begleiter seinen Kaisermantel und dessen Dame ihren warmen, weichen Nlcmfuchsvelz für das arme, verunglückte Gefchöpf. „Es thut Nichts, wir haben ja Schirme. .." meinte sie. „Dao reicht für's Erste," rief der Arzt ans der Droschke heraus, und: „Ich werd's

Ihnen nicht vergessen," setzte Erich hinzu und dann: „Nun, Kutscher, in
die Leipziger Vorstadt, Oppellstraße — so fchnell's geht! Ich bezahle das
Happel, wenn's drauf geht!" Und die Droschke sauste so schnell, wie eine
Droschke sausen kann, der Augustusbrücke zu.

IV.

Es war viel Wasser die Elbe thalab geflossen seit jener abenteuerlichen
Thauwetternacht, in welcher Erich sich die vollwichtigsten Ansprüche auf
die Rettungsmedaille erworben hatte. Der Sommer war in's Land ge-
zogen. Ueber dem anmuthigen Elbflorenz webte der volle Licht- uud Nlüthen-
zanber eines nicht endenwollenden Iuninachmittags; Alles, was Odem hatte,
freute sich des Lebens, die ältesten Leute sonnten und vergnügten sich >—
und Frau Vendalburen kam auf den nie bisher gehegten Einfall, Erichs
Garyonwohnung einen Besuch abzustatten. Sie mußte übrigens diese
mütterliche Regung für eiue ihres persönlichen Ansehens so unwürdige Be-
gebenheit erachten, daß nicht einmal ihr Kutscher und Kammerdiener darum
wissen durften. Auf dem Rückweg von einer mehrstündigen Fahrt durch
die Dresdner Haide ließ sie am Linke'scheu Bad plötzlich halten, stieg aus
und befahl dem Rosselenker wie dem Shawltmger, die sich Beide durch
tadellosen Hinterkopfscheitel auszeichneten, in pferdeschonendem Tempo ohne sie
nach Hause zu fahren. Augenscheinlich mußte Frau Vendalbnren nach dem
neuesten Stadtplan oder durch mündliche Vefchreibung sich über die Oert-
lichkeit ganz genau untemchtet haben, denn kaum war der elegante Landauer
ihrem Gesichtskreis entschwunden, so ging sie der Diakonissen-Anstalt ent-
lang, zuerst fchnnrstracks der Elbe zn, bog, ohne zu schwanken, l,ier in die
richtige Seitengasse rechts, dann dort in die ebenso richtige links und ge-
langte so rasch ans dem kürzesten Wege zn einem lauschigen Pförtchen in
epheubewachfener übermannshoher Gartenmauer, wo sie mit ausgestreckter
Hand sich's noch einmal zu überlegen schien, dann aber energisch die Glocke
zog. Der Bruder Pfortner, der ihr sofort öffnete, war Erichs Diener
Anton, denr man die beneidenswerthe Stellung eines Factotums in einer
eleganten Iunggesellenwirthschaft am wohlgepflegten Aeußeren auf den ersten
Blick anfah; 5ne Unterwürfigkeit und Discretion gegenüber selbst Allein, was
herrschaftlich auftrat, die Hochnäsigkeit und Abweisung in Person gegen
alles übrige — Eiuil. Wenn der bekannte Blitz aus heiterem Himmel
vor ihm eingeschlagen oder wenn ein ueritables Krokodil in Lawn-tennis-
Eostüm ihm eiue Visitenkarte entgegengestreckt hätte, Anton hätte nicht
überraschter sein können, als durch das unvermuthete Auftauchen der Fran
Vendalburen. Aber kein Zeichen des Erstaunens lief über die afchgrau-
faltenlofe ausrasirte Schauspielerlarve, die so spiegelglatt und fettig glänzte,
wie der Parguetboden eines frisch gewichsten Nallsaals. Mit der aller
Reugier baaren ganz selbstverständlichen Dienstbeflissenheit eines Kammer-

dieners, den sein Herr eben zum siebenten Mal an einem Vormittag hereingeklingelt hat, frug er, sich verbeugend, mit lakaienhaft gedämpfter Stimme:
„Die gnädige Frau befehlen?"
Frau Vendalburen fragte gar nicht erst, ob ihr Sohn zu Haus wäre; sie schien vom Gegentheil unterrichtet und nur, damit der Diener wisse, wie er sich zu verhalten habe, sagte sie kurz: „Ich will mir Erichs Wohnung einmal ansehen." Anton nahm diese Erklärung mit einer Respectsverbeugung und Mienenspiel so auf, als ob in den anderthalb Jahren, die Erich hier wohnte, Frau Vendalburen absolut zu gar keiner anderen Stunde auf diesen Gedanken hätte verfallen können als gerade jetzt, und schritt die Wege weisend voran. So wenig Erichs Mutter in diesem Augenblick zu schwärmerischer Ratur- und Kunstbetrachtung aufgelegt sein mochte, sie mußte doch, überwältigt von der leuchtenden Rosenpracht, in die sie plötzlich ein-getreten war, unwillkürlich an Klingsors Iaubergarten und Blumen-mädchen denken. Und inmitten dieser die daseinsfreudigste Stimmung athmenden Farbenidylle lag die kleine Villa, ein im Geist Palladios aus-geführter Rundbau, der jedes halbwegs classische Gemüth sofort ganz italienisch anmuthcte. Die Dcrrnssenanlage mit Freitreppen zu beiden Seiten und der offenen Vorhalle machte jenen südlichen Landhäusern so eigenen Eindruck des Offenen, Gastfreundlichen und gefellig Heiteren, der unmittel-baren Lebensderührung mit der Natur. Und daran fchlossen sich helle, prächtige Räume mit reicher Holzverkleidung der unteren Wände, traulich und wohnlich anheimelnde Gemächer, die sich ringsherum um einen ge-räumigen, kuppelbedeckten, von Oberlicht erhellten Mittelsaal gruppirten. Alles einfach, edel, vornehm, im Kleinen die bewußte Großheit des Stils nicht verleugnend. Wenn irgendwo, fo hätte hier für einen gefchmacklofen Besitzer die Gefahr nahe gelegen, sich an dem ruhig harmonischen Aus-klingen dieser Poesie des Raumes zu versündigen und durch Vollstopfen mit modischein Krimstram das schönheituerklärte Ganze in Grund und Boden zu verunstalten. Dies hatte Erichs feiner Sinn glücklich vermieden, wollte er doch dem gcdankentüdtenden Lurus des elterliche« Heims ent-rinnen! Als er diefen Rosentempel miethete, sagte er zu sich: „Das hat der große Nautunstler wohl für ein glücklich liebend Paar gefchaffen und ein paar Freunde, die neidlos mit genießen können. Run null ich's vor-läufig einmal mit der Arbeit versuchen und abwarten, bis die kommt, die dazu gehört." Und er hatte es mit der Arbeit versucht, es waren unvergeß-liche Stunden jugendlicher Werdelust gewesen; dann waren wieder andere gekommen. Tage und Wochen, Monate des sinnlosen Dodtentanzes, den man das Genießen nennt, und darauf wieder der Ekel und die Lebensmüdigkeit, und Erich, der eben erst ausziehen sollte, sich das Leben zu erobern, war bald so weit, daß er es ein für allemal von sich werfen wollte. Und wenn nicht ein Wunder gefchah, — aber es war geschehen, es war gekommen, in

Sturm und Regen: ein Vorbote des Lenzes, in der eisbrechenden März-
nacht hatte sich das Wunder ereignet.
Indem Frau Vendalburen das Innggesellenheim ihres Sohnes durch-
musterte, erlebte sie eine angenehme Enttäuschung. Es hatte sie große
Ueberwindung gekostet, diesen Vesuch in Erichs Abwesenheit zu machen;
aber es lies; ihr keine Nnhe: sie mußte hinter das Geheimnis; ihres Sohnes
kommen. Seit jenem Gesellschaftsabend am 16. März, wo sie ihm beinahe
compromittirend deutlich vor den Gästen des Hauses ihre Absichten mit der
schilfgrünen Eomtesse zu verstehen gegeben hatte, war Erich ein auffallend
Anderer geworden. Er kam nicht seltener wie früher, eher öfter; aber so,
oft und so lange er da war, war er mit seinen Gedanken ganz wo anders.
Sein Dableiben war wie eine Nuhepanse zwischen zwei wichtigen Geschäfts-
gängen. Dem Vater Vendalburen gefiel dies plötzliche thatkräftige Auftreten,
und da Erich ihm anvertraute, das; er über Nacht Lust zu selbstständiger
Unternehmung bekommen babe und es sich zunächst um ein praktisches, freilich
vielleicht fehr kostspieliges Erperiment handle, so nahm er, der dem jungen
Studenten schon einen fürstlichen „Wechsel" gewährt hatte, nicht den ge-
ringsten Anstand, seinem einzigen Erben den weitgehendsten Eredit zu er-
öffnen. Ei' hatte seinem Svhn in die Angen gesehen und gar nicht weiter
nach seinem Vorhaben geforscht; darüber war er ruhig: zu Vummelzwecken
verlangte Erick den väterlichen Eredit nicht. Ganz anders Fran Vendalburen:
ihr stiegen Bedenken auf, die sie bisher nicht gekannt hatte. Tnß Erich
ein sehr elegantes Gar?onleben führe, die theucrsten Sports treibe, hie und
da bei Gelegenheiten, denen ein Eaualier mm einmal nicht ans dem Weg
gehen kann, auch vor hobem Spiel nicht zurückschreckte, wobei sie sogar
eher wünschte, das; er verlöre, als gewönne, — dazn berechtigte, ja ver-
pflichtete ibn sogar seine Erzielmng und sein Name. Auch was den heiklen
Punkt gewisser delicaterer Beziehungen anlangt, von denen eine Mutter nichts
Näheres zu wissen braucht, batte sie keine bange machenden Scrupel bis
jetzt gehabt; sie dachte eben auch, Jugend müsse austoben, und Elia, werde,
wenn's Zeit sei, gerade so wie andere Söhne aus besten Häusern in eine
standesgemäße Ehe treten. Als er aber auf den ersten deutlichen Wink
in dieser Nichtung sich dergestalt ablehnend rückänherte, daß ein Weiter-
erperimentiren ganz ausgeschlossen schien und sich geradezu eine Kluft
zwifchen Mutter und Sohn aufthat, da ward ihr mit einein Mal ängstlich
zu Mnth, und sie konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, Erich zappele
in den Schlingen eines raffinirten weiblichen Dämons, ans denen sie ihn
wider feinen Willen befreien müsse. Sie hatte gerade Taudets „Sappho"
gelesen, und ihre Angst wnchs von Tag zu Tag. Von Erich selbst würde
sie Nichts erfahren, ihn durch Tritte beobachten oder aushorchen zu lassen
oder gar Erkundigungen auf dem Wege des Tienstbotenklatsches einzuziehen,
widerstrebte ihrer Natur ganz und gar, und so blieb ihr Nichts übrig, als
sich selbst eimnal in die Höhle des Löwen zu wagen, ^hr Vesuch in der

Nosenuilln war also ein Necognoscinmgsmanüuer mit der ausgesprochenen Parole: cnorclw? !a lsmin«! Sie war ganz überzeugt, daß ihr mütterlich geschärfter Alick dort die Spuren des weiblichen Wesens entdecken müsse, und daß es ihr gelingen werde, den bösen Zauber der Unholdin zu beschwören. Die angenehme Enttäuschung, die Frau Vendalburen nun erlebte, bestand darin, daß die ganze Wohnung Erichs in Allem den Eindruck eines mit dem denkbarsten Eomfort ausgestatteten Gelehrtenheims machte, und zwar eines sehr jungen Gelehrten, dessen letzte Mensur wahrscheinlich noch lange nicht die allerletzte war. Trophäen aus dem actiuen Corvsstudeuten- nnd Sportsleben jeder Gattung, welche neben Modellen, Plänen und Entwürfen Schreibtisch, Staffeleien, Schränke, Mappen und Wände des Studirzimmcrs zierten, verschmolzen den frischen Luft des Lebens mit einem unleugbaren Ernst des Streben?. Einen Hauch dieses Wesens ihres Erich hatte Frau Vendalburen bis jetzt noch nicht verspürt. Sie fühlte eine Anwandlung von Nesvect, aber ihre Verwunderung war noch größer und freudiger, als sie nirgends, in keinem Winkel der Nosenvilla eine Spur leichtfertigen Umgangs, das erwartete Herenparfüm, zu entdecken vermochte. Nicht jeder Junggeselle hält so rein, war das Schlußresümü ihrer mütterlichen Haussuchung. Einen geradezu rührenden Eindruck machte es auf sie, als sie im Schlafzimmer Erichs ein kleines Kästchen fand, äußerst werthuolle Nürnberger Arbeit aus der Zeit und ganz im Stile Jammtzers. Es war das einzige Inventarstück von Bedeutung, das Erich aus der elterlichen Wohnung in seine neue Einrichtung mit herübergenommen hatte. Sie hatte es ihm einst zum Geburtstag geschenkt mit den Worten: „Für Deine Heimlichkeiten" und einen kleinen goldenen Schlüssel dazu. Erich hatte einen ganz gleichen zweiten anfertigen lassen und ihr an ihrem Geburtstage übergeben, indem er sagte: „Der Schlüssel zu meinen Heimlichkeiten jeder Zeit." War es Zufall oder hatte sie es immer um — Frau Vendalburen öffnete das Medaillon, das sie um den Hals trug und entnahm ihm behutsam den goldenen Schlüssel. Sie hatte ein Recht auf Erichs Heimlichkeiten, sie öffnete das Kästckm. Es enthielt Nichts als ein kleines Heft in gepreßtem schwarzen Leder mit der Aufschrift: „Tagebuch." Mit hochklopfendem Herzen nahm Frau Vendalburen das tleineBüchelchen an sich, das, wie ihr flüchtiger Vlick ihr zeigte, nur wenige beschriebene Seiten enthielt. Sie setzte sich, von dem leisen Schauer banger Erwartung erfüllt, in der Veranda, die aus dem Schlafzimmer in den Garten führte, nieder. Es war ein laufchiger Winkel, wie erlesen, ein Geheimniß auszukosten. Nur gedämpft, wie ans weiter Ferne, drang der rastlos brausende verworrene Lärm der Großstadt herüber, durch das dunkle ^aub schimmerten die Hügel mit den zahllosen Landhäusern, glänzte der Strom mit seinen belebten Vrücken, sah man leuchtende Kuppeln und ragende Thürme, Paläste und Dächer und von bunter Menge erfüllte Promenaden; ein sanfter Wind trug die verhallenden Klänge einer Gartenmusik herüber, denen sich der

Duft frisch erblühter Rosen gesellte. Der die Villa einfriedigende Blumengarten mit seinen schattigen Lindenbänmen wehrte den lauten Lärm des Alltags von dieser Oase in der Großstadt ab, welche der fuße Zauber des Geheimnisses umfchwebte. Und das erste Geheimnis; ihres Sohnes follte ^rnu Vendalburen jetzt erfahren. War es ein großes Glück oder ein großes Weh? Sie mußte es wissen und las . . .

V.

15. März 1887.

Das war eine tolle Rächt. Sie zwingt mich, ein neues Leben und ein Tagebuch anzufangen.

Auf großes Ehrenwort — ich war fo weit: ich wollte meine Rechnung mit dem Himmel machen. Vin ich ein fo schlechter Sohn, daß ich's kalt lächelnd gekonnt hätte? Ich hält' es gekonnt, trokdem — nein, weil ich Vater und Mutter ehre, Vater und Mutter liebe, oder eigentlich lieben möchte — Notk Ken« als ein ganz Änderer . . . Aber dieser Andere, von dem ich träume, den ich immer ahnen mnß und nicht fassen tan», der mir die Ruhe stiehlt wie ein Gespenst -—, dieser Andere kann ich nicht werden -— nicht einmal für mich am Tonntag, geschweige denn für die Alltagswelt und was auf ihr lebt und webt. Das ist der Haken, an den ich mein bischen Eristenz hänge so gleichgiltig wie einen alten Hut.

Zunächst aber heißt's — Leben. Ich habe ja ein Menschenleben gerettet; das heißt die Rettung eingeleitet. Vorläufig hat das arme Mädel 41,2 Temperatur; es kann ein „schöner" Typhus werden, meint der Medicinmlln».

Aber eine herrliche Rächt war's doch — von dem Moment an, da sie wie ein Meteor aus Regen und Rächt tauchte. Wie das arme Wurm von der Vrücke sprang und ich ihr nach in's Wasser turnte —, wie war mir da mit einem Mal geschehen?! Und erst als ich in dem Gifcht, Gegurgel und Gerudere da unten ein paar weiche Glieder zu packen kriegte — Herrgott, das Gefühl vergesse ich in meinem Leben nicht! Ich weiß, was Wollust ist, und welche Schauer Einen überlaufen können, aber es kommt Alles auf die Mischung an — das war ein Wollustschauer eigner Art. Und dann der Augenblick zwischen Leben und Tod. Jeder Augenblick ist nur der Punkt, wo der Weg von der Wiege und der Weg bis an's Grab, wo Leben und Sterben zusammenstoßen, aber fühlen muß man beide, die warme und die eisige Hand, die zugleich an's Herz greifen. -— Aber das Schönste kam erst: wie ich die Triefende aus dem Wasser trug, da Hab' ich dich vollauf gekostet, mit fiebernden Athemzügen eingefogen — du dionysisches Lebensgefühl des olmnpifchen Siegers! Pfui, was mach' ich für große Worte über das bischen Apportiren aus dem Wasser! Es war eine Kette von ganz fidelen Erlebnissen — Alles miteinander. Wer mir > V. gesagt hätte, daß ich mich noch einmal so lügend-

sam und zweifelsohne an einer Nachtdroschke erfreuen würde? Die Freude über den menschenfreundlichen Arzt, der gleich mitfuhr . . . und die erst über die guten Luschkas! Dafür, daß die alten Leutchen einmal meines Vaters weiße Sklaven waren — reeto den Hausmannsposten versahen — komme ich mitten in der schönsten Wintermitternacht und poche an ihr Altersversorgungs-Sanssouci auf der Oppellstraße: „Aufgemacht! Heraus aus den« Bett und den warmen Platz der halben Leiche da eingeräumt!" Und darüber freuten sich die guten Seelen unbändig, fragten nicht lange, und die alte Luschka that, als ob die Kleine ihr Enkelkind wäre. Wie das Wurm im weichen Linnen lag, der Arzt hatte die Bewußtlose nach allen Regeln behandelt, behorcht und beklopft und das gerettete Leben, aber auch das hohe Fieber constatirt, da sah ich sie zum ersten Mal bei Licht und — heiliger Zarathustra! das war ja der „süße Fratz" vom Bahnhof in Freiberg! Das war eine so packende Ueberraschung, daß ich Alles um mich vergaß, mich am Bettrand nieder und über sie warf und sie mit Küssen bedeckte wie einen todtgeglaubten, plötzlich wiedergefundeneu, herzigen Schah. Nun war mir auf einmal klar, warum ich Dich retten mußte . . ., ich blöder Thor, der dem schnöden Skat mit tautiöme-geschwängerten Aufstchtsräthen fröhnte, während Du im Nebcncoupö die Beute eines verthierten . . . Taucht unter, ihr Gedanken! Das braucht Niemand zu wissen. ... Du bist wiedergeboren ... zu neuem Leben.

„Nicht wahr, Doctor, sie wird leben?" fragte ich den Arzt, der ergriffen wie die alten Luschkas meiner Gefühlserploston zugesehen hatte. „Dazu ist entschieden Hoffnung vorhanden," erwiderte er zuversichtlich, gab die nüthigen weiteren Anordnungen, und damit war die Sache im richtigen Geleise. Daß ich kein Undankbarer sein würde — brauchte ich den oi» 6ßvant Hausmannsleuteu nicht erst noch zu versichern. Wir konnten der Ruhe und ihrer Pflege die kleine getrost überlassen . . . und so bestieg ich mit dem Doctor die Nachtdroschke, deren Pferd sich verschnauft hatte, mährend der Kutscher einige Kümmel genehmigte, brachte den Arzt vor seine Wohnung in der Eliasstraße und fuhr heim.

„Welche Wendung durch Gottes Mgung!" Nehm' mir's kein Mensch übel, daß ich den ehrwürdigen Kaiser Wilhelm citire, aber seine Weltan-schauung lag mir in dieser Nacht zum ersten Mal näher als die der Firma Kraft und Stoff, nach welcher alles Geschehen nur der zwecklose Ablauf eines nach mechanischen Gesehen erfolgenden Stoff- und Kräftcspiels sein soll. Nun aber heißt's für mein achtzehnjähriges Kind sorgen. Der „süße Fratz" soll's gut haben! Wenn nur erst der vom Arzt verordnete „schöne Typhus" überstanden wäre!

19. März.

In Freiberg gewesen, die „lahme Tante" im Stadtgrabengäßchen ordentlich in's Gebet genommen. Der Schrecken fuhr ihr in alle Glieder,

selbst in das lahme Nein. Zu ihrer Ehrenrettung sei's gesagt, daß sie
nicht gekuppelt hat; sie ist eben auch beschwindelt worden. Sie kann gar
nicht glauben, daß es so schlechte Russen giebt. Ich habe ihr klar gemacht,
daß das so zu sagen auch nur Menschen sind. Der Eaviar-Graf hat der
ehrsamen „Stellmacherswittib" einen Schreibebrief von eineni sarmatischen
Onkel mit Postscriutum von einer Tante in Dresden vorgewiesen, in welchem
das edle Paar dem gräflichen Neffen, der sich zu einer Tochter des Volkes
herablassen wolle, Aufnahme und Fürsprache bei den gestrengen Eltern irgend-
wo am Ural verspricht. Magda, so heißt der „süße Fratz" solle unter
ihrem Dach und Schuhe wohnen bis . . . O dieses vermaledeite bis! Auf
diesen faulen Leim sind die Alte und Kleine gegangen. Es war kein
Heldenstück, Octauio! Der elende Kerl hat Magda natürlich in ein Hotel
geschleppt, betäubt, hypnotisirt und . . . Na, dafür werden wir ihm noch
einmal auf's Inchtenleder knieen. Was muß das arme Ding ausgestanden
haben, bis sie in Nacht und Nebel in's Wasser ging! Sobald sie transport-
fähig ist, bringe ich sie in den Stellmacherswittwe-Wigwam nach Freiberg
zurück. Es darf gar nicht ruchbar werdeu daß sie fort war. Nachher ver-
faßt die lahme Tante einen Nrief an Magdas Mutter, das Mädel sei trank
gewesen und habe nicht gewollt, daß Vater und Mutter sich ihretwegen
ängstigen, oder sonst was dergleichen. Sie wird sich schon einen „Behelf"
machen, wie sie mir versicherte, ^ch habe „Schwipps" in alle Details
eingeweiht. Er schlug Lufthiebe vor Wuth und Verwunderung und rief
fortwährend dazwischen: „Siehst Du! das habe ich ja vorausgesagt." Auch
daß sie von der Albertbrücke in die Elbe springen nnd ich sie herausziehen
werde . . . hatte er Alles vorausgesagt. Und jetzt wollte er eine „Eorpshatz"
auf die dortigen Russen in Scene setzen. Es kostete große Mühe, ihm dies
commentmäßig gebotene Blutvergießen auszureden. Endlich sah er ein, daß
die Sache thunlichst vertuscht werden müsse; er unternahm die Instruirung
der Füchse, die Magda vom Tanzuerein her kennen konnten, und wer sonst
noch etwa um die Geschichte wisse, wie der rothe Packträger und die „Mast-
kuh von Dienstspritze", dem braucht ja nur das Maul gestopft zu werden.
^ propoz — die lahme Tante hat allerlei confuses Zeug von einem
gewissen Feldmann geschwatzt. Kreuzbraver junger Mann, arm wie eine
Kirchenmaus und verliebt bis auf die Knocheu — in Magda natürlich.
Viel zu schüchtern, was zn sagen, hofft nur wie auf den Himmel «nd
seufzt einstweilen. Magda wäre ihm gewiß gut, wenn er nur felbstbe-
wußter aufträte. Aber natürlich, so ein armer Schlucker, wo soll der
Muth hernehmen. Vorläufig beschränke er sich, um nur in einer Art
Fühlung zu bleiben, darauf, als Heizer mit Magda's Bruder Hans, dem
anerkannt forschesten Loeomotiuführer der ganzen Staatsbahn, zu fahren.
Die Sache geht mir im Kopf herum; vorläufig ist es eiu ganz unklares
Gefühl wie ein dicker Kopf vor dem Ausbruch des Schnupfens, aber ich
werde den schüchternen Socialdemokraten — um fo besser, wenn er's noch

nicht sein sollte — ausfindig machen und ihn mir auf seine Toggenburger-
Gefühle für Magda einmal gründlich besehen.
21. März.
Das Hotel Hab' ich nun auch heraus: Victoria-Hätel. Haus aller-
ersten Ranges, sehr beliebte erste Nachtstation für vornehme Hochzeitsreisende.
Zweite Etage, Ecke Seestraße und Promenade — denke ich mir den I^ocu8
clolioti. Scenerie: Großer Talon, links Schlafzimmer mit zwei Netten,
rechts Schlafzimmer mit zwei Vetten. Dieses Apartement war von russi-
schein Onkel und Tante gemiethet worden, die ihre jungen Verwandten am
Bahnhof in Empfang nahmen. Das Opferlamm wurde natürlich bei der
Tante instllllirt, und nach einem opulenten Souper mit berauschenden Ge-
tränken fand zuletzt eine der drastischen Verwechslungen statt, mit welchen
Boccaccio die lüsterne Lesewelt so köstlich zu unterhalten weiß. Am anderen
Morgen verduftet zuerst der Eavinr-Grnf, dann der gemiethete Onkelinsti
fammt Schlepptante, und — nun denke sich Eiuer die Oualen aus, die das
arme, gottverlassene, mit Füßen getretene und geschändete Wesen da oben
unter wildfremden Menfchen, von frechen Späheraugen umlauert, erdulden
muß vom ersten Augenblick des Erwachens an bis zu der mitternächtlichen
Stunde, wo es ihr gelingt, unbeachtet über den Eorridor die zwei Treppen
hinunter an der Portierloge vorbei in's Freie zu gelangen! Im Vergleich
damit sind die Leiden in Dantes Inferno doch blos Hühneraugenschmei-zen.
Und wie tapfer sich die kleine im Zusammenbrechen gehalten hat! Abends
hat sie, unter dein Vorwand, mit den Verwandten für morgen anderwärts
ein Rendezvous verabredet zu haben, die Rechnung verlangt uud — den
ganzen Schwamm mit ihren Habchen und Pavchen bezahlt. Der russische
Onkel hatte zwar Alles auf feine Nummer fchreiben lassen und versichert,
er komme bis morgen früh zurück, aber der „süße Fratz" zählte seine paar
Gräten zusammen, und da es gerade langte, meinte sie, es wäre nur, weun
der Onkel vielleicht doch nicht so bald wiederkommen sollte. Die kleine
Heldin! Es giebt noch keine Medaille für bezahlte Rechnungen, dafür müßte
sie erfunden werden.
Und das Alles ist keine sensationelle Romanerfindung von mir, auf
die ich mir was einbilden könnte, sondern echtes äoeuiuLut!>uiunin. Das
Victoria-Hotel hat keine Geheimnisse vor mir, ich habe nicht umsonst im
sogenannten „Keller" des Hauses ganze Nächte mit Eavalieren verspielt.
Gestern habe ich zur Abwechslung einmal dort dinirt, das Lesezimmer un-
sicher gemacht, den Portier ausgehorcht, mir Wohnungen auf alleu Etagen
für etwaige unterzubringende Bekannte zeigen lassen und die Kellner ange-
zapft, bis ich den richtigen erwischt hatte. Den babe ich gesprächig gemacht,
aber sehr. Es war mir zuletzt ein Leichtes, Magdas Koffer herauszukriegen.
Sie hat ihn noch selbst gepackt und zugeschnallt, ich habe ihn im Triumph
zu Luschkas gebracht.

Der arme Fratz ist noch immer „merschtendeels nicht recht bei sich",
wie Mutter Luschka sagt. Ist's zu verwundern, daß sie ein Nervenfieber
hat?! Und der Arzt findet Alles in schönster Ordnung. Ich bin ihm rasch
gut geworden diesen: braven Medicinmann. Er strahlt ordentlich eine
Keilkraft aus, die mehr werth ist als ein Dutzend Apotheken. Es ist Alles
Ruhe und Sicherheit an ihm, klares Anordnen, nachhelfende und vormachende
Hand. Dem Mann baue ich eine eigene Klinik für arme Kinder, wenn ich
ihm noch lange zusehe. Warum nicht, wenn's ihm und der Welt zu Nutz
und Frommen ist? Wozu mein Vater so viel überflüssiges Geld hat, wird
nur überhaupt immer klarer.

29. März.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Märchenprinz. Ich hatte
Alles, was des Menschen Herz begehrt. Aber die Welt und das Leben
der Menschen kannte ich gar nicht. Nun war es ein lieblicher Tag, und
wie ich aus meinem Palast in der Stadt auf mein Lustschloß im nahen
-Park fuhr zu einem fröhlichen Gelage mit Freunden, sah ich einen gefesselten
Mann, den die Häscher mit Faustschlägen und Fußtritten auf der Straße
vor sich hertrieben. Ich werde den Nlick nie vergessen, den der Aermste
mir zuwarf: es war ein Wetterleuchten des unsagbarsten Hasses. Ich ließ
halten, und mein Jäger mußte fragen, was der Mann verschuldet habe.
„Er hat ein Brot gestohlen. Sein krankes Weib und drei hungernde
Kinder hatten seit vorgestern Nichts gegessen. Da ging er hin und nahm
ein Brot vom nächsten besten Laden weg." Ich befahl umzukehren, die
Lust zum Gelage war mir vergangen ... —.

Und wieder fuhr ich nach dem Lustfchloß im verschwiegenen Hain am
Goldfischteich, wo holde Frauen darauf harrten, mir den Abend mit Spiel
und Tanz zu versüßen. Da tönten furchtbare Schmerzensfchreie an mein
Ohr. Die Häscher hatten einen Mann an den Marterpfahl gebunden und
geißelten ihn, daß sein Vlut in Strömen floß. Entsetzt ließ ich fragen,
was fein Verbrechen? „Herr, der Mann kam vom Todtenacker, wo sie
seine Frau verscharrt haben. Da begegnet ihm ein aufgeputztes Mädchen,
die am Arme eines Reichen hing, der mit ihr tändelte und den Trauernden
anherrschte, er solle sich ans dem Wege scheeren. Da sah der Mann, daß
es seine Tochter war, die sie für todt bejammert hatten — und in blinder
Wuth schlug er auf deu Verführer los. Dafür peitschen ihn die Häscher,
ivie es sich gehört." Ich ließ umkehre», die Lust zu Spiel und Tanz mit
leichtfüßigen Dirnen war mir vergangen . . .

Noch einmal fuhr ich des Weges nach dem Lustschloß in den schattigen
Pergen. Diesmal wollte ich blos dem süßen Nichtsthun fröhnen, fischen
und sagen. Da sah ich einen todten Mann am Wege liegen. Er war
schrecklich anzusehen, ein Vettelmönch, der ihm die letzte Tröstung gegeben,
deckte seine Kutte über ihn. Ich ließ fragen, was sich begeben habe.

Der Mönch gab Auskunft, er habe ihn gekannt als einen brauen Menschen, der zwei starke Arme gehabt und sie gern fleißig gerührt habe. Nun habe er Arbeit gesucht, acht Tage lang vom Morgen bis zum Wend — und nicht gefunden. Da seien die Kräfte geschwunden, und lautlos, klaglos, ohne die Vorübergehenden im Geringsten zu belästigen, sei er Hungers gestorben an der Straße. — Ich ließ umkehren — die Freude am Nichtsthun war mir vergangen ... —

Da erwachte ich, und obschon das ganze Traumabentcuer nicht speciell in China spielte, fiel nur der Spruch eines bezopften Gelehrten ein: „Auf jeden Menschen, der dem Müßiggang fröhnt, kommt ein Anderer, der den Hungertod stirbt."

Ich rieb nur den Schlaf aus den Augen, und fofort sah ich klar: Die ganze Morgentraumdeutweis ist kein original: es ist die Legende von dem jungen Prinzen Sakya-Mani aus dem Stamm der Gautama (später Nuddha> und ich Hab sie in Narthölemy Saint-Hilaires Lebensbeschreibung Buddhas wer weiß wie lange fchon gelesen. Ich bin kein Prinz, nnd an mir ist sicher kein Neligionsstifter verloren gegangen, aber der Traum leuchtet in nächtliche Tiefen unseres Wesens, in die kein Strahl des Tageslichtes fällt.

Habe ich nicht in den letzten Tagen (und notabons Nächten) die Spuren Feldmanns gesucht? Und wo? Ans der Schattenseite des Großstadtlebens wo die Weinberge liegen, in denen die socialen Wühler arbeiten. Tci habe ich zum ersten Mal mit offenen Augen gesehen, was man unter die strafgesetzlich uervehmtesten Paragraphen rubricirt und was im Grunde Nichts ist als die Ausgeburt der Massenarmuth. Ich habe mich wahrscheinlich nicht weniger entsetzt als der junge Prinz aus dem edlen Hanse der Gautama. Und geschämt habe ich mich erst —- aber wie! Also ein gebildeter Europäer ist man, mündig gesprochen von den officiellen Verkündern der Schulweisheit — ,,8umm» cum Ilniäs" — und davon weiß man Nichts, ist seine wohlgezählten 23 Jahre mit Tcheuledern nnd Ohrenklappen blind nnd taub am großen Elend vorbeigegangen — seinem mehr oder weniger blödsinnigen Vergnügen nach?! Und so machen'? Alle! Und da soll's besser werden! Trotzdem? Ja, wie denn? Die höchste Weisheit der Statistik sagt: es giebt nur zwei Klassen von Menschen. Die Einen arbeiten, um zu leben —, die Anderen haben das nicht nöthig. Und wenn die letzteren zufällig gute Menschen sind, dann schenken sie ihren Brüdern, den armen Teufeln, was. Auch auf zweierlei Manier: Der Eine hat die sogenannte leichte Hand. Zu dein braucht man nur zu sagen: „Ach, schenk mir was! Dann sagt er schon: „Da hast Du Rubel!" — Der Andere schenkt auch, aber auf dem Instanzenweg. Er fagt: „Beweis erst, daß Du würdig bist, durch ein Zeugnis; von Diesem, durch eine Bescheinigung von Jenem und das Gutachten des Dritten . . . Wenn Du bis dahin nicht verhungert bist, was ich nicht verhindern kann, soll Dir geholfeil werden." Also Mitleid und Almosen, systemlos oder in System gebracht.

Polizeilich überwacht, das ist das ganze Programm, nach welchem seit
<5hristi Geburt gewirthschaftet wird. Ist es da ein Wunder, daß die Armen
auf den neuen Messias hoffen, der ihnen die rechte Hilfe zur Selbsthilfe
bringen soll?
O ich Utopist! Da wäre ich ja richtig bei Tolstoj angelangt und
schwimme am Ende gar im socialistischen Fahrwasser! Da möcht' ich doch
bitten! die faulen Köpfe kenne ich, die auf der Fabrik- und Handarbeit
herumreiten, als ob die Denkarbeit, der Erde Ealz, ein Luxusartikel
wäre! Da wäre ja die ganze Welt eine Nedaction, in welcher die Ncdactenre,
die mit dem Kopf arbeiten, das Gnadenbrot äßen und der „Sitzredacteur",
der die Strafen abbrummen muß, für seine Posteriori-Arbeit auf der
Gefängnißpritfche allein sein Ealair zu Recht bezöge. Nein, nein! Es
muh dein lieben Gott, als er die Menschheit zu lebenslänglicher Arbeit
im Schweiß ihres Angesichts begnadigte, etwas Göttliches vorgeschwebt
haben. Nicht gerade die Arbeit von heute. Da ist sie doch nur ein
Mittel für Jeden, auf Kosten des Anderen mehr zn sein als der Andere,
Zum Mindesten davon zu leben, während der Andere verhungern kann.
Das ist Alles noch in Sünden gethane Arbeit. Wie anders wird es sein,
wenn einmal alle Arbeit nur Blüthe und Frucht ist, die auf dem Baum
der Menschenliebe reift, wenn Schaffen und Weben wie Himmelskräfte
auf- und niedersteigen, einander die goldenen Eimer des Lohnes reichen,
harmonisch all das All durchklingen? Dann ist der erste große heilige
Arbeitstag auf Erden angebrochen, dann wird der Schöpfer vielleicht . . .
doch der Mensch versuche den Schöpfer nicht . . . und ich will Nichts ver-
sprechen, was er nicht halten kann. Ich bin ja noch ganz nüchtern.
Sollte mir die Lust zum Frühstück auch vergangen sein? Jedenfalls geht
mir im Kopf herum, was der sonderbare Russe sagt: „Wer bin ich, der
ich Anderen helfen will? Ich stehe des Mittags auf, verweichlicht und
geschwächt durch eine beim Spiel verbrachte Nacht — habe, um mich aus
dem Nett zu erheben, Dienst und Hilfe einer Menge Leute nüthig — und
ich behaupte, daß ich mich um Diejenigen kümmere, die um fünf Uhr auf-
stehen, auf dem Fußboden schlafen, von Gemüse uud Brot leben und es
verstehen, Erde zu pflügen, eine Art mit einem Stiel zu versehen, einzu-
spannen und zu mähen — welche an .Kraft, Kunstfertigkeit, Ausdauer
hundertmal stärker sind als ich — und ich bilde mir ein, ihnen helfen zu
wollen. Die Bilanz eines solchen Menschen, d. h. das Verhältnis; dessen,
was er von den Leuten nimmt, zu dem, was er ihnen giebt, ist ja tausend-
mal günstiger, als meine Bilanz, wenn ich berechne, was ich den Leuten
abnehme und was ich ihnen gebe."
Ganz recht! Von heute an werde ich in der Buchführung meines
Lebens dafür sorgen, daß eine andere Bilanz herauskommt. Habe ich im
Traum dreimal meine Carosse umkehren lassen, weil mir die Lust am
Wein, Weib und Müßiggang verekelt war, so werde ich im wachen Zustand

das Fahrzeug meines Lebens auch noch einzulenken und das Steuer so zu drehen im Stande sein, daß es einen neuen, richtigen Üurs einschlägt.

31. März.

Gestern Abend endlich Feldman« aussindig gemacht. Die „rothe Amsel" auf der Ammonstraße war mir als das Local bezeichnet worden, in welchen» er an bestimmten' Abenden in der Woche sich die nöthige „Bettschwere" zu trinken pflege. Ich verabredete mit Corpsbruder G. und Freund K., der „rothen Amsel" einen Besuch abzustatten. Neide sind für solche Extratouren sehr eingenommen. G. ist ein ebenso genialer wie unbeschäftigter Architekt, im Kreis der Engeren auch Demolirungs-Stadtrath geheißen, weil er am liebsten ganz Dresden niederreißen oder umkrempeln möchte, ein großer Volksredner vor dem Herrn, Stimmungsmacher und Massenbreitschlager, Krakehler, wenn er gereizt wird, brütet alle nur denkbaren kunstgewerblichen Eier ans, treibt Antiauitätenhandel wie Sport nebenher und hat jedem Verleger, soweit der deutsche Buchhandel reicht, gegen Vorschuß bereits eine populäre Kunstgeschichte in zwölf Bänden versprochen. Freund K., als Eorpsstudent, was man einen Dreibänder-Mann heißt, gilt gegenwärtig für einen der schneidigsten Journalisten, dessen kritische Feuilletons mehr gefürchtet sind, als Falbs tritisch'ste Tage. Beide haben sich schon oft an den Unordnungsparteien gerieben und hofften, in der „rothen Amsel" auf gute Bekannte zu stoßen. Wir machten uns so schäbig wie möglich, stülpten die unverzeihlichsten Hüte auf und traten, das liederliche Kleeblatt in Perfon, gegen Mitternacht den Gang in die Genossenkneipe an. Unser Erscheinen machte nicht den erwarteten Effect, weil gerade ein Vehmgericht über einen Genossen gehalten wurde, der sich vielzüngigen, zweideutigen Wesens verdächtig gemacht hatte. Es war ein stürmisches, summarisches Verfahren. Die buntscheckige Gesellschaft, Arbeiter jeden Alters, fast lauter Vasserman'sche Gestalten, stieß und drängte sich im Saal um das „Bureau" herum, einen runden Tisch mit Schreibmaterial aller Art, welcher just das hohe Tribunal vorstellte. Hier wurde gerade der Stab über den Verurteilten gebrochen — und wir machten uns schon darauf gefaßt, daß er vor nnsern Augen gelyncht und als halbe Leiche auf die Straße geworfen würde lind wir höchst wahrscheinlich gleich hinter her. Aber es kam anders. Der Pechvogel, er war zum Ueberfluß auch noch Schuster, ward ganz einfach als für die Genossen nicht mehr eristirend erklärt; keine Hand vergriff sich an ihn«. Alle traten plötzlich von ihm weg, Niemand sagte ihm, er solle die Thür von Außen zumachen, es war, als ob ihn plötzlich Niemand mehr sähe, in einen» Moment plötzlicher Todtenstille schien sein Name ewigem Vergessen überantwortet zu werden, er war äs facto nur noch Luft. Todtenbleich wankte er hinaus. Diese Erecution imponirte nns entschieden. Aber wir hatten gar keine Zeit, unsere Eindrücke auszutauschen, denn während nun mit einen. Mal die alle Sorten billigen Tabaks

qualinenden Genossen in lauter Unterhaltung sich gruppenweise den Einzel-
tischen zuwandten, wo Bier und Kümmel, Wurst- und Käsebemmchen den
Etat würzten, waren wir als fremde Eindringlinge auch schon auf's Korn
genommen und wurden sehr deutlich gefragt, was oder wen wir hier zu fuchen
hätten. „Wir suchen den Genossen Feldman«." „Ten Maschinenschlosser?"
„Allemal." „Hat der die — Hern: hierher bestellt?" „Sonst wären wir
doch nicht hier." „Na, dann kommen Sie 'mal mit."
Wir singen schon an Aufsehen zu erregen. Mißtrauische umringten und
begleiteten uns in eines der Hinteren Zimmer, aus welchem der Sologesang
einer jugendlichen, aber gaumigen Tenorstimme ertönte. Ein blasser Vlusen-
mann von hübschem, nicht unintelligentem Aussehen, der Tanger, wurde
uns als Feldmann bezeichnet.
Ob wir den meinten? Natürlich!
Man lies; ihn aussinge!!. Er trug eine Strophe aus der Arbeiter-
marseillaise vor, aber so falsch, daß man sie ihm tauin anrechnen konnte.
Aber ein richtiger Socialdemokrat war er doch schon: er gab ja sogar den
Ton an, wenn auch nicht gerade den richtigen. Ter Refrain wurde um
den Tifch herum von Einigen ebenso falsch, von den Anderen beinahe so
falsch im Chorus wiederholt. Tann erst rief nnser GeleWnmnn:
„Feldmann!"
„Was giebt's?"
„Hier sind die Herren, die Tu herbestellt hast."
„Was habe ich die — Herren?" Uud Feldmann, dessen Sensorium
durchaus nicht so nmdnnstet war, daß man ihm ein X für ein U machen
tonnte, starrte uns verwundert an. Wir grüßten alle Trei ganz vertraulich:
„Guten Abend, Feldmann."
Feldmann, dem das Vlatt schoß, daß er „veralbert" werde, sagte ver-
drießlich: „Wünschen Sie dem Teufel guten Abend. Mir nicht!" Und
auf meine schnelle Zwischenrede: „Aber Feldman«, wir kennen uns doch."
„Mich machen Sie nicht dumm!" lind zu den Genossen gewendet: „Tas
is ja Quatsch. Tiefe fremden Bourgeois sind mir nicht im geringsten gar
nicht bekannt."
Es war ein Moment dramatischer Spannung. Jetzt hieß es rasch
handeln. Mit einem lauten „Vitte, meine Herren, jetzt habe ich den dummen
Spaß satt, alter Junge," hatte ich Feldmann beim Lamisol, zerrte ihn bei
Seite nnd sagte ihm in's Ohr: „Es handelt sich um Fräulein Magdas
Leben. Wenn Sie nns nicht augenblicklich kennen, ist sie verloren —
Schafskopp!"
Feldmann war buchstäblich wie vom Nlitz getroffen. In feinem Wefen
ging eine Veränderung vor, die nur ich zu begreifen im Stande war. Aus
feinen weit aufgerissenen stahlhellen Augen starrte mich auf einmal Etwas
an, das ich nicht beschreiben tann, das Unerforschliche, das Erste und Letzte,
das jedes Einzelleben ansmacht, das Tunkelste nnd Tiefste in der fühlenden
><'

Brust, das vulcanisch hervorbrechend, in ein Leuchten und Aufflammen, einen einzigen Blick concentrirt, sich an das ihm Perwandte im Mitmenschen wendet. Es war eine Secunde, wie wenn ein Naubthier über mich stürzte, aber ich hielt in meiner souveränen Ueberlegenhcit auch sicher fühlend den elementaren Anprall ruhig aus, und da war es plötzlich wieder der bilflos fragende, die Faust seines Schicksals spürende Mensch, der mich ansah .. . und dann kam der sich in die Situation schickende Intellect, und Feldmann feirte so dumm-pfiffig und grinste so verständnisinnig, graulte sich am Kopfe, klatschte mit der flachen Rechten ein über's andere Mal auf den Schenkel und rief unter allgemeinem Gelächter:

„Spaß muß fein! Ich habe mich doch blos so dummöhrig gestellt, weil Ihr fo spät erst angelatscht kommt. Also nir für ungut! Guten Abend lieber Freund, schönsten don 5oir!" Und damit schüttelte er Jedem von uns treuherzig die Hand, daß die Finger knackten. „Drei Seidel Bairisckes für meine Freunde, die Herren . . ." Ich nannte rasch drei Namen, die mir gerade einfielen. Aber da kam ich schön an. Bon verschiedenen Seiten rief man: „I wo! Nur keine Falschmeldungen! Guten Abend, Herr Baumeister! Ter Herr K. will sich wohl wieder einmal ein Feuilleton über uns leisten!" Stürmische Heiterkeit. „Und wenn schon!" rief Feldman«, und schlug mit der Faust auf den Tisch — „Wenn Ihr die Herren kennt, was macht Ihr denn da erst für'n Meerrettig? Meine Gäste sollen leben, prosit!" Wir waren legitimirt, man ließ uns unbehelligt. Freund G. und K., die Erkannten, mischten sich unbefangen unter die Gesellschaft, und bald hörte ich, wie sie die Lacher auf ihrer Seite hatten. Tic Leute waren für einen guten Witz empfänglich. Ich kneipte mit Feldman», wies aber jede Aufklärung auf später zurück. Zunächst sondirte ich meinen Mann-, es ist ein herzlich guter Mensch, der nur in seinem Unglück diese Kreise aufsucht, das war mir bald klar.

Die Gesellschaft nahm bald einen ernsteren Eharakter an; es waren Nachrichten vom ungünstigen Ausfall einer Stichwahl in der Provinz eingelaufen. Auf die hatte man gewartet; eine ernste Tiscussion war im Anzug, die Gegenwart von uns „unsicheren Kunden" wurde unbequem. Wir waren uns bald klar über die unhaltbare Situation, ich gab Feldmann einen Wink, daß er uus begleiten soll. Wir brachen auf. An der Thüre sagte uns der Geleitsmann von vorhin: „Wir sagen nicht auf Wiedersehen. Eigentlich hätten wir Sie an die Luft befördern müssen, aber wir sind Dreihundert gegen Drei, und Sie sollen nicht sagen können, daß wir unhöfliche Menschen sind. Nu aber . . . irraus!" Und Feldmann, der unseren Rückzug deckte, rief er noch nach: „Mit Dir reden wir noch über den Fall." So uns mehr geschoben als gehoben fühlend, zogen wir alle Viere einigermaßen „betöppert" ab. Aber meinen Zweck hatte ich doch erreicht. An der Ecke der Amnion- und Annenstraße sagten mir die Freunde gute Nacht, und ich ersuchte Feldman«, mich zu begleiten.

3. April.

In Feldman«'» Adern rollt kein Tropfen socialdemokratischen Blutes. Er hat mir versichert, von hundert Genossen seien neunzig eben so wenig socialdemokratischen Herzens wie er. Die Socialdemokratie der Massen ist für die Meisten ein Aberglaube, für viele ein modischer Sport, für den Rest eine letzte Zuflucht, ein Betäubungsmittel, ein Opium, das den gierigen Sinnen aus Wollust und Grausamkeit gemischte Traumbilder vorgaukelt. Im Großen und Ganzen die Religion der ungebildeten Unzufriedenen. Also nur wer Bildung und Zufriedenheit um sich zu verbreiten weiß, ist ein berufener Vekämpfer des ungeheuerlichen Weltdrachen, der die Eontinente auffressen und die Meere aussaufen und doch nicht genug haben wird. Es soll ja unmöglich sein — contsutsr Wut le inonä« st L«n pöly. Immerhin ich habe einen Beruf: Nildung und Zufriedenheit nm mich zu verbreiten, fo weit meines Vaters Mittel mir das erlauben. Und ich will's einmal auf einem anderen Weg versuchen als auf dem der Groschenbibliotheken und der Wärmestuben mit Bliemchenkaffee. Es muß bei den Leuten von Innen herausgeholt werden. Mit Feldmann habe ich einen guten Anfang gemacht. Der hat jetzt schon ein Ideal: sich Magda zn verdienen. Den ganzen Sachverhalt kennt er nicht. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben Magdas eristiren für ihn ganz einfach nicht; sie werden nie den Frieden seines Heizens trüben. Er weiß, ich habe ein Mädchen aus dem Wasser gezogen und bei braven Leuten untergebracht. Sie kam von Freiberg und ist vom böhmischen Bahnhof weg einem Elenden, der sie verführen wollte, ausgekniffen, die halbe Nacht in Todesangst umhergeirrt und in einem Anfall von Verzweiflung in die Elbe gesprungen. Im Fieber hat sie das Alles verratben lassen, auch den Namen der lahmen Tante und den Feldmanns hat sie mehrmals genannt. Erkundigungen bei der lahmen Tante haben alles Weitere ergeben. Sie wird dorthin zurückgebracht werden, er wird, ein braver Maschinenschlosser geworden, dem ich eine Werkstatt einrichte, der Neconvalescentin einen Besuch abstatten, um die Genesende werben und die Gesunde heimführen. Er warf sich mitten in der Straße auf die Kniee und gelobte Alles mit heiligen Eiden. Mir hat er die Hände geküßt, mich einen Gott genannt — ich ihn einen Hans Tapps, und damit war die Sache abgemacht.

7. April.

Das Fieber ist vorüber. Magda ist bei vollem Bewußtsein. Die Krankheit hat sie gar nicht entstellt. Sie staunt so lieb aus den süßen Augen die fremden Menfchen an und dankt für Alles, was sie an ihr gethan. Wer weiß, was die alte Luschka, die ich übrigens längst instruirt hatte, ihr uorgeplauscht haben mag. Der Arzt mußte ihr bestätigen, daß ein junger Arbeiter mit Namen Feldmann sie aus der Elbe, in welche sie in der Dunkelheit am Gondelhafen gerathen sei, gezogen habe: daß ich zu-

fällig mit ihm (dem Arzt) gerade dazu gekommen sei und sie hier unter-
gebracht habe. Mich hat sie nicht danach gefragt. Als ich felbst davon
ansing und den Namen Feldman« nannte, sah sie mich, mit großen
bittenden Augen, die sich nach und nach ganz mit dicken Thronen füllten,
an, barg das mit dem ersten blassen Roth sich bedeckende Gesichtchen in
die Kissen und weinte bitterlich. Sie gab dann keine Antwort mehr . . .
und man mußte sie in Ruhe lassen.

12. April.

Unüberwindliche Spannkraft der Jugend! Magda ist schon in dem
kleinen Gärtchen gewesen. Sie wird mit jedem Frühlingsmorgen, die jetzt
mit frischen« Grün und Knospen einander überbieten, rosiger und lieblicher.
Wenn das so fortgeht, fange ich an Feldmann zu beneiden, namentlich,
wenn ich bedenke, daß ich mein Leben eingefetzt und mir das ihrige erkämpft
habe und eigentlich — Pfui Herrenmoral! Und was habe ich Feldmann
versprochen? Notabene wenn er . . . Ja doch! Er hat seine Werkstatt!
er arbeitet für ein halbes Dutzend, alle Tage fchleppt er mir einen curirten
Socialdemokraten herbei. Ich habe den ganzen Tag zu thun, um Arbeit
für die gezähmten Hephästs zu schaffen. Aber ich stehe schon in Unter-
handlung über den Ankauf einer großen Maschinenfabrik, die ich auf ganz
neuem Fuß einrichten will. Ich weiß nicht, wie mir das Alles von der
Hand geht! Wo ich anklopfe, wird mir aufgethan, alle Hände strecken sich
mir entgegen. -— Es ist doch gut) wenn man so einen accreditirten Vater
hat — Z, !a douns dsurs! er hat mir tüchtig vorgearbeitet. Aber er soll
staunen. Ob ihm mein industrielles Utopien gefallen wird? Na, erst muß
ich ein halbtaufend Arbeiter haben, lauter in der neuen wirthschaftlichen
Freiheit drefsirte Bebel-Hengste, die zufriedene Menfchen, patriotische Deutsche
und vergnügte Arbeiter geworden sind. Ja, vergnügte Arbeiter will ich,
und der vergnügteste soll Feldmann sein . . . Aber n, provos, den guten
Feldmann so vergnügt zu machen, kostet mich doch manchmal ein bischen
viel Ueberwindung. Das war gestern so ein Moment, wo mich Magda
ganz plötzlich in eine Ecke zog, auf ihren Koffer deutete und ganz nahe zu
mir geneigt mir in's Ohr hauchte: „Ten haben Sie hierher gebracht —
nicht wahr. Niemand anders?" Ich mochte wohl ein ganz blödes Gesicht
machen und fagte: „Nu natürlich, aber reden wir doch davon nicht . . ."
Tas war fo ziemlich das Tümmste, was ich erwidern konnte . . . Sie
wußte nicht, wohin vor Scham mit den Augen, und brach in ein krampf-
haftes Schluchzen aus. Ich riß ihr die Hände von den Augen und rief:
„Magda . . liebes Mädchen . ." „Um Gotteswillen, lassen Sie mich. ."
Ich aber konnte sie nicht lassen . . . „Nein," sagte ich, ihre Hände wie in
einein Schraubstock umklammert haltend, „Tu mußt mich hören, armes Kind.
Ich weiß, wie unschuldig Tu bist. Du bist so rein, wie — ach wozu
Worte! Ich weiß Alles,' habe Alles mit Dir gefühlt ..." — „Ach,

darum haben Sie mich nicht sterben lassen wollen . . ." „Was? ich?
Wie kommst Tu darauf? . . ." „Ach! seien Sie still.. Sie sind so edel,
so gut . . . und ich weis; uoch, wie mir auf einmal so wohl wurde und
alle Todesangst von mir wich . . ach . . ." Weiter konnte sie nicht sprechen,
sie warf sich. Alles vergessend, — oder an Alles erinnernd — in voller
Leidenschaft an meine Brust und weiute heftig. Ta stand ich. Ach hätte
doch Feldmanu nie auf der Straße gekniet und Eide geschworen! Aber ehe
ich noch weitere Wünsche ausdenken konnte, hatte sich Magda mit einem
jäh hervorgestoßenen „Verzeihen Sie mir dummem Ding!" losgerissen und
war davon gerannt. Ich kann jetzt in meinem Gewissen nicht mehr auf
Ehre und Seligkeit constatiren, ob ich dem „süßen Fratz" nachgerannt
wäre, wenn in demselben Augenblick nicht wieder zufällig, wie in jener
Rächt, da ich sie halbtodt im Ann trug, der Toctor auf der Vildfläche er-
schienen wäre, oder ob ich die begreiflicherweise sehr heftig entbrannte
Regung durch Aufbietung der moralischen Widerstandskraft niedergekämpft
hätte . . Ich glaube an diesen catonischen Sieg meiner besseren Natur,
denn mein erstes Wort an den Toctor war: „Sehen Sie sich Magda an,
ich glaube, wir tonnen sie heute noch nach Freiberg zur Tante entlassen."
Und ich sprach dieses große Wort, wie ich mir einbilde, ganz gelassen aus.
Hinterher war ich aber wieder froh, als der Toctor sich äußerte, die Re-
convalescentin sei ganz reisefähig, wenn mir's recht wäre, möchte die Ueber-
siedelung aber erst an einem der nächsten Tage erfolgen, weil er sich's nicht
nehmen lasse, msäici prilL3ßnti3 halber mitzufahren.

Ende April.

Feldmann ist nicht wiederzuerkennen, Sonntags sogar patent. Er ist
ein sehr begabter Schlosser und versteht's, die Arbeiter zu leiten wie nicht
leicht Einer. Es steht fest: ich erwerbe die Maschinenfabrik. Sie foll das
Schulschiff sein, auf dem ich mir eine Phalanr von Arbeiten! erziehe.
Hilfe zur Selbsthilfe — es ist eine große sittliche Aufgabe. Einen habe
ich fchon auf feine eigenen Füße gestellt, und er wird bald nicht blos ein
gemachter, sondern ein selbstgemachter Mann sein.

Anfang Mai.

Magda befindet sich in Freiberg wohlauf und wird nächstens mit den
Psingstrüschen um die 'Wette blühen, wie „Schwipvs" sich poetisch ausdrückt.
Der gute Kerl hat die dortige Frau Fama so zu bearbeiten verstanden,
daß der „süße Fratz" von bösem Klatsch ganz verschont geblieben ist. Alte
Bekannte haben Magda herzlich zu ihrer Genesung beglückwünscht. Es muß
dies Alles wie Lethe auf sie gewirkt haben. Uebrigens ist Feldmann in
Freiberg gewesen und gut anfgenommen worden. Er schwebt im siebenten
Himmel — und wenn er jetzt bei der Arbeit steht, seines Glückes Schmied,
so dünkt nur, ich sehe und höre Jung Siegfried: „Hoho, hahei, hoho!
Nothung, Nothung! neidliches Schwert!"

5. Mai.
Ich bin schon ein paar Mal mit Feldmann in Muldes Gärtnerei ge-
wesen; sie liegt ziemlich weit draußen zwischen den östlichen Vororten der
Stadt. Jede Großstadt hat drei Gürtel: einen für die nöthige Bewegung
— die Ringbahn, einen für den Magen — die Gemüsefelder, und einen
für's Auge — die Blumengärtnereien. In den letzteren ist gut sein. Ich
glaube, Vater Mulde vertauschte seine einfache Eottage mit keinem Palast
in der Stadt. Es ist nicht groß, sein blumiges Eiland, aber es hat sein
vornehm Apartes durch die uralten Lindenbäume, die den Eingang beschatten,
und die träumerischen Trauerweiden, die es ringsherum einfriedigen. Vater
Mulde ist ein glückliches Original, er verrichtet sein Geschäft mit dem
Herzen, seiner Hände Arbeit ist sein verkörpertes Denken und Fühlen, in
dem Stück Naturleben, mit dem er's jeden Tag zu thun hat, sieht er den
Schöpfer sich offenbaren, und so ist sein Arbeiten ein Beten, ein Reden
mit Gott — und er ist, wenn je ein Patriarch es gewesen, ein Philosoph,
gegen alle Anfechtungen gefeit, ein harmonisch abgerundeter Mensch mit
der in sich geschlossensten Weltanschauung, die es geben kann. Man merkt
das in den ersten fünf Minuten, würde es ihm aber in hundert Jahren
nicht ablernen können. Seine Frau ist ein fast fcheu zurückgezogenes Wesen,
so sanft und füll im Hause waltend wie die Blumen um's epheuumrankte
Haus herum. Eine ganz andere Nummer ist ihr Solm Hans, ein Bild
jungmännischer Kraft und Arbeitsintelligenz, eine ernst-schöne Erscheinung
Dann ist da noch Martha, Magdas Schwester, so ziemlich ein Jahr älter
wie diese. Was die Andern Gutes an sich haben, das hat sie auch, aber
noch etwas ganz ihr Eigenes dazu, das sich nicht so sagen läßt. Und
Augen ... Wo die hinsieht, da geht ein Herz auf.
9. Mai.
Schon wieder draußen bei Muldes gewesen. Tic ganze Familie ist
mir merkwürdig sympathisch; sie sind auch mir alle von Herzen gut. Feld-
mann wird nicht müde, mich über den grünen Klee zu loben. Es fehlte
nicht viel, fo hätte er erzählt, was ich an Magda gethan. Zum Glück
haben sie alle keine Ahnung davon.
12. Mai.
Hans Mulde ist der richtige technische Leiter für meine neuwirthschaft-
liche Probirfabrit. Er hat schon halb und halb zugesagt. Er muß erst
klar sehen, wo ich hinaus will. Das zwingt auch mich, mir klarer über
mich selbst zu werden. Große Pläne gähren in mir. Vor allen Dingen
soll's ein frisches, fröhliches Arbeiten werden.
15. Mai.
Es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht gegen Abend zufällig bei
Muldes einfinde. An ihrem Abendtisch habe ich so zu sagen schon einen

Serviettenring. Das hat aber seine ganz geschäftlichen Gründe: erstens
muß ich mit Hans über die Fabrik sprechen, und zweitens soll mir Pater
Mulde den Garten meiner Nosenvilla ganz umkrempeln. Merkwürdigerweise
spreche ich aber am meisten mit Martha. Es plaudert sich so gut mit ihr
und — hol'Z der Henker, was ich so von der Welt mit ihren Augen be-
trachte, das fängt an mir zu gefallen.
„Sie werden uns genn'ß recht altmodisch finden, fagte sie neulich.
Vater liest uns Sonntags aus der Nibel vor, an Werktagen wohl auch
einmal aus einem der alten Schmöker, an denen sein Herz hängt. In dem
einen steht geschrieben: Ein jeder Stent am Himmel ist ein geistiges Gewächs,
dein eine Blume bei uns auf der Erde entspricht. Diese Vlume zieht der
Stern durch seine anziehende Kraft so an, daß sie über sich hinaus unsicht-
barlich dem Himmel zuwächst."
„Den Schmöker kenne ich auch, mein Kind," sagte ich, „das ist der
gute alte mystische Herr aus Schwaben Dheophrastus Paracelfus ... Ich
kann mir denken, daß er bei Vater Mulde in hohem Ansehen steht."
„Vater schwört auf ihn wie auf ein Evangelium. Für ihn giebt's
gute und böse Blumen, und das Volk, meint er, benennt sie danach auch
Gottesgnadenkraut, Sonnenblume, Ehristmurzel, Marienröslein und Teufels-
beere, Herenhaar, Wolfsmilch . . . Haben Sie den schönen Stich von
Meister Dürer in Vaters Zimmer gesehen: die von dein Engel gekrönte
Maria auf einer Blume stehend? Das ist sein Hausaltarbild. Und dann
seine Lieblingsdichter ... je nach ihrer Verehrung für die Blnmen . . ."
„Na, da kann er sie eigentlich alle recht gem haben bis ans den böfen
Freiligrath von wegen der „Blumen Rache . . ."
„Sie wollen sagen, das sei eine schlechte Reclame für einen Blumen-
züchter . . ."
„Wenn Sie's felbst aussprechen . . ."
„Ach, Vater denkt gar nicht an's Geschäft. Sehen Sie: Wickert, das
ist sein Mann."
„Nun, und Sie?"
„Ich gebe Nichts auf lvrischen Weihrauch. In einer Zeit, wo man
in Gottes lieber Natur fast nur russige Schornsteine und nackte Pfähle mit
gespannten Drähten sieht, da, meine ich, müßte im Dienst der Blumen
stehen allein wie Minnedienst gemahnen, und die den Wald hüten und Blumen
groß ziehen, die cultiviren wörtlich genommen das Erhabene und Schöne
auf der immer altersgrauer werdenden Erde Dag für Dag in praktischer
Arbeit und brauchen sich dabei nicht auf liebe Engelein, seltsame Heiligen,
gütige Feen und die neun Musen zu verlassen."
Ich sah mir das Mädchen groß an, die das so schlicht und einfach
vor sich hinsprach, nnd dachte mir: „Du bist selber doch so eine Fee im
modernen Gewand — nnd was wirst Du einmal Alles den» rechten Mann
sein: die Poesie, wie sie sein soll, neben der Arbeit, wie sie sein soll!"

17. Mai.
Ehe ich ihr ein Eompliment machte, bisse ich mir die Zunge ab. 'Aber
es mußte einmal heraus, wie geschmackvoll sie sich zu tragen versteht."
„Das gehört doch zum Geschäft," scherzte sie. „Wenn die Rose selbst
sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."
„Sie haben's den Nlumen abgelauscht — das Geheimnis; der Farbe."
„Ich darf doch nicht ganz hinter meinen stummen Gespielinnen, die
nur zum Äuge sprechen, zurückbleiben. Glauben Sie mir, die uerstehen's.
Das Vergißmeinnicht zum Beispiel ist gewiß ein bescheidenes Ding, aber
goldgelbe Staubgefäße auf blaßblauem Grund der Nlumenkrone — und
das Veilchen will doch gewiß Nichts weniger als auffallen, aber violette
Blume auf gelblich-grünen« Laub. Das ist doch beinahe kokett. Und dann
erst die stolzen Rosen und die cavriciösen Orchideen — da giebt's tausend
und eine Varietät, und jede hat ihr specielles Toilettenmotiu möchte ich
sagen."
„Und Sie, Fräulein Martha," rief ich, „keine Weltdame . . ."
„Ach was," unterbrach sie mich, „ich habe zwei Fähnchen, ein Helles
und ein dunkles, ein paar Bündchen und meine Blumen . . . Das ist
der ganze Zauber!" Und damit lief sie lachend weg.
„Das ist der ganze Zauber, den Sie brauchen . . ." rief ich ihr nach
. . . um mich verrückt zu machen — hätte ich beinahe hinzugesetzt.
20. Mai.
„O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!" Die Nachtigall singt's,
das von überschwänglichen Sammerbeinkleidern umflutete Gigerl trällert's
auf der Promenade, die jugendliche Liebhaberin wagt dein Director einen
neuen Lontract anzubieten, der dauerlaufende Börsen-Galopin effectuirt sich
an der Straßenecke eine Nose in's Knopfloch, der ärmste Mensch, der Nichts
hat, als vier kahle Wände, in denen er schon längst verlernt hat, Hoffnung
zu schöpfen, schöpft wenigstens einmal wieder frifche Luft — und ich ge-
nieße mein „Garten-Glück", mit Zarathustra zu sprechen. O du himmlisch
stille Idealität dieses Blumendaseins! Ihr seligen Stunden am späten
Nachmittag, wo alles Licht anfängt so still und so ruhig zu werden. Das
ist die Zeit des Labsals für die Augen, die kühner und kühner werden und
sich's im Wagemut!) vermessen möchten, der sinkenden Sonne offen in's
göttliche Strahlenantlitz zu schäum. Marthas Augen haben etwas von
diesem Sonnen-Sehnen an sich. Ich sagte es ihr. „Es ist so natürlich,"
meinte sie; „wir sind ja Alle Kinder der Sonne, wie Vater sagt. Die
Sonne lehrt beten zu einem heiteren himmlischen Wesen; die Sonne lehrt
die Menschen lieben. Wie sie liebt, das ist die Liebe, die sich ganz hin-
giebt. Wenn sie ihr Auge brechen fühlt, da schüttet sie Glut und Glanz,
so viel sie noch hat, über die Welt und geht nicht eher von hinnen, als
bis sie der ärmsten Hütte verfallendes Dach mit goldenen Ziegeln gedeckt

hat." Die Sonne ging gerade unter, als sie so sprach; wir saßen Hand
in Hand, bis es dunkelte und die Sterne sichtbar wurden, die beglückenden
Sendboten allewiger Liebe — Millionen Sonnen!

25. Mai.

Gestern Hab' ich den tiefen Sinn im kind'schen Spiel an mir erfahren.
Sie hatte mir eine Blume an den Hut gesteckt. In der Zerstreuung wollte
ich ohne Hut fort. Da rief sie: „Vergiß das Beste nicht . . ." Das erste
„Du" von ihren Lippen. Aber es mar ja nur ein Eitat aus dem Märchen
von der Wunderblume. Dem Fant, der sie trägt, öffnet sich der Berg mit
allen seinen Schätzen. Er stopft sich die Taschen voll, in der Hast legt er
den Hut ab. Schmer bepackt eilt er dem Ausgange zu, da ruft die
Warnungsstimme: vergiß das Beste nicht! Doch es ist schon zu spät, die
Pforte schlägt hinter ihm zu — und Alles mar Katzengold und nur ein Traum.
„Bei mir ist's aber nicht zu spät," rief ich, „und die Schlüsselblume, die
Sie mir auf den Hut gesteckt, soll meiner kühnsten Wünsche Erfüllungs-
pforten auffchließen!"
„Glück zu und gute Nacht!" hört' ich sie noch rufen. Ich aber, als
das Thor hinter mir zuschlug, sagte mir: Solltest Du einmal aus diesem
Wundergarten scheiden und hättest vergessen, das Neste mitzunehmen. Dir
wäre schlechter zu Muth, als dem armen Fant mit der Wunderblume, und
all Dein Gold mär' eitel Katzengold.

29. Mai.

Magdci ist nun wieder im elterlichen Hause. Ein Glück, daß sie keinen
Augenblick Ruhe vor Feldmann hat. Die Glückliche! Nächste Woche em-
pfehlen sie sich allen lieben Bekannten als Verlobte. Feldmann hat sein
Wort gehalten: die paar Dutzend Socialdemokraten, die jetzt unter ihm
schlossern, können als loyale Gesinnungsgarde jedem Kriegeruerein ein Doublt
vorgeben. Und wenn sie hämmern und feilen, dann singen sie dazu wie
Johann der muntere Seifensieder Gellert'schen Angedenkens. Sie werden
Magda und Feldmann einen Polterabend poltern, daß ihnen die Ohren gellen.
Wie glücklich bin ich, daß ich damals jede unlautere Regung unterdrückt
habe, als Magdas anmuthender Iugendreiz mein Blut in Wallung brachte!
Da hat ein guter Stern über mir gewaltet, der Stern der schönsten Blume
in Vater Muldes Blumengarten. Und wenn ich damals schwach gewesen
wäre, der schwache Gewaltmensch, wie ich mich sonst kannte? Dann hätte
ich Vielleicht Martha nie kennen gelernt, — aber wenn doch, dann wäre
ich tief unglücklich geworden, so unglücklich, daß ich's gar nicht ausdenken
kann, und ein Stern wäre vom Himmel gefallen mitten in die fchmutzigste
Kothlache des schmutzigsten Erdenwinkels hinein.

2. Juni.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder." Schlimm, lieber
Schiller, wenn Du Recht hättest. Das war der Mai meines Lebens, der

Wonnemonat ermachender Liebe — den Becher freilich credenzt kein Gott zum zweiten Mal. Ich liebe Martha, ich brauch's ihr nicht zu sagen, Geständnis; ist jeder Hauch meines Mundes. Sie liebt mich, liebt mich gewiß. Warum zittere ich davor, sie danach zu fragen?

5. Juni.

Vater Mulde war heut in der Stadt. Er wollte sich ineinen Garten auf die vorzunehmenden Aenderungen einmal selber ansehen. Martha war mit ihm gekommen. Es machte mir eine unsagbare Freude, ihr mein Haus zu zeigen und zu sehen, daß ihr Alles wohl gefiel. Wie mir das Herz schlug, das Herz, das ganz vernehmlich sprach: die Rechte ist gekommen. Sag' ihr: gesegnet ist Dein Eingang, Du sollst bei mir bleiben bis an's Ende der Tage! Ja, ich wollte es sagen, ich mußte es ihr sagen, jetzt gleich ... Da geschah Etwas, das Allem ein Ende machte. Es war nur ein Wort, ein ganz einfaches Wort, das sie hinwarf. Sie fragte, und es war ganz natürlich, daß sie danach fragte. Jedermann hätte so gefragt, warum ich denn so allein lebe. Aus Nothwehr, wollte ich ihr klar machen, uni mein besseres, arbeitendes Ich zu retten. Aber nun wäre das nicht mehr nöthig, und dieses Alleinleben sollte je eher, je lieber ein Ende nehmen, denn . . .

„Denn Sie wollen Ihrer Mutter eine Tochter zuführen," unterbrach sie mich.

„Meinem Haus eine legitime Herrin," rief ich dazwischen.

„Ohne den Segen der Mutter?"

„Wenn sie mich liebt, wie ich sie liebe, wird sie die Meine werden und nicht lange fragen ..."

„Die wäre Ihrer Liebe nicht werth, die es thäte."

„Martha, es handelt sich um mein Leben — Sie sagen nein?"

„Ich sage — nein, weil es sich um mehr als Ihr Leben handelt. Sie kennen sich nicht, wie ich Sie kenne. Sie sind viel besser, als Sie wissen. Von Vater und Mutter haben Sie sich getrennt und doch so gut wie nicht getrennt. Sie können jede Stunde in's Vaterhaus zurückkehren und Ihr Haupt in den Schoß der Mutter legen, Sie haben ihr Nichts abzubitten, sie hat Ihnen Nichts zu vergeben, was nicht vergessen und verziehen wäre. Und jetzt wollen Sie, von der Leidenschaft übermannt, eine Schuld auf sich und eine Mitschuldige laden. Sie wissen, daß Ihre Mutter nie ihre Einwilligung geben, daß sie eher sterben, als verzeihen wird — und wenn dann die Stunde kommt, und wer Ihr Herz kennt, weiß, daß sie kommen wird, wo Sie von Neue gefoltert nach Versöhnung lechzen und der Weg zu ihr führt nur über die Leiche Ihrer Mtschuldigen . . . . O, danken Sie dem Himmel, daß ich heute klarer sehe und gefaßter bin als Sie. Schon früher hätt' ich Ihnen sagen müssen: Kommen Sie nicht mehr hinaus zu uns. Aber, o Gott, es war ja Alles so lieb und gut, und

ich Hab' Nichts geahnt, bis es über mich gekommen war. Nun aber muß es Alles aus sein. Ihr Wort darauf, dies sei unser Lebewohl für immer. Wenn Sie nicht wollen, daß ich elendiglich zu Grunde gehe! Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Sie haben uns ja immer noch niehr gegeben, als genommen . . . Vergessen Sie den Blumengarten und die arme Martha!"
„Martha!" Aber da war sie schon draußen im Garten und zog Vater Mulde, der gar nicht wußte, was das heißen sollte, mit sich fort.
Mitte Juni.
„Mochte kein Hund so langer leben! Tag und Nacht wie ein Verbrecher um mein verlorenes Blumenparadies herumschleichen. Mein Gehirn hat sich alle Eventualitäten vorgehaspelt: Zusammen fliehen! Thut Martha ihren Eltern nicht an. Zusammen sterben? Thut sie ebenso wenig — und ich mit dein neu erwachten Willen zum Leben, Willen zur Macht, Willen zur Arbeit?! Der Mutter Alles beichten? Nichts einfacher; sie wird sagen: „Thu, was Dir beliebt, wie Du's immer gethnn; frei', wen Du willst — aber nicht über meine Schwelle mit ihr!" So wird sie sprechen, so wird sie sein und unerbittlich aus Unfähigkeit, anders zu sein. Könnte gerade so gut von ihr verlangen, sie soll über ihren Schatten springen oder aus der Haut fahren. Wie soll Martha das ertragen? Sie will's gar nicht; sie kann auch nicht anders sein, als sie ist. Und so, wie sie ist, gefällt sie mir gerade. Unerforschliche Macht der Geschicke — Magda muß ich retten, um Martha zu verderben! Mutter, Du fügtest, nur ein Weib könne mich retten, und diese Eine opfert Dir Dich uud — mich. Magst Du's nie erfahren — dem Vater werd' ich's sagen, wenn meine Arbeit gethcm, meine Zeit gekommen. Fortan gehöre ich den Unglücklichen . . . hinaus in's wilde Leben, der Unbehauste werde ich sein, der den Hafen auf offener See sucht, die Stille im Sturm!" . . .
Hier brach das Tagebuch ab. Mt angehaltenem Athem hatte Frau Vendalburen gelesen, manchmal stockte ihr das Herz und drohte zu zerspringen. So war ihr nie im Leben zu Muth gewesen, zuletzt liefen ihr die Thränen stromweise über's Gesicht, und sie schluchzte: „Erich, mein Erich!"
Draußen ging der Iunitag zur Rüste, ganz oben auf dem höchsten Zweig des blühenden Llndenbaumes saß die Amsel und sang ihr Lied. Und als es ganz ruhig und klar in der Mutter Brust geworden, da griff Frau Vendalburen zur Feder und machte folgenden Zusatz zu Erichs Tagebuch:
„Heute hat Dich Deine Mutter kennen gelernt. Sie ist stolz auf Dich und glaubt fest daran, daß Gott Großes niit Dir vorhat. Wie gut er's mit Dir meint, sehe ich daran, daß er Dich auf wunderfame Art ein

Geschöpf finden ließ, an dem er offenbar fein Wohlgefallen hat. Er läßt sie Dich lieben und Dir die Augen offnen, und Du Blinder kannst noch glauben, daß er sie Deiner, und wie Du überzeugt bist, meiner Dummheit wegen elend verkommen lassen werde? Mein liebes, großes, thörichtes ttind, wenn Du dies gelesen hast, so eile hinaus in Dein Vlumenparadies, küsse Martha auf die Stirne, fag' ihr, das komme von mir, und dann bitte sie, daß sie Dich zu mir begleite ... Ich habe keinen heißeren Wunsch, als Euch zu segnen; deni Vater erzähle ich Alles, das soll meine ganze Revanche sein — und was den ,füßen Fratz^ anlangt, die darf anf Eurer Hochzeit nicht fehlen."

^^MW
^W
O/
(^'
^M^^^t^.
^M^lM^
^^H~x .^'.'

Line deutsche Grabstätte in Holland.

von

iyanF Müller.

— Veilin. —

^ine Reise durch das stammverwandte Holland zeigt »ms mancherlei Erinnerungen an ursprünglich deutsche Fürstengeschlechter, die in auswärtigem Solde deutsche Tüchtigkeit bewährt, wohlverdienten Ruhm erworben und ihren letzten Ruheplatz in fremder Erde gefunden haben. Berühmt uud viel beschrieben ist vor Allem die Mßtnv« Xsi-1: zu Delft, wo alle Fürsten aus dem Hause Oranien-Rassau bis zum letzten Könige von Holland beigesetzt sind. Weniger bekannt ist die Grabstätte der Rassauer Grafenfamilie zu Breda. Wenn aber auch der Weg felteuer hierher führt, so verdient gerade dieser Ort nicht weniger unsere Beachtung, uud eine Beschreibung des dortigen vorzüglichen Grabmals dürfte um so mehr Interesse finden, da leider über seinen Verfertiger in der Kunstgeschichte noch vielfache Unklarheit herrscht.

Breda ist eine holländische Enntonshauptstadt der niederländischen Provinz Rordbrabant, an der Eisenbahn von Venlo nach Rotterdam gelegen, ebenso von Antwerpen über Nosendaal wie von Amsterdam über Utrecht leicht zu erreiche«. Das wohlhabende und reinliche Städtchen mit seinen neunzehn- bis zwanzigtauseud Einwohnern wird von zwei Flüssen, der Mark lind Aa, bespült. Außerdem verbindet der über sechzehn Kilometer lange Canal von Breda den Platz mit der Maas. Die Stadt hat nicht weniger als neben Kirchen, von denen mehrere als sehr stattlich bezeichnet werden können. Sodann giebt es dort eine königliche Militärakademie, Arseuale, ein Laboratorium, einen Neginenhof mit zwanzig Häufen:, ein neues vornehmes Concerthaus und die von den Grafen von Nassau errichteten Schloßbauten. In älterer Zeit war die Stadt stark befestigt und hat häufig fehr schwere Belagerungen aushalten müssen. Eine dieser Belagerungen

hatte den merkwürdigen Verlauf, daß Moritz von Oranien 1590 die von den Spaniern neun Jahre vorher überrumpelte Festung durch List zurückeroberte, indem siebzig Soldaten, in ein Torfschiff versteckt, in die Festung eingeschmuggelt wurden. Noch jetzt steht man die umfangreichen Wälle, Stadtgräben und Forts. Die 1534 von Heinrich von Nassau gegründete Festung galt seit Jahrhunderten überhaupt als der wichtigste Punkt in der vor der Maas gelegenen Festungslinie, der in Folge seiner morastigen, leicht zu überschwemmenden Umgegend beinahe unangreifbar, freilich anch sehr ungesund gemacht werden konnte. Tic heutigen Einwohner beschäftigen sich mit mannigfaltigen Zweigen der Industrie und des Handels. Insbesondere stehen dort die Strumpfwirkerei, die Tuch- Teppich- und sonstige Wollweberei in Nlüthe. Der Handel scheint mit Geschick und Vortheil gehandhabt zu werden, denn die neuerdings sehr bedeutende Zunahme des Ortes legt Zeugniß davon ab, daß manch Einer sein Schäfchen in's Trockene zu bringen wußte. Nach allen Seiten hin entstehen neue hübsche Gebäude und Villen, zum Theil freilich in einer allzu schablonenmäßigen Gleichartigkeit, Haus neben Haus, wie aus der Spielschachtel hingestellt. Eine Fahrt auf den beiden Pferdebahnlinien orientirt am besten darüber. Sonst ist es ziemlich still und öde zwischen deu Mauern. Die sprichwörtliche holländische Langweiligkeit gähnt dem Vesncher aus jeder Straße entgegen, und es scheint fast, als wenn die Bewohner selbst eine Ahnung vou der Richtigkeit der Bezeichnung hätten. Der weibliche Theil der Bevölkerung wenigstens — und dieser macht, wie in Holland häusig, einen bei Weitem vortheilhafteren Eindruck, als der männliche — steht den Fremden so sehnsuchtsvoll und so neugierig an, als verspürte er den heißen Drang, von draußen Etwas zu hören oder gar aus diesem ewigen Alltagseinerlei herausgerissen zu werden.

Die nassmiifchen Schlohbauten können kaum mehr als Sehenswürdigkeiten gelten. Nur der Schloßpark, Hof von Battenberg genannt, mit feinen alten schönen Bäumen, zum großeu Theil im sechzehnten Jahrhundert angelegt, zum Theil aber auch dem modernen Geschmack angepaßt, macht einen fürstlichen Eindruck. Das alte Schloß wurde seit 1531 unter den Grafen Heinrich III. und Nenatus (-f° 1544) von Nassau erbaut, begonnen von einein Künstler Namens Thomas Vincenz von Bologna, vollendet von Jakob Romans unter Wilhelm von Oranien, König von England, 1696, weshalb man häusig von einein älteren und einem neueren Schloß reden hört. Das umfangreiche Gebäude besteht ans einem Viereck, von den Gewässern der Mark umgeben, und ist neuerdings Sitz der Kriegsakademie. Als solche wnrde das Schloß gänzlich umgeändert, ohne die geringste Spur seiner alten Pracht und Herrlicheit zu hinterlassen. In früheren Tagen muß es aber dort stattlich genng ausgesehen haben. Manches interessante Ereignis; der so reichbewegten niederländischen Geschichte weist dorthin. Hier fanden die Vorverhandlungen zu dein sogenannten Bredaer Eompromist

Wilhelms von Oranien mit Egmont und Hoorn statt, den der niederländische
Adel im Jahre 1566 zur Abwehr der Inquisition und anderer Uebergriffe
der spanischen Negierung einging, ein Actenstück, das nach und nach von
vierhundert Edelleuten unterschrieben wurde und die Grundlage zum Geusen-
bund abgab. Der wichtige historische Moment ist, wie man weiß, Gegenstand
eines berühmten Gemäldes von E. de Biöfve geworden, das sich heutzutage
im Brüsseler Nugös maclöi-ny befindet und das in der neuen Kunstgeschichte
eine hervorragende Rolle gespielt hat. Neben Gallaits Abdankung Karls V.
wurde das im Jahre 1841 gemalte Bild bei seiner Rundreise durch Europa
1813 überall als eine epochemachende Leistung gepriesen, nicht allein für die
belgische Schule, sondern auch für die gesammte Wiederbelebung der Eoloristik
und der realistischen Nichtung. Vom Nredaer Schloß aus erließ ferner
Karl II. von England im April 1660, vor feiner Thronbesteigung, die so-
genannte Declamtion von Breda, in der er den Engländern Amnestie und
Gewissensfreiheit verhieß. Im folgenden Jahre fand hier nach einem mehr-
jährigen Seekrieg ein wichtiger Friedensfchluß zwischen Holland und England
statt, in dem beide Theile ihre Eroberungen einander zurückgaben. Die
wichtigsten Geschehnisse der Vredaer Geschichte sind außerdem folgende: Im
dreißigjährigen Krieg wurde die Stadt von dem niederländischen Statthalter
Friedrich Heinrich von Oranien erobert und durch den westfälifchen Frieden
den vereinigten 'Niederlanden zugesichert. 1793 wurde Breda fast ohne
Schwertstreich dein französischen General Dumonriez übergeben, einige
Wochen später aber wieder geräumt, um 1795 auf's Neue in die Hände
der Franzosen zu gelangen. Als Pichegru ganz Holland eroberte, «lachte die
französische Garnison 1813 bei Annäherung der russischen Avantgarde unter
Venkendorf einen Ausfall. Da erhob sich die gesammte Bürgerschaft und ver-
fchloß den Franzosen die Rückkehr in die Stadt, die diese vergeblich von
Antwerpen aus wieder zu gewinnen suchten.

Ebenso wenig wie im Schloß begegnet man sonst erheblichen sichtlichen
Erinnerungen an die ruhmreichen Zeiten, da das nassauische Geschlecht den
wichtigen Statthalterposten in Breda inne hatte. Die Zerstörnngslust er-
bitterter Feinde hat fast Alles dem Erdboden gleich gemacht, und eine neue
friedliche Zeit voll Gewerbefleißes und moderner Vausucht verwischte allent-
halben die Spuren einstiger Großthaten und Greuel. Wenn man die Ge-
schichte dieses merkwürdigen Platzes näher kennen lernen will, muß man
die reformirte Kirche oder, wie die Holländer sagen, die „Hervormde Kerk"
an: großen Markt besuchen. Dort wissen zahllose Grabdenkmale von den
alten Tagen zu erzählen. Aber auch dort haben die kriegerischen Jahre der
Vergangenheit arg gehaust, nicht allein siegreiche Eroberer der Stadt,
namentlich die Spanier im dreißigjährigen Krieg und die Franzosen bis in
unser Jahrhundert hinein, sondern auch — und zwar nicht am wenigsten
zerstörungsfüchtig — die von religiösem Fanatismus erregten Bilderstürmer
der Neformationszeit.

Die reformirte Kirche ist ein fpätgothischer Vau, der im dreizehnten Jahrhundert begonnen wurde und im Laufe der Zeit manche Wandlungen durchgemacht hat, mit einem unter Engeibrecht I. im Jahre 1410 geweihten Chor und schönem, neuerdings restanrirtem Thurm. Das Bauwerk, ein wenig an die Antwerpen« Kathedrale erinnernd, gewährt einen malerischen Anblick und ist ringsum von Häusern und Häuschen umgeben, die wie Vogelnester an seinem unteren Mauerwerk angeklebt sind. Im Innern ist Mancherlei zu besichtigen, das Meiste freilich im Zustand der Zertrümmerung. Die Umwandlung des früher katholischen Gotteshauses hat, wie an vielen Plätzen, auch hier der .Kunst großen Schaden gethan. Doch ist man neuerdings mit anerkennenswerther Pietät bestrebt, die guten Ueberbleibsel zu restauriren, selbst wenn sie mit dem Protestantenthum Nichts zu thuu haben. Die Wände, die früher durchgängig Wandmalerei enthielten, sind weiß übertüncht und nüchtern, wie in allen ähnlichen Kirchen. Die Fenster wurden ihres einstmaligen Schmuckes von Glasmalereien beraubt. Nur wenige Neste sind erhalten und zeugen von vergangener Pracht. In einer Seitencapelle findet sich ein ansehnlicher Taufbrunnen aus Kupfer, im Nenaissancegeschmack, den die beutegierigen Eroberer zurücklassen mußten, weil er sich als zu schwer und massiv erwies. Nur die decoratiuen Figurcu des Kunstwerks, Evangelisten und Apostel, haben die Franzosen entfernt und mitgenommen. Der Deckel des Vruunens wird durch einen vortrefflich gearbeiteten Krahueu aus Schmiedeeisen in gothischem Geschmack in die Hohe geboben, der seitwärts angebracht ist. Im Ehor findet man bemerkenswerthe gothische Kirchenstühle mit reichen: Schnitzwerk von Eichenholz. Bedauerlicher Weise sind aber auch diese nicht auf's Beste erhalten, nieder die vortrefflichen Ornamente im Spitzbogensril noch die höchst ergötzlichen Satiren auf die Geistlichkeit, die unter den Sitzen angebracht sind. Daß die letzteren nicht den Neifall der Kirchenhäupter fanden und vermutlich schon deshalb beschädigt wurden, kann man wohl begreifen. Es ist bekannt, daß sich die frommen Herren bei Lhorstühlen mit Vorliebe kleine Faulenzersitze anbringen ließen, .die bei aufgeklappten: Stuhle einen bequemen Nnhepunkt gewähren, sodaß die brauen Leute, wenn sie beteten, von Ferne zu stehen schienen und doch, wenn auch aufrecht, faßen. Diefc kleinen Sitzgelegenheiten und Hilfsmittel der Bequemlichkeit gaben namentlich in der gothifchen Zeit lustigen Bildschnitzern oder auch spottsüchtige« Donatoren erwünschten Anlaß, ihren Humor spielen zu lassen. In sehr vielen Kirchen trifft man an dieser Stelle höchst drollige, ungenirte und unehrerbietige Darstellungen, die entweder bestimmte Persönlichkeiten oder die Geistlichkeit im Allgemeinen bewitzeln und verhöhnen. Ter Platz schien besonders geeignet dazu, und in den ältesten Zeiten verstanden die frommen Männer es in der Regel ganz gnt, einen derben Witz zu vertragen. Zuweilen freilich mutzten sie auch gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn der Stifter solcher Kirchenftühle die Satiren selbst in Auftrag gegeben hatte. Das war z. B. auch bei den Bredaer Ehorstühlen der Fall, die von der gräflichen Hofhaltung

geschenkt worden sein sollen. Da sehen wir in meist harmloser, nicht immer direct verständlicher Weise mönchische Eigenschaften und Untugenden verspottet. Besonders häufig wird die Dhierwelt zum Vergleich herangezogen. Es werden Knmeele, Schweine, Esel, Krebse, auch Drachen abgebildet, daneben Teufel, Sphinre, oder anzügliche Hindeutungen auf Völlerei, Bettelei, Beschäftigung mit der bolden Weiblichkeit und manches Andere.

Das Wichtigste in der Kirche sind die Grabdenkmale. Die darunter Ruhenden kennt man freilich nur zum allergeringsten Theile den, Namen nach. Der ganze Chor ist wie ein Friedhof mit Grabplatten belegt, die fast durchgängig ihre Inschriften und Ornamente durch die Tritte der Jahrhunderte verloren haben. Auch hier hat die Naubsucht gewüthet und zahlreiche Kupferplatten gestohlen. Nur weuige sind erbalten, darunter die eines Willem van Gaelen (Galen) in guter Eiselimbeit, nach 1539 angefertigt. An den Wäuden sind ebenfalls prunkvolle Monumente angebracht. An einem umfangreichen, nenerdings restaurirten Denksteiu für Heinrich von Nassau mit der Anbetung Maria befindet sich auf der Rückseite die heilige Gertrud als Beschützerin der Mäuse mit einem kleinen schwarzen Mäuschen abgebildet, das an ihrer Gewandung beraufkriecht -^ eine Huldigung, nnt der der Künstler wohl noch eine kleine Nebenbedeutung verknüpft hat. Hervorzuheben ist ferner ein Wandmonument für den Grafen von Norgnival (1° 1536) und eins für Dirck von Afsendelfft (l' 1553) und seine Frau, das letztere mit besonders reichem Nilderschmuck nnd Ornament, auch mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes. Hier wnrde bereits bei den beiden Porträt-Figuren, den Engeln und den Säulen, der kostbare italienische Alabaster verwendet, während das Uebrige in Sandstein ausgehauen ist.

Ein wirklich hervorragendes Meisterwerk der Frührenaissance wurde in einer Seitencapelle des Chores errichtet. Mit Recht wohl ist diesem denkwürdigen Monumente in meinem Werke „Vadische Fürstenbilduisse, II. Band, Karlsruhe, Chr. Dh. Groos 1893" eine eingehende Besprechung zu Theil geworden.

Das freistehende Grabdenkmal ist — urkundlich sichergestellt — den» Grafen Engelbrecht II. von Nassau und seiner Gemahlin Eimburga, geborenen Markgräftn von Baden (1450—1517), Dochter des Markgrafen Karl I. (1° 1475) und feiner Gemahlin Katharina von Oesterreich (1° 1493), gesetzt worden. Engelbrecht II. ist den 17. Mai 1451 in Breda geboren uud 1594 ebendaselbst gestorben. Er erbte 1475 von seinem Großvater Engelbrecht I., der allein die Linie Nassau-Neilstein fortfetzte uud in Folge feiner Vermählung mit der Erbtochter der Herren von Polanen, Johanna, ausgedehnte Besitzungen in den Niederlanden gewonnen hatte, die ansehnlichen Güter in Breda. Als Feldherr und Liebling der Habsburger hat er in den Niederlanden eine große Rolle gespielt, ist aber ohne männliche Nachkommenschaft aus der Welt geschieden. Sein Bruder, Johann V., erhielt die nassauischen Besitzungen, dessen Sohn war Wilhelm der Reiche (1516—1559), auch

>^

Willem de Oude und später Graf von Nassau-Katzenellenbogen genannt, der die Reformation in seinem Lande eingeführt hat. Und dieser hinwiederum ist Vater Wilhelms I. mit dein Neinamen „Der Schweiger" gewesen, der durch freiwilligen Verzicht von den nassauischen Stammlanden ausgeschlossen war und die alte Linie Nafsau-Oranien begründet hat.

Ein anderer Sohn Johanns V. aus der älteren Dillenburger Linie, Heinrich III., trat 1504 die niederländischen Besitzungen Engelbrechts II. an und ließ seinem Onkel das prunkvolle Denkmal in der Bredaer Kirche setzen. Er ist am 12. Januar 1483 zu Siegen geboren worden. Seine Mutter war Elisabeth, Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen. Die Erziehung leitete der Ohmn Engelbrecht, dem er in seinen militärischen und staatsmännischen Kenntnissen sehr viel zu verdanken hatte. Sein Leben sollte mit den Schicksalen des Hauses Habsburg besonders eng verknüpft fein. Schon im zwanzigsten Jahre verwaltete er die Grafschaft Vianden. Er vermählte sich mit Franziska von Vianden, die aber nach neunjähriger, kinderloser Ehe starb. Frühzeitig genoß er das größte Vertrauen Marimilians und übernahm die militärische Erziehung des jungen Karl, spateren Kaisers. 1505 erhielt er das goldene Vließ, 1507 wurde er Oberbefehlshaber der Kriegsheere Marimilians und Karls in den Niederlanden, 1509 Drost von Nrabant. Karl zeichnete ihn durch dauernde Freundschaft und mannigfache Gunstbeweise aus. Im Jahre 1515 bekam er die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Friesland, eine Stellung, in der er viele kriegerische Lorbeeren erwarb. Sieben Jahre später legte er sein Amt aber wieder nieder, um sich ganz seinein kaiserlichen Herrn zu widmen, nachdem er auch vorher schon sehr thätig für dessen Kaiserwahl eingetreten war. Er ging mit Karl V. nach Spanien und blieb von da ab sein steter Begleiter, indem er überall auf das Nachhaltigste des Kaisers Interessen vertrat. Seine zweite Frau, Claudia von CMons, Prinzessin von Oranien, starb in, Jahre 1521. Ihr Sohn Nenatus erbte nachmals die reichen oranischen Besitzungen. In dritter Ehe war Heinrich mit einer Spanierin, Menzia von Mendoza, Markgräfin von Eenette, vermählt. Er selbst starb am 14. September 1588.

Dieser Graf Heinrich von Nassau, dem wir das Denkmal zu danken haben, scheint ein besonders kunstliebender Fürst gewesen zu sein, der aus Deutschland große Neigung zu den Schöpfungen bedeutender Meister mitbrachte. Unter ihm begannen die umfangreichen Bredaer Schloßbauten. Von feinein ernsten, gediegenen Kunstgeschmack zeugt jedenfalls das erhaltene Grabmonument. Ein holländifcher Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Th. E, van Goor (Lk8o!ii)'vinF äor 8t»,ät «u I^näs v»Q Lrsäa. In'8 6ravyuK«sss 1744 p. 32) sagt darüber: „pr»ßtiss6 lomd« bv Hendrik <FlllÄ,k v»u >'388UU, 6682klt'8 lEngelbrechts) opvolFyi- na»m»>8 ckoeu iuaalc«n."

Zur Anfertigung des Grabmals beauftragte Graf Heinrich einen hervorragenden Künstler, der offenbar in Italien ausgebildet war oder fogar

von dort herstammte. Das geschah in der für die Kunst der Niederlande so wichtigen Zeit, als auch hier, wie in Deutschland überall im sechzehnten Jahrhundert, die italienische Frührenaissance mächtig eindrang. Ziemlich schnell wurde damals mit den Traditionen der heimischen Kunst auf dem Gebiete der Malerei gebrochen. Nur die Plastik und Architektur suchten noch in längerer Abgeschlossenheit ihren nationalen Charakter zu bewahren, obzwar sich auch die italienische Ornamentik allenthalben bereits geltend machte. Um so hervorragender wirkt das Bredaer Denkmal mit seinem durchaus italienischen Gepräge und mit seinem italienischen Material mitten unter den niederländischen Kunstschöpfungen. Das Kunstwerk wurde früher keinem Geringeren als Michel Angelo zugeschrieben, von dem es aber keinesfalls herrühren dürfte, wenngleich man die Behauptung in Breda auch hellte noch aufrecht zu erhalte» sucht. Bedauerlicherweise ist das alte Nredaer Archiv und damit auch wohl jedes sichere Document an Ort und Stelle über die Herkunft des Denkmals bei einer der vielen Belagerungen der Festung durch Brand zerstört worden. In neuester Zeit wird als Verfertiger der fchon erwähnte Thomas Viucenz von Bologna genannt, „der, obwohl Schüler Raffaels, sich nach Michel Angelo gebildet hat." So lautet wenigstens eine Notiz in Bädekers Handbuch unter der Verantwortung von Anton Springer. In der Vorrede sagt der Meister der Kunstwissenschaft: „Die Grabmäler des Grafen Engelbrecht von Nassau und dessen Gemahlin in der großen Kirche zu Breda .... reihen sich den schönsten Werken an, welche die Renaissaucekunst im Norden geschaffen hat." Sie werden dem voNrefflichen Monument des Erzbischofs Wilhelm von Eron (1° zu Worms 1521) in der Eapnzinerkirche zu Eughieu an die Seite gestellt. Ebenso nannte Gustau Ebe (Die Spätreuaissance, Berlin 1886, Band I, Seite 435) das Monument „ein bedeutendes Skulpturwerk, dessen Meister unbekannt ist"; alle Figuren in Alabaster seien von „vorzüglicher Ausführung". Seine Quelle ist vau Mendpck, der auch nichts Wesentliches über den Künstler vorzubringen wußte. A. Seubert berichtete in den Nachträgen zu Müllers Künstlerlerikon (Stuttgart, 187», Seite 46) nach den Dioskuren (1866) von einem Tommaso Vincitore da Bologna, der als Schüler Raffaels diesem nn den Arbeiten in den Loggien des Vaticans geholfen und später das Weben der Eartons in Flandern beaufsichtigt habe.

Diese Spur dürfte vielleicht bei näherer Verfolgung zu irgend einem Resultat führen. Ein in Flandern auch sonstwie beschäftigter Italiener hat jedenfalls die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, als Schöpfer des Denkmals zu gelten.

Einige dürftige Mittheilnngen über den von Julius Hübner in Schaslers Dioskuren erwähnten Thomas Vincidor oder Vincitore voll Bologna findet man in der Lebensgefchichte Albrecht Dürers (Thausing, Dürer, 2. Auflage; II. Seite 186). Der italienische Künstler besuchte den deutschen Künstler in Antwerpen, als dieser dem Einzug Karls V. im Jahre

152l> beiwohnte, und brachte ihm Kunde vom Tode Rasfaels uud vou der Auflösung seiner Werkstatt (^ 6. AM 15M. Türer erzählt darüber selbst in seine!» „Tagebuch der Reise in die Niederlande" (erste vollständige Aufgabe nach der Handschrift Johann Hauers mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Friedrich Leitschuh, Leipzig, 1884, Seite 62 s.). Er nennt ihn dort „Thomas Polonier", erwähnt, das; er „ein guter Mahlcr" sei und ihn habe kennen lernen wollen. Vincitorc war mit eindringlichen Empfehlungsbriefen des Papstes Leo X. ausgestattet und im päpstlichen Auftrage nach den Niederlanden gekommen, um die Ausführung der gewirkten Tapeten nach den Eartons von Nnffael und seinen Schülern zu überwachen, und zwar handelte es sich wohl vornehmlich um die zweite Reihe der vierzehn Teppiche mit den Tarstellungen aus dem Leben Jesu, die sogenannten jüngeren Arazzi, die nicht wie die älteren elf nach Naffael'fchen Eartons gearbeitet sind. Ter Volognefe verehrte Türer einen goldenen Ring mit einem antik geschnittenen Stein — fünf Gulden wenn — „aber mir hat man zwifach geldt dafür wollen geben" — und Tiirer gab ihm dagegen foviel von seinen besten Vilddruckcn, das; es sechs Gulden ausmachte. Am I. 'Tctober überwies ihm der deutsche Künstler noch einen ganzen Truck von seinen Werten, damit Vincitore diesen durch einen anderen Maler nach Rom schicken und ihm dafür das Werk Raffaels „Rnphaelsding" — wahrscheinlich die Stiche von Marc Anton Naimondi — eintauschen möge. Außerdem schenkte ihm Thomas „ein welsch Kunststück", wofür sich Türer wiederum reuancbirte mit „1 Stüber für ein Kunststück". Thomas von Bologna malte damals ein Bildnis; von Türer, das der Italiener mit nach Rom nehmen wollte. „Ter Polonius hat mich conterfet, das will er mit ihm gen Rom führen." Türer zeichnete dagegen den Italiener „von Rohm" in Kohle (a. a. 'T. S. l^<>>. Tas Porträt von Vincitore, gewiß in Oel ausgeführt, ist leider verloren gegangen. Dock besitzen wir davon einen Kupferstich von Andreas Stock aus dem Jahre IttW, also hundert Jahre später, mit der Unterschrift: NM^is8 ^idsrti, vuieri Xorioi, ?iewri8, ßt 8ou!ptoii8 Iiaownuz sxeellsnti88iuü cielinoatn, aü iinaßinsin eni8 quam ^Kom<»8 vineiclor 6« Loloi^m'a, n<! vivum ckepinxit ^ntvornias 1520. H.n«i: 8W0K zeulp3it: 1". cls ^Vit t?xcuiclit 1tt29.

Das Vild muß, nach dem Stich zu urtheilen, ein gutes gewesen sein. Der fünfzigjährige Dürer ist in breitem Hut mit Pelzfchaube, laugen Haaren, aber üirzgeschnittenem Barte dargestellt. Der Ausdruck des Gesichtes ist ziemlich ernst. Es kann auch nach der Unterschrift des Kupferstiches angenommen werden, daß Dürer das Werk von Vincitore zum Geschenk erhalten und mit nach Nürnberg gebracht habe, wo der Kupferstich angefertigt wurde, worauf das Gemälde verschwand.

Vincitore ließ sich jedenfalls in den Niederlanden festhalten, und es ist nicht überliefert, ob er noch einmal nach Italien gelangt ist. Er wurde

in der Folge psintro äs Ismpsi-sur, Maler des Kaisers, genannt, lebte
bis in die dreißiger Jahre in Breda und erfreute sich namentlich der Gnnst
des Grafen Heinrich III. von Nassau. Durch diefen Gönner ist er ver-
muthlich mit deni Kaiser bekannt geworden und in Breda für mancherlei
künstlerische Aufgaben angestellt worden. Vorher war der Wohnsitz des
Grafen zumeist in Brüssel. Dürer erwähnte (1520) an zwei Stellen fein
Haus, das er besuchte. Der italienifche Künstler muß Mitte der dreißiger
Jahre gestorben fein, da fchon 1536 feine Erben in Vreda erwähnt werden.
(Pinchart in den LuIletinF 6s 1'»cl>clömis rovais cls Lslßiszus).
Vincitore wird auch uo» Paffavant als einer von Naffaels Sch n
erwähnt, der aber später mehr den Eorreggio nachgeahmt habe. I >s
Hübner hat in feinen kleine,: Beiträgen zur Kuustgeschichte „Wer ha, ne
Cartons zu den Naphaelischen Teppichen colorirt?" nachzuweisen gesi, ht,
daß dieser Tommaso Vincitore da Bologna derselbe Schüler Naffaels ge-
wesen fei, den Vafari als „il Bologna" unter den Gehilfen bei der Aus-
führung der Arbeiten in den Loggien des Vaticans aufführt, nnd den
Francesco d'Orlanda, ein portugiesischer Miniaturmaler, der noch zu
Michel Angelos Lebzeiten in Rom studirte, in einen: vom Grafen Naczynski
(I«8 »rt8 sn ?c>i-tuZl,1, 1846, S. 54) mitgetheilten Bericht von 1548
als „den Schüler Naffaels Bologna" hinstellt, der für die Niederländer die
Cartons illuminirte, „die fein Meister für die Teppiche gezeichnet hatte"
und unter die berühmtesten Maler, die man die „Adler" nenne, zählt. Auch
das ist nach diesen Nachrichten wahrscheinlich.
Derselbe Thomas Vincenz von Bologna gilt, wie gesagt, als Bau-
meister, und zwar nicht nur als Äusschmücker, fondern als Miterbauer des
im Jahre 1531 begonnenen Bredaer Schlosses. Jedenfalls wurde er vou
Heinrich zu Anfang der dreißiger Jahre des fechszehnten Jahrhunderts dabei
befchäftigt, worüber es bei van Goor (a. a. O. p. 61) heißt: „uucisr't
dsztisr van clsu dsrucntsn Iwli»an8c:l>sn LcmninsoFtor Lulo^ne."
Nach Alledem war diefer Hofkünstler des Grafen von Nassau alfo ein
jedenfalls zu feiner Zeit hoch angesehener und vielseitiger Meister in den
verschiedenen Fächern der bildenden Kunst, und es ist an sich wobl wahr-
scheinlich, daß auch das Grabmal, das der ihn: so gewogene Graf seinen:
Oheim setzte, unter seinen: Einfluß — wenn nicht gar von ihn: selbst —
gemacht worden ist. Den: Grafen war es offenbar darum zu tlmn, feinen:
Wohlthäter eine befondere Liebe und Ehrfurcht auch über den Tod hinaus
zu erweifen, und daß er sich dazu der Beihilfe feines Lieblingskünstlers be-
diente, fcheint febr erklärlich. Vincitore gehört dann zu den univerfalen
Meistern, die nach Art der großen Einauecentisten gleichzeitig als Maler,
Baumeister und Bildhauer heruorgetreteu sind. Verwunderlich bleibt es nur,
daß über einen so vortrefflichen nnd reichbegnadeten Künstler so gut wie
gar keine Nachrichten erhalten sind. In den unruhigen Zeiten, die das
brabantische Land damals durchmachte, sind aber viele einheimische, geschweige

denn fremde Künstler vergessen worden, die die pietätvolle Kunstforfchung
wieder an's Licht zu bringen berufen ist.
Bemerkenswert!) für die frühere Ansicht über das Bredaer Grabmal,
ist eine leichtverständliche, wenn auch nicht stichhaltige Stelle in dem bereits
erwähnten holländischen Werke von Tb. E. van Goor (p. 81). Der Ver-
fasser bespricht das Denkmal bei der Beschreibung der Kirche folgender-
maßen:
Daar ts^Ln ovsr i8 6s Xapsl v»n äo H. Äas^ä Naria, ul det
Xoor 6er Heeren vsu Lreäll; ^»ar in 6oor 2en6riK Or»l»f v«n
Na88au, ter sereu van xvnen Oom en ^eläveuäer, Lraal NuFelbreedt
äsu II, e« Ds82ßlt8 Oemaiiune I^imbui-ss v»n Laden, iL ßsplgatzt 6e
aloiu beioemcle Oras^tecle, ßema»I:t dour 6sn vermaeräen Honstenaei-
eu Leelänou^vei- Nioniel ^n^elo 6s Luonarota, van ^Ibl>8t ut
Oo8ter8ehen slaoi-8cuvu6ncleu Narmer. De^elve de8ta»t uvt t^ves
Leelden, eeu U»un en eene Vrou^v, le^ssencie c>n eens van toetstseu
verueve ^»r^ russFe!inß8 uvtFe8<reeKt. Lo^ven äe^vel^s eeu xvnrs
talel van 6ien xeltden 8teen ^eära^en ^ orclt 6oor v:er 2IäN8deeI6yu
alle c>n nunus eene linie bittende; op ^elke tnfel net ^VauentuvF 668
6ra»l8, ^eer Kon8tiF uvt ruarmur ^enonwen, »eäerle^t. Dexe vier
inni-mers Leeicleu bedben bunne 0r>8oIilisten, op vier^nuts »Ibaste
1i1»2t^6U8, deneden Iien FL8teIt, V'2r VÄü'er UOF tvvee in ^ve^en xvn.
Hst eene Leslä vertoout äen liuomLonen Xevxer <7n1iu8 <I?W8»r, in
Iiuirievn8eu Xrv^8ßewl>aät, met't vollende 0r,8eurilt: „<ü. ^uliu3
LusLar, Virtnts dellica imperavi. ?oitituäu." D»t i8: „(>. >Iu1in8
<^»S8ar, 6oor 3rvF86eu^<1 Iied iek ^ere^eert. De Dauperlceiä." Ilet
tvveeäe verbeelät llsn deruenten Ii(ioin8onsn Veläuser Ile^uIuL, met
2vn buveuivl Aan8cu nnaict, vnn eene ver^vonclel'in^ naaräi^e Kiaobt
en Knust. ^Vaar on6er 8tn»t: „N. Httiliu8 Iießn1u8, Ibidem iulrnetns
86rvavi. Na^nanimituL." Dat 18: ,M. H,ttiiiu8 lie^uluL, invn Feßevon
'VVoorä nsb ic^ unverdro^en ßelionclsn. Vß Näelmusäi^nsili.^ vs
tvves anäers, ^visr8 onzonrilisn nl^Ldrollsn 2vu, vsrnesläeu, n»ll
luvn «dläßel. twse OrieliLcby Hi?I6sn.)Ieu Ii»n noF oßinercksn, 6ut
6s 'VVnuen^lseäsren äier tnes Ltanädseläen vc>ort>«6n vei-^ult ^vn
FE^ßezt. 0u 6sn vost v»n <ien IsWSnäsn «I»r>!, »an äe Luväxväe,
8tnan ds X^vartieren cisr ^V»p6N6n v»n äen Oraaf, «n a«n 6«
^uurcliixäß, clis van 6e Or^vinns, xonäsi' ssniss vkr6sr ou3et>rift/'
Die Irrthümer ergeben sich leichtlich. Der Schreibfehler Linwnrg statt
Cimburga hat bis in die neueste Zeit statt auf eine badische Prinzessin auf
eine folche aus Limburg hingewiesen.
Die beiden Helden, die van Goor für Griechen hält, sind Hannibal,
dessen Charakter in dem Worte pßrzsvsi-antia gekennzeichnet werden soll,
und Philipp von Mnccdonien, dem das Lob der piuäsutia zuertheilt wurde!
Der Stifter des Denkmals wollte durch die vier bedeutungsvollen Männer

und ihre verehrungsvolle Huldigung die mannigfaltigen Kriegstugenden seines
Enkels und Wohlthäters verewigen. Die Wappen und Insignien, die am
Fußende des Monumentes angebracht wurden, sind völlig werthlos als neue und
sehr ungeschickte Ergänzungen der alten verlorenen Stücke. In den älteren
Beschreibungen des Denkmals sind bessere Darstellungen von ihnen zu finden.
Alle Figuren aus durchsichtigem italienischen Alabaster sind vortrefflich
erhalten. Die Köpfe des Grafen und der Gräfin waren freilich in den
Zeiten des Bildersturmes durch frevelhafte Hände abgenauen worden, doch
haben ste eine sehr geschickte Wiederherstellung erfahren. Es handelt sich
bei diesen kunstvoll ausgeführten Gestalten offenbar um wirkliche Individual-
Porträts, was doppelt wichtig erscheint, da das Werk ersten Ranges ist.
Die Thatsache, daß Vincitore erst 1520 nach den Niederlanden gekommen
ist, weist freilich darauf hin, daß er, wenn er der Verfertiger ist, das
Fürstenpanr nicht von Angesicht zu Angesicht gekannt, sondern nach früheren
Abbildungen gearbeitet hat. Die beiden Gatten ruhen auf vortrefflich in
Alabaster gemeißelten, am Kopfende aufgerollten Bastmatten, die hinwiederum
auf einer mächtigen fchwarzen Marmorplatte liegen. Die todten Körper
sind mit gefalteten Händen dargestellt, in einfachen Linnen, mit entblößten,
starren Füßen. Die Modellirung zeigt einen ungemein naturwahren, bei-
nahe derben Realismus, der den Tod in seiner echten Gestalt vorführt.
Graf Engelbrecht, der an der Auszehrung gestorben sein soll, ist bis auf
die Knochen abgemagert. Das edel geschnittene Antlitz zeigt sich stark ein-
gefallen und spricht von langen, endlich überstandenen Leiden. Ter Mund
ist bei der Todesstarre offen geblieben. Der nackte Oberkörper giebt den
Beweis der zerstörenden Kranklieit. Trotzdem ist der Anblick keineswegs
abschreckend und unangenehm. Vielmehr sehen wir künstlerisch verklärt, in
den Zügen des Helden, der hier ausgelitten hat, fromme Ergebung und
milden Frieden. Uni ein Bedeutendes zarter und inniger wirkt aber das
Vildniß der Gräfin Eimburga. Sie ist überlieferungsgemäß an der Schlaf-
sucht gestorben, und es scheint fast, als ob der Künstler sie wirklich im
Schlafe habe fchildern wollen. Nichts von ^irdischen Leiden und Sorgen
steht auf diesem wohlgestalteten, ebenmäßigen Gesichte zu lesen. Nach reich-
gesegnetem Leben schläft sie den Schlaf der Gerechten. 'Ter bei den
unterschiedlichen Todesarten von der Natur gegebene Eontrast hat zu einer
wohlerwogenen künstlerischen Gegeneinanderstellung geführt.
Die vier Helden, die als Symbole der Tapferkeit, Edelmüthigkeit,
Beharrlichkeit und Vorsichtigkeit auf einer fchwarzen Marinordecke baldachin-
artig das reiche Rüstzeug des Grafen tragen, sind gleichfalls mit großer
Liebe und Sorgfalt durchgearbeitet, wenn auch nicht gerade mit derselben
Meisterschaft der Eharakteristik und Individualisirung, was bei ihrer nur
allegorischen Bedeutung erklärlich erscheint. Nur Negulus gab durch seinen
nackten Körper wiederum Veranlassung, die vortrefflichen anatomischen Kennt-
nisse des Künstlers zu zeigen. Dafür tragen die drei übrigen Necken aus-

gewählt prächtige und minutiös ausgeführte Rüstungen. Alle richten ihr
Antlitz aufwärts, stolz, wenn auch mit Anstrengung die Last stützend. Ale
eine ganz vorzügliche Bildhauerarbeit muß schließlich der Waffenschmuck des
Grafen angesehen werden, der aus den mannigfaltigsten Stücken besteht und
von Brust- und Beingewand, von Schild und Helm bis zu den Schuhen
und Schnallen hinab mit größter Genauigkeit wiedergegeben worden ist.
Auf alle Fälle haben wir es hier mit einem Kunstwert zu thun, das
die Beachtung der Kunstforschung verdient, und wenn diese Zeilen dazu
dienen sollten, nähere Berichte über seinen künstlerischen Urheber herbeizu-
führen, so wäre ihr Zweck erfüllt.

öagen der Indianer von Vst-(Lanada.

von

Gttll L. Äiriczelt.

— Vrezlau, —

Qucllenwerke. — Die Alnontin-Indianlr. — Charakter ihrer Mnthologie. — Der Sagenlreis von Glooskav. — Seine Geburt. — Kämpfe mit Zauberern. — Tic Walfischiagd. — Der Eiskönig. — Der Kamuf mit dem Bündiger der Gewässer. — Die Fahrt zum Sturmvogel. — Heros Pulowech und sein Nackezug in das Land der Dämonen. — Das geheimniizvolle Reich Gloostavs. — GlooslavZ Abschieb. — Die indianische Götterdämmerung. — Der Sagenkreis von Lox. — Die Sternbläute. — Elfen. — Eisriesen. — Die Schlange U^vü-inoX^v. — Schluß.

!jin Oktober 188!» starb zn Hantsport in Neu-Tchottland (Lanada) in hohem Alter der Reverend Silas Tertius Rand. Wer war Nand? Eine Leuchte der theologischen Wissenschaft? Ein neuer Neligionsreformator? C-inc amerikanische Berühmtheit? Der Name des bescheidenen Indianermiffiouars ist zu seinen Lebzeiten kaum in weite kreise gedrungen, seine zahlreichen Schriften, deren bloße Aufzählung sieben enggedruckte Seiten füllt, find der guten Hälfte nach Manufcript geblieben; was von ihnen zu feinen Lebzeiten gedruckt worden ist, hat dem unermüdlichen Manne keinen weithinklingenden Namen verschafft, und es ist bezeichnend, das; das Werk, das wohl am meisten dazu beitragen wird, seinen Namen in ehrenvoller Weise der Nachwelt zn übermitteln, erst fünf Jahre nach seinem Tode, dank den Bemühungen des Welleslen-College's, erschienen ist. Es muß ein merkwürdiger Mann gewesen sein, der Vavtistenvrediger Rand, der in seiner reifen Jugend als Maurer unter der Arbeit Lateinisch lenite, sich autodidaktisch elf todte und lebende Sprachen aneignete, und in: Alter von 36 Jahren feine behagliche Pfarre verließ, um sich fortan dem mühevollen, unscheinbaren und materiell kärglichen Vernfe eines Missionärs unter den Indianern feiner Heimat, den Micmac und Maliseet-Stämmeu,

bis zu seinem Lebensende zu widmen. Was er als Freund der Indianer und im Dienste seines Glaubens geleistet, zeigt der Ehrenname eines „Elihu Vurritt von Eanada", den ihm seine jüngste Biographie von Helen L. Webster giebt; die Dienste, die er der Sprachwissenschaft als Grammatiker und Lexikograph der Micmac- und Maliseetsvrache erwiesen, weiden ihm unter den Americanisten ein dankbares Andenken sichern; aber auch viel weitere Kreise, nämlich alle die, welche an der vergleichenden Volkskunde, an den poetisch-mythologischen Überlieferungen der Naturvölker Antheil nehmen, werden den Namen Rands, des unverdrossenen Sammlers von Indianersagen und Märchen, dessen kostbare Gabe „I^F6n68 ok tks Memaoz" uns jetzt, fünf Jahre nach seinem Tode, zugänglich geworden ist, in Dankbarkeit nennen und sich der reichen Fülle von originaler Naturpoesie erfreuen, die der ehrwürdige Missionar Nand neben seinem Mitarbeiter auf diesem Gebiete, dem eifrigen Volksforscher Charles G. Leland, vor dem Untergange und der Vergessenheit gerettet hat*).

Von dem einst so mächtigen Volke der Algonkin, das, in zahllose Stämme gespalten und über vierzig Sprachen sprechend, einmal den ungeheuren Raum von Labrador bis weit nach Süden, von den Küsten des atlantischen Oceans bis zu den Rocky Mountains eingenommen, sind heute nur mehr vereinzelte kleine Reste vorhanden, die entweder immer mehr zurückgedrängt und vernichtet, oder von den Weißen inselartig eingeschlossen und von der Cultur aufgesogen werden. Während im Gebiete der Vereinigten Staaten der Indianer in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer historischen Erinnerung geworden sein wird, baben die Eingeborenen von Britisch-Eanada ein besseres Loos, dank den Bemühungen menschenfreundlicher Missionäre, der milderen Behandlung seitens der Regierung und nicht zum Mindesten ihrer Unentbehrlichkeit als Pelzjäger in den ungeheuren subarktischen Gebieten im Dienste der Weißen. So kommt es, daß, sehr im Gegensätze zu der weitverbreiteten Meinung von dem gleichmäßigen Aussterben sämmtlicher Indianer, die statistischen Erhebungen eine Zunahme derselben in Eanada bezeugen; die Zahl sämmtlicher Indianer Eanadas betrug im Jahre 1875 zwanziqtausend gegen dreizehntausend im Jahre 1861, und ein einzelner Stamm in Neu-Schottland und Neu-Vraunschweig weist im Jahre 1892 über drenausendsechshundert Individuen gegenüber zweitausendzweihundert im Jahre 1851 auf. Sprechen nun diefe Zahlen allerdings gegen die Annahme der Aussterbetheorie, so darf man sich doch andererseits keinen Täuschungen darüber hingeben, daß die nationale Eigenart dieser Indianer kaum lange den nivellirenden Einflüssen der Eultur, des Christenthums und der stark vor sich gehenden Nassenmischung Stand halten wird; die Indianer Eanadas mögen vielleicht in hundert Jahren an Zahl

*) 'l'K? ^!^s,iis>uin I>^enc>» ns !^ev-^,i^Iün,I. 1>v ^Iiüiw« U, I^Innd, Ix'n,I»n 1884: I^oin!» c,f tn«, M«ml,(!3 >,v tn<> Lev. 8. 1°. Kund. Xe,s Volk 1894,

noch zugenommen haben, aber es werden nicht mehr die Indianer der alten
Zeit sein, und man wird unter ihnen nach ihrer Ursprache, ihren Titten,
ihren alten Volksüberlieferungen vergebens forschen. Wie bedauernswert!)
der Mangel an Verständniß für diese Traditionen und die Lässigkeit in der
Aufzeichnung und Erforschung derselben gewesen ist, zeigen auf das Deut-
lichste die Mittheilungen Lelands, der bei seinen Auskundungen auf diesem
Gebiete sehr oft von alten Leuten hörte, ihre Väter oder Großväter hätten
diese oder jene Geschichte noch in poetischer Form gesungen, während heute
die prosaische Erzählung — und diese oft trümmerhaft — fo gut wie aus-
schließlich vorherrscht. Wie viel aber selbst heute noch gethan werden kann,
ersieht man aus den Sammlungen Lelands und Rands, die uns die
Trümmer einer großartigen Mythologie nnd unzählige Sagen und Märchen
gerettet haben, einer Mythologie, von der Leland in dem begreiflichen
Enthusiasmus des Pioniers zwar etwas übertreibend, aber nicht ganz ohne
Grund ausspricht, daß sie der Poesie der Edda, des Kalewala nnd der
grandiosesten altnordischen Sagen in Vielem congenial sei. Es ist die alte
Mythologie und Sagentradition eines kleinen Stammes der Algonkin, die
uns Leland und Rand gerettet haben, nämlich der „Kinder des Lichtes"
oder Wabanaki, wie sie sich nennen, d. h. der seeanwohnenden Indianer von
Neu-Nraunschweig, Neu-Schottland und Prinz-Edward-Insel sowie Maine,
der Micmacs und Passamaguoddy, kleiner, ganz von Weißen umgebener
und halbcivilisirter Stämme, die schon zur Zeit der französischen Eolonisten
grüßtentheils zum Ehristenthum bekehrt worden sind. Selbstverständlich sind
die alten Ueberlieferungen dieser Indianer schon stark verblaßt und lücken-
haft, die alte Mythologie schon auf dem Wege zum bloßeu Märchen;
immerhin aber sind die geretteten Neste noch so reich nnd eigenartig, so voll
von einer wilden, fremden, aber großartigen natürlichen Poesie, daß es den
freundlichen Leser gewiß nicht gereuen wird, sich eine kleine Weile in das
Phantasieleben eines merkwürdigen Naturvolkes zu versetzen und damit
vielleicht nach langen Jahren wieder für kurze Zeit zu einer Jugendliebe
zurückzukehren.

Die landläufigen Kenntnisse von der indianischen Mythologie beschränken
sich meistenteils auf das Wissen, daß die Indianer einen „großen Geist",
Manitu verehren, womit sich die irreführende Vorstellung verbindet, daß
wir es hier mit einem geläuterten geistigen Gottesbegriffe zu thun hätten.
Die Missionare, die den Namen Gott in indianischen Sprachen wiedergeben
wollten, wissen besser, wie es mit dem Worte Manitu bestellt ist: es be-
deutet nur wunderbar, seltsam, und wird nnt zahlreichen Dingen verbunden,
die nichts Göttliches an sich haben: Mnnitustein, der wunderbare Stein,
heißt der Stahl und Aehnliches mehr. Der Irrthum, der aber nicht blos
von größeren Kreisen, sondern auch von zahlreichen älteren Darstellern und
Erforschern des amerikanischen Götterglaubens begangen worden ist, ist ver-
zeihlich, denn Nichts ist schwieriger, als sich der eigenen Vorstellungen von

dem Göttlichen zu entäußern und auf die primitiven Vorstellungen eines wilden Volkes einzugehen, von dem wir keine systematische Durcharbeitung seines religiösen Geisteslebens erwarten dürfen. Die anthropologischen Untersuchungen eines Tylor, Spencer und anderer Forscher haben uns erst gelehrt, die Grundlagen der religiösen Vorstellungen primitiver Völker zu erkennen. Die Vorstellung, daß die eigene Seele unzerstörbar sei, daß sie sich im Schlafe und Traume, aber auch im Zustande magischer Nezanberung vom Leibe trennen, zahllose Gestalten, vor Allem Thicrgestalten annehmen könne, daß sie nach dem Tode weiter lebe und den Lebenden erscheinen, ihnen nützen und schaden könne, bildet den Ausgangspunkt für eine Belebung und Dämouisirnng der ganzen Natur, deren Erscheinungsformen alle auf des Walten von seelischen oder dämonischen Geistern zurückgesübn werden. Wie alle wilden Völker, ist auch der Indianer von einem Heere von dämonischen Gestalten umgeben, aus denen sich einzelne durch ihre Mackt oder ihre besondere Bosheit -— denn die Furcht, nicht die Liebe spielt ini primitiven Glauben die Hauptrolle — zu eiuer Stellung emporheben, die nur mit einem Mißbrauche des ethischen und edlen Namens als Götter bezeichnen könnten. So erklärt sich der scheinbar seltsame, aber durchaus richtige und nicht blos für die Indianer giltige Satz Lelands, daß der alte indianische Glaube keine Götter kenne, sondern nur zaubergewaltige Mächte, deren Kraft an einen Fetifch gebunden ist, und daher wird uns der Glaube primitiver Völker verständlich, daß die Menschen durch Zauber, Talismane und Beschwörungen die Macht dieser „Götter" überwinden, von sich abhalten oder gegen ihre Feinde lenken können; erst fpät dringt das Denken zu der Vorstellung höherer, reinerer und wohlwollender Mächte durch, die immer eine Errungenschaft höherer Enltur und Gesittung sind.

Aus dieser gemeinsamcu Wurzel, dein Seelen- und Dämonenglauben, entsproßten die bei jedem amerikanischen Stamme sehr verschiedenen und bunten Sagen- und Märchencyclen, die man indianische Mythologie«! benennen kann, auf dereu Charakter felbstverständlich der Culturgrad und die natürlichen Anlagen des betreffenden Volkes, sowie die Natur, von der es umgeben war, den durchgreifendsten Einfluß ansübten.

Die Natur, in welcher die nordöstlichen Algontin, von deren Mythologie hier die Nede sein wird, lebten, war nicht geeignet, dem Dämonenglauben eine freundliche Färbung zu geben. Diefes Laud, sagt Abb5 Morillot, ist wie kein anderes geschaffen, Aberglauben zu erzeugen; Alles dort, See, Erde und Himmel ist wildseltsam. Und Leland schildert ein« drncksvoll das Ueberwältigende dieser Natur: das Innere des Landes ist eine Wüste sondergleichen, eine gefrorene Sahara, die von der Mitternachtssonne oder dem Nordlicht blntig gefärbt wird. Die wilden Schreie, die aus der Tiefe ausgehöhlter Eisberge ertönen und in den Klippen, Cisinseln und brandenden Wogen widerhallen, erregten noch im 17. Jahrhundert einem Besucher Entsetzen, nnd der nüchterne Missionär Erantz crbob sich nur ein-

mal in seinem Leben zu poetischer Begeisterung, als er vor etwa hundert-
fünfzig Jahren uou dieser Scenerie sprach.
Diese wilde, arktische Natur hat ein Heer von furchtbaren Dämonen
und Schreckgespenstern erzeugt, die den unheimlichen Stempel der Polar-
nacht tragen und in so Vielem den finsteren Phantomen des Eskimoglaubens
gleichen. Daneben aber finden sich Züge von milder, man mochte fast
fagen, zarter Schönheit, von naiver Naturpoesie, und im Mittelpunkte der
Mythologie steht ein Wesen, Glooskap, das Leland als die großartigste und
der Höhe arischen Gottesglaubens am nächsten stehende Gestalt bezeichnet,
die je der Phantasie eines wilden Volkes entsprungen ist. Er ist ein
Freund der Menschen, voll Größe und Güte; er bekämpft die Feinde des
Menfchengefchlechtes, die Frostriesen, Zauberer und Dämonen, und mag er
auch in diesen Kämpfen noch fo dämonisch anwachsen, daß sein Haupt über
die Wolken reicht und seine Stimme wie Donner klingt, immer bleibt er
doch menschlich in seinen: Thun, und wo er mit Menschen zusammenkommt,
ist er freundlich; keine Grausamkeit oder Bosheit wird ihm zugeschrieben,
er ist familiär, ja fogar humoristisch, ohne doch seine Würde zu verlieren.
Man kann in Wahrheit von ihm sagen, daß auf ihm ein Schimmer jeuer
göttlichen Majestät und Güte ruht, womit die arischen Mythologien ihre
Götter unikleiden.
Alles Dieses, und besonders der Humor, der sich sieghaft durch die
Schrecken des Dämonenglaubens und der Natur durcharbeitet, lassen diese
Mythologie, die sich nach dem Zeugnisse von Kennern so stark von der
anderer Indianer unterscheidet, wohl des Interesses werth erscheinen, ihr
für eine Weile näher zu treten.
Ueber die Herkunft Glooskaps giebt es zwei verschiedene Versionen;
uach der einen kam er auf einer schwimmenden Granitinsel über die See;
uach einer anderen, die in südlicheren Indianerlegenden ihre Parallelen
findet, war er der Zwillingsbruder des Malsum-sis, welcher letztere bei der
Geburt den Tod der Mutter verursachte, indem er durch ihre Seite durchbrach.
Malsum-sis, Wolf der Jüngere, war böse und wollte Glooskap tödten.
Beide Brüder hatten ein gefeites Leben und waren nur durch ein Ding zu
tödtcu, Malfum durch den Schlag einer Farrenkrautwurzel, Glooskap durch
den einer blühenden Binse. Glooskap ahnte, daß der Bruder Böses beab-
sichtigte, als er ihn nach dem Geheimnis; fragte, und gab zwei Mal falsche
Auskunft — daher heißt er Glooskap (Lügner) — als aber Malfum nach
zwei mißlungenen Mordversuchen schließlich doch durch eine Unvorsichtigkeit
Glooskaps den rechten Todeszauber in Erfahrung brachte, mußte sich Gloos-
kap entschließen, ihm zuvorzukommen, und er tödtete ihn im tiefen dunklen
Walde. Glooskap faß nun über ihm und stimmte die Todtenklngc an, dann
aber verwandelte er ihn in das Shickshoe-Gebirge auf der Halbinsel Gasp6;
am Ende der Welt aber wird er wieder erstehen und mit allen Dämonen
Glooskap bekämpfen.

Als Glooskap nach Canada kani, mar es wüste und unbewohnt; da
beschloß er, es zu beleben; er schoß mit seinem Bogen Pfeile auf eine Esche,
da kamen aus der Ninde kleine Elfen und aus dem Stamme die Menschen;
die dunklen lückenhaften Berichte lassen vermuthen, daß die Elfen Holzfiguren
schufen, denen Glooskap Leben verlieh.
Ferner fchuf er (nach einer anderen Version benannte er blos) die
Thiere, anfangs in ungeheuren Dimensionen; als sie aber auf feine Frage,
was sie den Indianern thun würdeu, antworteten: sie zerreißen oder Baume
auf sie stürzen, benahm er ihnen ihre Größe und Stärke bis zu einem Grade,
der die Indianer befähigte, ihrer Herr zu werden. Eines der größten Un-
gethüme nahm er an feinen Busen und streichelte es so lange, bis es immer
kleiner wurde und ihm seitdem als kleines Eichhörnchen folgte; in Glooskaps
Kämpfen gegen Giganten vermag jedoch das Eichhorn wieder zu riesiger
Größe anzuschwellen und seinem Herrn zu helfen. Von den Thieren wählte
er dann zu feinem besonderen Dienste die Taucheruügel, doch blieben sie
ihni zu lange aus, wenn er sie entsandte, und so behielt er sie nur als
seine Berichterstatter und nahm zu seinein persönlichen Dienste zwei Wölfe
an, einen weißen und einen schwarzen, die ihm immer folgen. Von diesen
Thieren sagt der Indianer noch heute, wenn er die Taucher schreien und
die Wölfe Heuleu hört, sie rufen jammernd nach ihrem davongegangenen
Herrn.
Glooskap nahm sich der Indianer an, lehrte sie jagen, Eanoes und
Wigwams verfertigen, zeigte ihnen den Lauf der Sterne, die Wunder-
kräfte der Pflanzen und der ganzen Natur. Vor Allem aber beschützte er
sie gegen die Ungethüme der Thierwelt und gegen die dämonischen Stein-
und Frostriesen und Zauberer, die er mit Hilfe eines magischen Kraft-
gürtels besiegte. Weithin wanderte er beständig durch ihr Land, und es
giebt kaum ein Gebirge, einen Fluß u. s. w., dem er nicht seinen Namen
geliehen hätte.
Er selbst aber lebte in einem geheimnißvollen, den Augen der Menschen
entzogenen Lande, in das 'sich nur selten einzelne besonders erkorene und
beglückte Menschen verirrten, die er dann freundlich aufnahm und felten
ohne wunderbare Geschenke wegziehen ließ. Dort hauste er unuerheirathet,
ein altes Weib, das er feine Großmutter nannte und das ihm die Wirth-
schaft führte, sowie ein kleiner Diener aus den« Elfeugeschlechte, dessen Name
in verschiedenen Versionen als Hausschwalbe oder Marder gegeben wird —
wir sehen hier deutlich den Glauben an die Verwandlung eines seelischen
Geisterwesens in Thiergestalten — bildeten seine einzige Gesellschaft.
An den Raub dieser zwei dienstbaren Geister, die Glooskap zärtlich
liebte, durch einen Feind, knüpft sich ein Cyclus von Erzählungen, die unter
einander stark abweichen. Eine Erzählung beginnt damit, daß in alten
Zeiten Menschen wie Thiere und Thiere wie Menschen waren und sich be-
liebig verwandeln konnten (— auf diesem Glauben beruht auch ein großer

Dheil der indianischen Namengebung und die „Totem"-Eintheilung der Stämme, d. h. die Gliederung in blutsverwandte Clans, deren Symbol ein Thier war —); mit allen diesen Menschen oder Thieren lebte «Moskau zusammen auf einer Insel, und sie lernten von ihm zahllose Fertigkeiten; aber ihre zunehmende Macht machte sie begehrlich und eifersüchtig, und so benutzten sie die zeitweilige Abwesenheit Glooskavs, um zu entfliehen und seinen Hausstand zu rauben. Nach einer anderen Version war die Welt, als Glooskap kam, voll Dämonen, Zauberer und Heren, von denen die dämonischen Wesen am furchtbarsten waren, die sich nach Belieben in männlicher und weiblicher Gestalt verkörpern konnten. Einer dieser Dämonen suchte ihn in Frauengestalt zu verführen, als er aber standhaft blieb, raubte ihm der Dämon sein Hausgesinde; wieder nach einer anderen Version war es schlechthin ein Zauberer Winve, der ihm aus Haß dies cmthat. Nach allen Versionen blieb nun Glooskav sieben Jahre allein, sei es aus Kränkung, sei es in Folge eines Zauberbannes, den die feindlichen Dämonen auf ihn legten. Nach Ablauf dieser Frist entschloß er sich, seinen Feind zu verfolgen und feine Diener zu befreien. Nun lag die Insel, auf der er hauste, weit draußen im Meere, und er war nicht Willens, sich zu Fuße darüber zu wagen. So ging er denn an den Strand und begann, auf die hohe See blickend, einen zauberkräftigen Gesang, der die Wale zu ihrem Herrn berief. Der erste, der dem Rufe folgte, erwies sich zu schwach, denn er sank unter der gewaltigen Last des Gottes; dieser berief daher einen anderen, und nun kam der größte aller Wale und trug auf seinem mächtigen Rücken den Herrn der Menschen und Thiere über die brausende See. Der Wal fürchtete in Folge seiner ungeheuren Größe sehr die Nähe des Landes und das seichte Wasser und bat Glooskav, ihm rechtzeitig die Mittheilung zu machen, wann sie die tiefe See verließen. Glooskav aber wollte feine Füße nicht benetzen uud trieb ihn immer an, darauf los zu fahren, und fo raste der Wal peitschend und schäumend dahin. Das Wasser wurde immer seichter, und der Wal hörte deutlich die großen Muscheln am Grunde singen; doch er verstand ihre Sprache nicht und fragte Glooskap: „Was singen sie?" Sie sangen dem Wale zu, Glooskap abzuwerfen und zu ertränken — doch Glooskap antwortete und fang:

Sie spornen Dich an,
Dich fest zu beeilen,
Ueber's Meer mich zu tragen,
So schnell als Du kannst.

Da flog der Wal wie ein Blitz und faß in» Nu festgekeilt im Sande des Ufers.

Nun wehklagte er:

Ach weh, mein Enlel,
Du bist mein Tod,
Nie lomin' ich vom Lande,
Nie schwimm' ich zur See.

Doch Glooskap tröstete ihn, gab ihm zur Belohnung eine Pfeife
Tabak und stieß ihn mit einem leichten Schlage feines Vogens weit in die
See zurück, wo er vergnügt davon fchwamm und den Rauch feiner Pfeife
hoch in die Luft stieß. — Der Humor diefer Scene ist echt indianifch, ohne
doch phantastisch zu fein, denn offenbar haben wir bier eine der zahllofen
ätiologischen Thierfabeln der Indianer vor uns, welche auffallende Eigen-
heiten der Tlsiere erklären; hier ist der Waffcrdampf, den der Walfisch aus-
stößt, humoristisch als der Rauch einer Pfeife gedeutet, die Glooskap dem
Wale und damit der Thierart zum Lohne verlieb. — Der Gott, der auf
diefe Weise das Festland erreicht hat, sucht nun die Spuren seines Feindes.
Ruf dem Wege hat er zahlreiche gefährliche Abenteuer zu bestehen, in deren
Anordnung und Zahl die uerfchiedenen Versionen sehr abweichen: er kommt
in eine einsame Hütte, wo eine alte Here sitzt, die ihm nach dem Leben
stellt, oder er hat einen Weg zu pafsiren, den zwei riesige Schlangen
sperren, oder er bat mit einer nacheilenden Here einen Kampf zu bestehen,
in welchem ihm seine zwei Hunde, die er sonst in Gestalt zweier winziger
Mäufe am Nufen trägt, und die bei dieser Gelegenheit zu Ungethümen an-
schwellen, den Sieg erringen -— kurz, er überwindet eine Reihe von Ge-
fahren und findet endlich den Feind, der feine Tiener geraubt hat und mit
sich führt. Glooskap entdeckt sich, den Uebrigen unsichtbar, seinen« kleinen
Diener und weist ihn an, wie er sich zu benehmen habe. Tiefer erregt nun
absichtlich den Zorn feines Peinigers und ruft, als ihm derselbe mit harter
Strafe droht, wehklagend: „O, wäre mein Vater hier und fähe dies!" „Er
ist nicht da, und Tu wirst ihn nie wieder sehen," höhnt der Zauberer. „Hier
ist er," ruft Glooskap und enthüllt sich in voller Güttermajestät dem
Zauberer. Tiefer weicht erschrocken drei Schritte zurück, sammelt dann alle
seine magischen Mäste und wächst an, bis sein Haupt über die Fichteugipfel
reicht; der Gott aber lachte und entfaltete feine ganze Macht und Größe,
bis fein Haupt über die Wolken reichte uud die Sterne berührte uud der
Zauberer vor ihm wie ein kleines >iind war; ihn eines edleren Todes für
unwerth erachtend, berührte er ihn verachtungsvoll und leicht mit dem Ende
feines Vogens,- wie einen kleinen Hund, und der Zauberer siel um uud
mar todt. So kam Gloookap wieder zu feinem Hausgesinde.

Es ist ein eigenthümlicher Zug, daß die Indianer den ärgsten Tämonen
die Fähigkeit zuschreiben, in Mannes- und Frauengestalt erscheinen zu
können; das böse Nachtgezüchte der verruchtesten Geister stammt von solchen
Toppelwesen. Interessant ist für den Unterschied, den die Indianer zwischen
sich und den dämonischen Wesen zogen, eine Erzählung, worin eine solche
Here ein Indianerkind raubt und mit ihrer Vrut aufzieht. Als sie der
Knabe einmal fragt, warum feine Geschwister so häßlich und böse sind, er-
widert sie: „Weil sie Kinder der Nacht sind, doch Tu bist ein Kind des
Lichtes und Tages, „Wabanaki". (So nennen sich die Algonkin.) ^

Tas oben erzählte Abenteuer Glooskaps mit dem Zauberer bildet nur

eine Episode in seinen endlosen Kämpfen gegen das Nachtgezücht. Seine Aufgabe erleichtern ihm Helden, die gleich ihm im Dienste des Lichtes mit magifchen Kräften die Zauberer bekriegen, und die in den Indianererzählungen mit so vielen Zügen von Glooskap ausgestattet sind, daß man unschwer hier den interessanten Uebergang eines mythischen Wesens zu einem menschlichen Heros erkennen kann. Einer dieser halbgüttlichen Heroen ist Pulowech, von dein später die Nede sein wird. Ein anderer Helfer der Menfchen ist Kitpooseaguuow, der Beschützer der Unterdrückten, ein halbriesischer Held, dessen menschliche Mutter einein bösen Riesen erlegen war; der Sohn wächst allein auf und bekämpft unerbittlich das Geschlecht der Giganten. Die indianische Sage läßt Glooskap einmal mit diesem seinem halbmenschlichen Gegenbilde zusammenkommen und gefällt sich darin, diese beiden mächtigen und befreundeten Gestalten ihre Kräfte scherzhaft wetteifernd erproben zu lassen; dieser Wettkampf ist humoristisch gedacht und ausgemalt, doch ist der Humor riesenhafter Natur und wird in aller Freundlichkeit unheimlich-grimmig.

Glooskap besuchte einmal den menschenfrenndlichen Niese» und fand bei ihm gute Aufnahme; nur Speise konnte der Wirth seinem Gaste nicht bieten und schlug ihm daher vor, mit Einbruch der Nacht zum Strände zu gehen und in die See zu stechen, um bei Fackelschein Walfische zu harpuniren. Der Gast war es zufrieden, und so schritten sie Beide zum Strande, wo nur ungeheure Trümmer uud Klippen, aber kein Eanoe zu sehen war. Der Niese lüftete den größten Felsblock aus sei» Haupt, und er wurde ein Canoe, nahm ein längliches Trümmerstück, und es ward zum Nuder, und ein langer, dünner Splitter, den er abschlug, ward zun, Speer. Alles das trug der Niese zum Wasser und machte das Eanoe flott; Glooskap fetzte sich in den Stern des Bootes und ruderte, der Mese spähte nach Walen aus, und wie er einen ungeheuren Wal, den grüßten des Meeres, ersah, wirbelte sein Speer wie ein Donnerkeil in das Wasser; ohne Anstrengung zog er das Ungethüm heraus und warf es in das Boot. Die beiden riesischen Waljäger lachten, und der Donner ihres Gelächters dröhnte über das ganze Wabanakiland. Zu Hause angekommen, theilten sie den Fisch, und Jeder rüstete seine Halste und verzehrte sie auf einen Sitz. Als sie ihr Mahl beendet hatten, blickte der Wirth gegen Westen und fügte: „Am Himmel stehen noch rothe Wolken, wir werden eine kalte Nacht bekommen." Ter Gast verstand, daß ihn sein Wirfh durch Kälte, die er hervorrufen würde, erproben wolle; er befahl feinem Diener, Brennmaterial zu beschaffen. Doch was half es? Um Mitternacht ging das Feuer aus, der Diener erstarrte vor Kälte, nur Glooskap und sein Wirth saßen und scherzten und lachten, bis die Sonne aufging. In der nächsten Nacht versuchte sich Glooskap gegen seinen Wirth und rief eine folche Kälte hervor, daß Baumstämme und Felsblücke donnernd barsten, doch auch der Niese überstand diese Probe ebenso gut, wie Glooskap die vorige, und so
.

schieden sie bei Sonnenaufgang in hoher Befriedigung und bester Freundschaft von einander.

Der grimmige Scherz der beiden Freunde, einander mit Kälte auf Tod und Leben zu erproben, hat ein ernstes Gegenstück in dem Kampfe eines Eisdämons gegen Glooskap; er kommt in des Gottes Wigwam und fetzt sich zum Feuer, das fast erlischt, alle Inwohner des Wigwams erfrieren, doch Glooskap hält Stand und erhitzt das Feuer immer mehr durch feine magifchc Kraft, bis der Eiskönig immer kleiner wird und zuletzt um Gnade bittet. Glooskap entläßt ihn, und nun ist es ringsum Sommer.

Wie in dieser Erzählung der Naturuntergrund, der Sieg des Lichtgottes über den Winter, klar zu Tage tritt, so hat Leland vermuthet, daß auch in der folgenden Erzählung, die er aus dein Munde eines Passamaquoddy-Häuptlings aufgezeichnet hat, derselbe Naturmythus in märchenhaftem Gewände erscheint.

Ein Indianerdorf lag an einem Bache, der die Einwohner mit Wasser «ersah. Einmal begann der Bach dünner zu sickern und versiegte endlich ganz, zur größten Bestürzung der Indianer, denn ringsum gab es weit und breit keine Quelle; da es noch dazu Herbst mar und die Regenzeit bereits vorbei war, konnten sie sich das Versiegen des Baches gar nicht erklären und sandten daher einen Boten bachanfwärts, der dem Laufe des Wassers folgen und erkunden follte, was dieses Ereigniß verursacht habe. Nach drei Tagen kam er in eine Siedelung und fand, daß die Bewohner einen großen Damm quer durch den Bach gelegt hatten, fo daß kein Tropfen abrinnen konnte. Mit feiner Beschwerde wiesen sie ihn an den Häuptling. Ter Mann erschrak, als er diesen erblickte, denn ein Ungethüm mit menschlichen Zügen, im Uebrigen aber einem riesigen Ochsenfrosch gleich, lag im Schlamme und hohnlachte über seine Beschwerden. Endlich ließ es sich doch dazu bewegen, ein wenig Wasser frei zu geben; es bohrte mit einem Pfeile eine kleine Oeffnung in den Damm, durch die fpärliche Tropfen sickerten. Der Note mußte mit geringer Zuftiedenheit heimkehren; das Wasser lief ein paar Tage fchwach, dann versiegte es wieder gänzlich. Die verzweifelten Indianer beschlossen, einen Mann auszuwählen, der mit dein Ungethüme auf Leben und Tod kämpfen follte, und zu diesem Zwecke solle er in voller Rüstung ausziehen und sein Todeslied singen, ehe er von der Heimat Abschied nähme. Und siehe. Alle boten sich an. Dieses sah Glooskap, und ihn rührte die Tapferkeit seiner Kinder, denn er liebt den Tapferen, und er befchloß, ihnen zu helfen. Er trat unter sie in menschlicher Gestalt als mächtiger Krieger, zehn Fuß hoch, mit hnndert rothen und schwarzen Federn in seiner Skalp locke, das Antlitz wie mit Blut bemalt, von jedem Ohre hing ihm eine große Muschel, und ein Adler breitete drohend seine Schwingen von seinem Nacken aus. So trat er unter sie, und sie staunten ihn erbebend nn; und als er ihre Klagen gehört, machte er sich sonder Zögern auf den Weg und kam bald zu der Siedelung; dort verlangte er

Wasser und narrte geduldig über eine Stunde, bis ihm ein Knabe einen halben Becher schmutzigen Wassers vom Häuptling brachte, Dann aber erhob er sich, schritt auf den Häuptling zu und durchbohrte ihn mit seinem Speere — und siehe, ein Strom frischen und klaren Wassers drängte sich schäumend und brausend über alle Ufer und Dämme. Gloostap aber wuchs hoch wie eine Fichte, ergriff den Häuptling und warf ihn verachtungsvoll in die Fluth, wo er in einen Ochsenfrosch verwandelt wurde. So half Gloostap seinen Kindern. — Der Sieg des Sommergottes, der mit seinem Speere, dem Sonnenstrahl, den Winter tödtet, welcher den Menschen alles Wasser entzogen hat, ist in dieser Erzählung unverkennbar, die nach Art aller solchen mythologischen Erzählungen ein jährlich wiederkehrendes Naturereignis? in eine einmalige Begebenheit umwandelt und diese episch ausgestaltet und in die gewohnten menschlichen Lebensformen einkleidet.

Ein ander Mal bekämpfte Gloostap den Wind. Es herrfchte nämlich einmal ein solcher Sturm, daß die Indianer nicht auf Fischfang fahren konnten, und als dieser unerträgliche Zustand zu lange dauerte, machte sich der Gott auf und wanderte an das Ende des Himmels; dort fand er auf einer Klippe einen großen weißen Vogel sitzen, der seine Schwingen unaufhörlich bewegte. Gloostap redete ihn freundlich an:

„Großvater, habe Mitleid mit Deinen Enkeln und flattere nicht so sehr nnt Deinen Flügeln!"

Der große Vogel aber antwortete gelassen: „Ich bin der große Vogel Wuchowsen und bin hier gesessen seit Urzeiten, ich habe meine Flügel bewegt, wie mir gefiel, ehe es noch Menschen gab, und werde sie immer bewegen, wie es mir gefällt."

Da wuchs Gloostap zu voller Göttergröße, daß er die Wolken berührte, faßte den Vogel, als ob er eine Eute wäre, band ihm beide Flügel zufammen, warf ihn in einen Abgrund und ging heim.

Nun hatten die Indianer Nuhe und konnten fahren, wohin und wie sie wollten; aber bald begannen die Gewässer in Folge der Windstille stinkend und morastig zu werden, und selbst Glooskap konnte in dem dicken Pfuhl sein Boot nicht rühren. Da kehrte er zurück zu dem großen Vogel und loste ihm die eine Schwinge, und seitdem wehte wieder der Wind, wie ihn die Menschen brauchten.

Wie bereits erwähnt, hat Glooskap auch ein menschliches Gegenbild, den großen Heros Pulowech; viele Züge, die von diesem erzählt werden, finden sich auch in den Mythencyclen von Glooskap, so daß ein historischer Zusammenhang beider Gestalten wohl uermuthet werden darf. Es mag daher die folgende großartige Sage von Pulowech, auf den weiter zurückzukommen der beschränkte Raum dieses Aufsatzes nicht erlaubt, hier unter den Abenteuern Gloostaps billig ihren Platz finden.

Der große Held Pulowech lebte mit seinem Bruder an einem See im Urwalde. Einmal sah er im See drei Wasserjungfrauen baden; er

schlich sich näher, nahm der schönsten das Haarband, und nun folgte sie ihm
willig und ward sein Weib. Einmal mußte er auf einen Iagdzug und
lieh sein Weib allein zu Hause, doch verbot er ihr streng, die Thüre zur
Nachtzeit zu öffnen. Gegen Mitternacht hörte sie eine Stimme, die um
Einlaß bat; eingedenk der Warnung ihres Mannes, schlug sie es ab.
Bald darauf meldete sich die Stimme ihrer Brüder, dann die ihrer Mutter,
und endlich die ihres alten Vaters, der sie bat, ihm zu öffnen. Da konnte
sie nicht widerstehen, eilte zur Thüre, doch ach, es war ein Dämon, der
sie getäuscht hatte und nun augenblicklich zerriß und verschlang. Als
Pulowechs Vnider heimkehrte, erschrak er, die Hütte leer zu finden und
eilte augenblicklich den Spuren nach, doch es ging ihn: nicht besser, denn
auch er wurde von dem Zauberer getödtet. Zuletzt kehrte der Held heim
und ahnte den traurigen Zusammenhang. Er stellte eine hölzerne Schüssel,
mit Wasser gefüllt, in feinen Wigwam, sprach einen Zauber darüber und
legte sich schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er die Schüssel zur
Hälfte mit Blut gefüllt und wußte nun, daß fein Weib und fein Bruder
ermordet waren. Schweigend ergriff er seine Waffen und bettat den
Nachepfad.

Eines Tages erblickte er auf feiner Wanderung aus einer Felswand
ein Knie hervorragen nnd errieth, daß sich ein Zauberer in den Fels ver-
borgen hatte, um Pulowech zu entgehen; er fchnitt das Knie ab und bannte
dadurch den Zauberer für immer in den Stein. Später erblickte er über
einem See eine Schaar wilder Gänfe und wußte, daß dies ebenfalls ver-
wandelte Zauberer feien. Er fang über seine Pfeile eine Beschwörung und
erschoß dann mit nie fehlendem Schusse eine Wildgans nach der anderen.
Im Weitergehen fand er am Wege ein armes, halbtodtes Eichhörnchen;
er nahm es an feinen Vufen und streichelte es liebevoll; das Thierchen er-
holte sich, und er nahm es mit sich auf seine weitere Wanderung.
Endlich kam er zu einen« Wigwam, in dein er einen Mann sitzen sah,
in welche»» er seinen Feind erkannte. Der Mann nahm ihn nicht freund-
lich auf und behandelte ihn verächtlich und roh. Pulowech ertrug dies mit
eisiger Ruhe und beganu seine Abenteuer zu erzählen. Als der Zauberer
hörte, daß Pulowech so viele seiner Genossen getödtet hatte, wurde er rasend
und hetzte seinen Hund, ein furchtbares Ungeheuer, auf ihn; der Held aber
zog das Eichhörnchen aus feinem Busen, nnd es wuchs zu gewaltiger Größe,
und kämpfte mit dem Unthier; das Gedrühne des Kampfes erfcholl hundert
Meilen weit, doch das Eichhorn blieb Sieger. Der Zauberer wurde auf
einmal demüthig und wehklagte, daß der Hund seiner Großmutter todt sei;
dcmn bat er seinen Gast, mit ihm eine Lanoefcchrt zu machen. Pulowech
folgte der Einladung. Das Eanoe wurde auf einen« Strom ausgesetzt, und
die beiden Gegner nahmen darin Platz; immer reißender ward die
Strömung, und zuletzt wirbelte der Strom das Eanoe wie rasend gegen
eine tiefe fchwarze Höhle in einem Felsen; knapp vor dem Hühlenthor sprang

der Zauberer an das Land, und Pulowech wurde von dein donnernden
Wassersturze mitgerissen. Doch der Held blieb ruhig sitzen nnd sang seinen
Zaubersang, während das Noot in Nacht nnd Grauen durch die finstere
Höhle schoß. Ungefährdet erreichte Pulowech deu Ausgang und befand sich
nun im Lande der Riesen und Zauberer. Aus einer Höhle sah er Rauch
wirbeln; er landete und stieg zu der Höhle hinauf. Von innen hörte er
Stimmen und erlauschte, wie der Zauberer eben seiner Großmutter den
Tod des Hnndes berichtete. „Ich wollte, ich hätte den Pulowech hier,
damit ich ihn lebend rüsten könnte!" rief die wüthende Alte. Der Zauberer
aber sagte: „Er lebt nicht mehr, denn ich habe ihn in die Todeshühle ge-
schickt!" „Und dennoch lebe ich!" rief Pulowech, in die Höhle tretend und
am Feuer Platz nehmend, „und Du, Alte, versuch' doch, mich zu ver-
brennen!" Die Alte blickte ihn wütheud an und begann das Feuer so hoch
zu schüren, daß es wie ein Sturm sauste und vrasselte. Doch der Heros
saß still und blickte unverwandt auf die beiden Unholde, die er durch den
starren Blick gebannt hielt, und dann stimmte er seinen Iaubersang an,
vor dem die Macht aller Unholde wie Nichts zerging. Das Fener begann
mächtiger zu weiden, die Unholde schrien und baten um Gnade, der
fürchterliche Held aber faß ruhig und beschwor die Flamme, immer heißer
zu werden. Die Wände und die Decke der Höhle wurden rothglühend uud
barsten zischend nnd donnernd, mächtige Trümmer lösten sich ab und
stürzten in das Feuer, die Flammen glühten grell durch den dicken Rauch,
doch Pulowech saß in göttlicher Ruhe und sang sein Zauberlied, bis die
Unholde zu Asche verbräm« waren. Dann erhob er sich und wandelte
schweigend heim. — Die großartige Sage ist so voll dramatischer Steigerung,
so kühn und gewaltig mit großen einfachen Strichen gezogen, daß sie zu
deu hervorragendsten Denkmälern indianischer Erzählungskunst und Phantasie
gehört, die uns von den beiden Sammlern Leland und Rand überliefert
sind. —

Kehren wir zu dem großen Glooskav-Eyclus zurück. Von feinen be-
ständigen Kämpfen mit deu Riefen uud Dämonen giebt es zahllofe Ueber-
lieferungen; endlich aber hatte er doch alle Unholde überwunden und zog
sich in sein Land zurück. Ehe dies geschah, läßt ihu jedoch eine kleine Er-
zählung der Penobscotiudiauer ein Wesen treffen, das seiner Macht Trotz
bietet — ein Kind. Glooskap war nie verheirathet und meinte daher.
Nichts sei leichter als ein Kind zu bändigen, doch da kam er an den
Falschen. Er sah ein Kind sitzen und rief es mit der füßesten Stimme,
die ihm zu Gebote stand und die wie Vogelsang im Mai klang, zu sich,
doch das Kind blieb still sitzen. Nuu ward der Gott zornig, seine Stimme
klang wie Donner, das Kind erschrak nnd weinte, doch rührte es sich nicht vom
Fleck. Endlich versuchte der Herr aller Menschen und Thiere seine Zauber-
kraft und stimmte seine Veschwöruug nn, der alle Weseu, holde und unholde,
folgen müssen — doch der störrische Balg blieb ruhig sitzeu, und der ver-

zweifelte Gott mußte erkennen, daß der Eigenwille eines Kindes sogar die Macht des Gottes übertrifft. Tic humoristische Anekdote ist bezeichnend für das gemüthliche Verhältnis; der Indianer zu ihrem Schutzgotte, dessen Majestät und Größe sie nicht hindert, gutmüthig mit ihn: zu scherzen.

In das geheimnisvolle Land, das Glooskap bewohnt, dringen nur selten beglückte Menschen nnd müssen auf der Wanderung darin große Gefahren bestehen: bald gilt es reißende Ströme zu übersehen, bald schroffe Gebirge zu übersteigen, einmal sperren Schlangen den Wog, ein andermal schmettern Felsen zusammen und wollen jeden Turchwandelnden vernichten. Glückt es den Menschen, alle Gefahren zu überwinden, so gelangen sie in ein wunderschönes, blühendes Land, Glooskap nimmt sie frcuudlich auf, giebt ihnen von einer kleinen hölzernen Schlüssel zu essen, deren Inhalt nie abnimmt, wie viel auch davon genommen werden mag, und entläßt sie nie, ohne ihnen einen Wunsch zu erfüllen, der freilich, wenn er vorwitzig und thöricht war, die Strafe in sich selbst hegt; so wurde ein Mann, der grüßer als alle Wesen zu werden und länger als alle zu leben wünschte, in eine Ceder verwandelt und Aehnliches. Wo dieses Reich des Gottes liegt, weiß Niemand; die Erzählungen von den Gefahren des Weges dahin stimmen vielfach zu den Vorstellungen der Indianer von den Gefahren des Weges in das Jenseits, so daß wir vermuthen dürfen, daß sich mit der Vorstellung vom Reiche Glooskaps die Idee von der jenseitigen Welt der Guten verbunden hat.

Endlich aber nahm Glooskap für immer Abschied von seinen Kindern, und versammelte alle Wesen am Seestrande, bestieg dort sein steinernes Canoe, versprach, am Ende der Welt wiederzukommen nnd alle Unholde, die dann wieder erstehen würden, zu bekämpfen, nnd fuhr nach Westen. Alle blickten ihm traurig nach, bis er verschwand; noch hörten sie seinen Gesang über die Wogen, aber auch dieser wurde immer schwächer, und endlich verklang er gänzlich in der Ferne. Eine drückende Todtenstille lastete über den Versammelten, die hörten nur die Wellen am Strande schluchzen, dann aber flohen sie Alle wehklagend auseinander; der Wolf barg sich in den tiefen Wäldern und heulte, die Eule jammerte, und die Taucher flattern feitdem über die ganze Welt und suchen vergeblich ihren Herrn, nach den: sie wehklagend rufen.

Ueber die Rückkehr Glooskaps und das Ende der Welt sind die Traditionen bereits höchst verwischt und lückenhaft geworden: es wird nur erzählt, daß Glooskap jenfeits der See einen ungeheuren Wigwam bewohne und beständig Pfeile schnitze; bis der Wigwam voll ist, wird der Gott wiederkehren und unter Erdbeben und Feiler wieder erscheinen und alle Unholde bekämpfen; dann wird Malsumsis, der böse Bruder Glooskaps, wieder erstehen — Alles wird verbrennen . . . „doch wir wissen nicht wie —", so schließen die Erzählungen der Indianer von dieser amerikanischen Götterdämmerung.

Zll dein großen Göttermythencnclus von Glooskap bildet ein heiteres Gegenstück der umfangreiche Cuclus uon Thiergeschichten, die sich um den Luchs herum gruvpiren; nach Art aller Indianergeschichten werden unter den Dhieren zugleich Menschen verstanden, und diese beständige Doppelbeziehung bildet nicht den unbedeutendsten Reiz der originellen Erzählungen. „Lor" ist eine Art mephistophelisches Gegenbild Glooskaps; wie dieser auf einem Walfisch, segelt er einmal auf einem Krokodil, wie diefer behauptet er, aber aus reiner Blasphemie, nur von einer Ninse getödtet werden zu können, wie dieser ist er im Besitze großer Mächte, die er aber nur zum Bösen gebraucht, und wie Glooskap kleine gutmüthige Scherze liebt, so ist Lor voll Witz, doch seine Scherze sind fast immer böser, schadenfroher Natur; so taucht er einmal in einem Indianerdorfe ein Kind über Nacht unter das Eis des gefrorenen Flusses und zieht es am Morgen als Erwachsenen heraus; alle Mütter machen das nun nach, aber natürlich ertrinken ihre Kinder, und Lor verlacht aus sicherein Verstecke die Jammernden. Solch' grausamer Scherze sind die Erzählungen uon Lox voll; seine eigene Bosheit aber bringt ihn: endlich den wohlverdienten Tod, wie im folgenden, in mehrfacher Beziehung höchst originellen und poetisch werthvollen Märchen erzählt wird.

Zwei Elfenmädchen lagen einmal im Walde und blickten die Sterne an; diefe funkelten hell und flimmernd, uud schritten sacht ihre Straße. Die beiden Mädchen blickten ununterbrochen hinauf, aber was die Sterne sangen, konnten sie nicht hören; der Gesang der Sterne aber lautet:

Wir sind die Sterne, die singen.
Wir singen mit unserem Licht;
Wir sind die Vögel von Feuer,
Wir fliegen über dm Himmel.
Unser Licht ist eine Stimme;
Wir machen für Geister den Pfad,
Den Pfad, auf dem sie wandeln.
Unter uns sind drei Jäger,
Die jagen einen Vär;
Es hat leine Zeit gegeben,
In der sie nicht jagten.
Wir blicken herab auf die Berge —
Dies ist der Gesang der Sterne.

Das hörten und verstanden nun die Mädchen, wie gesagt, nicht, wohl aber bewunderten sie den Glanz der Sterne, und die Eine sprach: „Wären die Sterne Männer, ich wählte mir den großen gelben dort." „Und ich den kleinen rothen," erwiderte die Andere. Darauf schliefen sie ein. Als sie erwachten, fanden sie zwei Männer neben sich, einen großen Krieger mit leuchtenden Augen und einen kleinen kränklichen Alten — es waren die Sterne, die sie sich gewünscht hatten, und sie waren im Sternenlande erwacht. Die Mädchen wurden aber des Aufenthaltes im Sternenlande bald überdrüssig, und einmal, als sie einen stachen Stein im Wigwam hoben — selbstverständlich weil es ihnen ihre Männer verboten hatten — sahen sie durch ein

Loch tief unter sich die grüne Erde. Ihre Sehnsucht wuchs nun so sehr, daß die Sternmänner sich entschlossen, sie heimkehren zu lassen; sie sollten sich nur, wie gewöhnlich, am Abend niederlegen, so würden sie am Morgen in der Heimat erwachen, doch dürften sie beileibe nicht die Augen öffnen, ehe die Sonne aufgegangen fei. Die Mädchen versprachen das, aber die Neugierde läßt sie ihr Versprechen brechen, knapp vor Sonnenaufgang blinzeln sie nm sich, und entdecken sich auf einer hohen Fichte; hätten sie gehorcht, so wären sie auf dem Erdboden angekommen.

Nun war guter Rath theuer; eine Menge Indianer oder Thiere, wie man eben deuten will, gingen vorbei, doch keiner erbannte sich der zwei weißen Mädchen oder Hermeline. Endlich kam Lor vorbei und holte sie gegen das Versprechen der Ehe herab; die beiden Hermeline aber waren schlauer wie er, hetzten Hornisse auf ihn und entflohen. Sie kamen zu einein Flusse, an dem ein Fährmann, der Kranich, wohnte; die Mädchen lobten seinen schönen Hals und seine stattlichen Beine, und der geschmeichelte Fährmann setzte sie sofort über. Sie kamen glücklich jenfeits an und entgingen fo den Nachstellungen des Luchses. Kurz darauf kam Lor nnd verlangte polternd übergeführt zu werden; fowohl diese rauhe Art, als auch die höhnischen Bemerkungen Lor's über seinen krummen Hals und seine mageren Beine ärgerten den Kranich so, daß er Lor mitten im Flusse abwarf und davon ging; Lor aber ertrank und wurde vom Strome irgendwo an das Land gespült. Eine solche Lebenskraft aber wohnte ihm inne, daß er sofort wieder frifch in die Höhe fprang, als ihn zwei Knaben aus dein Eondorstamme, die zufällig hinzukamen, anrührten. Zum Danke dafür that er den Kindern allerhand boshaften Schabernack an nnd tüdtete ihre Mutter. Dafür rächt sich der große Condor, der Häuptling des Stammes, an ihm, indem er, durch die Luft heranrauschend, den Bösewicht packt, bis zum Himmel emporträgt nnd dort los läßt. Einen ganzen Dag fällt Lor und hat genug Galgenhumor, mit den Armen Flugbewegungen zu machen und das Geschrei des Condors spottend nachzuahmen. Wie er in rasender Schnelligkeit sich den furchtbaren Felsklippen nähert, fpricht er fchnell die magische Formel: „Nur mein Rückendem schone!" und ist im Nu zerschmettert. Doch Ameisen tragen alle Theile seines Veingerüstes wieder zusammen, das Rückenbein, der Sitz seiner Unsterblichkeit, ist heil, und so steht Lor wieder in alter Kraft da und zugleich in alter Bosheit, — denn zum Danke zertritt er die mitleidigen Thierchen. Neue Bosheiten begeht er nun, zuletzt aber fängt er sich in seiner eigenen Schlinge. Auf der Flucht vor nachstellenden Rächern birgt er sich in einer Höhle bei einem Wasserfall, den er abdämmt; das Wasser aber bricht den Damm und ertränkt den indianifchen Teufel, Lor*), den Bösen. —

5) Lox ist der indianische Name, der aber wahrscheinlich fremden Ursprungs ist. Leland S. 169.

Wieder eine andere Art von Märchen hat den lieblichen Elfenglauben
zum Hintergrunde, und seltsam genug schreiben auch die Indianer ihren
Elfen bezaubernden Gesang zu und glauben sie im Besitze wunderbarer Flöten,
nach deren Klang Alles tanzen muß. Jeder Vamn, jeder Wald, jeder See,
kurz die ganze Natur hat im indianischen Glauben ihre seelischen Vewohner,
von denen zahllose Sagen gehen, die des Weiteren hier aufzuführen der
Raum verbietet. Ehe wir aber von den Wabanaki Abschied nehmen, müssen
wir noch kurz bei der Nachtseite ihres Tämonenglanbens verweilen, der
unter dein Einflüsse der wilden Natur, iu der sie leben, furchtbare Unholde
gezeitigt hat.
Ein schreckliches Heer von Heren, Unholden, Schlangen, "Drachen und
andern Unthieren bevölkert die arktischen Wüsten, der schrecklichste aller Un-
holde aber ist der Ehenoo, der Eisriese, der an Stelle des Herzens einen
Eisklumpen tragt. Wenn er einherschreitet, zittert die Erde, die Näume
zersplittern und brechen, und seine Stimme klingt wie Tonner. Die Ehenoos
sind Menschenfresser und würden alle Menschen vernichten, wenn sie nicht
zum Glücke sich auch gegenseitig anfallen und tödten würden; besiegt ein
Ehenoo den anderen, so verbrennt er ihn und verschlingt sein Herz, damit
er nicht wiedererstehe; der Sieger aber wird durch das verschlungene Herz
noch wilder. Vei ihren Kämpfen spielt das Hörn einer riesigen brachen- oder
eidechsenartigen Schlange eine große Rolle, es bildet die gefährlichste Waffe,
denn ein solches Hörn, wenn es in den Leib gebohrt wird, schlägt in der
Erde Wurzel, umschlingt das Opfer und erdrückt es. Tie Entstehung des
Ehenoo wird graueuvoll gedacht, denn sie waren Menschen, die durch bösen
Zauber vereist sind. Eine Geschichte wird erzählt, wie ein Mädchen, das
einen Zauberer verschmähte, von ihm zur Strafe in eine Ehenoo verwandelt
wurde; er legte ihr Schnee auf den Nacken, uud seitdem begann ibr Herz
zu vereisen, sie wurde trübsinnig, begann zu toben, zeigte Verlangen nach
Menschenfleisch, und ihre Verwandten mußteu sie auf ihren eigenen Wunsch
tödten und verbreimen; als der Leib vernichtet war, fiel ein Stück Eis
heraus, es war das Herz, das zu Eis geworden war.
Von einem Ehenoo wird erzählt, daß er sich einmal zu weit nach Süden
gewagt hatte; er wurde immer kleiner und schwächer, nnd als die Sommer-
hitze auf's Höchste stieg, starb er.
Die große Schlange mit den Hörnern, die im Wasser lebt, Wewilmekw,
spielt auch sonst in verschiedenen Erzählnngen eine bedeutende Rolle, so in
folgender merkwürdiger Geschichte vom Todtentanz.
Eine Here verfolgte einen Indianer mit ihrer Liebe; als er sie abwies,
schlug sie ihn mit Walmsinn. Der Bruder des Unglücklichen ging zu einem
Flusse, worin der Wewilmekw hauste, und beschwor ihn herauf. Das Unthier
fand Gefallen an dieser Kühnheit und versprach, ihm zu belfen. Auf sein
Geheiß schabte der Indianer Etwas von seinem Hörne ab und gab die
Hälfte seinem Nruder in einem Tranke, worauf derselbe sofort genas. Die

andere Hälfte aber gab er der Here zu trinken, die sich gerade bei einem
Tanzfeste mit den übrigen Mädchen des Dorfes befand. Sie nahm den
Tränt und tanzte weiter, aber bei jeder Runde wurde sie ein Jahr älter,
und als sie acht Runden gemacht, sank sie als altes verschrumpftes Weib
zusammen und war todt. Dies ist die merkwürdige Geschichte vom indianischen
Tanze des Alters oder Todes.

Die reichen Schätze von mythologischen und märchenhaften Über-
lieferungen, die in Lelcmds und Rands Sammlungen enthalten sind, sind
mit vorstehenden Mittheilungen keineswegs erschöpft, ja kaum angedeutet; doch
müssen diese genügen und reichen hin, erkennen zu lassen, wie dankenswerth
die Bemühungen der genannten Männer um die Wahrung und Aufzeichnung
dieser Indianersagen gewesen sind.

Lelnnd hat in seinem Werke versucht, zahlreiche Aehnlichkeiten der
Wabanatimythen mit der altnordischen Mythologie nachzuweisen, und glaubt
dieselben kaum anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß die
Eskimos, mit deren Glauben die Wabanaki Vieles gemeinsam haben, in
Grönland viele Züge der nordischen Götterlehre von den Skandinaviern,
die vom 11. bis 14. Jahrhundert dort ansässig gewesen waren, vernahmen
und dieselben de» Algonkin vermittelten. Die kühne Hypothese, welche diesen
Traditionen der Indianer ein ungeahntes Interesse verleihen würde, scheitert
neben vielen anderen Gründen vor Allem daran, daß die Eskimosagen, welche
nach dieser Theorie von altnordischen Elementen getränkt sein müßten, keine
Spur eines solchen Einflusses zeigen. Es ist hier nicht der Ort, die UnHalt-
barkeit dieser Hypothese weiter nachzuweisen und darzuthun, daß die Über-
lieferungen der Indianer als Denkmäler ihres eigenen Glaubens zu gelten
haben*). Sie sind uns auch als solche interessant genug, und wer durch das
Gewirre der Phnntastik, das sich um die poetischen Gestaltungen jedes Natur-
volkes schlingt und den Eulturmenschen befremdet, zu der Erkenntnih der
einfachen und großen Grundzüge durchdringt, wird sich an der schlichten
natürlichen Schönheit und Größe der poetischen Eonception auch dieses uns
so ferne stehenden Naturvolkes erfreuen können und die Wahrheit von
Rückerts schönen« Worte erfahren, daß die Poesie in allen Jungen dem
Verstehenden nur Eine Sprache ist.

') Auf die Märchen, welche deutlich europäische Beeinflussung jüngerer Zeit
aufweisen, ist hier nicht eingegangen; auch die nur von Amerikanisten entscheid»««
Frage, wie weit die englischen Nevrobuctionen Lelands nnd Rands dem Originalwort'
laute entsprechen, ist für die Sphäre dieser Mittheilungen belanglos.

Religion ohne Dogma.

von

GanF SchmidKunz.

— Ztainberg. —

lüi Publicum wird es nicht leicht gemacht, sich unter den Be-
wegungen gegen starres .Nrchenthum, die in unserer Zeit eines
nenen religiösen Bedürfnisses geschehen, zurechtzufinden. Und
doch wird, wie es scheint, dieses Bedürfnis! immer stärker, immer mannig-
faltiger, uud der Versuch, dieses Zurechtfinden wenigstens von einem Punkt
aus zu erleichtern, wohl immer willkommener. In den letzten Jahren
haben nicht wenige größere Vorgänge auf religiösem uud auf eigentlich
kirchlichem Gebiet die weite ^effentlichleit uud nicht wenige kleinere Vor-
gänge in der religiösen Litteratur den engeren Theilnehmerkreis aufgeregt.
Schon daß das anonyme Büchlein „Im.Aunvf um die Weltanschauung.
Bekenntnisse eines Theologen" lFreibnrg ,i. V., I. C. N. Mohr, zuerst
1888, verfaßt von einem badischen Pfarrer, Namens Wimmer), binnen
zweier Jahre bis zur 9. „Auflage" vorgedrungen ist, zeugt vou religiöse«
Uebergängen im öffentlichen Bewußtfein. Der Professor der neutestament-
ichen Eregese an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität
Straßburg, Heinrich Holtzmann, hat im 18. Band von „Meyers Lon-
versations-Lerikon" (Iahres-Suvulement 189»—1^!9I) einen Artikel „Theo-
logische Litteratur" geliefert, aus dem diese Strömungen — die theoretischen
wie die praktischen, die engeren wie die weiteren — mit einer wohl be-
friedigenden iDbjectivität und Uebersichtlichkeit vor das Auge des leicht ver-
wirrten Laien treten.

Am lautesten scheint aus all dem Geräusch herauszutünen der Nuf
„gegen das Dogma". Es sind nicht erst Stürmer von außen, die ihn er-
heben, sondern bereits führende Männer der Kirche selbst. >I?tto Dreyer,

Oberkirchenrath in Meinungen, ist mit seiner Schrift „Undogmatisches Christenthum", von 1888—1890 in vier Auflagen erschienen (Braunschweig bei Schwetschke), hier vielleicht in erster Reihe zu nennen. Schriften wie F. P. Hubers „Dogmenlose Sittenlehre für Schule und Haus" aus dem Jahre 1K92 (Berlin, Bibliographisches Bureau) oder des Ethikers Theobald Ziegler „Religion und Religionen" aus dem Jahre 1898 (Stuttgart, Cotta) oder die „Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde" von Gerhard Heine aus demselben Jahre sind ein häusiger Artikel, Allmählich beruhigen sich zwar die Kampfe um des Kirchenhistorikers Adolf Harnack Aeußerungen über das Apostolicum und um den „Fall" des württembergischen Pfarrers Christoph Schrempf fammt all den zugehörige» Laienpetitionen u. dgl., von denen noch vor Kurzem eine orthodoxe gewünscht hatte, die Tübinger evangelisch-theologische Facultät, deren neues Mitglied, Professor Iohauues Gottschick, als scharfer Schriftkritiker aufgetreten war, solle durch eine sechste und zwar schriftgläubig befetzte Professur ergänzt werden. Aber Schrempf selbst ist zum ständigen Litteraturkämpfer geworden und fpricht aus seiner Zeitschrift „Tie Wahrheit" (halbmonatlich, Stuttgart, Frommann) weiter zu seinem Volk. —

Bewegt sich all dies innerhalb der Grenzen des Christenthums, so hatte der weltbunte Religionscongreß der Chicagoer Ausstellung von 1893 die einzelnen Religionen über ihre Grenzen hinausblickeu lassen und sie vorübergehend zu gegenseitiger Pergleichung geführt. Es scheint die Möglichkeit uicht ausgeschlossen, daß sich die Bemühungen jener fliegenden Gesellschaft in festeren Formen fortfehen. Ein Aufruf ist von dorther (wie die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 22. Februar os. I. mittheilte) zur Gründung einer „Universellen Kirche" ergangen, vertreten von einen, Rabbiner, einem Bolkskirchenprediger, einem Universalistenprediger und einem Geistlichen der nnitarischen Kirche, die wir noch im Späteren kennen lernen werden. „Auf der breiten Grundlage der Humanität soll ein Tempel der Universalreligion errichtet werden, der dein forschenden Geiste des Fortschrittes ebensowohl wie der helfenden Liebe geweiht ist."

In eine eigenthümliche Mitte zwischen diese Weltmeerwellen und die heimischen Wogungen führen solche Religiouszüge, die da« Ehristeuthum beinahe bis auf seine lebten Besonderheiten entkleiden und es zu einer allgemeinen Religion machen, in der eine Fülle ethischer und sociologischer Ideale die frühere Fülle von Glaubens-, Kirchen- und anderen Formen abgelöst hat. So M. uon Egidys „Einiges Ehristenthmn", das von einer reichlichen Litteraturfluth täglich weiter getragen wird. Auch diefes ist eine Religion ohne Dogina, doch noch mehr eine Religion ohne Kirche und in seiner äußeren Formlosigkeit nicht leicht ganz richtig zu verstehen und uon ähnlichen Bestrebungen abzugrenzen. Daß es vom Publicum etwa mit deni unreligiösen Freidenkerthnm der Schaaren Ludwig Büchners — einer

Richtreligion mit Togina — verwechselt werde, ist wohl nicht zu besorgen. Aber eine andere freidenkerische Strömung dürfte vielleicht, wenn auch nur aus äußeren Gründen, der Egidp'schen allzu ähnlich erscheinen: die Gesellschaften für sogenannte „ethische (moralische) Cultur". Man weiß wohl, wie diese Bewegung in Chicago unter dein berühmt gewordenen Führer Felir Adler begann-, wie bei uns Georg von Giipcki (daneben auch Friedrich Iodl und Ferdinand Tönnies) auf sie hinwies, u. A. namentlich durch Herausgabe einer Neberfetzung der Gefellfchaftsvorträge Salters: „Die Religion der Moral" (Leipzig-Berlin, Friedrich, 1885), eines Buches, das uns noch im Weiteren zur Führung dienen wird; wie dann in Berlin (19. Tctober 1892), freudig begrüßt und lebhaft befehdet, die „Deutsche Gesellschaft für ethifche Cultur" entstand, die feit Beginn des Jahres 1893 eine Wochenschrift „Ethische Cultur" herausgiebt (Berlin, Ferd. Tümmler, in welchem Verlag vor Kurzem auch Salters „Cthische Lebensansicht" und überhaupt die Litteratur dieser letzteren Richtung erschienen ist), und wie endlich auch andere Städte, zuletzt Innsbruck und München, in gleicher Weise nachfolgten. Einen Theil dieser Kämpfe überblickt man an der Hand einiger Controversartikel in Pernerstorfers „Deutschen Worten", Wien 1893, 1. und 8. bis 12. Heft.

Der Unterschied der ethischen Bewegung von der Cgidps ist grundsätzlich groß genug: beim „Einigen Lhristenthum" nicht nur ausgesprochene, wenngleich unkirchliche Religion, mit Beibehaltung des Gebetes und sonstigen (Gottesdienstes, sondern mich unmittelbarer Bezug auf Christus; bei der „Ethischen Cultur" ausdrücklicher Ersatz der Religion durch Sittlichkeit und kein Gebet. Salter tadelt dieses geradezu (in seiner „Religion der Moral" S. 236) als einen „Ueberrest von einer alten, unkritischen, unwissenschaftlichen Geistesgewohnheit." Dagegen äußert sich z. B. einer von Egidys Mitstreitern, Friedrich Holtschmidt, in dem Schriftchen „Das Heil der Welt" (Vraunschweig, Schwetschke 1892): „Aber eine Gesellschaft für ethische Cultur, welche die Religion außer Betracht lassen, sie vielmehr als Sache jedes Einzelnen behandeln will, ist gut für Diejenigen, welche jene Cultur durch ihr religiöses Bewußtsein schon besitzen — auf die religionslose Menge kann sie keinen Einfluß gewinnen. Ethische Eultur anders anzustreben als dnrch die Religion, das heißt nur, aus einem vom Stamme abgelösten Zweige noch Nlüthe und Frucht erwarten wollen. Nur derjenige Zweig kann blühen, welcher mit dem Stamme und dadurch mit der Wurzel verbunden ist und aus dieser seine dauernde Nahrung empfängt. Jeder andere Zweig stirbt bald ab." Und zwar ist ihm Religion „die überzeugungsvolle Anerkennnng des Sittlichkeitprincivs, welches seinen Ursprung in dem höchsten Wesen, in Gott, hat, und das Bewußtsein unserer über den Abschluß des irdischen Daseins hinausreichenden höheren Bestimmung." „Religion kann nur da sein, wo dieser Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist." So allgemeingeläufig diese Auffassung der Religion auch scheint, so

finden sich doch bezeichnenderweise deutsche Stimmen über jenen Unterschied, die das Grundsätzliche weniger betonen und mehr nach dem Gradunterschied der Tüchtigkeit fragen; so Egidvs nächster Kämpe, Prof. Lehmann-Hohenberg selbst, der darüber, auch in litterarischer Uebersicht, berichtet und den Unterschied des ethischen Culturstrebens vom „Egidy'schen Wollen" in dessen dort nicht erreichter „großartiger Universalität" sieht (Volksschrift „Einiges Christenthum", April 1893, S. 147). Auch ein ferner stehender Kritiker der ethischen Cultur (F. von Feldegg in den „Deutschen Worten", 8. bis 9. Heft, S. 545) spricht davon, daß wohl Cgidys „mit viel schwärmerischer Ueberzeugung, aber etwas unklaren Absichten verbundene Bewegung die tiefergehende fei."

Wir werden im Folgenden ein Zusammentreffen von radicalem Christenthum und ethischer Cultur kennen lernen, bei den« zwischen Neiden sehr genaue, freilich amerikanische Rechnung geführt wurde. Schon hier, gegenüber Egidv, darf aber ein weiterer Unterfchied beider Tendenzen, welcher in der fo häusigen Annäherung dunkel bleibt, jedoch mit der eigentlichen Neligionsfrage am meisten zusammenfällt, nicht unmarkirt entschwinden. Tie antireligiösen Bestrebungen wollen das Gegentheil von den christlichen Bestrebungen der ersten und der daran anknüpfenden späteren Jahrhunderte. Tamals galt es die Idee einer Abwendung von der irdischen Welt und die Hinwendung zur Gotteswelt, zum Staat Gottes, der Augustinus in seinem Werk ,,<t6 civiwte clei" dm elastischen Ausdruck gegeben hat. Nach anderthalbtausendjühriger Übersättigung nnt dem, was am Gottesreich zn gehaltvoll war, beginnt (oder begann mit der franzostfchen Revolution, Salter S. 227) die Abwendung davon und das Trängen nach dem Aufbau eines Reiches der Welt und des Menfchen. Je nach der eigenen Anschauung faßt man auch das Wirken Iefu auf. Jetzt heißt es seitens eines Vertreters des Einigen Christenthums (Holtfchmidt) von Iefus: „Cr hat der Menfchheit die Erlösung gebracht. Nicht eine Erlösung vom Leben, wie die Philosophie des Unglaubens und des Weltschmerzes sie predigt, sondern die Erlösung vom Tode. Er hat uns erlöst von» Tode, indem er ein neues Leben in uns wecke, welches allen Weltschmerz überwindet und auch den Tod überdauert." Jenes Gedankens vom Reich der Welt und des Menschen zumeist rühmt sich der Nichtreligiöse, ihn vermißt er auch bei einer der freiesten christlichen Secten, beim Unitarismus (zum Theil vielleicht mit Unrecht): den Gedanken, „daß die vollkommene Ordnung der Dinge, welche die Allmacht uns in einer anderen Welt bereiten sollte, wir selber hier zu schaffen haben. Ich glaube, es ist eine Art von Allmacht in der menschlichen Natur ... ich glaube an die Allmacht von Ideen und an die der Menschen, insofern ste von denselben ergriffen sind." „Es bedarf nicht des wunderthätigen, himmelfchaffenden Gottes der alten Theologie; ja er ist insoweit unser Feind, als die Menschen veranlaßt werden, ihm die Aufgaben zu übertragen und ihm die Refultate zu überlassen, welche sie selbst vollbringen sollten. Eine wundertätige, Himmel-

schaffende Kraft liegt in uns selbst. So lange wir beten, wird diese Gött-
lichkeit entehrt. Vis sie erwacht, giebt es keine Erlösung (Salter 235)."
Das ist allerdings die Sprache des Entweder — Oder, wenngleich
»mnche Christen unserer Zeit selbst diese Gedanken zum Theil mit aner-
kennen. Aber zwischen dieser Telbstherrlichkeit und jener christlichen Demnth,
die da immer noch, auch in der freiesten Religion spricht: „Nicht mein,
sondern Dein Wille geschehe," giebt es wohl keine Verwechselung noch Ver-
einigung.
Ein Uebersetzungswerk aus der Litteratur des „Einigen Ehristenthums"
soll uns nun noch mit einem anderen jener Neligionszüge bekannt machen,
die zwischen Weltreligion und christlichem Sonderstreit in der Mitte laufen,
mit dem amerikanischen Unitarismus: „Religion ohne Dogma. Sechs
Vorträge von John W. Ehadwick. > Autorisirte Uebertragung aus dem
Englischen von Mlerandcr Fleischmann. Verlin, Nibliogr. Nureau" (o. I.i
die Vorrede datirt vom Juli 1891). „Neue Folge." Von L. Fleischmann.
Ebenda 1K93 (beide leider ohne Inhaltsangabe).
Der Unitarismus (bei Ehadwick Unitarianismus) ist diejenige christliche
Religion, die in Gott nur Eine, nicht drei Personen sieht; die Unitarier
und also „Antitrinitarier". Um diese Richtung gut zu vcrstehn, ist es
zweckmäßig, auf ihre ersten Vorläufer, den Arianismus sammt seinen Vor-
stufen, zurückzugehn.
In den ersten christlichen Jahrhunderten war neben Anderem auch das
Drinitätsdogma erst im Werden; als vorherrschend läßt sich eine an den
Unitarismus anklingende stärkere Vetonung der ersten göttlichen Person,
des Vaters, stärker, als es mit dem nachherigen Dogma verträglich war,
bezeichnen: einerseits durch den Monarchianismus (auch Sabellianismus ge-
nannt), die Lehre von der alleinigen Herrschaft des Vaters, dessen bloße
Erscheinung ohne getrennte Eristenz Ehristus sei — und andererseits durch
deu mehr orthodoren Subordinatianismus, die an Panlus anknüpfende Lehre
von der Abhängigkeit des doch perfönlich unterschiedenen Sohnes uom Vater.
Diese bildete im 4, Jahrhundert Anus zu der Lehre aus, Ehristus sei eiu
zeitliches Geschöpf Gottes, das ihm nur wesensähnlich (ä^iumo;) sei.
Indem nun, namentlich durch Athanasius den „Großen", die entgegengesetzte
Theorie durchdrang und im Ganzen herrschend blieb — der Sohn dem Vater
wesensgleich (ä>l52u5l5c) — war Ehristus der Göttlichkeit näher gerückt.
Allerdings erhielten sich Neste des Früheren. Erstens hatte die Kirche noch
niit manchen ähnlichen Ketzereien zu thun: znmal mit den die beiden Naturen
Christi auseinanderlegenden Nestorianern, deren letzte bisher nicht unirte
Nachfahren sich nun auch zum Anschluß an Rom anschicken, und mit den
über die Orthodoxie der „Dpophpsiten" noch hinausgebenden „Monophpsiten",
die gar nur eine göttliche Natur in Ehristus annahmen; Fehden, die noch

durch drei Jahrhunderte dauerten. Zweitens war der Arianismus nicht ausgestorben: die ostgermanischen Gothen und Vandalen samnit den westgermanischen Langobarden blieben ihm lange treu, und dieser germanische Antheil am Kampf gegen die Vergöttlichung Christi mag eine Vorausdeutung des gleichen späteren germanischen Antheils daran sein. Drittens verblieb in der orientalischen Kirche trotz des anerkannten Athanasianismus doch ein Stich in's Arianische durch stärkeren Nachdruck auf Gott Vater, von welchem allein ohne Netheiligung des Sohnes — im Gegensatz zu dem ..ülioque" der abendländischen Kirche — der heilige Geist ausgehe; eine Auffassung, die zwar nnt der „symmetrischen" der Filioauisten immerhin vereinigt werden kann, wie noch in unserenTagen die Bonner „Unions-Lonferenzen" („Bericht u. f. w.", Bonn, Neuster 1874/75) zeigten, die jedoch auf ein tiefergreifendes Bedürfnis; nach einheitlicherer Verehrung Gott Vaters und stärkerer Näherrückung des Sohnes deutet.

Das Mittelalter bereicherte die Frage nicht eigentlich; nur daß der beginnende Nominalismus, für den ja blos Individuen eristiren, die drei göttlichen Personen zu drei wahrhaft selbständigen Substanzen, den Einen Gott also- zu drei Göttern inachte, womit durch eine unannehmbare Consequenz der officiellen Lehre das entgegengefetzte Lrtrem zu einem Unitarismu? vorgeführt war. Außerdem etwa noch der Umstand, daß Abälard wieder einen Stich in die monarchianische Betonung Gott Vaters verräth (insbesondere: „t,r2ctntU8 <iß u.uitat6 st triuitHts äivina," verworfen durch die Synode zu Soissons 1121, seither verloren geglaubt, wieder aufgefunden von Stölzle 1891). Diese unsere Kenntnisse erstrecken sich aber nur auf das westeuropäische Mittelalter. Das osteuropäische, für das die byzantinische Litteratur ein vorläufiges Centrnm bildet, ist zwar in solchen Fragen zunächst nur durch die starre Gleichheit seiner Dogmatil bekannt; da es aber, wie ich der freundlichen Mittheilung des Vorkämpfers auf diesem Gebiet, Professor Krumbachers, entnehme, in seiner Ketzergeschichte noch eine unausgeschövfte Fülle selbständiger Regungen besitzt, deren Erforschung aussichtsreicher sei als etwa die der endlosen Eommentare, so uermutbe ich meinerseits, das; sich dort auch manche unitarischen Anwandlungen finden werden, und zwar, in Folge der „antifilioquistischen" »Denkweise des Orients, zahlreicher als im filioquistischen Occident.

In der Neuzeit dauerte es ziemlich lange, ehe wieder eine „Centralisirung" Gottes und eine „Näherrückung" Christi in größerem Stil aufkamen; behielten ja doch die Neuerer im Wesentlichen die bisherige Christologie bei. Calvin ging (nach Chadwicks Darstellung 1. Band S. 18) in's andere Ertrem: sein „Dualismus von Liebe und Gerechtigkeit in dem Wesen Gottes" (d. h. also der Gegensatz des liebevollen SolMs zun, unerbittlich gerechten Vater) erregte „bei unseren ersten Unitariern wie bei den reformirenden Presbyterianern die größte moralifche Entrüstung," mebr als der Umstand, daß er „statt eines drei Götter hatte". Im „sogenannten

evangelischen Religionsstistein" sieht Chadwick (I 96) „die vollständige
Unterordnung des Vaters unter den Sohn". Tie Reformisten neigten
einigermaßen nach einer stärkeren Betonung des Menschlichen in Christus,
was für ihren Abendmahlsstreit gegen die Lutheraner von Bedeutung war.
Cinen dogmatisch und kirchlich ausgesprochenen Unitarismus jedoch entfalteten
erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Socinianer, zunächst in der
Schweiz, dann in Polen; man betrachtete und verfolgte sie geradezu als
Arianer, bis zu der im Jahre 1658 gegen sie angedrohten Todesstrafe,
trotz deren sie sich noch lange erhielten und in Siebenbürgen als Unitarier
bis heute bestehen. An einer Cntgöttlichnng Christi arbeiteten dann ver-
schiedene Mächte, von den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts an,
neben weniger populären Bewegungen der Speculation, bis herab zu der
protestantischen Linken und dem „neuen Glauben" von beute; doch eine ab-
gerundete Ausprägung der antitrinitarischen Lehren geschah wohl erst durch
den amerikanischen Unitarismus.
Cs scheint mühig, die Betrachtung dieses durch solche allbekannte ge-
schichtliche Umwege vorzubereiten. Allein vielleicht ist der Hinweis nickt
werthlos, daß durck weite Strecken des religiösen "Denkens ein Gegensatz
gegen die Rebeneinnnderstellung Gottes und Christi, ein Zug nach homo-
gener (Göttlichkeit im „Bater" und nach ebensolcher Menschlichkeit im
„Sohne" geht, daß diese Tendenzen kein isolirter Secteneinfall, fondern ein
historisch gewichtiges Bedürfnis; religiöser Naturen sind, und daß fomit die
amerikanischen Unitarier an ein wesentliches Stück Religionspsnchologie und
Religionsgeschichte anknüpfen. Ich denke mir die verschiedene Betonung
der Göttlichkeit Christi und die der Menschlichkeit Cbristi als je eine Curue,
deren erstere, die Vergüttlichungscurve, von einein vielleickt recht niedrigen
Stand in der nrchristlichen Zeit bis zum Schluß des 7. Jahrhunderts,
alfo bis zur Vollendung des orthodor-dogmatischen Christusbildes, im
Ganzen ansteigt, von da fast 9 Jahrhunderte hindurch mit untergeordneten
Schwankungen gleich bleibt und nun erst sehr langfam, dann feit der Auf-
tlärnngszeit schneller sinkt, bis sie sich zu einer asymptotischen Fortführung
in's Unbegrenzte beruhigt. Die entgegengesetzte Curve entgegengesetzt.
Und damit Hand in Hand geben die Auffassungen der Göttlichkeit des
„Vaters" als einer einheitlichen, proportional der Nngöttlichkeit des
„Sohnes" i das eigentliche Gebiet des Unitarismus.
Tiefer knüpft ausdrücklich, aber mit Kritik, au seine Vorgänger an.
Von Arius übernimmt er die wesentliche Ablösung Christi von Gott, be-
dauert jedoch, daß die „völlige Unvereinbarkeit" seiner Lehre „mit der
Menschlichkeit Christi viel dazu beigetragen hat, die Lehre in Mitzcredit
zu bringen" (I 17); von den Antitrinitariern nimmt er den materiellen
Inhalt ihrer Theorie, rückt aber ihre Hauptabsicht, den theoretischen Wider-
stand gegen das Trinitätsproblem und den Nachweis eines „Rechenfehlers"
(I 18 und 94) in zweite Linie und stellt die ethische und kosmologiscke

Seite, zum Theil sogar die ästhetische, voran. Zuvörderst sträubte sich sein moralisches Gefühl dagegen, daß die sittliche Einheit Gottes verleugnet werde, und daß zwischen den göttlichen Attributen ein unüberwindlicher Widerspruch bestehe; man habe Gottes Gerechtigkeit einerseits, seine Liebe und Gnade andererseits nicht vereinigen können «nd sie deshalb auf zwei Personen vertheilt, die also weseneins sein, aber zugleich miteinander „moralisch Krieg" fuhren mußten. Chadwicks Abneigung gegen diesen Calvinismus kehrt häufig wieder. So weun er ausführt (II 46), daß „für die, die sich unter dem Vanne der Crbsünde fühlten und sich ohne innere Kraft glaubten, mit ihr zu brechen, es sehr natürlich war zn sagen: ,Die Schlechtigkeit, die ihr mich lehrt, will ich ausfübren; es müßte fcklimm stehen, wenn ich nicht die Vorschrift noch verschärfen könnte'. Daß sich nicht mehr fanden, die diefem Winke nachkamen, zeigt, wie viel besser die menschliche Natur war, als Calvin meinte." Und an einer anderen Stelle: „Unzweifelhaft waren die grausamen Strafen, die man sich in einer anderen Welt vorstellte, ein Spiegel der Grausamkeiten, die man in dieser Welt fortwährend ausübte," „thatsächliche Grausamkeit erzeugte ideelle Grausamkeit; sie schufen sich Gott zu ihrem Cbenbilde, — zum Cbenbilde ihrer Grausamkeit und ihres Hasses." — Zweitens aber treten gegen jene Zerspanung Gottes die kosmologischen Denk- und Vorstellungs- (Verstandes- und Phantasie-) Forderungen auf. Vor Allem „die Ciusicht, daß jeder Mensch von gleicher Art mit dem Vater ist"; sie habe „den athanasianiichen Anspruch für Jesus weniger falsch als einseitig gemacht". Und zwar „hat der Unitarismus, als eine ,Vewegung der mit der Naturwissenschaft übereinstimmenden Verminst', täglich neue Gründe für den Glauben gefunden, daß es einen Gott und Vater Aller giebt, — einen und nur einen. Naturwissenschaft ist nur ein anderer Name für die entdeckte Cinheit und Karmonie der Welt." Wie vor 15M Jahren die .vomousität Christi mit Gott Ortbodorie gewesen sei, so sei heute die Homousität der Materie (oder vielmehr des Substrates dessen, was für unsere Vorstellung Materie ist» mit Gott noch Ketzerei. „Aber es ist der Glaube aller Männer der Wissenschaft nnd der Philosophen und wird bald genug auch Orthodorie sein: Cs giebt keinen Gott neben der Substanz des Weltalls; Gott ist die Substanz des Universums" (I 140).

Dies also die Vekenntnisse, die dem Unitariömus seinen Namen und seinen artbildenden Unterschied geben. Cs ist jedoch merkwürdig, daß Chadwick nicht sie zur Grundlage seiner Vekennung des Unitarismns macht. Dieser habe „drei Grundsätze, nämlich: 1. das Necht und die Pflicht eines Jeden, seine freiesten Gedanken bei den höchsten Dingen anzuwenden; 2. das Necht und die Pflicht, die Vernunft zum entscheidenden Prüfstein für die Wahr-

heit zu machen; 3. das Uebergewicht des Charakters über das Glaubens-
bekenntnis;, der Lebensführung über den Glauben" (I 12). Dieser dritte
Grundsatz mag wohl die Hauptursache davon sein, daß irgend ein wesent-
licher Glaubensinhalt erst nach jenen Principien zur Geltung kommt: „auch
giebt es noch einige Glaubeussätze von großer Wichtigkeit, von denen jeder
einzelne ein neuer Grund dafür ist, daß ich Unitarier bin. Zu allererst
nenne ich die Einheit des göttlichen Wesens" (I 17).
Lies Alles aber seien nur eben thatsächliche Ueberzeugungen der Uni-
tarier, und nicht einmal aller; „allgemeine Glaubenssatzungen" lehnen sie
ebenso ab wie eine „allgemeine Behörde" (I 16): sie führen das „congrega-
tionale", das gemeindliche Kirchenspstem, das bekanntlich schon den Protestantis-
mus gegenüber dem Katholicismns (einigermaßen auch die altkatholische vor der
römisch-katholischen Kirche) und innerhalb des Protestantismus wieder die
Independenten (Eongregationalisten), den linken Flügel der Puritaner, gegen-
über den Presbpterianern auszeichnet, am reinsten dnrch (I 13); bildete sich
ja doch der Unitarismus in Nord-Amerika auch geschichtlich aus Puritanern
und Indevendenten heraus, welche letzteren bereits den Vater, nicht Jesus
zum Mittelpunkt ihres Glaubensbekenntnisses machten (I 96). Am maß-
gebendsten dürften den Unitnriern sein die „Lehre von der Würde der mensch-
lichen Natur", die Verwahrung gegen die sonst so allgemein „christliche Lehre
von der menschlichen Verderbtheit," die Abhängigkeit der Auffassung Gottes
von der des Menschen (I 19); und diese Vermenschlichung des Menschen wird
wohl die Grundlage ihrer Vermenschlichung Christi sein, die sie der „Ver-
meuschlichung Gottes" entgegenbalten (I 70 und 36 f.). „Wie eine Hebung
der Moral die Religio» beeinflußt hat," sagt Chadwick (II 107), „ist das
interessanteste und wuchtigste Capitel ini religiösen Leben des Menschen."
Für ihn selbst besteht echte Moral nicht wie für einen seiner College« in
„einer blos äußerlichen Anpassung der socialen Regeln, welche die Gesell-
schaft mit ihrer Zustimmung gestempelt hat," i» „bloßer Vermeidung von
Dingen, die der Staat und die sociale Ordmmg zu thun verboten haben,"
sondern sie schließt in sich den Sinn „von Ctwas, was wir Anderen oder
dem allgemeinen Wohl oder eineni Ideale der Vollkommenheit schulden"
(H 89 f). Und fagt fein College zu Gunsten der Heiligkeit des inneren
Lebens: „Was ein Mensch thut, d. h. seine Moral, ist Nichts; was er ist,
das spricht für ihn, das entscheidet," so erscheint ihm eine solche Darstellung
von persönlicher Erlösung kaum weniger egoistisch, als die Darstellung der
orthodoren Theologie. „Sie macht die Erlösung nnserer eigenen Seele zur
Hauptsache; und ob es eine Erlösung von den Qualeu der Hülle oder
denen des Gewissens und unbefriedigender Ideale ist, — es bleibt egoistisch."
Das Gegentheil sei der Standpunkt, „den Jesus eiunahm, als er sagte, daß
wer seine Seele zu erhalten suche, sie verlieren würde, wer aber sie für
die gute Sache verlöre, sie glorreich gerettet bekommen würde. .Blicke nach
außen, nicht nach innen.' Die Zeit, die mit Analysiren von Motiven ver-

bracht wird, ist Zeit, die zur Linderung des Elends eines Mitmenschen ver-
bracht werden könnte" (11 92). Keineswegs aber mit es bloße Ethik gegen
Religion. Me Unitarier sind in der That, wenngleich nicht in der Vor-
schrift, ausgesprochene Gottesgläubige lind zwar nicht etwa Pantheisten oder
Deisten, sondern Theisten, d. h. sie glauben an einen persönlich selbstständigen
und ausdrücklich welteingreifenden Gott, letzteres sogar durch die „Lebre
von der Versöhnung": „Gott hat dnrck Christum die Welt mit sich ver-
söhnt" (I 23); allerdings glauben sie nicht an eine biblische Offenbarung
(I 24), wohl aber an Unsterblichkeit, weil dieser Glaube „die Antwort giebt
auf die auf menschliche Unvollkommenheit gegründeten Forderungen des
Geistes, der Sittlichkeit und des Gemüths" (22).

Das Zusammentreffen dieser Glnnbensansichten ist das Ergebniß einer
fast vier Menschenalter langen Geschichte. An ihrem Eingang steht neben
Anderen besonders ein Mann, dessen Geist universal war wie wenig andere,
der durch seine Vereinigung materialistischer Naturwissenschaft mit fviriti«'
listischer Geisteswissenschaft fo recht geeignet war, deu gleichen Charakter des
heutigen Unitarismus vorzubereiten; dem Ühemiker bekannt als Entdecker des
Sauerstoffs und vieler anderer Stoffe, sowie als Vorarbeiter Üavoisiers, dein
Philosophen als Fortsetzer Lockes und besonders der physiologisch gefärbten
Psychologie Hartleys, dem Theologen als kirchenfeindlicher Schriftsteller:
Joseph Priestley, geboren 1783 in England, gestorben 1W4 in Nord-
amerika. Er pastorirte Gemeinden von Tissenters (Gattungsimme für alle
von der englischen Staatskirche getrennten Protestanten) nnd dies in einer
Zeit, in der diesen „Nonconformisten" noch nicht — wie erst seit 182tt,
unter Georg IV. uud seinen Nachfolgern geschah — gleiche Nechte mit der
anglicanischen Kirche eingeräumt wnreu, nnd auf den Unitarismus fogar
(bis 1813) Todesstrafe gefetzt war. Priestley hatte nach dem Vorgang anderer
(1774) eine Unitariergemeinde zu Birmingham gestiftet, wich aber später
den Angriffen der Theologen und Nichttheologen und gründete nach feiner
Uebersiedelung in die neue Welt auch iu dem Staat Pennsyluanien solche
Gemeinden.

Von da an entwickelte sich der Unitarismus stetig; vorerst durch jenen
Vertreter, der bis heute wohl der bedeutendste Führer der Sache geblieben
ist: William Ennery Channing, geboren 1780, gestorben 1842, wirkend
zumeist in Boston, seither einem Kauptsitz de? Unitarismns (über ihn in
Gelzers „Protestantischen Monatsblättern" 18N6). Er wurde weitbin
populär, u. A. durch sein WohltlMgkeitswickn (Salter „Religion der
Moral" S. 223> nnd seine Bekämpfung der Sklaverei. Er vor Allem
wird unter den Bestreiten, einer geoffenbarten Wahrheit der orthoooren
Lehren (Chadwick I 14 und 32) uud unter denen genannt, welche die Würde
der menschlichen Natur voranstellen (ebenda IN uud 57 f.); und er zumeist
scheint den ethischen Zug des Unitarismus vor den theoretischen, der wob!
noch bei Priestley die Hauptsache gewesen sein mag, gerückt zu haben —

„hat man doch sogar von ihm gesagt, er sei übertrieben empfindsam ge-
wesen und habe ein fast krankhaftes Auge für das moralische Nebel gehabt"
(Salter 229). Dadurch kam er selbst in Zwiespalt mit anderen Unitariern,
worüber später. Unter den übrigen Führern der Richtung ragt nach der
radicaleren Seite Tbeodor Parker (1810—1860) hervor, erst von den
Seinigen selbst befehdet und 1845 wegen seiner Versuche, den Unitarismus
zu corrigiren, zum Austritt aus dem Kirchenverband gedrängt, schließlich
aber als Gleicher unter Gleichen wirkend; ein Gedenkbuch über ihn von
A. Altherr (St. Gallen 1894) hat seinen Namen eben wieder in die Erinnerung
des Publicums zurückgeführt. Man sieht, wie sich der Unitarismus einiger-
maßen von rechts nach links bewegte (Chadwick I 14 f., 21 f.). Später
war wohl H. W. Bellows (1814—1882) der berühmteste Führer, weit
bekannt auch durch sein sociales Wirken.

Abgesehn von einer Ausbreitung nach Großbritannien, wo die Uni-
tarier seit fast einem Jahrhundert in Manchester ein theologisches Stift be-
sitzen, das am 18. October 1^92 nach Orford verlegt wurde, blieben sie in
jenem nordostlichen Zwickel der Vereinigten Staaten, der sich von New-Iort
und Brooklyn, dem Sitz Chadwicks, bis Boston dehnt, später auch in Chicago,
heimisch und haben an der berühmten Harvard-Universität zu Cambridge-
Massachusetts (deren Chrenmagister Chadwick ist) die theologische Facultät
inne. Sie gruppiren sich in einzelne Kirchen, deren in mancher Stadt
mehrere sind, und diese bilden die „Amerikanisch-unitarische Association",
die jedoch über eine bloße Association nicht hinausgeht. Eine „nationale
Üonferenz" vom Jahr 18N5 war für sie grundlegend. Ein Jahrbuch, „LoLton
llnirai-illu ^nnive^arv,^ mehrere (frühere und jetzige) Zeitschriften, „l^ni-
tarian lißvißn", „IHsral Oliriztian", und überhaupt eine reichliche Literatur
wirken nach ihrer Weise. Einen socialistischen Vortrag, den Lawrence Gron-
lund gelegentlich der Weltausstellung Ende Mai 1893 in der „dritten Unitarier-
tirche" zu Chicago gehalten hat, machte der Nationalökonom Prof. Julius
Platter in Zürich durch eine Ueberfetzung auch dem deutschen Publicum zu-
gänglich („Deutsche Worte", November 1893, S. 715ff.). Der Vollständig-
keit halber erwähne ich noch einen Aufsatz: „Ein Ausweg aus den: Drei-
einigkeits-Streit" (‚A Va^ out ut' tbß l'rillitarian l^untrovsizv^), den
vor einiger Zeit I. M. Whiton in der Zeitschrift ,,'lli« ns^v ^Vorlci/
(zweiten Bandes ?. Heft) veröffentlicht hat.

Auf die Entwickelung des Unitarismus von rechts nach links dürfen
wir wohl einen gewissen Nachdruck legen, weil sie wieder die schiese Ebene
zeigt, auf der Abweichungen von der dogmatischen Ueberlieferung wenigstens
im großen geschichtlichen Verlauf zu den letzten Freidenkerfolgerungen führen.
Bei den Unitariern bestand einst noch der „^raum von der Unfehlbarkeit
der Bibel"; dann (1838) als „absolut wesentlich" das Bekenntnis;: daß die
„Vollmacht Jesu, im Namen Gottes zu sprechen, ans die einzig mögliche
Weise bezeugt werde, nämlich durch die wunderbare Offenbarung seiner

Macht"; heute völliges Absehen von Offenbarung und Wunder (Chadwick
I 35 f., 98 f,) Früher, durch Channina,, „die arianische Lehre, die Jesus
als ein einzigartiges Wesen, als ein Wesen 8ui genei-is, hinstellte, dem
Wesen nach den« Vater ähnlich, aber nicht dein Vater gleich oder gleichemig
mit ihm;" hiervon sehr verschieden die nemmitarische „Lebre von seiner
reinen Menschlichkeit" (I 97). Und noch über die Leugnung der Lehre von
der stellvertretenden Genugthuung hinaus (welche Lehre schon bei den Vor-
gängern unserer Unitarier, den Socinicmern, von der älteren, mehr juristi-
schen Auffassung zu einer mehr ethischen fortgebildet worden war) trat sogar
die allgemeinere Lehre, „daß Jesus eine besondere Rolle bei der sittlichen
Vesserung der Menschen übernommen," bei den Unitariern immer mebr
zurück (I 101).
Trotz des Mangels bestimmter Glaubenssahungen (siehe z. N. I 92 f>
und trotz des Fortschreitens zu radicalster Stellung, die Neide den Unita-
rlsmus zu einer der freiesten aller christlichen Secten machen, wird ihm
doch von Anhängern wie Gegnern die „unitnrische Orthodorie" vorgeworfen
(Talter E. 218, 221). Von ihren Anhängen:: darunter war fogar
Chnnning; und die Abneigung, „Jesus Herr und Meister zn nennen", also
das theoretische Minimum dieser Kirche anzuerkennen, führte, „von den
Unitariern anf ihrer Rationalconferenz mit Unfreundlichkeit betrachtet", zum
Ausscheiden der Träger dieser Abneigung aus der Genossenschaft (ebenda
S. 2l?). Unter den Gegnern des Unitarismus und besonders der „kleinen,
halbgeglcmbten Ueberbleibsel des christlichen Bekenntnisses" in ihm (S. 241»
erwähne nnd benütze ich den Fübrer der „Gesellschaft für moralische Cultur"
in Chicago, William Mackintire Salter, von dessen Vorträgen einer
die Frage behandelt: „Weshalb der Unitarismus uns nicht befriedigt"
<S. 215—242). Hier handelt es sich vornehmlich um jene Neligionslehren,
die der Unitarismus zwar nicht offieiell, aber doch thatsächlich bekennt; wenn
eine unitarische Kirche in ihrer Crklärung, daß sie sich „nicht auf ein
Glaubensbekenntnih gründe, daß sie völlige Freiheit der Meinung hinsicht-
lich aller Gegenstände des svecnlatiuen Glaubens gewähre und den Clmrakter
zum einzigen Prüfstein der Religion mache", „ganz offen ist, so unterscheidet
sie sich gar nicht von einer ethischen Gesellschaft" (S. 221 f).
Drei Gründe der Unzufriedenheit mit dein Unitarismus bringt Salter
vor: dieser verlange erstens zu viel iu sveculativer Hinsicht, zweitens zu
wenig in praktischer Hinsicht und zeige drittens einen „allgemeinen Mangel
an Crnst in der Behandlung der Fragen des Tages", ja sogar in der
Haltung gegen Jesus und in deni Begriff der Religion (S. 228 ff., 235 ff.».
Am stärksten bewegt den ethifchen Culturvfleger der zweite Grund: für ibn
fehlt es dein Unitarismns an genügender Beachtnng der socialen Frage,
Tas habe sogar schon Channing selbst getadelt, in einer Stelle, die in der
unitarischen Ausgabe seiner Werke fehle: Ter Unitarismus war „mehr ein
Protest des Verstandes gegen absurde Togmen, als das Wert eines tiefen

religiösen Princips, wurde durch die Vermischung mit einer materialistischen Philosophie schon früh gelähmt nnd fiel zu fehr in die Hände von Gelehrten und politischen Reformern; die Folge davon ist ein Mangel an Lebenskraft und Stärke, welcher uns wenig Hoffnung läßt, dah er unter der gegenwärtigen Leitung oder in feiner gegenwärtigen Gestalt viel ausrichten werde. Wenn ich Ihnen sage, daß keine Secte diefes Landes sich weniger für die Sklavenfrage interessirt hat oder mehr zum Conservatismus ueigt, als die unsere, so werden Sie beurtheilen, was von ihr erwartet werden kann."
So Channing (Salter, S. 225). Seine Worte werden auffallend bestätigt durch den Nnitarierführer Nellows, der in der Ungleichheit unserer socialen Lage eine „weise Vorsorge für das größte Glück Aller" und zu viele Vortheile für den Christen in feinem Verhältniß zu den Annen sieht, „als daß er wünschen könnte, daß Nrmuth nicht länger auf Erden bekannt wäre" (S. 224). Man beachte aber, daß die von Salter hervorgezogenen Stellen ungefähr aus deu dreißiger Jahren stammen, daß also seither fast zwei Generationen unitarifcher Entwickelung vergangen sind, und daß jetzt wenigstens Chadwick das Uebergewicht „der Lebensführung über den Glauben" als unitarischen Grundsatz preist (I 15). Immerhin scheinen die Gedanken und Gefühle der Vertreter „Ethischer Eultur" mehr als die der Unitarier auf die Mitwelt gerichtet zu sein. 'Dort bedeutet Moral „so viel wie das Wonl Aller, moralische Fragen sind sociale Fragen" (Snltcr 229); hier ist es vor Allem das Streben nach eigentlich sittlichem Werth und nach Verwirklichung der allgemeinen Ideale von Menschenwürde durch den betheiligten Einzelnen. Dort ein demokratischer nnd altruistischer Zug; hier trotz Chadwicks Moraltheorie ein verklärter Cgoismus einer Auslese von Menschheitseremplaren, das Ganze auf die höheren Culturfchichten angelegt, auf akademifche Luft, auf die oberen Zehntausend, auf Menschen, die zu dieser theoretischen und praktischen Verfeinerung die genügende Muße haben. So auch dort ein Ton des Vortrags, den der Musiker „breit" oder „dick" uennen würde, hier ein kunstreicher Zusammenklang seiner, dünner Töne, ein Genuß für geistige Gourmands. Liest man Chadwicks Predigten, so ergänzt man sich nnschwer das Vild einer Kirche, darin sich Vornehme mit jenem Ernst drängen, den die Gewohnheit eines tüchtigen Denkens und Handelns ausreift, nicht aber mit dem anderen Ernst, den eine Gefühlsvertrautheit mit den tiefeu, seelenbelastenden Lebensproblemen zeugt, und der weit eher vor den Nedelanzeln der ethischen Gesellschaften, vielleicht auch vor der Egidys, zu finden sein dürfte. Doch versagt Salter den Unitaricrn sogar im Praktischen nicht sein Lob: „gerade sie sind als Klasse vielleicht ausnehmend human und von Gemeingeist beseelt, zu guteu Werken geneigt, mehr selbst noch außerhalb als innerbalb der Kirche; sie haben — und dies gilt heutzutage für eine Empfehlung — wenig von jenem Ienfeitsznge, jeder „Andernweltlichkeit", und die Religion kommt bei innen vielleicht mehr den: nahe, eine Gesinnung zu fein, welche das tägliche

Leben umfaßt und es veredelt, als dies bei irgend einer anderen Secte der Christen der Fall ist" (S. 216). Sie sind am wenigsten „Hinter-weltler", wie man in der beutigen Nietzsche-Sprache sagen würde. — Collen wir noch eine eigene Kritik der Chadwick'schen Sammlung an-fügen, so können wir den Feinschnitten ihrer (Gedankengänge sowie ihrer tief-edlen, von Schwulst und Pathos freien, doch sozusagen mehr dianoetischen als ethischen Würde nur alle Bewunderung widmen. Die philosophische und — wie mir scheint — auch theologische Sicherheit sachlicher Einzel-heiten bleibt dahinter häufig zurück. So läßt Chadwick seinen bald pantheistischen, bald theistischen Gottesbegriff in sich unausgeglichen. So spricht er (I 4s>) von „dem Gesetze des Universums", ohne jedoch zu sagen, was er damit meint. So sieht er, im Gegensatz zu der Sittenlehre, „die da bleibt" und „den Grund ihrer Vorfchriften in den nothwendigen Bedingungen der Menschen" findet, die Grundlage der vergangenen oder vergehenden Tittenlehre im Willen Gottes: „Mord und Unzucht sind Un-recht, weil Gott es so bestimmte; aber er hätte ebenso leicht bestimmen können, daß Beides Recht sei" (I 123>. Dies äußert also der unitarische Theologe, als hätte es nie einen Thomas von Aguin gegeben. Auch Chadwicks Behauptung: „heutzutage ist jede höhere Erklärung des Weltalls monistifch, d. h. einheitlich" (1141), uerräth mehr den eigenen Standpunkt als historische Vewandertheit. Andere Stellen überlassen wir dem Kopf-schüttelu des Theologe«: so weun Chadwick meint, der Glaube, Wille, Eifer, von dem die prachtvollen Kirchenbauten im Westen Curopas aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeugen, „waren nur der Ausdruck einer mächtigen Reaction gegen die seit Jahrhunderten erstarrten Glaubensuorstellungen"; „nicht fowohl der Glaube an eine zukünftige Welt, als der an die gegen-wärtige ließ diese Tome sich so hoch himmelwärts erheben und zierte sie mit fo reichem Schmuck" (I 112 f.). Und dem Sprachforfcher bleibe der Satz überlassen, daß „die vergleichende Philologie die verschiedenen Sprachen nur zu verschiedenen Dialekten einer gemeinsamen Sprache macht" (I 95).

Chadwicks Buch enthält in, ersten, mehr theoretischen Band zunächst eine biographische Notiz, dann eine Einleitung: „Warum ich Umtarier bin", und als Grundstock die C Kanzelvorträge: „Tas Wesentliche in der Religion" (wozu Uusterblichkeitsglaube und sogar Theismus nicht gehören sollen), „Glaube und Leben", „Tas große Gebot", „Positive und negative Theo-logie", „Die gute neue Zeit", „Religion trotz alledem und alledem". — Der zweite, mehr praktische Band besteht ebenfalls aus 6 Predigten. Die erste, „Das >Und in der Mitte", darf wohl als eine der tiefsimngsten und zugleich aumutbigstcn Neihnachtsgnben bezeichnet und gerade deutschen Familieu als ein — doch durchaus von aller Salbung und Sentimentalität freies — Crbauungsstück empfohlen werden. „Das Kind in der Mitte der Christzeit ist nicht ausschließlich das jüngste im Hause, es ist das Kind im

Allgemeinen." Außerdem „ist das Kind in der Mitte, d. h. die Thatsache der Kindheit, die charakteristischeste und wichtigste Thatsache, die sich in dem Weltlauf von dein nebelhaften Urfeuer bis zu der Weltordnung, die das Besitzthum unseres gegenwärtigen Lebens ist, herausgebildet hat". Je weiter zurück, desto weniger Bedeutung hat die Kindheit' je weiter nach vorwärts, desto mehr gilt sie, desto länger dauert die Zeit der Hilflosigkeit. So beim Menschen gegenüber dem Thier: „je vollständiger die Erziehung vor der Geburt ist, desto weniger Fortschritt nach derselben". „Das Kind in die Mitte gestellt . . . was bedeutet dies? All' jene Gelehrigkeit, Fortschrittsfähigkeit und Individualität des Charakters, die einen Menschen von allen anderen Geschöpfen nach der wissenschaftlichen Auffassung weit mehr unterscheidet, als einen Hund oder Pferd von einem Grashalme." So aber nnch bei, den höheren Schichten der Gefellfchaft gegenüber den niedrigeren. Und aus der Schwäche kleiner minder „kam Kraft hervor, — die Kraft eines vereinigten Hausstandes, elterlicher Zuneigung, geschwisterlicher Sympathien und kindlicher Liebe". Darum kann der Prediger sogar ‚mit Nordsworth' sagen: „Das ‚And ist der Vater des Mannes", „für uns aber soll das Kind von Nazareth ein Tmnbol für alle Kinder fein, die durch die Jahrhunderte beruntergetrippelt gekommen sind; und seine tiefste Bedeutung soll uns aus dem Kindergesichtchen entgegen leuchten, das zuletzt in unserem Meis das Licht der Welt erblickt hat." — Die zweite Predigt der „Neuen Folge" behandelt „die constructiuen Errungenschaften der höheren Kritik" und weist die Gewinne auf, welche die anscheinend mir zerstörende Bibelkritik gebracht hat. — Eigenthümliche Gedankengänge mit besonderem pädagogischen Werth bringt der dritte Vortrag: „Der Preis der moralischen Freiheit." Er stellt den Ausspruch des römischen Feld-Herrn: „Für einen hohen Preis erlangte ich diese Freiheit," und den des Apostels Paulus: „Aber ich wurde frei geboren," einander gegenüber und weist besonder? auf die hin, die jenen Preis selbst bezahlten. „Gute Gewohnheiten" — so erläutert dies Chadwick — „sind die moralischen Verdienste, die in der Bank des Charakters Zins auf Zins tragen und dem Inhaber bald einen Nothpfennig in die Hand geben"; nnd zum Nähereu benützt der Prediger das werthuolle Eapitel des Psychologen William James, das die Hauptsache bei aller Erziehung darin findet, „unser Nervensystem zu unserem Verbündeten zu machen, anstatt zu unserem Feinde", nnd das daran eine Reihe praktisch-ethischer Winke anschließt. Chadwicks eigener Gedankengang schließt diese Reihe mit den Worten ab: „Der Preis der Freiheit ist das Aufgeben unseres Vorurtheils, das fortwährende Frischerhalten des Bewußtseins, daß wir am Ende doch Unrecht haben können, das unaufhörliche Tuchen nach dem, was wirtlich wahr ist, statt nach bloßer Bestätigung der Ansicht, die wir aus einem oder dem anderen Grunde beizubehalten wünschen." — Ein vierter Vortrag bespricht „die Kraft der zukünftigen Welt"; ein fünfter „Moral uud Religion". — Der

letzte ist überschrieben: „Große Hoffnungen fiir große Seelen"; er deule! den Gedanken, „daß große Hoffnungen für große Seelen sind", mit den Worten: „Je größer die Seele, desto größer die Hoffnung; und dies gilt durch die ganze Reihenfolge von den größten und berühmtesten Menschen, die die Welt je gekannt hat, bis zu den schwächsten und uerachtetsten, die auf reine und edle Weife das Gefetz gehalten haben." „Die großen Seelen machen uns größer und bereiten uns für die Theilnahme an den Hoffnungen vor, die sie hegen, und durch die sie gestützt werden".

Im Ganzen mag uns das Wert eines jener nuumehr häusigeren Zeichen dafür fein, daß wir an den Amerikanern würdige Wettkämpfer nicht nur ini Materiellen, fouderu auch im Geistigen haben und von ihnen selbst in religiösen Grundsragen, einem besonderen Erbstück des Deutscheu, etwas lerueu können, wir, deren kirchliche Bewegungen an Xraft doch noch fehr hinter den amerikanifchen zurückstehen dürften.

Die großen Epidemien des Mittelalters.

Ein culturhistorischer Rückblick,

von

G. Mrding.

— Ivolsidenberg. —

!ie Fortschritte der Wissenschaft und der Enltur haben die Seuchen, jene schrecklichen Geißeln der Menschheit, denen in früheren Zeiten die Medicin ohnmächtig gegenüberstand, zum großen Theil verschwinden lassen, den noch über uns herziehenden Epidemien die verheerende Kraft gebrochen, auch erfolgreiche Mittel des Kampfes gegen die Heimsuchung gefunden, so daß wir gerade in den Zeiten solcher Heimsuchung in dem Rückblick auf die Vergangenheit uus der siegreichen Kraft des in der Wissenschaft concentrirten Menschengcistes freuen und die sichere Hoffnung fchöpfen tonnen, daß es in schnellem Fortschritt gelingen werde, die unheimlichen Eindringlinge in uuser Kulturleben ganz auszuschließen.

In kurzen Skizzen nur wolleu wir einen folcheu Rückblick vornehmen.

Unter allen Geißeln der Vorzeit steht die Pest voran.

Nach einigen leichteren Angriffen überzog diese furchtbarste aller Seuchen zum ersten Male in verheerender Gewalt auch das nördliche und westliche Europa. Prokop, ein griechischer Geschichtschreiber, giebt in seinem von Elaudius Maltretus übersetzten Werk: „po^tilßntia ßi-ÄviFzima" eine eingebende Beschreibung der Epidemie, welche von Eonstantinopel aus Europa heimsuchte uud, wie er sagt, das gauze Menschengeschlecht ausrotten zn wollen schien.

Im Jahre 542 erschien die Seuche zuerst in der Stadt Pelusion in Egppteu, nahm von dort ihren Weg nach Alerandricn nnd zugleich nach Palästina, ^m ^rübling des Jahres 543 tauchte sie in Eonstantinopel auf, zog von dort, immer von Osten nach Westen, über ganz Europa.

Die Krankheitserscheinungen waren sebr merkwürdig nnd unterschieden
sich wesentlich von anderen und späteren Seuchen, welche in ganz plötz-
lichem Ausbruch ihre Opfer überfiele».
Die meisten Befallenen, so erzählt Procopius, glaubten zum'!
Dämonen in Menschengestalt vor sich zu sehen, welche aus der Luft berab-
schwebte» nnd sie auf einzelne Stellen des Körpers schlugen. Andere
hatten diese Erscheinungen im Traum und erwachten darauf mit angstvollen
Empfindungen, während viele allerdings auch ohne diefe visionären Er-
scheinungen befallen wurden.
Das erste pathologische Symptom war ein plötzliches Fieber, bei
Einigen im Moment des Erwachens, bei Anderen mitten in ihreu gewöhn-
lichen Veschäftigungen. Ter Körper veränderte dabei sein Aussehen »ich«,
und die Temperatur zeigte keine austerordentliche Erhöhung, auch bemerkte
man keiue inneren oder äußerlichen Entzündungszustände. Dcu ersten Dag
war dieses Fieber so leicht nnd unbedeutend, dnst es weder bei dem Kranken
noch bei dem Arzt, der den Puls untersuchte, eine ernste Gefahr befürchten
lassen konnte. Aber am zweiten oder dritten Dage entstanden rotbe Ge-
schwülste an verschiedenen Stellen des «örper5, meist am Unterleibe, in den
Achselhöhlen und auch hinter den Obren, und die tranken behaupteten, daß
dies jedesmal die Stellen seien, nn denen die ihnen erschienenen Dämonen
sie berührt hätten. Zu gleicher Zeit verfielen die Kranken in eine tiefe,
stumpfsinnige Erschlaffung, während bei Anderen Delirien und furchtbare
Wuthausbrüche eintraten. Die Letzteren behaupteten, Menschen vor sich zu
sehen, welche sie tödten wollten und flüchtete» vor diesen Erscheinungen mit
entsetzlichem Geschrei. Die Krankenwärter hatten die größte Mühe, in den
Wuthausbrüchen die Kranken zu bändigen, und wenn diese keine Pflege
hatten, so tödteten sie sich hänfig felbst, indem sie sich aus den Fenstern
stürzten oder ertränkten, wenn sie an ei» Wasser gelangen konnten.
Die Geschwüre sanken nach ein bis zwei Tagen wieder zusammen, und
dann trat der Tod sofort ein. Die Sektionen, welche einzelne Acrzte vor-
nahmen, um den Grund der Krankheit zu entdecken, zeigte» eine vollständige
Fäulniß durch den ganzen Körper. In feltenen Fällen nur öffneten sick
die Beulen zu einem starken Ausfluß von Eitermassen, und in folchen Fällen
waren die tranken fast jedesmal gerettet. Es mußte also eiu Gift den
ganzen Körper durchsetzt haben, dessen Entfernung nach außen die Genesung
ermöglichte, die Versuche aber, die Beulen zn öffnen, hatten niemals Erfolg,
wenn nicht die Natur selbst den Proceß der Entleerung nach außen ein-
treten ließ. Bei Einzelnen zeigten sich diese Beulen nicht, statt dessen be-
deckte sich der ganze Körper mit schwarzen linsengroßcn Flecken. Dies war
die Form eines schuellercn Verlaufs der Krankheit, denn wenn stch dieselbe
durch die schwarzen Flecken zeigte, starb der kranke meist in kaum einer
Stunde. Procopius hebt besonders hervor, daß nach allen Beobachtungen,
die man damals gemacht, eine Ansteckung durch die Berührung vollständig

ausgeschlossen war. Die Pfleger, welche unausgesetzt mit den Kranken beschäftigt waren, blieben häufig gauz gesund oder wurden zu einer ganz anderen Zeit, in der sie mit keinem tranken mehr in Berührung gekommen waren, von der tüdtlichen Seuche befallen.

Wenn nun auch die Beobachtungen, welche damals gemacht wurdeu, dem primitiven Zustand der Wissenschaft entsprachen und auch durch die Scheu vor der Seuche behindert und getrübt werden mochten, läßt doch die ganz bestimmte Mittheilung über die Erscheinungen der Dämonen visionäre Hallucinationen schon vor dem Ausbruch der Krankheit und auch während des Verlaufs derselben voraussetzen, nnd es mnß wohl angenommen werden, daß das Gift als ein miasmatischer Stoff sich in der Atmosphäre befand und so zunächst in das Gehirn eindrang. Jedenfalls stand die damalige Wissenschaft vollkommen rathlos der Seuche gegenüber. Es gab kein Arzneimittel, welches nur irgendwie Hilfe brachte; als Desinfectionsmittel kannte man nur Feuer und Mucherwerk. Die Beschaffung gesunden Trinkwassers war, wo sich nicht reine Brunnenguellen vorfanden, fchwer, ja fast unmöglich. Diätetische Vorbeugnngen waren auch uicht möglich, da man wenig Kenntnis, über die Beschaffenheit und Wirkung der Nahrungsmittel besaß, nnd da mit der Epidemie, welche in ungeheuren Dimensionen die Menschen wegraffte, die Hungersnot!) sich nach kurzer Dauer verband. Die Wohnungen waren eug und konnten weder gelüftet noch gereinigt werden. Die Leichen blieben unbegraben auf den Straßen liegen und wurden zum Theil von den Hunden zerrissen, welche durch den Tod ihrer Herren verwilderten. Die Aerzte konnten also, selbst wenn sie den Muth hatten, mit den Kranken zn verkehren. Nichts weiter thun, als die Sinnptome der Krankheit durch die oberflächliche Beobachtung jener Zeit, welche noch über keine genügenden Mikroskope verfügte, constatiren.

Die Epidemie in Eonstantinopel dauerte 4 Monate, nnd die Zahl der Dodten betrug an jedem Tage fast 5W0 und erhob sich sogar bis zu 190W und noch mehr.

Im Jahre 56? brach in der Auvergne eine neue Pestseuche aus, welche fast uoch schlimmer war als die erste. In der Achselhöhle zeigte sich bei den Befallenen zunächst eine schlangenförmige eiternde Wunde. Die Kranken verloren das Bewußtsein und starben am zweiten Tage. Die Sterblichkeit war so ungeheuer, daß in der Basilika von St. Peter zu Elermont täglich 3<»> Leichen aufgebahrt wurdeu, ungerechnet alle die, welche unbeachtet in den Hänsern und auf den Straßen gestorben waren und dort liegen blieben. L»on, Ehnlons und Dijon waren vollständig entvölkert, und erst nach Jahresfrist fast kehrten diejenigen, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, zurück.

Zehn Jahre später herrschte eine furchtbare Pest iu Marseille. Ein Schiff, das von Spanieu mit Wanrcu beladen kam, hatte, man weiß nicht wie, wahrscheinlich in Waarenballen, die aus dem Orient kamen, den Pest-

stoff mitgebracht, einige Matrosen wurden angesteckt, und so kam die Seuche in die Stadt, wo sie erst langsam fortschritt und dann plötzlich mit so gewaltiger Macht ausbrach, daß sie einer Feueröbrunst gleich von Haus zu Haus ging und den grüßten Theil der Bevölkerung dahinraffte. Ter Bischof Theodorus hatte sich in der Basilika von St. Bictor mit seiner Umgebung verschlossen und verrichtete dort unausgesetzt Andachten und Gebete, um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen. Dies war das einzige Mittel, das man kannte, dazu kamen aber noch Nefchwürnngen und Zanbertränke aller Art. welche mehr schadeten als nützen tonnten nnd welche Gelegenheit boten, um Personen aus der Welt zu schaffen, deren Tod Diesem oder Jenem erwünscht sein mochte.

Als endlich die Seuche erloschen war und die geflohenen Anwohner in die verwüstete Stadt zurückkehrten, begann die Sterblichkeit noch einmal, freilich in einem immer fchwächeren Grade. Es dauere zwei volle Jahre, bis Marseille ganz von der Geißel befreit wurde.

Im Jahre 591 erschien die Seuche in Stratzburg und verbreitete sich von dort weiter. Die tranken wurden bei dieser Epidemie von einer Art von Schwindel befallen und stürzten auf den Straßen plötzlich todt nieder. Das Zeichen war nwist ein heftiges, krampfhaftes Gähnen oder ein plötzliches starkes Niesen, dein der Tod fast unmittelbar folgte.-

Aus jener Zeit schreibt sich, wie man sagt, die Sitte her, daß man zu einem Niesenden sagt:

„Zur Genesung" — oder „Gott helfe."

Eigentlich wird wohl die Form ursprünglich gewesen sein:

„Gott helfe zur Genesung."

Diese verheerende Wanderung der „Bubonischen Pest", wie man sie von den ausbrechenden Geschwüren nannte, durch Europa hörte mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts so ziemlich auf. Wo die Krankheit noch hin nnd wieder auftrat, verlor sie mehr und mehr ihren vernichtenden Eharakter, ohne daß indes; die ärztliche Wissenfchaft irgend ein Mittel der Borbeugung oder Heilung gefunden hätte.

Im vierzehnten Jahrhundert erschien dann die sogenannte schwarze Pest. Bei dieser Seuche wurden die Kranken von einem heftigen Fieber, starkem Kopfschmerz, Schwindel, Schläfrigkeit und Bcrlust des Gedächtnisse- befallen; die Zunge nnd der Gaumen wurden schwarz nnd sahen wie verbrannt aus; der Athem hatte einen furchtbaren Berwesungsgeruch. Der ganze Körper bedeckte sich mit schwarzen Flecken. In seltenen Fällen zeigte sich ein eiternder Ausschlag, nnd dann war eine Heilung möglich. Die Sterblichkeit war noch viel grüßer als bei der ersten Seuche im sechsten Jahrhundert, nnd wo die Krankheit auftrat, raffte sie, fast alle Einwohner ohne Ausnahme, namentlich in ländlichen Ortschaften, hin. Sie nahm ihren Ausgang von den Inseln des mittelländischen Meeres und verbreitete sich wieder dnrch Italien und Frankreich über ganz Europa. Nach den Chroniken jener Zeit verlor

Constantinopel zwei Drittel seiner Bevölkerung; die Insel Cvpern ebenso viel. In Kairo starben 15 0NN Menschen; 100 000 in Florenz; 70 000 in Venedig; <U)000 in Neapel; in Sicilien 40 000. Nom verlor fast drei Viertel seiner Einwohner. In London begrub man auf den Kirchhöfen 100 000 Menschen. Auignon verlor in sieben Monaten 100 000, die Stadt Marseille 50 00!) und Strasburg 60 000.
Wenn man die uerhältnißmäßig geringe Einwohnerzahl der großen Städte jener Zeit in Vetmcht zieht, wird man das Entsetzen ermessen tonnen, das eine solche Sterblichkeit in der ganzen Welt verbreitete.
Diese Epidemie raffte eine große Anzahl hochstehender Personen fort. Ihr fiel die Königin Johanna von Vurgund, die Frau Philipps VI., zum Opfer, ebenso Johanna II., Königin von Navarra, Enkelin Philipps des Schönen. Auch Alphons XI. von Eastilien wurde von der schwarzen Pest hingerafft und Laura von Noues, die Geliebte des Petrarca, um die er in seinen berühmten Gedichten klagte.
Noch ein weiteres Product der Litteratur entstieg der giftigen Seuche. Boccaccio hatte sich mit eine»! Freundeskreis aus Florenz geflüchtet, und dein in ländlicher Abgeschiedenheit gefundenen Asyl verdankt das berühmte Decamerune seine Entstehung.
Die medicinischen Berichte conswtirten bei dieser schwarzen Pest die unmittelbare Ansteckung durch Berührung, nnd man behauptete sogar, daß die Nebertraguug der Krankheit durch den Blick und das gesprochene Wort stattfände, fo daß Jeder, der einen Pestkranken ansah oder anredete, verloren war. Es war daher Vorschrift, daß bei dem Besuch der Aerzte und der Priester die Kranken die Augen schließen und absolutes Schweigen beobachten mußten. Mittel fand man ebenfalls nicht. Man betrachtete die Krankheit als eine Strafe Gottes, und überall wurden feierliche Andachten und Processionen gehalten, um das Uebel abzuwenden.
Anch damals war bereits der Aberglaube thätig, um den Juden die Schuld an dieser Pest zuzuschreiben, sie sollten die Brunnen vergiftet haben. Die fanatischen Secten der Flagellanten, der Vegards und der Turlupins durchzogen das Land und veranstalteten zahlreiche Judenuerbrennungen, obgleich der Papst Clemens VI. energisch gegen diese Barbarei auftrat, für welche man damals noch nicht den Namen des Antisemitismus erfunden hatte.
Die Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen die von der Medicin und Wifseuschaft nicht abwendbaren Seuchen mit rücksichtsloser Strenge durchführte, waren ebenso thöricht als barbarisch. Wenn in einem Hause ein Pestkranker sich befand, so wurde das gauze Haus verschlossen, über die Dhür malte man ein rothes Kreuz mit der Inschrift: „Gott habe Mitleid mit uns." Niemand durfte das Haus verlassen, und der Eintritt war nur den Aerzten und den von der Negiernng besonders autorisirten Personen gestattet. Die Pforten des Nnglückshauses wurden bewacht, so lange, bis

alle Einwohner gestorben waren. Für Diejenigen, welche die Kranken be-
suchten, war ein ganz besonderes Eostüm erfunden; sie mußten eine Maske
tragen, in deren Augen Glas eingesetzt und deren lange Nase, einen:
Schnabel ähnlich, ganz mit starken Parfüms angefüllt war, durch welche
die eiugeathmete Luft hindurchgehen mußte. Unter dem Mantel trug man
einen anliegenden, ganz zusammenhängenden Anzug von orientalischein
Maroguin und einen eben solchen Hut nnd Handschuhe. Tic Begräbnisse,
wenn sie überhaupt besorgt wurden, fanden heimlich statt. Niemand durfte
ihnen beiwohnen, und es durften keine fchwarzen Trauerkleider getragen
werdeu. Wenn aber die Epidemie einen hohen Grad erreicht hatte, fo
blieben meist die Leichen in den «erschlossenen Häusern unbeeidigt liegen
und bildeten so furchtbare Brutstätten der Verseuchung. Peter Sordes,
welcher von der Pest ergriffen worden war und zu deu wenigen Geheilten
gehörte, schrieb im Jahre 785 ein Werk, das er dem Erzbischof von Agui-
tanien dedicirte, über die furchtbare Krankheit, und in diesen: giebt er die
seltsamen Mittel an, welche die Aerzte verschrieben und welche ihrer ganzen
Natur nach vollkommen unwirksam sein mußten. Tic Aerzte in Aguitanien
schrieben damals einen Anzug von grobem Capuzinertuch mit einem Kragen
von Maroguin vor. Dieser Anzng sollte durchparfümirt werden mit Räucher-
werk aus Lorbeer, Rosmarin, Kümmel, Majoran, Fenchel, Wachholder und
Weihrauch. Die Zimmer sollte man mit verbranntem trockenen Heu aus-
räuchern. Die Ohren sollten mit von Moschus getränkter Baumwolle ver-
stopft werden. Im Munde sollte man eine Gewürznelke oder Angelikawurzel
tragen, in den Händen einen Schwamm mit Rosenesfig getränkt, um häufig
daran zu riechen. Auf dem Mageu war verordnet eine fpanifche Hafelnuß
mit Quecksilber gefüllt uud daneben einen Beutel mit Arfenik zu tragen.
Bei wirklichem Ausbruch der Krankheit waren Pillen von Alo8, Mnrrhen
und Saffran vorgeschrieben. Alles dies half aber Nichts und um fo weniger,
da die meisten Personen gar nicht in der Lage waren, so complicirte Vor-
schriften zu befolgen.
Neben der Pest traten im sechsten Jahrhundert noch die Pocken, die
Masern und das Scharlachfieber epidemisch und stark verheerend auf, zuerst
bei den Kindern. Aber die Seuche griff dann auch in bohcre Altersstufen.
Diefe „eruptiven" Fieber, wie man sie nannte, waren im Alterthum
uubekanut gewesen: weder Hippokrates noch Galen, noch irgend ein griechi-
scher Schriftsteller thnt derfelben Erwähnung.
Im Jahre 570 trat diese Epidemie mit verheerender Gewalt in Italien
und Gallien auf und hielt sich lange Zeit. Gregor von Tours schrieb, das;
im Jahre 580 das Gebiet von Auuergne durch eine große Überschwemmung
heimgesucht sei, und dieser wäre eine mörderische Seuche gefolgt, welche ihren
Weg durch ganz Gallien genommen habe. Die Kranken hatten schwere
Kopfschmerzen, hohes Fieber und einen Ausschlag, welchen man Korallen
nannte, am ganzen Körper. Der König Chilperich selbst wurde fchwer krank.

und als er sich erholte, verfielen seine Sühne Hildebcrt und Elodobert der Krankheit, und der Letztere starb. Anstrechilde, die Fran des Königs Gontram, starb am Scharlachfieber, ebenso Nantin, Graf von Angouleme. Die Leichen wurden so schwär,;, als ob sie bei Hellem Feuer verbrannt worden wären.
Die Aerzte uuterschiedeu zwischen den drei Krankheiten Pocken, Masern und Scharlachfieber nicht fcharf; dennoch aber hatten sie mehr Mittel gegen dieselben, als gegen die Pest; man fetzte den Kranken Schröpfküpfe auf die Schulten:; uuter denselben bildeten sich glockenförmige Geschwüre, welche geöffnet wurde» und deren Ausleerimg oft Heilung brachte; außerdem wendete man mit Erfolg alle damals bekannten Gegengifte an, um das in dem Körper wirksame innere Gift zu zerstören. Immerhin aber war die Sterblichkeit fehr groß, wenn die Seuchen auch nicht jene entsetzliche panische Furcht erregten, wie die Pest.
Im fünfzehnten Jahrhundert nahm eine ganz eigenartige und sehr verheerende Krankheit ihren Weg durch Europa. Da dieselbe zunächst in England auftauchte, nannte man sie den englischen Schweiß,
Sie brach im Jahre 1486 in der Armee Heinrichs VII. aus, welche in Wales im Quartier lag, kam in wenigen Tagen nach London und verbreitete sich in kurzer Zeit über ganz England, obgleich sie nur einen Monat dauerte, so sagt 'Dlindsheds Ehronik, daß sie so furchtbar verheerend gewesen sei, wie man sich seit Menschengedenken nichts Aehnliches erinnern könne, von hundert Kranken sei im günstigsten Falle nur einer gesund geworden.
Die Epidemie kehrte in England im Jahre 1515, 1517, 1529 und 1551 wieder. Jedesmal war ihr eine sehr feuchte Temperatur und heftige Stürme vorangegangen. Die Epidemie von 1529 war besonders verheerend. Der König Heinrich VIII. wurde von ihr ergriffen und erholte sich nnr mühsam. Der ganze hohe Adel von England wurde dccimirt. Der Marquis du Vellay, der frauzösische Votschafter in London, wurde zwar gerettet, aber blieb lange krank. Die Seuche machte dann ihren Weg durch ganz Europa und richtete furchtbare Verheerungen in Holland, Deutschland uud iu der Schweiz au. Vei der bekannten Synode, welche Luther und Zwingli in Marburg hielten, flohen die Geistlichen des reformirten Enltus aus Furcht vor der Epidemie. In Ausgsburg erkrankten in drei Monaten 180NO Pcrfonen, von denen fast die Hälfte starben. Die Krankheit erschien immer im Sommer uud Herbst, vorzüglich bei feuchtem Wetter. Die schwach orgauisirten Personen, die Armen, die Kinder und Greise wurden weniger von ihr ergriffen als die vornehmere Welt und die kräftigen Naturen. Die Symptome theilten sich in drei Perioden. Zuerst ergriff deu Kranken ein starker Frost mit einem Gefühl, als ob Ameifen durch die Glieder kröche«, uud einem austerordentlichen Abfall der Kräfte; daneben zeigte sich starkes Zittern und Schauern. Dann trat ein starker Schweiß mit brennender Hitze im ganzen Körper und einem fast unlöfchlichen Durst ein. Die Kranken waren äußerst aufgeregt uud uuruhig uud ihre Stimmung verzweifelt;

ein pei»ige»der Kopfschmerz verband sich mit starkem Herzklopfen nnd einem schweren nnd unüberwindlichen Angstgefühl. Darauf endlich trat vollständigem "Delirium ein, der Schweiß nahm einen Verwesungsgeruch an, und die Kranken verfielen in eine bewußtlose Schlafsucht, welche mit dem Tod endigte. Die Dauer der Krankheit war häufig nur zwei Stunden und überschritt niemals einen Tag, auch i» den Fällen nicht, in denen sie mit Heilung endete. Die Genesung dauerte sehr lange, und es vergingen oft Monate, bis die Kranken wieder ihre volle Kraft erlangten! oft auch behielten sie ihr Lebenlang mehr oder minder peinigende Nachwehen.

Diese Krankheit wurde schon etwas sorgfältiger beobachtet, besonders durch die Aerzte Kaye uud Vacou, uud fast scheint es nach den bezeichnenden Symptomen, als ob sie der Influenza verwandt gewesen sein möchte. Wirksame Mittel fand man auch hier nicht, weder zur Vorbeugung noch zur Heilung, und Alles mußte dein Zufall überlassen bleiben.

Auch der Skorbut, welcher heute nnr noch bei Seeleuten, die lange ausschließlich vou gesalzenem Fleisch und trockenem Gemüse gelebt haben, beobachtet wird, einer gesunden Lebensweise sofort wieder weicht uud febr selten tödtlich wird, durchzog im Mittelalter zuerst im Jahre 1248, durch die Kreuzzügler aus dein Orient eingeschleppt, als Seuche die europäische Welt.

Eine der furchtbarsten Plagen aber war der Aussatz, welcher schon zur biblischen Zeit in Aegypten und Palästina als eine entsetzliche Geißel bestand. Die furchtbare Ansteckungsgefahr des Aussatzes uud die absolute UnHeilbarkeit der schauerliche« Krankheit schlössen die medicinische Beobachtung derselben fast vollständig aus. Die Aerzte wagten es nicht, sich dem Kranken zu nahen, da schon der Athen, nnd die Ausdünstung desselben das Gift übertrug, nnd sowohl die Heilkunde als die staatliche Sanitätspolizei beschränkte sich ausschließlich darauf, durch rücksichtslose, drakonische Gesehe die gesunde menschliche Gesellschaft vor der Ansteckung durch die Seuche zu schützen. Die Aussätzigen wurden in besondere Niederlassungen untergebracht und verloren alle bürgerlichen Rechte; sie konnten kein Zeuguiß abgeben nnd waren den strengsten polizeilichen Vorschriften unterworfen. Sowie sie in das Asyl der Aussätzigen geliefert waren, wurden fie für bürgerlich todt erklärt. Die Ehe wurde durch deu Ausfatz aufgehoben. Die Aussätzigen trugen eiueu graueu Mantel und einen besonders geformten Hut, der sie von Weitem schon kenntlich machte, und führten eine Glocke oder eine Knarre, durch welche sie alle Begegnenden aufmerksam »lachten, ihnen ans dem Wege zu gehen. Das Vetteln war ihnen erlaubt; aber sie durften nicht die Dlmrorücker der Häuser berühren, sie mußteu eine Schale oder einen Hm auf der einen Seite des Weges aufstellen und dann auf der andere« ihre Glocke läuten, worguf daun die Vorübergehenden ihre Almosen in die Schale oder den Hut warfen. All' diese Grausamkeit half aber Nichts, und der Ausfatz nahm immer mehr überhand, fo daß Daufeude von der menschliche» Gesellschaft ausgeschlossen wurden und elend zu Gruude ginge».

Freilich war der Aussatz eigentlich keine Epidemie, welche ihren Weg
»«achte und demnächst wieder erlosch, es war eine fortdauernde Seuche, die
unausgesetzt die menschliche Gesellschaft verfolgte.
Endlich gehörte noch das sogenannte St. Antoniusfeuer (i^niz 1^3^)
zu den verheerenden Epidemien des Mittelalters. Im zehnten Jahrhundert
erschien diese Krankheit zuerst und suchte besonders Frankreich mörderisch
heim. Die Ehronik des Frodoard beschreibt diese Krankheit vom Jahre 94ö.
Er nennt die Seuche ein verborgenes Feuer, welches die Glieder einzeln
von innen heraus ergriff und sie von dein Rumpf abtrennte, nachdem sie
fnst vollständig verbrannt waren. Der Verlauf war kurz; häufig trat der
Tod mit dein Abfall der Glieder und namentlich der Extremitäten fchon in
einer Nacht ein. Anch gegen diese Krankheiten fanden die Aerzte kein Mittel.
Die Mutter Gottes, die Schutzheilige von Paris, wurde besonders angerufen,
und die Chronik behauptet, daß iu der Notredame wunderthätige Heilungen
vorgekommen seien. Vielleicht beruht dies darauf, daß die Geistlichkeit den
armen hilflosen Kranken die Kirche von Notredame zu einem Zufluchtsort
eröffnet und ihnen dort Pflege zu Theil hatte werden lassen. Alle Kranken
strömten dorthin, und es waren oft fechs- bis siebenhundert ans den Stein-
fliesen des Bodens gelagert. Die einzelnen Genesungen, die dort vorkamen,
mögen dann wohl der wunderthätigen Kraft der Mutter Gottes zugeschrieben
worden sein.
Alle diese Schrecknisse sind vorübergezogen. Die Intensität der Seuchen
nahm ab, und sie verschwanden endlich ganz. Die Medicin hatte freilich
kein Heilmittel gefunden; aber wohl mag die wachsende Eultur diesen Krank-
heiten, welche in dem barbarischen und ungesunden Leben ihren Grund hatten,
ihre Keime und Brutstätten entzöge» haben, wie ja auch manche Thier-
nattungen, wie die Elenhirsche, die Auerochsen, die wilden Schweine sich
vor der Cnltnr zurückziehen und allmählich eingehen. Die regelmäßige Be-
bauung des Bodens hat die miasmatischen Sumpfdünste vertrieben; die
besseren Wohnungen und die bessere Nahrung hat die menschliche Natur
unempfindlicher für das Seucheugift gemacht, uud so kommen von Jahr-
hundert zu Jahrhundert immer weniger dieser entsetzlichen Seuchen vor, so
daß selbst die Kraukheiten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege bei der
vielfach ausbrechenden Hungersnoth entstanden, gar nicht mehr mit jenen Epi-
demien gleichzustellen sind. Die Pest ist verschwunden, das St. Äntonius-
feuer nicht wiedergekehrt, Pocken, Mafern nnd Scharlach haben aufgehört,
verheerende Epidemien zu sein, der Aussatz kommt nur im höheren Norden,
am meisten in Norwegen noch vor, und wenn auch die Medicin eigentliche
Heilmittel für jene Krankheiten, wenn sie erscheinen würden, auch heute
kaum mit Sicherheit anwenden könnte, so ist doch der >ieim derselben in
der heutigen Eulturepoche nicht mehr lebens- und verbreitnngsfähig. Die
einzigen Seuchen, mit denen wir heute uoch zu rechneu haben, sind die
Cholera und die Influenza, Beide aber stehen jedenfalls außer allem Ver-

gleich mit den früheren Geißeln der Menschheit, und die verhältnihmüßig geringe Sterblichkeit würde in den Zeiten des Mittelalters kaum von den Ühronikschreibern erwähnt sein. Die heutige Wissenschaft sucht weniger nach den Mitteln, die bereits ausgebrochene Krankheit zu heilen, als nach deu Gründen derselben, um sie durch deren Beseitigung unmöglich zu machen, und gerade die letzte Cholera-Epidemie hat in dieser Hinsicht wunderbare Erfolge aufzuweisen. Man hat ja fast mit Sicherheit constatirt, daß immer das Wasser die Verbreitung der Krankheitskeime vermittelt, und daß durch die sichere Beschaffung gesunden Wassers und gesunder Wohnräume die Seuche mit siegreichem Erfolge bekämpft wird. Ueberall da, wo eine correcte Wüsferbefchllffung und regelrechte Desinfection stattfand, ist die Krankheit sporadisch geblieben. Wenn irgendwo die Cultur und die Wissenschaft glänzende Erfolge zu verzeichnen hatten, so ist es auf dem Gebiet der Epidemien, und darum kann ein Rückblick auf die Gräuel der Vergangenheit nur mit Dank gegen die Arbeit des forschenden uud strebenden Menschengeistes uud zugleich mit der Zuversicht erfüllen, daß mehr nnd mehr die eigentlichen Epidemien, welche wie eine unwiderstehliche elementare Naturkraft über das Menschengeschlecht hereinbrachen, aus den Eulturländern verschwinden werden.

Goldene Herzen.
Drama in einem Aufzuge.
Nach dem Französischen des Leon ^lildel für die Vühne bearbeitet
von
Emil Vurger.
— Vreslau, —
Personen-
Pierre Elol>, Lcmdmann, 70 Jahr alt, Marie, seine Fran, 60 Jahre alt.
glattrasirtes Gesicht mit treliherzigcni, Jean, ihr Sohn, 20 Jahr alt.
dabei aber durchtriebenem Au->dnick, lahlc Icannctte, chre Nichte, Jeans Braut,
Stini, an den Schlafen dichtes weißes 17 Jahre alt.
Haar, im Nacken kurze Niugcllockeu.
Ort der Haudluug: Torf im südwestlichen Frankreich. Zeit: April des Jahres 1863.
Die Bühne stellt einen mit Quadersteinen gepffasterten und mit Nies bestremen Hofraum dar, der im Hinler-
gründe durch eine Mauer abgeschlossen ist. In der Mitte der Mauer breiter, offener Thonnea, Recht« im
Hintergründe ein die Mauer überragender Erdhaufen, ans dem ein Feigenbaum gepflanzt ist. Auf der rechten
Zeile der Bühne grofze« steinerne« Wohnhai!« mit verschiedenen Thüren; in der Mitte hohe« Portal, Auf
der linken Zeile der Bühne ein Ztall und ein offener Schuppen, In der Mitte der Bühne ein offener, ge-
mauerter tiefer Nrunnen; Spuren de« Verfall« find an demselben sichtbar, der Rand ist stellenweise ab-
gebröckelt. Na« obere Ende einer in de» Brunnen führenden Leiter ift sichtbar. Recht« neben dem Brunne,!
ein breiter, eichener Naumstümm, daneben ein Wagenrad, scwie einige Bündel Stroh, Blätterhaufen u, s, w,
Tie untergehende Sonne beleuchtet eine herrliche <^et>irg«lanoschaft, die ieuseit« der Mauer sichtbar ist,
Erster Auftritt.
Pierre Vlol,. Marie.
Pierre (im Brunnen, fingt»,
Hirtenlied. ^)
Souutag Morgens, als ich aufstand und hinans die Heerdc trieb,
Hött' ich (ihre Stimme kannt' ich) sinnen schön mein trautes Lieb,
Ich vernahm den Sang der Süßen, der Uom Berge tlaug so hell,
Und sogleich zu ihrem Preise macht' ich dieses Liebchen schnell.
*) Die in dem Drama uoi-kommcuden Lieder sind mit Gcnchmigrna der Verlags-
buchhandlung dein „Ausländischen Licdci-schane Uon O. H. Lauge", Leipzig, (5. F. Peters, entnommen.

Mllrie (In blauer Capotte mlt rosafarbenen und gelben Vändern, Vnisttuch, grobwolleneui Klei«
und Holzpantinen lomntt rechts au« dein Hauvieingange, Lie schwere Tliür ächzt laut in ihren Angeln, der
«ici knirscht unter Muri«« Ichritte»). He dll, Pierre! wo steckst Du denn, lieber Mann!
Pierre (hört auf,u singen), Bist Du's, tolles Weib? Machst Du solchen
Lärm?
Marie. Ja wohl, ich bin's. Komm schnell 'rauf! (laut schluchzend.) Ach
Gott, ach Gott, ach Gott!
Pierre. Was ist denn los? Seufzer, Thronen? Mettert d« Leiter emv«
und erscheint in ganzer Figur an der Ärnnnmoftming, !5r ist in blokem Kov'e und trägt eine lauge gtouie
von ungebleichter Leinwand, um den Leib eine schllflederne Schürze.) Da hm ich, NNt Leib Und
Seele, in höchst eigener Person, was willst Du von mir, Maria, sag'
an, was giebt's? Du siehst ja gerad' aus, als kämst Du von einem
Mönchs- oder Nonnenbegräbniß, und als ob Dich ein recht schwerer Kummer
drückte?j
Mllrie (ganz lluszer Athem, nimmt ihre Eouoti« ab, öffnet ihr Nrimtuch, sin!: verzweifelt <>»f
den Naumstumdf und faltet die zitternden Hände). WtNN Dll wüßtest, ack), liebster MttNN,
wenn Du wüßtest!
Pierre. Na, na! so 'ne kleine Ahnung Hab' ick schon.
Marie. Nein, nein, denn wenn Du nur die geringste Ahnung hättest . .
Pierre. Ich wette hundert gegen eins, daß ichs weiß. Ein ^loli
hat Dich gebissen, oder 's ist Dir was in die unrechte Kehle gekommen,
Herzel.
Marie. Da bist Du sehr auf dem Holzwege, von solchen Kleinig-
keiten ist hier nicht die Rede.
Pierre. Nun Hab' ich's aber satt! Sprich oder ich steige wieder in
dieses Loch 'runter, leg' los oder ich verschwinde.
Marie (halb ohmn.«,^,. Unser Junge, unser Kleiner, unser Jean . . .
Pierre (steigt über die Brüstung de« Arminen«, sehr ernst). Sollte ihm was
vassirt sein?
Marie. Sage mir, lieber Mann — aber sofort — was unsere
Wirtschaft werth ist.
Pierre. Ich Hab' Dir's schon mehr als hundertmal gesagt . . . sie
ist ... na, sagen wir, sie ist . . . jedenfalls viel weniger werth als ver-
gangenes Jahr.
Marie. Ich will wissen, wie viel Gold- oder Silberslücke.
Pierre. Donnerwetter, was schneid'st Dil für ein Gesicht? Willst
Du endlich mit der Sprache heraus? Nein, diese Weiber! Nur Männer
bringen's fertig, sich mit ein paar Worteil zu verständigen.
Marie. Drei- bis vierhundert Dukaten, nicht wahr?
Pierre. So ungefähr, vielleicht etwas weniger, vielleicht etwas mehr:
ja, ja, drei- bis viertauseud Francs.
Marie. Ach, arme Leute wie wir sind erst glücklich, wenn sie im
Grabe ruhen.

Pierre. Im Krabe? Was faselst Du da? Wir sind Beide noch
kerngesund, also still davon! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen,
und wer sich ohne Grund betrübt, fordert das Schicksal heraus. Jetzt haben
wir aber genug geschwatzt. Ich denke immer so: Lustig gelebt und selig
gestorben, und wenn ja mal das Unglück kommt . . .
Marie. Es ist gekommen, ja, ja, ich sehe es dicht vor uns.
Pierre. Zeig' mir blos wo? Tu mußt's doch wissen, wenn Du
so scharfe Augen hast.
Marie. Nur ewige Schritte von hier. Steig' auf die Mauer und
blick' um Dich.
Pierre (setzt sich rittlingi auf die Mauer und sieht in die Ferne). Dort MttN weidet
eine Heerde junger Kühe, bier links wälzt sich ein Schwein im Schlamm,
und rechts grasen einige Schäflein.
Marie. Und bei den Haselnußsträuchern an der Quelle?
Pierre. Sehe ich vier oder fünf Gendarmen zu Pferde, die ihre
Säbelscheiden und Gewehrläufe putzen und unter ihren Wehrgehängen und
Dreimastern ganz gehörig schwitzen.
Marie. Du siehst sie also und kannst sie ganz genau unterscheiden?
Pierre. Nu natürlich ... die muß man doch sehen, wenn man
nicht triefäugig ist oder den Hühnerplinz hat.
Marie. Nun, ich kann Dir sagen, sie und der Sensenmann sind ein
und dasselbe.
Piere. Zum Teufel, was schwatzest Du da für Unsinn? Die von
der Cavllllerie und das alte, dürre Gerippe, wie reimt sich das zu-
sammen?
Marie. Und doch! Unser Jean ist Soldat, oder er wird's nächstens
sein, und sie kommen ihn abholen, sie haben mir's selbst gesagt.
Pierre. Sie haben Dir's gesagt?
Marie. Jawohl. Noch tönen mir ihre Worte in's 3)hr, heut Abend,
wenn sie ihr Geschäft in der Stadt abgemacht haben, wollen sie sich bei
uns einfinden.
Pierre. Na hör' mal, das wäre ja noch schöner! So lange ich diese
Mauer bewache, darf Keiner ohne meine Erlaubniß herein. Wo steckt denn
übrigens der dumme Junge?
Marie. Der geht seinem Vergnügen nach, während ich mich hier ab-
ängstige. Das arme Kind ahnt nicht, was ihm bevorsteht.
Pierre (steigt todtenblah, in höchster Aufregung von der Mauer, «odei er, am ganzen ^«>dc
zitternd, strauchelt, »,,d gel,! einige Augenblicke auf und ab, Tann Möglich seine ,5and aucstrcclend, mit fester,
entschlossener Stimme). Dil kannst Dich darauf verlassen, der Junge kommt mir
nicht aus dem Hause.
Marie. Heute vielleicht nicht, aber morgen.
Pierre. Hente nicht und morgen nicht, niemals überbaupt!
Marie. Und wie willst Du's denn verhindern, das; sie ihn mit Ge-

walt fortschleppen? Vielleicht hast Du einen schweren Batzen Geld im
Hoffer liegen und kannst unfern Sohn vom Militär loskaufen?
Pierre. Nu wird mir aber die Geschichte doch langweilig. Alte. Wir
woll'n mal die Sache in aller Nuhe überlegen. Du nieinst also, sie werden
ihn von hier (zeigt »och bem Haus«, wegholen?
Marie. Wenn ich lüge, fo will ich liier auf der Stelle ohne Beichte
sterben. Ich bin halb wahnsinnig vor Angst. (Weint,,
Pierre. Man sieht's. Schweig' und laß mich nachdenken. Hör'
ans zu weinen. Du hast schon viel zu viel gejammert.
Marie. Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, und Dir kommen
sie auch schon in die Augen.
Pielre (trocknet sich die Augen mit der verkehrten Hand und läuft lchmeigend hin und her. botü
sie, sich neben ihn auf ein Bünde! Ziroh ;» setzen, und faszt sie »iner de» Arm, ^n vertraulichem Tone).
Heutzutage kann man aber auch keiner Seele mehr trauen. Ich war doch
schon so glücklich, er hatte mir so bestimmt versichert . . .
Marie. Wer ist denn dieser er?
Pierre. Der Mann von neulich.
Marie (macht eine Äenxaung dei Erstaunens spr!« mechanisch vor sich hin». Der MMM
von neulich?
Pierre (ihre Hände erfassend, so daß sich ihre runzligen, aderreichen Finger in einander ver-
schlingen,. Nun ja, der von neulich. Ich Hab' Dir Nichts erzählt, weil ich
Dir nicht unnöthig Angst machen wollte. Jetzt hör' mich an: Vergangenen
Freitag liege ich beim Dunkelwerden, Nichts ahnend, in, Grase, Tu weißt
schon, unter der hohen Eiche, hinter dem Hause. Vor niir weidet die Kuh,
über mir zwitschern die Sperlinge. Plötzlich höre ich Schritte neben mir,
ich dreh' mich um, bin mit einem Sprunge auf den Beinen, und sehe den
Feldhüter dicht vor mir stehen, der aus seiner Ledertasche einen rothge-
siegelten großen Brief zieht und ihn mir überreicht. Folgende Worte stehen
darin: „Verfügung des Herrn Maire von Vrunümel. Beim Empfange
diefes hat fich der Nekrut Pierre Eloy unverzüglich nach Mannende, wo
das 9. Dragonerregiment steht, zu begeben. Wofern der oben Genannte
besagtem Befehle nicht augenblicklich nachkommt, wird er behördlicherseits
dazu gezwungen werden." Du kannst Dir meinen Schrecken denken, als
ich dieses verwünschte Schriftstück las. Gleich am nächsten Morgen fuhr
ich nach Montcmriol, ging auf die Präfectur und zeigte es dem Bureau»
Vorsteher. „Na, hören Sie mal," sagte ich zu ihm, als er es entziffert
halte, „sind das Ihre Versprechungen? So also beschützen Sie mich?
Ich danke schön!" „Dieser Schreibebrief," antwortet er mir, „ist aufgefetzt
von einem Esel. Sic soll und wird Niemand belästigen, darauf können
Sie sich verlassen. Der Negierung ist wiederholt berichtet worden, wie ver-
dient Sie sich schon gemacht haben. Sie weiß, daß Sie eines Tages einen
gar vornebmcn Herrn, einen Baron, mit Gefahr Ihres Lebens aus dem

Wasser gezogen haben. Ein ander Mal war Feuer beim Pfarrer, und da
haben Sie sogar einigen Geistlichen das Leben gerettet. Seien Sie nur
ganz ruhig, lieber Eloy, ich schreibe jetzt nach Paris, und in einigen Tagen
haben wir eine vom Kaiser unterzeichnete Verfügung in Händen, die Ihren
Sohn vom Militärdienst entbindet. Er soll bei Ihnen bleiben, lassen Sie
mich nur machen." So sprach der Beamte, und ich hoffte bestimmt, daß
von der Geschichte keine Rede mehr sein würde. Ich war ganz stolz anf
den Erfolg meiner Reise, und als ich nach Hause kam, schüttete ich mein
Herz aus und erzählte mein Abenteuer dem Kleinen. Wir dachten, es wäre
Alles in schönster Ordnung, und jetzt ist auf einmal Alles wieder anders.
Ich liebe unseren Sohn ebenso sehr wie Dn, Marie, und hätte ich gewußt,
wie's kommt, bei Gott, ich hätte dieses Gut längst verkauft. Der Jean
ist mein Ein und Alles, und ehe ich mich von ihm trenne, suche ich den
Vonaparte in seinen Tuilerien auf und mache ihm in Gegenwart seiner
Generäle und Marschälle die Hölle heiß. „Seine Mutter und ich," werd'
ich ihm sagen, „leben nur für ihn, unser einziges Kind. Wir wollen nicht,
daß er fortgeht von uns!" Und Du wirst sehen, der Kaiser wird mir
Recht geben, denn sonst hätte er kein Herz.
Marie. Zum Kaiser gehen, Pierre? Beim Kaiser wirst Du noch
weniger ausrichten, als beim Präfecten. Du armseliges Menschenkind
bildest Dir ein. Tu könntest mit dem Kopfe durch die Wand rennen.
Ach nein, in diefem ird'fchen Iammerthale geht's nicht immer so, wie wir
wünschen. Du mußt doch einen Grund haben, wenn Du Deinen Sohn
behalten willst, und was kannst Du für einen angeben? Keinen. Ver-
loren ist die Hoffnung unseres Lebens, wenn der Himmel nicht . . .
Pierre. Der Himmel?
Marie. Ja.
Pierre. Der Himmel hilft nur Demjenigen, der sich selbst zu helfen
entfchlossen ist. Die Leute sagen, und Du bist auch der Meinung, daß ich
das Pulver uicht erfunden habe; aber das Eine weiß ich, daß unser Lieb-
ling bei uns bleiben wird. Mein Schädel ist hart, ich geb's zn, sehr hart,
aber er wird schon ein Mittel ausfindig machen, um diesen Menschenjägern
ihre Beute abzujagen, denn hier sitzt ein Herz, das ihm helfen wird, und
das ebenso tief empfindet, liebes Weib, wie das Deine, ohne daß ich viel
Aufhebens davon mache. Ha, ha, das wäre ja noch schöner! Solche
Schufte, uns so mir Nichts, Dir Nichts, den Sohn wegzufangen, die Freude
und Stütze unseres Alters, als ob wir mindestens Stücker zehn auf Lager
hätten. Daraus wird Nichts, alter Freund! Man kommt nicht fo ohne
Weiteres in ein Haus hereinspaziert, das armen, aber rechtschaffenen Leuten
gehört. Und Du schneidst Dich ganz gehörig, einfältige Knopfgabel, wenn
Du des Teufels Großmutter für ein Eichhörnchen und die Eloys für dumm
hältst. Immer klopf' an meine Thür, es wird Dir Niemand aufmachen,
magst Du wollen oder nicht, Dn mußt draußen ccnnpiren, mein Iungchen.

Marie. Wenn's ihn, nicht paßt, schlägt er Thüren und Fenster mit
dem Gewchrkolben ein.
Pierre. Sie sollen nur kommen, sie sollen blos die Thürklinke be-
rühren, und Du wirst sehen, wie ich sie auf den Trab bringe.
Marie (die Hände faltend). Ach, ist das ein schweres Kreuz, das uns
unser Sohn aufbürdet!
Pierre (si°iz, herausfordernd,. Ich werde es tragen.
Zweiter Auftritt.
Pierre. Nlarie. Ieannette
«lommt halbnackt, einen vollen Wllsserlrug auf den» Kopfe, auz dem Hlluptpoital rechti»,
Ieannette. Tante, was fehlt Ihnen? Ist das Mutterschwein
trank oder die Ferkel, die .Kuh oder das Kalb, die Stute oder die Eselin,
ein Schäfchen oder ein Zicklein?
Marie. Der Herr im Himmel droben hat's gewollt, und wir
müssen uns drein fügen, sein Wille geschehe!
Ieannette. Was hat er gewollt? Mit gefalteten Händen be-
schwöre ich Sie, Tante, bitte, sagen Sie mir's!
Marie. Frage meinen Mann und nicht mich, ich bring'» nicht über
die Lippen.
Ieannette (erstaunt, sich Ichnell nach Pierre umwendend), Onkel, bitte, seh'n Sie
mir in's Gesicht. Es kommt mir so vor, als hätten Sie auch Kummer.
Pierre (hebt den Kopf und steht sie einige Secunden an, ohne sie ,u erkennen). Dil bist's
Ieannette, und ohne ihn? Wie kommt das? Ihr steckt doch sonst immer
beisammen. Wo hast Du ihn gelassen?
Ieannette. Den Jean? Soeben ist er mit langer Nase abgezogen.
Pierre. Wo?
Ieannette. Auf der Wiese. Er mähte und sang dabei von Freund-
schaft und Liebe. Ich komme vorüber, er ruft mich; ich gehe zu ihm hin,
wir plaudern mit einander. Er küßt mich, und ich wisch' ihn. Eins aus.
Oh, sehen Sie, Onkelchen, das nenne ich keine richtige Liebe, wenn er mich
zu sehr liebt. Ich will, daß wir uns heirathen. Nein, nein, so kann's
nicht weiter fortgehen. Wann werden Sie denn an den Papst schreiben,
daß er uns den Dispens schickt, der uns erlaubt, uns kirchlich trauen zu
lassen. Schreiben Sie ihm morgen, oder noch lieber gleich heut, sofort.
Sie seufzen, was ist denn eigentlich los?
Pierre. Uns geht's sehr schlecht, liebe Jeanette, ja, ich fürchte sogar,
mit uns ist's aus, und daran ist nur Dein Schatz schuld.
Ieaunette. Mein Schatz? Ja freilich, der macht sich keine Sorgen
und singt init den Lerchen und Nachtigallen um die Wette! Aber Tante,
Sie losen sich ja auf in Thronen . . .

Marie. Liebes Kind, beklage uns! Wir sind Beide schon so matt
und marode, der Alte und ich, es geht zu Ende mit uns, und jetzt soll er
uns verlassen, und Du, armes Mädchen, hast erst voriges Jahr Deine
Eltern begraben und wirst bald gar keine Familie mehr haben.
Ieannette. Er uns verlassen? Und wohin will er gehen, wenn
ich fragen darf?
Marie. Unter die Soldaten.
Jeanette. Wie? nnter die Soldaten? (N«cke die,H°nde in die Hohe und >,t
nahe dar»!!, hintemiber zu fallen, wahrend draunen vor dem Thore eine in,ige mannliche Itimme folgende«
Üied singt:>
Zchlant, wie Neben cinfwärts streben,
Ichwcrt ihr Tchwaucnwuchs hinan,
Und wie ferne Morgensterne
Münzet mich ihr Anne an.
Ihren schönen, zarten Tönen
Horcht und schwcisst die Nachtiaall,
Hain und Bänmc steh'» wie Träume
Um uerstmmnten Wasserfall.
Marie (°mg>. Er ist da, er ist es! Weißt Du, Herzchen, bring' Du
ihm die traurige Nachricht allmählich bei, und theile ihm dann noch viel
schonender mit, daß die Gendarmen heut Abend bei Sonnenuntergang in
unser Haus kommen werden, um ihn abzuholen, und daß er kaum noch Zeit
hat, uns Lebewohl zu sagen.
Pierre (m feierlichem Tone,, Wofern ich nicht für meinen Sohn eintrete
und die Rolle des lieben Gottes übernehme auf dieser Erde! <G«ht m»
ichmonlend.'» Zchntten, vorniiber aebenat, dnrch eine der Nedenchnren recht« in'« Freie, Marie «einend und
schluchzend «cht« dnrch da« ,>>a»pwor!al ad in'« Hau«,»
Dritter Auftritt,
)c»!I <>ni! nackten Minen und Arme», einen »„zeiüuren 2trMmt i,n Naclcn, eine T,chel auf der rechten Zchulter. nergnngt »fettend an der schwelle de« ,5oftl,or«>, HcOMNeUc (in Zchmerz oerfunlen auf einem
Nlätteihamen,,
Jean (stellt die Zichel in den «chuvpen linl«,. Gute» Tag, kleine Maus, grüß
Dich Gott, mein zuckersüßes Häubchen, mein allerliebstes Hühnchen, da hast
Du mich wieder. Deine alte Nntte, Deinen girrenden Täuberich, Deinen
Hans Gockelhahn. Diesmal mnßt Dil dran glauben. Schätzchen. Ah, Dn
wirst nicht gleich sterben, wenn ich auch einmal mit Dir schönthue. Also
sperr' Dich nicht weiter, mein Herz, komm' hierher. Einen tüchtigen Schmatz
auf beide Backen, und Alles ist vorbei, meine Königin, Alles. Ah, das ist
nicht schön von Dir, mich so zu behandeln! Dein häßlicher Bräutigam
lächelt Dich an, nnd Du, Schönliebchen, schmollst ihm noch? cZmgt.,
Wie ich ahnend zitt're, wenn Dein Tckiitt erschallt!
Wenn ich Dich erblicke, wie das Blut mir wallt!
Ocsfncst Tn die Lipren, klopft mein aanzes Her,,
Deine Hand henihren reiht mich himmelwärts.

Ieannette sichle! stch langsam auf, zunächst unentschlossen und mi! an»ll««Ner Minie. Tom, tr«lne! sie il,re nasse» Wimpern, streich! sich da» ,i>a»r au» dem Besicht, stell! sich ««an gegenüber und steh!
ihm fest in die Augen), Du bist kein großer Wahrsager und Prophet, aber ich
will Dir doch ein Näthsel aufgeben. Guck' mir mal in die Augen und
sage mir, was Du darin siehst.
Jean. Himmelsblau und Sternelein, die aus den Wolken hernieder
gefallen sind, Cousinche».
Ieannette. Ah, Du hast den rechten Augenblick gewählt, um zu spaßen
und Dich über mich lustig zu machen.
>^ean. Oeffne mir Deine Arme, gleich lieg' ich drin, reich mir Deine
Lippen, fofort hang' ich dran.
Ieannette. Er sieht und hört Nichts, er ist blind, er denkt, ich lache!
Jean. >^ch lach' doch auch. Denn seit meiner Kindheit ist das so
meine Gewohnheit, und ich hoffe, daß ich sie beibehalten werde bis zum
Grabe.
Ieannette (ihre» aussteigenden Zorn niederkämpfend». Ja, ja, freu' Dich noch und
jubilire so recht aus Herzenslust, anner Freund, denn früh genug werden
sie Dich zu Grabe tragen. Denke Dir . . .
Jean. Zwitschere weiter, Vögelein! Spitz' dann Dein Schnäbelchen
zum Kuß, laß die Aeuglein spielen und kokettir' mit mir. — Na, wird's
bald?
Ieannette. Wirst bald aus einer anderen Tonart pfeifen. Hör' mal
zu: In's Loch wollen sie Dich werfen, zur Hülle — zur Fahne schleppen.
^ean (ihre Taille umfassend, Mi! ungläubigem Gesicht, in spöttischem Tone), Wenn's
weiter nichts ist! Da woll'n wir mal die fremden Länder abfuchen und
fehen, ob die Dirnd'ln dort ebenso mitleidige Herzen haben, wie die bei
uns zu Hause, und ob sie meinen» Schatz bis an die Achseln reichen.
Ieannette. Was schwatztest Du da für Zeug zusammen? Der Augen-
blick ist da, wo Du Dich von mir und den Deinen trennen sollst, und Du
kannst so vergnügt sein? Nun meinethalben, geh' Deiner Wege! wir werden
Dich weniger bedauern. Tu hast Recht, immer lustig, immer froh! (unfähig,
ihren Schmerz länger zu unieidriicien, bricht sie in helle Thrimen au»,>
Jean (benürzl). Aber sei doch nicht so kindisch! Warum weinst Du,
sag' warum?
Ieannette. Weil Du nur noch ein paar Stunden bei uns bleiben darfst.
Jean. Ach was, das ist ein fauler Witz, eine offenbare Ente.
Ieannette. Leider nein, es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit.
Das Schlimmste aber dabei ist, daß Du frohen Herzens von uns gehst.
Jean. Und warum nicht? Hier wie überall haben Schäfermädchen
das Kanonenfutter gern. Hoch zu^ Noß, den SarraA an der^ Seite, den
Helm auf dein Haupte, den Küraß vor der Brust, schaut man so übel nicht
aus und könnte wohl auch den Mägdlein des Nordens in deutschen Landen
gefallen. Gilt man doch mit Necht als die Zierde und Vlüthe der Kinder

des Südens. (Will Ieannette liisseni sie aber entreißt sich «oll Zorn sein« Umarmung undflieh!
auf den ßidhiigel recht« im Hintergründe,)
Ieannette (i°ut und heftig). Freilich, einen stattlichen Krieger wirst Du
wohl abgeben, aber meine Rosen und Früchte werden einein Ändern gehören.
Wandere Du über Nerg und Thal, und sieh, ob die Weibsbilder, die mit
dem Mssen oder Spanier zusammenleben, wirklich so reizend und zugänglich
sind, wie man sagt. Leg' Dich ordentlich in's Zeug, Kleiner, schwatze das
Blaue vom Himmel herunter, und lausche mit ihnen im Waldesdunkel dem
Gesänge des Pirol und der Meise.. . Ha, ha, mir ist's doch so egal, ob
Du der oder jener nachläufst. (Mit einer verächtlichen Hllndbeweaun«,) Ich mach' mir
so viel draus! Auf Wiedersehen und glückliche Reise, Herr Soldat, empfange
unseren Scheidegruß, laufe, renne, wohin Du willst. Sei thätig im Krieg
und in der Liebe, aber bedenke, daß gar manches Schäflein munter und
lustig aus dem Stalle fortlief, das traurig und abgehetzt miederkam, noch
ehe ein Jahr vergangen.
IellN (ernster gestimmt, murmelt vor sich hin), NUN hört «her der Spaß llllf.
Mir kommt's jetzt wirklich vor, als stände der Feldwebel fchon vor mir und
nähme mein Nationale auf.
Ieannette. Er ist nicht weit, und es wird nicht lange dauern, so hat
er Dich. Ah, fei ohne mich glücklich in der Fremde, weit fort von hier, bei
Deinem Regiment. Ich aber werde hier einsam und verlassen vor Schmerz
und Sehnsucht vergehen, denn Du liebst mich ja doch nicht mehr. Leb' wohl!
<2ie hält tief ergiffen inne, ihr Busen wallt stürmisch auf und nieder, Jean, au!'« Höchste erschrocken, springt
an? sie zu, hebt sie in die Höh' und drückt sie leidenschaftlich an seine Brust, Ieannette fährt fort).
Nein, nein, laß mich, geh' fort, flatterhafter Knabe, weit fort von den
Deinen und dein häuslichen Herd. Laß mich hier sterben vor Gram. An
Deine Liebe habe ich geglaubt, wie an ein Evangelium. Du aber hast nicht
etilen Funken von Zuneigung zu der gehabt, die für Dich allein auf Erden
athmet, feit sie Dich kennt. Undankbarer, bald wird eine Fremde meinen
Platz in Deiner verlogenen Seele einnehmen, und mein Herz, das Du,
Abscheulicher, verrathen, wird ohne Aufhören nach Dir verlangen, und verlassen, auf ewig verlassen, dulden und klagen. Laß mich, laß mich . . .
«Beide stehen eng umschlungen, sich mit aller Kraft an einander pressend, hoch oben ans dem ftidhügel
und sind in gegenseitige, entzückte Betrachtung «ersunlen, (fr lnsit sie »naufdörllch aus die Lippen, die
sie ihm hingebungsvoll hinreicht, wobei ihr herabwollende» rothblonde» Haar sein dunlclgebränntes Gesicht bedeckt.
^eNN (weist mit der Hand »nf Ken unermeßlichen, von der untergehenden Tonne beleuchteten
Horizont, leidenschaftlich, ernst und zärtlich zugleich). Verzeihung, theures Mädchen, erfahre,
wer ich bin und wisse, daß ich Dir gegenüber stets derselbe bleiben werde.
Mag er dahineilen zu Fuß oder hoch zu Roß, mag er fahren im Wagen,
im Kahn oder auf dem Floß, mag er bei den Arabern sein Lager aufschlagen oder bei den Engländern vor Anker liegen, immer und überall, so
lange er athmet, sichtbar Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig
und allein Deinen Reizen wird ewig treu bleiben Dein Geliebter. Zürne
mir nicht, wenn ich Dir soeben vorgeredet, ich könnte lnstig nnd fidel von

bannen ziehen und Menschen wie Dinge nichts achtend, ohne ein Oefühl
des Schmerzes diese schönen, theuren Gefilde verlassen, auf denen ich ge-
boren bin, verlassen diese strahlende Sonne, dieses herrliche Land, diesen
leuchtenden Himmel, mein friedliches Dach, meinen alten, gebrechlichen
Vater und meine zärtliche Mutter, Dich endlich, meinen Schatz und mein
Leben, verlassen dies Alles, um in die finstere Kaserne zu kommen und
den schweren Dienst im Regiment zu thun. Oh nein, Ieannette, das war
nur Spaß, süßes Herzchen, ich log, wenn ich Dir versicherte, ich würde
frohen Herzens in fremden Landen weilen, auf der Suche nach Vergnügen
und Gefahr! Aber fag' nur doch jetzt mal ehrlich: „Ist es denn wirklich
wahr, daß Dein Geliebter von Dir gehen und in die weite Feme wandern
soll?" Ich kann's noch immer nicht glaubeil, holder Blondkopf. Antworte
mir fchnell, recht schnell, und sage nur, daß auch Du nur Spaß ge-
macht hast.

Ieannette. Spaß gemacht? Sieh' mich genau an, Jean, und Du
wirst sehen . . .

Jean «ich! Ihr tief in'« Auge,, III, jetzt weiß ich, daß ich scheiden muß,
von diesen Bergen und diesen Thälern.

Ieannette (seufzend und die Hunde ringend). Ach! ach!

Jean (tröstend), Laß den Muth nicht sinken. Sei vernünftig, fcrß
Dir ein Herz!

Ieannette. Vorbei, alles vorbei! (Kreuzt die «rme und steht i» w, «r.
!mitc,> »»>,

IellN (verschlingt sie mit seinen Blicken, oerzmenelt und unschlüssig, »ll« er thun soll, Tann
beruhigt er sich plötzlich und »endet sich in stolzer, luhner Haltung zu ihr). NeNN ich mich stürze
in's Getümmel der Schlacht, wenn die Kugel des Gegners mich trifft oder
sein Bajonett mich durchbohrt, dann werden Dir Alle sagen, die meinen
eiskalten, marmorbleichen Körper hingestreckt sehen auf feindlicher Erde: „Er
starb als Held, in Liebe gedenkend seines theuren Mädchens, und beim
letzten Athemzuge noch einmal flüsternd ihren süßen Namen." Und vielleicht
wird ein Freund, der meinen Todeskampf mit angeschaut, meine lelKe Bitte
erfüllen und Dir fagen, in welchen, Thal oder auf welchem Hügel Dein
Getreuer den ewigen Schlaf schläft, fern von den Seinen und dem Vater-
lande und allzufern, ach! von Dir und Deinen schützenden Fittichen, oh Du
»nein guter Engel!

Ieannette (klammert sich halb ohnmächtig an de,! Feigenbaum), Ach, geh' nicht
fort. Die Trennung überleb' ich nicht.

Jean. Hab' keine Angst, wir sehen uns schon wieder.

Ieannette. Dich verlieren. Dich, meine Hoffnung und mein Glück?
Ach, ich weis; nicht mehr, wo ich bin und was ich rede. Wenn Du fort-
gehst, werde ich Dir folgen auf Schritt und Tritt, ^ch muß Deine liebe
Stimme hören und Deinen Blick schauen, der tief in's Herz nur dringt
und es erschauern macht vor Seligkeit. Ich lieb' Dich mehr, ja, ich will

Dir's gestehen, tausend Mal mehr als den Stern meines Auges, und ich
bin der Verzweiflung nahe. Ach, warum plauderst Du nicht mehr? Bitte,
bitte, sprich zu mir, sag' nur noch was . . .
IkllN (niedergeschlagen, schmerzerfnllt, unfähig, zu antworten, geht in den Hof hinunter), Wo
steckt denn der Vater? Weißt Du's nicht, Ieannette?
Ieannette. Soeben ging er hinaus, vornüber gebeugt, wie ich in
diesem Augenblick.
Jean. Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen, und das sofort!
vierter Auftritt.
)can. Ieannette. Pierre
«lommt staubbedeckt, übel und über schwitzend, die Hüude auf de,,! Nucken, mit ruckweise», automateiihasttn
Zchritten aui einer der ülebenthnre» rechtli,
Ieannette. Onkelchen!
Jean. Papa!
Pierre chebt langsam den «°ps in die Höhe». Hast Du gethan, Nichte, was
ich Dir hier soeben aufgetragen? cZ« I«°n.) Hat sie Dir ausgerichtet, mein
Kind, was hier vorgeht?
Ieannette <in ehrerbietigem Tone,, Alles! Ich habe Nichts verschwiegen.
Jean. Und ich weiß jetzt Manches, lieber Vater, was mir heut
Morgen, als ich aus dem Vett stieg, noch vollständig unbekannt war.
Pierre. Sehr gut! (Zu Ieannette, den Zeigefinger nach ihr »»«streckend,) Du packst
Dich fort und kommst mir nicht eher wieder, als bis ich Dich rufe. Ach
ja, was ich noch fagen wollte. Wenn etwa meine ^rau die Absicht äußert,
hierherzukommen, so laß sie nicht aus dem Hause und sage ihr, daß wir
für ihre Gesellschaft danken. Marsch fort!
Ieannette (geht vorsichtig, auf den Fuhluitzen, nach dem Portal recht«. Vor den steinernen
2t»f«n bleibt sie stehe,!,. Erlauben Sie, Onkel, daß ich ihn! noch einen Kuß
gebe?
Pierre (mit barsctier, aber etwa« zitternder Ziimme,, Na meinetwegen, aber keine
Umstände, keine Zärtlichkeiten, und beeil' Dich! (Jeanette kommt schnell znriick, fliegt
ihrem Äriiutiga»! an de» Hale und lullt i<!» a»s die Wange».!
Jean. Das war kein richtiger Kuß! (Die cM ih» wieder, diesmal »bei »»f den
Mund,, So, der war schon! Und noch einen — noch einen, Geliebte!
Ieannette. Ja doch, so viel Du willst-, da — und da — und da!
(Reißt sich »on ilun lo«. im Hluge rechte ab durch do« Portal,»
Jean. Ans ewig Dein, hier und in fremden Landen!
Fünfter Auftritt.
Hcan. Pierre.
Pierre (geht ein paar Mal mit gesenktem »opft und berüörten Blicken vor Jean auf und ab!
dann »«cht er eine plouliche Wendung, geltt am Jeu» m »ud legt i!un beide Hände am die schultern, In
feierlichen, Tone,. Lieber Sohn, meine Fran war vierzig und ich fast fünfzig

Jahr, als wir Dich zeugten. Schon längst rechneten wir auf keinen Sproß
wehr, und es hätte wirtlich wenig gefehlt, so wäre keine Spur mehr von
dem Stamme der Eloys übrig geblieben. Da endlich wurdest Du uns
geboren. Ah, war das ein Jubel, als Du kamst, eine neue Vlütbe in
diesem alten Hause! Und als Du Deine kindlich klagende Stimme erhobst,
schien es mir, als hörte ich einen Iaubergesang. Ich kann Dir gar nicht
sagen!, wie glückselig ich an diesem Tage war. Ich blickte zum ewigen
Gotte empor, hob Deinen kleinen Körper, den die Thränen Deiner Mutter
benetzt, in die Höhe und rief aus: „Dies Knäblein wird uns trösten in
unserem Jammer, unserem Elend. Es wird die Hoffnung, die Freude, der
Reichthum unseres Lebens sein, nnd später, in fernen Tagen, wird es uns
eines Abends die blinden Augen schließen. Die Alte aber und ich werden
scheiden, gestärkt durch das Bewußtsein, daß uns unser Kind überleben, die
Erde bebauen und seine Nahrung finden wird wie wir". Ja, wir hofften,
unser'Sohn werde der Stammvater eines neuen Geschlechts werden, und
zahllose Enkel und Enkelkinder würden unser in Liebe gedenken. Da Hab'
ich mich aber gründlich getäuscht. Ich bin ein falscher Prophet gewesen,
und was einst war, ist heute nicht mehr. Zwanzig Jahre lang hatte ich
nur Augen für^Dich, und jetzt foll ich mit einem Mal auf das Glück ver-
zichten. Dich am Morgen zu feheu und am Abend, zu jeder Stunde, draußen
und drinnen!und überall. Ja, auf uns lastet ein Verhängniß. Unfere
Seele ist betrübt und lunfer Jammer ohne Ende. Denn wir denken mit
Entfetzen daran, daß Deine Stunde geschlagen hat, armes Kind, das wir
so oft umarmt und geküßt, als es noch in der Wiege lag. In ein fremdes,
unbekanntes Land follst Du ziehen, jenseits des Meeres, weit fort von hier,
gegen den Feind, dessen Kanonen taub sind und blind wie die unsrigen.
Sie machen keinen Unterschied und zermalmen Noß und Reiter ohne Er-
barmen. Vielleicht werden Dich Kartätschen oder Granaten in Stücke reißen.
Wenn ich wenigstens noch da wäre, um deu Kugelregen von Dir abzu-
wenden und auf mich allein hinzulenken, mein theures Kind. («« ««f«««»«
nahe dllia», hinzusinlen,)

IeNN (lief genihlt, hält ihn aufrecht und «malmt ihn ziinlich». Sie hllbeN MN früher
gar manchesmal Mnth zugesprochen, lieber Vater, und erklärt, ein Mann
dürfte niemals die Büchse in's Korn werfen. Darum wage ich es heute,
Sie durch einige Worte aufzumuntern. Der Gedanke, daß ich Soldat werden
soll, berührt mich ebenso schmerzlich wie Sie, aber ich denke, ja, ich bin
sicher, daß ich Euch alle Drei, Sie, die Mutter und Ieannette, lebend und
gesund antreffe, wenn ich einst zurückkomme, und ich hoffe, die Gnade des-
jenigen dort oben, der mich Ihnen zum Trost gesandt, wird mich erhalten,
und Sie werden noch die Geuugthuung haben, lieber Vater, wieder aufzu-
blühen in ineinen Söhnen. Ihre Enkel, fchön wie holde Iefuskindlein, werden
von Ihnen lernen, wie man den Acker pflügt und das Land bebaut, und
Sie werden auch ihnen die Lehre einprägen, daß es unsere heilige Pflicht

ist, nicht zu wanken und zu weichen, wenn das Unglück naht und das Verderben über unser Haus hereinbricht. Mich haben Sie diese Pflicht gelehrt, und recht, sehr recht haben Sie daran gethan. Wäre ich heute der, der ich bin, ohne Ihren Nath und Ihr Beispiel, die meine Seele gestärkt und »nein Herz gestählt haben wie Feuer das Eisen? Ah, wenn jetzt wirklich die Zeit der Prüfungen naht, so sind wir auch noch da. Mein Herz wird Ihrer herrlichen Lehren eingedenk sein auf immerdar. Ich bin so, wie Sie haben wollten, daß ich werde: unbeugsam dem Schicksal, ohne Furcht und Tadel den Menschen gegenüber. Glücklich? oh nein! aber ergeben in mein Loos, starken Geistes und sicheren Schritts meinen Weg wandelnd. Vin ich doch der Schüler und Sohn Jean Pierre Eloys, und ich selbst führe den Namen Jean Pierre Elon! Lieber Vater, ich bürge Ihnen dafür, Sie haben, als Sie mich schufen, einen Mann geschaffen. Er steht hier vor Ihnen, unerschütterlich und fest wie eine Eiche, deren Stamm der Sturm wohl bricht, aber niemals zu beugen vermag. Ein Umstand jedoch beunruhigt mich. Wird der Ertrag der Ernte für Ihren Lebensunterhalt ausreichen? Sie sind nicht mehr jung, und die Kraft Ihres Korpers ist durch schwere Arbeit erschöpft. Was kann ich für die Meinen thuu, wenn ich in der Fremde bin, und sie hier kein Brot zu essen haben? Oh, mein Gott, der bloße Gedanke daran konnte mich wahnsinnig machen. Nein, nein, da können sie beim Regiment lange auf mich warten. Prosit Mahlzeit, meine Herren! bekommen die zur Antwort, und damit basta!

Pierre (hört llnfangz theilnahmlo« und niedergeschlagen zl,', allmählich wird er aufmerksamer, bei den letzte» Worten wbn ei begeistert in die Höbe, sein Gesicht verklärt nch, init donnernder stimme» Bravo, bravo, mein Sohn! Du sprichst mir ganz aus der Seele. Der Bauer ist doch kein Stück Vieh, das sich willenlos zur Schlachtbank führen läßt. Die Vorgesetzten kümmern sich den Teufel um die Narben und Schrammen, die der gemeine Mann mit nach Haufe bringt. Nein, nein, genug des grausamen Spiels! Wir haben's satt, uns in aller Herren Länder herumschicken zu lassen und mit Bajonetten, Bomben und Granaten zu hantiren. Nieder mit dem Kriege! Unsere Iungens fühlen sich wohler auf den blühenden Gefilden der Heimat, als in kalten Leichentüchern, und die gediegene Hausmannskost schmeckt ihnen besser als der Flaps in der Kaserne.

Jean (zögernd, mit unsicherer stimme). Ja wohl, Ihr Zorn ist ganz berechtigt, und ich gebe zu, daß Ihre Ansichten praktisch und vernünftig sind, aber manchmal liegt die Sache doch anders. (Lebhaft,) Ah, wenn morgen im Dorfe folgende Bekanntmachung angeschlagen würde: „Frankreich ist in Gefahr, Kampf und Sieg sind nothwendig. wenn Ihr Euch retten wollt, bewaffnet Euch, Ihr müßt fort, Ehre und Gewissen gebieten es Euch!" so würde ich mich keinen Augenblick besinnen. Ich würde mein Gewehr aus die Schulter nehmen, stechen und schießen, mie's befohlen wird, und der Welt zeigen, daß Frankreich noch immer die Königin unter den Nationen ist. Ja, für's Vaterland, für's theure, ist Jeder gen: bereit, in stampf

und Tod zu gehen. Doch davon ist augenblicklich nicht die Rede. Kein Feind bedroht uns, und überall herrscht Nuhe und Friede im Lande. Wir allein kommen in Frage, und gerade die Meinen bedürfen des Schutzes meines Armes. Daraus folgt für mich, daß ich bleiben muh, und was auch kommen mag, ich erkläre Ihnen, Vater, ich werde hier bleiben.

Pierre. Ist das aber auch wahr, wirklich wahr? Kann ich bestimmt darauf rechnen?

Jean. Mich foll auf der Stelle der Schlag rühren, wenn ich die Unwahrheit fage. Oh, Sie können mir's glauben, das steht fest, unumstößlich fest.

Pierre. Das ist ausgezeichnet. In dem Falle kannst Du ja gleich anspannen.

Jean. Wozu denn? Wohin so eilig?

Pierre. Zum Notar.

>^ean. Und was haben Sie bei dem zu thun?

Pierre. Ich will ein Versehen gut machen und Geld auf unser Grundstück aufnehmen.

Jean. Muß denn das gleich sein?

Pierre. Ja wohl, um der sauberen Bande, die Dich einziehen will, Geld in den Nachen zu werfen und einen Ersatzmann für Dich zu kaufen. Es wäre fchon längst geschehen, aber Deine Mutter und ich haben immer gedacht — Dn weißt schon . . .

Jean. Keine Ahnung.

Pierre. Wir glaubten bestimmt, der Zerr Präfect würde uns helfen. Ah, den soll doch gleich der Teufel holen! Er liatte uns alles Mögliche versprochen, und was meinst Tu wohl, was er uns jetzt anbietet? Gendarmen.

Jean. Das finde ich allerdings nicht hübsch von ihm.

Pierre. Sie sollen hier nicht mit Dhränen, sondern mit harten Thalerstücken empfangen werden, aber man darf Nichts uerreden, vielleicht auch mit den, Knüppel. Wenn's sein muß, werd' ich ihnen ein Lied einbläuen, daß sie die Engel im Himmel pfeifen hören.

Jean. Immer hübsch ruhig, mäßigen Sie sich, und überlegen Sie sich die Sache noch einmal, lieber Papa.

Pierre. Hab' ich mir ganz genau überlegt. Da hört doch Alles auf, so ohne Weiteres hierher zu kommen. Deine Araut und meine Frau unglücklich zu machen und das ganze Haus auf den Kopf zu stellen. Ich will's ja verkaufen, meinetwegen, aber wehe den Schuften, wenn sie mir über die Schwelle kommen nno Dich beim Kragen nehmen wollen! Freilich, Geld muß aufgetrieben werden, das geht nicht anders. Und der Notar wird mir auf der Stelle so viel Stangen Gold geben, wie ich brauche. Aber was ist denn mit einem Mal los, Jungchen? Du siehst ja aus, wie ein begossener Pudel.

Jean (tief traurig, ob« mit festli Stimme,. Ich meine, lieber Vater, wenn ich Ihren Plan billigte, so würde ich einen Fehler, einen sehr großen Fehler

begehen, und das wäre eine Feigheit, die ich nur in meinem ganzen Leben
nicht verzeihen würde. Hier darf Nichts verkauft werden, weder das Haus,
in dem unsere Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben, noch das kleinste
Stückchen Acker, und ich thue am besten, ich packe meine sieben Sachen
und gehe nach Marmande, wo das 9. Dragonerregiment steht.
Pierre. Du sprichst ja lauter Unsinn. Wie mir's scheint, hast Du
den Verstand verloren.
Jean. Im Gegentheil, ich glaube, ich habe ihn wiedergefunden.
Pierre. Sicher nicht, denn Du weißt nicht mehr, was Du sprichst.
Jean. Oh doch!
Pierre. Nein, tausendmal nein!
Jean. Ganz^gemiß.
Pierre. Ich sage nein, und ich will Dir's mit zwei Worten beweisen.
Jean. Das ist ganz undenkbar.
Pierre. Oh doch! Du mußt aber nicht gleich so ungeduldig werden.
Hör' mich blos noch einmal ruhig an, und Du wirst sehen . . .
Jean. Ich habe Alles gesehen. Alles geprüft. Alles erwogen. Mag's
kommen, wie'Z will, dieses Gut darf unter keinen Umständen verkauft
werden. Vorhin haben wir — oder vielmehr habe ich —- viel sinnloses
Zeug geschwatzt. Wozu sollen wir uns länger selbst belügen? Der Maire
hat befohlen, und der p. p. Jean Pierre Elon hat einfach Ordre zu pariren.
Wir nwgen hier austüfteln, was wir wollen, das Gesetz behält doch immer
Necht. Eines schonen Tages nehmen sie mich beim Kragen und führen
.mich fort. Ob mir's paßt oder nicht, ich muß marschircn. Bin ich aber
sort, so bleibt Euch auf der ganzen weiten Welt Nichts mehr übrig, als
diese Besitzung. Nur wenn Ihr sie behaltet, könnt Ihr in Ruhe essen,
trinken und schlafen, wie bisher. Euch dieses letzten Zufluchtsortes zu be-
rauben. Euch ein solches Opfer . . .
Pierre (°m gmiM Lew« M«ni>», Was fällt Dir ein, mich hier so anzu-
schreien und Dich auf's hohe Pferd zu sehen? Mit Freuden gebe ich all'
ineine bewegliche und unbewegliche Habe hin, um Dich, meinen kleinen Jean,
bei mir zu behalten, und ich wünsche, daß Du gehorchst, wenn ich befehle.
Du bleibst hier und rührst Dich nicht von der Stelle. Und jetzt bitt' ich
mir Mhe aus, stillgestanden!
Jean. Sie haben ja ganz Necht, aber weshalb ereifern Sie sich
denn so? Thun Sie mir blos den Gefallen, liebster, bester Vater, und
bedenken Sie . . .
Pierre. Ich Hab' genug geredet. Es geschieht, wie ich gesagt habe,
oder Du bist für mich nicht mehr vorhanden.
Jean. Sie sind selbstverständlich Herr im Hause, und ich beuge mich
vor Ihrer Autorität, wie's meine Pflicht ist, aber ich möchte doch . . .
Pierre. Donnerwetter, nun wird mir's aber zu bunt. Der Junge
macht's sich zum Spaß, mich zum Zorn zu reizeu, und er hat's richtig

fertig gebracht. Verdammter Schwätzer, einfältiger, dummer Bengel, begreifst Du denn nicht, daß, we«n ich das Gut verkauft und einen Stellvertreter für Dich besorgt habe. Niemand mehr das Recht hat, feine Nase in unsere häuslichen Angelegenheiten zu stecken? Wir behalten Dich dann bei uns, wir pflegen Dich, wir wiegen und singen Dich ein. Du bist unfer Zuckervüvvchen, und Du, Du... Wie? Du fchüttelst den Kopf und unterstehst Dich, mit den Achseln zu zucken? Denkst Dil vielleicht, ich bin betrunken?

Jean. Verzeihen Sie, aber ich bin weit entfernt davon, anzunehmen . . .

Pierre. Nun gut, die Sache wäre also abgemacht. Wir verkaufen Alles, was wir haben, wir behalten Dich bei uns und sind froh und glücklich. — Nun, bist Du taub? Was meinst Du? ja oder nein, fprich!

Jean Mtelnb. wdtenblüß,. Sie verkaufen Alles, und ich bleibe hier. Ja wohl, so ist's beschlossen, so soll's sein. Dann werden wir uns wohl nach Arbeit auf irgend eineni Dominium umfehen müssen.

Pierre (horcht auf und sieht Jean forschend m's Auge). Wie?

Jean. Nu natürlich! Wenn wir kein eigenes Nesitzthum mehr haben, müssen wir das ganze Jahr hindurch von früh bis fpät für einen Anderen arbeiten.

Pierre. Wir, die Sklaven eines Fremden, wir Neide, die immer und überall frei waren, wie die Vögel in der Luft?

Jean. Ja wohl, 's geht eben nicht anders.

Pierre. Mach' keinen Unsinn.

Jean. Wenn wir auf der ganzen weiten Welt nicht das kleinste Stückchen Erde mehr unfer eigen nennen, fo bleibt uns in der TIM nichio Anderes übrig, als in Dienst zu gehen und beim ersten besten Stoppelhopser der Umgegend für Tagelohn zu arbeiten. Anders freilich fchaut die Sache aus, wenn . . .

Pierre. Hast Du noch was auf dem Herzen? Los damit!

Jean. Wenn unter solchen Verhältnissen das Unglück wollte, daß ich fortmüßte . . .

Pierre. Fortmüssen? Nein, sag' mir blos, wie Du auf diesen Einfall kommst: fortmüssen?

Jean. Ich meine nur fo. Man kann auch wirklich kein Wort mehr fagen, ohne Sie zu beleidigen.

Pierre. Ich versteh' Dich nun einmal nicht, oder doch nur fo halb und halb.

Jean. Ich will versuchen, deutlicher zu sein. Du weißt doch, lieber Vater, wir Menschen sind den Launen des Schicksals preisgegeben. Wie nun, wenn uns plötzlich ein Unglück träfe?

Pierre. Wiefo? Was meinst Dn? Sprich Dich klar und bestimmt aus, nenne die Sache beim richtigen Namen, ich befehle es Dir!

Jean (nur mühsam leine «ufregilW unterdrückend). Wir Menschen sind alle sterb-

lich hinieden, und es kommt oft ganz anders, als wir denken, und nicht
selten stirbt ein kräftiger Nursch vor seinen Eltern, ja wohl, das kommt
alle Tage vor, daß die Alten länger leben als die Jungen. Angenommen
nun, eine plötzliche Krankheit raffte mich hin, was würden Sie in diefem
Falle anfangen, gebrochen an Geist und Körper und ohne einen Ort, wo
Sie Ihr müdes Haupt niederlegen könnten? Ich in der Erde und Sie
ohne Heim, ein nettes Zukunftsbild, nicht wahr? Ah, Sie haben's fo
haben wollen; es hat mir Ueberwindung genug gekostet, aber ich habe meine
Meinung frei heraus gefügt, und Sie haben mich verstanden. Wenn ich
alfo sterben sollte . . .
Pierre. Untersteh' Dich! Dann will auch ich nicht länger . . .
Jean. Und die Mutter? (Pier« starrt ihn mit »eitgeöffneten Augen an, ohne zu ant-
worten.) Sie müßte sich dann mitbegraben lassen oder hier allein zurück-
bleiben und bei fremden Leuten betteln gehen. Was meinen Sie dazu?
Pierre (fasi»na«l°z, mit stammelnder Ttimme), Wer? ich? Nichts. Ich meine
gar Nichts . . . Ah, Du hast mir's aber gut gegeben, alle Wetter, Einen
so reinzulegen!
Jean. Wieso denn? Das würde ich mir niemals erlauben.
Pierre. Warum nicht? Es war Dein Recht, mich an meine Pflicht
zu erinnern. Aber fage mir blos, wo Du Deine Worte hernimmst. Ein
gelehrter Zerr hätte nicht besser sprechen können als Du, ein einfacher
Bauernjunge. Du bist ebenso wenig auf Schule gewefen wie ich und
kennst Deine Sache doch ganz genau, und wahrhaftig. Du hast mir eben
eine tüchtige Lection ertheilt, wofür ich Dir fehr dankbar bin. Alle Achtung!
Dil könntest einem Juristen zu rathen aufgeben. In den alten Ritterge-
schichten, die mir meine Großeltern am häuslichen Herde erzählt, behandelt
kein Paladin die Dame seines Herzens oder selbst seinen Konig mit zarterer
Rücksicht als Du mich heut, und <ch bin doch nur ein armer einfältiger
Lllndmann. Tritt näher und küsse mich, denn unter Deinem Vauernkittel
schlägt ein ritterliches Herz!
IellN (stürzt seinem Vater in die Arme, Beide halten sich lange Feit fest umschlungen). Oh
Papa, es thut inir von Herzen leid, Ihnen so weh gethan zu haben.
Pierre. Laß Dir's nicht leid thun. Es schadet manchmal Nichts,
wenn man Eins abkriegt. Man glaubt, ein Adler zu sein nnd ist blos
eine Nachteule.
Jean. Oho! ein Anderer sollte es wagen, sich so wegwerfend über
Sie zu äußern . . .
Pierre. Hör' mal, unter uns gesagt. Du hast eine kräftige Faust,
die packt ihren Mann fest, streckt ihn zu Voden und zermalmt ihn. Ja,
ja. Du haust zu, als wärst Du Einer von der alten Garde und nicht ein
blutjunger Rekrut. Sehr gut verarbeitet, bravo, bravo! Du wirst mir
unverbesserlichem alten Schwätzer schon die nöthige Ruhe beibringen,
hoffentlich kühlt sich dann die Lavagluth meines Gehirns etwas ab.

Jean. Das wäre vergebliche Mühe. Das Blut gewisser Männer
ist heiß wie die Gewässer mancher Quellen, die unter eiskalten Felsen her-
vorsprudeln und doch niemals gefrieren.
Pierre (c«u,t dl« «m« »t,« die Vius«. Die Frau, die Dich zur Welt
brachte, ist stolz auf Dich, und bei Gott! sie hat ein Recht dazu. Ihr Sohn
ist wirklich ein guter Sohn und hat nicht seines Gleichen.
Jean. Das wäre wahr, wenn er an Sie heranreichte.
Pierre. Stell' Dich neben mich, und Du wirst sehen, daß Du mich
weit überragst.
Jean. Nur mit den Schultern, sonst in keiner Beziehung. Nein,
nein, der Ast ist nicht so viel werth wie der Baum, dem er entsprießt, der
ihn trägt.
Pierre (?««« den «°pf>. Deine Gesinnung ist edel, zu hoch fast für mein
Verständnis^
Jean. Oh nein, Sie verstehen sehr wohl, was ich meine, und des-
halb sind Sie auch damit einverstanden.
Pierre «überleg einen AuneiMick'!, Nun ja, ich geb's zu, da Du's so haben
willst. Wir nehmen keine Hypothek auf, das Gut wird auch nicht verkauft,
es bleibt in unserem Besitz bis an unser seliges Ende, das ist abgemacht,
das steht fest; aber nun fage mir, was wirst Du beginnen?
Jean. Ich werde meine Pflicht thun/ und im Kriegslager, wohin
mein Geschick mich ruft. Alles freudig ertragen, denn mein Gewissen wird
mir keine Vorwürfe machen, und ich werde glücklich fein in dem Bewußt-
fein, daß die Meinen zu essen und zu trinken haben, und daß ihr Haus sie
schützt vor den rauhen Winden des Nordens. <Di« Stimm« uels»«t ihm »°i Rührung.
er eilt »>if Pierre z», der tief in bedanken uersunien, sei,! Besicht i» seine Hiinde vergraben ha», und lüm
ihn am Ftirn und Hände,)
Pierre. Ja, ja, das Schicksal ist manchmal zu ungerecht. Ich Hab'
nicht das Glück, das Andere haben. Vergangenes Jahr zu Ostern starb
unser lieber Nachbar Veyrou, Du weißt schon, der nur zwei Schritt von
hier gewohnt hat. Der arme Kerl befand sich damals genau in derselben
Lage wie ich heut. Seinen Sohn hatte das Loos getroffen, und nun sollte
ihn der Alte entweder nach Merico ziehen lassen, oder seine Weinberge ver-
kaufen nnd einen Ersatzmann für ihn stellen. Da bekam er's Fieber und
starb, und das war ein großes Glück, denn er rettete durch seinen Tod
zwei theure Wesen, seine Gattin und sein Kind.
Jean (Wut und henia). Was soll das heißen, Vater?
Pierre. Wart's doch ab und stör' mich nicht durch unnothige Redens-
arten. Das Gesetz schreibt vor, daß der einzige Sohn einer Wittwe
vom Militärdienst frei ist. Da nun der Nachbar zur ewigen Wachtparade
einging, so durfte fein Kind bei der Mutter bleiben. Eine folche Gnade
hat mir der liebe Gott leider nicht erwiesen. Die Leute zeigen mit Fingern
auf mich, wenn ich über's Feld gehe, und fprechen zu einander: „Für den

wär's auch besser, er läge eingekastelt in der Grube, als daß er noch auf
der Erde herumkriecht. Und das ist sehr richtig. Du bist jung, gewandt
und flink zn Fuß. Mit Deiner Hand, die fest wie ein Schraubstock den
Pflug umspannt, zwingst Du die Frucht dem widerspenstigen Boden ab, aber
ich bin zu Nichts mehr nütze. Ich fühl's, ich Hab' genug gelebt, genug geschafft.
Mein Tagewerk ist. vollbracht, und ich denke, es ist Zeit, zur Nuh' zu
gehen. Aber brechen wir davon ab. Lauf' zu Deiner Mutter, nimm Abschied
von ihr und mach' Dich auf den Weg. Doch sieh, da kommt sie selbst.

sechster Auftritt.

Pierre. Hcan. Viarie und Icannettc

<llU» dem Houotoortal «Hl?»,

Marie. Mein Gott, was ist denn eigentlich los? Du hast mir's
zwar ausdrücklich verboten, lieber Mann, Euch zu stören, aber Ihr schreit
ja so, daß Einem die Decke über dem Kopfe zufammenstürzen mochte, da
wollt' ich blos wissen, was hier vorgeht.

Pierre. Wir haben vorhin etwas zu laut gesprochen, das ist richtig,
liebes Weibchen. Jetzt ist Alles in Ordnung, ich seh's jetzt selber ein, er
muß fort. Ihr könnt ihm unterdes; noch den Abschiedskuß geben, und wenn's
anfängt zu dämmern, so kommt mit ihm dann nach dem neuen Wege,
und wenn Ihr uns nicht die zehren zu sebr vollplärrt mit Eurem Ge-
weimere, dann wollen wir ihm noch bis zur Salamander-Grotte das Geleit
geben, wo am Eharfreitage alle Heren aus der Umgegend zusammenkommen,
um ihren Sabbath zn feiern . . . Auf baldiges Wiedersehen, Ihr holden
Turteltäubchen, und quält mir unseren Täuberich nicht gar zu sehr, wenn
ich bitten dars. glückt Jean wiederholt die Hand und geht in re>ztlmä8igem Schritt, noch einige
Scherzworte vor sich Inimmrmclud, durch eine der Nedenthüien recht» in'» Freie,,

siebenter Auftritt.

)cm>. Marie.)ca»»cttc.

Jean (sieht ihm nach). Der Aennfte spielt seine Rolle, so gut er kann,
aber es will ihm nicht so recht gelingen. Ah, in seinem Herzen sieht's
anders aus, und ich weiß bestimmt, daß er ebenso unglücklich ist, wie ich.

Marie. Jean?

Jean (dreht sich rasch herum, in lebhaftem Tone, mit erzwungener Heiterrei!,, Was
wünschest Du, Mama?

Jeannette (trocknet sich dl« «lugen mit der Schurze,. Wirst Du, Geliebter, An-
gebeteter meiner Seele, bald wieder zu uns zurückkehren aus fremden Landen,
aus weiter, weiter ^erne?

Jean (schei„b»l sehr vergnügt,. Nun lmb' ich aber das ewige Geklagt und
Gewinsele bald satt. 5ür den ersten Augenblick ist die Sache ja unangenehm,
aber das ist doch noch kein Grund, sich das Leben so zn verbittern. Ihr

thut ja wahrhaftig, als ob das das größte Unglück wäre, das Einem
passiren könnte. So 'ne kleine Reise — da ist doch weiter Nichts dabei,
Ihr könnt ganz ruhig sein. Eh' Ihr Euch verseht, bin ich wieder da. Ueber
jenem Hügel tauche ich auf wie die Morgenröthe, und an dem Tage sollt
Ihr ein feines Liebeslied zu hören bekommen. Und von diesem Augenblick
an werden wir uns nie mehr trennen. Juchhe! Es wird geheirathet. Dich,
Kleine, versteh' ich ganz genau. Ich gehe jede Wette ein, daß ich weih,
was in Deinem Köpfchen vorgeht. Lüge nicht, und zeig' mir Dein Ge-
sichtchen, das so niedlich aussieht, wenn's auch über und über mit Thronen
bedeckt ist. Nicht wahr. Du fürchtest, ich könnte das Herz einer Fremden
erobern, und wenn ich heimkomme. Nichts mehr von Dir wissen wollen?
Häßliches Ding Du, Dein Schatz wird Dir nicht untreu werden, und wenn
Du deshalb Angst hast, so ist das rein zum Lachen. Hör' mir mal zu:
Sobald ich dort angekommen bin, wohin sie mich schicken, kaufe ich nur
Federn, Tinte und Papier und schreibe Dir jeden Sonntag einen Brief,
denn das ist der einzige Tag, an dem nicht erercirt wird.

Ieannette. Du mir schreiben. Unglücklicher? Aber Tu kannst ja erst
gar nicht schreiben.

Jean. Ich werde schon in der Compagnie einen gewandten Feder-
fuchser ausfindig machen, dem ich einige wahr empfundene Zeilen dictiren
kann. Und ist meine Zeit vorbei, so komm' ich vielleicht mit lorbeerge-
schmücktem Helm und rothem Bündchen im Knopfloch zurück. Da wärst Tu
aber stolz, lieb' Mütterchen, auf Deinen Jungen, nicht? Und Du erst,
Liebchen, Du würdest rein närrisch vor Freude. Immer munter, mnnter,
lustig, lustig! Es ist also abgemacht, ich komme wieder, gesund, wie ein
Fisch im Wasser, und bin vielleicht Sergeant, Lieutenant oder gar Haupt-
mann, mindestens aber Unteroffizier, darauf könnt Ihr Gift nehmen.

Marie. Wofern nicht ein tüdtlicher Streich uns Neides zugleich ent-
reißt. Deinen Leib und Deine Seele! Ach, liebes Kind, ich Hab' Dich
empfangen und Dir die Brust gereicht, als Du zur Welt kamst, und ick
weiß gewiß, ich hätte das Leben satt, wenn es das Unglück wollte . . .
Heilige Jungfrau Maria und Du, Herr Jesus, geboren in einem Stalle
zwischen Mnulthier und Nind, nehmt uns in Enren gnädigen Schutz, aber
habt vor Allem Erbarmen mit ihm!

Jean. Ich freu' mich schon riesig auf die lange Kerze, die Sie mir
bei meiner Rückkehr in der Pfarrkirche anbrennen werden. (Um°rm! und c«tzt
seine!Hwttei,>

Marie <h«bt die «IN« zum Himmel empor und mmmelt N0l sich hin). Warum hast
Du ihn mir gegeben, allmächtiger Gott, wenn Du ihn mir wieder nehmen
willst?

Jean Ertlich). Nicht gar so ängstlich, liebe Mama! Sei tapfer und
muthig wie Dein Mann. Er zittert nicht vor Angst wie Du, er nimmt
sich zusammen, er beherrscht sich.

Marie. Er ist ein Mann. Hätte er Dich unter seinem Herzen ge-
tragen, wie ich, er wäre sicherlich weniger Herr seiner Empfindungen als
ich. Er ist ein Mann.
Jean. Versuchen Sie, es auch zu sein, sonst läßt mich meine Kraft
im Stich. Sehen Sie, ich hatte mir vorgenommen, mich heimlich fortzu-
schleichen, und wahrhaftig, es thut mir leid . . .
Marie. O Du böses, grausames Kind, wie kannst Du's nur wagen,
so zu reden?
Jean (Man« «mannend). Verzeihung, Mütterchen, Verzeihung! Ihr Korper
ist nur ein einziges Thränenmeer, und ich kann die meinigen auch nicht
mehr zurückhalten. Oh mein Gott, mein Gott, ich bin der Verzweiflung whe!
Ieannette. Jean!
Jean (sie durch Thriinen anblickend). Sie fehlte noch, sie wird mir vollends
den Nest geben.
Ieannette. Erinnerst Du Dich Geliebter, daß Du mir eines Tages
fchmurst. Du würdest mich lieben bis zu Deinem letzten Athemzuge? Hast
Du Dich anders besonnen? Gewiß nicht. Wir kennen uns schon zu lange.
Du warst kanm dem Gängelbande entwachsen, da kam ich. Nie hat Argwohn
oder Mißtrauen zwischen uns geherrscht, nie ist ein schroffes Wort gefallen.
Aber ich gestehe es Dir ein, ich bin etwas eifersüchtig, sehr eifersüchtig
sogar, und der Gedanke, Deine Blicke könnten auf einer Andern ruhen.
Deine Hand sie berühren, Dein Mund ihren Hauch einathmen — oh nein,
das ertrüg' ich nicht, und fern von Dir würd' ich im Wahnsinn enden oder
langsam dahinschmachten. Oh, ich baue fest auf Deine Schwüre und glaube,
ja, ich will glauben, daß Du mir ebenso treu bleiben wirst wie ich Dir.
Denk' an mich alle Tage beim Erwachen und beim Schlafengehen, und
wenn die holde Maienzeit wiederkehrt, dann erinnere Dich an das, was Du
mir eines Abends am Ufer des Aveyron gefügt hast. Wir saßen unter einer
Eiche, deren Wipfel bis an die Wolken reichte, in ihren Zweigen wimmelte
es von Vögeln und auf ihrem Stamme von Bienen: So wahr die Sterne
über unseren Häuptern in goldenem Glänze erstrahlen, wird nie eine Andere
als Du die Geliebte meines Herzens sein, und keine Andere wird aus meinem
Munde die Worte vernehmen, die ich hier an Dich richte unter der licht-
funkelnden Wölbung des Himmels: „Ich bete Dich an!" So wird's doch
immer fein, nicht wahr mein Herz? und ich denke. Du wirst nur die Treue
bewahren und eines Tages, und wäre es auch erst in einem Jahre oder in
zwanzig Jahren, so mir zurückkehren, wie Du mich verlassen, so weih und
ohne Flecken, wie ich bin und bleiben werde bis zu Deiner Rückkehr zu mir.
JellN (außer sich vor Schmerz, stürzt auf da« Hau« zu und schreit wie wahnsinnig). Die
Stunde hat geschlagen, der Vater erwartet mich ans der Landstraße, ich
muh fort, liebste Mutter, ich muß fort.
I eannette (reicht ihm die Hiinbe, mit stammelnder Nimmt). Es ist vorbei, ich ver-
liere ihn, er geht von bannen, ich bin allein!

Jean («n den s«!nemtn »wfe» de« Pottlll«), Nun Mütterchen, meinen Stock
und mein Ränzel!
Marie <ihm mechanisch Ichrit für Ichrilt !°lgend). "Deine letzte Toilette, ja wohl,
wie ein Verbrecher, die letzte, die allerletzte Toilette. (Neid« «ht« »b durch °»,
Portal,,
Achter Auftritt.
Zeaunette Mein,
JeNNNette (unbeweglich mitten im Hofe stehend, spricht wie geistesabwesend vor sich hin)
Wie sagt' er doch vorhin: „Immer und überall, so lang er athmet, sichtbar
Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig und allein Deinen Reizen
wir? ewig treu bleiben Dein Geliebter." Ewig — ist sehr lange, und die
Männer sind heutzutage so unbeständig. (««blendet von de» fast horizontalen Strahlen
der untergehende,! Nonne, such, sie 2ch„y unter dem Dchuuuen Im!», lehnt sin, an einen Pfeiler, und zählt,
in Iiäumere! versunken, die «ehren einer Garbe) Ihn nicht Mehr seht«. Nicht Mehr höltN,
seine Hand nicht mebr berühr eil, seinen Hauch nicht mehr athmen, geschieden
sein von ihm, der all mein Licht ist und all mein Leben! Ach, welch' furcht-
bare Quäle» werde ich erdulden in der langen Zeit, wo er fern sein wird
von hier! (Alan hört in der Mhe bei Hause» «inen Hund heulen. Sie schaudert zusammen,) 3lh,
das scheußliche Thier! Man möchte darauf fchmören, daß er fo heult, weil
er den Tod gesehen. <Zie bekreuzt sich., Oh mein Gott, mein Gott! errette uns
in dieser Welt, und nimm uns einst gnädig auf in jener! (Träumerisch.) Wenn
mir's möglich ist, will ich hier sieben Jahr ganz allein leben ohne Dich,
lieber Freund!
Neunter Auftritt.
)can»cttc. Pierre.
Pierre (todtenblaf,, schleicht gerüuschlo« wie «in Gcspenst durch die halbgeöffnete Ihiil de»
Portale, geht langsam und bebächiig ;>,,„ Vrumie», >cl,„l sich mit de» Ellbogen auf de» üland und mint sein«
Tiefe mit den Augen). ^nst sechzig Fuß tief ist diesem Loch! (Lch.lepp! sich, lein «lugt
von bei» Vnmnen wendend, »ach de,» Vllmmlimw? ,„,d bleibt bor! in Nachdenlen »erwnlen sitzen. Tann richiet sich !>»ch cniuor und lehnt sich inil Imlbem »lorpcr »der die gähnende Tie'e. Mit lcuchender Iiinime,,
Ja wohl, ich bin fest entschlossen, es muß geschehen, und es wird geschehen,
aber vorher will ich ihn noch einmal umarmen. (Weicht Echri« mr Nl,ri« »ach dem
Voumsiumvf zurück u»d sinlt dort, an allen «Gliedern zülcrnd, zusammen, l'r ist so geistesabwesend, dos; er
^eonnctte „ich! beineilt, die unter de», schuppen I,crvoilc»mi! und auf ei» zerbrochenes Rad gesucht, zu seine» Hiisien «iederlniet,»
Ieannette. Lieber Onkel, warum zittern Sie so? Thut Ihnen
was weh?
Pierre (führt vor schrecken i» die Höhe und I0MIN! zu sich). Ach so Du bist's
Mäuschen? Du kniest so vor mir auf der Erde?
Ieannette. Ja wohl, ich selbst, denn ich kann mich nicht mehr auf
den Beinen erhalten, und das Herz in erstorben in meiner Brust. Aber
sagen Sie, Onkel, sind Sie nicht wohl?'
Pierre. Ich glaube, ich fiebere etwas, aber sonst fühl' ich mich
ziemlich wohl.

Ieannette. Es würde mich freuen, wenn's weiter Nichts wäre. Mir
schien's doch aber, als ob Sie Schmerzen hätten!
Pierre. Nein, nein.
Ieannette. Oh doch.
Pierre. Und ich sage: Nein!
Ieannette cbtfiihlt ihm Mm >md Hiwde,. Und ich sage: Ja! Ihre Haut
ist ja kalt wie Eis.
Pierre (faßt sie an der Taille und llM Nacken und Prüft ihre Augen mlt langem, durch-
bohrendem !>iick). Unter uns gesagt, Kind, sei offen, hast Du ihn lieb?
Ieannette. Ihn, wen denn?
Pierre. Zum Tonnerwetter, den ich am liebsten habe, und Du
auch, kurz, unfern Liebsten. (Ieannette lieht ihn erstaunt l>n,> Sag' mir, Herzchen,
wie's da drinnen aussieht, ich bitte darum, ja, ich befehle es Dir.
Ieannette (mit einem schmerzlichen Seufzer, immer noch auf den Knien liegend). Nie
kommen Sie zu dieser Frage?
Pierre (führt in fieberhafter Uniuhe mit den Findern über seine Stirn, als ob in seinem
Innern ein entsetzlicher Kampf stattfände; dann mit twhler. gleichsam au3 den Tiefen der (frde herauftönender
Stimme). Niemand wird in diesem Hause je erfahren, wonach mich heute
hungert und dürstet. (Hält Ieanne te, die sich voller Vntsetzen von ihm losreiße» will, mit Gewalt
fest). Du hast mir noch nicht geantwortet, Kind; so antworte mir doch!
Mehr als dreimal so alt bin ich wie Du, und habe daher wohl ein Recht,
danach zu fragen, nicht wahr? (Ieannette zittert vor Aufregung, Pierre stellt sich ihr gegen-
über in Positur, bescheiden und doch selbstbewußt,. Meinen Sohn Mußt Du lieben llUs
ganzem Herzen, mein Kind, und fo lange Du lebst. Seine Seele weist
nichts von Trug und Schmeichelei, er ist nicht wie die Andern, er ist offen
und ohne Falsch. Wisse, er ist ein seltenes Herz, ein goldenes Herz, ein
wahrhaft königliches Herz, ja wohl, das ist er. Mit einem Wort: er ist
ein Mann, und deshalb mußt Du, Vlondküpfchen, ihn hegen und pflegen
mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe und mir hier versprechen, liebe
Nichte, daß Dir von nun an Alles in der Welt gleichgiltig sein soll, außer
ihm. Oh versprich mir, und das sofort, ihn glücklich, recht glücklich zu
machen, damit ich Ruhe finde hienieden und im Jenseits, wo ich in nicht
zu langer Zeit weilen werde. Bei der heiligen Messe, an die alle meine
Ahnen geglaubt, beschwöre ich Dich, thu' meinen Willen, holdes, blondes
Kind. Leiste den Eid, gieb mir das Versprechen, und spater, in den
nächsten Tagen — Du wirst dabei sein — werde ich Dein Versprechen
hier in die Tiefe (zeigt auf den Brunne») und dort in die Höhe mitnehmen.
Ieannette. Gutes Onkelchen, mir ist Ihre Rede nicht recht ver-
ständlich.
Pierre. Ich wiederhole Dir, was ich Dir fchon einmal gesagt: Be-
müh' Dich zunächst, zu verstehen, was ich meine, und dann, meinem Wunsche
nachzukommen, soweit Du's im Stande bist, damit ich mich beruhigt in's
Grab legen kann.

Ieannette. Was soll das heißen? Er geht fort, und Sie wollen,
daß ich mich seinein Glück widme, wenn er nicht mehr hier ist?
Pierre. Er geht fort, ja wohl, er geht fort, aber . . .
Ieannette. Vollenden Sie.
Pierre. Nun angenommen, er ginge nicht?
Ieannette. Oh, wenn er nicht fortginge, würd' ich ihn in meinen
Armen wiegen vom frühen Morgen bis zum späten Abend und feine treue
Hüterin fein bis an's Ende meines Lebens.
Pierre. In jedem Falle fei immer und überall feiner würdig.
Ieannette (sich plötzlich mit einem Ruck si°l, em»°lnchtend). Nichts wird mir
leichter fein, als zu halten, was ich geschworen. Warum bezweifeln Sie
das? Ich stamme aus Ihrem Geschlecht, und ich rühme mich dessen. Ich
gehöre zur Familie der Elops, sie ist die Ihrige und auch die feine.
Pierre «fährt Nor Freude mehrere Mal in die Höhe), Ja, das ist wahr. Sebr
fchön gesagt. Töchterchen, komm, fürchte Dich nicht, tüß mich, mein Kind!
(Pier« und Ieannette liissen sich zärtlich: im Hause hört man lautez Schluchzen), Mein Ehe-
gefpons. Deine Tante, jammert fo.
Ieannette. Ja wahrhaftig, sie ist's, und Jean sucht sie zu trösten.
Sehn Sie, sehn Sie, dort kommen sie fchon! Ach, wie traurig fehen sie
Beide aus!
Pierre. Warte nur ein Stündchen oder zwei, oder nein, blos ein
paar Minuten, und Du wirst fehen, wie freudig ihre Augen wieder glänzen.
Ieannette. Netten Sie sie, lieber Onkel, oder wenn Ihnen das
nicht möglich ist, beruhigen Sie sie wenigstens.
Pierre. Ich Habs Necept zu einem ausgezeichneten Mittel, mit dein
werde ich sie heilen.
Ieannette. Wann denn? Wo denn?
Pierre. Hier.
Ieannette. Bald?
Pierre. Sofort, aber fei still, Kind, thu' fo, als wüßtest Du von
Nichts, sie werden noch zeitig genug Alles erfahren.
Ieannette. Was denn?
Pierre. Pst!
Ieannette. Ill, ja! (Zie treten Beide unter den Schuftven linl«,.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Iran. Marie.

,^ean (erscheint mit Marie an dem HauptPortal recht«, Vr hat eine grobwollene Iovoe »n
Heber de» Ueinwandhofen und de,» Oberleder seiner mit Migel» beschlagene» Schuhe trögt er sch»? ledcrne
Mainasche», die ihm bi« a» die N»!e reiche», nur de»! >?o>if einen schwarze» Filzhut mit breitem Rande und
sehr niedrige»! Deckel, »der der rechte» Schulter einen Stock, Tai uutere?'»de demselben ist durch ein roiu-
cairirte«, mit de» vier landen zu!a,n>ne»gebunde»ei !»sche,Uuch gesteckt, in welchen, sich seine Habseligkeiten
befinde», Iea» zeigt eine erzwungene Heiterkeit und sucht seine Mutter zu »rösten: sie ist mehr todi al» lebendig), Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Mama, kommen Sie nicht
weiter mit, ich bitte, ich befchwure Sie auf den Knien.

Marie. Ich will Dir folgen, und ich werde Dir folgen bis zur Landstraße, wo der Vater auf uns wartet.
Jean. Bleiben Sie hier; es hat ja gar keinen Zweck, von Haus erst fortzugehen.
Marie. Genug der Worte! Du magst fagen, was Du willst, es ist doch in den Wind gesprochen.
Jean. Aber ich versichere Tic, 's ist Ihr Tod, und auch ich ertrag's iricht länger.
Marie. Mein Kind zu begleiten, ist meine Pflicht.
Jean. Noch einmal, Mutter, flehe ich Sie an bei Allem, was Ihnen heilig ist, haben Sie mit mir und mit sich selbst Erbarmen!
Marie. Was auch über mich kommen mag, ich will meine Pflicht erfüllen bis an's Ende.
Jean. Nun meinetwegen! da ich hier Nichts mehr zu fagen habe, so machen Sie, was Sie wollen. (Geht in dm Hos hinunter, der von den purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne so hell erleuchtet wird, daß seine Augen iaü geblendet sind, (5r grüftl init einer bondbemegnng da» Näuinchen, unter dem er soeben leine Vraut gelüftt, und wendet dann sei» Besicht nach dem Himmel«raum, der sich über seine,,! Haupte ausspannt, Hier lüftt er seine Äugen im ilreisc umherschweifen und bricht, als er sie wieder zur tfrde senil und da« Steinpflaster erblickt, au» dem er alz >lind so oft mit Ieannette, gespielt, !n laute« Schluchzen au«. Plötzlich sieht er in, Halbdunkel de« Schuppen« etwa« Weifte« schimmern, Sofort verändert sich sein Gesicht«au«druck, er niuinit eine heitere Miene an und geht aus den Fußspitze» auf Ieannelte zu, die sich nicht von der Stelle rührt.) Dick) haben sie wohl in einen steinernen Brunnen oder in eine Trauerweide verwandelt. Du kleiner Rothkopf Du?
Ieannette. Leider nicht, aber heute war' mir's wirklich lieb, wenn ich blind und taub märe.
Jean. Was zum Henker hast Du hier unter diesen Balken zu suchen, an denen lauter Spinnweben hängen? Und noch dazu so einsam und allein!
Ieannette. Oeffne die Augen, und Du wirst Jemanden zu meiner Rechten erkennen, der mir schon seit geraumer Zeit Gesellschaft leistet.
Jean (mit der Hand die Augen schlitzend, erkennt Pierre». Du, Vater, hier?
Pierre (kommt langsam an« dem Halbdunkel hervor und spricht mit gehobener Stimme». Es giebt Tage, und der heutige ist ein solcher für mich, an dem es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Dann erbebt anch wohl ein starkes Herz und die reinsten und edelsten Vorsätze werden schwach. Darum bin ich wieder in's Haus zurückgegangen, ich hatte Angst, die Einsamkeit könnte mir den Muth nehmen zur frischen That. Außerdem wollte ich Dir noch einige gute Nathschläge mit auf den Weg geben, und da siehst Du mich nun hier, mein Sohn, bereit, die Aufgabe zu erfüllen, die ich auf mich genommen habe.
JeNN (zu seiner Mutter und zu seiner Äraut im flüsternden Tone». Noch nie hllb' ich ihn so gesehen. Was mag er nur vorhaben? (»cide beantworten seine Fragt mit mitleidigem, schmerzlichem Achselzncken,»
Marie. Wir wissen es ebenso wenig wie Du. Jedenfalls hat er heut ein merkwürdiges Benehmen. Vielleicht ist er nicht ganz bei Verstand.

Pierre (mit dlm Au«drucl zärtlichster Litbe), Kind, das Nlir theurer ist, als
Alles auf der Welt, das ich mehr liebe, als mich selbst, umarme mich.
Ich gebe nach, ja, ich gebe endlich nach. Aber bevor Du gehst, hilf mir
noch die Leiter aus dem Brunnen nehmen. Man ist doch schon sehr alt
UNd gebrechlich. (Je»» hebt die Leiter au« dem Brunnen, und Neide tragen sie nach dem Zchu»pen.
Dann gehen sie Beide auf da« geöffnete Hofthor im Hintergründe zu, wobei Jean den am ganzen Leibe
zitternden Äüter stutzt, Marie und Ieaunette folgen ihnen. Am Thor angeloinmen. umarmt und lMt I«,>
seinen Vater, seine Mutter und seine Braut uno will sich entfernen, Pierre klammert sich an ihn an,,
Jean (sich losmllÄMd). Nicht einen Schritt weiter, Vater, ich beschwöre
Sie, bleiben Sie hier!
Pierre. Noch einmal umarme mich, Jean, geliebtes Kind! (I»n
drückt ihn an seine Brust), Ach, halte meinen Hals fest umklammert mit Deinen
Armen, denn sieh, die Nacht ist da, tiefschwarz steigt sie zur Erde hernieder!
«Weist mit pricsterhafter Geber!,: auf da« Firmament, wo auf der einen Zeit« die Zonnenscheibe in einem
Meer von Purpur und smaragdgrün gefärbtem Himmelblau untertaucht, während aus der anderen inmitten
bahintreibender Wolle» einige schwach schimmernde Sterne goldig erglänzen und die große silberne Iichcl de5
Monde« emporsteigt,»
IeaN (mit einem Aufdruck so tief religiöser Verehrung, das, beide Frauen erbeben). DhelNer,
angebeteter Vater, der uns so treu ergeben —
Pierre (ihn liebe»°ll anschauend). Ill, ich bin Vater und werde es beweisen.
Ach, mein Stab und meine Stütze im Greisenalter, mein Alles geht von
hinnen. Was sind wir Armen doch zu beklagen. (Zinn zusammen- bald »bei wird
er Herr seine« Angstgefühl« und richtet sich iraftuoll empor), WohlllN, es NUlß geschehe«,
mag's kommen, wie's will, und es wird geschehen.
Jean. Was denn, lieber Vater?
Pierre. Hör' mich an, mein Sohn und präge meine letzten Worte
tief Deinem Gedächtnis; ein. Wenn der Allmächtige, der uns Alle regiert,
einst eine so furchtbare Prüfung über Dich verhängen sollte, wie die, zu
der ich in diesem Augenblick verurtheilt bin, so sage Deinem Sohne, daß
ein Vater die Pflicht hat, sich zu opfern und selbst sein Leben dahinzu-
gehen, wenn es gilt, den zu retten, den er gezeugt. Nun lebe wohl, mein
Kind, lebe wohl, auf ewig lebe wohl!
Jean (reicht ihm die Hand). Auf Wiedersehen, mein Vater und mein Gott!
«Zliirzt, ohne sich umzusehen, nach rech!« fort, Marie u,ib Jeannette bleiben am Thorweg stehen, «ehe» ihm
nach und winken ihm Abschied zu, Pierre geht festen Schritten zum Brunnen, lehnt sich an den Ran» und
sieht hinunter,)
Marie (angstvoll,. Eloy, Pierre, lieber Mann, was machst Du da?
Was betrachtest Du mit so starren: Blick?
Pierre. Mein Grab! Ich rette Euch, ich scheide! Jean bleibt hier,
er ist der einzige Sohn einer Wittwe! (Stürzt sich in den Brunnen. Marie bricht mit
laute!,! Aufschrei zusammen,!
Jeannette (säugt sie mit ihren Armen auf und sinn in die Knie), Gott sei seiner
armen Seele gnädig!
(Ter Vorhang Mi,)

Meyers Konversationslexikon.

Ter fünften Auflage des „Großen Mcver". diefer „Schatzkammer des menschlichen Wissens", dieses „Riesenwerkes deutscher Geistesarbeit", dieses „Wunders deutschen sfleißes und deutscher Gründlichkeit" — wie mau ihn mit anscheinender Ueberschwänglich-teil und doch mit voller Berechtigung geuauut hat — haben wir schon nach dem Er-scheinen der ersten Hefte ein paar Geleitworte gegeben. Nun liegen bereits mehrere Bände des unentbehrlichen Nachschlagewerkes vor. Was zuni Lobe eines derartigen Weites gesagt meiden kann, ist in allen erdenklichen Tonarten gesagt worden; man mühte wiederholen, was hundertmal zum Ausdruck gekommen ist, wollte mau die Vorzüge des Weites, die Vortrefflichkeii des Textes, der Illustrationen uud kartographischen Beilagen:c. beleuchten.

Lassen wir das Werk für sich selbst sprechen, indem wir einen winzigen Bruchtheil desselben hier wiedergeben, aus dem wenigstens annähernd ein Schluß auf das Ganze sich machen läßt. Greife» wir aus dem 4, Baude des „Großen Meyer" ein Thema heraus, das durch seine Beziehung zu Zeitereignissen für den Leser einen besonderen Reiz hat. Die kriegerischen Vorgänge in Ostasien haben Alles, was Bezug auf die Culturzustänbe Japans und des Himmlischen Reiches hat, in den Nreuupunkt des öffent-lichen Interesses gerückt. Daß Japan im Gegensatz zu China sich dem Einfluß der europäischen Cultur zugänglich gezeigt, war bekannt, bis zu welchem Grade jedoch es sich dieselbe angeeignet, lehrte aller Welt zur Ueberraschuug erst sein kriegerisches Vor-gehen gegen den thonemen Koloß China, der unter den rasch geführten vernichtenden Schlägen des weiter fortgeschrittenen Gegners so schnell zusammenbrach. Wie sehr dagegen die Cultuiverhältnisse Chinas bei der starren, selbstgenügsamen Abschlietzung des Reiches zurückgeblieben sind, lehrt uns der betreffende Abschnitt in Meyers Lexikon, zu dem die beiden hier repioducirten Illustrationstafelu die lehrreichste und anschaulichste Ergänzung bilden. Wir erfahren hier manchen Zug, der diese Zurückgebliebenhcit Chinas scharf beleuchtet: andererseits aber auch manche unbekannte überraschende Einzelheit, die uns Achtung abnöthigt. —

Merkwürdig muthet es uns an, wenn wir vernehmen, daß in diesem ungeheuren Reich, das fast die Hälfte der Bevölkerung ganz Asiens umfaßt, das eine uralte Cultur besitzt, eine Sprache gesprochen wird, die unter allen Sprachen der Erde auf der niedrigsten Entwicklungsstufe steht. Sie besteht durchaus aus einsilbigen Wörtern und entbehrt

Bildei »u» China.
5yr<m, Pawnün ilr»<!sl»l!l> au» Numiu», , Fn>u,
Till»»! eine« Vice!LnI,il, Dschonle, Irocht eine» Hwndanncn,
Namelrnclen-Bructe bei Wan-lcliau-ichan. Diidöftlich« Iheil bei Vesesligung de, Pelwj,
D<cil der giWen Äianei»,» Älan-Kan-Pa«, lien.-Mng-Fzu-Pogode bei Peling, Alte» Ihoihllu» bei Lchongdoi,
ilu»: Meyer» ilon»elslltion»-uexiton, n, Aufl.

Bilder aus sshiü».
Frauenschuh für Normal'un, für ttriivbelfuü, Opiumpfeifen, Kopfbedeckung der ttaiserin, Hellebarden, Streitaxt,
Zwei Zabel in einer Scheibe, Hieblueer, Lchmnct, Miirtclschnalle bei Mandarinen, Porzellanoase, Fächer, Thee-
gelchirr, Schwarzlactierter Vecher mit Perlmuttcreinlagen, Alte Theebiichse mit Zoeltsteinschniherei, Zchriftzeichen
»euen Stile«, Ti,l°tso-Korallenln°vf an, den, Hute eine« Hlandarinen, Zchmncknadel, Obraclcknge »u« Gl»« und
Korallen mit Seideubuschcl, >^eschni«ter Nambusbecher, H»l««ebänae, Nadel au» Gold und Oinail, Goldene Zchmucl«
nadel, Kanin, au« planiertem Holz, Damentasche, «üclerei,Dr»chenmotio>, Stoffmuster,

dabei aller grammatischen Sinnbcgrenzungm. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unter-
scheidung von tzaupnvoil und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt. Tic bestimmte
Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche strengen
Gesetzen unterworfen ist. — Trotzdem ist die geistige Befähigung der Chinesen nicht
geling; das bezeugen eine Reihe völlig selbsfftändig gemachter überraichender Erfindungen,
eine umfassende, besonders cnenklopadische Litteratur und auch die Stellung, welche sie
dem Gelehrtenstande einräumen. Der Gelehrtenftand ist der geachtetste unter allen
Ständen; er ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen.
Nur gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Rcgierungsbcamten gelten als höhere
Klassen. Diese nachahmenswerthe schöne Theorie wird leider durch eine h<Mche Praxis
unwirksam gemacht. Denn wir lesen weiter, daß, da alle Klassen dem Geld nachstreben
und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt
durch Geschenke :c,, statt durch Wissen, sich zu verschaffen, es dem Wohlhabenden nicht an
Stützen fehlt zur Erklimmung der Stufe eines angesehenen Mannes. Hier haben wir
eine der Ursachen für die Untüchtigteit und Conuption des chinesischen Beamtenthums, die
der Krieg mit Japan so grausam bloßgelegt hat. —

Der Zopf, bei uns das Symbol des Rückschritts und der geistigen Verlnöchciung,
ist keineswegs von jeher als wesentlicher Ncstandtheil des Chinesen angesehen worden;
er ist erst durch das jetzige Herrscherhaus — seit der Eroberung Chinas durch die
Mandschu (1644) — eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart,
vor dem L<). weitem Bart zu tragen, ist gegen die Sitte, Neben dem Zopf gehören zu
den Seltsamkeiten der Chinesen noch die langgezogenen Nägel an der linken Hand und
die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachsthum des
Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine
Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert. Indcß gilt dies
nur von den vornehmeren Klassen der Chinesen, bei denen die Eigenthümerinnen so ver-
unstalteter Füße „goldene Lilien" heißen. Bei den Manbschufranen, zu denen auch die
Frauen und Ncbenfrauen des Kaisers gehören, ist diese Verstümmelung der Füße nicht
Sitte.

Eines erfreulichen Humanitären Fortschritts darf sich China rühmen: die zwar nicht
völlige Beseitigung, aber doch wesentliche Einschränkung der Unsitte der Tödtung (Er-
tränknng) und Aussetzung neugeborener Mädchen, welche nach früheren Berichten unter
den unteren und mittleren Ständen fast Regel sein sollte. Durch Errichtung von Finde!-
Häusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subscription erhalten weiden, ist dieser
Barbarei einigermaßen entgegengearbeitet worden. Die Erziehung der Mädchen ist jedoch
sehr mangelhaft: wenige können lesen und schreiben; bei den wohlhabenderen Klassen
dürfen sie mit dem 12. oder 13. Jahr als „Mädchen im Kämmerlein" mit keinem
männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern verkehren und nur in dicht ver-
schlossener Sänfte das Haus verlassen.

Die Verheimthung liegt ganz in den Händen des Vaters, der als Hausherr im
vollsten Sinne des Wortes mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie
waltet, aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehen ist und für ihre Verbrechen bestraft
wird. — Die Ehe kann geschieden werden, die Sitte erlaubt sogar, daß der Mann seine
Frau mit ihrer Zustimmung einem anderen Mann als Weib verkauft; unter den reicheren
Klassen herrscht zum Theil Vielweiberei.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und
in oen großen Häfen leben viele ganz ans Schiffen, neben dem Wohnschiff befinden sich
oft andere als Schweinestall oder Gemüsegärten. Andere leben auf festgelegten Flößen.
Die um einen Hof erbauten Häuser sind einstückig, höchstens zweistöckig und meist blos
in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwändcn aus gebrannten oder ungebrannten
Ziegelsteinen gebaut, sonst theils aus Brettern, thcils aus mit Lehm angestrichenem
sslcchtwerk oder aus Matten zusammengefügt. Der Boden ist nicht gedielt und uneben;
statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen. Ter Hausmth besteht aus wenigen
Stühlen und Tischchen. Die Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle,
wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt und auf Tischchen
zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen. Die mit
den Wohnungen der Reicheren verbundenen Parle und Gärten sind geschmackvoll angelegt.

Nach der landläufigen Anschauung bei uns besteht die Nahrung des Chinesen aus
Reis und wieder Reis; indeß ist, wie wir aus dem „Großen Meyer" ersehen, seine

Speisetartc denn doch weit mannigfaltiger. Der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich Alles, was genießbar ist; doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich. Eine Specialität sind Bohnentäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Theeconsum ist enorm, doch begnügt sich der ärmere Mann mit Aufguß über Blätter von wild wachsenden ^rtemozik- und Uidoz-Arten, selbst mit heißem Wasser; den Wein vertritt ein aus Reis und Hirse hergestellter Branntwein, der warm genossen wird. — Das entnervende Opiumrauchen herrscht unter allen Klassen trotz aller Edicte der Regierung; auch Tablllrauchen und -Schnupfen sind verbreitet.
Bewegung von einem Orte zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst in Tragsesseln aus Bambus: in N. sind zweirädcrigc Karren im Gebrauch. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen Einzelner: das gut organisirte Regierungsftostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Correspondenzen. Die Wllllienbesöiderung wird auf dem Landwege, im S. mittels Schiebkarrcn, im N. mittels zweiräberigei, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maulthiere, im W. Kamele sind jedoch die meist benutzten Transportmittel. Das Spazierengehen ist den Chinesen kein Bedürfnis;, dagegen sieht man häusig Erwachsene einen Lieblings» ogel im Käfig stundenlang spazieren tragen. Leibliche Hebungen werden nur vom Militär vorgenommen: doch ist das Ballspiel beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin und her gestoßen wiro. Als Gigcnthümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie beim Schreiben die Wörter nicht in wagercchten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen :c.
Wir haben nur Einzelheiten aus dem angezogenen Artikel des Konversations-Lexitons herausgreifen können; immerhin werden dieselben nebst den Illustrationen dem Leser wenigstens eine ungefähre Vorstellung geben, mit welcher Gründlichkeit und Ausführlichkeit der „Große Mener" sein Thema behandelt, und in welcher Weise er Denen Rede steht, die von ihm Auskunft und Belehrung verlangen. — :>,

Erinnerungen von Felix Dahn.

Viertes Buch. Würzburg-Sedan—Königsberg (1863-1888). I. Abtheilung (1863 bis 1870). Leipzig, Breittopf und Härtel. 18l)4.

Der neueste Band von Felix DahnZ Erinnerungen beginnt mit einem reizenden Idyll und schließt mit einem gewaltigen Schlachtcngemälde. Aus den bedrückenden Verhältnissen, die dem Dichter die letzten Jahre seines Münchener Aufenthalts verbitterten, ist er als Professor nach dem anmuthigen, rebenumkränzten Würzburg übergesiedelt, dessen mildes Klima und landschaftliche Reize nicht weniger als die gesellschaftlichen Zustände besänftigend und anregend auf ihn wirkten. „Allerdings: etwas Einlullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein äulr« i';>r nienw ver> sinken; der kostliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichen» Genießen —" nun, wir kennen ja Felix DahnZ rastlosen Thatigtcitstrieb, um zu wissen daß trotzdem Würzburg für ihn kein Capua werden konnte. In seinem poetischen Heim vor der Stadt, von Gärten und Weinbergen umgeben, in tiefster Einsamkeit, schaffte er — man sollte glauben, poetische Werke? — nein, ernste wissenschaftliche Bücher auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte. Denn seit dem Jahre 1858 schien Dahns dichterische Ader fast vollständig versiegt; wie er glaubte, für immer. Welche Umstände hauptsächlich hieran die Schuld trugen, ist im dritten Bande seiner Eiinnernngen zu lesen, wenn auch vielfach nur zwischen den Zeilen. Erst ini Jahre 186? ergriff den Dichter ein frischer Strom von dichterischem Schaffen, mächtiger als je zuvor, und seit dieser Zeit hat der neu gewonnene Trieb und Drang, dichterisch zu gestalten, nicht aufgehört bis auf unsere Tage. Und wer hatte diesen gewaltigen Zauber auf seinen Geist ausgeübt? Therese, seine zukünftige Gattin, die hochbegabte Dichterin, die in jenem Jahre zuerst vor seinen Blicken auftauchte und einen Aufruhr von Gefühlen in ihm erweckte, der, bei der jahrelangen Aussichtslosigkeit, sie je zu besitzen, den Dichter oft „dem Wahnsinn und anderen alleräußersten Dingen sehr nahe brachte".

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, also zurück zu unserer Würzburger Idylle! Sehr anmuthig sind die Schilderungen, die der Dichter von seinem geselligen Leben und von den Persönlichkeiten entwirft, mit denen er hauptsächlich Verkehr pflegte. Die verschiedensten politischen, wissenschaftlichen und religiösen Standpunkte, auf denen seine Universitätscollegen und andere Freunde standen, thaten dem gemüthlichen, geselligen Umgange keinen Eintrag. Interessant ist auch die Parallele, die Felix Dahn zwischen seinen Zuhörern an den Universitäten zu München, Würzburg, Königsberg und Breslau zieht, wobei die Breslauer Studenten nicht gerade gut davonkommen. Leider muß man zugestehen, daß das Urtheil Dahns ohne jede Voreingenommenheit und vollkommen objectiv abgegeben ist.
Die freundlichen Würzburger Tage wurdm jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Krieges im Jahre 18N6, der mit seinem Kanonendonner bis in die stillen Straßen der Stadt drang. Das Verhältnis; Süddeutschlands zu Preußen, der Haß gegen den rücksichtslosen, allmächtigen Bismarck, dessen imposante Persönlichkeit doch allmählich das Staunen, die Anerkennung und endlich die Bewunderung und Liebe des Feindes sich erringt, sind mit den anschaulichsten Farben geschildert und gehören zu den besten Partie» des interessanten Buches. Auch hier wirkt, wie in den früheren Bänden der Erinnerungen, erfreulich die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der Dahn seinen politischen Gesinnungen Ausdruck verleiht, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen; ein Umstand, der ihm auch die Anerkennung seiner politischen Gegner verschaffen muh. Vcrhältnißmäßig kurz und wohl einem späteren Bande vorbehalten sind die Mittheilungcn des Dichters über sein äußeres und inneres Verhältnis; zu Thercse, das ihn, wie schon oben erwähnt, vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 bis zum Rande der Verzweiflung führen sollte.
Der Krieg hat ihn thatsächlich gerettet; mit ihm trat eine Erhebung des Dichters ein aus „trostloser Schmcrzversunkcnheit". „War doch jetzt", sagt er, „jene Saite in mir cmge» schlagen, die unter allen von dem Ritterspiele des Knaben an bis heute am mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die heldenhafte; wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andere in mir — Alles olme Ausnahme — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf."
Am liebsten hätte er mit der Waffe in der Hand für das thcure Vaterland gefochten, aber seine vielfachen Bemühungen nach dieser Richtung hin blieben leider ohne Erfolg, er mußte sich begnügen, als Ritter vom rothen Kreuz Samariter-Dienste zu leisten und als moderner Tyrtäos die deutschen Krieger durch feurige Lieder zu begeistern. Wer aber glaubt, daß die Strapazen eines Ritters vom rothen Kreuz, der sein Amt ernst nimmt, geringer sind als die eines Kriegers in Reih und Glied, der irrt sich. Und Felix Dahn nahm sein Amt — wie sich das bei ihm von selbst versteht — durchaus ernst. Einmal — bei den Kämpfen um Sebon — kann er ls sich doch nicht versagen, die Binde mit dem rothen Kreuz vom Arm zu streifen, das Gewehr zur Hand zu nehmen und mit seinen bayrischen Landsleuten im Sturm vorzudringen, bis er, von einem Schuß gestreift, im Graben nilbersinkt. Doch das Alles muß man selber lesen; alle die großen und kleinen Erlebnisse vor und während des Krieges, insonders die ganze Schilderung der Schlacht bei Scdan, ist von einer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, daß man das Buch nicht eher aus der band legt, als bis man die letzte Seite verschlungen hat.
Dabei weiß der Dichter seine eigenen Erlebnisse stets mit den großen allgemeinen Wendungen und Stadien des Krieges in Verbindung zu halten, er bietet ein historisches Gemälde allerersten Ranges, dessen Werth nicht vergehen kann.
Eine besondere Würze verleihen dem Buche die eingestreuten kleinen Anekdoten und Episoden, zum Theil humoristischer Art, wie sie Jeder, der das Glück hatte, den großen Krieg mitzumachen, erlebt hat, und die für's ganze Leben zum goldenen Schatz seiner Erinnerungen gehören.
Unerwähnt darf schlichlich nicht bleibe», baß der Dichter trotz aller patriotischen Begeisterung, die ihn bei seiner Erzählung durchdringt, nirgends zum Chauvinisten wird -. im Gegenthcil, er läßt den guten und großen Seiten des Gegners volle Gerechtigkeit widerfahren nnd scheut sich nicht, wo die Sache es fordert, dem deutschen Volke seine Fehler nachdrücklich vorzuhalten. —
Dieser kurze Hinweis möge genügen, um dem in jeder Beziehung empfehlenswerthcn Buche recht zahlreiche Freunde zu verschaffen. — «.

Bibliographische Notizen.

Frauen. Roman von Valcska Gräfin B e t h u s N - tz u c (Moritz von Reichenbllch.) 3 Bde. Leipzig, Carl Neißner.

Während alle bisherigen dichterischen Schöpfungen der Gräfin Bethusy-tzuc unter dem Pseudonym Moritz von Reichenbach erschienen sind, läßt die Dichterin ihr neuestes Buch unter ihrem eigenen Namen veröffentlichen. Wir wissen nicht, ob diese Entschließung irgend welchen äußeren Ursachen entsprungen, finden jeden» falls aber in dem Buche selbst hierfür den triftigsten Grund. Mit großer Energie und überzeugender Wanne ficht hier die Gräfin Bethusn für jene EntWickelung der Frauenfrage, die wohl als die berechtigte Enillnciplltion von hinfälligen Vorurtheilen bezeichnet weiden kann: für die erweiterte Erweibsberechtigung der Frauen, und es scheint uns begreiflich, daß sie verschmäht, es von einem Versteck aus zu thun. Die Gräfin Vethusn darf sich ja auch des Wohlklanges ihres Tichterrufes ganz sicher fühlen; nennt man unter den schiiftstellcrnden deutschen Frauen die besten Namen, wirb sicher auch der ihre genannt! — Sie ist besonders eine Meisterin der Eonversarion; fließend-elegant und geistvoll-pikant zugleich ist ihre Sprache. Sie besitzt auch den großen Vorzug, die Grenzen ihrer dichterischen Kraft zu kennen; deswegen läßt sie sich mit problematischen Naturen nicht ein und zieht es vor, in lebenswahrer Plastik Tnpen aus der Gesellschaft zu gestalten. Hiermit soll selbstverständlich nicht gemeint sein, daß diesen Gestalten die seelische Vertiefung fehlte, im Gegentheil, die Gräfin Bethnfi, ist eine viel zu echte Dichterin, um nicht volle Herzenstöne anschlagen zu tonnen, um nicht für das Sehnen und Ringen in der Menschenseele rechtes Verständnis; zu besitzen, und auch hierfür giebt gerade ihr neuestes Buch die gütigsten Beweise. So ist dieses Buch bedeutend durch seine Tendenz und als interessante fesselnde Lectüre bestens zu empfehlen. Schade nur, baß die „Frauen" der Gräfin alle derselben Gescllschaftsiegion, derjenigen der Autorin angehören. Innerhalb jenes Kreises bewegt diese sich allerdings als meisterhafte Beobachter««: alles was für ihn charal» teristisch ist, weiß sie in frappanter Lebendig» keit darzustellen oder mindestens anzudeuten. Aber eine gewisse Einseitigkeit haftet diesen Darstellungen dennoch an; vor Allem fehlt ihnen die Wirkung der Kontraste, und weil wir von dem großen Talente der Gräfin

Bcthw'r» überzeugt sind, .weil wir sicher glauben, daß ihre poetische Gestaltungskraft über die Modelle hinausreicht, die ihre nächste Umgebung ihr bietet, deswegen wünschen wir sehr, ihr auch einmal als Interpretin eines anderen Lebens, als des uiFd-Iils zu begegnen. H,. ^V.

Nothdor«. Novellen von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane K Co.

Die Verfasserin bewegt sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen weiblicher Belletristik, sondern hat ein starkes Talent mit einer ausgeprägten Individualität; — sowohl in der Eharakterzcichnung, wie in der Seelcnschilderung bekundet sie einen Zug männlicher «rast von überzeugender Lebenswahrheit. In der Novelle „Eltern" bewundem wir die gelungene Charakterisirung eines starrköpfigen, schroffen Mannes und dessen Erziehung zur Nachgiebigkeit und milderer Beurlheilung einer anders gearteten Persönlichkeit durch schwere Prüfungen. — Mit feinstem Verständniß für Seelcnllnalysen ist die Novelle „Rechts oder Links" ausgestattet; eigentlich nur ein Stimmungsbild, umfaßt sie in ihrer skizzenhaften Kürze doch ein Stück Leben, das zwar sehr alltäglich und gerade deshalb so lief traurig ist. In der Erzählung „Erotikou" wird das Seelenleben eines mit hervorragend musikalischer Begabung veranlagten Mädchens geschildert und die Wechselwirkung dieser fein organistrten Natur zu der Macht der Tone mit künstlerischem Verständniß zur Darstellung gebracht, nur trübt eine absichtlich wirkende Originalität in der Schreibweise den harmonischen Eindruck, den die beiden vorher genannten Novellen bei uns hervorgerufen hatten.
MI.

Die Juden v«n Varnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz K Eomv.

In der V, Auflage liegen diese „Franzos'schenGes ch ichten", mit denen der Dichter zuerst seinem novellistischen Talent die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet, vor uns — diese Thatsache spricht durch sich selbst. Schon längst bedarf das Buch des Hinweises nicht mehr, um immer und immer wieder gesucht und gelesen zu weiden, und dennoch halten wir es nicht

für überflüssig, auch der sünften Auflage
der „Juden von Barnow" einige Worte
mit auf den Weg in alle Lande zu geben.
Was diesen „Geschichten" 5en giltigen Werth
verleiht, was ihnen die Macht gab zu einem
litterarischen Siegcszuge, das ist nicht nur
durch des Dichters höchste Kunst, das
Regen der Menschenseele bis in seine
leisesten Schwingungen zu erkennen, ge-
schehen; das ist geschehen, weil hier der
Dichter diese Kunst in den Dienst der
Wirklichkeit gestellt. Das, was Karl
Franzos uns hier berichtet, das ist wirt-
liches jüdisches Leben, wie es sich, trotz des
Vernichtungskampfes der Jahrhunderte, un-
versehrt erhalten in dem podolischen Ghetto,
aus dem er seine Geschichten erzählt. Aber
jüdisches Leben nicht nur in seinen Formen,
sondern auch in seinem seelischen Inhalt
lehrt Franzos uns kennen, und dieser In-
halt ist unausrottbar mit jenes Voltes
Eigenart verknüpft, so vah er in seinen
Grundziigen sich erhalten hat, allüberall,
wo dem Iudenthum treu gebliebene Fami-
lien wohnen. Die seelische Eigenart des
Iudenthums ist das Geheimnis; seiner
Widerstandsfähigkeit und zugleich sein
höchster Vorzug, und weil gerade ihr in
den Franzos'schen Geschichten mit echter
dichterischer Feinfühligkeit Rechnung ge-
tragen ist, weil hier, ohne jede Voreinge-
nommenheit dafür oder dawider, dargechan
wird, wie viel Schönmcnschliches das jüdi-
sche Gemüthsleben birgt, deswegen holten
wir in einer Zeit des wüsten Antisemitis-
mus die Neuauflage seines Buches für
besonders dankenswcrth. Für das „stark
vermehrte" dieser Auflage bleibt uns aller-
dings die Verlagshandlung den Nachweis
schuldig. ^, >V.

Lebe'. Eine Dichtung von Ferdinand
Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland.

Ter bereits rühmlichst bekannte Ver-
fasser versucht hier, wie er selbst in seinem
Vorwort sagt, das Verhalten einer Menschen-
seele unter der Einwirkung eines bewegenden
Geschehens nicht in epischer oder etwa cycli-
schcr Schilderung, noch in dramatischer Ab»
sviegelung, sondern mit den „menschlichen
Zeugnissen" der Lyrik darzustellen. Er
glaubt damit etwas Neues zu geben, und
jeder gefühlvolle Leser wird ihm beistimmen.
Aoenaiius zeigt sich in seinem neuen Werl
als ein trefflicher Seelenforscher und Seelen«
arzt. Ter Inhalt ist klar und einfach.
Der Held der Dichtung, ein junger Arzt,
wird durch den Tod seiner Geliebten fast
wahnsinnig. Er rettet einen armen Knaben

von dem Tode des Ertrinkens und findet
in der Oencsung dieses Schützlings das
Gleichgewicht seiner Seele und die Menschen-
liebe wieder. Alle Traurigen, welche den
Verlust eines geliebten Wesens beklagen,
werden sich durch „Lebe" wunderbar ge-
tröstet fühleu und dem Dichter den wärmsten
Dan! sagen. >.

l.)r» 3«rm»ii»'!«tll»». Eine Auswahl
der berühmtesten deutschen Gedichte in's
Lateinische übertragen von Ernst Eck-
stein. Dresden, C. Reißner.

Kleine Lieder von Goethe, Heinrich
Heine, Rückcrt und anderen sind in latei-
nische gereimte Verse übertragen, und zwar
mit Beibehaltung ihres Versmahes, so daß
sie nach den bekannten Melodien auf lateinisch
gesungen weiden können. So sicher und
gewandt, wie es in diesem Büchlein ge-
schehen ist, kann die lateinische Sprache
nur Jemand brauchen, dem sie in der
Jugend durch Lectüre und praktische Hebungen
wohl vertraut geworden ist. Ernst Eck-
stein mutz auf dem Gymnasium, das er in
seinen „Humoresken" immer nur zur Cari-
catur verzerrt und schonungslos dem Spotte
preisgegeben hat, doch einmal recht hübsch
Latein gelernt haben. <lr.

Die im Verlage von Hermann
Seema nnm Leipzig erscheinenden „Illu-
strirte» Elzevier-Ausgabcn" beliebter
Dichtungen werden sich durch ihre geschmack-
volle und eigenartige Ausstattung viele
Freunde, namentlich in der Damenwelt, er-
werben. Ter weiche, duntelrothe Lederein-
band, das zierliche Duodezformat, der bei
aller Kleinheit sehr klare und scharfe Druck,
der hübsche Bilderschmuck verleihen diesen
Bündchen, — die gebunden je 3,00 Mk.,
broschirt je 2 Mk. losten — einen vor-
nehmen Charakter. Bisher erschienen:
Peter Schlemihl von Ehamisso (illustrirt
von Hans Looschen), Heines Harzreisc
(illustr. von Ludw. Stiller), Hauffs Phan-
tasien im Bremer Nathsteller (illustr.
von Adelb. Niemeyer), Shakespeares Romeo
uud Julia (illustr. von Ludw. Stiller) uud
Elllssische Ballade» von Goethe und Schiller
(illustr. von Hans Looschen). — Weitere
Bände sollen folgen, zunächst Eichendorff:
Aus dem Leben eines Taugenichts und
Lessing: Minna von Narnhelm.

Die Viuiilalischc Univerfal-Vibli«-
thel (Verlag von Felix Siegel in
Leipzig) bietet Gelegenheit, Musikstücke

einzeln zum billigen Preise von je 20 Pf.
zu erwerben u.id sich auf diese Weise statt
der fertigen Albums solche selbst nach
eigenem Geschmack zusammenzustellen, für
welche dieVerlagshanolung cleaanteMapven
liefert. Die Bibliothek enthält sowohl
klassische Werte wie sogenannte Salon-
musik: Clavicrstücke zu 2 und zu 4 Händen;
Arien. Lieder, Duette ?c. Papier, Slich
und Druck lassen nichts zu wünschen übrig.
Die Bibliothek umfaßt zur Zeit 744
Nummern. ^V.
lümLeMiMue Meli«!-. L^preeuung nacb Huz^llli! der Neiiaction vordeu»Iten.
H,I«tll»«<>«l», I'u,«er (!,vmnn«il!l'I,'„terr!e!>t, Ne>
K>ui,tiu^<!, X»e!!e, um«e»rk, .^uNnze, Lruun-
ücdvelL, l), 8«!>e,
^U«v», ^. V'„ >I'i,8er IMmnrcK". I.iel>»rnn!: 4
8ln!t«»rt. U„iiii! IX'Ukc!,!' V,>ri«».^ss^8e!I«c!,!,tt,
^NÄ«I«»I>, s/, 8., ..Um»". ^rüiiiiiiunss^!,, Ke-
,«, I,rl'I!,u,!«,>,, Iiumonüt. », »>»!,>!^ l>ici,tu>,«en
i» I'oe8>,' und ?rn,«» »u» 8U<!l>n,o>1!i», f!rLler
«»„<!', ?w«u, ^'v!i, i:, X. Xi-U^'i',
^lill«l»«i>», N, i?,, 8iln>„!tiic>!^ Aürei,?».
,Ü>, .^,!!I»«e, ^udüliuin« .^»lwss^, I.eil>li«,
D. ^Vüi-ti«,
V«i<l«n, ^,, »«nelin uml vr»n«8e„, Novellen.
Ncriin, ^>>>,. I>ne!«!,
21«nn«ili»»»et. I^liiv ß>>!>, Nnilin I>vdl'N,
^lUI^vm,«!, I2ml' 8t»,ii^, «<>r!In, Odr, !?!„>!^I,
21um, H'., I^U!,«t Nisumre!! ui„i ,«elne 2«it, Dmo
N. !I»n<i, «Uii^Ke,,, c, N, Leoli^olu' Virlllzz-
!>uru>,!„»!!»,,«.
Lo^Nl, I,, ^'«><I,> üuu> Veib, Nninliu. X«^I
Liimle, I>re«!l<>n, <", N,>l8»!«'l,
Nu»»«, II, II,, I.iei!er >ie« Himmel?. ÜUnciie»,
K. 8r!>!»^r c,Vo!ie>i!i»n!i'!! Hl>enl,>
Nltov, N,, NW u/M«r<!mm3. I. Lünd. I, I^il'lr«,
Lrll>i»8e!i!vei«, V. I.!nil>lU'd.
liie opeu coult pu!>I!^!i!n»i Omi«>„v,
<Äli!»t<?ll»»nuo», ?I>,. 8ni,Il!>-^!»lui, 8c!iil,!«-
nm«en l!N8 ,K>>n s>rtier«»'I>ietl>. i»ilIII>,8lnl-
'!,<»,> <lrui,!>»s,>r. ^Vi>>,elni I!»„!,'r, X»r! ,!»,'!>»!!,
I', illlnei»! in« ui»I H. v, 8c!>rnt>?r, Innül>n»:!>,
v«ut»<:lie» viclIt«il>«l!I>. Nr<r»n l!irNic!ilKnn8t
um! Kritik. N. ^»i,r«, X«, 1ü, ^Vien, Verl»«
^Nl'UI»> i,!V^ NIs'i,toi!,>>iN!^.
Nbn»^N»«li«iib5«l», !l. v., 2v^i tumle8»«i>.
Vierte .VuN»8«. Leriiu, Nelir. r»elel.
— üeuu L,ül!!,Iui,M„, vrill,' .UiNü«». Lerlin,
Nenr. ?n>>lel.
NeIi«eii!N.r»i, ^. ?,. Ue8pri!e!>e mit Unetii« In
>!en i»l/t,i! ^l>i>r,»n üeine« I^ben». Mt üiu>
I^it»!,!:, ,V,i„tt'lK,, Manien- n, 8»s!irl^!.<wr
!„>,»„8«, vn„ ,^, v. <!, I,in6^ii. III, I!»nä,
>^-.<—I««, Xv>>iw,Xu!I, Ixip/.i».', II,Ijl!l»Iosf.
Kl»«lib«l^, 1^ ,i»!i!»», 8!>ÄU«8, I^in I^!»"»«!,!!,!,
I^i>«Iss, I!r^il!>»pi u>,>! Iliirtel.
NUn?«», N,, I', 'I', .^, Hnff,,i„m, 8ei„ I>b,'n

unä ^, !>,,' >V,^!<e, Iwmb»,'»r. l., V»88.
Hulnnt», tl,, Lilitii, l!l!> <!e<!Ici,t !„ »Ire! Ns-
Nvrlin, NiKIWssl, I!„ssuu,
Di« Ni>i<n,li«n 6«r K».»dnlt»l'. I?i,i N,'i!,,>>:
«ur I5„I«!<'K,'>,,„«8^,V« i>I,'i!t,! u„8, ^u,,i>>>r-
tbulN!^. 8t»ttl»n, II, I.UI«,
?»,b?t«i>i», ^v,, lHM5»>««ii»ii<! l>u»e 8Uues3unt
oum veteii< «ollolw^toe 5ui5>,»,^ ü,iulltulioui-
?«lÄe^«^, V,, 8,',,!mvn>i<><i,>!', vr<>>l<Ien. ü, picrünn,
?!«,!>»»>, I., 2«i8cll«>, D!!,e «ncl ,^i8t^l. II»m>
dnif!»'!' Xuv^IIen. Lvelte Huüusse. Lci-Ün,
Nebr. I»»et«I.
— 2>i Vn88er nnÄ ?.» Ivi>n<!?. Koveüen. lieiün,
«ei»-. ?»et!>I.
?iieÄ. ^V, II,, I>>ieH<!N8-XnwoI,i»nu8, kün O»,,,«»-
,>!,!„> >!er ll!c,!>'N8>,!il«> üUs Linsli!,!-U„!i in
>!il> I'",ie,Ie,!8i,e««ssu»!.', N»^!!^«, l). I>i>>r8on.
?>7i»c!lii»,nii, ,V, N>i8»i«c!>^ Nüoi,^, — Der neos
HK!«n„, 2>rei X«»<Ii^n. (N«elluu8 l/iilv,',-.««!'
U»,iint!,<?!< ». ,^-,',> I.«i,,li!i, ?!,, I!e^!»in
^un.
?U«I>», ü,, 8t,lINU>»I, ^»Sss«,vji>,lt!> vi!'i!tt!,U«>!.
Dritt,' <!»ll>!^3^>w!»>, storic Vl>rn,^I,n^ x»t'
!»«,>, ^i>^ X, K«U(I,,
<3«l««>7, !^,, X«rniin0 villi sillni!»?««!« nnc! inr«
t',^,„„!<>. ziit ,I^„, p»N>»it <!el Nientcrl».
8!„U,;i>!'t, U«u!«ei,« Ve^I««8 ^„8!«It,
l3«v><:!l«, U,, v»8 In-llcnt. Np»'l i„ ei„<>m ^Kt.
)I>,«I!c von K»ll NiÄMin«,!,,. I>re8cie„.
0, vllMIN.
l3I«»»l«i, <', 51,, V,',:«,>i<,'i- «ll ,>i„cl p8V!l>n>n^I<>
6,'5 II,'N»'!„'«, H»>n^n,n.', I.. V088.
<3ott»<:Il»U, K, v,, Nin<> 0!li,t>',ii^!>,>, L,?,iii,w!,L,
Nl«»!>>,l, 0, lieiZüner,
<3i«<fc>i«viu», »l>>„ Zri^l«' »n,!,>» 8i«2t8ü«<:lr!!!l
ll,r>n»»n vi,,, l'Iiile, U,'r»„8ss, vn„ Uei'Mll,!»
vc,„ I>>>t<'r8,>Klls, llit l>, üi!ili»88 vnn ^<>r,i,
< in'^nrnv!»», ü>,'lli,>. Od»-. !>!»>!el,
5iimlii, Uriiii^r. Xii,>!>'i' >,,„! U»u8!,>>lrci,!>„.
Nit U! >,lii>1UiMN i'»i'U>>,„>!',X'!ii>U>>,.>N! ,,»,/!i
Hqu»re!ien von ?!»>Ki» !!,'»»<?!', I.e>i>?,iss.
0, 8u»>nrr,
<3ioU«?, L, Urdc'iÄpLimt. ü»»!»n. I)le8>!lN,
L, I>!ei'»o!>,
<3U»»t«I6t, D., vio In«ei Il«I>'N»',u>,! Nu,! ii,re
K!n8lerM8ln!<!!!t<!, <»i,«t!>»?„ V, U«<?!c.
— ?., v«r)I«nN>!imr, 8t,„!Ie„ im Hucn«e!,irsse,
vniA<>!iinIIcll in >i,'i- Anutt,I«uc-(!rn,,i,ü, Hit
IIIu«!r. I^rii», Ul'!»'. I'n>?t«!,
<3v»t«.. ?, »<!i,'Ii!e, vr,>8,I>„, 1^, ?!>>r,"N»,
H«^<!s». KI!«!!«!!!, I!»ut« 8t>/!!,e. I^!-^iI,i,m«r„
»n,I .Mrcden lue Iii,«!er von 7—1^ ,I»Iire».
I»sili«, V,'ri»ss von ürii-^t ^Vuuilerllrn.
H».>i»v?il»i, >I, v„ Ne<Iicnt>:, I)n'5,ie„, L, I'iorzn,,,
Hen»el, 8,, 0, Witt. ,'M I.c>,rer u,>,I I-'n'ui»! z,r
^>,«,',„!, L<>llin, L, Ij>'!,!''5 Verl»«,
H«ve»!> I>u<i«Iss, c!iii>'!ii!^ii>' !!>>!««>. 8t>,tt»!«rl,
Verin« v»„ .Väoll 15>,>ü ><' I^omp,
Holfiiuliin, I!., lie8c!!,w!it!°n 2>>^ lüntei^minmeri!.
Vier >,>v!>ilei>. Ii«r!t>> Xu!!»^, Leriiü, Uei,r,
r»etel,

^«»lu»,nl>,, L, I!>, >,. nu,««evii!,Ite VerKe i„
vier L3n,i,'!>, Ml I^inleitu,,« von ^»8ep!>
I^mtenbllelier. 2«e!ter Ü»»,I. 8tnl!^r!,
^. 0. OntlH'lwne Lu,i!>,.
^«»»«n, >V„ lAsiVütone. 2v»i»,' .^uüüze. i;,>ri!„,
Nebr. I>»ete>.
X»,t«<:Ii«i, I.„ I'> !e>I<>n,^!immeu, !'i»e .^,tnoio«i<>
l!!n«el, von K. r, ziever uns L. v, 8uttnrr.
»Isiüi«. l!. ^VlNi«,
— 8eii,>IM<,8 v,'ru, Ui^IIt! ,Xnress>„>5>>n, N«>
twct!t!»,!«n. ?',"/!li,IunMn. I>e!plu«. >. ^l»N8«ei!,
HoM», N.. <!,<!!,i,!e, vivglip», ü. rlerzon,
)li»rl», I!„ IÄ,,i>,,i.>IiirI!i«»l8<!e!»'>:!'»uelt8>»c!!t,>r
.^.1,8 »,i„e„! a!I!ii«i. !>den. 8lu!t«ar!, v,'„t-
8<>I,e Ve>!l,«f,^„8t»!t.
Xi«t««l, !!,. Nie I!ueI,l!»I!or!n. I?o„!»», I>r,'8<!en,
k), I'ier«,,,,

Mord und Süd.
Herausgegeben von
Paul Mnllau.

Zu unserm Weihundertuudtlften Hefte.

«?eit wir zum letzten Male — nach dem ^50. Hefte — rück-
schauend uns und unseren lesern Rechenschaft abzulegen suchten über das
von uns im laufe von mehr als ^2 Jahren Erstrebte und Geleistete,
hat sich die stattliche Reihe unserer Hefte um weitere 60 vermehrt. «Ls
ergeht uns, wie den, Wanderer, der, immer höher klimmend, immer
weitere Aussichten mit seinem Vlicke umfaßt; jetzt können wir bereits
mit berechtigter Genugthuung auf 21.0 Hefte oder 70 Vände zurückschauen.
Die 5umme von Talent, Arbeit und wissen, die in diesen 70 Vänden
steckt, zu ziehen, müssen wir uns versagen; müßten wir doch wiederholen,
was wir in den Geleitworten zum l^. Hefte bereits gesagt hatten, wir
glauben, eine Durchsicht der letzten 20 Vände wird auf's Neue bestätigen,
daß unsere Zeitschrift ihren stlatz unter den vornehmen Revuen
Deutschlands voll behauptet hat, daß sie nach wie vor für die ge-
bildeten Areise als eine Fundgrube edler Unterhaltung und anregender
Belehrung gelten darf.

Die bekanntesten und gefeiertsten Dichter und Gelehrten unferes
Vaterlandes im Verein mit hervorragenden Vertretern fremdländischen
öchriftthums finden wir wie in den früheren auch in den letzten 20 Vänden
als Mitarbeiter von „Nord und 5üd". Zu unseren alten Freunden, die
uns erhalten blieben, sind neue hinzugetreten. Ohne im Geringsten auf
Vollzähligkeit der liste Anspruch zu machen, nennen wier hier nur auf's
Gerathewohl Gelehrte und ^Dichter wie Ferdinand Cohn, ludwig
Fulda, Dla Hansfon, Otto Erich Hartleben, Detlev von
liliencron, Rudolph lothar, l. Marholm, Dick-May, Mar
Nordau, Erich Schmidt, Franz und Vaul von 5chönthan,
lorenz von Stein, Hermann öudermann — Namen, die als
bezeichnend für das Programm der Redaction gelten dürfen, daß unserer

Zeitschrift starres Festhalten am Alten und grundsätzliche Abschließung
gegen das Neuere eben so fern liegt wie wahlloses Mitmachen der
litterarischen Tagesmode. Unbeirrt durch die Schlagworte streitender
Parteien haben wir unbefangen geprüft und das Gute genommen, wo
wir es fanden.

Auch das Gebiet, auf dem sich unfere Mitarbeiter bewegen, haben wir
so weit wie irgend möglich bemessen, wir haben der Dichtung Raum ge>
geben — der epischen, der lyrischen, der dramatischen, in Prosa wie in
gebundener Form, — dein wissenschaftlichen kssay, der leichten Unter»
Haltung, der kritischen Besprechung, wir haben der titteraturgeschichte
durch Veröffentlichung interessanter Documente, wie kassalles Tagebuch,
der Vriefe von Heinrich Heine an taube, der Blatter aus dem weither»
Ureise, der ungedruckten Dichtungen und Briefe Fritz Reuters, der Regie»
bemerkungen und Vriefe von Carl Seidelmann, Dienste zu erweisen
gesucht. Vir haben mit einem Worte Alles in den Areis unserer Be»
trachtung gezogen, was den gebildeten Menschen interessiren muß. Nur
Lines haben wir streng ausgeschlossen: die Polemik der Parteien in
Staat und Kirche.

«Line Besonderheit von „Nord und Süd", die unsere Zeitschrift
mit keiner andern gemeinsam hat, ist die Beigabe eines Kunstblattes,
Radirung, das Vildniß einer hervorragenden Persönlichkeit aus der
Gegenwart darstellend. Nicht der Zufall oder das frivole, sich schnell
verfiüchtende Interesse an irgend einer vergänglichen Tagesberühmtheit,
sondern systematische Auswahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, deren
teistungen die Zeitgeschichte festhält, und die durch ihre Arbeiten den
Tagesruhm überdauern, ist bei diesen Veröffentlichungen maßgebend.

Die Sammlung der bisher erschienenen 2^0 Hefte von — „Nord und
Süd" — bildet auf diese weise jetzt schon eine Galerie verdienter und
berühmter Zeitgenossen, wie sie ähnlich kaum ein zweites Mal vorhanden
sein dürfte, eine Zeitgeschichte der Gegenwart in Bildnissen von sprechender
Charakteristik und in künstlerisch vollendeter Ausführung. Es versteht
sich, daß bei dieser Auswahl vorwiegend unser deutsches Vaterland be»
rücksichtigt werden mußte: aber auch hervorragende Männer des Aus»
landes, deren Bedeutung die Grenzen ihres Heimatlandes überragt, sind
berücksichtigt worden. In diese Galerie berühmter Zeitgenossen sind alle
Tüchtigkeiten, gleichviel welchem Gebiete sie angehören, aufgenommen: die
bedeutendsten Dichter, Wissenschafter, Künstler, Staatsmänner, Industrielle,
Militärs, Parlamentarier der Heimat und der Fremde, ohne irgendwelche
einseitige Tendenz, frei von allem nationalen, ethischen, confessionellen
particularismus. In den bisher erschienenen 2l0 Heften von „Nord
und 5üd" sind ebensoviel ausgezeichnete Männer und Frauen unserer
Zeit in Bild und wort, sei es durch das eigene wort oder eine Tharak»
terisirung aus competenter Feder, in intime Beziehungen zum deutschen
leser gebracht worden.

So dürfen wir denn mit einiger Befriedigung auf den U?eg, der
hinter uns liegt, zurückblicken und mit gutem Muth vorwärts fchreiten
und, wenn wir die Mahnung des Goethe'schen Spruchs befolgen, auch
die Verheißung auf uns beziehen:

liegt vir Gestein klar und offen,
wirkst vu heute kräftig, frei,
Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
vas nicht minder glücklich sei.

Dresden und Breslau im September I.89H.

Redaction und Verlag von
,,Oord und Süd«.

DlW^ Sämmtlichc Buchhandliui^vu und Pos! ?Ins>aIK"i n>,'l,ni^?, ^.
ftellungen zum greife von 6 Mark pro Quartal (3 Hefte) entgegen,
ebenso können die bisher erschienenen Hefte zum greife von 2 Mark
pro lX'ft ,il!chb^c>^^!i nvvd^n, '^DU

Inhalt des Vctober-Heftes:

V«d«lf ^i«d«»<»: Die schöne Dschanfedä yanum und ihre
Verfolger. Line türkische Geschichte.
O. Gl»ft: Karl Lwald hasse. (Mit Portrait.)
G. At«»<»Zl Michael Veer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte
Vriefe Veers.)
Gd«»<»<?d V«u«»««^: Vas Programm der Nationalisten.
SiKN«»<f At«h<fi«K: Zwei Uebertragungen französischer Gedichte.
Ol4» H«»nss«»»: Der Punkt des Archimedes.
lv«lfO«»««K Ati^h«»«l: Die Schuld Maria Stuarts.
^. Fii^ft: Schlaflosigkeit und Schlafmittel.
P«»«l ^i«d<»<«: Tage und Nächte im milden Norden, «ine
Nachtfahrt durch Norwegen.
^«dn»iK V. V«ezi: Linmal frei.
Illustrirte Vibliographie. — Bibliographische Notizen.

ZefteU schein.

u
nterzeichneter bestellt bei der Vnchhandlung von
«xempl. Nord und Süd. Eine deutsche Monats-
schrift, yerausg. von PllUl LlNdllU. Xslll. 3«tzl,.
pro <^. Quartal (October December ^89^.)
^reis pro Ouartal MlK. 6 —
<v"! Name unl> Stand:

soeben erschienen:
lürcll
Dl »er- Die II«l»ol«in»timmnn8 von liuno l1»el>«i« uns Nslinnm»
, mann. 1'UlcK» N»,nl«t LrKIilrunx. rrei» I N. 20 ?f.
^ Knnn ?!««>!««'» Ki'iti««!,»! IN«tl!«<l«. Din« ^nt>v«rt 2ut »einen
Artikel ,,l)er 1'ül'c:!«'««^» I-lamlst" in cler Leilazo xur ^ü^e-
»winen Xeitun^. I'rei» !!<) I'l.

Herr Geheimrat Prof. Dr.
Kuno Fischer
schrieb dem Verfasser im Jahre 1888: „Ich habe Ihre Schrift „Hamlet eii,
(ienie" tru!) meiner drängenden Arbeiten sogleich gelesen, mit größtem
Interesse »nd in einigen der wesentlichsten Punkte mit entschiedener Bei-
stimmung. — Sie haben von den» Wesen des Genies eine Erklärung ge-
geben, die, wie mir scheint, gewisse Grundziigc in den, Charakter Hamlets
trifft und erleuchtet, — Ich werde Ihre interessante und ideenreiche Schrift
wiederholt lesen," —

Zwei Jahre später, bei Gelegenheit der Ucberreichung der Schrift
„Das ^»^ennln^i^ene I'rol'Icm in der lrlllinlct-IVaßöciie" teilte Hr, Gc-
heimr. Kuno Fischer dem Verfasser mit, er wolle dessen Hamletschriften
mit auf eine Ferienreise nehmen, um sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen. —

Neuerdings hat Hr. Geheimr. Kuno Fifcher in No. 48, 49 und
5l der „Beilage zur Allgemeine» Zeitung" in München in einem Artikel
betitelt „IÄn neue8 Werk üder Hamlet und llus llamlet-I'rurileln" wie
auch fchon früher in der 1891 erschienenen zweiten Auflage seiucr Schiller-
Schriften, Bd. I, S. 70. ohne den Namen Hermann Türct's zu erwähnen,
selbst eine Erklärung der Hamlet-Tragödie und speziell des Hamlet-Charat-
ters gegeben, die mit der in den Hamletschriftcn Hermann Türck's ver-
öffentlichten Lösung des Problems dem wesentlichen Inhalte nach vollkom-
men übereinstimmt. Folgende Proben seien hierfür als Beweis gegeben:

Hermann Türck:
«Hamlet ein Genie, 1888, 2. 22. >
„Di»! tiefschmerzlichen Eilahrungen, die
er nach dem Tode seines Vaters gemacht,
haben ihn nicht bloß mit Unwillen gegen
die einzelnen Personen erfüllt, von denen
er ein anderes Benehmen erwartet hätte,
sondern haben ihm überhaupt die Freude
und Lust an dieser Welt und damit am
Leben selbst genommen."

Kuno Fischer:
«Vcilage zur Allgemeinen Leitung,
No. -l!». I8!<4.'»
„Eine leitwolle Erfahrung, über welche
die Herde der Menschen mit den Trost-
gründen des Königs Claudius und der
Königin Gertrud flott und wohlgemuth hin-
weglebt, ha! in Hamlets Gemüth alle Le-
bensgeister, alle Freudigkeit und
Lebenslust mit einem Male niederge-
schlagen und ihn mit einem solchen Wider-
wille» gegen Welt und Dasein erfüll!, d»sz
sich der Wunsch zur Selbstuernichtung in
seiner Seele regt."

Fr. Mauke's Verlag (A. schenk) in)ena.

Hermann Tüick.
Kuno Fischen
l Hamlet ein Genie, 188«, 2. 18 u.
20. Das psychologische Problem
in der Hamlet-Tragödie, S, 24 f.)
„Hamlet hat sich als richtiger Idealist,
wie es gewöhnlich solchen Menschen geht,
zuerst ein völlig falsches Bild um, der Welt
und ihrem eigentlichen Wesen gemacht: den»
selber mm Natur durchaus geneigt, für das,
was er als edel und gu! erkannt, nnch mit
Aufopferung aller persönlichen Interessen
einzutreten, lebte er bis zum Tode seines
Paters in dem Glauben, daß die Mensche»
überhaupt im große» und ganze» so dach
te« u»d fühlten wie er selber, daß sie wie
er das Edle um des Edlen willen liebten,
daß also z. N. die Hofleutc seinem vortreff
liehen Vater nicht durum so bereitwillig
dienten, weil sein Vater König war und der
Dienst ihrer Eitelkeit oder ihrem Veutcl
Vorteil brachte, sonder» darum, weil es
ei» so edler wackerer Mann war, der zum
Wohle des Landes die beste» Absichle» ver-
folgte und selbst sein Leben dafür in die
Schanze schlug, daß z. V. serner seine Mut-
ter in voller Würdigung des edlen
Eharatters seines Vaters diese» stets
mit so überaus großer Zärtlichteil umfing.
Nie hätte es Hamlet für möglich gehalten,
daß ein fchlechtcrer Mann als sein Vater
Gegenstand gleichgroßer Ehrfurcht von Sei
ten der Menschen und gleichgroßer Zart
lichtcit Uon Seiten einer Hrau sei» tonnte,
Ertcunen wir daraus, daß Hamlet ei»
ideal gerichteter felbstlojcr Mcnsch ist, der
das Edle, das Wackere und Tüchtige um
seinerselbst willen, das Gute um des Guten
willen liebt und felbst mit der Preisgabe
aller persönlichen Interesse» z» förder» de
reit ist, so werden wir «erstehe», wie ge
wisse Ersahrungen, die er nach dem Tode
seines Vaters macht, auf ihn Wirten müs
sen. In Wittenberg erreicht ihn die Hunde
uom Ablebe» seiucs Vaters; er eilt »ach
Hause und — welch seltsames Bild stellt
sich hier seinen Auge» dar! Das llnglanb
lichste, das was er nie auch um im en!
serntestcn für möglich gehalten hätte, das
ist geschehen uud steht als Thatsnchc leib-
haftig vor ihm da. Auf dem Throne, an
der «teile, die sein edler Vater so viele
Jahre lang mit so hohe» Ehre» geschmückt
mit den schönsten Tugenden eines Regenten
uud Helde» eiugeuomme», an der Seite
der ssrau, die dreißig Jahre laug dem zart
lichste» der Gatten augehört, erblickt er
seinen vheim, einen prahlerische», simüichen,
durch und durch egoistischen, gleißnerischen
Menschen, der, »nr auf seine» eigene»

Vorteil bedacht und uon den eigenen Ve-
«Beilage zur Allgemeinen Zeilnng,
No. 4!>, I8!'4.)
„Das gemeinsamste aller Menschen
schicksale ist der Tod. Nichts geläufiger,
als daß die Väter vor den Söhne» sterbe».
Aber der Verlust eines solchen Vaters, der
das Ideal eines Gatte», eines Helden,
eines Königs war:
„E> war ein Viani!, nchni! Alles n»i in ÄUcm:
Ich wcidc nimmei leine«! Gleichen ich»!"
lind das Andeuten dieses Mannes hat
sein eigenes Weib in de» Wind geschlagen,
uerunehr!, wcggescherzt, in schnöder Hast,
in blutschänderischem ssrevel sich mit dem
Andeni vermählt, sie ha! die Weide jene?
schönen Verges verlassen und mästet sich in
diesem Sumpf! „WUrd' ein Thier doch
länger trauen»!" Dieser leichtfertige, zucht
»»d treulose Siu» seiner Mutter ist es.
»vorüber Hamlet nicht hinwegtommt:
„Hall' ich den äiqstrn ^cind im Himmel lieber
Getroffen, a!« den Ta» erleb!, Horalio!" ^
Er sieh! die Welt mit andere» Auge»,
als die Duftendmcnsche», wie Noscnlraich
uud Güldenstem. Darum erscheint sie ihm
„so besonders". Ihm ist die Welt ein Ge
sängniß, ein stattlichem, und Dänemark einem
der schlimmsten. —
Der jnhe Tod des Vaters, die schäm
lose, gesuntcuc Oeirnth der Mutter ha! itnn
die Welt uud das Leben bis zur llncr
träglichteit des Daseins verleidet:
„HÄc etcl, Ich»! nnd flach nnd unersprirKIIir,
«chcin! mir daü aanze Treiben dicier Wcl!!
Pfni! pl»i d»r!ibe>! Es !s! ein wNslci Garlcn,
Der ans !» Eamen ichießt: »cnnarf'ne« Unlraut
«tri!»!! ihn ««nztich,"
Er möchte sich in Thränen auflösen
oder vernichten. So lauten die ersten »w
nologijckien Worte, die wir von ihm hören:
,O >chn,e!ze doch dicü a»,,n feste Fleisch!
^crqin,!' und lost' in einen T»u iich ani!
i7der liäüc »ich! der Ew'gc jein 0>ebo!
Gerichte! gegen Eelvllmord!"
Lieber Nichtleben als Leben, lieber
Nichtsein als Sein, lieber teine Welt als
diese vorhandene, dieser wüste Garten, der
ans in Samen schieß!, llutraut erfüllt ilm
gänzlich! Ich wüßle doch tciue» Ausdruck,
der eine solche Gcmüthsstimmung und Le
bcnsanschaunng kürzer und treffender be-
zeichnet, als daß man nach der heutigen
Redeweise sie pessimistisch nennt. —
(Schiller Schriften, I. Vd. Zweite
ncubearbeitcte u. vermchne Aus-
lage vo» „Schillers Selbstbe-
kenntnissen ", Heidelberg I8!N,
S. 70. In der ersten Auflage
„DieSclbstbetenntnisseSchillcrs",
Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

gierden nufs stärkste beherrsch!, den Men-
schen schmeichelt, um sich ihrer Dienste zu
versichern, Hamlel sieht mit Stnuue» das
lluglnublichste geschehen, er sieh! die Leute
am Hofe, er sieh! feine eigene Mütter die-
se,» neuen „bnittfchcckigcu Lnmpentöüig",
der in jeder Beziehung das völlige Wessen
theil des eben erst verstürbe»?» Fürsten ist,
ganz in derselben Art wie »och vor kurzem
seinem edlen Valer begegne», »>it derselben
dicuflferlige» Ergebe»heil von Zeilen der
,^>ofleule, »>il derselbe» zärlliche» Hingabe
von Zeile» der Mutter. Was er sieh!
isl mehr als Henna,, um seine ganze
ideale Weltanschauung mi! einem
Tlost über den Haufen zu werfen. —
Im Vordergründe feines Vewusstfeins
steh! von nun an der Zufammciibruch
feiner idealen oder sagen wir Keffer
feiner optimistischen Wellauffaffuug.
Der Oplimismus fchlngl um in lras-
jcn Pessimismus, dem die ganze Well
hohl und nichtig wird."
Hermann Tiirck:
lHnmlel ein Genie, 1888, S. N,
Das pfychologifche Problem in
in der Hamlel Tragödie, 1890,
S. 2«.,
„In der Thal fehe» wir ihu fchon vor
der Erjchei»u»g des Geistes, der ilun die
Nache zur Pflich! mach!, »>it dcnifelben ver-
zweifelten Schmerz über die sittliche Schwache
der Mensche» erfüllt, wie fpnter. Diele
Nrisis aber ist dn, noch bevor Hamlel durch
de» Geist feines Vnlers von dem ruchlofr»
Brüdermorde erfahr! und zur Rache ausge
fordert wird. Der Monolog ll, 2):
.O >„i>ch!' e« schmelzen, aus„e>öft !n Tai,
Zernch,,, d!c« fesle, allzu feste Fleisch!"
zeig! uns fchon den ganzen Aufruhr feiner
Seele und de» ausgefprochenste» Elel n»
diefer Well u»d all' ihrem Wefen,"
Hermann Türck:
(Das pfychologifche Problem in der
Hamlel Tragödie, 1890, S. 8ii
und 8!!,»
„Von eine»! Hamlet, der des feinste»
ästhetische» Empfindens, der reinste» Freude
nn der Wahrheit, der nusrichligsten Bewnn
dcruug jedes lüchligeu und graste» Wesens
fähig ist, fngl Paulfen gleich beim Vegi»»
feines Aufjntzes: „Die Slinime feiner Le
beiioaufchauiilig ist, alle Menfche» find
Scha»fvieler. Und die Su»!n,e feiner Le-
bensfreude ist, allen diefcn Schaufuielern
die Mnsle abzureißen und die Gemeinhcil,
die Niederünchügleil, die Mordlnsl, die
Wollust, die hinler der schönen Larve des
Frankfurt a, M. 1858, unverän-
derte Titelausgabe 1868, ist die

folgende Stelle noch nicht ent-
halten, auch leine entfernt ähn-
liche.»
„Ein höchst phantasievolles, liebreiches,
der liefslen Gefühle fähiges, von der Herr-
lichkei! uud Schönheit der Welt entzücktes
Gemiüh erkennt plötzlich in der ihm eigen-
sten Well einen Pfnhl des Verderbens und
der Grn»e>: eine Offenbarung, die
wie der Vlitz niederfährt, erleuchtet
ihm auf das Grellste die Hölle auf
Erde», wo es noch kurz vorher den
Himmel gefehen. Nun ist es plötz-
lich aus mi! dem Himmel über der
Erde und auf ihr, es ist aus mit
aller idealen und optimistischen Le bens-
au sich!; die pessimistische und in ihrem
Gefolge die materialistische bcmäch-
lig! sich diefes Gemüts."
Knno Fischer:
«Beilage zur Allgemeinen Zeilung,
No. 49 und 5l, 1894.»
„In diefer Slimmnng ist er bereits, als
der Geis! ihm erschein! und den Mord of-
fenbar!, den „höchst fchandcrvollen". —
Gleich der erste Monolog nach der Szene
im Throufanl girbl de» Grundto» der Tee-
leuslimmung Hnmlcls, er soll die Gefühle
ausfprecheu, die ihn beherrfchen und darum
auch die mächligsten sind und bleiben. Die-
ser Grundlon ist fein Widerwille gegen
Well u»d Dafei»."
Knno Fischer:
(Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No. 49. 1894.)
„Seine vom Ansturm schmerzlichster
Schicksale plötzlich verdüslerle und z» Voden
gedrückle Lebensaufchauuug hnl »ichls ge
mein mit dem genustreichen Peffimismu«,
der die gierige» Selbstgefühle steigert uud
he»lz»lage ei»e Unzahl Köpfe verwirr!:
daher es eine ganz uertehrle Vor-
stellung ist, dasi Hamlel sich a» dem
Elend der Well und der Niedcr-
lrncht der Menfchhei! weide und
mil fo boshafter Gefchäftigteit ihre
Schlechtigteileu zu eiülarue» beflif-
fen fei."
Fr. Mauke's Verlag (A. 5>chenk) in Jena.

Anstanbes und der Lille verborgen sind,
offenbar zu machen". Man vergegenwär-
tige sich, was für ein elendes Subjekt ein
Mensch wäre, bei dem wirtlich „die Summe
aller Lebe»ssreude" nur darin bestände,
und vergleiche damit die edle Gestalt des
Helden, der über die Vernichtung seiner
Ideale vom tiefsten Weh ergriffen wird,
jodaß er den Tod wie eine Erlösung be-
trachtet «III, I>. —
Genug, die falsche Ansicht, das, Hamlet«
Pessimismus selbstsüchtiger und perverser
Natur sei, zuerst von Döring vertreten,
ist von Paulsen in's Extrem getrieben
worden. Ein Verständnis von Hamlets
Charakter kann aber nur der gewinnen, der
den durchaus edel» und ideale» Charakter
des Pessimismus des Dänenprinzen er-
kennt,"
Hermann Türck:
(Pas psychologische Problem in der
Hamlet Tragödie 189N, S. A4,
Hamlet ein Genie, I««», S. 44.
„Die ursprüngliche Mite seines Wesens
bürgt vielmehr dafür, das« er früher oder
fpäter die Trauer über die Vernichtung
feiner Ideale überwunden, und eine seinen
Krästen und Anlagen entsprechende Thätig-
tcil entsnltet hätte. Hierauf deutet auch
der von Fortin bras gefprochene Epilog
(V. 2):
„Er hatte sich, war ci hinaufqelang!,
Höchst lünigllch bewährt,"
Mit welcher Vewunderung und aufrich-
tigen Achtung jpricht Hamlet von dem jun
gen Helden ssortinbras (IV, 4>. Hamlet
jag! da:
»Beispiele, gr»ß und «reiibar wie die Erde
Ermuntern m!ch. So dieses Heer, s» groß
«In Ttiirl' und Zahl, »ciliar! van einem zarten
Vwlimiacu Pnuze«, dl'iicu (Ueisi, aeichwe»!
Van «öltcraieichem Ehraeiz, l» die saline
Dem unqcwisse« Nuigana, tratziss lach!"
Hcrmnn» Türck:
(Das pfychologifche Problem in der
Hamlet Tragödie, 1890, S. 8.)
„Ihm fehlt, wie Guclhe meint, bei
aller Scelenjchönheil „die sinnliche Stärke,
die den Helden macht", das heisi! die zu
jedem glotze» Thu» nöthige Herbiglcit und
rücksichlslofe Thattraft, die ohne »nch rechts
und links zu blicken mit grösilcr Konsequenz
ihr ^iel verfolgt. Hamlet is! bei Goethe
eine Art Weither, II »d zwar liegt
der Vergleich mit Werther nahe.
Goclhe'S Darstcl!»»g des Hanllet-
Chnratlers deck! sich in wesentlichen
Punkten lni! seiner Werthergestalt:
Dort wie hier ein weiches gefühlsselige«,
Knno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No. 5>I. 1894.'»
„ForlinbraS aber feiert den wdten
Hamlet als Krieger und Helden: „Wäre
er zum Throne gelangt, fo würde er sich
höchst königlich belvährt haben." Dicie
Worte sind nicht umsonst gesprochen, sie
gehören nach des Dichters offenbarer Ab
ficht zu der Charakteristik Hamlets und
werden durch dessen Aussprüche selbst in
seinem lepten Monologe bestätigt. —
„Dieser Fortinbras mit seiner Helden
schaar imponirt ihm; er sieh! eine Thal,
eine Thattrnf! vor sich, die ihm nicht elel,
schanl und flach u»d unersprießlich erschein!,
wie fuus! das ganze Treiben dieser Well
(I, 2<: diese Krieger gehen i» den Tod,
wie ins Neu, für ein Stück Land, das
nicht die Rede werth ist, für ei» Phantom
des Ruhms."
Knno Fischer:
(Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No, 48, 1894.»
„Schon Goethe hatte uns einen Ham
l«! gezeichnet, der feinem Weither er
staunlich ähnlich foh: „ein schönes, reines,
höchst moralisches Wesen ohne heroische
Leidenschaft, ohne die sinnliche Slartc, die
den Helden mach!." Wäre Wcrlher in eine
ähnliche Lage geralhcn, als in welcher
Hamlet ist, so würden Guclhc's Norle
genau auf ihn paffen: „eine große Thal
auf eine Seele gelegt, die der That nicht
gewachsen ist." Die Thal ist ein „Eich
bäum", er ist ein „Vlumcugcsäf!". Was
Goethe uou dem Helden uni'crcr Tragödie
Fr. Mauke's Verlag (A. 5>chenk) in)ena.

jedem Eindruck nachgebendes Wesen, das
gerade infolge bei zu zarten Orgnilisalio»
de» «türmen des Lebens nicht gewachsen
ist, sowie eine feine toslbare Wage, welche
die tleinsten Gewichte angicbt, in ilirem
zarten Mechanismus zerstört wird, wen»
man sie mit Zen!»crgewichle» belastet. Es
ist jedoch nicht schwer nachzuweisen, das! es
Onmlct an einer rücksichtslose» Thnttrast,
die »nler Umstände» ssurcht so >vc»ig wie
moralische Bedeute» teil»!, durchaus »ich!
fehlt, »nd das! woethe aus der Neigung
Hamlets, sich Stimmuugcu hinzngebe» uud
in Reflexionen zu ergehen, Ko»se>iuc»ze»
auf fein Ubnges Wcfen gezogen hat, die
nicht zutreffen."
Hermann Türck:
lDas pst>chologifche Problem in der
Hamlet Tragödie, 18!l<>, S. 2!»,»
„Das, die Darstellimg der Mordthnt
auch in der Seele Hamlets die Purstellmlg
des weschehene» mit größter Lebexdigteit
wachnlft uud das i» jeder Menschenseele
jchl»»>»!er»de Ülachegefüh! auch bei ihm
sür kurze ^eil extslnmmt, ist »»r der Rnlni
gemäss uud als er daher turz darauf zur
Mutlel gerufeu de» König im Webet findet
<III, 4), ist er in der ?ha! genullt, il,»
»iederzufloüru. Das lebhafte Rnchegeful,!
aber, lvclches ih» i» diese»! Augenblicke
lvirllich beherrscht, verbinden die Thal,
^ür Hamlet sclbs! lväre ja der Tod eiuc
Erlösung: es ist dalier leine flache sür
ihu, den König, gerade da er seine
Seele im webet läutert, turzer Hand
niederzustosic». Nein, wenn Hamlet sich
räche» will, so will er wirtliche Rache, der
bloße Tod ist Loh», »ich! Slrase: noch
dies völlig im Si»«e des Pessimismus, für
den das Leben eine Last ist."
Hermann Türck:
lDas ftj»cho!ogische Problem in der
Hamlet Tragödie, 1«!«», S. '^?.j
„Die Erzählung des Geistes <I, 5» dient
lue!» dazu, den Pessimismus Hamlets z»
bestärte», indem sie iln» die Beweise lieser!.
dnf> er mit seiner trübe» Weltaufichi im
Rechte ist, als das, sie seinem wemüte irgend
eine bestimmte Richtung gäbe. Hier hat
er ja de» tlarste» Beweis dafür, das, i»
der ?hat hinter dem schöucu lächeludeu
Aenfler» ei» böses Innere steckt, das! einer
ein Schürte sein und doch immer lache!»
tann.
Wenn Hamlet die Absicht hat, den Mord
seines Vaters zu räche», »ud es ist teiu
treffend fagt, daß ihn „das ganze Stück
zu 3ode drücke", pnsit volllommen aus de»
Helden feines Romans.
Wie sebi gleich! dieser Hamlet dem

Oioelbe Wcrtber!"
ituno Fischer:
«Beilage z»r Allgenieinen Leitung,
Ro. 5l, I«!!-l',,
„Wie Hamlet, selbst uugesrheu, den Mör-
der seines Vaters vor sich siebt, wehrlos,
in seine Hn»d gegebe», ei» Schwertstreich
ü»d Alles ist gelhn», so »lochte» ib» die
Rnchegeisler, die schon im Anslnhr sind, zur
Thal drängen: er zückt das Schwert uud
sagt: „Jetzt tonnt' ich s lim», bequem, er
ist im Bete», jetzt will ich's lhnn". ?lber
eine solche Rache wäre nicht Vergeltung,
sondern Wobltbnl. Meuchelmord gegen
Meiichelmord! Aber sei» Vater is! i»!
Tchlns, »»uorbcrcitet, i» seiner Sülldden
Maienblüthe weggerafft »oordeii: er dagegen
will de» Mörder tödtcn, wählend dessen
Seele allem Anscheine »ach im lebete bei
ftwt! weilt, er bilfl iln» zu»> Himmel,
wahrend er ihn zur Hölle senden soll,
„Nein, hinein, d» Schwer!! sei schrecklicher
gezück!!" Mitte» im Pfuhl del Tüude»
lvill ich ihn nicdcrstoficn, „das, er die s^er
sc» ge» Hininic! bäumen mag nnd seine
Seele so schivnrz und so verdamm! sei, wie
die Höüe, wohin er sährt."
Kuno ffischer:
lBeilnoe zur Allgemeine» ^eitnng,
Ro. 4<», 5,0, I8Ü4.)
„Während die Rachelus! mit allem II»
gestiim i» Hnnile! nusflamm!, isl sciue Lc
benslus! schon zu Boden geschlagen nnd
wild durch die Offenbarungen des Geistes
noch liefer herabgedrück!, als sie es vorher
schon war. Rachelus! is! Tha!e»l»st, die
als solche i» der Lebenslust wurzelt, »»d
cbeu diese ist iu der Seele Hamlels nbge
slorbe» oder im Slerbe». Dieselbe» Molive,
welche die Rachellist eulzüude», lösche» die
Lebenslust aus. Die Welt ist ein wüster
»Harte», gänzlich von »»tränt ersüllt! Die
sen warten soll er ansjätr», er soll das
Fr. Alauke'5 Verlag (A. schenk) in Jena.

Zweifel, das, er diese Absicht willlich hat,
so besitzt sie doch lein treibendes Interesse
sür ihn, sie sült! nicht seine Seele aus, son-
dern tritt weit zurück um der prinzipiellen
Vcdentnng, welche Hamlet dein Geschehenen
beilegt: das; ei» Mensch, ein Prüder
ain Nruder so Handel» tonnte, er
füllt ihn mit Entsetzen über das
Vöse, das als Potenz in jeder Menschen-
seelc schlunimert. Er sag! z» Ophelia llll, l >:
„Ich bi» selbst leidlich lugendhns!:
de»»och tön»!' ich mich solcher Dinge
antlagen, dnsi es besser wäre, meine
Mutter hätte mich nie geboren."
Wenn er mit Claudius zugleich alles
Vöse aus der Welt schaffe» tonnte, er würde
sofort zustvstc». So aber ist ja Claudius
sür ihn uur ein Repräsentant dieser bösen
Nett überhaupt. Claudius für fich ist ei»
A'ichts, „t,do King i» ll llling — <if nuttrm?"
(IV. 2)."
Hermann Tiirck:
(Da« ps>ichologische Problem in der
Hamlet Tragödie, 1«!«», S. 1A.»
„Cs ist die Eigenart wenig ihntträstiger
Mensche», mit den«, was eiumal geschehen,
nicht abschließen zu tonne», Tic haben
nicht die Willenskraft, das Geschehene in
alle» seine» Kouseauenzc» a»zuertenneu,
soudei» ergehe» sich r»!u'eder in unfrucht-
baren Nlagen, oder suche» sich über die Kon-
sequenzen des Geschehene» hinwegzutäuschen.
Ho tröstet sich der Honig, der in der Gebets-
szenc <III, A» nicht imstande ist, seine sünd
baslc Vegier zu besiege» u»d zur wahre»
Bnste zu lomme», au> Schlüsse »>i! der
trivialen Weuduug: „^Vü »<»v !«' >vü!l, es
tanu ja »och alles gut werden,"
Untraut im Warten Dänemarks ausrei-
sten! Was hilst cs, da die ganze Well
ein wüster Garte» ist u»d aus i» Samen
schiestt!
Derselbe Mann, der ihm die
Traner über den Verlust des Vater«
wcglächeln möchte, hat ihm den
Vater umgebracht, der Vrudcr dcn
Vrndcr, aus dic grausamstc und feigste
Art; »nd die Mutter, wider alle« göttliche
nnd meüjchlichc Recht, allen» Gefühl u»d
allcr Sitte z»m Höh», ha! sich mit diesem
immer lächelnden Schürte» vermählt. Alle
»lache ist hinfällig, wenn der Rächer von
der Welt und dem Menfchen so wie Hamlet
dentl' „Was ist mir diese Quintessenz von
Staub?" —
Kuno Fischer-
«Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No. 5>l, !«!!<!.'>
„Ans dem Wege zur Mutter erblick! er
dcn König, tnicend im Gebet, von Gewissens

quälen gefoltert, von einer Reue angewan-
delt, die teixc wirtliche Neue ist, deren II»
frnchtbnrtci! er selbst sich!!, da er zwar dic
Schnndtbat los sein, aber die Vvrtheile der
selben behalten möchte. Dieser Monolog
des Königs ist ei» unübertreffliches Seelen
gemälde nicht ciucs reuigc» Sünders, son-
dern der sündhafte» Neue, dic teine Ent
saguug ten»t u»d darm» leine t^nade er
reicht, c« ist die Rene, dic nicht cmporflcigt
»od zum Himmel dringt, sondern in der
Angst stecken bleibt und sich nii! dem Tchlus,
Worte tröstet: „Vielleicht wird Alles gut."
^^5"!^-

Fr. Alauke's Perlag (A. schenk) in Jena.

^p««>«1^ Dl. »er- Nninlet «in <3ß»i«
lülvlx, l!,2NN, ^üdlllwn. I. Huti.
Aus dem Feuilleton de» „Neuen
Freien Presse" in Wien vom 21. März
1888: „Für den seelischen Konflikt, in wel-
chem Hamlet besannen ist, findet Hermann
Türcl den richtigen Schwerpunkt. Alle
fri'chcrc« Erklärer lasse» das Drama mit
der zweiten Erschein»»«, des Geistes be
ginnen, niit der Aufbürduug der !>>ncher
arbeit, uuter welcher Hanilets sittlich-zarte
Schulter» zusammenbrechen. In Wahrheit
aber hat die Krifis schon vorher besonne».
Noch ehe Hamlet ei» Sterbenswörtlei» von
der gespenstischen Erscheinung vernouune»,
noch cbe der Gedanke a» seines Vaters
Mord u»d Rache sein Gemüt belastet, spricht
er von Selbstmord und Todessehnsncht, von
dieser öden, schalen, ctleu Welt, die ihm
ei» wüster Garte» scheint, von geilem 1>»-
tra»t überwuchert. 2o spricht derselbe Hamlet,
oou dessen schwärmerischem Idealismus i»
Ophelias Schmucltästche» die gütigste» Be-
weise liege»: Briefe voll uo» überschweng-
licher Seligkeit, Gescheute, zu denen er
„Worte sügte voll süsten Licbesdiiftcs". In
dieser n'üsten, gemeinen Welt, über die er
ei» Pf»i! ruft, bat er selbst eine Liebe
empfunden, die klarer als die Sonne, klarer
als das Licht der Sterne, wahrer als die
Wahrheit selbst gewesen ist. Ja, Hamlet
war ei» glücklicher Idealist. Nicht »nr als
Verliebter, auch als Prinz, als der Solu»
eines mächtigen und edlen Königs, der sich
2wn! Vortrug«! in riorlin »ml Uninliurß
1888. ?rei8 1 UurK.
^ im Glück einer reinen Ehe nud iu der
treuen Liebe seines Voltes sonnt. Die
Welt muhte ihn, im rosigsten Lichte er-
scheine», uo» de» Menschen sieht er nur
Gutes und Tchöues. Aber was ist ge-
schehe», als er uo» Wittenberg zurückkehrt?
Sei» edler Vater ist tot, an seiner Stelle
thront ein Lumpe»kö»ig, dieselbe» Mensche»,
die dei» »enen Regenten früher Gcfichter
schnitte», geben jeftt für fein Porträt eine
Handonl! Dnlaten. lind noch mehr! Seine
Mutter, die von einem Apoll geliebt war,
gicb! fich vier Woche» fpäter einem Sathr
hin! So hat man alfo feine» Vater »ich!
geliebt, weil er gut und edel war, fonder»
nur weil er die Macht besah; so lebt um»
also in dieser Welt nicht dem schöuen Ideal,
sondern mau die«! einem ellen Gößen,
Nun versinkt das Leben, das ihm so
rosig geleuchtet, in die dunkelste Nacht.
Seine ideale Weltanschauung bricht zu-
sammen. Sterbe» wäre das Beste. „O,
möcht es schmelzen, dieses feste allzu feste
Fleifch!" In die fem Zusammenbruch

seines Idealismus liegt der Kern
puntl der Tragödie: Hamlet ist iu eine
geistige Krisis gedrängt, die das eigentliche
Thema der ganzen Dichtung ist. Von der
Rache für feine» Vater ist noch lein Wort
gefallen, und doch stehen wir seht schon
»litten in dem rollende» Verhängnis."
imll
Dr. li«. Nir« >V«»«-n «1«« U«ni««. (l'nnxt n»<1 U»m!<,t>
» m»nn, rilüloxo^liixcnl! ^tixlio. I'rei» 50 ?f.
15!n e
imll
Ol. »er. I<>. Xi«t2!« !>« nn<1 ««>»« plllls»»»»!»!»!««!!«!» I< ! VVSjf«. I. ^uf-
l IN2NN, !»iZL I8ÜI, i'r«!« I >1lli!^.
Im zweiten Bande seines neueste«
Wertes „ll»t«,,'t„»6" Z. l!2l sagt Vl»f.
N»ldau: „Dem llrspnmg einer der „urigi
uellsteu" oou Nieftjches Lehre», »ämlich
der Deutung des Gewissens als einer Be
sriediguug des Grausamteitstriebcs durch
innere Zelbstzerfleischung, ist bereits I>r.
Hermann Türe! in einer vortrefflichen
kleinen Schrift nachgegangen. Er erlenn!
ganz richtig am Grunde dieses irrsinnigen
Einsalls den Kranthcilszustaud der sittliche»
Verirrung."
Fr. Mauke's Verlag (A. öchenk) in)ena.

? mann, 'l'!-,ij5«i<li«. V<», cltr i>I,i!(»»<>!»In8«!,«» ^»liuItZt
1890.
.verr
Joseph Rainz
hat sich die in dieser Schrift niedergelegte Auffassung des Hamlet-Charakters zn eigen gemacht und in seiner Darstellung im Jahre 1891, im Ostcnd-Thcater ucrtörpert,
Herr I)r. Richard Fcllner, damals Rezensent der Possischen Zcituug. >el.tt Dramaturg am Deutsche» Voltsthcater in Wien, hat, wie er dein Verfasser mitteilte, kurz nachdem er diese Schrift gelesen. Joseph Kainz in der Nolle des Hamlet gesehen und den erhaltenen Eindruck iu der Vossische» Zeitung No. ^«7 vom 21. August 1«9I wie folgt geschildert:
Die jugendlich pbantastische Zchioärmerei des Weltschuierzes, luelche» Herr >lainz seinem Hamlet zu (Grunde legte, is! nichts weil,,'!, als der »n> schlag einer sonui- g e n L e b c u s n u j i ch l, diecinst fc > fcnfe st nn ei» edles Sein geglaubt bat, welches biuter dem anmutbige» Schein des Lebcno verborgen sei» müsse, und die n u » d c »> P e s s imis m u s Plal? macht, sobald sie an einem furcht baren Beispiel Einblick genommen bat in die baulichen Nachtseiten der Neu schenjeelc. Dieser Umschlag mufz um so entscheidender das lyemüt des Prinzen erregen, je stärker vordem der Idealismus die aliunngslufe Seele beherrscht batte. Nicht erdrückt uud thate»lal>m tritt dalier Hamlet in die Handlung des Stückes ein, sondern er ringt heidenmäßig in dem Zwiespalt, der sich zwischen dem eigenen Ich »nd der offenbar gewordeueu Weitnnordnung aufgctha» bat. Die Eutdcckuug der Mordtbat und der Schändlichteil der Königin und später die Bestätigung durch das Schauspiel fache» die quälende Eutläufchung vollends zum pessimistischen ssauatismus an, der in wollüsti- ! ger Konsequenz an allen Säulen der ent ^ weibtcn Weltanschauung von ebedem rüttelt. Die zu rächende Dhnt ist ihm nur mehr ein Shmptom des allgemeinen Dahiniueltens, eine Episode in dem Chaos, tvelches >ich seiner e»t sehten Seele ausgethan hat, der vernichtenden Vergeltung nicht würdiger als die übrige grojje Lüge des Daseins, Der König ist il>m nur ei» Nichts im Vergleich zum gemeinen llcbel, und nur im Augenblick der Leidenschaft, wenn der Nlick unmittelbar zur Thal zurückgelentl wird, wie nach der Tchaufpielfzcne, greift die ^aust ans Schwert. Die Handlung ging bei dieser mit jüngsten „Hn m I c t"- F o r s ch u n g e» übereinstimmenden Auffassung nicht in den äuher licheu dramatischen Ereignissen vor sich, fon der» im lÄemüt des Helden, uud deshalb

erfchienen die fartostischen Dialoge uud die
phiwfopbijchen Sclbstgcfpräche nicht als tübl
bewunderte abstrakte Anhängsel, fonden» als
eigentliche Etappe» der Handlung, gegen
welche die Emfemblefzenen als erläuternde
Episode» zurücktraten.

Fr. Mauke'ö Verlag (A. schenk) in Jena.
Lruil uo» «üt, »ämpse In Jen»,

!!!!!!>!!!! XI !>!!!!!!!!!!!<>!!!!!!!!!!!! III! !,!>!!,,!!,,,,,,,,,!,,!!!!!,!!!!l!!!l!!!!^
^M^siK^
HM.^!V

^3S^^^>
^M>MK<

NttcrarWer

7
MM

von
Nord und SÃ¼d.
1894.

Breslau.
?ch!es,schc Si,chdlÂ»<fÂ«Â«>, Aimst- Â»nl> I'srlxgH AnÃ¼nl!
USD' W^V ^^
^^"
^O
"-^^

<^^^?^^V^

!,!<!>!!!!!!!!!!!>! !!!!!!!!!!!!!!!!!!!>!!!!!!!!!!!!!!!!!!>!!!!!!!!!!! ,!!!!!!!!!!!!I!!!!!!!!!I!!!!!!!>!

>!!!!!!!!!>!!!
lux!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!
!ll! !!!!!!!!!!!!!!>!!! !!!<!!!!!!>!!!!!!!!!!!!!

5 Lislstsld'g Vsrla^ in Xarlgrulis.
NlllM von lta<lm.
U,»I Hol'
K«!<!!!,!m«8 z.sstll r«»ill«ie!! lezz.l«»?.
It«,^u8^ej;e>>ei!
v,>n clor Nll^Iizolien
il!8tori80i>?n (^c>mmi«.'i>>n,
Uei>r>>e!tet
von
H,1oi« Lclitilt«.
2 L»ud« mit <!em ?oltl»it äe» il»r>izr»l«ii
un,t 9 Ue!it<llucliwseln.
.^ueli äie smiitizelie, de^eiiieiite «lieber
Lclt ist eingeiieiill^t !x>i'UcKs!(!!>tlsst: ?„
bietet ciaz >VerK Ubell^zcbemie Hul8eK!il88e
Über ciie ^btretu>,g vnn 8tiÄ88b»!'8 uu<!
äein üi8»8«, die i»llli«cli(! Xui!iz8,v!,!>I
xnn 1697, die liellgionMiKleluiiss iu >ier
?l»i?,, die Niidcbtung ,1er im,muver8c!>en
Xur^ti^de n, «. m. Die Le8ti^eb>,nsse», em
einbeitiie!ie8 ^ieb^beer^ezen ^u 8ei>»Ne»,
5wd eingebend >u>rge8t<>iit. v^,8 >Ver!i ssleilt
,iei,iu<«:b veit !i!«'r de» m,>!wßi-l>M8cbe>,
(^»lAkwl, llul de» m«n »«ei! de», ?!tei
»lliiiieHze» Küunte, K!»il»8, v<>8 Lueb i«t
d»der »iebt nur ltil ^ii!it«!'8 i,e8ti»>ml,
«»»der» 5!!r .Vile, veiebe 8ieii llir di« vieb^
ti^en Vorssünze Muei- i!eit »»l de» ver-
«einebnen siebiete» i»tele88iwn u»d 8i, !i
ein Ki»r«8 Lull von den ver^ellenen ztlüLt«.
reclitiieden, mii!!iii-»uiiU8>:be» und Kii-eb-
iietien 2u8tiinde» d»« Ileieiie.« lur 2e!t de»
Ues8te» XlederMiißel! Im I»«» ,!eZdeut8< die»
Volke» M!>o!>«ll «die».
I
Ve>,8
f
iu ße«ssiapni8lluei, nÄtui^igzeu-
zeualtlielllllr, ^«^rllieuUiellLr.
^iitl>8<:nl>stlieni!i und ztl>2t!i«n«l
IIin8ioNt d»^e8tLl!t,
Kebzt v0i!8Mn(!iLei» Nlt8v«l«eieimi88.
KM 8e!te» lexl !n Nn>88-0cwv u»d Htw,<
mit ? !,, ^»rbendruek l>»8gesd!,lten um!
Ü8e!i,vm^«n X»Ne». »ovie 4 ssl«»!ii8c!,e!!
Ol»r8t«!i»»zen,
I'rew zei,estet N> .Varii 5<> ?s,^ elegsut
2» ^I»lli.
! ni,»it 8' VerTe! ei>»i 8 »^
NeoziÄMe. t!enl«ss!e, Ueberbiieic >»>er
die KUmaUürl!«,! Vermi!t»i88e, ?!>l»i2«!i'
Kunde, ^iderveit. Vm^esoliiclitlicl!« 2eit,
Ilümi^elie 2eit, .Vitteluiter um! ueue
2eit, V'u!l!88tiimme !>Iu»dl>Ne>i, Lli^e»),
ljevüliien,uss88t«li8!i!i, I^n><«su'tl!»et>»ft,
^Izclierei, I'u!>,t^ilt!>,«cm,fi, Lei^ve8eii,

<!ü»elbo u,iä IInmwI, Ni« Vei'Ilew'8-
milwl, VW ivedlüolien s!i'u>,<K«!;ei! <!«ü
Nie i,!Ml,' Velv»Itu„ss. HuterrielU und
Xun,<t. K!r,I,ei!- ui,<> leNBö8« l^me!»-
5s>!«lt«n, vi« l'Iimiixver««!!«,,^,
-^ N!e8e8, v»u iieivorrlMuHei! (!e-
!e>>rwll um> k!>c!imü,M(!r!> verl»88te Verli,
«ewdoz «um eiÄeu IWIe e!n« e^elwiifeittle
I>5<i!!i> ibimL ^«8 lHn>!e« ^!c>>l, bietet reiclie»
Kn,! vielLeitiFei, Ztoss, Nie beizezebene
,<«mäel8 beHebteuLvrerUi, ebenso 6Ie ^e-
«cliieiitilei,«!! »",i eultlllße.^eiilelitileiien
^»Lüben im Ni!8vei?,eielmi58.
ßeniezzt 2Üen l»n6eren 8eld5tunterri<:nt5-^Ietli(>6e n ^e^enüder
liouksit uuä ä«r ^lö«»t«i> LrIei«Qt«rni!F
Il»t«ri»l8, 8owi« ä»» öl« I>«rnln»t 8tet»
»nre^ellssn, milbelo»«», sotten ?«lt»olllitt8
in ä«r 8vr«eütlui^t»it.
l'.iuvlod!«u von
(ieußi^lelclmzlZ^l!»!! (üi^l ,Vo?i/.e, 6«nel»l-
8<,2N80Nef üilll <3c/»ttessen und H.utuiitäte>,
<!l:n

!!!!!!!!!!>!!!!!!!!!!I!l!!!!!!l!!!!!!!!!!!>!!!!!!
!!!!!!
3
!!!I!!!!!!!!l!>!>!!!!>!
!!!!!!!!!!!!!>!!!!!!

>1» »abc» i» «Uc» V«ch!,anvlun«en
l>c« 3»' »»> A»«!««»ez.

Neuinleiten dieses Jahres aus den, Verlane »er «chlcsifchen Vuchdruckerci.
Äuust- und Verlans-Anstalt v. 3. Tchottlaeuder, Vrrölau.

««d n«de^e Nooellen
Isvieörictz Aernburg.
Geheftet Ml. 5.—; gebunden Ml. «.—.
In seinem Roman „In den Fesseln der Schuld" hat vernburg in einem großen figuren'
! reichen Gemälde einen weiten Ausschnitt aus dem modernen leben geliefert; in dem vorliegenden
iVnche schildert er es in einer Reche von scharf gezeichneten Einzelbildern, Vernburg hat dem
! modernen Menschen den Puls gefühlt und ihn auf Herz und Nieren geprüft.
ZHtninern.
Skizzen
Marie von Glaser.
Zweile Auflage
Ein Rand, 22 Vogen 8».
«eh. 5»l. 3.-; «ed. Vll. 4.-
Marie uc>n Glaler'z krulingsweis
zer Iei» zwei Auslagen erschienen, wurde
PO« der Ariiil säst durchgangig als die
!en llalen!» begrüft Diele» Talen! zeig!
Ich nun erstark! und vrrliifl, in seiner
figenar! noch ausgeprägler in d^—
Dll8
Äffenmüäcken.
Roman
»a,, MauruS Iolai.
Aulschließiich ermuchlig!»
zudwig U!»ch«l«r.
Ein Vand. (5 Vogen 8».
««h. »l. ».-! «eb. »ll. 4. -
Ll<tn»ine«t in» ^e<szen.
Roman von H. Hermann.
Ein Vand, 2L Vogen 8«.
«elieitet Vll. ».-; «ebunien M». «.-
I»n!> sessel! >
^
im Jer Zruce.
Roman i>»„ Dla Hanffon.
Lin Vand. ^ Vogen 8".
Gel,. Ml. 3. ;«e». 2»l. 4.-

Portraitskizzen,
lcbenserrinnerungen und
Novellen
2? «««cn,.««»eftetV»5 -!
«ebunden »»» «,-,
Aus dem eigenen leben
hat die bekannte ver
fasserin den Ztoff zu dem
vorliegenden Vuche ge>
holt: Rückschau auf die
verflossene Zeit haltend,
hat sie die zunächst ihr
in'sAuge fallenden hellsten
lichtvunlte ihres Seins
festgehalten: die Ve-
gegnungen mit durch Geist
und Charakter hervor-
ragcndenpeisönlichkeiten.
Diese Portraits sind mit

dem Herzen aufgenommen
und daher wohlgetroffen.
ftnstierischer Meisterscha!» wie s!ü.
Zu dt,!«!,«» durch «!le V»ch!,»n»I»n»e» >cö 3n- «»» «u»la,!»c».

Neulgleite« dieses Jahres aus »cm
Kunft» und VerlagS'Anftalt
Verlan der schleichen Vuchdruckerei.
v. 3. Tchottlaendcr, Breslau.

>!» bc>!c!,t» »»rch „Uc «>><<M»»l>!»>>N<» >»«! ^«' »>» »Iu»l»n»<».

»erl«« der Echlesilchen Nuchdruckerei. Kunst» und Nerlags.«nst«l<
v. S. Gchottlaender in Nreslau.
^
^
1! ? 1 ^
,'
^»»,«. ^
<^^t>
saUeftrem. Gnfemia. Gräfin
lFrau von Adlersfeld), haidrröslcin.
Roman. Vritte Auflage.
«in »and. Geheftet ^ ,,—; gebunden
Dieser Roman ist wohl das beste Werl der be>
lieble« «rzHHIerin. deren schönes Talen! sich noch
nirgend» reicher und ausgiebiger en!fal!e! hl», al» in
diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwel!
<3ay Gl», It»a, 2wr,N. Novellen
Geheftet .«, 4,—; gebunden °<t, 5,—
In diesen drei Novellen offenbar! Ida »07,Ed
eine logik und einen psychologischen Scharfblick, wie
er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man sann sagen
überhoupi wenigen SchriflsteUern der Gegrnwar!
Glaser. Warie von, Zittergras.
Skizzen und Novelletten, 2 Auflage,
«in Vand. Geheftet ^ 5,—; fein ge-
bunden «^ 5>—
Dieses Lrstlingswei! einer begab«,, Schr,f!stellerin
ha! einen so lehhaslen Anklang »esunden, daß die erste
Aussage in kurzer Fei! vergriffen war. Die Arilik
rühni! den liebenswürdigen Plauderion, über den die
versasierin versüg!. ihre Fühigkeü, mi! wenigen
Slrichen eine <Iharak!eris!ik zu enlwersen, eine Si!u<!>
üon anzudeuien. Die kleine» Geschichien sind zumeist
AristotraieN'Novcllen, über auch wie das Volk denk!
und suhl!, ha! die Verfasserin mi! verstöndniß erlausch!
InftiNNS» Oskar, Gin Proletarier«
lind. Humoristischer, Roman aus dem
Veiliner leben.
2 Lande. Geheftet ^ü ?,5N; fein ge-
bunden «<ü Z,5N
! Zahllosen tesern ha! Vskar Iustinus durch
^ seine launigen, humorvollen Fcuilleions vergnügle
Momenie bereue! ^ zum ersten, leider aber auch zum
!e!,!en Mal !ri,! ihnen der bclieble Plauderer als
^omonschrifisteller eüigegen, der auch als solcher das
»eben vom Slandpunkle des !a6,c„den Philosophen
delrachlc!. So reich unsere tiüeraiur an kleineren
I'umorisnschcn Werken ,st, so arm ist sie an selchen
großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die
ein ganzes umfassendes Zeübild, un!er de,,, Gestchis^
winke! des l'umoristen gesehen, dielen Deshalb wird
dieser große humoristische Ron,an „>il >»„ so größerer
Freude begrüß! werde,,.
D«chm. Hedwig. Me Frauen wer
den. — Werde, die Tu bist. Novellen.
Geheftet ^l. 3,—: gebunden .«. »,—
Diese Novellen überlrcffen durch künstlerische voll
endung, durch Ideengehalt und weüe des t'orizonr«
wohl Alles, was sonst aus d,esrm Gebiele geschaffen wird.
Kacher Wasoch. Keapold von.

Zcrta. Die Maus. — Maria im 5chnee.
Novellen.
«in Vand. Geheftet ««. 5.—; fein ge-
bunden ^ 5,—
Das Ewigweibliche ha, au< Soch er.Masoch ,
von jeher große Anzirbungstrajl geübl i mi! bell»»
dercm Vorliebe und Meisterschaf! schilderi er Frauen
Den, ausmerssamen leser enthüllt stch in diesen unter.
zum Ausdruck bring!.
Kamarow, Gregar, Am Abgrund.
Roman.
2 Vände. Geheftet ^t, 9,—; gebunden
^ N —
Oregor Saniarow versteh! es meisterhott, ciuch
in diesem neuen Romane das Interesse seiner tcirr
in forlwührender Spannung zu erhallen, Ls >s! eine
zum Iheil neue we», die wir hier in den Schill»«'
rungen russischer Zustünde kennen lernen, D,e Sprache
ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwur«
und dabei doch maßvoll! einzelne Scenen von geradezu
ergreisender Wirkung,
Kchonthan, Franz von, Ter «e.
neral. Novelle
Geheftet «^ 2,—; fein gebunden ^l, 3.—
Daß Franz von Schönlhan, derbem großen Pub!,,
kam vornehmlich als ein Anhänger der beiteren Muse
besann! ist, auch für die ernsten Conslille des lebens
verstHndniß und dichlerifch gestallende Vegabun» l'e'
s!sil, hal er in dem Schauspiel „Das goldene Such"
Piola. M., Zweierlei Liebe. Roman..
Lin Vand. Geheftet ^.4,—; gebunden
»«, 5.—
Der Roman ist packend geschrieben und die
> anschaulich und fesselnd. Das'wer!, das in seinen,
ühema ganz 6u 60 «iecle ist, darf auf einen große»
teserkreis rechnen.
ZU beziehen durch lllle Sllchhllndlungen des Zn» und Auslandes.
',, !!I!!,!!!,> !<>!!!!<!.!>.!>>>>>>
!!!!!!>>I><!!!>!>!
8
ÜOlllXI !!!>!!>«>!!"> >!!!!>!! !!'!!!<!>>!!